Wilhelm und Rosina.

Wilhelm und Rosina,

ein

ländliches Gedicht

von

M. Meyr.

München.
Druck und Verlag von Georg Franz.
1835.

Erster Gesang.

BIBLIOTHECA
REGIA

Erster Gesang.

Horchet auf's Neue dem Kampf, in einfachländlichem Kreise,
Herzlicher Neigung mit emsigem Trieb nach vergrößertem Wohlstand,
Horchet des Vaters Plan, der Kinder geheimem Verständniß,
Drauf des Entdeckenden Grimm, der würdigen Freunde Berathung,
Und vernehmet dann freundlich zuletzt, wie der treffliche Pfarrherr
Weise geschlichtet den Streit und die kämpfenden Stimmen versöhnet.
Doch du himmlische Muse, die du die lautere Wahrheit
In frischblühendem Schmuck, in farbigem, ächtem Gewande
Wirklichen Lebens uns zeigst, die du den Sänger von jeher

Freundlich geleitet auf irdischen Wegen, ihm reicher und reicher
Herrliche Fülle der Welt erschließend, o laß ihn auch jene
Treulich schauen das Leben des Geists, des Gemüths und der Sitte
Dieses natürlichen Volks, laß Ernstes, Heiteres und Holdes
Ihn erfreulich bezwingen, und laß es lebendig ihn zeigen,
Wie auch in solchem Kreise die Frucht des irdischen Daseins
Wächset und reift, das zeitliche Thun in's Höchste verklärt wird.

Unter der stattlichen Thüre des wohlerneuerten Hauses
(Vorn zweistöckig gebaut, mit hellen Stuben und Kammern)
Stand zur Seite der freundlichen Frau der behagliche Landwirth
Johann Balthasar Schmidt, und sagte die traulichen Worte:
Also behüte dich Gott, du weißt nun alles und führest

Alles getreulich aus, wie wir's zusammen beschlossen,
Richtest ein stattliches Essen mir her und sorgst für Getränke,
Wie sich's ziemet für Gäste, die man zu ehren gedenket.
Kommt dann Rosine vom Markte zurück, so hältst du zu Haus sie,
Daß sie nicht etwa mir weg auf Abendbesuche sich schleiche —
Alsdann hoff' ich, es wird die Sache doch endlich entschieden.
So, ich gehe nun fort, hinaus in unsere Feldung,
Um zu sehen, wie sich das Getreid jetzt wieder gemacht hat
Seit ich es nicht mehr gesehen: das Wetter ist gar zu erquicklich.
Gegen den Abend dann kehr ich zurück, sprech ein bei dem Nachbar,
Ganz wie von ungefähr, und bringe dir unseren Gast mit.
Also sagt' er vertraulich zur Beifall nickenden Ehfrau,
Gab ihr die Hand zum Abschied und kehrte sich gegen das Hofthor.

Halb erst hatt' er's erreicht, da kam ein neuer Gedank' ihm:
Noch eins! — rief er, gewandt zur still nachschauenden Hausfrau —
Kommt Wilhelm vom Markte zurück, so kannst du ihm sagen,
Daß er das Wägelein nicht beim Wirth mir bestelle so wie ich
Heut ihm befohlen, es hat der Nachbar daneben schon auch eins,
Das uns so gut wie jenes bis morgen bringet zur Base;
Denn lang währet ja so das Entlehnen nicht mehr, das im Herzen
Mir zuwider nun ist, es versprach mir's gestern der Wagner,
Auf die Woche gewiß ist unser Wägelein fertig.
Drauf durch's Nicken der freundlichen Frau vollkommen befriedigt,
Dreht' er das Hofthor auf mit gedehntem Knarren der Angeln,
Und trat langsam hinaus auf die weißlichschimmernde Straße.
Würdig, bedächtigen Schritts, auf dem braunen schmaleren Fahrweg,

Wo man des Regens Spuren noch sah, doch jetzo getrocknet,
Lenkte sodann er die Gasse hinauf, die sich schied von der Straße,
An der Kirche vorbei, an des Kirchhofs graulicher Mauer,
Und an dem Hause des geistlichen Herrn, das zierlich sich ausnahm
Unter den Häusern des Dorfs, umkrochen von herrlichem Weinlaub,
Zwischen den Höfen dahin durch trauliche Gärtchen geschieden.
Stand wohl ein alter Freund am Zaune des Hofes gelehnet,
Schauend still für sich hin und behaglich schmauchend ein Pfeifchen,
Diesen begrüßt' er mit Lust, und bejahte die schickliche Frage:
„Auch hinaus auf das Feld?" mit heiterem Lobe des Wetters.
Also begrüßt' er auch Frauen zuerst und artige Mädchen,
Wie sie ihm kamen, und wie sie nähend saßen am Fenster,
Selten ohn' einigen Scherz; denn den verstand er zu spenden.

Kam er aber vorbei an jungen Burschen und Knechten,
Die in frohem Gespräch um die Hausbank saßen und standen,
Und in festlichem Putze, die grüßt' er mit nichten am ersten,
Sondern erwartet den Gruß, der ihm auch niemals versagt ward;
Denn so verlangt es die Sitte: die Jugend ehre das Alter.
Also war er vorüber die letzten der Häuser gekommen,
Und es zeigte sich rechts der gelbliche Spiegel des Teiches,
Schön ummauert und fest an dem Halbkreis gegen das Dorf her,
Und für den sprudelnden Bach mit trefflichgezimmertem Ablaß.
Freundlich sah er ihn an, es erquickt' ihn der reinliche Anblick
Doppelt, als er gedachte, wie noch vor einigen Jahren
Alles ein Sumpf nur gewesen, von wüstem Kraute durchwachsen,
Nur von schnödem Gewürme bewohnt, von Fröschen und Kröten.

Doch es erkannte die ernſtliche Pflicht der treiſliche Schultheiß,
Trug im Rath der Gemein' es vor, daß der Teich zu erneuern,
Und errang es zuletzt, obgleich ſich Stimmen erhoben,
Sprechend von argen Laſten und von unnöthigem Aufwand;
Aber er raſtete nicht, und beſiegt von den beſſeren Männern
Fügten ſich alle zuletzt. Friſch ward nun im Sumpfe gegraben,
Nährender Schlamm auf die Wieſen geführt und die mageren Aecker,
Bauſtoff reichlich geholt und mit Eifer gemau'rt und gezimmert,
Bis der erneuerte Teich ſo freundlich wie jetzo ſich zeigte.
Nun war's recht, nachdem es vollendet, es dankt' ihm im Herzen
Jeder, auch die ſich dagegen geſträubt, ſie mußten es loben.
Denn man erkannte gar bald des Teichs ausnehmende Wohlthat:
Pferden bot er die reinlichſte Schwemme, dem weidenden Rindvieh

In der trocknenden Hitze des Sommers erfrischende Labung,
Und die schnatternden Schaaren der Gänse, der wackelnden Enten
Konnten mit lustigem Lärmen darin sich wiegen und tauchen.
Fische gediehen in ihm gar trefflich, die man gesetzet,
Und es löste daraus die Gemeind' manch tüchtiges Geldstück.
Dieses erwägend im Geiste gedacht' in Ehren der Alte
Des umsichtigen Mannes, dem all dieß Gute verdankt ward,
Lächelnd still für sich hin: er gedacht' auch, wie er ihm vor Allen
Tapfer geholfen, und wie sein Beispiel Vieles vermochte.
Solcher Gedanken voll schritt er an dem Teiche vorüber,
Hin zu dem Ackergefild und hinein in den bräunlichen Feldweg.
Rings erglänzten die Saaten um ihn, langhalmiger Roggen
Nickt' in graulichem Grün mit vollen und blühenden Aehren,

Und in reichlicher Fülle, mit dichten, länglichen Blättern,
Wenig nur überragt von halb entwickelten Aehren,
Stand der Dinkel daneben in leiser, üppiger Ruhe,
Hier in dunklerem Grün, dort gelblicher, goldener schimmernd.
Und so lagen die Felder hinaus in herrlichen Farben,
Mannigfaltig getheilt, in erfreulichem Wechsel für's Auge
Weithin, bis in der Fern' Kirchthürme von anderen Dorfern,
Wohl auch ländliche Häuser in bräunlichem Dufte sich zeigten,
Oder des Hügels Saum lichtbläulich begränzte die Landschaft.
Schweigend blickt' er und staunend umher, der treffliche Landwirth,
Ueber den Segen der Flur — er bewegt' ihn tief in dem Busen,
Und so rief er zuletzt nach begierigem Schweifen der Augen:
Nein, erquicklicher, herrlicher ist doch nichts zu betrachten

Als solch reichliches Korn! Wie all und alle die Aecker
Stehen, nur prächtiger immer, der Dinkel so gut wie der Roggen.
Gnädig bis jetzo fürwahr erzeigte der gütige Gott sich,
Weit mehr lohnend als wir es verdient, so mög' er nur gnädig,
Was er uns wachsen ließ, vor Schauer und Hagel auch wahren.
Also regten in ihm sich löbliche fromme Gedanken,
Und er versenkte sich tief in stillandacht'ge Betrachtung.
Heißer brannte die Sonn', es wehten nur leisere Lüftchen,
Ueber die Saaten hinaus wob sommerlich Gaukeln der Wärme.
Siehe da wollt' er sich's doch bequem auch machen, er knöpfte
Auf den tuchenen Rock von sanftgrauschwärzlicher Farbe,
Daß die sammtene Weste mit großen, silbernen Knöpfen
Sichtbar wurde, so auch die schwarzhirschledernen Hosen,

Zierlich unter den Knie'n mit Schnallchen zusammengezogen,
Schneeweiß schimmernde Strümpfe, doch nur zur Hälfte, dann abwärts
Von den Stiefeln bedeckt, den bequemlich weiten und kurzen,
Wie sie die reicheren Männer, die Müller und Wirthe nur trugen.
Drauf dann lupft' er die Mütze von Sammt, mit seidenem Quaſtchen,
Mit Fischotter verbrämt, ſich weiter hinab vor das Auge,
Legte die Hand' auf den Rücken und ſumm' in träumendem Wandeln
Sich ein geiſtliches Lied. Süß war ihm das ahnende Sinnen,
In das ſtill er verſank im Zauberwehen des Sommers;
Doch ward er aus dem gaukelnden Traum bald wieder gezogen
Hin auf das Ackergefilde zu heiterfreulichem Anblick.
Denn er gelangte ſofort an einen eigenen Acker,
Welcher zunächſt ihm am Dorfe gelegen, — da ruckt' er geſchwinde

Aufwärts wieder die Mine von Sammt und ſchaute vergnügtlich
Auf die Beete, die ihn ſo bekannt anſprachen und traulich.
Länger verweilt' er dabei, trat ein in die Furche mit Vorſicht,
Und betrachtete recht in der Nähe die Halmen und Aehren.
Endlich rief er für ſich mit heiterzufriedenem Lächeln:
Unſer Roggen gehört auch nicht zu den ſchlechten, das merk' ich;
Wie er gewachſen iſt! Nicht ſo hoch ging er mir letzthin
Noch, und nun ſteh ich darin und die Aehren treffen den Kopf mir.
Freilich war auch das Wetter darnach, man hätt' es nicht beſſer
Wünſchen können bis jetzt, und ſo ein Wetter kann alles.
Wie es ſo voll daſteht! doch ſteht es auch wieder zu dick nicht,
Daß es beim Regen verliegt, viel Stroh nur und weniger Korn gibt —,
Grad ſo wie man es wünſchet. Das gibt mir herrliche Garben!

Aber nun wird die Mutter doch sehn, daß es klüglich und gut war,
Größer die Scheune zu bau'n. Vor'm Jahr schon wollte der Plan nicht
Reichen für all das Korn, und es mußte der Hader im Garten
Lang stehn bis in den Winter hinein, so daß er zuletzt uns,
Obgleich künstlich gethürmt von dem fleißigen Burschen, dem Wilhelm,
Schaden vom Regen erlitt und die äußersten Garben verfaulten.
Doch jetzt soll es mich freuen, wenn sie es doch noch am Ende
Loben muß, daß ich gebaut; denn mit den Früchten der Aecker,
Die ich noch neulich gekauft von dem zerschlagenen Hofaut,
Wird mir die Scheune doch übervoll, so groß sie auch dastebt.
Also sprach er für sich in frohzufriedenem Tone,
Trat aus der Furche heraus, und wandelte weiter im Feldweg;
Aber nicht lang, er hielt an dem großen Acker des Nachbars,

Der an den seinigen stieß, wie in jeglichen Theilen
der Feldmark.
Denn es waren in früherer Zeit die Höfe vereinigt,
Und erst später getheilt von einem Vater, der bei-
den
Söhnen wollte verleihen ein schönes und stattliches
Hofgut.
Dieser erbaut' ein tüchtiges Haus und tüchtige Scheu-
nen
Für den älteren Sohn in der anderen Seite des Gar-
tens,
Der vor der Wohnung ihm lag, und gab ihm die
Hälfte der Felder;
Doch dem jüngeren Sohne verlieh er die eignen Ge-
bäude
Mit der anderen Hälfte. So waren sich lang die
Besitzer
Nahe verwandt, bis ein Sprößling zuletzt des jün-
geren Sohnes
Gänzlich ließ von der Art der thätigen, wackern
Familie,
Schulden auf Schulden häufte, daß endlich der Hof
ihm verkauft ward,
Der an den Ahnherrn darauf des jetzigen Nachbars
gelangte.

Sinnend besah der Alte nunmehr den trefflichen Acker,
Freute sich, daß das Getreide so schön stand wie auf dem eignen,
Nicht ohn' näheren Grund: er hatte die herrliche Hoffnung,
Daß auf's Neue die Höfe vereinigt würden, und so dann
Wurde gebildet ein Gut, wie kein's war rings in der Gegend.
Denn es hatte der würdige Mann, der begüterte Nachbar,
Einen einzigen Sohn, der jetzo die Jahre betreten,
Wo das männliche Herz sich sehnet nach einer Gefährtin.
Dieser hatte schon lange mit wünschendem Auge Rosinen,
Johann Balthasar Schmidts holdblühende Tochter, betrachtet,
Und gar viel sich bemühet, die Gunst zu erringen des Mädchens.
Meist mit ihr nur allein tanzt' er in den Tagen der Kirchweih,
Setzte sich neben sie hin in der Stub' und ließ ihr die beste

Labung bringen, Gebackes und funkelnden Weines die Fülle,
Auch des duft'gen Caffee's und der leckerbereiteten Kuchlein;
Obgleich kargen Gemüths und das Geld schon jetzo beachtend,
Mehr als der Vater noch that: gern opfert' er's doch für Rosinen.
Aber es wollte bei allem Bemühn mit seiner Bewerbung
Ihm nicht glücken, es ward ihm das Mädchen nie herzlich gewogen.
Freilich war er auch sonst nicht wohl zum Lieben geschaffen:
Klein, und von üblem Wuchse, mit trägem und schleichendem Gange
Ward er oft ein Gespött in den Rockenstuben des Dorfes,
Wenn der schelmische Chor der spinnenden Mädchen sich austieß
Ueber die Bursche des Dorfs, was ihnen das liebste Gespräch ist.
Und so hatte niemals ihn auch Rosina begünstiget,
Weder mit Wort noch Blick, wie man thut den herzlich Geliebten,

Nicht ein einzigesmal; aus Güte nur war ſie gefolget
Ihm zum Tanz und zum Schmaus, und weil der Gebrauch es verlangte.
Nicht nur ſeine Geſtalt war ihr zuwider, ihr war noch
Mehr zuwider ſein Sinn und ſein ſo albernes Schwatzen.
Denn ein reiner Verſtand, ein natürlicher, lebt' in dem Mädchen,
Und ſie hatte gar wohl ihn im Haus des würdigen Pfarrherrn,
Wo ſie ſticken gelernt, Figuren nähen und Namen
Mit buntfarbigem Garn von der freundlichen Frau und den Töchtern,
Ausgebildet, mit Fleiß, in weiblich ſchonen Geſprächen;
Und ſo war ſie gewohnt nur vernünftige Worte zu lieben.
Trat nun Kaspar ſie an mit verlangenden Blicken des Freiers,
Mit einſchmeichelnden Reden, von ihm um ſo widriger klingend,
Ward er ihr in der Seele verhaßt, und ſo gab ſie ihm manchmal

Schnippische Reden sogar, obgleich sie das selten so pflegte,
Ja sie suchte zuletzt sich ihm wo sie konnt' zu entziehen.
Doch das schreckt' ihn nicht ab, da ein so treffliches Mädchen,
Und ein so stattliches Gut zu gewinnen war, da er die Eltern
Günstig gesinnt sich wußte, dem einzigen Erben des Nachbars.
Denn die sahen es freilich gern, wenn um ihre Rosina
Sich so eifrig bemühte der Sohn des begütertsten Landmanns,
Und sie leisteten ihm in seinem Bewerben noch Vorschub,
Unwillkürlich, und nicht nach reifem, ernstlichem Plane,
Wie's nur eben sie lehrte die Klugheit sorgender Eltern.
Also luden sie ihn an festlichen Tagen in's Haus ein,
Setzten am reichlichen Tisch ihn neben die blühende Tochter,
Und ermahneten diese mit leiszuredenden Worten,

Freundlicher doch und gefälliger sich dem Gast zu bezeigen.
Ungern folgte Rosine, doch that sie's den Eltern zu Liebe,
Und erregte die Hoffnung dadurch in ihnen und Kaspar
Immer wieder auf's Neue, der, wie die Verliebten es pflegen,
Auch die kleinlichste Silbe zu seinem Besten sich auslegt'.
Also hatte man lange die Sache nur spielend betrieben,
Bis in der jüngsten Zeit sie zu wirklichem Ernste sich wandte;
Kaspar wollte zulent doch Bestimmtes und Festes erfahren,
Sicher, und wandte darum sich an eine Base Rosina's,
Die ein vermögliches Weib, auch Vermögliche wußte zu schätzen,
Und bei dem Vater Bedeutendes galt, auf daß sie ihn frage,
Ob er sein Jawort gäb', wenn er würb' um die Tochter Rosina.
Freudig nahm der Alte dieß auf und beschloß mit der Ehfrau,

Mitzunehmen als Gast den Sohn des begüterten Landmanns,
Wenn von dem Felde nach Haus er am Pfingsttage-abend zurückkehrt',
Daß derselbige da sich frei und offen erkläre.
Dieses bewegte die Seele nunmehr des wardigen Landmanns,
Als er mit sinnendem Auge den trefflichen Acker beschaute.
Langsam wandt' er sich ab und bedächtig wandert' er weiter
Durch das herrliche Korn auf dem braun sich windenden Feldweg,
Stets wohlthuend erfüllt, von reizenden Bildern der Zukunft.
Er vertiefte sich ganzlich in diese Gedanken des Innern,
Und die goldenen Träume, die bunten, waren ihm lieber
Als die Saaten zu schaun, die ihn eben noch so erfreuten.
Halbeindrückend die Augen und summend fröhliche Liedchen,
Wie er als junger Bursche sie sonst beim Tanze gesungen,

Schaut' er begierig hinein in köstliche Tage der Zukunft.
Heiter sah er den Heirathstag und würdig gehalten,
Bei dem festlichen Schmause der ganzen stattlichen Freundschaft,
Drauf dann sah er den geistlichen Herrn die Verlobten verbinden
Unter verwundertem Horchen der freudigerregten Gemeinde,
Sahe gehalten hernach die überprächtige Hochzeit,
Alles voll Lust, voll Jubel und Tanz und köstlichem Schmausens,
Bis in die tiefste Nacht; dann sah er begonnen die Wirthschaft
Von dem Schwiegersohne, die trefflichen Höfe vereinigt,
Noch mehr Aecker erworben, das Eigenthum immer vergrößert;
Sah die Scheunen gestopft mit reichlichen Früchten des Feldes,
Und die Häuser gefüllt mit schimmerndem, trefflichem Hausrath —
Kurz, ein Jedes nur prächtiger noch als bisher es gewesen,

Aber er selbst sah mit der lieben, freundlichen Ehefrau
In der oberen Stube behaglich der Ruhe nun pflegend,
Und für immer befreit von der strengeren, schärferen Arbeit,
Still und gemächlich sich mit seinen Geldern beschäft'gend.
Die er zurückbehielte, nach Lust nur rathend und helfend,
Auf den Feldern herumspazierend und lehrend die Enkel:
Sich und den Nachbar reich und geehrt, noch reicher die Kinder,
Und die Familien, so zu dem festesten Bande vereinigt,
Wohlverwahrt und geschützt vor jeglichen Fällen des Lebens. —
Also gaukelten süß vor seiner Seele die Bilder
Goldener künftiger Zeiten, und rastlos schweigt' er in ihnen,
Freudig lächelnd dabei, zuweilen auch plaudernd für sich hin, —
Und melodisch säuselte drein leiswehendes Leben

Glühender Sommerluft. Doch ward' er nicht selten gestört auch
In der träumenden Wonne, von einem alten Bekannten,
Welcher allein hinwandelnd mit bräuchlichen Worten ihn ansprach,
Oder von einem ehlichen Paar, das vertraulich spazierend
Hier zusammengenoß der Felder erquicklichen Anblick;
Aber ob zu dem Ersten er gleich manch gute Bemerkung
Ueber den Feldbau machte, und in das Gespräch mit dem Ehpaar
Mischte behaglichen Scherz, indem er die herrliche Luft pries,
Hier selbander zu gehen, der Liebste zur Seite der Liebsten,
Und auf sein Eh'weib schmalte, die jeglichesmal ihn allein ließ',
Wenig um ihn sich kummernd, — so sucht' er doch immer begierig
Loszukommen so bald es sich schickte, nur wieder zu wenden
Seinen Sinn zu dem herrlichen Plane. So sitzet die Fliege

An dem Gefäß voll köstlicher Milch und saugte begierig;
Oftmals wehrt mit Willen sie ab die sorgliche Hausfrau,
Oder scheuchet sie weg, vorübergehend aus Zufall —
Aber ein jeglichesmal kehrt diese sich wieder zur Milch hin,
Unermüdlich, und saugt nur stets mit begierigem Zuge —
So durchwandelte schweigend das Feld der würdige Landmann.
Aber nun stand er still: er war an der Gränze der Feldmark
Seines Dorfes, und dieß sah klein nur und duftig verschwommen
Ueber die Halme nun her, es lag ein andres ihm näher.
Schweigend schaut' er umher: er besann sich, ob er nach Hause
Jetzt schon sollte zurück, ob lieber das Sommergetreide' er
Auf der anderen Seite noch schauete, über dem Wiesgrund.
Sachte denn zog er die Uhr aus den schwarzhirschledernen Hosen,

Silbern, und in schildförmem Gehäus, mit breiter und langer
Silberner Kette, die er vom trefflichen Vater ererbte,
Blickte bedachtig darauf, und fand, daß es immer noch früh sei.
Rastig lenkt' er darum nun hinunter den schmaleren Fußweg
Gegen den Wiesgrund zu, der, voll von üppigem Grase,
Reich durchwoben mit Blumen, mit gelben, weißen und blauen,
Auch mit Herrgottsrode mit rothlichem (wie man die Blüte
Nennet des Wiesenklee's, die den trefflichsten Boden bedeutet) —
Zwischen dem grünen Gefilde gar bunt und lieblich sich ausnahm.
Bienen summten um ihn, mit Begierde sich senkend in Blüten,
Ziehend auf glänzendem Blau des Himmels schwarzliche Striche
Bei heimkehrendem Fluge; die tiefersummenden Hummeln
Wühleten plumper hinein in den honigquellenden Abgrund

Zartesten Blattergewirkes, und Schmetterling' wiegten sich singend
Oder mit summendem Flug in lieblichschillernden Farben.
Rings lag alles umher in tiefem, heiligem Schweigen,
Nur der Lerche Gesang, hoch oben in blaulichen Lüften,
Tönete leise, wie Sphärenklänge vom Himmel herunter,
Und unmerklich rieselte drein des Baches Geröhricht.
Da ward innig gerührt der Busen des würdigen Landmanns
Von dem herrlichen Leben der Flur; und ob er den Nutzen
Wohl auch heiter bedachte, und mit Vergnügen die Bienen
Treiben sahe das schöne Geschäft, da er selber zu Hause
Mehrere Stöcke besaß, die ihm lieferten köstlichen Honig,
Dennoch erquickt' ihn tief in der Brust die blühende Schöpfung,
Dankbar dacht' er daran, wie der Herr die Erde gezieret,

Sich rückrufend den trefflichen Vers aus ſeinem Geſangbuch,
Wo mit kindlichem Sinne die Güte des Schöpfers gelobt ward,
Der, allmächtig, die Welt den ſterblichen Augen zur Luſt ſchuf.
So nun hatte die Mitt' er erreicht des farbigen Grundes,
Wo der murmelnde Bach in mannigfaltigem Schlängeln
Gegen den Teich des Dorfs ſich hinabwand, ewiges Waſſer,
Und ſtets lieblich und friſch, zuführend dem ſtehenden, gelben.
Da erblickt' er zur Seite hinab, am Ufer des Baches,
Eine geſchäftige, lärmende Schaar von Knaben des Dorfes.
Sicherlich, dacht' er ſogleich, iſt unter ihnen mein Fritz auch,
Welcher ja überall iſt, wo's närriſche Dinge zu thun gibt,
Und die anderen noch anführet. Ich bin doch begierig,
Ob ich noch Freud' an dem Schelmen erleb' und ob es mich nicht noch

Rent, daß an Kindesstatt ich ihn nahm von der seligen Schwester,
Welche so früh in das Grab dem gestorbenen Manne gefolgt ist.
Muß doch sehn, was sie thun! — So dacht' er und nahte sich ihnen.
Als nun die Knaben den Mann erblickten, so standen sie stille,
Steckten die Köpfe zusammen und flüsterten leis und bedenklich.
Einige wollten sogar aus dem Haufen in hastigen Sprungen
Ueber die Wies entfliehen und purzelten fast in der Eile,
Gleich dem Hasen des Felds, der vom Hunde verfolgt bergab rennt;
Aber der muthige Fritz rief ihnen die tadelnden Worte:
Was, seid ihr auch Männer? so bleibt doch, es ist ja mein Vater!
Nun erst blieben sie stehn und erwarteten schüchtern die Ankunft.
Strenge, mit wichtigem Blick sah hin auf die Knaben der Alte,
Welche mit Angelgeräthen ein breiteres Wasser umstanden,

Ruhig und still; nur Fritz mit einigen kühneren Burschen
Stand abwärts in dem Bach, die weißen, linnenen Aermel
Bis an die Achsel hinauf zu rundlichem Bausche gewickelt,
Daß er mit nacktem Arm in die Wasserhöhlen der Seiten
Langen konnte, zu fahen die braunen, kneipenden Krebse.
Aber mit Ansehn rief zu den schüchtern-blickenden Jungen
Um das vordere Wasser herum der würdige Landmann:
Nun ihr Bursche, was treibet ihr hier auf der Wiese, so, konnt ihr
Heute nichts Besseres thun als das Gras zertreten den Leuten?
Wartet, ich sags dem Flurer, der wirds euch weisen ihr Schelme.
Seitwärts schielten die Köpfe, wie etwa schielet ein Spitzhund,
Duckend, wenn ihn der Herr anfährt mit zornigen Worten;
Aber mit offenem Muth im heiteren, blühenden Antlitz

Zwischen dem lockigen Haar rief Fritz zu dem schel-
tenden Vater:
Ach, wir wollten ja nur ein wenig fischen und
krebsen,
Weil's so gewaltig viele da gibt und Niemand sie
fangt sonst,
Und weil's Schade doch wär' um die herrlichen
Fisch' und die Krebse,
Wenn man sie gar nicht fing' und zu Haus sie sich
ließe nicht richten.
Sehet einmal die Kressen mir an und die länglichen
Grundeln,
Und die Krebse, die dort ich in's Sacktuch habe
gebunden!
Alle sie trag' ich nach Haus, dann kann die Mutter
sie kochen,
Und wir haben zu Nacht ein ganz vortreffliches
Essen.
Also rief er und hüpfte heraus und wies sie mit
Prangen.
Ernsthaft zwang sich der Alte zu sein, es erfreut'
ihn im Herzen,
Wie der Knabe so schnell mit der passenden Rede
bereit war;
Aber sie fuhr er ihn an mit strengen und drohenden
Worten:

Du auch, saubrer Geselle, bist hier? Das konnt' ich mir denken.
Sind nicht die Hosen verspritzt! voll Schmutz von oben bis unten!
Gleich zieh wieder dich an, und gehe mir nimmer in's Wasser.
Spottend sagt' er darauf zu den Fischen und krabbelnden Krebsen:
Das ist mir saubere Waare! du hast ja die kleinsten gefangen,
Kerle, so dünn und so schmal, daß nichts als Gräten daran sind.
Ja da würdest du wohl viel Ehr' aufheben zu Hause!
Komm, zieh hurtig dich an, geh heim und sage der Mutter,
Daß sie was Besseres richte zu Nacht als grätige Fische.
Also gebot er bestimmt und verließ die horchenden Knaben.
Aber es flüsterte Fritz seinnickend zu seinem Kameraden:
Nun das will ich doch sehen, ob er die Fische nicht mitißt,
Wenn in saurer Brühe die Mutter sie heute mir abkocht.

Denn ihm schmecken sie wohl, und ich wett' er isset die meisten,
Wenn er schon jetzt so thut, als wär' es nur lumpige Waare. —
Langsam kehrte zurück auf den Weg der Vater, und stieg dann
Ueber gewaltige Steine des Bach's auf die andere Seite
Gegen den Hügel hinan, der mit Sommergetreide bedeckt war.
Sinnen ergriff sein Gemüth; es hatte des Knaben Erscheinung
Ihm vor die Seele geführet ein neues Bild zu den andern,
Das er jetzo verband mit dem alten herrlichen Plane.
Und so sprach er behaglich zu seinem vernehmenden Geiste:
Welch ein Schelm ist der Fritz! Wie er so schnell mit der Antwort
Da war, wie er es wußte zu drehn und zu wenden so klüglich,
Während die anderen nur dastanden mit dummen Gesichtern!
Der, auf's Gute geleitet — das kann was Tüchtiges werden.

Aber so gebe nur Gott, daß er nicht in schlechte Gesellschaft
Später mir einmal gerathe mit seinem so frohlichen Muthe!
Zwar zum Landmann tauget er nicht, er ist zu lebendig,
Und nur immer bestrebt, sich künstliche Dinge zu schnitzen;
Aber das ist wahrhaftig mir lieb, ich könnt' ihm ja doch kein
Hofgut geben, und ohne den Hof, was ist da der Landwirth?
Das kann Jeder an Wilhelm sehen, dem trefflichen Burschen,
Dessen Vater den Hof verloren, so daß er nun dienen
Muß, der arme Gesell. Obschon bei mir es ihm wohl geht,
Thut's auf die Länge nicht gut; denn es will ein tüchtiger Jüngling
Selber zuletzt ein Geschäft, nicht immer nur anderen dienen.
Aber es hält jetzt schwer, durch Heirath eins zu bekommen,
Ueberall gibt es Söhn', und selten nur Mädchen mit Höfen.

Darum ſoll mir auch Fritz ein Handwerk lernen, ein tücht'ges,
In der Stadt, und ich will für ihn ſorgen und zahlen nach Kräften,
Will ſo getreulich erfüllen das Wort, das der bittenden Schweſter
Ich an dem Sterbebett gab, es tröſte ſie Gott der Allmächt'ge!
Hat er alsdann was Rechtes gelernt, dann kann's ihm nicht fehlen,
Und ich erleb' es gewiß, daß er noch ein ſchönes Geſchäft treibt.
Alſo war er hinan den ſanften Hügel geſtiegen,
Und es erglänzte vor ihm weithin das Sommergetreide,
Gerſte mit grannigen Aehren in goldengrünlicher Farbe,
Haber in dunklerem Grün und halb entwickelten Aehren;
Fernab lagen die Aecker mit Flachs und Erbſen bebauet,
Oder mit Hanf, mit Klee, wie mit wirrhinwindenden Wicken,
Jedes in anderem Grün, gar freundlich zu ſchauen den Augen,

Und der blühende Reps, hochgelb, auf einzelnen Aeckern,
Schauete blendend heraus, vor all den andern bemerklich.
Wie der reisende Mann, der vielerlei Länder besucht hat,
Und viel Städte gesehen, sich dennoch freuet des neuen
Lands und der neuen Stadt, die er trifft auf fernerem Wege,
Wie er ihr Schönes betrachtet, und wieder und wieder bewundert,
Wenn er auch Aehnliches schon in vielen und andern gesehen
Und mit Vergnügen gepriesen; so hier auch der treffliche Landwirth
Sah mit erneuerter Wonn' umher, und wurde nicht müde,
Hin und wieder zu gehn und zu preisen das köstliche Wachsthum.
Aber er war vom Steigen erhizt; er mußte den Schweiß sich
Von dem Gesicht abtrocknen, und muß' mit dem Tuche sich fächeln.
Wenig half es; ihm schien es nur schwüler noch immer zu werden,

Als er recht es bedachte — von Herzen verlangt' ihn nach Kühlung.
Da besann er sich denn mit überlegenden Worten:
Wie wär's, wenn ich noch vollends hinauf zu unserer Waldung
Stiege, da hab ich genug des herrlich kühlenden Schattens
Bis die sinkende Sonne dann milder scheinet am Heimweg,
Und da kann ich doch wieder einmal das Holz mir betrachten,
Das ich so lange bisher mit Fleiß zu prüfen versäumet.
Zeit ja hab ich noch wohl, wie jetzt erst besser mir einfällt,
Denn der Kaspar ist heut auf dem Markt, und kommt doch gewiß erst
Gegen den Abend nach Hause; vielleicht auch daß ich ihn treffe,
Da dort unten der Weg von der Stadt durch den schattigen Wald führt.
Rüstig schritt er darum hinan zu dem lieblichen Waldstück,
Das am nächsten ihm lag und zu seinem Hofe gehörte,

Groß genug, um das Haus zu versorgen mit treff-
lichem Brennholz,
Und noch etliche Klafter zu schönem Erlöse zu
liefern,
Auch manch stammige Eich', um tüchtige Dielen und
Pfosten
Auszuschneiden zu eignem Bedarf, und den rund-
lichen Hackstock,
Wo man im Winter das Schweinfleisch hackt zu
leckeren Würsten.
Eben so Birkenstämme zu Leiterwagen und so
noch
Mancherlei Stangen, zu Stielen der Rechen und
Gabeln geeignet.
Lieblich säuselten rings süßlabende Kühlung die
Baume
Zitternden Laubes dem glühenden Mann, er trocknet'
den Schweiß noch
Von dem Gesichte sich ab und trat dann hinein in
das kuhle
Dunkel des schattigen Waldes. Ihm waren die
Augen geblendet,
Und nun blickt' er umher in grünes und grüneres
Dunkel,
Auf braunrindige Stämm', auf wankende, neckende
Lichter,

Sparsam durch umschimmertes Laub von der Sonne gesendet,
Wieder auf schwellendes Moos und auf blätterdichtes Gesträuche
Lang und blinzelnd, und rieb sich dazwischen zum öftern die Augen.
Diese gewohnten sich bald; er genoß die köstliche Kühlung
Recht nach Herzenslust und schritt mit gutem Bedachte,
Stets umbiegend das niedre Gesträuch so weiter und weiter,
Schlankere Stangen und Baume mit prüfenden Blicken betrachtend.
Ihm ward im Walde so wohl; er gedacht' an die fröhlichen Zeiten,
Wo noch der Vater als Knaben ihn mit in die Waldung hinausnahm,
Wenn er das Brennholz holte mit rossebespanneten Wagen.
Alle die heimliche Lust empfand er nun wieder im Herzen,
Die er am Bäumchen gehabt, Eichhörnchen und Vogeln und Blumen
Hier in dem schattigen Walde; so lebt' er in holder Erinn'rung.

Und es gingen an ihm die Tage des ſtürmiſchen Jünglings
Und die Tage des Mann's, die geſetzteren, alſo vorüber,
Bis auf die gegenwärtige Zeit; doch führete dieſe
Wieder ihn hin zu dem herrlichen Plan mit der Tochter Roſina,
Und ſo vergaß er den Wald, ſo vergaß er die früheren Tage
Wieder mit Leid und mit Freud bei dem Schwiegerſohne, dem reichen,
Und bei Gut und bei Geld, ein Schätzer großen Vermögens.
So nun war er zuletzt bis hin an die Gränze gekommen
Seines Waldes, er ſtand vor dem ſchroffen, ſchwärzlichen Abſturz,
An dem unten hinweg die murmelnde Quelle des Bachs floß,
Welche das eigene Stück abſchied von den anderen Theilen
Dieſes bedeutenden Waldes, der mehreren Dorfern gehörte.
Eine gewaltige Eich' ſtand hier; er lehnte ſich müde

An den mächtigen Stamm und sann in seinen Gedanken.
Siehe da hört er von fern ein leises Rascheln, er horchet;
Näher vernimmt er es jetzt, es kommt von der anderen Seite,
Und ihm scheinen es Tritte von Menschen; er schauet begierig
Zwischen die Bäume hinein, da blinken ihm farbige Theile
Von Gewändern entgegen, sie wandeln näher und näher —
Träumt er? betrügt ihn das Aug'? Er sieht mit erschrockenem Staunen
Wieder und wieder hin und beschaut sie von oben bis unten —
Wilhelm ist's, sein dienender Knecht und die Tochter Rosina.
Aber wie kommen denn diese hieher? weswegen zusammen?
Beide zwar waren sie heut in der Stadt, und es führten die Wege
Zwar durch den schattigen Wald, indessen kein einziger hieher;
Was denn suchten sie hier an der Quell', an dem düsteren Absturz?

Heftig ſchüttelt der würdige Mann den Kopf, und mit Unmuth
Blicket er hin; ſchon ſteiget in ihm ein ſchlimmer Verdacht auf.
Doch ihn barg das Geſträuch, ihn ſahen die beiden nicht wieder,
Und ſie näherten arglos ſich. Sollt' er ſich nun ihnen
Zeigen, und ſollt' er ſie ernſtlich nun fragen, was ſie begännen?
Oder ſollt' er ſich ſtille verhalten und horchen der Reden
In dem Gebüſch an der Eiche? das Letztere ſchien ihm das Beſſ're;
Denn er konnte ſich jetzt nicht mehr entfernen vom Platze,
Unvernommen, ſo hielt er ſich ſtill, zu ſchau'n und zu horchen.
Aber die beiden traten heran zu dem grauſigen Winkel
An der murmelnden Quelle, zum Stehen gar weich und bequemlich,
Und es konnte der Alte vernehmen jegliches Wörtlein,
Jede Bewegung ſchauen und jegliche Mien' in dem Antlitz.

Zweiter Gesang.

Zweiter Gesang.

Ernst, mit herzlichem Tone begann der rüstige Jüngling:
So Rosine, da ist ein stilles und heimliches Plätzchen,
Niemand höret uns hier, so laß uns also vertraulich
Jetzo bereden, was uns so schwer und so bange das Herz drückt.
Seufzend sagte das Mädchen darauf, mit inniger Wehmuth:
Ach so mußt' es am Ende doch also kommen, so mußt' ich
Heute nun hintergehen die guten, die liebenden Eltern,
Ich, die ich niemals that, was Vater und Mutter nicht wußten.
Immer nur war ich gewohnt, nach ihrem Willen zu leben,

Und sie kannten mich einzig als treugehorchende Tochter;
Und ich war es auch immer, und heute nur bin ich es nicht mehr.
Ach so vermag man zu thun, was man nie glaubte, so kann man
Für sich nimmermehr stehen, so ändern uns gänzlich die Stunden!
Herzlich erwiederte drauf der bescheidene, wackere Jüngling:
Gute, du hieltest es ja heut früh noch selber für's Beste,
Als uns heimlich zu Haus nur ein einziges Wörtlein gegönnt war,
Nach dem Markt im Walde dahier zusammenzutreffen,
Weil es daheim nicht konnte geschehn, damit wir verständig
Ueberlegten, was jetzo zu thun sey oder zu lassen.
Sieh uns entschuldigt die Noth; denn in unserer traurigen Lage
Müssen wir reden, es muß sich die Sache nun anders gestalten.
Ruhigern Sinnes, mit gütigem Ton versetzte das Mädchen:

Freilich, ich fühl' es, was jetzt wir beginnen, es
mußte geschehen;
Aber es traf mir dennoch das Herz, als ich recht
es bedachte,
Was ich nun heimlich beginn' und hinter dem Rücken
der Eltern.
Laß uns reden getrost! Es dürfen die Eltern ja doch
nicht
Alles erfahren, was sich in unserem Herzen bewe-
get.
Denn es lebet ein anderer Sinn in ihrem Gemü-
the,
Und was uns theuer und werth, das verfolgen sie
schmälend und scheltend;
Sollten wir alles darum nun meiden, alles nun
lassen,
Weil es der Vater verlangt? Es blieb' uns Armen
ja gar nichts.
Aber es sagte darauf der verständige liebende
Jüngling:
Wie die Sachen nun stehen, du weißt es selber, doch
will ich
Alles, wie ich es vernommen, dir jetzo getreulich
verkünden.
Lenthin an Himmelfahrt, da soll die Base dem Va-
ter,

Wie natürlich, von Kaspar und seinem Vater gesprochen,
(Ganz in heimlicher Still' es gemeldet haben, daß dieser
Willens wäre zu werben um Dich; und freudigen Herzens
Nahm der Vater es auf. Das kann ich nun freilich mir denken.
Stach ihm doch schon so lange des Nachbars Gut in die Augen,
Sah er doch immer es gern, wenn dich der Kaspar verfolgte!
Er versprach es ihr nun, gut aufzunehmen den Kaspar,
Wenn er käme zu ihm, und dich mit ihm zu verloben.
Siehe, so gehen die Reden, und ob die Leute wohl immer
Mehr noch wissen als Wahrheit ist, so haben sie diesmal
Sicherlich Recht, denn ich hab es selber gemerkt an dem Alten.
Und es erwiederte seufzend darauf das liebliche Mädchen:
Wilhelm, leider so ist's, so hab auch ich es vernommen,

Von Kamrädinnen, welche damit mich neckten und
ängsten.
Freilich der Vater selbst hat nichts Besonderes mir
noch
Von der Sache verkündet; doch was er von jeher
gepredigt
Mit der Mutter, daß ich mich freundlicher sollte
bezeigen
Gegen den Sohn des begüterten Mann's, dieß sagt
er nun öfter
Und läßt manchmal dazwischen sich Reden entschlüpfen
und Worte,
Die mir deutlicher sagen als alles, was er geden-
ket.
Und so ist es gewiß, sie wollen den Kaspar zum
Mann mir
Geben, und ich soll nun unglücklich werden für im-
mer.
Ach es haben die Eltern ja doch so sehr mich gelie-
bet,
Haben mir alles gethan, von jeher, was sie nur
konnten,
Und ich erkenn' es gerührt und mit Dank im inner-
sten Herzen;
Warum wollen sie mir denn diese verhaßte Verbin-
dung

Jetzt aufdringen, die mir mein ganzes Leben zerstö-
ret?
Immer suchten sie einzig mein Glück mit liebender
Seele,
Warum wollen sie jetzo mir denn nur Jammer be-
reiten?
Aber es sagte darauf mit herzlicher Stimme der
Jüngling:
Liebe, sie wollen noch immer dein Glück so eifrig
wie früher,
Denn sie meinen, gerade die Heirath mache dich
glücklich,
Wenigstens mit der Zeit, wenn du ein großes Ver-
mögen
Erst noch schätzen gelernt. Denn so ist's seit ewigen
Zeiten,
Jeglicher Mensch sieht's gerne, daß Gleiches sich füge
zum Gleichen,
Wohl thut ihm der Gedank', er verfolgt ihn mit
Lieb und mit Eifer,
Und das Hindernde kommt ihm dabei nur klein und
gering vor.
Sieh, so schauen vor allem zuerst auf Vermögen die
Eltern,
Ist nur dieses einmal so recht nach dem Sinne des
Herzens,

Alsdann kümmert die Neigung sie nichts, „die gehört zu den Dingen —
Sagen sie — welche vergehen, nur Reichthum dauert und bleibet;“
Und so glauben sie nur durch ihn ein Kind zu beglücken.
Aber mit strahlenden Augen versetzte das liebende Mädchen:
Ach da meinen sie freilich nicht recht, da wissen wir Jüngern
Besser, daß einzig die Liebe die Tage des Lebens versüßet.
O das fühl ich so tief und so innig in meinem Gemüthe,
Daß ich es nimmer begreif', wie die Eltern es achten so gar nichts.
Aber Wilhelm, vielleicht thun wir dem Vater doch Unrecht,
Der es noch niemals erfahren, daß wir so herzlich uns lieben,
Daß wir nicht leben und sein mehr konnten ohne einander.
Wußt' er's, Guter, vielleicht, er gäb' es zu und er litt' es,
Daß du von jetzt an als Bräutigam mir im Hause verbliebest.

Halten doch beide so vieles auf Dich, nicht minder die Mutter
Als der Vater, du bist von beiden gar hochlich geachtet.
Und sie thun es mit Recht: seit du in unserem Hause
Weilest, da kann nun gänzlich nach seinem Behagen der Vater
Leben, und braucht sich nun nicht mehr anzustrengen so gar stark,
Wie er früher wohl that bei den anderen Knechten, doch jene
Siehet er nur noch nach, und das Uebrige lässet er dich thun.
Und Du besorgtest auch alles bis jetzt so geschickt und so fleißig,
Kanntest und thatest nicht nur die Arbeit selber am besten,
Auf dem Feld und zu Haus, du wußtest auch alle die andern
So zu ziehen und so zu tüchtigen Leuten zu machen,
Und sie alle so wohl zu vertheilen bei jeglicher Arbeit,
Daß im Dorfe kein einziges Gut nun besser bestellt ist,

Als das unsrige jetzt. Du hast's wahrhaftig verdienet,
Daß wie den eigenen Sohn auch der Vater im Hause dich halte.
Aber es sagte darauf der wackre, verständige Jüngling:
Liebe du meinest es gut, daß du mich für würdig erachtest
Des mir herrlichsten Glücks, weil ich treu die Geschäfte besorgte;
Aber ich hab' nur gethan, was mir Pflicht und was mir Beruf war.
Einen tuchtigen Lohn gab mir dein Vater, so mußt' ich
Als ein ehrlicher Bursche denselben auch treulich verdienen.
Ueberall hatt' ich's gethan und hätte mehr Gunst nicht gefordert.
Mir ist die Arbeit Lust, und herrlicher gibt es ja gar nichts,
Als auf trefflichem Gute geschäftig zu schalten und walten,
Wie mir der Vater gegonnt, und zu sorgen mit Lieb und mit Eifer,
Daß nur erfreulicher alles umher sich immer gestalte.

Und zu sehn das Gedeihen, zu sehen das ewige Wachsthum,
Aecker und Wiesen zu sehen im besten, erziehigsten Zustand,
Fett das Vieh in dem Stall, und schon und kräftig die Rosse —
Wahrlich das thut dem Sinne des Knechts auch wohler als alles,
Wenn er ein tüchtiger ist, und belohnt ihm jegliche Arbeit.
Freilich das will ich gestehn, hier that ich mehr als ich sonst wohl
That, und ich strengte mich an mit allen nur möglichen Kräften.
War mir doch gleich so wohl in dem Haus bei den trefflichen Leuten,
Drangt' es mich doch so geschwind, hier Beifall mir zu verdienen!
Und so schafft' ich mit Freuden. Wenn auch der Vater mich manchmal
Tadelte, nicht mit Rechtem, nur wie er rasch es verkannte,
Was ich berechnet gethan, wie's ja zuweilen zu gehn pflegt,
O dann durft' ich nur dich ansehen, so war es vorüber,

Eifriger schaffe' ich nur weiter und strebt' ihn ganz zu befried'gen.
Und wie nun mehr und mehr zu Dir die Liebe sich regte,
Tief in meinem Gemüthe, da fühlt' ich mich fester gebunden
Noch an das schöne Geschäft, mir ward es ganz wie in eignem,
Und ich dachte mich einzig in ihm auch die Tage der Zukunft.
Nein ich will es nicht läugnen, mir kam schon früh der Gedanke,
Dich mit der Zeit von den Eltern vielleicht doch noch zu erhalten,
Und so mich fest und auf immer dem trefflichen Kreis zu verbinden.
Aber es rief das Mädchen mit freudigleuchtenden Augen:
Guter Himmel, wie schön wär' unser Leben, wie glücklich,
Wenn es, wie es nun ist, auch fernerhin würde verbleiben!
Dich und die Eltern, die drei mir geliebtesten Seelen auf Erden,
Hatt' ich nun immer um mich, und konnte mit Lust für sie sorgen,

Konnte mein eigenes Glück in ihrem noch lieblicher finden.
Ach wie wollt' ich den Eltern, den guten, das Leben versüßen
Mit dankbarem Gemüthe! Sie sollten prachtig mir wohnen
In der oberen Stube, voll von den schönsten Geräthen,
Sollten von allen im Hause die weichsten Betten mir haben,
Sollten an unserem Tisch die besten Bissen erhalten;
Jegliches wollt' ich thun, was ich ihnen nur an den Augen
Konnt' ansehen, so daß es an nichts je ihnen gebräche,
Und sie geliebt und geehrt, das glücklichste Alter verlebten.
Ach betracht' ich so, dann mein' ich, sie könnten sich selber
Wünschen kein schöneres Loos und keine bequemere Lage.
Und es erwiederte drauf der herzlichblickende Jüngling:
Meine Geliebte, du siehest es so, doch sehn es die Eltern

Anders, und haben sich anders gedacht die kommenden Zeiten;
Aber dem sei nun so! Wir thun was wir sollen und müssen.
Und von allem, was ich mir gedacht, scheint dieß mir das Beste:
Muthig gehen wir hin und gestehen es alles dem Vater,
Gänzlich so wie es ist, so getreulich als wir es wissen;
Sagen wie wir so lieb uns gewonnen, wie wir an einander
Uns so innig gewohnt, daß wir jetzt nimmer uns lassen
Konnten auf dieser Welt, und der Tod allein nur uns trennte;
Flehen sie dann mit herzlicher Bitt' uns doch zu vereinen,
Und dieß einzige Glück uns gütigen Sinn's zu gewähren.
Siehe dann ist es heraus und es weiß ein Jedes die Wahrheit.
Ich auch hab' es nicht gerne, was dir so schwer auf das Herz fällt,
Daß ich ein Heimliches thue: obgleich die Liebe so gerne

Heimliche Wege sich wählt, da die offnen die Leute verdammen.
Aber ich möchte dich nun, du geliebtestes, herrliches Mädchen,
Mein auch nennen vor aller Welt und fest und entschieden.
Morgen da fährt der Vater mit dir, mit Fritz und der Mutter,
Auf den Besuch zu der Bas' in der Mühl', ich bestelle das Wägelein
Heute noch bei dem Wirth; kommt er da frohlichen Herzens
Gegen den Abend nach Haus, dann wollen die Bitte wir wagen.
Aber ich möchte dabei Dir es nicht verhehlen, Geliebte,
Daß es schwer wird halten und hart mit seiner Gewährung.
Denn es gehet der Mensch von einem Plane gar ungern,
Den er einmal gefaßt, den lieb er gewonnen, zurücke,
Widerlich stößt ein neuer ihn ab, der den eignen verdränget,
Und er flieht ihn erzürnet, in ihm nur Schlimmes gewahrend.

Und so wird, im gelindesten Fall, der Vater die Antwort
An sich halten, und wird an Dir erst alles versuchen
Mit abredenden Worten; doch auch in Drohen und Schelten
Kann er gerathen, er kann zu schrecklicher Wuth sich vergessen.
Ach ich hab es erfahren, wie hier auch der Beste sich ändert!
Kommt er nur erst in heftigen Zorn, so läßt er sich gehen,
Wie das Rasen ihn führt, und er achtet nichts um sich und vor sich,
Unerbittlicher immer auf seinem Sinne beharrend.
O du geliebte Rosine, wir können noch manches zu dulden
Haben, wenn nicht ein gutes Geschick uns günstig entscheidet;
Und da dürfen wir kräftig zusammenhalten und treulich,
Wenn ein glückliches Ziel wir zuletzt doch sollen erreichen.
Aber es schwieg das Mädchen und schauete sinnend zu Boden.

Schmerzlich hatte des Kindes Gemüth die Rede getroffen,
Und ihr drohete grausend ein schrecklicher, häuslicher Auftritt.
Langsam sah sie mit Wehmuth auf und sagte die Worte:
Niemals war ich in Streit mit den Eltern, ich habe von Kindheit
An stets friedlich und still in ihrer Mitte gelebt;
Was sie mich hießen, ich that es mit Lust, so tadelten selten
Und nur gelinde sie mich, wenn ich manchmal etwas verfehlte,
Und kein einzigesmal erfuhr ich zornige Reden.
Freundlich waren sie stets mir gesinnt, sie liebten mich zärtlich,
Und sie erwiesen mir Gutes, so viel sie nur immer vermochten.
Also lebt' ich heiter und froh, ich kannte den Zank nicht,
Kannte nur Lieb und Treu, nur die schöne, die herzliche Eintracht.
Und jetzt soll ich sie selber zum Zürnen bringen, ich soll jetzt

Hören das ſcheltende Wort, und die wilden, ſchreck-
lichen Reden.
Widerſetzen ſoll ich mich denen, die ſtets mir be-
fahlen,
Welchen ich immer mit Freuden von ganzem Herzen
gehorchte;
Ach und das wüſte Geſchrei, das ich nur mit dem
innerſten Abſcheu
Immer aus andern Häuſern vernahm, vor welchem
mir graute
Schon allein beim Erzählen, das ſoll nun in unſerer
Stube
Schrecklich erſchallen, und ich Unglückliche ſoll daran
Schuld ſein;
Trutzig ſollen wir dann umeinander ſchleichen und
liebloß,
Feindlichen Sinn in der Bruſt, und den böſen, den
lauernden Argwohn — —
O was drohet mir da für ein unglückſeliges
Leben!
Wilhelm, mich faſſet die Angſt, das, fühl' ich, werd'
ich nicht tragen.
Bebend ſchwieg ſie, es kamen in's Aug' ihr zit-
ternde Thränen.
Schmerzlich hatt' es der Jüngling gehört, Gram
deckte ſein Antlitz,

Doch in herzlichem Ernſte begann er die rührenden Worte:

Gute, was dir die Seel' erfüllet mit quälendem Kummer,
Glaub' es, ich fühle das wohl, mich ſelber ergreifet die Angſt jetzt.
Schrecklich muß der Tochter es ſein, mit den liebenden Eltern
Alſo in Zank zu gerathen und Streit, ich fühl' es und weiß es.
Aber ſage, wie iſt das anders zu machen? Und willſt du
Lieber dich fügen der Eltern Befehl, um nur zu vermeiden
Zwiſt mit ihnen und Streit? Scheint dir dieß Letztere beſſer?
Theures Mädchen, o ſieh ich liebe dich mehr wie mein Leben,
Aber ich will dich nicht verleiten zu dem, was ſo grauenvoll
Lieget vor deinem Gemüth, ich will an dem Streite nicht Schuld ſein,
Der dich ſchon voraus ängſtet, ich will dich dazu nicht verführen.
Wähl', es iſt ja noch Zeit, und thu' wie dein Herz dir gebietet.

Sinnend hatte das Mädchen gehorcht, und als er geendet,
Drang ihr die Glut in's Gesicht, erbebend wogte der Busen,
Und sie rief mit zitterndem Mund und ängstlicher Stimme:
Nein, o Wilhelm, nein, so meint' ich es nicht in dem Herzen.
Wahrlich, es thut mir wehe, den Eltern entgegen zu handeln,
Und mir bangt im Gemuthe, doch will ich das schrecklichste Schicksal
Eher noch tragen, bevor ich dem Kaspar gebe das Jawort.
Sieh mir ist er verhaßt, ich kann in der Seel' ihn nicht leiden,
Und ich hätte mit ihm das allerunglücklichste Leben;
Was der Vater auch fordert, ich will ihm folgen, nur hier nicht,
Bitten und Drohen und Schmähn wird hier nichts nützen und fruchten.
Also bin ich gesinnt und werd' es ewig so bleiben;
Ja und zwängen sie mich, ich konnte mir anders nicht helfen —

Möge mir gnädig der Himmel verzeihn! — ich thät' mir ein Leid's an.
Thränen rannen die Wangen herab dem geängsteten Mädchen,
Schluchzend zuckte der Busen, es drückte der Schmerz sie darnieder,
Und sie sank auf den Arm des gerührten, seligen Jünglings.
Herrlich stand er, und kräftig begann er die muthigen Worte:
Sei du Liebe getrost, ist dieß dein herzlicher Glaube,
Daß es dein Elend wär', in der Ehe zu leben mit Kaspar,
Dann soll auch Niemand in der Welt zu dieser dich zwingen;
Sind wir einander bestimmt, dann wird es keiner verhindern,
Daß wir am Ende doch werden vereint. O fasse dich wieder,
Laß es muthig uns wagen, laß frei vor die Eltern uns treten
Mit dem gestehenden Wort, jetzt wäre das Schweigen nur Sünde.
Sieh und ich habe die Hoffnung noch nicht so gänzlich verloren,

Nein, die lebt nun in mir nur frischer und kühner als jemals.
Sind wir einander doch treu, und die Treuen begünstigt das Schicksal;
Ja es werden am Ende den Treuen die Menschen auch günstig,
Denn es rühret ihr Herz das stillergebene Harren.
Wenn der Vater auch anfangs schilt, in heftigem Zorne,
Dauert's doch lange nicht an, er ist ja so gut und verständig.
Und die Mutter sie neiget noch eher sich unseren Bitten,
Wie ich von ihr, der freundlichen Frau, auf's Sicherste hoffe.
Auch hält Vieles auf mich dein Taufpath, den sie auf jeden
Fall auch befragen um Rath, die Base nur freilich, die wird sich
Heftiger wehren und immer das Wort nur reden der Heirath
Mit dem Kaspar; doch sey das! wir wollen nun alles erwarten.
Muthig, wie wir es beschlossen, so wollen wir morgen am Abend

Es dem Vater gestehen. Ich hab' drei Jahre gedie-
net
In der Stadt, und ein Jahr bei unserem wurdigen
Pfarrherrn –
Reden hab' ich gelernt, und versteh' an das Herz es
zu legen,
Was nothwendig mir scheinet und gut; so vermag
ich gewiß auch
Hier zu rühren des Vaters Gemuth, wo sich's um
das Höchste
Handelt, um Glück und um Ruhe von deinem Le-
ben und meinem.
Innig blickte Rosine hinauf an dem muthigen Jüng-
ling,
Sanft getröster, es leuchtete neu auf dem weichen
Gesichte
Wieder die Hoffnung, und hell erglänzten die thrä-
nenden Augen;
Herzlichheiter begann sie darauf süßtonend die Re-
de:
Wilhelm, geliebtester Mann, was hast du für tro-
stende Worte
Wieder gesprochen, wie hast du so herrlich den
Muth mir erhoben!
O du Guter, du kannst und du weißt doch alles am
besten.

Du hast sicherlich Recht, wenn wir einander bestimmt sind,
Dann trennt Keiner uns mehr und wir kommen doch endlich zusammen.
Und so will ich es denn auch dulden, so will ich es tragen,
Was mich ängstet und schrecket. Ich seh es deutlich, es muß seyn,
Und es löset die Noth mir jeglichen Zweifel im Herzen.
Laß es mit Gott uns wagen, der kann uns Armen ja helfen.
Und sie gab ihm die Hand; und beide blickten einander
An mit tiefem Vertrauen und inniger, seliger Liebe.
So verweileten sie in liebendem, rührendem Blicken,
Still, und mit süßverlegenem Lächeln; da gab es dem Wilhelm
Ein sein richtiger Sinn, ein heiteres Wort zu besinnen
Nach dem ernsten Gespräch, der Lieben Gemüth zu erleichtern.
Neben ruhte Rosina's Korb in duftigem Grase,

Groß, doch zierlich verfertigt, mit farbigglänzendem Wachstuch
Rings umzogen, und fest mit gelblichen Stiften beschlagen,
Auch mit dem Namen des Mädchens versehn, den der kunstreiche Sattler
Aus Saffian ihr geschnitten und an die Wölbung gefüget.
Diesen zeigte der Jüngling, und sagte mit ruhigem Lächeln:
Nun Rosine, du hast wohl treffliche Sachen gekauft heut
Auf dem Markt in der Stadt? Ich sah dich einmal am Laden
Stehn, und die glänzende Waare bedachtsam wägend und prüfend;
Drei Kameraden und ich, sechs Schritte nicht waren wir von dir,
Doch du sahest mich nicht in dem großen Gedränge der Menschen.
Sanft erwiederte nickend darauf das liebliche Mädchen:
O ja wohl, ich habe gar viel und mancherlei Waaren
Heute gekauft, und es sind recht artige Sachen darunter.

Willst du sie sehen? sogleich will ich dir einige zeigen.
Und es sagte der Jüngling darauf: so laß es nur gut seyn.
Aber sie buckte sich nieder, und sachte den Deckel erhebend
Nahm sie die Waaren heraus, und wies und nannte sie freundlich.
Also nahm sie ein Weskenzeug heraus, für den Vater,
Seiden und schwarz, durchwoben mit weißen Blumen und Streifen,
Würdig für festliche Zeit, in die Kirch' und zum heiligen Nachtmahl.
Dann baumwollen, alltäglichen Stoffs, für die Mutter ein Halstuch,
Schwarz und mit rothlichen Streifen, zu Haus bei der Arbeit zu tragen.
Ferner für Fritz drei Ring', ein klein Schnappmesser zum Schnitzeln,
Und zu prunkendem Putze die zierlichste, prächtigste Pelzmütz';
Endlich gestreiften Cattun, ihr selber zur festlichen Schürze.
In dem Korb noch zeigte sie ihm buntfarbige Bänder,

Caffee, Zucker, Gewürze, so wie's in die Küche die
Frau braucht;
Auch Taback für den Vater, den Abends er pflegte
zu schmauchen.
Als sie dieß alles gezeigt und Wilhelm es freund-
lich gepriesen,
Legte sie's wieder mit Vorsicht hinein. Doch schaute
sie lächelnd
Für sich hin; sie langte hinein in die Tiefe des
Korbes
Nahm ein Dütchen heraus, eröffnete dieses und
sagte:
Magst du nicht etwas Gut's, Wilhelm? ich hab
es zur Dreingab'
Von dem Krämer bekommen, bei welchem den Zucker
und Caffee
Und das Gewürz ich gekauft; es sind wohlschmeckende
Sachen,
Köstliche Zeltlein allerlei Art und verzuckerte Man-
deln.
Nun, so versuche sie doch, sie schmecken dir sicher,
das weiß ich.
Wilhelm lächelte herzlich gerührt, doch sagt er mit
Weigern:
O ich danke dir schön; hältst du mich denn für ein
süßes

Mann? ſo behalte ſie nur, und bringe dem Frin ſie nach Hauſe.
Aber es drängt' ihn das Mädchen mit liebender Bitte: ſo nimm nur!
Und da nahm er's und aß dem Mädchen zu Liebe, und dieſe
Sah mit zufriedener Luſt ihn an, wie die Mutter am Kindlein
Hanget mit innigem Blicke, wenn dieſes in fröhlichem Eifer
Luſtig die Gaben verzehrt. Drauf ſteckte ſie wieder die Düte
In den Korb ſich hinein, ſchloß dieſen mit ſorglicher Vorſicht,
Nahm ihn in ihren Arm und ſtellte ſich hin vor den Jüngling,
Alſo mit herzlichem Blicke die gütigen Worte beginnend:
Nun ſo behalte dich Gott! ich muß nun gehen, es gibt noch
Manches im Hauſe zu thun und es harret meiner die Mutter,
Die mich ſchon vorher ermahnt, in der Stadt mich nicht zu verſpaten.
Lebe denn wohl! ich ſcheide getroſt. Wir wiſſen nun alles,

Was wir sollen und müssen, und wollen mit Gott es versuchen.

Und es sagte der Jüngling darauf in herzlicher Liebe:

Thu' das, Gute, und gehe nach Haus zu der wartenden Mutter,

Daß sie nicht etwa dich schelt' und wegen des Bleibens dich anfrag'.

Wir sind unsrer gewiß; und wie es das Erstemal ist heut'

Daß wir uns heimlich gesehen, so soll es das Letztemal bleiben.

Komme nun gut nach Haus und bleibe nur muthigen Sinnes,

Ich kehr' später zurück, damit es die Eltern nicht merken.

Und er gab ihr die Hand und sie sahen einander in's Auge;

Langsam wandte sie sich und wollte gehen, da hielt er

Sie noch mit zögernder Hand; sie schaute sich um, und auf einmal

Hingen sie fest aneinander in warmem, seligem Kusse,

Drückten einander die Hände, und hielten sich innig umschlungen,

Und es entquollen den Augen die heißen Thränen der Rührung.
Leb', o lebe nun wohl! rief tieferschüttert das Mädchen,
Und mit erstickter Stimm' — Gott hilft uns Armen gewißlich! —
Wandte sich dann schnell ab und wandelte weiter im Wald fort.
Weinend blickte der Jüngling ihr nach, so lang noch die Kleidung
Glänzte bald hier und bald dort durch dunkelgrüne Gebüsche.
Männlich faßt' er sich dann, und sann mit ernstem Gesichte,
Bis auch er nun die Stätte verließ in langsamen Schritten.

Dritter Gesang.

Dritter Gesang.

Schweigend lehnt' an dem Stamme der Eiche der würdige Landmann;
Dumpf noch starrt er hin auf den Ort, wo die Beiden gestanden,
Und es wühlt' in der Brust trostlose, bange Verwirrung.
Staunen und Wuth und Kummer und raschaufglimmende Rührung
Hatten erschütternd das Herz ihm nach einander ergriffen,
Und nun wogt' ein Gemisch von alle den lauten Gefühlen
Seltsam durch die ermattete Brust; er konnt' es nicht fassen.
Mannigfaltiges sucht' er zu sinnen und zu bedenken,
Aber es wollte sich ihm auch der kleinste Gedanke nicht knupfen,

Immer nur wieder in Sorgen und dumpfes Bangen zerfließend.
Wie ein ſchlafender Mann, der im Traume das köſtliche Goldſtück
Fand, und ſich ſteckt' in die Taſch' und gewaltig des Fundes ſich freute,
Jetzo erwacht die Täuſchung gewahrt: doch noch mit den Händen
Fährt er zur Taſche hinab, ob der Schatz nicht dennoch vielleicht ſich
Fande daſelbſt geſichert. So hier der würdige Landmann
Griff mit der Seele zurück nach dem alten herrlichen Plane;
Aber er fand ihn nicht mehr und ſah ihn gänzlich vernichtet.
Seufzend ſchaut' er im Wald umher; ihm ward ſo verlaſſen,
Und es trieb ihn hinaus in ſchnellen und haſtigen Schritten,
Fort durch Bäum' und Geſträuch auf die offenen, heitern Gefilde.
Sanfter ſtrahlte die Sonn' aus ätheriſchem Dufte des Abends,
Und goß tieferes Gold hin über die ruhenden Fluren;

In wetteiferndem Chor erhoben sich schmetternde Lerchen
Hoch in die bläuliche Luft, ihr Jauchzen erfüllte die Landschaft.
Schmerzlich blickt' und bekümmert umher der würdige Landmann
Ueber das herrliche Feld, das ihn vorher noch so erfreute;
Doch jetzt hielt es ihn nicht, er eilte mit hastigen Schritten,
Immer nur mitten hindurch die kürzesten Wege sich wählend.
Manchmal stand er still und suchte sich sinnend zu fassen;
Seltsam stiegen da Bilder ihm auf, in buntestem Wechsel
Vor den träumenden Augen, es drängten sich wild die Gefühle.
Rasch an tobte der Zorn und ergoß sich in Schmähen und Schelten,
Doch bald kehrten die Sorgen und kehrte das leisere Mitleid
Wieder zurück in den Busen; so gaukelten die miteinander.
Bangen, verworr'nen Gemüthes enteilt' er da weiter und weiter,

Diesem Gedrang zu entfliehen. Es fasst' ihn die herzliche Sehnsucht,
Heimzukommen und dort in der Frau vertraulichen Busen
Auszuschütten die bangende Qual; so strebt er begierig. —
Während dieß Alles geschah, im Feld und im schattigen Walde,
Hatte die freundliche Mutter im stillen Hause sich trefflich
Zu wohlschmeichelndem, rund'gem Empfang des Gastes gerichtet.
Treulich zu ehren des Vaters Gebot, und eignem Verlangen
Heiter zu folgen, welches sie trieb, vor dem Sohne des Nachbars
Sich zu zeigen mit reichlicher Fülle und trefflicher Kochkunst.
Weise gebot sie den Mägden die erste, die gröbere Arbeit,
Aber die feinere dann, worauf es eigentlich ankam,
That sie selber: da traute sie nie dem Geschicke der andern.
Und so hatte sie selber den Eierfladen gebacken,

Der, in Stückchen zerschnitten, zu gelblicher Suppe gemischt ward,
Hatte das Kalbfleisch glänzend und braun im Rohre geraten,
Welches der städtische Metzger für heute besonders gesendet,
Und den grünen Salat, im eigenen Gärtchen gezogen,
Rings mit Schnitten belegt von hartgesottenen Eyern;
Dann im eisernen Topf zartfleischige Täublein gedämpfet,
Und als Krone des Mahles den Eierkuchen vollendet,
Welcher mit reichlichem Zucker bestreut gar reizend erglänzte.
In dem Verschlage der Stub', neugierigen Blicken entzogen,
War schon über den Tisch das zierlichste Tischtuch gebreitet,
Weiß, und künstlich gewirkt vom berühmtesten Weber der Gegend,
Nur für festliche Zeiten bestimmt und für wichtige Besuche.
Drauf dann waren Bestecke gelegt, hellglänzend geputzte,

Weißappetitliches Brod und die rundliche, zinnerne Salzbüchs;
Auch zwei bläuliche Krüge, bemalt mit goldener Landschaft,
Hinten am Deckel versehn mit zierlichgebildetem Vöglein
(Welche der Ahnherr schon an festlichen Tagen gebrauchte),
Standen bereit zu schäumendem Bier aus irdenen Flaschen.
So nun hatte sie alles bereitet; sie hatte dem Knaben,
Welcher mit Bitten und Drängen, mit Rühmen und Preisen nicht nachließ,
Noch die Fische zum Feuer gesetzt, die im Bach er gefangen,
Lächelnd, und freute behaglich sich nun der gelungenen Werke.
Doch sie wunderte sich, daß ihre Rosine so lange
Ausblieb, welche gar schon ihr immer zu helfen vermochte,
Und die sie heute besonders an ihre Seite sich wünschte.
Auch der Vater blieb ihr zu lang; sie ging in der Küche

Mit unruhigen Schritten umher und schaute verlangend
Oefters zum Fenster hinaus, stillharrend mit sorglichem Herzen. —
Aber der Vater war nun heran zu dem Dorfe gekommen,
An den breiteren Weg, der von da zur prangenden Stadt führt.
Heiter, in frohen Gesprächen, mit hellem und lustigem Lachen
Gingen in buntem Gemisch die geputzten Leute nach Hause
Von dem festlichen Markt aus der Stadt: schönwandelnde Jungfrau'n,
Rüstige Bursche, bedächtige Väter und ehrbare Mütter,
Töchterchen sittsamen Schrittes und wildumspringende Knaben.
Doch es mischte sich nun nicht unter die Leute der Landmann,
Sonst so geselligen Sinn's, und so gern sonst fragend und plaudernd.
Widerlich war ihm die Lust, und er sorgte den Kaspar zu treffen,
Den er um jeglichen Preis den Abend wollte vermeiden.

Rasch drum bruder hinweg erstrebt' er den kleineren Fußpfad,
Der um die Garten des Dorfes sich zog in mancherlei Windung.
Aber er war nicht lange so fort, an den dunkelnden Feldern,
An dem dusteren Grün der Hecken vorübergewandelt,
Als ein alter Bekannter ihn traf und also ihn anrief:
Ei mein Bruder, wohin denn so schnell? Du eilst ja gewaltig!
Hast du heute denn noch was Besonderes Wicht'ges im Sinne?
Nun, ich muß dir nur sagen, ich habe von etwas vernommen,
Was mich als redlichen Freund von ganzer Seele gefreut hat;
Wahrlich, ich wünsche von Herzen dir Glück zu dem wichtigen Handel.
Aber es sagte der Vater darauf in verlegenem Tone:
Etwas vernommen? Ich wußte nicht was, das muß ich gestehen.
Doch der andere lächelte fein und versetzte gar pfiffig:

Ach, du willst es verhehlen, daß nächstens in deiner Familie
Eine Veränd'rung geschieht? doch sieh, man erfähret ein jedes.
Nun, ich muß es bekennen, das waren auch meine Gedanken,
Lange schon, daß ihr beide zuletzt euch vereinigen werdet.
Denn was ist natürlicher wohl, was schickte sich besser?
Wahrlich ich wüßte nicht einen in unserem ganzen Bezirke,
Der für deine Rosine so passend wäre, wie grade
Kaspar, der Nachste bei Dir — man könnt' es nicht besser sich wünschen.
Also redete jener behaglicher Art, doch dem Vater
Rothete sich das Gesicht und er sagte verdrießlichen Tones:
Freund, ich versichere Dir in allem Ernste, du irrst dich
Völlig in deinen Gedanken, von alle dem weiß ich kein Wörtlein.
Doch der Andre versetzte darauf mit listigem Lächeln:

Geh', man kennet dich ſchon, du handelſt nur gern im Geheimen,
Aber verhehl' es nur, wir erfahren es dennoch in Kurzem.
Alſo ſprach er und wandte ſich ab mit dem Gruße des Abends,
Um in den eigenen Garten zu gehn, dem jene ſie nahten.
Aber es hatte das traute Geſchwäz in dem Buſen des Landmanns
Heftiger wieder erregt das Qualengefühl des Verluſtes,
Und den tiefen, verzehrenden Grimm: es kocht' ihm im Herzen.
Haſtiger wandelt' er fort auf dem zickzackleitenden Fußpfad,
Bis er an's Gäßchen gelangte, das auf die Straße hineinführt',
Unter dem eigenen Hofe, ſo daß er nicht mußte vorbeigehn
An dem ſtattlichen Hauſe des reichen, begüterten Nachbars.
Dieſes lenkt' er nun ein, ging über die weißliche Straße,
Oeffnete ſachte ſein Thor mit gedehntem Knarren der Angeln,

Und trat langsam hinein in die graudurchdämmerte Hausflur.
Freundlich empfing ihn die Frau, doch mit ehlich-vertraulichem Tadel:
Kommst du doch Vater einmal? Gottlob! ich habe schon lange
Auf dich gewartet. Es scheint an der Tagesordnung zu sein heut,
Auszubleiben! denn auch Rosine kam erst die Minute,
Und Wilhelm, sonst immer so früh, kam heute noch gar nicht.
Doch — fuhr leiser sie fort, und blickte befremdeten Auges —
Sage wo ist denn der Kaspar? vielleicht noch draußen im Hofe?
Oder kommt er erst nach? Du hast ihn zu Haus doch getroffen?
Aber der Ehmann schwieg, und sie gingen hinein in die Stube.
Sorglich blickte die Mutter und sagte betroffenen Herzens:
Vater, was fehlet dir denn? was schaust du denn heut so verdrießlich?
Ist dir was Schlimmes begegnet? Ich bitte dich, rede vertraulich.

Und es versetzte der Gatte darauf mit spottendem Tone:
Heute nun hast du einmal vergeblich geübet die Kochkunst,
Hast dich umsonst mit Getränke versehn, ich genieße so wenig
Als wie der Kaspar jeno von deinen vortrefflichen Speisen.
Bangend fragte die Frau: so sage, was ist denn geschehen?
Aber der Mann fuhr heftiger fort: o Kinder! o Kinder!
Was für Kummer und Noth bringt ihr in die Hause der Menschen!
Glücklich ist der, dem keine beschcert, er lebet zufrieden,
Während dem Vater in Sorgen nur stets die Tage vergehen.
Mühvoll zieht er sie groß und verwendet jegliches an sie,
Immer nur auf ihr Bestes bedacht; er scheuet das Geld nicht,
Scheut nicht Mühen und Arbeit, und kann sich nimmer genugthun
Bis sie erwachsen sind; doch gedenkt er endlich nun einmal

Freud' zu erleben an ihnen, ihr Glück auch begründet zu ſehen,
Wie er voraus es beſtimmt, in wohlvorſorgendem Geiſte,
Siehe da gehen ſie her und folgen dem eigenen Kopf nur —
Hin iſt der herrliche Plan, verloren iſt Fleiß und Sorgfalt.
Aber erſchrocken fragte die Frau: was hat's denn gegeben?
Guter, himmliſcher Gott! du biſt ja ganz außer dir ſelber!
Rede doch, theile mir's mit, daß ich wiſſe, was ſo dich bekümmert.
Und der Gatte verſetzte: ſo will ich es denn dir erzählen,
Ruhig, ſo gut ich vermag, und gerad' ſo, wie ich's erfahren,
Mache dich aber gefaßt, die ſchlimmſte Geſchichte zu hören.
Angſtvoll horchte die Frau; da begann der wurdige Landmann:
Höre, du weißt, wie ich heute hinaus auf die Felder gegangen,
Heiteren Sinn's; zuerſt nun beſah ich das Wintergetreide

Freute mich ſeines Gedeihns und vor allem erquickte mich unſers.
So ſpaziert' ich herum; es kamen mir manche Gedanken
Ueber die künftige Zeit nach der Heirath unſerer Tochter,
Und ich will es geſtehen, ich ward ganz fröhlichen Herzens.
Später ging ich auch noch auf die andere Seite hinüber,
Um das Sommergetreide zu ſchauen — und daß ich es kürzlich
Sag', es verlockte zuletzt mich hinauf in unſere Waldung,
Und ich verſtieg mich in ihr bis hin zu der mächtigen Eiche
An dem Granzort unſeres Theils, wo ich ruhend verweilte.
Siehe da hor' ich ein Rauſchen von fern, ich ſchaue mich ringsum,
Und nun ſtell' das Erſtaunen dir vor, als ich unſre Roſine
Traulich daher ſah kommen mit Wilhelm gegen den Abſturz!
Schrecken ergriff mich und Zorn; ich wußte nicht gleich was ich thun ſollt',

Alſo verhielt ich mich ſtille; ſie ſtellten ſich neben die Quelle,
Kaum drei Schritte von mir, und ich konnte ſo alles vernehmen,
Heimlich, ſie ſahen mich nicht, es verhüllte das dichte Geſträuch mich.
Schöne Geſchichten vernahm ich nun hier und erbauliche Worte!
Daß ſie ſich liebten, und daß ſie ſich nie mehr ließen im Leben,
Daß ſie es wollten geſtehn, um die Heirath ſo zu verhindern
Mit dem Kaspar, und dann für ſich ſelbſt zu erhalten das Jawort —
Dieſes beſprachen ſie hier in langen und heftigen Reden.
Endlich gingen ſie fort und mir war's als hätt' ich geträumt nur;
Lange noch ſtarrt' ich hin, es ergriff mich faſt die Verzweiflung.
Alſo den herrlichen Plan ſo ſchmählich verdorben zu ſehen!
Mir ward's ſchaurig im Wald und ich eilte nach Hauſe zu kommen,
Völlig verwirrten Gemüth's — — Wie dünkt dich nun dieſe Geſchichte?

Staunend verſetzte die Mutter mit tiefem Befremden im Antlitz:
Ei was ſagſt du mir, Vater! die gute, die ſtille Roſine,
Immer ſo ſittſam ſonſt, alleine zuſammen mit Wilhelm?
Und verſtanden mit ihm, und wir wiſſen davon nicht ein Wörtlein?
Nein, nie hätt' ich's gedacht! Wie täuſcht man ſich doch in den Kindern!
Ja nun ſeh' ich es freilich, warum ſie den Kaſpar nicht mochte,
Und man ſie nöthigen mußte, gefälliger ihm zu begegnen.
Daß ich es aber nicht früher gemerkt! Wohl war ſie mit Wilhelm
Freundlich und gut, allein das war ſie mit jedem im Hauſe.
Und doch fällt mir manches nun auf! Sie ſchafften im Felde
Meiſt nur neben einander und hatten ſich ſtets was zu ſagen.
Aber wer hätte ſich dieſes gedacht? So kann es uns gehen! —
Sage nun, Vater, mir an, was gedenkſt du jetzt zu beginnen?

Zornig versetzte der Mann — ihm schien die Mutter zu ruhig,
Zu gleichgültigen Sinnes bei dem so verderblichen Vorfall: —
Was ich zu machen gedenke? Ich will mein väterlich Ansehn
Brauchen nach Recht und Gebühr, nicht bloß mich wundern, wie du thust.
Meinst du, ich gebe nun nach, und lasse den Plan mir vernichten,
Den ich so lang schon gedacht? Ich will die Rosine schon zwingen.
Wilhelm muß aus dem Hause; dann will ich so strenge sie halten,
Daß sie gewiß ihn vergißt, und noch gern dem Vater sich füget.
Ja das wäre mir schön, wenn ich, weil das Töchterchen nicht will,
Jetzt aufgabe den herrlichen Plan, den so klug ich berechnet,
Der ihr zum Besten gereicht, sie mag sich noch so geberden;
Wenn ich ihr gäbe zum Manne den Knecht — nein heute, gleich heute
Soll er mir noch aus dem Haus, der schändliche Mädchenverführer.

Aber es blickte bekummert die Frau und verſetzte mit Sanftmuth:

Uebereile dich nicht, ich bitte dich herzlich, o Vater;
Iſt's doch ein wichtiger Fall und fordert genaues Bedenken.
Sieh' es vermag die Liebe gar vieles oft über den Menſchen,
Und verführet nicht ſelten ihn auch zu ſchrecklichen Thaten.
Wilhelm iſt ſchön, und dabei von ſehr einnehmendem Weſen;
Hat er ihr Herz nun gewonnen, und hängt ſie ihm wirklich ſo ſehr an,
O dann bin ich in Angſt, ſie wird ſo geſchwind ihn nicht laſſen.
Gibt's nicht Exempel, daß manche vor Lieb' und Sehnen geſtorben?
Daß ſie in Herzensnoth das Leben ſich ſelber genommen?
Heiliger Gott! wenn ich dieſes an unſerem Kind noch erlebte!
Angſtvoll ſah ſie empor, es kamen ihr Thränen in's Auge.

Aber es ſagte der Vater darauf halbſpottenden Tones:

O da betrübe dich nicht' das iſt wohl geſchwinde geſprochen,
Doch ſo geſchwind nicht gethan: man beſinnt ſich vorher ein wenig.
Glaubſt du, es fordert ein ſolcher Entſchluß nicht andere Stärke,
Als des ſchüchternen Kind's, die von jeher allem ſich fügte?
Und es verſetzte die Mutter mit ernſtem, ſicherem Antlitz:
Wohl, es iſt wahr, das Mädchen iſt nicht von heftiger, kecker,
Sondern von ſanfter, geduldiger Art, nachgiebigen Herzens, —
Aber ſie hat auch ſchon in wicht'gen, gefährlichen Fällen
Kraft und raſchen Entſchluß, und ſo muthiges Weſen bewieſen.
Wie es keines von uns zutraute dem ſchüchternen Kinde.
Weißt du noch, was ſie gethan, als ſie das vorige Frühjahr,
Spat, in der Dämmerung ſchon, vom Wochenmarkte nach Haus ging
Mit dem Knaben? Es war der muntre, nach ſeiner Gewohnheit,

Ihr ein Stückchen voraus und ergötzte sich hüpfend und singend,
Als vom Walde mit hastigem Schritt ein gefährlicher Räuber
Plötzlich auf ihn zulief und ihm die Mütze vom Kopf nahm.
Frischen wehrte sich tapfer und keck, er hielt sie mit beiden
Händen gefaßt und schrie — schon hatte der grimmige Räuber
Drohend den Steck erhoben, mit spitzigen Nägeln beschlagen,
Um den Armen gefährlich zu treffen, vielleicht zu ermorden,
Siehe da sprang Rosine hinzu, entriß ihm die Mütze,
Stieß den schrecklichen Menschen, der einen um Weniges todtschlägt,
Mit so mächtiger Faust auf die Brust, daß er in den Graben
(Welcher zum Glücke gerade mit Schlamm und Wasser gefüllt war)
Taumelte, — faßte den Knaben, und ehe sich jener erhoben,
War sie auf näheren Wegen entflohn, und hatte mit solcher

Raschen und muthigen That das Kind und sich selber gerettet.
Aber nicht nur solch schnellen Entschluß, auch festes Beharren
In der Gesinnung des Herzens, die gut und löblich ihr däuchte.
Zeigte sie oft, in kleineren zwar und geringeren Dingen,
Wie sie die Mutter nur weiß, die vertraulicher lebt mit der Tochter,
Aber man konnte daraus doch entnehmen, daß sie in großen
Und in bedeutenden sich nicht anders würde verhalten.
Ja mein Vater, es steckt in dem stillen, geduldigen Mädchen
Auch ein beständiger Sinn, bei dem sie entschieden verharret!
Wohl, hier wird sie zuerst den strengen Geboten sich fügen
Mit nachgiebigem Herzen, so lang es immer nur angeht,
Aber greifst du ihr Innerstes an, verfährst du gewaltsam,
Treibst du aufs Aeußerste sie, — beim Himmel, dann steh' ich für nichts mehr.

Aber betroffen dachte der Mann an die Worte Rosina's,
Und hub mäßiger an, doch noch halbspottender Miene:
Nun, so sage mir du, was soll ich denn anders beginnen
In dem wichtigen Falle? soll ich sie ihm etwa geschwinde
Jetzo verloben, daß ja die Angst schnell ende der Kinder?
Nein, die hatten fürwahr nicht Unrecht, wenn sie sich sagten,
Daß du sicherlich bald zu ihrem Verlangen dich neigtest —
Denn dieß sagten sie heute — fürwahr die kannten dich trefflich.
Doch es versetzte die Mutter mit ruhigergebenem Antlitz:
Vater du weißt's, auch ich säh's gerne, wenn unsre Rosina
Nähme den Kaspar zum Mann, und ich bin wahrhaftig nicht froh drum,
Daß sie an Wilhelm hängt; ich fordere dieses mit nichten,
Daß du sie hurtig verlobest; allein sie bleibet doch immer

Unſer Kind, und wir müſſen mit Vorſicht gegen ſie handeln,
Dürfen nicht hart und zornig den Sinn ihr gänzlich verwirren.
Aber der Mann: ſo ſage mir nur, was ich anders beginne?
Und ſie verſetzte darauf mit herzlichverſtändigem Antlitz:
Eins fällt jetzo mir bei, das mir das Gerathenſte ſcheinet,
Und ich ſage dir's an, damit du es weiter bedenkeſt,
Und wie dem Vater gebühret, die Sache dann endeſt nach Einſicht.
Sieh, im Leben da gibt's oft Fälle, wo einer ſich ſelber
Nicht zu rathen vermag, wo der Zweifel ihn faßt, und der Sinn nur
Schwanket hinüber, herüber, unfähig das Beſſere zu ſchauen.
Da iſt's klug und verſtändig, der Anderen Rath zu vernehmen,
Welche mit ruhigerm Blut die Sache beſonnener anſehn.
Und ſo haben die Alten in wichtigen Fällen die Freundſchaft

Immer zusammenberufen, und wurd'ger, erfahrener Männer
Rath vernommen zuerst, bevor sie entschieden gehandelt.
Dieß nun wär', wie ich mein', auch jetzo das Beste: wir bäten
Unsere Freunde zusammen, und hörten erst Jegliches Meinung
Ueber den jetzigen Fall, bevor wir weiter entschieden.
Morgen am heiligen Tage, da hat ein Jeglicher Zeit wohl,
Und es schicket sich dieß recht günstig zu unserer Absicht.
Schweigend bedachte der Vater das Wort; es gefiel ihm der Vorschlag,
Der aus dem Zweifel ihn riß, und aus schmerzlicher Herzensbeklemmung,
Aber er zögerte noch, ihr beizustimmen, und sagte:
Nicht für jeglichen Fall taugt Rath von anderen Leuten,
Welche den wichtigsten Punkt zu leicht oft nehmen: denn ihnen
Schadet es nichts, wie's geht, wir aber müssen es tragen.

Doch, wen gedächtest du denn von unseren Freunden zu nehmen?
Und es versetzte die Frau: nun freilich vor allen den Pathen
Unseres Kindes, den würdigen Mann, so brav, wie verständig.
Der hat vielerlei schon in seinem Leben erfahren,
In der Fremd' und zu Haus, und kennet die weltlichen Dinge.
Drauf dann, mein' ich, den Vetter am Bach, der ein lustiger Mann zwar
Ist, und so gern in die Reden ein heiteres Späßchen mit einmischt,
Aber nicht unklug sonst, und erfahren in mancherlei Dingen.
Und so könnten wir auch die beiden Vettern noch laden,
Welche durch deinen Vater verwandt, und so redlichen Geist's sind.
Wohl! – versetzte der Mann – doch der Path' ist günstig dem Wilhelm, –
Wenigstens muß auch die Base dazu, dann können wir hören,
Was sie für Rath uns wissen, und können am Ende dann doch noch

Thun was uns ſelber beliebt. Zum mindeſten kann
es nicht ſchaden.
Freudig entgegnet' die Frau: nun das iſt, Vater,
zu loben,
Daß du es alſo gedenkeſt, und ſicherlich iſt es das
Beſte.
Aber nun muß ich dir doch das Abendeſſen auch
bringen.
Denn du biſt hungrig, gewiß, von alle dem Laufen
und Reden.
Und der Vater verſetzte: mich hungert nicht im ge-
ringſten.
Aber die Frau ging dennoch hinaus, und brachte
der Ampel
Heitererhellenden Schein in die nachtdurchdunkelte
Stube,
Brachte der Speiſen, und ſchenkte des Bier's in die
blänlichen Krüge.
Dieſes verſuchte der Vater, doch von den duftenden
Speiſen
Koſtet' er nichts, ſo freundlich ihn auch die Mut-
ter ermahnte.
Darum begann ſie zu ihm, den Düſtern vielleicht zu
erheitern,
Mit gutmüthigem Lachen, die herzlichſte Liebe ver-
rathend:

Maast du vielleicht die Fische versuchen, die Frin mir gebracht hat,
Die ich dem drangenden Schelmen in saurer Brühe gerichtet?
Denn er plagte mit Bitten, mit Rühmen und Preisen mich alle,
Daß ich ihm folgen mußte, mich half nichts alles Verweigern.
Draußen steht er nun selber und schüret das Feuer mit Sorgfalt,
Leis auflachelnd erwiedert der Mann: so bring' sie herein mir,
Will doch sehen, wie sich die Grundeln und Kreblein gesotten.
Und es enteilt' in die Küche die Frau, wo Frin an dem Heerde
Blasend stand, aufmerksamen Blick's, und rief zu dem Knaben:
Frin, wie steht's mit den Fischen? es will sie der Vater versuchen.
Freudig versetzte der Knabe: nun, wie ich mir gleich es vermuthet! —
Fertig sind sie, gewiß; doch laß sie nur selber mich tragen.
Schnell dann nahm er den Teller herab vom braunen Geschirrbrett,

Hielt der Mutter ihn vor, die schüttet' die Fische hinein ihm,
Und mit erhitztem Gesichte, nicht ohne die Wonne des Prangens,
Trug er sie hurtig hinein, und stellte sie hin mit den Worten:
Vater nun eßt, wahrhaftig die Fische sind herrlich geraten.
Lächelnd langte der Vater ein Kreßchen heraus und zerschnitt es,
Schnitte sich Brah' und kostete dann die besseren Stückchen,
Lobend des Knaben Geschick, der freudigen Herzens ihm horchte.
Also wurde der Alte ein Kleines im Herzen erheitert.
Aber er fühlte nun ernstlich sich müd', er ging in die Kammer,
Legte sich nieder, und suchte den weiteren Gram zu verschlafen.
Und es setzte die Mutter sich nun mit dem harrenden Knaben,
Welcher mit lüsternem Blick hinsah zu dem duftenden Braten,
An den Tisch; nur wenig genießend, am meisten sich labend

An dem geschäftigen Sohnchen, der selig die Stückchen zerkaute.
Da trat auch Rosine herein, die im Kämmerchen oben
Erst das festliche Kleid mit dem häuslichen Kleide vertauschet,
Schüchternen Tritt's, und erkundigte sich, ob der Vater nicht da sei,
Welchem sie heute den Zeug noch weisen wollte zur Weste
Leiser Unmuth faßte die Frau, doch bezwang sie ihn würdig,
Sagt' ihr in freundlichem Wort, daß der Vater in's Bett schon gegangen,
Und ermahnte sie auch, von der tiefen Bewegung der Tochter,
Von der innigen Scheu im innersten Herzen gerühret,
Liebend, in's Bette zu gehen: es wäre schon alles verrichtet.
Froh aufathmend gehorchte das Mädchen Die sorgliche Mutter
Schickte nun auch den Knaben zu Bett, sie sagte dem Wilhelm,
Welcher indeß nach Hause gekommen, im hinteren Roßstall,

Daß er heute nun nicht zu beſtellen brauche das Wag'ſtem
(Ruhig, als wüßte ſie nichts: ſie konnte das Innre verbergen);
Räumte die Teller dann auf, die Krüge, die Meſſer und Gabeln,
Trug die Speiſen hinweg, und vollbrachte ſo alles und jedes.
Und nun war ſie allein und konnte mit allen Gedanken,
Und mit ruhigem Sinne betrachten den wichtigen Vorfall.
Wohl auch hatte das Muttergemüth die plötzliche Stoerung
Des ſo vertraulichen Plan's unſanften Schlages betroffen,
Wie es ſo leichtlich geſchieht bei unerwarteten Dingen;
Aber ſie war von jeher gewohnt, ſich geduldig zu fügen,
Wenn ſie ein Unvermeidliches traf, und das einmal Geſchehne
Dann zum Beſten zu wenden mit loblichen Kräften des Geiſtes.
Da ſie im jetzigen Fall vorahnte den endlichen Ausgang,

So erblickte sie gerne von ihm die heitersten Seiten,
Und sie machte gar bald sich gewiß, daß die Tochter mit Wilhelm,
Obgleich ohne Vermogen und Güter, doch glücklicher wäre
Als mit des Nachbars Sohn, deß Fehler und Mangel sich jetzo
Ihrem bedenkenden Geist darstellten in grellerem Lichte.
So nun war sie im Herzen gesinnt; doch wollte sie diese
Ihre Gedanken dem Vater noch nicht schon jetzo gestehen,
Sondern geduldig den weitern Verlauf und ruhig erwarten,
Und mit Liebe nur sorgen, daß alles in würdigem Frieden
Vor sich gehe, nur ohne Gezank und verdrießliche Händel. —
Rings lag alles umher in tiefem, nachtlichem Schweigen;
Einsam pickte die Uhr im Verschlag, es klangen von ferne
Leisaushallende, ruhrende Tone der singenden Jugend

Fast unmerklich herein in die Stube. Da blickte die Gute
Nochmal sorglich umher, und ging, fast heiter im Geiste,
Leis in die duftende Kammer hinaus zum schlafenden Gatten,
Löschte die Ampel noch aus und legt' sich in's traulichе Bette.
Aber der Gatte, der wenig und leis nur hatte geschlummert,
Hob sich erwachend und fragte die Frau: die lispelte traulich
Antwort, und so begann bald ehlich vertrautes Geplauder
Ueber den heutigen Tag, von Wilhelm und von der Tochter,
Von der vergangenen Zeit und wieder von künftigen Zeiten.
Recht ergossen die beiden ihr Herz, sie glaubten von Niemand
Sich in der nächtlichen Stunde gehört; doch hörte der Knabe,
Ruhend im kleinen, umgitterten Bett, nicht ferne vom Ehbett,
Jegliches Wort. Er stellte sich schlafend und schnarchte gewaltig,

Aber er wachte gar gut und spitzte begierig die Ohren.
Sie nun redeten fort, bis endlich leiser und seltner
Wurden die Wort' und der Vater entschlief, und drauf auch die Mutter.

Vierter Gesang.

Vierter Gesang.

Herrlich erhub sich die Sonn' am silberbläulichen Osten
In weichfließendem Gold; es fielen die zitternden Strahlen
Ueber die Gasse herauf durch duftumronnene Häuser,
An der thauenden Krone vorbei der Linde des Dorfes,
(Welche von fröhlichen Reihen an Kirchweihtagen umtanzt wird,
Und seit ältester Zeit hier prangt in der Mitte der Gasse)
Ueber die Mauer des Hofes hinein in die Kammer des Ehpaars,
Hellanglänzend das traute Bett und die ruhenden Häupter.

Da fuhr plötzlich empor vom Schlafe die thätige Hausfrau,
Wunderte sich, mit geblendetem Aug', daß so spat sie erwachte,
Kleidete hurtig sich an, doch leis, und eilte hinaus dann,
Ueber die Hausflur hin in die morgenerhellete Stube.
Staunend traf sie Reßna schon hier in eifriger Arbeit,
Sprengend und kehrend, und rings schon ordnend Stuhle wie Bänke;
Schnell doch ahnt' sie warum, und begann mit freundlichen Worten:
Mädchen, du bist schon auf? und so frühe schon also geschäftig,
Heut an dem festlichen Tage? doch ja, du meintest es werde
Frühe der Vater uns heut in die weitentlegene Mühle
Fahren, zur Base, die wir schon so lang nicht konnten besuchen,
Und du wolltest die Stube vorher deßwegen noch ordnen;
Aber er hat das anders beschlossen, wir bleiben zu Hause,

Und du kannst in die Kirche dafür den Morgen mir gehen.
Innig betroffen blickte Rosine; doch frug sie den Grund nicht,
Nahm mit Ergebung es auf, und fuhr still fort in der Arbeit.
Aber es sente die Mutter hinzu: arbeite mir fein nun
Nicht zu lang, und gehe bei Zeiten hinauf in die Kammer,
Suche die Kleider zusammen und richte dich her zu der Kirche.
Sprach's, und eilte hinaus zu den Mägden im Hof, die geschäftig
Putzten das Kuchengeschirr und fegten die gelblichen Butten,
Jegliches fertige Stück hinstellend in zierlicher Ordnung
Auf das langliche Bänkchen, zu blitzen im Glanze der Sonne.
Diesen gebot sie hier für den Morgen die nothige Arbeit,
Kehrte dann wieder zurück und ging in die schwärzliche Küche,
Schürt' auf steinernem Heerd' ein Feuer an, stellte daran den

Caffee, trefflichen Rahm, für den Vater, für sich und die Kinder,
Hänate den Knechten und Mägden in mächtiger Pfann' Milch über,
Blies und rückte zurecht, und holte die Tochter zur Aufsicht.
Aber sie selber enteilte mit leisem Tritt in die Kammer,
Wo der Vater noch schlief, und nahm aus dem duftenden Kasten
(Blau, mit Blumen bemalt vom geschickten Schreiner des Dorfes)
Rock und Weste des Mannes heraus, und den Hut in die Kirche,
Trug sie hinein in die Stub' und hängte sie in dem Verschlag auf.
Gleich dann kehrte sie wieder zurück, eröffnet' den Mehlschrank,
Maß in die Schüssel hinein, in die irdene, rothlich verglaste,
(Oben am Rand vom Töpfer mit treffendem Spruche beschrieben)
Weise berechnete Maaße vom allerfeinsten Herauszug,
Trug sie zurück in die Stub' und stellte sie hinter den Ofen,

Hier den Teig anmachend mit Milch, mit Hefen und Eiern. —
Also sorgte für Alles genau die thätige Hausfrau.
Nicht verwirrten den Geist ihr so mannichfache Geschäfte,
Nein, sie gingen ihr sicher und leicht; es hatte die Uebung
Lohnend den klaren Blick sie gelehrt, die richtigen Griffe,
Und den Takt, in welchem sie stets das Rechte vollbrachte.
So vergaß sie nunmehr bei all' der häuslichen Arbeit
Nicht der Tochter, und sorgte für sie mit liebender Seele.
Weislich schickte das Kind sie hinauf erst, ehe sie selber
Sich zum Vater verfügte, zu dem sie die große Begier trieb,
Zu erfahren alsbald, wie er heut im Herzen gesinnt sei.
Darum eilte sie hurtig zu ihm in die Kammer hinüber.
Still schon lehnt' er und ernst an dem breiten Gesimse des Fensters,

Mit nachdenklicher Miene, doch ruhigern Sinnes als geſtern;
Freundlich begrüſs' ihn die Mutter, und ſagte die traulichen Worte:
Vater, ich möchte dich gern um deinen Willen befragen,
Denn es dränget die Zeit, auf heute die Freunde zu laden,
Weil an dem heiteren Tage ſie ſonſt auf andre Beſuche
Fahren konnten, und wir nicht alle zu Hauſe mehr träfen.
Alſo ſage mir jetzo, du biſt doch wie geſtern geſinnt noch,
Und du gedenkſt noch immer, den Rath der Freunde zu hören?
Doch es verſetzte der Gatte darauf mit verdrießlichen Worten:
Freilich gedenk' ich es noch; was kann ich denn anders beginnen
Bei dem verdrießlichen Streich? Ich hab' es nun einmal beſchloſſen,
Und ſo mag es geſchehen bis mir was Beſſeres einfällt.
Weiter fragte die Frau: ſo ſoll ich alſo den Kaſpar,

Unseren Knecht, umher zu den sämmtlichen Freunden nun schicken,
Welche wir gestern erwähnt, und laden lassen dieselben?
Doch er entgegnete drauf mit leichtauffahrendem Unmuth:
Thu', wie du willst! mir ist die ganze Geschichte verdrießlich,
Und ich gehe nun fort, spazieren in unseren Garten,
Bis die Kirche beginnt; mir ist in dem Hause nicht wohl mehr.
Aber es rief mit eifrigem Wort die sorgliche Gattin:
Vater, du wirst doch deinen Caffee vorher noch genießen,
Ehe du jetzt ausgehst? So lob ich es nimmer geschehen!
Komm in die Stube nur mit, ich will ihn geschwinde dir schenken;
Nüchtern herum zu gehen, ist Leib und Seele nicht heilsam.
Und so zog sie ihn fort in die Stube voll lieblichen Backwerks,
In den kleinern Verschlag; er setzte sich nieder am Tischchen,

Neben der pickenden Uhr, und die Mutter schenkte dem Manne,
Wie er's am liebsten genoß, ihm freundlich zum Trinken ermahnend,
Schenkte sich selber dann ein, so trank zusammen das Ehpaar.
Doch es begann der Vater darauf mit zögernden Worten:
Wenn nun aber die Freunde bei uns sich heute versammeln,
Alsdann gehet es nicht, daß auch die beiden zu Haus sind;
Wenn es das Mädchen erfährt, und wenn es dem Burschen gesteckt wird,
Daß wir über sie selber die Stimmen der Freunde vernehmen,
Sicherlich drängen sie dann sich hinein in die werthe Versammlung,
Und zerstören mit Flehen, mit Jammern und klagendem Einwand
Gänzlich den ruhigen Gang der ernsten und würdigen Berathung.
Und es sagte die Mutter mit freundlichem Nicken des Beifalls:
Wahrlich, da hast du Recht, sie dürfen im Hause nicht bleiben.

Und so müssen wir sie an andere Orte verschikken.
Was die Rosine betrifft, so wüßt' ich ihr schon ein Geschäft heut,
Welches sie gerne vollbrächt', und welches gewiß sie verweilte.
Denn ich habe vernommen, daß unsere arme Verwandte,
Die in der Stadt nun wohnet, die Wittwe des vorigen Lehrers,
Kränklich hütet das Bett, und ich hatte schon selber im Sinne,
Sie zu besuchen und sie zu erfreu'n mit nützlichen Gaben.
Siehe da schick' ich das Mädchen nun hin, mit Mehl und mit Eiern,
Auch mit Butter und Rahm, in der Stadt so theuer zu haben,
Und doch so nothig ins Haus. Du weißt ja, es ist die Verwandte
Gar ein verständiges Weib, und vermag gar schön zu erzählen,
Was sie im Leben erfahren, und treffliche Worte zu reden.
Stets war gern: das Mädchen um sie, so lang sie noch hier wohnt',

Und so bin ich gewiß, sie verläßt sie auch heute nur spat erst,
Weilend in schönem Gespräch und bei freundlichem Trosten der Kranken.
Aber nun wäre noch Wilhelm da! Weißt diesem nicht du was?
Und der Vater besann sich und sagte nach kurzem Bedenken:
Drüben im anderen Thal, auf dem stattlichen Gute des Fürsten,
Wohl vier Stunden von hier, da soll ein Handel zu machen
Sein mit Schafen, so wie ich es letzthin erfuhr von den Juden;
Dahin soll er mir heut, und soll nach dem Preis sich erkund'gen,
Soll sich die Stücke besehen, und Art und Race sich merken;
Dann verweilt er gewiß bis an die sinkende Nacht hin,
Und so hätten wir auch von ihm nichts mehr zu befürchten.
Heiter versetzte die Mutter: so geht's wahrhaftig, und trefflich.
Aber willst du es selber dem Wilhelm also verkünden,

Oder ſoll ich ihm lieber in deinem Namen es ſagen?
Nun und warum denn du? — entgegnete fragend der Gatte.
Und es antwortete drauf mit liebender Stimme die Mutter:
Vater, du biſt noch gereizt, und biſt erzürneten Herzens,
Siehs da könnteſt du leicht, wenn du den Menſchen erblickteſt,
Wieder in Zorn mir gerathen, und könnteſt dich alſo vergeſſen,
Daß du mit ſchmähendem Wort ihn verfolgteſt und alles verderbteſt.
Doch es verſetzte der Vater darauf unwilligen Sinnes:
Weib, wie redeſt du ſo! wahrhaftig als hätt' ich noch nie mich
Mäßigen können, da wo ein verſtändiger Sinn es verlangte.
Da ich es geſtern beſchloſſen, der Freundſchaft Rath zu vernehmen,
Alſo erwart' ich es auch bis ich ihre Gedanken erfahren,
Ruhig und mäßigen Sinn's. Gleich meld' ich dem Burſchen es ſelber.

Innerlich froh schwieg jetzo die Frau; nun wußte sie sicher,
Daß er in ruhigen Worten den Auftrag gebe dem Wilhelm.
Aber der Vater erhob sich rasch von dem bräunlichen Tischchen,
Langte sich Rock und Weste und setzte den stattlichen Hut auf,
Steckt' das Gesangbuch ein, und kräftig verließ er die Stube.
Und so saß nun die Mutter allein; da beschlich sie die Sorge
Dennoch wieder, es möchte der Mann zum Zorne sich wenden,
Und sie harrte mit Aengsten; doch wurde sie gänzlich erheitert,
Als durch's Fenster hinaus den Vater mit ruhigen Tritten
Wandeln über die Straße sie sah, und drauf auch den Wilhelm,
Wie er mit tüchtigem Stock die gebotene Wanderung antrat,
Folgend des Vaters Geheiß mit gesetzten und männlichen Schritten.
Schnell nun ging sie hinaus in den Stall, den Kaspar zu suchen,

Ihren untersten Knecht, und ihren gewöhnlichen Boten,
Der, ein drolliger Bursch und zu allen Geschäften zu brauchen,
Doch vor allem als höchsten Genuß das Schlafen sich lobte,
Und an dem festlichen Morgen zur Hälfte bekleidet im Bett' lag,
Recht zu genießen, was sonst er an anderen Tagen entbehrte.
Diesem trug sie nun auf, die sämmtlichen Freunde zu laden,
Würdig, mit schicklichen Worten, und sagt' es ihm zweimal und dreimal.
Alsdann kehrte sie wieder zurück zur häuslichen Arbeit,
Sorgend für festliches Mittagsmahl, dann aber besonders
Noch für feines Gebäck, den Freunden zu würdiger Labung. —
So nun hatte die Nacht, es hatte der heitere Morgen,
Und das geschäftige Treiben des Tags in alle den Seelen
Schon den düsteren Gram und die heftigerregten Gefühle

Leise gemildert, die Herzen gestimmt zu würdigem Dulden,
Und den zerrütteten Stand in leidlicherm Lichte gezeiget.
Doch nun wirkte die festliche Stille, des Kirchengesanges,
Des andächtigen Gesanges versöhnende, heilige Töne,
Und die belehrenden, trefflichen Worte des würdigen Pfarrherrn
Tiefer noch auf die beiden Gemüther, die heilenden Balsams
In das sorgenzerrissene Herz am meisten bedurften.
Inniggetröstet kam aus der Kirche Rosin', und der Vater,
Später, in tiefem Ernst; er setzte sich still in den Lehnstuhl,
Legte die Hand vor die Augen und gab sich lässigem Traum hin.
Würdig hielt er das Zürnen zurück, als drauf er die Tochter
Ganz und bedend ersah beim festlichreichen Mittagsmahl,
Und nahm später sogar beifällig den flatterlichen Zeug auf,

Welchen die Tochter gekauft, und wies mit fragendem Antlitz.
Doch die Mutter ergriff nach geendetem Mahle das Mädchen,
Führte sie freundlich hinaus in die Kammer und zeigte den Korb ihr,
Welchen sie früherhin schon mit passenden reinen Gefäßen,
Voll von Rahm und von Butter, von Mehl und rundlichen Eiern,
Zierlich gefüllt, und sagte dazu die gütigen Worte:
Mädchen, ich habe dir hier ein Geschäft. Du weißt, die Verwandte,
Die in der Stadt nun wohnet, die Wittwe des vorigen Lehrers,
Kränkelt schon einige Zeit; zwar hatt' ich es selber im Sinne,
Heimzusuchen die Arme mit nützlichen, labenden Gaben,
Doch es gebricht mir die Zeit. Drum kannst nun du es ihr bringen,
Was in den Korb ich gethan, weil doch du am gestrigen Tage
Vor den Geschäften des Marktes die Gute nicht konntest besuchen,

Die du doch immer geliebt, und bei der du so gerne verweiltest.
Kleide denn hurtig dich an, und tröste die kranke Verwandte
Mit den schönen Geschenken und mit wohlthuenden Worten;
Und verweile getrost — du hast heut nichts zu versäumen.
Aber Rosine gehorchte mit Lust; ihr bangt' in dem Hause,
Und sie sehnte sich sehr zu der guten, verständigen Freundin.
Eilig zog sie sich an, und verließ nach herzlichem Abschied
Von der Mutter, behend und froh mit dem Korbe die Wohnung.
Diese bedachte mit heiterem Sinn, wie alles so schön sich
Fügte, sie hoffte vom heutigen Tag auch günstigen Ausgang.
Froh drum rüstete sie in der Küch', in der oberen Stube
Alles zu würd'gem Empfang der stattlichen, werthen Verwandtschaft.
Aber nachdem sie jegliches wohl und trefflich vollendet,

Ging sie zum Vater zurück, der im braunen, ledernen Lehnstuhl
Schlummernd lag, und weckte den Mann zu vertraulicher Zwiesprach.
Lang hier plauderten sie in ehlich-berathender Weise;
Und die Stunde verstrich, zu welcher die Freunde geladen
Waren vom Kaspar, dem Knechte, doch zeigte noch Keiner davon sich.
Sorglich schaute die Frau durch's Fenster, und blickte mit Sehnsucht
Oftmals, kehrte zurück, sich wundernd über das Zögern;
Aber der Vater verbarg in der Brust das starke Verlangen
Nach den Verwandten, und gab sich wieder dem läßigen Traum hin.
Also harrten die Gatten gespannt in der einsamen Stube.

Fünfter Gesang.

Fünfter Gesang.

Knarrend ertönte das Thor; es horchten die beiden und schauten
Eilig zum Fenster hinaus — da kam der würdige Taufpath',
Freundlichen Ernst im Gesichte, dem vielerfahrenen, biedern,
Festlich in Hut und Rock, nach neuem, bequemerem Schnitte,
Rüstigen Schrittes herein, und grüßte die freudigen Gatten.
Herzlich ward er empfangen und höchlich gelobt, daß am ersten
Heut' er gekommen, und froh nach gebräuchlichen Dingen befraget,
Nach dem Befinden der Kinder und Frau, so wie nach dem eignen.

Und ſo kam auch die Baſ', altmodiſch in blumigem Kittel,
Stattlichen Wuchſes und ſtolzen Geſichts, mit formlichen Grüßen.
Munter erſchien der Vetter vom Bach mit lächelndem Nicken,
Scherzte ſogleich mit der Mutter und ſagt' ihr ſchelmiſche Worte.
Endlich kamen auch noch die anderen ehrſamen Männer,
In ſchwarzzwilchenen Rocken, der eine mit ſammtener Mütze,
Doch ſchon ältlich vergilbt, dreiſpitzigen Hutes der andre,
Langſam ſchreitend herein, gutmüthig grüßend das Ehpaar.
Welch ein geſchäftiger Lärmen, und welch ein Fragen und Danken
Tönte nun rings in der Stub'! Gleich ſchickte die Mutter, beſonnen,
In den Keller die Magd, die Flaſchen im Sande zu holen
Köſtlichen Bieres, und raſch in die obere Stube zu tragen,
Winkend dem Mann; der führte hinauf die ſämmtlichen Gäſte,

Schenkte des schäumenden Bieres und bot das bräunliche Brod um,
Bot auch gefälligen Sitz und ermahnte sie alle mit Nachdruck,
Klug anfangend nach schicklicher Weise beliebte Gespräche.
Da ward also vom Korn, da ward von dem Preise des Viehes
Vieles gesprochen, und so manch wichtig prophetisches Wort auch
Ueber die künftigen Preise gesagt; es ward von dem Schultheiß,
Von der Gemeindeverwaltung geredet, und anderem der Art.
Drauf ward wieder mit Lust von häuslichen Dingen gesprochen,
Und die Gäste vergaßen es nicht, die Helle der Stube,
Das kattunene Bett und den farbigen Teppich zu loben,
So wie den Spiegel der Wand mit goldengeschnorkeltem Rahmen. —
Welches der Vater jedoch ablehnt' mit behaglichem Lächeln.
Aber die Mutter stand indeß in der rauchigen Küche,

Siedend den trefflichſten, reinſten Caffee; mit mach-
tigem Eifer
Bites ſie und ſchurte das Feuer, beſorgt in ihrem
Gemuthe,
Daß ihr heute nur nicht der Rahm im Gefäße ge-
ronne,
Und ſie nicht Schmach erwürb' bei den ſtattlichen,
werthen Verwandten.
Sorgſam goß ſie darauf in die größere zinnerne
Kanne
Den nun geklärten Caffee, in die kleinere goß ſie
den Rahm ein,
Und trug beide hinauf in die Stub' auf glänzendem
Bleche.
Mächtig verwunderten ſich die Freunde, gar hochlich
bedauernd,
Daß die verehrliche Baſe ſo viele Koſten ſich ma-
che,
Nicht ſich begnüge mit Bier, nein, auch Caffee noch
bereite.
Aber ſie ſagte dagegen: das wären mir ſchöne Ma-
nieren,
Wenn ich ſo werthem Beſuch aufwarten würde mit
Bier nur!
Setzt euch nieder und trinket und laſſet es wacker
euch ſchmecken.

Und ſie füllte die Schalen geſchwind mit Zucker zum Drittheil,
Trotz dem Verwehren der Gäſt', und ſchenkte den ſchwarzen Caffee dann,
Schenkte des köſtlichen Rahms, nachdem ſie vorher ſich erkundigt,
Wem er weißer und wem braun lieber er wäre zu trinken.
Alsdann bot ſie die Stücke herum des türkiſchen Bundes,
So wie der Ringe, der Brezen, und fragte nach Jedes Belieben.
Schicklich ſuchten die Gäſte zuerſt die kleineren Stücke;
Aber die Hausfrau ſchalt: wer wird ſich die kleinſten nur wählen?
Dieſe, die größeren nehmt! — Und da ſich jene noch ſträubten,
Langte ſie ſelber die größten und legte ſie neben die Schalen,
Legte noch andre dazu: es thürmten ſich völlige Haufen.
Emſig ermahnend ging ſie ſodann umher bei den Gaſten,
Eifrig auf alles bedacht; ſie vergaß faſt über der Wirthin

Wicht'gen Geschäften und Pflichten, warum sie die Freunde beruien.
Diese nun tranken Caffee und tunkten das gelbliche Brod ein.
Aber nachdem sie die Schale geleert, verwehrten sie mächtig,
Und vor allen die Base, daß ihnen die zweite geschenkt ward.
Strafend blickte der Vater, und rief die verdrießlichen Worte:
Ei, was zieret ihr euch! so nehmet an mir doch ein Beispiel;
Sehr, ich habe die andere schon, obgleich ich zum Frühstück, —
Mutter, ist es nicht also? — gewiß drei Schalen getrunken.
Nickend stimmte die Mutter ihm bei, und rief zu den Gästen:
Was, ihr werdet mir doch nicht also verschmähen den Caffee?
Wie verdrösse mich das! gewiß ist er schlecht mir gerathen.
Da versetzte der Vetter vom Bach mit schelmischem Lächeln:
Ganz vortrefflich ist der Caffee, und köstlich die Brezen,

Und weil alles uns doch von der gütigen Base gegonnt iſt,
Alſo ſeh' ich nicht ein, warum ich noch länger mich ziere,
Und nicht trinke den herrlichen Trank; denn er ſchmecke mir gewaltig.
Sollt' ich die Feindſchaft mir zuziehen der trefflichen Wirthin,
Wenn ich die Gabe verſchmäht'? denn ich ſehe, ſie meinet es ernſtlich.
Immer nur lebt' ich in Frieden und Einigkeit mit den Verwandten,
Und es wäre wahrhaftig nicht klug, mich zu entzweien,
Wegen der Schale Caffee, mit meinen geliebteſten Freunden.
Friſch denn, Baſe, herbei, und ſchenket die Schale nur voll ein
Schmunzelnd ſchob er ſie hin; es lächelten alle die andern.
Höchlich lobt' ihn die Mutter und rief: ſo hab' ich es gerne!
Schenkte die Schal' ihm voll und ermahnte die andern zu folgen.
Wie wenn ein ſtädtiſcher Schwarm von munteren Herren und Fräulein

Heiter, am festlichen Tag, sich erfreut im ländlichen Wirthshaus,
Und es findet sich ein, zufällig, ein wandernder Spielmann,
Blasend die fröhlichen Tänze; da zucken den Mädchen die Füße,
Hüpfet den Herrchen das Herz, doch keiner wagt zu beginnen,
Nur auf die anderen wartend, und sinnend mit zagender Seele.
Und es erklinget das Spiel und es schau'n sich die Mädchen umsonst um,
Lieblicherröthend und schelmisch zusammenkichernd und flüsternd.
Endlich fasset ein Herrchen sich Muth; er neiget sich zierlich
Vor dem erwählten Kind und beginnet den fröhlichen Reigen.
Da, mit einemmal, springet vom Sitze der übrige Chor auf,
Herrlichen Muth in der Brust und neiget sich bunt vor den Mädchen,
Und rings rauschet der Saal vom wallenden Kranze des Reigens.
Also folgten auch jetzo dem schelmischen Vetter vom Bache

Alle die anderen Gäste mit unbefangener Seele,
Ganzlich vom Zieren befreit durch seinen muthigen Vorgang.
Schenken ließ sich die Base, es ließen die Vettern sich schenken;
Lächelnd erlaubte noch eines sogar der würdige Taufpath',
Welcher das kräftige Bier vorzog dem süßen Caffeetrank,
Und aufrichtigen Sinnes noch eben sich hatte geweigert.
So, bei beliebtem Gespräch, trank heiter die ganze Versammlung.
Aber nachdem sie alle genug des Trankes genossen,
Und mit ernstem Bemühen umstellend die oberen Schalen,
Weiteres Schenken verwehrten; da brachte die Mutter des Bieres,
Brachte des funkelnden Weines in zwei hellgrunlichen Flaschen,
Füllte die Gläser umher, und reichte das bräunliche Brod um,
So vorsorgend bedacht, daß es ferner den Gästen nicht fehle

An erfrischabendem Trank, wenn endlich das Rathen begonnen.
Denn es entteilte die Zeit, die Gute gedachte von Herzen
Wieder der Kinder und winkte dem Mann, der faßt sich bedächtig,
Würdigen Ernst im Gesicht, und beginnt zu der werthen Versammlung:
Liebe Verwandten und Freund', ich habe zu mir euch gebeten,
Weil ich in wichtigen Dingen bedarf freundschaftlichen Rathes,
Und ich euch kenne, sämmtlich, als kluge, verständige Leute,
Denen man gerne vertraut, als wackere, biedere Herzen,
Die das Beste, das Nützlichste nur uns wünschen und rathen.
Seht ich habe am gestrigen Tage zum größten Erstaunen
Plötzlich etwas erfahren, was von so hoher Bedeutung
Mir und den Meinigen ist, und von so wichtigen Folgen,
Daß ich dem eigenen Sinn allein nicht wollte vertrauen,

Sondern getreulich vereint den Rath der Verwandten vernehmen,
Und auf ihn dann sicher und fest die Entscheidung begründen.
Und so bitt' ich euch herzlich, vernehmt aufmerksam und ernsthaft
Was ich euch jetzo verkünde, bedenkt's mit ganzem Gemüthe.
Denn wahrhaftig, es gilt das Wichtigste, Höchste des Lebens,
Wohlfahrt, Segen und Glück, und den Frieden der künftigen Tage.
Schauend hielt er nun inn'; es horchten die werthen Verwandten
Still, mit begierigem Sinn, und machten verwunderte Augen.
Aber es fuhr der Vater so fort in würdigem Ernste:
Alle wohl wisset ihr es, wie lange daneben der Kaspar,
Unseres Nachbars Sohn, sich bemühet um unsre Rosine,
Und ihr begreifet es auch, warum ich den Burschen nicht abhielt;
Denn das Vermögen ist gleich, es fügen die Guter sich trefflich,

Und ich dachte mit Freuden sie mir zum Pärchen verbunden.
Träume der Menschen, wie seid ihr doch alle so eitel und nichtig!
Letzthin, an Himmelfahrt, da ließ mir der Kaspar verkünden,
Daß er mit ernstlichem Sinn um das Mädchen zu werben gedachte,
Und so sah ich im Geiste schon richtig die beiden verlobet.
Sieh da muß ich zu heftigem Schreck noch gestern erfahren,
Daß sie an Wilhelm hängt, der jetzo mir dienet als Großknecht,
Nicht mit kindischem Sinn, nein, fest und mit ganzem Gemüthe,
Und entschlossen mit ihm nur allein auf Erden zu leben.
Denket euch meine Verwirrung und denkt euch meine Betrübniß!
Wahrlich es faßten die Sorgen, die quälenden Zweifel mich also,
Daß ich bekümmerten Sinn's nicht anders mir wußte zu helfen,
Als an euch um gefälligen Rath mich heute zu wenden.

Und nun saget mir an, was soll ich jetzo beginnen?
Soll ich den herrlichen Plan aufgeben mit unserem Nachbar,
Soll ich in Gottes Namen das Kind dem Burschen verloben,
Welchen sie selber begehret, an dem ihr tolles Gemüth hängt?
Oder soll ich sofort das Ansehn brauchen des Vaters,
Soll ich sie zwingen, daß sie den Sohn nimmt unseres Nachbars,
Und so den Tochtermann mir mit reichlichen Gütern ins Haus bringt?
Alles wisset ihr jetzo, nun rathet nach eurem Gewissen.
Also hatte der Vater mit männlicher Fassung gesprochen,
Würdigen, mäßigen Sinn vor seinen Verwandten zu zeigen.
Diese nun saßen verstummt; sie ließen nur einzelne Laute
Hören mit offenem Munde von zweifelnder, mächt'ger Verwund'rung.
Sinnend blickte der Vetter vom Bach mit feinem Gesichte,

Während die Base mit Hast auffuhr in bekümmerter Röthe,
Und vor Staunen und Grimm ihr das Wort im Munde versagte;
Langsam schüttelten lang die anderen Vettern die Köpfe,
Doch des Pathen Gesicht erglühte von männlichem Ernste.
Aber nachdem sie alle genug sich befragt und verwundert,
Und vom bekümmerten Vater noch weit're Belehrung erhalten
Auf die Fragen, begann mit ernstlichen Worten der Taufpath':
Wichtig Gevatter, beim Himmel, ist dieser Handel, und fordert
Tiefes, genaues Bedenken von uns, da gänzlich entschieden
Wird hier über das Glück und den Frieden der einzigen Tochter;
Lasset besonnen uns also die Lage der Dinge betrachten.
Aber es fuhr mit heftigem Wort die Base dazwischen:
Wahrlich ich sehe nicht ein, was hier zu bedenken noch bleibet,

Und ich verwundere mich, wie einer noch wählen und zweifeln
Kann, wo die Sache so deutlich und klar vor Augen schon daliegt.
Wie, die Tochter vom Hause dem Knechte des Hauses verloben,
Und die Gelegenheit sich entschlüpfen lassen, den reichsten
Erben von allen im Dorfe zum Schwiegersohn zu bekommen,
Könnte wohl dieß eins rathen von uns dem zweifelnden Vater?
Gibt es ein Wählen noch zwischen dem Knecht und zwischen dem Manne,
Welcher mit Geld und Gütern den Wohlstand mehret des Hauses?
Doch es entgegnete drauf mit bedeutender Miene der Taufpath':
Kennet ihr nicht das Wort: „Nicht Reichthum alleine macht glücklich!"
Ja so redet man freilich — versetzte dagegen die Base —
Und doch kommt's in der Welt bei jeglichen Dingen auf Geld an.
Was uns erfreuet und reizet, mit Geld nur können wir's haben,

Und wo dieſes uns fehlt, da fehlet uns alles und jedes.
Sehet im Leben umher, und ſehet die Reichen und Armen,
Gluck und Ueberfluß ſehet ihr hier, dort Jammer und Elend.
Sehet beſonders die Leute mir an, die der Liebe nur folgend,
Ohne Vermogen und Geld ſich begeben in haſtigen Ehſtand.
Anfangs geht es noch gut, das Wenige reichet für jetzt noch,
Und ſo leben ſie hier in Freuden und herrlicher Luſt wohl.
Aber das währt nicht lang und es deckt ſich der Mangel gar bald auf;
Kinder kommen in's Haus, da mehren ſich Muhen und Nothen,
Wie die Familie wächst, ſo ſchwinden die dürftigen Biſſen;
Und es müſſen die Eltern ſich müh'n vom Morgen zum Abend,
Um den Ihrigen nur ein kümmerlich Leben zu friſten,
Und ſie können des Nachts vor quälenden Sorgen nicht ſchlafen,

Sehen mit Angst und Kummer die künftigen Tage sich nähern.
O da blicken sie wohl mit Neid auf den reicheren Nachbar,
Der, mit jeglichem trefflich versehn, froh lebt und gemächlich,
Blicken mit Reue nun hin, jetzt wo es leider zu spät ist.
Und es kehret dem Menschen die dauernde Noth das Gemüth um,
Widerlich wird und zänkisch, wer gut und gefällig gewesen,
Ja, und die Liebe vergeht, und die grad hassen zuletzt sich,
Welche sich früher geliebt, durch Lieb' in den Jammer gekommen.
Vorwurf' hörst man jetzt statt schöner und schmeichelnder Reden,
Händel und Zank und Streit gibt's nun: denn keines will Schuld sein.
Und dann wendet es sich vom Schlimmen nur weiter ins Schlimmste,
Aergerlich ruhet die Hand und verzagt, es stocket die Arbeit,
Und so nahet zuletzt das Verderben und schmähliches Elend.

Aber wie anders ſiehet es aus, wenn ein Reicher den Reichen
Wahlet, verſtändigen Sinnes! das iſt ſchon ein herrlicher Anfang.
Vor dem feſtlichen Tage der Hochzeit hält man den Einzug
In herkömmlicher Pracht, mit Hennenreiten und Schmauſen.
Reichlich mit Kiſten und Kaſten voll Kleider und Linnen und Hausrath,
Und mit Fäſſern und Schranken, mit ſchwellenden prächtigen Betten
Ziehet der Bräutigam ein und mehret die Güter des Hauſes
Unter der jubelnden Freude der ſtattlich verſammelten Freunde.
Ebenſo wird die Hochzeit auch mit Prangen gehalten,
Und es beginnet dann heiter und froh die treffliche Wirthſchaft.
Da gibt's alles genug, man braucht nicht bange zu ſorgen,
Und man genießt es vergnüglich und kann vor den andern ſich zeigen.
Aber wo vieles iſt, da will man erweitern und mehren,

Und dieß richtet sich hier ohn' ängstliches Mühen und Plagen,
Sicher und wie von selber; man schauet nur emsig auf alles,
Hilft mit Behagen nur nach, still wächst es so weiter und weiter.
Reicher wird immer das Haus, es werden die Kinder dann wieder
Nur für Reiche gewählt, und rings ist herrlicher Wohlstand.
Also sprach die eifrige Frau mit lebendiger Stimme.
Schmerzlich blickte der Vater auf's Neu', es nickten die Vettern
Mit nachdenkendem Haupt und riefen: ja freilich, so ist es.
Zweifelnd blickte der Vetter vom Bach, der würdige Taufpath'
Aber begann mit festem Gesicht und männlichen Worten:
Schön und erfreulich ist's, das will ich Euch gerne gestehen,
Wenn mit Geld und Gütern der Bräutigam stattlich ins Haus zieht;
Aber erfreulicher ist's, wenn herzliche Liebe mit einzieht,

Die den reichen Beſitz den verbundenen Gatten erſt
werth macht.
War das ein Reden und Sagen von armer und
dürftiger Ehe,
Als ob im jetzigen Falle ſo Trauriges wäre zu
fürchten!
Nein, nicht Ehe mit Noth — wer die Tochter mei-
nes Gevatters
Heimführt, darbet mit nichten — nur Eh' ohn' jeg-
liche Neigung
Stehet uns hier zu fürchten, und ſchlimmer iſt dieſe
wie jene.
Wahrlich, Freunde, der Himmel verlieh kein höhe-
res Glück uns
Als in innigem ehlichem Bunde, die ſchönſten Ge-
nüſſe
Alle, die wir mit Wonn' empfahn aus Glauben und
Liebe,
Aus dem tiefſten Vertrauen, aus herzlichvereinetem
Wirken,
Wachſen aus ihm in ſüßeſter Art und reichlichſter
Fülle.
Hier erſt fühlen wir uns in emſigem Streben und
Schaffen
Für ein Theures, Geliebtes in unſerm wahren Be-
rufe,

Reiner genießend das Süße der Welt, und doppelt
und dreifach.
Doch wie die glückliche Ehe die lieblichsten Freuden
bereitet,
So entquillt auch das herbeste Leid unglücklich ge-
knüpfter;
Was den Liebenden Quelle der Lust, der reinsten
und höchsten,
Wird Liebloſen nur Quelle der Pein und des bit-
tersten Jammers.
Ja die Armen, die schmerzlich Betrogenen, nicht nur
entbehren
Sie der Freuden, die köstlich entstehn aus vertrauli-
chem Rathschlag
Ueber des Hauses Wohl, aus den Wechseldiensten
der Liebe,
Aus dem vereinten Genuß der fröhlichen Feste des
Jahres,
Nein, es verkehrt sich die Lust und die Wonne der
liebenden Gatten
Ihnen selber in Grau'n, in Widerwillen und Ab-
scheu,
Und der süßeste Trank wird ihnen zur bittersten
Galle.
O was frommet uns da der todte, der steinerne
Reichthum!

Freundſchaft, herzliche Lieb' iſt doch dem menſchlichen Buſen
Ewig das Süſſeſte, und ſtille, mit ſchmerzlichen vergoſſenen Thränen,
Sehnet er nun ſich darnach. Wer zählet die Klagen und Seufzer,
Welche an heimlichem Ort ausſtößt ein betrogener Gatte?
Viele die halten das Leben nicht aus und wählen die Scheidung,
Tragen den Makel davon in jeglicher Lage des Lebens;
Aber die andern ertragen die Pein aus mancherlei Rückſicht,
Schleppen die Tage ſo fort und haben die Höll' auf der Erde.
O wie glücklich dagegen iſt nur bei mäßigen Gütern
Ein treuliebendes Paar! Da wird zum Genuſſe die Arbeit,
Doppelt ein jeder Genuß; treu trägt man die Leiden zuſammen,
Findet den herrlichſten Troſt in gegenſeitiger Freundſchaft.
Und es bleibet der Segen nicht aus, es mehren die Güter

Sich auch hier, und werden nur hier zu wirklichem Glück erst.
Und wir sollten nun heute nicht auch die Neigung bedenken,
Welche das Höchste vermag, und sollten auf Güter nur schauen?
Also sprach er und blickte mit Kraft, still schwiegen die andern;
Wieder betroffen entgegneten nur die ehrsamen Vetern:
Freilich, auf solcherlei Art hat auch der Gevatter nicht Unrecht.
Und schon wollte die Bas' antworten begierig des Einwurfs,
Als der Vetter vom Bach anhub mit gemüthlichem Schmunzeln:
Ja, Recht hat der Gevatter; wer wird auf Vermögen nur schauen,
Und auf die Mitgift nur? Das macht es alleine noch nicht aus.
Und so lasset euch hier einmal ein Stückchen erzählen,
Wie ich mich selber benommen in einem ähnlichen Handel.
Zwanzig Jahre nun sind es gerad', da hielt ich beim Vater

An um mein jetziges Weib und bekam ſie auch ohne Bedenken.
Nun ward alſo darauf am Heirathstage beſchloſſen,
Daß ſie, benebſt dem Gelde, noch eine gebührende, hübſche
Ausſtaffirung erhielte, dazu drei treffliche Stiere.
Und ſo nahte der Tag des Einzugs. Selbigesmal war
Gar ein bedeutender Hennenritt; vier fielen vom Gaule,
Aber die Henne gewann da drüben der jetzige Gaſtwirth,
Damals ein junger Geſelle, mit ſeinem vortrefflichen Fuchſen.
Ich fuhr ſpäter erſt nach in die Wohnung der Braut, mit dem Wäg'lein,
Freute mich dort des Gewühls; wir ſchmauſten dann alle behaglich.
Als nun der Einzugswagen geladen war, und ich hinausging,
Himmel! da merkt' ich es freilich, daß nur Stieftochter die Braut war.
Wenig gewahrt' ich, und dieß war Alles von lumpigem Zeuge,

Alter, verlegener Kram: wurmſtichige Kaſten und frisch nur
Wieder bemalt, ſpottſchlechtes Geräth und magere Betten.
Wahrlich, das fängt gut an! ſo dacht' ich in meinem Gemüthe.
Doch als ich mich darauf zur Abfahrt rüſtete, trieb man
Auch noch die Stiere heraus — Herrgott, was mußt' ich erblicken!
Meiner Tage ſah ich ein ſolch erbärmliches Vieh nicht,
Kerle ſo klein wie Kälber, und dürr — mit jeglichen Mängeln.
Da erboste mein Bruder ſich ſehr, und ſagte verdrießlich,
Doch mit heimlichen Worten: das läßt du dir nimmer gefallen.
Aber ich faßte mich kurz, ging hin und hieb mit der Geiſel
Hinten die Krüppel auf's Fell, ſie machten gewaltige Sprünge
Hurtig voran, und ich lacht' und rief zu dem zornigen Bruder:
Ei laß gehen, iſt's Mädchen doch ſchon, was kümmert das Vieh mich.

Also erzählt' er und schwieg, stillspähend nach lächelndem Beifall.
Und es lächelten alle vergnügt; die Base nur blickte
Höhnend auf ihn und rief ihm die ärgerlich spöttischen Worte:
Hab' ich's doch gleich mir gedacht, Ihr werdet, nach Eurer Manier, auch
Heut bei dem ernstlichen Rathe die tarpischen Späße nicht lassen.
Paßt die Erzählung im Mindesten nur zum jetzigen Falle?
Haben denn hier die Thiere das ganze Vermögen betragen?
Brachte die Braut Euch nicht, wie ich weiß, ein tüchtiges Geld mit?
Aber das kümmert Euch nicht, wenn Ihr Eure Geschichten nur anbringt.
Schweigend erröthet' der Vetter vom Bach, es verdroß ihn der Tadel
Mächtig und wandte den Sinn der Base nun völlig entgegen.
Heiterbegütigend sagte darauf der würdige Taufpath':
Ei, was ereifert Ihr Euch doch gegen ein frohes Geschichtchen!

Lustig ist es fürwahr, und ich hör's gar gerne, wenn Jemand
So mit behaglichem Sinne der früheren Zeiten gedenket,
Und mit seiner Erfahrung dient. Auch hat er nicht Unrecht:
Besser ein hübsches Mädchen in's Haus, als prachtiger Hausrath.
Und so gehört für ein liebliches Kind auch ein stattlicher Ehmann,
Daß dann artige Enkel erfreuen den würdigen Ahnherrn.
Wenn das Mädchen den Schönsten sich wählt, wer kann es verklagen?
Gleich und gleich gesellet sich gern, so war es und bleibt es.
Ich verdenke Rosinen es gar nicht, daß sie an Wilhelm
Hänget mit ganzem Gemüth; ist's doch ein stattlicher Jüngling,
Stark und trefflich gewachsen, von männlichem, schönem Gesichte.
Aber der Kaspar darf sich am wenigsten neben ihn stellen.
Niemand tadl' ich, wie ihn der Himmel nun einmal geschaffen,

Aber der Kaspar ist doch, es wissen es alle die hier sind,
Knickerigkleinlichen Sinnes, unliebenswürdigen Herzens,
Und sein Aeußeres ist wahrhaftig doch auch nicht zu loben.
Eiligen Worts rief schelmisch darein der Vetter vom Bache
(Froh, der Base nun wieder dagegen eins zu versetzen):
Nein, das kann man ihm nicht nachsagen, der Schönste von Allen
Ist er gewißlich nicht, deß kann ihn der Neider nicht zeihen.
Doch es erwiedert' die Base darauf, Erröthen im Antlitz:
Spottet nur, aber es ist mit dem Kaspar wahrlich so arg nicht,
Und er kann sich noch wohl auswachsen zum artigen Manne.
War sein Vater doch auch in jüngeren Jahren gerad' so,
Der nun jetzo gewiß zu den stattlichsten Männern gezählt wird.
Schauet man denn beim Manne so sehr auf äußere Schönheit?

Iſt er auch ſelber nicht ſchön, ſo bringt er ein ſchönes Vermögen
Doch dem Mädchen in's Haus, mit dem ſie vor jeglichem Unglück
Sicher iſt, trefflich geſchützt. Dieß iſt von größerem Werthe
Als ein glattes Geſicht, und beſonders in unſeren Zeiten,
Wo man von Unruh ſpricht, und von Krieg, und Keiner genug ſich
Kann mit Geld verſehen, und gegen den Mangel ſich waffnen.
Und mit ernſtem Geſichte verſetzte dagegen der Taufpath':
Nicht Vermögen und Geld ſchützt in den gefährlichen Zeiten
Uns vor Mangel und Nöthen, das haben wir ſämmtlich erfahren
In den ſchrecklichen Jahren des Krieg's; der muthige Mann nur,
Dem in der größten Gefahr der Geiſt feſt bleibt und beſonnen,
Faſſet den rechten Moment und rettet ſo ſich und die Seinen.
Und ſo wären die Eltern gewiß, daß ihre Roſine

Einen Garten beläm' an Wilhelm, welcher in jeder
Lage des Lebens dem Weibe der trefflichste Schützer und Hort wär'.
Allen iſt wohl die Geſchichte bekannt, wie er, faſt noch ein Knabe,
Noch bei dem Vater zu Haus, beim Brande der eigenen Scheune
Sich ſo beſonnen, ſo muthig gezeigt, wie ſelten ein Mann thut;
Doch ich weiß ſie genauer, und will ſie euch wieder erzählen.
An dem hinteren Giebel, von ſchändlichen Leuten gezündet,
Brannte die Scheune ſchon heftig, und ruhig noch ſchliefen die Leute.
Aber der Balken Gekrach, die röthlicherglühende Helle
Weckte das Weib; die weckte den Mann und hieß ihn hinausſchau'n,
Welch ein Gepraſſel es ſei, und was für ein Leuchten wie Tag'slicht.
Der nun, zuerſt unmuthig, im Halbſchlaf, folgte der Frau nicht,
Bis ſie geängſtet zum zweiten ihn rief; da ſah er hinaus, und

Starrte, der Sinne beraubt, die eigene brennende Scheun' an.
Mit unendlichem Jammergeschrei nun weckt' er die Seinen,
Weckt' er den schlafenden Sohn und, rasend und lärmend, die Nachbarn,
Suchte zu retten, und wußte doch nicht, wo zuerst er begonne.
Nun stand zwischen dem vorderen Giebel und zwischen dem Hause,
Höher noch als die Scheune gethürmt, ein gewaltiger Strohhauf';
Wurde nun der ergriffen vom Feuer, so ging auch das Haus an,
Und es brannte vielleicht mit ihm noch manches Gebäud' ab.
Dieses bedachte der treffliche Sohn in der grausen Verwirrung,
Während den Brand noch alle nur jammernd und gaffend umfanden,
Rannt' im ganzlichen Dunkel hinauf in den oberen Boden,
Sucht' in den Winkeln herum manch großes und tüchtiges Plantuch,
Sprang zu dem Brunnen hinunter und netzte sie, eilte zum Strohhauf',

Kletterte muthig hinan, und zog die Tücher mit Vorsicht
Rings um die brennlichen Garben; da waren die Tücher gefroren,
Als das Feuer nach vorne nun drang, und bis sie geschmolzen,
Bis sie am Brande getrocknet, da kamen die Menschen, die Spritzen,
Rissen und goßen ihn um: so wurde die Wohnung gerettet.
Ernsthaft hatten die andern gehorcht; doch hohnte die Base:
Ja sie wurde gerettet, doch für den Vater und Sohn nicht,
Bloß für die Juden, die bald die ganze Besitzung erhielten.
Drauf unwillig der Pathe: so lasset die Todten nun ruhen.
Leider war er zu gut, der Vater, und leicht zu betrügen,
Leider in Schulden gebracht, daß er, nach dem schädlichen Brande,
Nimmer die Scheune vermochte zu bauen, und ferner zu hausen.
Aber er ist nun todt; so lasset ihn ruhen im Grabe,

Lasset den wackeren Sohn nicht seine Versehen entgelten.
Und mit ernstem Gesichte versetzte der Vetter vom Bache:
Hätte der Alte nur nicht so plötzlichen Schaden erlitten,
Hätte dann später der Sohn die Geschäfte des Gutes geführet,
Mit dem verständigen Kopf und mit dem Geschicke der Hände,
Ja, es stande dann dieser vielleicht in solchem Vermögen,
Daß der Vater sich hier nicht länger besonne zum Jawort.
Und es stimmten die andern ihm bei, gutmüthigen Sinnes,
Sprachen gelind vom Alten und von dem Verkaufe des Hofguts.
Doch das führte sie weiter zurück in vergangene Zeiten,
Zog den beweglichen Sinn in andre Gespräche hinüber,
Und so beredeten sie bald solche Geschichten, bald solche.
Dann auch dachten sie wieder des Zweck's und stritten sich manchfach,

Wie es der Rede ſich fügt', Ungand'ges und Gunſtiges bringend;
Aber ſie kamen dabei zu keinem beſtimmteren Ausſpruch,
Nur aufdeckend die Seiten des Fall's, ſo gute wie ſchlimme.
Ernſthaft hatte der Vater gehorcht, mit würdigem Schweigen,
Hatte die Worte gepruft; doch ſchwankt' er noch immer wie vorher,
Stets wegſchiebend in zweifelndem Buſen die neue Verbindung,
Wenn ſie vertraulich erſchien in freundlich-erwünſchtem Gewande.
Weiblich beſcheidenen Sinn's hatt' auch die Mutter geſchwiegen,
Nur nachſchenkend des Bieres und Wein's, zum Trinken ermunternd;
Aber in liebender Bruſt ſtillhoffend den günſtigen Ausſpruch.
Alſo im Wechſelgeſpräche verſtrichen die eilenden Stunden,
Und es nahte der Abend heran; da faßte der Taufpath'
Sich mit ernſtlichem Sinn, und begann die kräftigen Worte:

Freunde, wir haben nun viel hinüber, herüber gesprochen,
Dieses und jenes erwägt; so lasset uns endlich auch sagen,
Wie es ein jeder gedenket, mit festen und deutlichen Worten.
Denn dem zweifelnden Mann ist nimmer mit Zweifeln geholfen,
Nimmer mit schwankenden Reden, er will das Bestimmte, das Stärre.
Aber so ist der Mensch; er redet nach seinem Behagen,
Folget den lockenden Worten, und über dem Schwanken vergißt er,
Was er gewollt und gesollt; abgeben die sichere Meinung.
Und so sei's nun genug. Es geziemet dem Manne Bedenken,
Aber nach gutem Bedacht auch fester und kräftiger Spruch dann.
Höret von mir denn also die herzlich wahrhaftige Meinung,
Daß es das Beste mir däucht, den Mann dem Mädchen zu geben,
Welchen sie selber begehrt, weil dieser auch tüchtig und brav ist.

Aber ich will es gestehen, ich wünschte die Sache beschlossen.
Sicher, und hätte nicht gern ein längeres Zweifeln des Vaters;
Drum verkund' ich es euch, was ich noch ferner bedachte.
Seht, wir haben dahier an unserem würdigen Pfarrherrn
Einen weisen, vortreflichen Mann, erfahren in Allem,
Und in weltlichen eben so gut als in geistlichen Dingen.
Dieser kennet des Menschen Gemüth, er kennet die Lagen
Alle des Lebens genau, und weiß sie zu scheiden, zu schätzen.
Wollten wir diesen nicht rufen hieher, und freundlich ihn bitten,
Daß er mit Rath uns diene? er thut es uns gerne, das weiß ich.
Hätten die Eltern auch diesen gehört, dann könnten getrost sie
Folgen dem sicheren Wort, und könnten im Herzen gewiß sein,
Daß es zu Frommen und Nutz nur ausschlüg', was sie begonnen.

Also sprach er. Und freudig und rasch versetzte die Mutter:
Ja, der Gevatter hat Recht, wir wollen den Pfarrer uns holen,
Denn der muß es verstehen, ich setze mein ganzes Vertrauen
Auf den würdigen Herrn, er rathet uns sicher das Beste.
Ernsthaft faßte sich nun der Vetter vom Bach und versetzte:
Wie der Gevatter, so denk' auch ich, und lobe den Vorschlag.
Und so stimmten die Vettern auch bei; die Base nur schwieg still.
Aber der Vater, von allen gedrängt, versetzte mit Zögern:
Meinetwegen, so holet ihn her, und laßt uns vernehmen
Was uns der Geistliche weiß; doch dünkt mich, ich ahn' es im Voraus.
Und es lobte die Mutter den Mann und schenkte noch sorglich
Nach des Bieres und Weins, und reichte das bräunliche Brod um,
Freundlich ermahnend; sodann enteilte sie hurtig der Stube.

Schweigend nun saßen die Freunde; sie nippten zuweilen vom Weine,
Wechselten wenige Worte von unbedeutendem Inhalt,
Stille bedenkend mit ernster Stimmung den nahenden Ausgang.
Doch es begann der Vetter vom Bach, unruhigen Geists,
Wiederum bald das traute Geplauder, so pflogen sie Alle
Dann in würdiger Art wohlschickliche Männergespräche.

Sechster Gesang.

Sechster Gesang.

Aber die Mutter begab sich eiligen Fußes hinunter,
Um im Stalle den untersten Knecht, den Kaspar zu suchen.
Pfeifend, die Rosse besorgend an Wilhelms Stelle, mit wicht'ger
Miene den Großknecht spielend, allein, so traf sie den Burschen,
Sagt' ihm in deutlichem Wort, den würdigen Pfarrer zu holen,
Prägte die schicklichsten Reden ihm ein, und kehrte zurück dann.
Nickend hatte der Bursche gehorcht, umwühlend im Roßtrog,
Daß der Haber mit Häckerling sich gleichmäßig vermische;

Jene das Sieb ausklopfend, und in den Kasten es werfend,
Strich und schüttelt' er sich von Leibchen und Jacke den Staub ab,
Trat vor ein Spiegelstückchen sodann, in die Mauer geklebet,
Schaute bedächtig sich an und richtete besser das Halstuch,
Um vor dem würdigen Herrn anständig und schmuck zu erscheinen.
Frisch dann ging er hinaus, links aufwärts gegen das Pfarrhaus,
Lenkte die Kirche vorbei und trat durch's stattliche Thor ein
In den reinlichen Hof, voll traulichen, bunten Geflügels,
Und mit Gärtchen gezieret an jeglicher Ecke des Hauses,
Welche der Geistliche hier anlegte, damit er ein jedes
Plätzchen benützte, geschickt, erquickliche Früchte zu tragen.
Denn nächst seines Berufes erhabenen, edlen Geschäften,
Seiner Gemeinde das Wort des Herrn auslegend zu lehren,

Muth zu erwecken in Nothen, im Glück dankbare Gefühle,
Und mit Rath und mit That in jeglicher Lage zu helfen,
War es ihm immer der liebste Genuß, in steter Gesellschaft
Herrlicher, tiefer Natur, und ihrer Gewächse zu leben.
Hier erholt' er sich wieder in Schauen und frohlicher Arbeit,
Und bei Pflanzen und Säen, bei Blühen und goldenem Reifen
Seiner in heiligem Schweigen so tief ihm redenden Schöpfung,
Fullte den Busen ihm männliche Lust und himmlische Heitre,
Und er schaute von ihr still hin in's wühlende Leben.
Also zog er sich da vor Allem die nützlichsten Dinge,
Mancherlei köstliches Obst und treffliche Kuchengewächse,
Alles in edelster Art und Alles in reichlicher Fülle,
Theils zu eignem Bedarf, mehr aber um anderen Leuten
Saamen davon und Früchte mit gütigem Sinne zu spenden.

Dann zu lieblichem Schmuck erzog er sich herrliche Blumen,
Süßen und köstlichen Duftes und tausendfach strahlender Farben,
Diese mit Lust auch wieder in andere Häuser verschenkend.
Und so füllte sein Leben es aus, an seine Gemeinde
Auszutheilen das göttliche Wort und die göttlichen Gaben.
Kaspar stieg mit bedächtigem Sinn die steinerne Trepp' auf,
Kehrte die Stiefel sich ab mit weidengebundenem Besen,
Trat in die Hausflur ein und klopft' an die Thüre der Stube.
Aber es rief ihm die Magd: der Herr ist draußen im Garten.
Und so ging er nun' leiseren Tritt's, die Kapp' in den Händen,
Ueber die steinerne Flur hinaus in den sonnigen Garten.
Herrlich erglänzt' es vor ihm in üppigstrotzendem Wachsthum,
Und in lieblichem Farbengegaukel, die schimmernden Blumen
Hauchten ihm köstlichen Duft; er sog mit begierigen Zügen

Staunend, und blickte herum in den Beeten und Sträuchern und Lauben.
Doch er gewahrte den Pfarrer nicht hier, und eilte denn weiter
In den Garten voll prächtiger Bäum' und üppigen Grases,
Der an den ersteren stieß; er fand ihn aber auch hier nicht,
Und so schritt er zuletzt durch's niedlichgezimmerte Pförtchen
Noch in den äußersten, größten hinaus, vor wenigen Jahren
Erst noch geschaffen aus haidigem Land vom trefflichen Pfarrherrn.
Hier auf schimmerndem Wege, mit weißlichem Kiese bestreuet,
Zwischen den Beeten, mit jeglichen Gartengewächsen bepflanzet,
Lieblich umkränzt von Blumen, von Rosen, Levkojen und Nelken,
Und am Wege besäumt mit wuchernden Erdbeerstöcken, —
Sah er die edle, die hohe Gestalt in dunklem Gewande,
Schwarzem, sammtenem Käppchen, voll sinniger, stiller Betrachtung.

Muthig nähert' er ſich und grüßte mit löblicher Beugung,
Feſt die Müz' an die Seite gedrückt (es glückte gar gut ihm),
Und entledigte ſich mit beſonnenem Geiſte des Auftrags,
Wie es die Mutter gelehret: er wußte die Worte zu ſtellen.
Lächelnd blickte der Pfarrer mit freundlichen Augen und ſagte:
Grüße ſie wieder und ſag', ich werd' in Kurzem erſcheinen.
Beugend eilte nun Kaſpar hinweg, hinaus auf die Gaſſe.
Langſam ſchlendert' er hier; er machte ſich ſeine Gedanken
Ueber den Grund, aus welchem wohl jezt der Pfarrer verlangt ward.
Frühe ſchon, als er die Freunde geladen, da dacht' er ſich manches,
Doch jezt wurde noch mehr ihm das heiſ'ge Verlangen erreget,
Weil man den Geiſtlichen doch in wichtigen Fällen nur holte;
Mächtig beſann er ſich denn, es plagt ihn gewaltige Neugier.

Also kam er zurück in den Hof, und lief in Gedanken
Hinter das Haus, wo, zwischen der Schupp' und zwischen der Scheune,
Ueber des Nachbars Garten die Sonn' goldduftig hereinschien,
Abendlich flimmernd am grünlichen Blatt, die Giebel vergoldend.
Hier blieb sinnend er stehen; er faßte das rundliche Kinn an,
Blickte mit spähenden Augen und schnalzte mit klappendem Finger,
Nickend mit drückendem Haupt, als wollt' er es völlig erzwingen;
Aber er mühte sich fruchtlos ab, es wollte nichts helfen.
Manche Vermuthung nahte sich ihm, doch konnt' er sie niemals
Fassen, so schnell er sie haschte, sie floh stets trügerisch wieder.
Aergerlich ward er darum; den Kopf mit Heftigkeit schüttelnd
Brummt' er mit heimlichen Flüchen und stampfte den staubigen Boden.
Also schnappet ein Mops nach neckisch umschwirrenden Fliegen,

Die in sumsendem Fluge dem rundlichen Haupte sich nähern;
Aber er haschet sie nicht, weggaukelnd sind sie entflohen,
Und er knurret betrogen mit mürrischem Blicke zur Erde.
Also erblickte den Kaspar die Magd (die größere wird so
Vorzugsweise geheißen, die kleinere heißet das Mädchen),
Welche den scheckigen Kühen die Milch ausmelk in dem Stalle;
Wundernd trat sie heraus, leicht, aber noch festlich gekleidet
An dem heiligen Tag, in farbigem Mieder und Rocke,
Offen den glänzenden Hals und über dem schwellenden Busen
Zierlich das Hemde geknüpft, die schneeweißschimmernden Aermel
Oben am röthlich gerundeten Arm eindrückend geheftet, —
Näherte sich ihm sachte, mit lieblichem, braunem Gesichte
Ihn anblickend, und rief die traulichfragenden Worte:

Käsperchen sage mir an, was gibt's, daß so mächtig du nachdenkst,
Daß du so ärgerlich thust? So rede doch, daß ich es auch weiß.
Und es antwortete Kaspar darauf kopfschüttelnd, verdrießlich:
Ei zum Henker, ich sinne da nach, weßwegen die Freunde
In der oberen Stube so heimlich sich heute versammelt,
Und weßwegen sie auch den geistlichen Herren noch brauchen,
Welchen ich eben geladen; doch was ich auch alles bedenke,
Gar nichts bring' ich heraus, das macht mich grimmig verdrießlich.
Staunend versetzte die Magd: den Pfarrer auch ließen sie holen?
Ja beim Himmel, da muß was Wichtiges droben im Werk seyn.
Ich auch habe mir manches gedacht, und leise herum so
Um die Sache geredet, als heut ich der Alten geholfen;
Aber die Schlaue, die ließe sich auch nicht ein Silbchen vermerken.

Glaubst du Kaspar, es iſt dieß wegen der endlichen Heirath
Zwiſchen dem Namensbruder von dir, dem Kaspar daneben,
Und der Roſine? denn dieſen, ſo ſagt man, ſoll ſie bekommen.
Aber bedenklich verſetzte der Knecht: wohl! aber wozu denn
Brauchen ſie noch den würdigen Herrn? das ſage mir einer!
Alſo die beiden. Da kam das Mädchen auch ſachte geſchlichen,
Fragte begierig: was gibt's? und ſtaunte dann, manches vermuthend,
Als ſie die Sache vernommen. Nun riethen ſie flüſternd zuſammen.
Sieh da knarrte das Thor und ſchmetterte, zurücke geworfen,
Plötzlich; ſie fuhren empor und ſahen den lockigen Knaben,
Welcher erhitzt, mit haſtigem Sprung herrannte den Hof durch.
Dieſer hatte ſich heute ſogleich nach geendeter Mahlzeit
Aus dem Hauſe geſchlichen, von wichtigen Dingen gerufen.

Denn es waren auf frohen Besuch, mit Vater und Mutter,
Mehrere Knaben hieher aus anderen Dörfern gekommen,
Welche mit festlichen Kleidern einherstolzirten im Dorfe,
Und nach Spielen und Spaß die eingebornen befragten.
Da verlangt' es die Ehre des Dorfs, vor diesen Gesellen
Sich in jeglicher Kraft und Kunst als trefflich zu zeigen,
Einzuflößen Respekt dem trotzigen, fremden Geschlechte.
Rasch drum hatte sich Frin auf den grünenden Anger begeben,
Welcher am Teiche sich dehnte, den weiten, gewöhnlichen Spielplatz;
Rings schon lustig erfüllt von fremden und heimischen Jungen.
Künstlich wurden da Bäume gestellt und Räder geschlagen,
Auf den Händen zu gehen versucht, nach Zielen gesprungen,
Jeder gewaltig bemüht, den Ruhm zu gewinnen des Besten.

Aber es regte sich bald der Durst nach großerer Ehre,
Welche der Sieger von jubelnder Schaar erbeutet im Ringkampf,
Und sie foderten drum einander zum balgenden Streit auf.
Hier war Fritz ein Meister und Held! von nervigen Gliedern
Hatte von Kaspar er noch erlernt manch trefflichen Vortheil,
Und er stellte das Bein, und drückte die Kehle des Gegners
Mit dem bohrenden Kopfe nach hinten, wie keiner im Dorfe.
Viere schon waren von ihm aus fremdem Geschlechte gebändigt,
Vor stolzblickender heimischer Schaar, auf grünendem Rasen,
Und siegtrunken fordert' er nun den fünften zum Kampf auf.
Doch er täuschte sich hier, es beugt' ihn nieder der Stärk're,
Und er fühlte mit grimmiger Scham den Preis sich entrissen.
Listig bedacht' er sich denn (noch nicht dem Gegner sich gebend),

Stellte sich matt und lässig, und athmete stöhnend, erbärmlich;
Aber mit plötzlicher Kraft umpackend den sicheren Gegner,
Dreht' er ihn um, und setzt' schwerdrückend das Knie auf die Brust ihm,
Preßt' ihm den Hals und trat ihm die Hand, bis blauen Gesichtes
Fried' er begehrte; dann ließ er ihn auf und kostete Siegsruhm.
Nun wagt' keiner es mehr, sich mit dem Gewalt'gen zu messen,
Und es kamen die Spiele daran für größere Schaaren:
Fangen jeglicher Art, wo der Erste durch Zählen bestimmt ward,
Einfach, oder als Jäger und Hirsch, als Hasen und Hunde;
Jubel erfüllte den Platz, bunt wühlte das Drängen und Rennen.
Drauf verlangte das schnaufende Volk ein ruhiges Spiel auch,
Und sie lagerten sich in einzelnen Gruppen auf's Gras hin,
Gruben da Grübchen sich aus und schnitten sich artige Holzchen,

Warfen ein glanzendes Meſſer dann hin, um, wenn es das Maal wies,
Auf die eine der Seiten geprägt, das Holzchen ein Grübchen
Weiter zu ſtecken, und ſo dann am zeitigſten fertig zu werden.
Doch auch dieſes verlor den Reiz. Da lehrte ein fremder
Knab' ein neues, verwickeltes Spiel; es horchten die heim'ſchen
Sinnig, begierig ihm auf und hießen einander es merken.
Aber ſie duriten vor ihm zurück nicht bleiben, und wollten
Nun ein anderes zeigen dafür, das jene nicht kannten.
Auf feſtlaſtenden Stein, mit kleinem und kleinſtem belegt noch,
Wird von gemeſſenem Stande mit ſteinernen Kugeln geworfen.
Draußen jedoch, nicht ferne vom Ziel, die Kapp' in den Händen,
Paßt mit ſpähenden Augen ein einzelner Knabe, zur Strafe
Hieher geſtellt, weil ſchlecht er gezielt im beſtimmenden Wettwurf.

Trifft der Schütze, so setzt der auf, und der Treffende kann dann
Sicher, und ohne Gefahr die steinerne Kugel sich holen;
Aber verfehlt er das Ziel, so muß er auf andere warten,
Weil der Setzer den Holenden wirft mit gewickelter Kappe,
Und der Getroffene dann annehmen mußte das Setzamt.
Sorglich harrt er darum; doch treffen die anderen auch nicht,
Dann ist gewaltige Noth. Sie stehen nun flüsternd zusammen,
Und es werden die Ränke versucht, den Setzer zu täuschen.
Rasch tritt einer hinein, doch tritt er noch rascher zurücke,
Und der Setzer verfehlt mit geworfener Kappe den Schelmen.
Oder es rufen ihm andere zu: dort flieget ein Gaul, schau!
Und wenn albern er schaut, so rennen sie hinter das Ziel hin.
Aber er kennet gewöhnlich den Schwank; sie müh'n sich vergebens.

Und wenn endlich vereint, nach langem Ermahnen zum Muthe,
Nach dem Geschütze sie rennen, so wälzet er, treffend, sein Amt ab.
Doch manchmal verfehlt er auch hier, es fliegt die Kappe
Weithin über den Rasen, und mit unbändigem Lachen
Holen die andern die Kugeln zurück; er kehret verdrießlich.
Also gehet das Spiel und bringet die buntesten Fälle,
Ewig wechselnd und frisch, und nimmer ermüdend den Eifer.
Dieses zeigte die heimische Schaar dem fremden Geschlechte,
Und mit frohlichem Eifer und künstlich ward es geübet.
Fritz traf wohl und geschickt, doch es fehlt' ihm die treffliche Kugel,
Die er sich lang schon erkoren und sicher zu Hause verborgen,
Glatt, zu fassen bequem, niemals abirrend vom Ziele,
Wie nicht eine mehr war — verständigem Kenner unschätzbar.
Diese bedurfte der Schütz, wollt' höheren Ruhm er erlangen,

Und er gedachte deßwegen, obgleich die besuchenden Knaben
Schon sich allmählich verliefen, sie noch zum Spiele zu holen.
Hurtig rannt' er nach Haus und traf so die rathenden Leute.
Neugier regte das junge Gemüth, er stellte sich horchend
Hin zu den flüsternden Dreien, und hörte die schwankenden Reden,
Listiglächelnd; er schwieg und ließ sie noch rathen und meinen.
Endlich aber begann er mit schelmischem, blinzelndem Nicken:
Nun was gebet ihr mir, wenn ich's euch sage, was ihr so
Heftig zu wissen begehret? Denn ihr errathet es niemals.
Eifrig versetzte die Magd: ist's wirklich, Fritzchen, du weißt es?
Ach du Schelm, ich glaube du hast uns nur wieder zum Besten.
Und es erwiederte Kaspar darauf: nun, wenn du es weißt, sag's,
Und ich mache dir Bolzen dafür und treffliche Schleudern,

Schnitze dir Säbel von Holz, und thue dir, was du begehrest.
Aber noch schwieg der neckische Schalk; da faßte die Magd ihn
Sanft um den Hals mit schmeichelndem Arm, und tippte die Wange
Mit liebkosendem Schlag, fußstehende Worte beginnend:
Frischen so sag's, ich bitte dich schön, du herziges Sohnchen,
Sieh ich thue dafür dir jeglichen andern Gefallen.
Und auf die liebliche Bitte begann der Knabe mit Zaudern:
Nun so passet denn auf! ich will es euch also verrathen.
Gestern belauschte der Vater im Wald Rosine mit Wilhelm,
Heimlich, und horte nun hier, daß diese zusammen verstanden
Sind schon längere Zeit, und daß sie sich ewiglich lieben,
Daß Rosine den Kaspar nicht mag, nur einzig den Wilhelm.
Seht drum halten die Eltern nun Rath und unsere Freunde

Droben, und machen es aus, ob sie die Rosine dem Wilhelm
Geben sollen zum Weib, ob lieber dem Kaspar daneben.
Also schloß er bedeutenden Wink; es fuhren die andern
Mit unendlichem Staunen empor und schauten wie Tolle.
Schallend klatschte die Magd die Hände zusammen und rief dann:
Ei du gütiger Gott! Rosine verstanden mit Wilhelm?
Hab' ich es doch mir gedacht! obwohl sie sich stellten als wär's nicht,
Dauchte mir immer davon. Und dennoch muß ich mich wundern!
Der Spitzbube, so stille bei seinem Geschäfte, so ernsthaft —
Sieh jetzt kommt es heraus, was hinter dem Wesen versteckt war.
Nun wahrhaftig, das muß ich gestehn, es zeiget der Bursche
Keinen so übeln Geschmack, er machte sich gleich an was Rechtes.
Nicht wahr Käspechen? sag', wie gefällt dir diese Geschichte?

Lächelnd erwiederte Kaspar darauf mit possierlichem Aerger:

Ei der Henker auch gleich! was der nun jetzt für ein Glück macht!

Hab' ich's doch immer gesagt: wer's Glück hat, führet die Braut heim.

Zwar ich gönn' es ihm gern, denn er war mir ein braver Geselle,

Treulich und redlich gesinnet, und hat mir bei herrlichen Händeln,

Die ich erhizt beim Bier anfing, stets ehrlich geholfen,

Ganz wie ein ächter Kamrad, deß muß ich ihn loben und rühmen —

Aber den Hof, dieß treffliche Feld, die schönen Gebäude,

Und die Rosse, das Vieh, und alle den herrlichen Hausrath,

Und ein solches Weib noch dazu wie unsre Rosina — —

Konnte denn unser einem nicht auch so ein Glücke begegnen?

Also rief er mit schäumender Hand und blinzte verdrießlich.

Aber es lachten die andern: er war ein drolliger Kniep nur,

Klein, die Nase gestülpt, und vorne mit röthlichem Schimmer.
Doch das Mädchen versetzte darauf: er hat sie ja noch nicht,
Ist es denn schon so gewiß, daß er die Rosine davon trägt?
Und unwilligen Blickes entgegnete Kaspar dem Mädchen:
Hat sie noch nicht? der kriegt sie gewiß, so sicher als etwas,
Dem will einmal das Glück, das habt ihr nun deutlich gesehen.
Stumm und blickte die Magd; dann rief sie dem lockigen Knaben:
Frinchen, so sage mir du, doch ernsthaft, welcher von beiden
Wäre denn dir der liebste? der Wilhelm oder der Kaspar?
Schelmisch entrüstet entgegnete Frin: wie kannst du noch fragen!
Meinst du, ich wünsche den Kaspar in's Haus, den ärmlichen Knicker,
Der wie die laurende Kat' mit den grünlichen Augen herumschielt,
Und schon jetzo gerad wie ein zitternder Alter dahergeht?

Also rief er und macht' es ihm nach; er schielte possierlich,
Wackelte mächtig herum, und machte nur alles noch ärger.
Lachend blickten die Mägde, vergnügt, und schalten ihn böse.
Aber er sagte darauf: da sehet mir jetzo den Wilhelm;
Das ist ein Mann, an welchem man nur Vergnügen und Lust hat,
Der geht schön und gerad, und blicket herum wie der König.
Und so macht' er auch diesem es nach, stolz schreitend und männlich,
Blickend mit herrlichen Augen in edlem und ruhigem Gnügen.
Doch es erwiederte Kaspar darauf mit schelmischem Vorwurf:
Geh', man weiß es genau, warum du dem Kaspar nicht gut bist,
Und warum du die Augen ihm schiltst, so scharf wie des Marders,
Wie du sie selber erprobet, als er in den Wechseln dich antraf.
Damals hatt' er gar schnell dich erblickt und jagte dich mächtig,

Daß du mit Noth nur entkamst. Das kannst du ihm nimmer vergessen.
Leicht errthete Fritz und sagte mit lachendem Munde:
Richtig! warum nicht gar! — doch über dem Reden vergeß ich
Eigentlich was ich gewollt, die Kugel mir nämlich zu holen,
Welche dem Gibacht ich zum Hüten gegeben. So sprang er
Schnell zu der hölzernen Hütte des Hunds, des schwärzlichgefleckten,
Welcher ihn gierig umhüpfte mit freudigem Winseln und Wedeln.
Ernst und gebieterisch rief er ihm zu, und strich ihn und klopft' ihn.
Lobt' ihn, als er gehorchte sodann, wie der Vater den Sohn lobt,
Langte die Kugel heraus, forteilend in hastigen Sprüngen,
Selig im frohen Gefühle des leis eindämmernden Abends,
Wo ein rennendes, jagendes Spiel am besten noch schmeckte,
Weit beim ersten ertönenden Hall heranklingender Glocke

Jeglicher mußte nach Haus, wollt' er die Ruhe nicht koſten;
Darum genoß man die Neige des Tags noch in trunkener Freude.
Heiter blickten die andern ihm nach; dann legte die Magd die
Arme geſchlungen an's Herz und ſann, und ſagte mit Liebe:
Wahrlich der Fritz hat Recht, daß er ſich wünſcher den Wilhelm;
Sage man, was man will, ein hübſcher und artiger Mann iſt
Eben ein herrliches Ding, die Wonne des liebenden Weibes.
O wie thut man ihm alles ſo gern! man ſorget für Eſſen,
Sorget für Trinken mit Luſt, und ſpinnet zum Tuche den Faden
Emſig, in treulichem Fleiß, und richtet ſo alles auf's Beſte,
Weil es dem Lieben zu Gute nur kommt, und den Kindern des Lieben.
Und da gerath auch alles ſo ſchön! es gehet die Arbeit
Friſch aus der Hand, und nichts wird läſſig und träge verdorben,
Nie das Gemüſe verbrannt, und nie die Suppe verſalzen,

Wie es so leichtlich geschieht, wenn das Herz nicht ist bei der Arbeit.
Sieh dann erkennet der Mann es mit Dank, vergilt den Gefallen,
Und so lebet man selig und froh wie die Engel im Himmel.
Doch es entgegnete Kaspar darauf mit spöttischer Miene:
Wer ihn eben so kriegt, da wartet gar manche vergebens.
Lächelnd erwiederte sie: ei Käsperchen, laß du es gut sein,
Denn wir beide wir kommen doch auch noch zusammen, ich weiß es.
Was wird dieß für ein Leben dann sein! ich freue mich jetzt schon.
Sieh' da koch' ich die besten Gerichte dir, pflege dich treulich,
Und vor allem erweck' ich dich nie vor Tage vom Schlafe.
Aber du kaufst mir dafür die herrlichsten Kleider und Bänder,
Führest zu Spiel mich und Tanz, und Sonntags immer ins Städtchen.
Ach wie wollen wir dann so gern uns haben, und niemals

Kommen in Zank und Streit, nur in Frieden und lieblicher Eintracht
Leben, so morgen wie heute, nochmal wie die Engel im Himmel.
Aber du freust dich ja gar nicht darauf, mein Kaspar, was ist das?
Und es erwiederte Kaspar verdutzt: ja freilich, du magst mich,
Geh', und schwatze das anderen vor, ich weiß es gewiß nicht.
Daß der Zimmergesell im unteren Dorfe dir nachgeht,
Und du ihn freundlich empfängst an stillem und heimlichem Orte?
Lieblich erröthend versetzte die Magd mit neckischem Zorne:
Wer sagt das? so glaube du nur solch schändliche Lügen,
Eigens von bösem Gesindel erdacht, uns beide zu trennen.
Nein, wir bleiben ein Paar, trotz allem Verschwatzen der Leute.
Freundlich trat sie ihm näher und sagte dann schmeichelnd die Worte:
Käsperchen, aber nun gehe hinein in den Stadel, und hole

Stroh mir herunter und duftendes Heu für die Kuh' und die Kälbchen;
So sei brav, und ich geb' dir dafür die herzlichste Patschhand.
Sprach's, und gab ihm die Hand und klopft' ihm gelinde die Schulter,
Und er lächelte leis, gutmüthig der Listigen folgend,
Wie er noch immer gethan, wenn freundlich und lieb sie gebeten.
Denn auf ein schmeichelndes Wörtchen vollbracht' er ihr alles und jedes,
Und so gebrauchte sie ihn zu mancherlei kleinen Geschäften;
Aber in heiterer Laune da ließ er es nicht bei der Arbeit,
Und mit erspartem Gelde, das andere Knechte vertranken,
Kaufte der gute Gesell dem Mädchen noch werthe Geschenke,
Wenn sie darum ihn gebeten, zum Putze für festliche Tage,
Lächelnden Dank erhaltend, doch sonst nichts Liebes darüber. —
Einsam standen die Mädchen nunmehr im Hofe beisammen,

Und verwunderten sich und schwankten und riethen auf's Neue,
Also von keinem behorcht die geheimsten Gedanken sich sagend,
Eifrig zusammengekehrt, nur selten die Leute betrachtend,
Welche mit festlichem Putze die schimmernde Straße belebten.
Da ertönte das knarrende Thor, es schauten die Mädchen
Hastig sich um, und die Magd rief leis mit erschrockenem Munde:
Ach da kommt der geistliche Herr, nun laß uns enteilen.
Und so kehrten sie hurtig zurück in die düstere Stallung,
Setzten auf Stühlchen sich hin vor rundlich schwellende Eiter,
Summten ein trauliches Liedchen und zogen die weichlichen Zitzen,
Und süßlabende Milch troff strahlend in gelbliche Butten.

Siebenter Gesang.

Siebenter Gesang.

Aber mit festem, würdigem Schritt, und heiterem Blicke
Ging der Pfarrer die Stiege hinauf, eröffnet' die Thüre,
Und trat freundlichen Grußes hinein in der Harrenden Mitte.
Wie, wenn ein herrlicher Fürst eintritt in der Rathe Versammlung,
Welche bisher nachlässig für sich nur sannen und saßen,
Plötzlich sich alles erhebt in festem, bemessenem Anstand,
Feierlich, spähenden Blickes, zu zierlich gewählter Verbeugung,
Und ein summend Geräusch der ehrfurchtsvollen Bewegung
Rings den Saal durchhallet, den goldenen, purpurgeschmucken; —

Also erhoben die Eltern sich rasch und sämmtliche Freunde
Beim Erblicken des geistlichen Herrn, voll inniger Ehrfurcht,
Eifrig bedacht im Herzen, den schicklichsten Gruß zu erwiedern.
Zierlich knirten die Frauen und tief, daß, wallend gebogen,
Rundum kehrte den Boden der Rock, die Füße verbergend;
So der Vater, der Vetter vom Bach, der wackere Taufrath',
Grüßten mit beugendem Haupt und männlich bescheidenem Anstand,
Aber die Vettern schwenkten die Hände nach altem Gebrauche
Rückwärts, neigten sich vor, und zogen den ehrenden Scharrfuß.
Freundlich dankte der Pfarrer dem Gruß, und heiter begann er:
Ihr vergebt es, Geliebte, mir schon, daß leider ich jetzt erst
Folge dem freundlichen Ruf; ich wollte mich eben entfernen,
Als ein Mann mich besuchte, um schleunigen Rath mich zu fragen.

Weil es doch kurz nur währte, so hab' ich geschwinde vorher es
Noch vollendet, und bin nun hier und stehe zu Diensten.
Und es sagte der Vater darauf mit bedächtigem Anstand:
Ja das wissen wir wohl, hochwürdiger Herr, daß ein Jeder,
Welchem in Zweifeln und Sorgen der Sinn verwirrt und getrübt wird,
Euch zuflicht, und daß Ihr ihm gerne das Beste dann rathet;
Darum haben auch wir zu uns Euch heute gebeten,
Um in wichtigem Falle den gütigen Rath zu vernehmen.
Freilich, wir sehen es ein, wir plagen Euch; aber Ihr wißt ja,
Daß der zweifelnde Mann Niemanden mit Fragen verschonet.
Habet die Güte darum und setzet gefällig Euch nieder.
Und schon hatte die Mutter bereit den trefflichsten Sessel,
Stellte dem Pfarrer ihn hin, der setzte sich, hieß auch die Andern

Einen mit freundlichem Worte; doch zweimal mußt' er es sagen,
Bis sie gehorchten, am spätesten nur gehorchten die Vettern.
Doch es begann der Vater in schicklicher, würdiger Fassung:
So vernehmet denn nun, weil Ihr doch, wie Ihr gewohnt seyd,
Gütig dem Rufe gefolget, was uns so bange das Herz druckt.
Sehr, es handelt sich hier um unserer Tochter Rosina
Heirath. Lange bisher dem einzigen Sohne des Nachbars
Hatt' ich das Mädchen bestimmt, und hoffte, sie würde sich gerne
Fügen des Vaters Wunsche zu solch wohlpassendem Bundniß.
Siehe da mußt' ich zu heftigem Schreck noch gestern erfahren,
Daß sie an Wilhelm hanget, der jetzo mir dienet als Großknecht.
Bange Verwirrung ergriff mein Gemüth; ich holte die Freunde,
Und wir beriethen uns lange bisher, herüber, hinüber,

Aber noch kamen wir nicht zu fester, bestimmter Entscheidung.
Freilich ist's eine bedenkliche Wahl auch zwischen den beiden,
Weil den einen das Mädchen begehrt, der andre dagegen,
Reich und vermöglich, ihr Glück recht dauernd vermöchte zu gründen.
Rathet nun Ihr, hochwürdiger Herr, was wäre das Beste?
Also der Vater; doch eilig noch sagte die liebende Mutter:
Aber man darf es dem würdigen Herrn mit nichten verschweigen,
Daß Rosina's Gemüth an Wilhelm hänget im Ernste,
Völlig entschieden, und nicht leichtsinnig in tändelnder Neigung,
Nein, mit inniger Treue; das Kind, sonst immer so folgsam,
Schwur, mit ihm nur allein vermöchte sie ferner zu leben.
Ernsthaft hatte der Pfarrer gehorcht, mit prüfenden Blicken,
Hatte mit klarem Verstand die Lage der Dinge betrachtet,

Und untrüglichen Sinn's raſchhin im Herzen entſchieden.
Aber er zauderte noch und ſagte mit Lächeln die Worte:
Schwer und bedenklich iſt's, in ſolcherlei wichtigen Dingen
Andern zu rathen; denn fällt die Sache nicht glücklich und gut aus,
Alsdann iſt der Rathende Schuld und träget den Vorwurf.
Doch die Mutter verſetzte geſchwind: o rathet uns, denn Ihr
Treffet das Beſte gewiß, und was Ihr auch immer entſcheidet,
Dank nur ſollet Ihr haben von uns auf ewige Zeiten.
Euch iſt klar und helle der Geiſt, wir ſtocken im Zweifel;
Aber es ſoll das klare Gemüth dem befangenen rathen,
Denn es erſcheint ihm, erlöſend aus Noth, als rettender Engel.
Ernſt erwiederte drauf und würdig der treffliche Pfarrherr:
Wahrheit habt Ihr geredet, o Frau; der klaren Gemüths iſt,

Diene dem Nächſten mit Rath, dem Zweifel den Buſen verwirren;
Denn jetzt ſiehet er leichter das Beſſ're, doch über ein Kleines
Trüben verwirrende Sorgen vielleicht auch ihm das Gemüthe,
Und er ſchauet nach Rath bei dem ſich um, dem er ſelber
Jüngſt noch gerathen. So wechſelt das Loos den ſterblichen Menſchen,
Daß ſie einander bedürfen, mit Sehnſucht ſuchen, und immer
Traulicher ſich anſchließend als liebende Brüder und Schweſtern,
Sich als Kinder erkennen des ewigen, einigen Vaters.
Und ſo vernehmet denn nun die herzlichgemeineten Worte
Ueber den jetzigen Fall, und prüft ſie, das Beſte behaltend.
Wie wenn ein Volk, in betrübender Noth und verwirrender Drangſal
Laſſig verzagt, nun ſehnenden Auges nach Hülfe ſich umſchaut,
Und es ſchreitet in flammendem Gang ein göttlicher Seher,

Welcher das leuchtende Wort schon oft zu dem Volke geredet,
Plötzlich unter den Haufen hinein; mit verlangenden Augen
Schauen sie hin auf den herrlichen Mann und hängen am Mund ihm,
Einzig in ihm nur lebend, und gänzlich im Herzen ergeben,
Was er enthüllte dem Ohr, als göttliches Wort zu verehren.
Also schauten in heftiger Spannung die Eltern und Freunde
Auf den Geistlichen hin, den trefflichen Weisen und Redner,
Um zu vernehmen das rettende Wort und treu zu beachten.
Aber der Pfarrer begann nun sanft und freundlich die Rede:
Meine Geliebten und Freund', es hat der gütige Schöpfer
Jeglichem Menschen den Trieb, zu mehren das eigne Besitzthum,
Weise gegeben, so ist er auch gut, ersprießlich und löblich.
Denn nun rühret sich der Mensch, er entwickelt die bildenden Kräfte,

Und es steiget um ihn froh auf die blühende Schöpfung.
Also verschönt er die Welt, er erwirbt für sich und die Seinen,
Daß er sich labe daran, mildthätig den Dürftigen spende,
Und in gelegnetem Stande vermag er getreuer die Pflichten
Zu erfüllen, die ihm die heiligen Schriften gebieten.
Aber wie jeglicher Trieb, so ist auch dieser vor allen
Wohl zu beherrschen, auf daß das Löbliche nicht und das Gute
In Verderbliches sich, und Tadelnswerthes sich wende.
Denn wie er mäßig, beherrschet, ein höheres Leben erleichtert,
Also vernichtet und tödtet er es, wo er Meister und Herr wird.
Gänzlich reißt er den Menschen dahin, im irdischen Abgrund
Sterben nun schmählich erstickt all' andere Güter und Gaben.
Mancherlei Güter verlieh der gütige Schöpfer dem Menschen,

Alle getreu, in schönem Verein zu brauchen, zu pflegen,
Ist sein edler Beruf, und der Treffliche kann ihn erfüllen.
Aber das herrlichste Gut ist Lieb' und vertrauliche Eintracht,
Welche die anderen erst mit himmlischem Segen verkläret,
Welche die heiligsten Tugenden nährt, und hier schon auf Erden
Lasset die selige Wonne des ewigen Lebens empfinden.
Diese mit warmem Verlangen zu suchen, zu wahren, zu pflegen,
Sei das erste, das höchste Geschäft, die anderen alle
Trachte der menschliche Geist erst später mit ihm zu verbinden,
Und so weiche denn ihm auch der Trieb nach irdischem Reichthum.
Laßt uns nun, ihr Geliebten, nach dieser ersten Betrachtung
Schauen den gegenwärtigen Fall mit würd'ger Erwägung.
Hier erwartet das Mädchen der Mann, den sie selber begehret,

Welchem in Lieb' und Treu' anhängt ihr ganzes Gemüthe,
Dort ein anderer, welchem ihr Herz mit nichten gewogen,
Doch der, reichlichen Gutes, vom Vater ihr sorglich bestimmt wird.
Wohl den Eltern geziemt es, und niemals werd' ich es tadeln,
Daß sie mit weisem Bedacht auch sorgen für irdischen Wohlstand
Ihrer Kinder, und nicht leichtsinnige Ehe gestatten,
Welche zu unseren Zeiten so gern in verderbliche Noth führt.
Schlosse der Ehbund hier, mit Wilhelm und mit Rosina,
Sich zu ärmlichem, dürftigem Stand, nicht würd' ich ihn rathen.
Aber so hat Euch der Himmel mit vielem Vermögen gesegnet,
Und zu dem trefflichen Gute die einzige Tochter gegeben;
Wilhelm ist ein tüchtiger Wirth, ihr wisset es selber,
Was er weniger bringt, er ersetzt's durch kluge Verwaltung,

Und so sich' ich für beide voraus nur erfreulichen Wohlstand.
Doch hier liegt das Beste noch nicht, obwohl es auch gut ist.
Heil dem, der zu dem heiligen Bund, vom Himmel gestiftet,
Und auf ein Leben geknüpft, das gleiche Gemüthe sich findet,
Dreimal Segen und Heil, wenn ein treffliches findet das gleiche!
Sicher, von Jugend auf, als Schülerin und als Jungfrau
Kenn' ich der Tochter Gemüth, und stets mit innig er Freude
Hat mein Auge geweilet auf ihrem untadlichen Wandel.
Und so hab' ich als treu und geschickt, als wackeren Menschen,
Wilhelm kennen gelernt, der mir der tüchtigste Knecht war,
Und den nur zu grossem Geschäft ich entließ aus der Arbeit —
Ja ich kann es vor Euch mit redlichem Herzen behaupten:
Glücklich haben sich hier zwei treffliche Seelen gefunden,

Welche ſich liebend und treu die künftigen Tage verſüßen,
Und, in ſchönem Vereine die ehlichen Tugenden übend,
Muſter werden, zur Freude der Welt, rechtſchaffener Gatten.
Und ſo trennet ſie nicht, ihr Bündniß führet zum Segen,
Welchen der gütige Gott niemals den Guten verſaget,
Gebt ſie zuſammen und gründet ihr Glück, mit ihrem das eure.
Alſo ſprach er und ſchwieg; man las auf dem freudigen Antlitz
Leuchtend das ſchöne Gefühl, das Beſte geredet zu haben.
Und die anderen ſaßen verſtummt; doch freudlich erhob ſich
Schnell der Pathe vom Sitz, die geflügelten Worte beginnend:
Dank dem gütigen Gott, und Dank Euch, wurdiger Pfarrherr,
Daß Ihr Alles ſo treffend und klar vor's Auge geſtellt habt,
Was von uns wohl mancher im inneren Herzen empfunden,

Aber nicht auszusprechen vermochte, so herrlich entscheidend.
O welch' edles Geschenk ist doch die erleuchtete Rede,
Wenn für das Gute sie spricht und liegend dem Rechten sie beisteht!
Denn jetzt, denk' ich, ist Jedes von uns im Herzen entschieden,
Was das Weiseste sey, die Eltern und alle die Freunde.
Oder könnte nun eines nach solchen Worten noch zweifeln?
Und die Mutter versetzte darauf in liebender Eile:
Nein, ich will es gestehen, ich kann es nicht länger behalten.
Der hochwürdige Herr hat gänzlich es also entschieden,
Wie's ich selber gewünscht. Schon früher empfand ich es, und nun
Weiß ich es sicher und fest: dieß ist das Beste von Allem.
Freilich gehörte dem Vater das Wort, doch must' es heraus mir.
Vor dem geistlichen Herrn nun faßte der Vetter vom Bache

Sich mit Würde, beginnend die Red' ernsthaften Gesichtes:
Was ich, Freunde, gedenke, das wisset Ihr alle, denn vorhin
Hab' ich es Euch schon verkündet; es stimmt vollkommen mit dem ein,
Was der geistliche Herr nun entschieden. Und nun nur noch eines
Beizufügen den trefflichen Worten: dem Kaspar daneben
Stach am Ende doch mehr das bedeutende Gut in die Augen,
Als er das Mädchen begehrte; und wäre sie ohne Vermögen,
Ja nur von weniger stattlichem Gut, der ließe sie sitzen,
Wo sie säße, das weiß ich gewiß — ich kenne den Jungen
Und den Alten: es sind zwei knickrige, karge Gesellen.
Und so geschieht ihm denn Recht, daß er weder das Gut noch das Mädchen
Jetzo bekommt, und beides nur der, den das Mädchen begehret;
So ist's billig und gut, und klug. Ich lobe die Mutter,

Daß sie die Meinung theilt, und wünsche von ganzem Gemuthe,
Daß der Vater auch also gedenk' wie die wackere Gattin.
Sprach's und nickte der Mutter mit Würde den freundlichen Beifall.
Wie wenn im schrecklichen Kriege des völkererschütternden Aufruhrs
Zwei Partheien im Land mit gleichem Glück sich bekämpfen,
Zweifelnd schwanken alsdann die unentschiedenen Männer
Bald von jener zu dieser, und wägen den festeren Bund nicht:
Aber es naht der einen Parthei die gewaltige Hülfe, —
Siehe mit schnellem Entschlusse nun hat sich ein jeder entschieden,
Mehret die größere Macht noch mit den eigenen Kräften,
Und sie wächst wie ein Ball, der rollend im lockeren Thauschnee,
Stets nur riesiger wächst; ohnmächtig stehet der Feind nun,
Jeglicher Hülfe beraubt, und gänzliches Zagen befällt ihn.

Also traten mit nickendem Haupt die anderen Vettern,
Die beim ersten Gespräch mehrmals der Base geholfen,
Völlig im Herzen gewiß, schnell bei der siegenden Meinung:
Sie auch hätten dasselbe gedacht, dieß wäre das Klügste.
Und so stand nun die Base für sich, von allen verlassen.
Tiefer Verdruß zernagt' ihr Gemüth; sie suchte sich schweigend
Zwar zu fassen, und so gleichgültige Miene zu zeigen;
Doch es gelang mit nichten, es drängte sich immer der Unmuth
Wieder hervor, so blickte sie still, mit brütendem Antlitz,
Manchmal nur aufspähenden Aug's den Vater betrachtend.
Stumm saß dieser noch stets, auf würdig sinnendem Antlitz
Wechselten leishinfließend die ernsten und frohen Gefühle;
Aber die heiteren siegten zuletzt. Er hatte geahndet,

Wie der Pfarrer entschied, und hatte mit Willen die Heirath
Vorher schon zu schauen versucht von der günstigsten Seite.
Nun das treffliche Wort verdrängte die anderen Wünsche
Völlig aus seinem Gemüth: er ergriff fast freudig den Ausgang.
Aber er hielt noch immer an sich, nicht gern es gestehend.
Doch da begann unwilligen Blickes der wackere Taufpath':
Nun o Gevatter, Ihr wisset genau jetzt Jegliches Meinung,
Und doch schweiget Ihr noch? so saget nun, was Ihr gedenket,
Ihr seyd Vater, auf Euch kommt's an, Ihr müsset entscheiden.
Und es sprengte das Wort dem Vater die Schale des Zauderns,
Würdigen, kräftigen Tones, als letzter Richter, begann er:
Nun, wenn alles es wünschet, der geistliche Herr, die Verwandten,
Und die Mutter, so will ich nicht es alleine verhindern,

Und ich gebe dazu in Gottesnamen das Jawort.
Aber das sag' ich Euch noch, führt nicht zum Guten die Heirath,
Ich erkläre mich rein. Ihr einzig traget den Vorwurf.
Lächelnd hörte der Pfarrer das Wort; die günstigen Freunde
Athmeten froh und dankten Gott mit erleichtertem Herzen.
Aber die Mutter begann mit freudigem, leuchtendem Antlitz:
Vater, o das ist schön, daß du es also entschieden;
Sieh, es thate doch anders nicht gut, und was uns der Himmel
Einmal schickt, das müssen wir frisch und muthig ergreifen,
Ganz wie die eigene Wahl, und heiter zum Besten es wenden.
O wie bin ich erfreut, den Guten das Glück zu verkünden,
Welchen in Furcht und Bangen noch immer die Stunden vergehen!
Kamen sie nur recht bald! doch jetzo wollen vertraulich

Wir uns setzen, und so zusammen die Kinder erwarten.
Sicherlich währt es nicht lange, schon sind sie am längsten geblieben.
Und nun eil' ich hinunter, ein Licht zu holen, es wird schon
Dunkel in unserer Stube, da ist's unfreundlich zu sitzen.
Also enteilt' sie hinab zur duftenden Kammer, und langte
Aus dem Kasten den Leuchter heraus von gelblichem Messing,
Glänzend gepuzt, hier immer bereit für festliche Tage.
Denn sonst brannte man Oel in rundlichen Ampeln von Weißblech;
Aber bei hohen Besuchen, an Kirchweihtagen, wenn etwa
Gar der Beamte mit Kindern und Frau den Vater beglückte,
Um mit behaglicher Lust die ländlichen Torten zu kosten,
Welche dem städtischen Mund viel besser schmecken als eigne,
Oder ein anderer Herr vom Gericht, auch werthe Verwandte,

Alsdann brannte gegossene Kerz' im glänzenden Leuchter.
Und so nahm ihn die Mutter auch heut; sie steckte die Kerze
Eilig hinein, ging dann in die Küche, nach glimmenden Kohlen
Rings umwühlend die Asche des Heerds; nur wenige fand sie,
Tippte geschwind mit dem Hölzchen darauf, in Schwefel getauchet,
Zündete also die Kerz', und klug vorhaltend die Hand nun,
Kehrte sie wieder zurück, die Stiege hinauf in die Stube.
Lieblich vertrieb der goldene Schein die nahende Dämm'rung,
Hellanglanzend ein jedes Gesicht, rückstrahlend vom Spiegel,
Und hold blinkte dazu der abendgerothete Himmel.
Aber nachdem die Mutter das Licht in die Mitte gesetzet,
Und noch heller gepunt mit scharfabschneidender Lichtscheer',
Schaute sie sorglich umher, und rief dann wundernd die Worte:

Ei was werd' ich gewahr! Da ſinet der wurdige Herr nun
Ohne Getränk und Brod, und ich vergeß es zu bieten!
Wie undankbar iſt doch der Menſch! die gefälligſten Dienſte
Kann er ſich leiſten laſſen, die ihn aus Nothen erloſen,
Später doch denket er nimmer des Manns, der ihm freundlich geholfen.
Ihr verzeiht, Herr Pfarrer, es mir, nicht gerne geſchah es.
Lächelnd nickte der treffliche Mann; mit haſtigen Schritten
Holte die Mutter des funkelnden Wein's, und ſchenkte das Glas ein,
Groß, mit röthlichem Rand, und beſchrieben mit goldenem Denkſpruch,
Voll dann ſtellte ſie bittend es hin, mit verzuckertem Backwerk,
Und verſorgte nicht minder darauf auch die übrigen Freunde.
Alſo ſaßen ſie ſtille; doch bald auch horte man Reden,
Und manch treffliches, wichtiges Wort fiel hier in dem Kreiſe,

Ueber des Menschen Loos und über das würdigste Leben,
Unterbrochen jedoch von mancherlei Wünschen des Wirtens.
Freundlich redete so der geistliche Herr mit dem Pathen,
Während der Vater gewandt sich besprach mit den anderen Vettern.
Froh war dieser, vergnüglichen Sinn's, wie der zweifelnde Mann ist,
Welchem die quälende Wahl das Schicksal drängend entschieden,
Und ihn gewaltig erlöset aus geistverwirrendem Schwanken.
Nun war's sicher und fest, nun ergriff er das Feste mit Neigung,
Sucht' am Entschiedenen nun die günstigsten Seiten zu fassen,
Und, nach Weise des Mannes, es klugeinleitend zu loben.
Wilhelms wurde nun rühmend gedacht, und jeglicher Vorzug
Von ihm eigens erwähnt, und, Gutes verkündend, besprochen.
„Freilich er sei ein trefflicher Mensch, das müßte man sagen"

Hieß es immer am Schluß; und Beifall nickten die Freunde,
Jetzo mit Eifer bedacht, den neuen Verwandten zu loben.
Und so machte der Vater sogar in schelmischem Sinne
Manche Bemerkung über den Sohn des begüterten Nachbars,
Lächelnd, rückte den Wuchs ihm vor, und meinte dazwischen:
Freilich, das wäre kein Mann für seine geliebte Rosina.
Also pflogen sie nun vertrauliche, heitre Gespräche,
Sämmtliche, nur die Baas' saß schweigend in düsterem Unmuth.
Sorglich gewahrete dieß, mitfühlend, die gütige Mutter,
Liebend drängt' es sie hin, und mit einleitenden Worten,
Bald voll herzlichen Sinnes und bald voll schmeichelnder Feinheit,
Suchte sie nun den zürnenden Geist der Freundin zu mildern.
Aber mit nichten gelang es, den Grimm ihr gänzlich zu scheuchen,

Sprach sie auch noch so gewandt; nur dieses bewirkte die Gute,
Daß die Verwandte zu bleiben versprach, und geziemender Weise
Warten wollte, bis Jeglicher schied der werthen Versammlung.

Achter Gesang.

Achter Gesang.

Tiefer senkte die Dämmerung sich zur Erde hernieder,
Rings mit dunklerem Schleier die ländlichen Häuser umwebend,
Fernab über die Felder hinaus die graulichen Meere
Gießend des feuchteren Dufts. Still ward's auf dunkelnder Straße,
Und vom Besuche der prangenden Stadt, dem frohen Spaziergang,
Kehrten die Leute zurück, mit einzeln hallenden Tritten,
Ländlicher Männer und Frauen, die Ihrigen froh zu begrüßen
In der traulichen Stube, den lüsternspähenden Kindlein

Gutes und Schönes, beim Kramer gekauft, mit Liebe zu spenden,
Und nach schweifendermüdendem Schau'n sich wohlig zu fühlen
In der behaglichen Ruh' und in der schönen Umgränzung.
Andere saßen, vertraulich gedrängt, auf hölzernen Bänkchen
Vor dem Haus, süßschwatzend und leise; nur selten ertönte
Lautes Gelächter hindurch von fröhlichen kichernden Mädchen.
Feierlich aber erklang auf einmal die Glocke vom Kirchthurm
Durch den silbernen Nebel der Luft, die heiligen Töne
Träufelten süßen Frieden in's Herz und fromme Gefühle,
Mit tiefzaubernder Kraft. Nun rannten die folgsamen Knaben
Hastig vom glühenden Spiele nach Haus; nur wenige blieben,
Von dem verbotnen Vergnügen noch stärker und mächt'ger gefesselt.
Alles zog sich zurück in die Stuben, und Kinder und Greise

(Welche, das Haupt entblößt, sich freudig erhoben vom Lehnstuhl,
Obgleich zitternder Kraft; es stärkte sie herzliche Andacht)
Knecht' und Mägde, das ganze Gesinde, die ganze Familie
Beteten laut und gläubig den Abendsegen, und Lieder,
Welche mit frommem Gemüth anfing die Mutter des Hauses.
So rings aus den Fenstern vernahm man laute Gebete,
Dankend für gnädigen Schirm und jegliche Freude des Tages,
Flehend um weiteren Schutz vor Noth des Wassers und Feuers,
Vor einbrechenden Dieben, vor schwerer und plötzlicher Krankheit, —
Um erquicklichen Schlaf und glückliches, heiteres Erwachen.
Siehe da kam Wilhelm mit weißbestäubeten Stiefeln,
Langsam, aber mit männlichem Tritt, die Straße gewandelt.
Schleunig hatte das Gut er erreicht, wo der Vater ihn hinwies,

Hatte die Schafe beſehn, ſie geſund und tauglich befunden,
Und die ſchönſten daraus ſich gemerkt; auch über die Preiſe
Hatte zu Gunſten des Herrn der wackere Diener geſprochen,
Und dem Verwalter des Gutes den ſicheren Käufer gerühmet,
Nach wohlpaſſender Art, und ſo ſein Vertrauen erworben.
Nun das ſchöne Gefühl, mit Eifer gehandelt zu haben
Zum Vortheile des Herrn, erhellte die trüben Gedanken
Ueber den heute vereitelten Plan ihm mild auf dem Heimweg;
Und ſo kam er an's Thor, durchſchritt er den dunkelnden Hofraum,
Gleich hinſtrebend zur Stallung, um nach den kräftigen Roſſen
Sorgend zu ſehn, die die beſſere Pflege entbehrten den Tag durch.
Ihn erblickte die ſpähende Magd, und ſagte zu Kaspar,
Der für den morgenden Tag ihr noch ſüßduftenden Klee trug.

Und entgegen ihr kam vom ſtattlichen Thore der Scheune,
Haſtig, mit eifrigen Worten: mein Kaspar, ſo eben iſt Wilhelm
Wiedergekehrt! Nun ſag' es ihm gleich, was über ihn vorgeht,
Denn jetzt muß er es wiſſen; nur ſchnell, es liegt ja gar viel dran.
Kaspar ſtutzte den Worten, doch war er, der freundlichen Dienſte
Wilhelms denkend, geſchwinde gefaßt; mit würdigen Schritten
Sucht' er ihn auf in der Stallung und führte das liebe Gebot aus,
Ernſten Geſichts, und fügte dazu wohlmeinenden Vorſchlag,
Was das Beſte nun wäre zu thun, Glückwunſchend von Herzen
Seinem Bruder, dem er ein jegliches Gute vergonne.
Staunend hörte das Wort Wilhelm mit tiefer Erſchütt'rung;
Doch ſchnell war er beſonnen im Geiſt, er fühlte ſo ſicher,
Daß die Zeit nun erſchienen, und wollte mit freudigem Herzen

Gleich es wagen, und frei hintreten vor Eltern und Freunde.
Hastig fragt' er darum nach der herzlichgeliebten Rosina,
Blickte dann sehnend die Straße hinaus, auf welcher sie käme,
Scharf d's Aug' anstrengend, mit mächtig zitterndem Busen.
Und die Erwartete kam stillwandelnd, aus nächtlichem Dunkel
Glänzte sie zauberischhold den liebenden Jüngling in's Auge,
Wie ein himmlischer Stern, hellschimmernd aus graulichem Nebel.
Ruhig nahte sie sich; es lehr' in dem reinen Gemüthe
Inniger Trost und treue Geduld voll tiefer Ergebung,
Denn sie hatte die Kranke gesehn, das edelertragne
Leiden hatte die Gute gestärkt mit himmlischem Zauber.
Und sie hatte das bangende Herz der trefflichen Freundin
Traulich geöffnet, und Rath und tröstende Worte vernommen.

So in schönen Gesprächen, in treuer und liebender Pflege
Waren die Stunden des Tages entflohn, erst nahende Dämm'rung
Rief sie nach Haus, so ereilte die Nacht sie noch auf dem Wege.
Selig empfing sie der Jüngling am Thor, er faßte die Hand ihr
Hastig und rief mit freudigem Mund die gefügelten Worte:
O du Geliebteste, daß du kommst! denn jetzo ist endlich
Glücklich die Stunde genaht, die Leben und Sterben entscheidet.
Gestern hat der Vater im Wald uns beide belauschet,
Hat es gesehn und gehört, was wir dort thaten und sagten;
Und nun sind in der oberen Stube die Freunde versammelt,
Unser Schicksal berathend, sogar der Pfarrer ist droben, —
Komm wir gehen hinauf und sagen es alles und jedes,
Stimmen mit rührendem Flehen die Herzen zu unseren Gunsten,

Schnell, und muthigen Sinnes, wenn jetzt nicht, nimmer geräth es.
Aber die Liebliche ſtand verſtummt; es bebte gewaltig
Ihr das Herz, und es fühlte der Jüngling das Zittern der Hande.
Tiefaufſeufzend begann ſie die rührendklagenden Worte:
O wie ſteh' ich im Zweifel vor dir, ich ginge ſo gern mit,
Aber es faßt mich die Angſt und ſchreckliches Beben im Herzen.
Schon vor den Eltern zu ſtehen erbangte mir zagend die Seele,
Und nun ſoll ich es frei vor allen Verwandten bekennen,
Was man tadelt, es mag auch noch ſo lieb und ſo gut ſeyn, —
Vor dem geiſtlichen Herrn! — o Wilhelm, konnteſt du fühlen,
Wie ſo entſetzlich dieß mich verwirrt und in Scham ich vergehe.
Bebend war ſie verſtummt; es faßte die Seele des Jünglings
Tiefer Kummer, doch raſch entgegnet' er kräftig die Worte:

Gute, wohin iſt der Muth dir gekohn? Du warſt ſo herrlich
Geſtern gefaßt, und jetzt erbanget die Seele dir wieder?
O ſo ſchäme dich nicht, der herzlichen Liebe, der Jugend
Siehet der wackere Mann mit erfahrenem Sinne gar viel nach,
Was der Schlechtere nur und der Unerfahrene ſchmähet;
Doch rechtſchaffene Männer und wohlerfahrne ſind oben,
Und ſo werden ſie gern uns verzeihn, mit gütiger Nachſicht,
Was ſie an uns erſtaunet, der eigenen Jugend gedenkend.
Siehe die Zeit iſt günſtig genaht, wir müſſen ſie nützen,
Müſſen, was uns das Schickſal begann, nun ſelber vollenden.
Ach wer weiß, wenn's wieder ſo trifft, was ſpäter erfolget!
Denn dir nimmt der Vater vielleicht mit Drangen das Wort ab,
Nicht nachgebend, verlobt dich mit dem, den er ſelber erwählet,

Und mir erſcheint kein fröhlicher Tag je wieder im Leben.
O ſo faſſe dich nun, denk' muthigen Herzens, es muß ſeyn,
Und es hänget davon das ewige, herrlichſte Glück ab.
Sanft erheiterte ſich bei dieſen Worten das Antlitz
Des holdſeligen Kindes, ſie gab dem harrenden Jüngling
Herzlich die Hand und raſch, und rief mit innigem Muthe:
Nun ſo ſoll es geſchehen, ſo wollen wir freudig es wagen,
Und es komme was Gott uns ſchickt! Ich fürchte mich nicht mehr.
Hurtig ſtellte ſie nun den Korb in die duftende Kammer,
Und ſtieg, freudiggeführt vom Herzlichgeliebten die Treppe' auf,
Muthigen Sinnes; doch zitterten ihr die wankenden Glieder
Heft'ger, und tobte das Herz, je näher ſie kam zu der Stube.
Wilhelm öffnete ſachte die Thüre, ſie traten hinein, und

Standen im staunendblickenden Kreis der werthen Versammlung,
Bebend, geblendeten Aug's, es flatterte zauberisch um sie.
Männlich faßte jedoch sich Wilhelm, also beginnend:
Niemals hätt' ich geglaubt, daß ich vor solcher Versammlung
Konnte gestehen, was frei schon allein den Eltern zu sagen
Ich mich scheute, doch muß ich auch hier es wieder erfahren:
Alles besieget die Noth und achtet keinerlei Rücksicht.
O so verzeihet es mir, daß ich verwegen hereindrang
In den würdigen Kreis! Wie kann ich schweigen, in solcher
Lage, die all' ihr kennet, so wie ich es unten erfahren?
Eben nur kam ich nach Haus, und hörte von unserem Kaspar,
Daß hier oben die Eltern und Freunde, der geistliche Herr auch
Unser Schicksal entschieden in langer und ernster Berathung.
Glücklich kam auch Rosine nach Haus; da konnt' ich mich nicht mehr

Halten, ich mußte herauf, ich mußte die Gute bereden,
Mit mir zu gehen, damit wir es Euch zuſammen verkünden,
Wie's wahrhaftig erging, damit Ihr es ſicher erkennet,
Wie wir gedachten, und ſo nichts Schlimmes und Arges vollendet.
Drum vernehmet nun offen von uns, und herzlich, Ihr alle
Jegliches, wie's entſtanden, wie's weiter geworden bis hieher.
Grad zwei Jahre nun ſind's, da ich als Knecht in das Haus kam,
Selber vom Vater gewählt und mit tüchtigem Lohne gedinget.
Er vertraute mir viel, hielt lieb und werth mich in Kurzem,
Und dieß freute mich ſehr; ich ging nun meinem Geſchäfte
Nach mit verdoppelten Kräften und ſtets erneuertem Eifer;
Denn das erwägt man nicht immer, wie mächtig die Güte des Herren
Spornet den redlichen Knecht, und wie man dann Alles mit Luſt thut.

Und ſo fühlt' ich mich jetzt ſchon im Haus gar traulich und heimlich;
Aber ein Anderes machte mir's bald noch lieber, und ſo lieb,
Daß ich es nie mehr hatte vermocht von ihm mich zu trennen, —
Ach Ihr wiſſet es wohl, es war die Roſina, die hier auch
Vor Euch ſtehet, mit mir zu bekennen und herzlich zu bitten.
O wie iſt es den Eltern ſo leicht und allen den Freunden,
Nun mich zu tadeln, und mir nun anzuſagen, was alles
Mir zu bedenken geziemte bei ſolch ungleichem Erwählen;
Aber mich riß die Liebe dahin, ich mußt' ihr gehorchen.
Konnte man denn das treffliche Kind anſehen, wie ſchön ihr
Jedes Geſchäft anſtand, im Hauſe ſo wie auf dem Felde,
Wie ſie ſo heiter war, und jedem ſo freundlich ſich zeigte,
Ohn' ihr gut in der Seele zu ſeyn? ich konnt' es unmöglich,

Und so oft ich sie sah, so ging mir in Liebe das Herz auf.
Niemals war ich gewohnt, leichtsinnig, nur plötzlicher Neigung
Nachzugeben, doch hier da lebt' und webt' ich in ihr nur.
Sie begegnete mir wie jedem, mit gütiger Seele,
Freundlich, gesellte sich gerne zu mir bei jeglicher Arbeit,
Welche zu Haus und draußen im Feld zusammengethan wird;
Im Frühjahr auf blumiger Wies und später im Heuen,
Wenn wir wandten das dorrende Gras und zusammen es rechten,
Dann auf dem Ackergefilde, wenn wir in den Tagen des Sommers
Schnitten das reifende Korn in stiller und glühender Hitze,
Und in der Tenne der Scheune beim herbstlichen Riffeln des Flachses.
Auch im Winter, in traulicher Stube, da hatte sie's gerne,
Wenn ich in nächtlicher Weil beim Spinnen ihr Mährlein erzählte.

Oder ein nützlich Geräth ihr schnitte, zu brauchen beauemlich.
O was waren mir das für schöne, für selige Tage!
Denn ob der tüchtige Mann auch allein bei seinem Geschäft schon
Soll sich ergetzen und freuen, so wird's ihm doch tausendmal süßer,
Wenn die geliebte Genossin vertraulich helfend ihm beisteht.
Und so gewöhnten wir uns nur mehr und mehr an einander,
Und verstanden uns herzlich zuletzt, obgleich ich ihr niemals
Etwas geflissentlich sagte, was nicht ohn' jeglichen Willen
Manchmal entfuhr, wenn das Herz mir gar zu voll und gedrückt war.
Ja, ich kann es Euch redlich gestehn, nie hab' ich der Guten
Ein verführerisch Wort nur gesagt, wir liebten uns arglos,
Heiter so fort; denn ob auch zuweilen der Zweifel mich plagte,
Stets doch hoffte dann wieder mein Herz auf freundliche Zukunft.

Da vernahmen wir endlich bestimmt, was in letzterer Zeit wir
Freilich gefürchtet, daß nun Rosine dem Kaspar daneben
Würde vom Vater verlobt, und in Angst und Schrecken gestanden
Wir uns alles, und riethen umher, was jetzt wir begännen.
Doch wir konnten uns hier im Hause nicht lange berathen,
Heimlich, wir fürchteten sehr, wir würden zusammen betroffen,
Und drum machten wir sicher es aus, heimkehrend vom Markte
Uns zu treffen an heimlichem Orte. Dieß haben wir also
Gestern gethan, und fest es bestimmt, frei alles den Eltern
Anzusagen und herzlich zu flehn um unsre Verlobung.
Aber es hat sich anders gefügt, als wir es gedachten,
Und so kommen wir jetzo hieher vor die ganze Versammlung,
Allen es einzugestehen, daß wir uns lieben auf ewig.

Daß miteinander das Leben uns nur erfreuet auf Erden.
Und so wisset Ihr's nun, so könnet Ihr ernstlich entscheiden.
Viel zwar dacht' ich mir aus, was ich hier alles noch sprechen
Wollte, das Herz der Eltern zu rühren und günstig zu stimmen;
Doch die Rede versagt mir, auch will ich mich selber nicht rühmen.
Und so vernehmet denn nur die treuste, die herzlichste Bitte:
Trennet ein liebendes Paar, so innig verbunden, nun nicht mehr,
Feindlich, und bringet es nicht in unaussprechlichen Jammer.
Gebt mir die Gute zum Weib, ich weiß es, ich mache sie glücklich,
Und nicht minder Euch selber, das fühl' ich im innersten Herzen.
Also sprach er und neigte sich vor, und blickte die Eltern
An mit gefeuchteten Augen, und legte zu heil'ger Betheurung
Fest die Hand auf die Brust. Es faßte die ganze Versammlung,

Rasch wie ein zuckender Blitz, der freudige Schauer der Rührung.
Schnell versenkte Rosine darauf in glühender Röthe,
Mit fußbittendem Tone der innigsten kindlichen Liebe:
Vater, Mutter, o höret ihn an mit gutiger Seele!
Denn so wie er gesprochen, so ist's. So haben wir lieb uns
Wahrlich gewonnen und so vermögen wir nimmer zu leben,
Unbarmherzig getrennt. O gönnet auch mir nun ein Wörtlein,
Nennet mich nicht schamlos, daß ich so rede zu Euch hier;
Denkt nicht, daß ich der Güte, der unaussprechlichen Wohlthat,
Die ihr zu jeglicher Zeit mir bewiesen, nun sträflich vergesse,
Daß ich mit Undank nur, mit widerspenstigem Wesen
Lohne die zärtliche Lieb' und Treu'. O glaubt mir, ihr Guten,
Daß mein ganzes Gemüth in unendlicher Lieb' und Verehrung

An euch hangt, und daß es mich drängt, mit jedem Vermogen
Euch zu dienen, euch Freude zu machen, und euch zu gehorchen,
Wo ihr's nur immer verlangt, in allen erdenklichen Stücken.
Aber hier vermag ich es nicht; ich sag' es getreulich,
Wie's im innersten Herzen mir lebt, es bleibt mir unmoglich,
Wie ich mich selber auch frage, ihr könntet eher mein Leben
Als die Trennung verlangen von ihm, den mein Herz sich erkoren.
O so höret, ihr Guten, mich an, und lasset auch einmal
Etwas gelten das herzliche Fleh'n der liebenden Tochter;
Zwinget zur Ehe mich nicht, und bringet mich nicht in den Jammer,
Euch unfolgsam zu seyn; denn hier, beim Himmel, ich muß' es.
Nein, nie soll es Euch reuen, geliebteste Eltern, gewiß nicht,
Niemals will ich, zu keinerlei Zeit der Güte vergessen,

Und mit ihm das Leben so süß Euch machen, so lustreich,
Daß Ihr segnet den Tag, an welchem der bittenden Tochter
Ihr das unendliche Glück mit gütigem Sinne gewährt habt.
Also sprach sie, und blickte hinan zu den liebenden Eltern
Mit tiefrührendem Flehen; es quollen die Thränen im Aug' ihr
Unaufhaltsam empor, und überwältiget eilte
Sie zu der Mutter und warf, verbergend ihr glühendes Antlitz,
Sich an den liebenden Busen in unaussprechlicher Wehmuth.
Herzlich hielt sie die Mutter umfaßt und richtete die Tochter
Auf, und blickte sie an mit überströmender Liebe,
Und es entflohen ihr eilig die mütterlich zärtlichen Worte:
Sei du Liebe getrost, und trockne die rinnenden Thränen,
Denn schon ist dir die Bitte gewährt, schon ist es entschieden

Von dem Vater, er will mit Wilhelm nur dich verloben,
Und denkt nimmer daran, zu andrer verhaßter Verbindung
Dich zu zwingen. So richte dich auf, und fasse dich wieder.
Wie wenn im schrecklichen Traume sich herwälzt grauendes Unglück,
Langsam, leis und dumpf, doch fürchterlich näher und näher
Wandelnd; der bangende Mensch mit unaussprechlichem Sehnen
Spähet nach rettender Flucht und denkt sie schon nimmer zu finden,
Schaudernd, da wachet er auf und sichet umher mit Erstaunen,
Zweifelnd; er fasset mit Mühe den schönen und sicheren Frieden,
Und lang blicket er so mit selig sinnendem Antlitz.
Also richtete sich Rosine mit träumendem Aug' auf,
Staunend, doch überwand ein himmlisches, tiefes Entzücken
Bald den zweifelnden Sinn und sie rief mit strahlendem Antlitz:

Iſt's ſo? gütiger Gott! und dürfen wir beide nun glücklich
Sein auf ewige Zeiten? Ich kann's nicht tragen und faſſen.
Aber es ſagte der Vater gerührt, mit männlicher Würde:
Ja ſo iſt es, ich hab' es gewährt; und gebe nur Gott jetzt,
Daß es zu wirklichem Glücke dich führt, ich wünſch es von Herzen.
Und es eilte das ſelige Kind zum liebenden Vater,
Drückte die Hand ihm und rief: ich dank' Euch, Vater, ich dank' Euch!
Doch ihr verſagte die Stimm' im Uebermaaße der Freude,
Und ſie herzete weinend die Hand, liebkoſend und küſſend.
Staunend hatte der Jüngling geblickt; erhebende Wonne
Leuchtete wachſend auf ſeinem Geſicht, mit edler Bewegung
Sah er zum Vater hinan und rief erſchüttert die Worte:
Wahrlich, ich hoffte das Glück nicht ſo vollkommen und zeitig,

Nein, ich verkannte das Herz der gütigen, trefflichen Eltern,
Zweifelnden Sinnes und ängstlich ihr Widerstreben erwartend;
Aber nun steh' ich vor Euch in innerster Seele beschämet.
Nehmt mit jeglichen Kräften mich hin, mit jedem Vermögen,
Alles gehöret Euch an, ich bin Euch völlig ergeben.
Sprach's und drückte dem Vater die Hand mit kindlicher Liebe,
Und es glänzte der Dank aus tieferehrendem Antlitz.
Freundlich hielt der Vater ihn fest, es weilte sein Auge
Nun auf dem glücklichen Paar in heiterer Güte; so nahm er
Schweigend die Hand des Mädchens und nahm die Rechte des Jünglings,
Rasch und kräftig erhebend, und legte sie fest ineinander,
Rufend die herzlichen Worte: so segne der gütige Gott Euch!
Und nun hielten die Guten sich fest und hielten sich fester,

Bebend, es klopften die Herzen in unaussprechlicher Wonne.
Wilhelm wandte das weinende Aug' in unendlicher Liebe
Auf die Jungfrau, so stand er und rief mit tiefer Bewegung:
Siehst du Gute? so trog die freundliche Hoffnung uns doch nicht,
Ja, so endete sich's weit schöner noch und erwünschter
Als wir zu hoffen getraut. Gott hat uns sichtlich geholfen!
Angst ergriff dein Gemüth, vor Vater und Mutter zu treten,
Und das Zürnen und Drauen und scheltende Worte zu hören —
Lieb' empfingen wir nur, und nur unendliche Güte
Zeigten die Trefflichen uns. So laß uns nimmer verzagen,
Innig dem Himmel vertrau'n und danken mit allem Vermögen
Ihm, der mehr uns gewährt, so viel mehr, als wir verdienten.
Und so bist du nun mein, ich nenne dich fest und entschieden,

Und vor Jeglichem so; und alles siehet nur freundlich,
Nur voll Liebe dazu; o laß uns leben und wandeln,
Daß ein Jeder nur stets mit wachsender Lust uns betrachtet.
Und er umfaßte die Liebliche warm mit herziger Sehnsucht,
Küsse begegneten sich, sie hielten sich innig umschlungen;
Und es schaueten alle gerührt auf die selig Verbundnen.
Sie doch wendeten sich mit neuem Danke zum Vater
Und zur Mutter, und drückten die Hand und herzten die Gute.
Weinend Thränen der innigen Lust aus entzückten Augen
Nahm die Mutter es auf; doch rief sie dann gutig ermahnend,
Liebreich die Schulter berührend und mütterlich nickend den Beiden:
Kinder, so danket nun auch den Freunden umher und Verwandten,
Und vor allem dem geistlichen Herrn; der hat Euch besonders

Mächtig geholfen, mit treflichem Wort den Vater belehrend.
Und sie wandten sich nun mit ernster, tiefer Verehrung
Zu dem würdigen Herrn, der freudigen, gütigen Lächelns
Nickte dem liebenden Paar, und dankten ihm kindlich und herzlich;
Dankten also den Freunden umher. Die nahmen es ehrend
Auf, und würdigen Blickes, dem Paar Hochschätzung bezeigend
Nach wohlziemender Weise, was freudig bemerkte der Vater.
Und so schallte die Stube von schicklichen, ehrenden Reden,
Und von Wünschen in herzlichem Sinn, und rauschte von Knixen.
Da entstand an der eichenen Thür' ein plötzlich Gepolter,
Wie wenn jemand daran von außen stieße mit Füßen.
Sorglich eilte die Mutter hinzu, sie drückte die Thür' auf,
Hurtig, und schaute hinaus; und wundernden Lächelns ersah sie

An der Stiege die Magd' und den Kaspar mit schüchternem Antlin,
Stutzend, gerüstet zur Flucht; doch fest in die Ecke sich bergend,
Sah sie daneben den Knaben, sich duckend zu winzigem Zwerglein.
Dieser hatte mit muthigem Sinn in kühner Gesellschaft,
Die er männlich ermahnet, beim Spiel noch länger zu bleiben,
Ueberschritten die Zeit des rufenden Abendgeläutes,
Und sich müde gejagt im thauigen Garten der Fohlen
Noch in nächtlicher Weile, bei zauberischflimmerndem Mondschein.
Aber es schlichen die anderen bald sich bange nach Hause,
Und so kehrte denn er auch zurück, nicht ohne Besorgniß.
Schlau vermied er es nun, von vorne zu gehn durch's Hofthor,
Weislich; er stieg vielmehr in den grasigen Garten des Vaters,
Hinter der Scheun', ging diese vorbei zum hinteren Hofraum,

Still in die finstere Stallung sich schleichend, um, wenn man ihn suchte,
Sich zu geberden, als ob er lange schon wäre zu Hause.
Hier nun meldeten ihm die Mägde, der sinnende Kaspar,
Daß Rosine hinauf in die Stube gegangen mit Wilhelm,
Und schnell machte der Schelm, aufmunternd gewaltig, den Vorschlag,
Leise die Stiege hinaufzusteigen und sie zu behorchen.
Zögernd folgten sie ihm, doch gelockt von eigener Neugier
Stiegen sie wispernd hinauf, mit ganz unendlicher Vorsicht.
Aber es konnte der Knabe sich nicht von ferne begnügen,
Näher noch schlich er hinzu; da stieß er in gänzlichem Dunkel,
Trotz der trefflichen Weise, mit welcher er tappte, die Thüre
Mit unglücklichem Fuß, und wurde bemerkt von der Mutter,
Ob er sich auch mit mächtiger Hast in die Ecke geducket.

Lachelnd rief die Mutter ihn auf, und schalt ihn mit nichten,
Ließ auch offen die Thür' dem Gesind' mit freundlichem Geiste,
Auf daß alles im Hause das Glück der Kinder gewahre.
Und so schaute nun Kaspar hinein in die Stube mit Neugier;
Doch die schüchternen Mägde nur hinter dem Kaspar, verstohlen,
Weil die gewaltige Scham vor dem geistlichen Herrn sie zurückhielt.
Aber Fritz sprang heiter und munter am Arme der Mutter
In den fröhlichen Kreis, herumwärtsgrüßend mit Freimuth,
Und lautjubelnde Wonne bezeigend an gunst'ger Entscheidung,
Wilhelm schüttelnd nach Kräften die Hand und herzend Rosinen.
Freundlich schaute der würdige Herr mit strahlenden Augen
Auf der Versammlung umher, mit liebenden Blicken verweilend,
Still und sinnenden Geistes; dann herzlichen Nickens begann er:

So ihr Kinder iſt's Recht; ich ſehe vertraulichen Frieden,
Innige Luſt ringsum — ſo hab' ich es herzlich erflehet.
Dank dem gütigen Himmel, daß er es alſo vollendet,
Daß er in eurem Glück auch mir unendliche Luſt ſchuf!
Denn ihr fühlet es nicht, wie wohl in innerſter Seele,
Holdeinträchtige Liebe zu ſchau'n dem erfahrenen Mann thut,
Der es ſo oft und ſo ſchmerzlich hienieden geſchaut und empfunden,
Wie das Leben verworrenen Gangs zu ſchaudernder Kälte
Führet, zu Grimm und Haß, zu Zank und zu wilder Bekämpfung,
Und den Menſchen mit Zaubergewalt ſtets weiter hineinzieht,
Daß er mit jeglicher Kraft tief untergehet in dieſem
Schrecklichen Strudel, in ihm nur allein die Tage vollendend.
O ſo bleibet getreu in dieſer ſchönen Geſinnung,

Welche das krönende Ziel des Lebens heiter erringet,
Ewig, und bietet zu jeglicher Zeit das göttliche Schauspiel,
Eines Lebens in Liebe geführt, dem betrachtenden Manne!
Aber auch unser Kreis ist noch nicht völlig gereinigt,
Nein, es nähret ein Herz in unserer Mitte noch Unmuth.
Sollt' es scheiden mit ihm? o das darf nimmer geschehen!
Hat sich ein Jedes doch freundlich gefügt, nun wird sie nicht einzig
Mit hartnäckigem Sinne der bittenden Liebe sich weigern.
Ist doch Vergeben so süß, und so hoch und heilig geboten
In dem göttlichen Worte, mit himmlischer, ew'ger Verheißung.
O drum tilge sie nun den Unmuth gänzlich im Herzen,
Neige dem Bund sich freundlich, der hier zwei Seelen vereinigt,
Und vollbringe mit geistiger Kraft die herrlichste Tugend.

Alſo ſprach er mit mahnendem Wort, und blickte bedeutend
In der Baſe, die ſtumm, mit trübem und finſterem Ernſte
Hinter den anderen ſtand; es ſchauten verwundert die Freunde.
Doch es verſtand die Mutter den Willen des trefflichen Pfarrherrn;
Eilig nahm ſie das liebliche Kind an willigem Arme,
Führete vor die Verwandte ſie hin, und ſagte mit Mahnen:
Bitte die Baſe, mein Kind, daß ſie dir wieder gewogen
Werde; ſie iſt ja gut, ſie wird dir es ſicher gewähren.
Und es faßte das Mädchen die Hand der Freundin, und hielt ſie
Lieblich flehend gedruckt mit beiden umſchließenden Händen,
Schaute dann fragend empor und ſprach die herzlichen Worte:
Meine geliebteſte Baſ', ich bitt' Euch freundlich, verzeiht mir,
Daß es ſich anders gewendet als Ihr es im Herzen gedachtet.

O ich weiß es, Ihr wolltet allein mein Bestes, und wenn es
Nun ein anderes ist, Ihr nehmet deswegen nicht Groll mit,
Da ich es anders erreicht. Seht, liebste Verwandte, ich hielt Euch
Immer so werth, und mochte so gern in herzlicher Freundschaft
Mit Euch leben und stets verbleiben in schönem Vernehmen.
Drum verschließet Euch nicht und bleibt mir auch ferner gewogen,
Und dem Bräutigam auch. Versaget das herrliche Glück uns
Nicht, mit jeglichem Freunde zu leben in traulicher Eintracht.
Was einander auch immer die treusten Verwandten nur leisten,
Wollen auch wir Euch thun, so viel wir nur immer vermögen,
Und stets sollt Ihr in unserem Haus der geehrteste Gast sein.
Also flehte sie süß mit kindlichem, rührendem Drängen;
Und ihr gesellte sich Wilhelm bei, mit männlichen Bitten

Ehrend die sittliche Frau, der Lieben Versprechen bekräftigend.
Milder blickte die Zürnende nun; sie rührte das Flehen,
Und so that auch die Achtung ihr wohl, die ihr reichlich gezollt ward.
Heitrer ward ihr Gesicht, sie faßte sich würdig und sagte:
Freilich hab' ich es anders gedacht und anders gefordert,
Nur dein sicher gegründetes Glück im Auge behaltend.
Aber ich trage deswegen nun nicht im Herzen den Groll fort,
Da es sich anders gewandt und anders gewendet; was soll' ich's?
Wenn es besser, ersprießlicher ist für dich und den Vater
Also, dann freut es mich auch und ich nehme nicht minderen Antheil.
Drum so verkünd' ich es euch, ich bin euch freundlich gesinnet,
Und ich wünsche von Herzen euch Glück zum heiligen Ehstand.
Sprach's und drückte mit Lächeln die Hand ihr, aber unmerklich

Mischte sich Trauer darein, und leise nur tauchte die Lieb' auf.
Herzlich dankte das liebliche Kind und lobte sie freudig,
Wilhelm aber begann mit edlem männlichem Ernste:
Herrliche Wonne gewähret Ihr mir, verehrteste Freundin,
Daß auch Ihr nun mit uns, wie die anderen braven Verwandten,
Leben wollet in freundlicher Lieb' und schönem Vernehmen.
Denn nichts ist mir verhaßter allhier auf Erden als Zwietracht,
Und bei denen zumal, die schon vom Himmel bestimmt sind,
Treulich zusammen zu stehen in jeglichen Fallen des Lebens;
Nichts ersteh' ich und such' ich allhier mit größerer Sehnsucht,
Als Eintracht und vertrauliche Lieb' und sicheren Frieden.
Also war ich von jeher gesinnt, und immer mit allen,
Welchen mich nur zuführte das Loos, in gutem Vernehmen

Strebt' ich mit eifrigem Geiſte zu ſtehn, wie Jener vermied ich
Zanken und neckenden Streit und giftige, ſchleichende Feindſchaft.
Ja ich habe ſogar dafür manch Uebles erduldet,
Weil ich verträglichen Sinn für's Löblichſte hatte, vor allem
Würdig des tüchtigen Mannes in dieſem verworrenen Leben.
Denn nicht jener beweist mir ein wahrhaft männliches Weſen,
Welcher den Zank nur liebt und den Streit, und über dem Kämpfen
Sinnlos handelnd das Rechte verſäumt, nein jener beweist mir's,
Welcher die Eintracht ſucht, um kräftig, mit ganzem Vermögen,
Und in freundlichem Kreiſe von trefflicher Hülfe gefördert,
Auszuführen, was treulich zu thun der Himmel ihm auftrug.
Hieher wende die Stärke der Mann, er ſchaffe das Gute,
Schaffe das Herrliche ſtets, was uns erfreuet und Andre,

Und zersplitt're die Kräfte sich nicht in schädlichem Streiten.
Bringet dann auch ein schweres Geschick verderbliche Zeiten,
Unerschütterten, muthigen Sinn's dann stell' er dem Uebel,
Dem annahenden, sich mit jeglichen Kräften entgegen,
Wende besonnenen Geistes das Schädliche wieder zum Besten.
Dieß ist meine Gesinnung, ihr Freunde, so werd' ich es halten,
Treu mein Leben hindurch. So wollen einander wir beistehn -
Freundlich in ruhigen Zeiten, in schonen und glücklichen Tagen,
Doch wenn schreckliche Noth mit schwerer Bedrangniß hereinbricht,
Kräftig uns halten, und fest das Uebel zusammen bestehen.
Also rief er und blickte mit Kraft, in begeisterter Rührung
Strahlend; er faßte mit feurigem Arm die liebliche Jungfrau,
Welche mit freudigem Stolz und inniger Sicherheit auffah

An dem trefflichen Mann, und hielt ſie liebend umſchlungen.
Alſo ſtand das herrliche Paar im innigſten Bunde,
Leuchtend ſchön, im erſtaunten Kreis der werthen Verwandten,
Und ſtolz blickten die Eltern dazu voll freudiger Rührung.
Aber der Pfarrer begann mit herrlich zufriedenem Nicken:
Lebt ſo, Kinder! was Euch der gütige Himmel verliehen,
Bildet nun aus in liebendem Bund als redliche Knechte,
Wuchernd mit eurem Pfund in raſtlos ſtrebendem Eifer.
Und ſo zeiget die Tugenden all' und alle die Kräfte,
Welche der Herr Euch pflanzt' in das Herz, in ſteter Bereitſchaft
An den unzähligen Seiten des ewig erneuerten Lebens.
Viel Erfreuliches werdet Ihr hier und Süßes erfahren,
Reichliche Gaben des herzlichen Bundes; genießt ſie mit Danke!

Doch auch Trübes, und Trauriges auch wird über
Euch kommen,
Und manch irdischer Schmuck des Lebens, köstlich dem Herzen,
Wird abfallen vor Euch und vergehn wie die Blume des Feldes.
Tragt es mit Muth und mit Kraft, und tragt's mit treuer Ergebung;
Laßt das vergängliche Loos der lieblichen Güter der Erde
Nicht zu heftig, zu schwer und zu lang Euch die Seele betrüben!
Alles Irdische muß ja vergehn, daß allein nur das Ew'ge
Wirklich bestehe, der Mensch die einzig rettende Richtung
Nimmer verliere, die ihn zur wahren Heimath geleitet,
Und stets sehnenden Sinn's aufblicke zum himmlischen Vater.
Ja, dem einzig allein, der immer mit innigem Glauben
Den Verheißungen horcht und die göttlichen Lehren befolget,
Die uns Christus der Herr verkündete, jegliches Haupt hier

Neigte sich gläubig und fromm der stillandächt'gen Versammlung!
Dem ist das Leben erst schön, dem erfüllt's die wahre Bestimmung.
Denn nun ist der Wechsel ihm lieb der irdischen Güter,
Ja es reizet das Traute sogar das männliche Herz ihm,
Weil es die Kraft ihm übt, die eigene Stärke zu zeigen
Herrlich erlaubt, und reichlichen Anlaß dem schaffenden Geiste
Bietet, die eigene Welt sich zu bau'n, ein Wirkliches, Ganzes,
Das als inneres Reich dem waltenden Geiste gehöret,
Frei, in welchem er fühlet und ahnt das göttliche Ganze,
Und den Schöpfer davon in seinem himmlischen Leben.
Nun ist auch das Zeitliche sein, die irdischen Güter,
Welche mit Schmerz ihm entflohn, er besitzt im erinnernden Geist sie
Ewig, nachdem den Beruf sie erfüllt, ihn herrlich erhoben

Zum freiwaltenden Geiſt, und zu Gottes Füßen geſetzet
Das erwachſene Kind mit ſicher erwork'nem Beſitzthum,
In geiſtinniger Lieb' und in lebend'ger Erkenntniß.

O ſo lebet in dieſem Sinne das irdiſche Leben!
Schaffet und bauet das Herrliche ſtets in treuer Verbindung,
Aber in Glück und Noth zum himmliſchen Vater gewendet,
Innigen Glaubens voll; dann wann er endlich Euch abruft,
Tretet mit reichlichen Schätzen, als fleißige, redliche Diener,
Vor das Auge des Herrn; er wird Euch freundlich betrachten,
Und es lohnet den redlichen Fleiß der ewige Friede.

Alſo ſprach mit Erleuchtung der Pfarrer, und legte die Hände
Auf der Liebenden Haupt, aufblickend mit flehenden Augen.

Schweigend ſtanden die Eltern umher und die werthen Verwandten,
Gläubig die Hände gefalt't, und neigten ſich ſtill im Gebete.

Ueber

die poetischen Richtungen

unserer Zeit

von

Melchior Meyr.

Heine.
Platen.
Uhland.
Rückert.
Das „junge Deutschland."

Erlangen
Verlag von Carl Heyder.
1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Zu besserem Verständnisse der hier veröffentlichten kritischen Abhandlungen scheint nothwendig, denselben einen kurzen Abriß der Bildung des Verfassers zum Kritiker überhaupt vorauszuschicken. Möge man also diese meine eigenthümliche Bildungsgeschichte und was sich daraus ergibt, in Folgendem gefällig vernehmen!

Von der Natur frühe schon auf dichterisches Hervorbringen und philosophisches Forschen angewiesen, und, wenn auch nicht unangefochten, doch unaufgehalten durch äußerliche Verhältnisse, ließ ich diese mächtigen Leidenschaften eine Reihe von Jahren hindurch in mir gewähren, und trieb mich namentlich auf dem Felde der Poesie, der doch meine größere Liebe gehörte, fast in allen erdenklichen Parthien herum. Da häufte ich, unabläßig sammelnd, eine Masse Material beinahe für alle poetischen Formen an, und versuchte nach und nach aus dem Chaos, das ich mit mir herumtrug, auch Gestalten zu bilden. Auf diese

Weiſe, indem mir manches gelang (hier darf ich vielleicht das idyllische Epos „Wilhelm und Rosina“ nennen, welches vor zwei Jahren bei Georg Franz in München erſchien), vieles mißlang, mein Strebſinn mich aber ſtets weiter und weiter führte, ſah ich mich zuletzt im Beſitz einer gewiſſen künſtleriſchen Erfahrung, die ſich nach und nach, unterſtützt durch die Reſultate philoſophiſcher Forſchungen, zu einem entſchiedenen äſthetiſchen Bewußtſeyn klärte. Aus dieſem äſthetiſchen Bewußtſeyn wuchs nun unmittelbar die Kritik heraus, da Luſt und Pflichtgefühl mich trieben, daſſelbe zu beſſerer Unterſcheidung des Guten, Mittelmäßigen und Schlechten in der poetiſchen Literatur anzuwenden.

Wie ſich in mir leicht jede Neigung zur Leidenſchaft ſteigerte, ſo konnte ich bald kein Buch meines Faches mehr leſen, ohne ſogleich meine kritiſchen Bemerkungen dabei aufzuzeichnen. Ich beſchäftigte mich (indem ich mir von der ausländiſchen Literatur ſoviel aneignete, als mir möglich war), natürlich vorzugsweiſe mit der deutſchen poetiſchen Literatur. Da ward endlich, bei dieſem fortgeſetzten Gloſſiren, der Gedanke in mir reif: einen Theil meines Lebens auf die Abfaſſung einer kritiſchen Geſchichte der neuern und neueſten deutſchen Dichtkunſt zu wenden, in welcher Geſchichte die einzelnen poetiſchen

Erſcheinungen ihrem dichteriſchen, ſittlichen und religiöſen Werthe nach gewürdigt und in dem möglichſt richtigen Verhältniß unter ſich und zu dem Höchſten, was die Dichtkunſt überhaupt ſoll, dargeſtellt erſchienen.

Dieſer Gedanke iſt in mir bisher immer gleichlebendig geblieben, und ich darf mich der Hoffnung hingeben, daß ich nach einer Reihe von Jahren, gründlichen Forſchungen gewidmet, dem deutſchen Volke mit dem genannten Werke etwas Eigenthümliches und nicht Unnützes werde bieten können.

Ueber dem beſondern Studium der frühern deutſchen Dichter verſäumte ich jedoch nicht, die neueſten poetiſchen Leiſtungen genau in's Auge zu faſſen, und meinen äſthetiſchen Maßſtab daran zu legen. Es regte ſich in mir die Begierde, über ein Werk des Tages einmal meine Meinung zu ſagen. Da erſchienen die Fragmente eines Lehrgedichts von Friedrich Rückert im deutſchen Muſenalmanach und in Schenks Charitas. Der Geiſt, der aus dieſen Dichtungen ſprach, und der ſehr beſtimmt auf die Stufe deutete, die auch ich bei meinen Beſtrebungen im Sinne hatte, ergriff mich dergeſtalt, daß ich ſogleich meine Gedanken darüber öffentlich zu äußern beſchloß, welches ſofort im Morgenblatt 1836 geſchah. Um darauf auch über das Haupt einer andern

Richtung mich auszusprechen, nahm ich Heine's Reisebilder vor, glossirte sie sorgfältig, und verwandelte die Bemerkungen in einen Aufsatz, der bald darauf in den Heidelberger Jahrbüchern erschien. Diese beiden Kritiken sind unter den hier mitgetheilten die einzigen für sich entstandenen; die folgenden über Platens, Uhlands und Rückerts lyrische Gedichte, sowie die Schlußworte, die über die Richtung des „jungen Deutschlands" Einiges beibringen, sind nach dem bestimmten Plane, die Poesie unserer Zeit in Beurtheilungen einzelner Hauptwerke annäherungsweise zu charakterisiren, ausgearbeitet.

Was es nun mit meinen Urtheilen über einzelne Gedichte und Parthien der besprochenen Werke für eine Bewandtniß habe, lasse ich dahingestellt seyn. Da mag manches einem Andern zu hoch, anderes dagegen wieder zu niedrig gestellt erscheinen; und vielleicht mit Recht. Im Ganzen aber glaube ich das eigenthümliche Wesen jedes einzelnen Dichters, und die Stufe, die je einer einnimmt, so richtig gefaßt und bezeichnet zu haben, als es jetzt schon möglich ist. Denn eine feinere Würdigung und Abwägung ist erst der folgenden Zeit aufbehalten, welche das Verhältniß der hier beurtheilten Dichter, deren sämmtliche Werke sie auch vor Augen hat, zu ihren poetischen Vorgängern und zu denjenigen Mitlebenden ge-

nauer unterſuchen kann, deren Werke hier als in einer vorläufigen Schrift von mir noch nicht betrachtet worden ſind.

Ich ſchicke nun dieſe vorläufige Schrift darum in die Welt, weil die Mängel und Tugenden der jetzigen poetiſchen Richtungen, ſo viel ich weiß, doch noch in keiner ähnlichen von ſo vielen Seiten beleuchtet worden ſind, als in ihr, eine ſolche Beleuchtung aber um ſo nothwendiger erſcheint, je mehr gegenwärtig gewiſſe poetiſche Jünger ihre Meiſter auf Koſten der Andern allein zu erheben bemüht ſind. Mir wird ein vorurtheilsfreier Leſer nachſagen, daß mein Streben darauf ging, jedem der beſprochenen Dichter Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und das Gute und Vortreffliche an dem einen wie an dem andern hervorzuheben. — Mein eigner Standpunkt freilich bedingte es, daß ich gegen die niedere Richtung, die ſich in Heine's Reiſebildern noch dazu brüſtet, ſcharf zu Felde zog, dagegen die höhere Rückerts in ihrem geiſtigen Segen mit Wärme anſchaulich zu machen ſtrebte. An der niedern Richtung, die ohnehin nur zu viele Freunde findet, muß die Kritik ſtets zweifeln lehren, zu der höhern, der in der Regel nur wenige huldigen, ſtets Zutrauen und Liebe zu erwecken ſuchen. Aber auch an Heine's Poeſie habe

ich das Schöne, in der Beurtheilung seines „Buchs der Lieder," mit Neigung gewürdigt. Ich hoffe damit zugleich einige Anleitung gegeben zu haben, wie man das Reizende und Holde in Heine's Dichtungen genießen kann, ohne sich von dem Niedrigen und Gemeinen darin schaden zu lassen. Daß Heine keine andere als nur eine sehr bedingte Würdigung verlangen darf, wird die Folgezeit, in Bälde, wie ich hoffe, noch schärfer nachweisen.

Denn unsere Zeit muß sich von nun an immer bestimmter jenem sittlichen Standpunkt entgegen bewegen, auf welchem alles Natürliche, nicht verworfen und vernichtet, aber geistig rein gehegt und verwendet werden wird. Kritik und Kunst aber müssen Hand in Hand den Weg zu einer solchen allein heilbringenden Bewegung bahnen. Da ist nun vor allem eine möglichst genaue Unterscheidung des Natürlichen und Sittlichen, sodann des Guten und Bösen überhaupt nothwendig. Ich habe in den folgenden Kritiken die beiden ersteren (denn die tiefern Unterschiede des Bösen und Guten auch nur anzudeuten, ist eine größere Arbeit, die man sich billig für spätere Zeiten aufspart) in ihrem Wesen und ihrer Wirkung, so oft es anging, unterschieden, und darf also vielleicht hoffen, daß diese Schrift besonders in solchem

Betracht manchem Leſer nützlich werden wird. Das Weſen und Heil einer geſunden, freien Sittlichkeit hat in der neueſten Zeit beſonders Weiße, in ſeiner Erklärung des göthe'ſchen Fauſt, gebührend nachgewieſen, welchem Werk ich aus dieſen und andern Gründen von Herzen eine allgemeine Verbreitung wünſche. Es werden ſich von nun an immer Mehrere finden, die, männlichen Sinns, im Gegenſatz ſowohl von den frivolen als von den pedantiſchen Richtungen des Tages, jenem Höheren mit Vernunft und Klarheit ihre Kräfte widmen. Was ich in dieſer Beziehung von den Gliedern des „jungen Deutſchlands" denke, iſt in den Schlußworten angedeutet.

Ich ſelbſt glaube dieſem Höheren praktiſch, als Dichter, künftig beſſer dienen zu können, denn als Kritiker. Eine Sammlung meiner lyriſchen Gedichte, die ich nächſtdem erſcheinen zu laſſen gedenke, mag dieſen Glauben vielleicht rechtfertigen. Dieſelbe enthält die poetiſchen Reſultate einer mehrjährigen Durchbildung, und iſt gleichſam eine lebendige Darlegung des Weges, den ich ſelber vom Niederen zum Höheren durchgegangen bin.

Dieſen kritiſchen Beitrag, den ich, falls er von würdigen Männern freundlich aufgenommen würde, ſpäterhin gern mit den Beurtheilungen derjenigen Dichter,

die hier noch nicht berücksichtigt worden sind (vor allen Chamisso's) vermehren würde, übergebe ich nun einem geneigten Publikum mit Vertrauen und mit mehr innerlicher Bescheidenheit als es äußerlich hie und da scheinen möchte.

Ueber die Bruchstücke eines Lehrgedichts

von Fr. Rückert,

im deutschen Musenalmanach 1836, und Schenks Charitas 1836.

In Zeiten literarischer Verwirrung, wo der stille Strom der Erkenntniß von anmaßenden, halbgebildeten Schriftstellern tausendfach getrübt wird, ist für junge, strebende Gemüther nirgends ein festerer Halt zu finden, als in denjenigen Werken eines durchgebildeten Mannes, die von demselben nicht auf äußerlichen Antrieb, sondern rein einem innern Drange zufolge hervorgebracht worden sind, und die wir somit als die wahren und ächten Früchte eines freien Geistes ansehen müssen. Bei den durch äußere Umstände verursachten Schriften, so gut und nützlich sie seyn mögen, können wir uns doch des Verdachtes nicht erwehren, daß es sich hier mehr um den Vortheil einer Person oder einer Verbindung, als um die Wahrheit der Sache handle; die letzteren, ohne Nebenabsichten entstandenen dagegen erlangen und verdienen hinsichtlich des lautern Sinnes unser vollkommenstes Vertrauen. — Wie wir den Menschen kennen, so werden diese auch einzig auf edle Gemüther

eine segensreiche Wirkung hervorbringen. Denn das Höhere ist nicht etwas, wozu man getrieben werden kann, gewaltsame, schulmeisterliche Ermahnungen sind hier nichts nütze; aber die von der Sache selbst begeisterten Worte des geistig Reifen locken den Jüngling zum Glauben, und immer freundlicher zu der freien, aber einzig würdigen und dauernden Verbindung der Liebe hinan. Wenn das Bessere und Höhere jeder Art in den Tagen einer weitverbreiteten, geistigen und sittlichen Mißbildung wieder mehr Anhänger und Verehrer erhalten soll, so kann es nur durch solche freie, in diesem bestimmten Sinn geniale Werke der Philosophie und Poesie geschehen.

Mit Lust bewillkommen wir als eine höchst erfreuliche Erscheinung dieser Art, die für strebende Jünglinge eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung und Erhebung werden wird, Rückerts neues Lehrgedicht, von welchem wir im deutschen Musenalmanach und der Charitas von Schenk Fragmente erhalten haben, aus denen wir schon vollkommen auf die Bedeutung und den Werth des Ganzen schließen können. Wir versuchen, durch möglichst klare Entwicklung des Geistes und Sinnes, wie er uns aus den genannten Bruchstücken entgegengekommen ist, dieses wichtige Werk der Lesewelt, die zu den nothwendigen Unterscheidungen und Zusammenstellungen nicht immer Zeit und Lust hat, deutlicher und faßlicher zu machen.

Ein indischer Brahman, geboren auf der Flur,
Der nichts gelesen, als den Weda der Natur,
Hat viel gesehn, gedacht, noch mehr geahnt, gefühlt,
Und mit Betrachtungen die Leidenschaft gekühlt;

Spricht bald, was klar ihm ward, bald um sich's klar zu machen,
Von ihn angehnden bald, bald nicht angehnden Sachen.

Er hat die Eigenheit, nur Einzelnes zu sehn,
Doch alles Einzelne als Ganzes zu verstehn.

Woran er immer nur sieht schimmern einen Glanz,
Wird ein Betkügelchen an seinem Rosenkranz.

In diesen Eingangsstrophen, mit welchen die Bruchstücke im Musenalmanach beginnen, wird zugleich Inhalt und Form des ganzen Gedichts bezeichnet; es besteht dasselbe nämlich aus einzelnen Betrachtungen über alle wichtigen Lebensverhältnisse, von welchen Betrachtungen jede für sich wieder ein poetisches Ganzes bildet, so daß sich und das ganze Werk als eine Reihe kleiner didaktischer Gedichte in Erzählungs- und Spruchform darstellt.

Der Brahmane kündigt sich gleich Anfangs als einen Frommweisen an, in welchem sich nach mannichfaltigen Welterfahrungen die Liebe zu Reinheit und Heiligung immer bestimmter entwickelt hat. Dieser Sinn für himmlische Dinge ist in ihm durchaus ächt, nicht Theorie und Ceremonie, sondern inniges Gefühl, auch nicht blinder Zug, sondern klare Einsicht, nicht bloßer Glaube, sondern gläubige Erkenntniß. Deßwegen geht bei ihm die Verherrlichung himmlischer Vollkommenheit Hand in Hand mit dem Preis des Geistes, im Gegensatz zur Natur, und mit dem Preis des bewußten Handelns, im Gegensatz zum unbewußten, blindnothwendigen. Wo die beiden letzteren, wie hier, mit Wärme und Liebe hervorgehoben sind, ist die Himmels-

liebe ſtets wahr und rein, als eine, die als lebendige Blüthe aus innerer Erfahrung und beſtimmtem Verſtändniß aufgewachſen iſt.

In ſolcher Weiſe, mit Freiheit und Bewußtſeyn gehegt, ſpricht ſich denn Heiligkeit und höchſte Sittlichkeit in unſerm Brahmanen immer liebenswürdig aus, ruhig, warm und anſpruchlos, ganz im Gegenſatz zu den frommen Eiferern, die das Heilige durch ungeſchicktes und abgeſchmacktes Anpreiſen nicht ſelten lächerlich machen. In dieſer, im beſten Sinne poetiſchen Darlegung ſchauen wir das Heilige als himmliſchlebendige Schönheit, die uns, auch den lieblichſten irdiſchen Erſcheinungen gegenüber, als das einzig Höchſte entgegenleuchtet. Wenn in unſerer Zeit etwas erweckend und erbauend wirken kann, ſo ſind es dieſe Worte eines frommen und weiſen Dichters, der uns durch Einſicht und poetiſchen Zauber zugleich gründlich und köſtlich zu dem Höchſten hinführt.

Wir machen hier aufmerkſam auf die erſte Betrachtung in der Charitas, wo der Segen des Gebets ausgeſprochen wird, und auf mehrere ähnliche Stellen in beiden Bruchſtücken, bei deren Leſung es wie ſtiller, heiliger Sonntagsfrieden über unſere Seele kommt.

Aus der Haupteigenſchaft der auf Erkenntniß gebauten Sittlichkeit, daß ſie nämlich frei iſt, entſpringt ein Vorzug, den wir beſonders betrachten wollen. Wenn der ſittliche Pedant ſich faſt immer rohſtreng und hochmüthig äußert, ſo trägt bei dem Freiſittlichen alles den Stempel der Milde und der Beſcheidenheit, und wenn namentlich der fromme Pedant nur durch Verwerfung der Welt ſeinem blinden Reſpekt vor dem Himmliſchen

genugzuthun glaubt, so versteht der Weise, der durch die Welt, durch Lesung des „Weda's der Natur“ zur Sittlichkeit aufgestiegen ist, indem er sich frei fühlt, auch das Schöne der Welt zu erkennen, und die irdischen Bilder so zu fassen, daß sie verklärt den Himmel erfüllen und zieren. Der Brahmane drückt diese Aufgabe des Lebens in folgenden herrlichen Zeilen aus:

Ring' an, den Himmel mit der Erde auszugleichen,
Wer das errungen hat, der trägt das Siegeszeichen.
'S ist keine Kunst, die Welt roh untern Fuß zu treten,
So zarte Blumen blühn auf diesen Gartenbeeten.
Es ist auch keine Kunst, den Himmel für die Schwachen
Einladend, und dem Trotz die Hölle heiß zu machen.
Den Himmel zieh' herab, die Erd' empor mit Brunst,
Nur das, der Rede werth, ist Erdenhimmelskunst.

Die Würdigung und Benutzung des Irdischen ist aber hier freilich ganz etwas Anderes, als was in unserer Zeit sinnlich-poetische Gemüther unter dem Ausdruck „Emancipation des Fleisches“ als Erweiterung und Verbesserung des Christenthums angerathen haben, welches eigentlich nur so viel als eine Freilassung gemeiner Sinnlichkeit bedeutet, und in dieser Weise nur von Menschen, die jeder Ahnung eines Höheren entbehren, vorgeschlagen werden konnte; die Würdigung der Erde ist hier ein sittlich-gerechtes und liebevolles Auffassen irdischer Erscheinungen, nicht um des blinden Genusses willen, sondern um diese Erscheinungen selbst in die ätherische Region des Geistes zu retten, und so einem mächtigen innern Ruf zu genügen, der den Tüchtigen treibt, aus der Mannichfaltigkeit irdischer Dinge, statt fromm die Hände in den Schooß zu legen, sich ein

Reich zu ſchaffen, das ihm unverlierbar angehören, und die Verbindung mit Gott ſelbſt nicht hindern, ſondern befördern wird.

Dieſer Trieb, alles Werthe und Merkwürdige der Erde ſich denkend und fühlend anzueignen, ſpricht ſich bei dem Brahmanen in folgenden Zeilen aus:

Ich blicke ſtets umher, was ich noch ohne Schaden
Der innern Einheit kann in meine Kreiſe laden —

wo zugleich mit dem materiellen Reichthum auch die geiſtige Einheit bedacht iſt; und ferner in den Schlußſtrophen des Berichts vom König, der ſich aus den Büchern ſeines Landes einen faßlichen Auszug machen ließ.

Ob ihm dies Heil gelang? Wenn er's nicht ganz vollbracht,
So war's nur, weil er ſelbſt den Auszug nicht gemacht.

Das aber iſt gewiß, daß aus dem Bücherwuſt
Du machen für dein Heil ſolch einen Auszug mußt.

Wir betrachten nun den eines ſolchen Strebens ſich bewußten Brahmanen in der Behandlung irdiſcher Dinge, und beginnen mit ſeinem Verhältniſſe zur Natur. Hier zeigt er den reinſten Sinn für ihre holden und herrlichen Erſcheinungen, und weiß ihre eigenthümlichen Schönheiten ſowohl an und für ſich fein zu beobachten und zu genießen, als auch zu Symbolen wichtiger und lieblicher Gedanken zu benutzen. Wir weiſen auf das köſtliche Bild von dem Mond und den Wolken hin, das einen Gedanken enthält, der zum Troſt des Mondes und zur Warnung der Wolken immer wieder ausgeſprochen werden muß. Wie aber dem Brahmanen geziemt, ſo iſt er nie in die Natur verloren; er unter-

ſcheidet ſie, wie ſchon oben bemerkt, vom Geiſte auf das Beſtimmteſte, und hält ſie immer nur als Bildungsmittel, Symbol und Zierde des Geiſtes feſt.

Gehen wir weiter und betrachten wir ihn in Bezug auf Welt und Leben, ſo tritt uns zuerſt ein erfreulicher Sinn für kluges Handeln auch in geringeren Dingen entgegen, welchen er denn in einzelnen Lehren, zuweilen etwas holzſchnittartig, aber immer treuherzig und gemüthlich ausſpricht. Er gehört nicht zu den Halbweiſen, welche die Klugheit des Lebens verachten, macht aber auch nicht zu viel aus ihr, und ſtellt ſie immer als beſcheidenes, niedrig Gutes dar.

Mit Ernſt und Wärme legt er dagegen das rechte Benehmen in wichtigen Dingen, die von dauerndem geiſtigem Nutzen oder Schaden ſeyn können, an's Herz, und weiſt immer wieder auf die beſtimmten Tugenden hin, welche die Hauptgüter der Freundſchaft und Liebe, und die Hauptverhältniſſe der Menſchen, unter ſich und zu Gott, zum Beſten zu wenden vermögen. Dies thut er in mannichfaltiger Weiſe. Er ſpricht ſeine Gedanken hierüber aus in bloßen Sentenzen, wo er oft alte Wahrheiten neugedacht und neuempfunden wieder vorführt. Durch dieſe Wiedergeburt alter Wahrheiten erinnert er an eine Hauptaufgabe der Neueren, ſich nämlich durch unbefangenes, ächtes Nachdenken mit den Alten in ein lebendiges Verhältniß zu ſetzen. Sind dieſe alten Wahrheiten noch dazu ſo mit neuen gemiſcht, wie hier, ſo machen ſie durch den vereinigten Reiz der Traulichkeit des Bekannten und der Friſche des Jungen einen ganz angenehmen Eindruck auf den Leſer.

Sodann ſucht er ausgeſprochene Wahrheiten durch

weitere, mannichfaltige Vergleichungen immer anschaulicher zu machen, und wirkt dadurch das schönste Behagen stufenweise sich klärender Einsicht in uns. Der Gedanke steht zuletzt wie ein ringsum mit Fackeln beleuchtetes Bild vor dem Geiste.

Endlich führt er Gedanken und Lehren in lebendigen Geschichten vor, und bringt dadurch zu dem poetischen Schmuck der Vergleichungen noch episches, idyllisches Leben in das Lehrgedicht, zu recht wohlthätiger Abwechslung.

Wollten wir nun die Grundansicht des Brahmanen von der wahren Benutzung des Lebens, wie sie sich aus all den Darstellungen ergibt, kurz aussprechen, so könnte das etwa folgendermaßen geschehen.

Alles Schöne und Würdige der Erde muß, so viel es dem Einzelnen gegönnt ist, aufgefaßt und organisch mit dem Geiste verbunden werden, das niedere Gute mit den niederern, das höhere und höchste mit den höhern und höchsten Tugenden geübt und gepflegt werden, und der Mensch so von Klugheit, Gerechtigkeit, Entsagung durch Großmuth, Liebe, Gnade zu der Demuth vor Gott aufsteigen, welche Demuth allen vorhergehenden Tugenden erst den Stempel aufdrückt, der sie heiligt und in Gottes Augen selbst zu etwas macht.

Daß in einem Manne, der die Welt so anzuschauen und zu behandeln gelernt hat, sich die zwei Haupteigenschaften eines Weisen, Heiterkeit und Milde, selbst vorzüglich entwickeln mußten, wird wohl Jeder nicht anders erwarten. Diese beiden begeistern ihn auch zu den schönsten Strophen. Die milde Seligkeit der

Versöhnung gießt sich durch unsere Brust, wenn er von sich sagt:

Ich freue jeden Tag dem Abend mich entgegen,
Und jede Nacht im Traum mich auf den Morgensegen.
Ich freue still mich mit ungestümer Lust,
Nicht ungeduldig ist die Freud' in meiner Brust.
Ich freu' mich auf die Stund' und auf den Augenblick,
Auf groß und kleines, mein und Anderer Geschick.
Vom Herbst den Winter durch freu' ich dem Lenz mich zu,
Und aus dem Sommer durch den Herbst zur Winterruh.
Ich freu' mich durch des Jahrs und durch des Lebens Zeit,
Und aus der Zeit hinaus mich in die Ewigkeit.

Aber der im Anschaun des Himmels Lebende wird von den Mißbildern der Welt doch auch wieder beunruhigt und belästigt, und so spricht sich denn sein tiefes Gefühl von den Mängeln der Erde, und seine liebe- und einsichtsvolle Milde zugleich aus in der Betrachtung:

Die Seligkeit ist nicht, nur selig selbst zu seyn,
Die Seligkeit ist nicht allein und nicht zu zwein;
Die Seligkeit ist nicht zu Vielen, nur zu Allen;
Mir kann nur Seligkeit der ganzen Welt gefallen.
Wer selig wär' und müßt' unselig Andre wissen,
Die eigne Seligkeit wär' ihm dadurch entrissen.
Und die Vergessenheit kann Seligkeit nicht seyn,
Vielmehr das Wissen ist die Seligkeit allein.
Drum kann die Seligkeit auf Erden nicht bestehn,
Weil hier die Seligen so viel Unsel'ge sehn.

Und der Gedanke nur gibt Seligkeit auf Erden,
Daß die Unseligen auch selig sollen werden.
Wer dieses weiß, der trägt mit Eifer bei sein Theil
Zum allgemeinen wie zum eignen Seelenheil.
Gott aber weiß den Weg zu aller Heil allein;
Drum ist nur selig Gott, in ihm nur kannst du's seyn.

Wir wüßten in der That keine Dichtung zu nennen, in welcher einerseits dem Leser die geistigen Mittel, über die Wirklichkeit Herr zu werden, so bestimmt an die Hand gegeben, andernseits aber doch die Punkte, über die hinaus hier nichts mehr versöhnt werden kann, wieder so genau bezeichnet wären; und da wir die Erkenntniß dessen, was auf der Erde versöhnt werden kann, und was, hier unsühnbar, dem Himmel aufbehalten werden muß, für eine Hauptaufgabe besonders unserer Zeit ansehen, so möchten wir die Betrachtungen des Brahmanen allen denen zum vorzüglichen Studium anempfehlen, die so glücklich sind, nach dieser Erkenntniß eine bestimmte Sehnsucht zu empfinden.

Fragt man uns nun, ob wir gegen diese Dichtungen nicht auch Einiges einzuwenden hätten, so erwiedern wir hierauf Folgendes. Jedes Menschenwerk ist unvollkommen; es gibt aber eine geistige Kraft, durch welche das Unvollkommene stets wieder versöhnt werden kann, und diese ist — freie Bescheidenheit. Ein Satz, der, sofern er auf allgemeine Gültigkeit Anspruch machen würde, unwahr genannt werden müßte, erscheint uns als wahr und richtig, wenn er in bestimmtem Sinn nur auf einen bestimmten Fall zu passen sich bescheidet. Diese freie und bewußte Bescheidenheit leuchtet aber aus allen

Betrachtungen des Brahmanen heraus, und so sind wir immer genöthigt, ihm in dem bestimmten Sinn seiner Aussprüche Recht zu geben.

Wenn er z. B. sagt:

Der Menschenrede werth ist nicht, was Menschen thaten —

so könnte man sich gegen eine solche Ansicht des menschlichen Thuns auflehnen wollen. Wir müssen ihm aber doch wieder zugestehen, daß der Geist, von der unendlichen Größe Gottes durchdrungen, zu einem solchen Gedanken mit vollstem Rechte gebracht werden könne.

Zu einem andern Wort erlauben wir uns aber eine modificirende Anmerkung zu machen. Er sagt:

Nichts zu bewundern, ist alsdann der Weisheit Ende.

Nun ist es gewiß, daß das irdische Bewundern in der Periode, die der Brahmane im Sinne hat, aufhören wird, aber nur in so fern, als es sich zu einem freien und bewußten verklärt. Gott und seine Werke werden auch im Himmel wunderbar und staunenswerth seyn, und ohne Bewunderung wäre uns ein vorzügliches Mittel, mit Gott in ein lebendiginniges Verhältniß zu treten, entzogen; wie denn überhaupt der Himmel nicht darin besteht, daß im Geiste alle Seelenbewegungen aufhören, sondern daß der Geist die verklärten Gefühle benützt zu der innigsten Gemeinschaft mit Gott. Wir stimmen also nur in so fern für ein Ende der Bewunderung, als man unter derselben die dunkle, irdische versteht.

Ueberblicken wir zum Schluß noch einmal den Reichthum dieses Werks an Poesie und Weisheit, und denken wir dann an das, was uns in jüngster Zeit die Gesell-

schaft der „Emancipation des Fleisches" als das Höchste und Beste hat anpreisen wollen, so fühlen wir recht lebendig, wie niedrig doch ihr Standpunkt, wie gemein ihre Liebe, wie armselig ihr geistiger Gehalt ist. Diese Schriftsteller haben bisher fast nur gelernt, niedere Sinnlichkeit, kindischen Leichtsinn und knabenhafte Keckheit poetisch zu finden, und erklären das Höhere nun für poesielos, weil sie es nicht zu fühlen, und für sinnlos, weil sie es nicht zu fassen vermögen. Aber hier steht ein Dichter und Weiser, der das, was über den Horizont jener poetischen Materialisten geht, zugleich dichterischschön und geistigklar vor unsere Seele zaubert. — Wir erwarten mit Verlangen die Zeit, da der Verfasser ähnliche Mittheilungen der Lesewelt zukommen lassen wird, noch mehr aber freuen wir uns darauf, die zerstreuten Bruchstücke einmal als ein Ganzes zu erblicken, welches aber hier wohl nur in dem Sinne herzustellen seyn wird, als man auch sonst nacheinander entstandene kleinere Gedichte zu einem geistigen Ganzen zusammenstellen kann. Die gegliederte Gestalt eines Lehrgedichts, in welchem ein einzelner bestimmter Gedanke in all seinen Wendungen verfolgt und erschöpfend dargelegt ist, kann und soll es auch nicht mehr erhalten. Es bleibt immer ein Schatz von Perlen und Blumen der Weisheit und Poesie, hat aber damit auch in der Form seine eigenen Vorzüge und Annehmlichkeiten.

Wird dieses didaktische Werk im Lauf der Zeit noch unterstützt von Dichtungen, in welchen das Hohe und Heilige in seiner lebendigen Erscheinung episch und dramatisch gefaßt und dargestellt erscheint, so ist bestimmt zu hoffen, daß auch die Dichtkunst gründlich und siegend

das Ihrige zur Würdigung und Verehrung des Göttlichen beitragen wird, was im Grunde ihr höchster Zweck, ihre letzte Aufgabe ist, die sie aber freilich nur in ihrer eigensten Weise lösen darf.

Die Weisheit des Brahmanen.

Ein Lehrgedicht in Bruchstücken

von Friedrich Rückert.

Endlich haben wir einen ersten Band der Sammlung vor uns, welcher wir schon seit einem Jahre mit Verlangen entgegensahen! Wenn die obige Abhandlung immer noch Einiges zum bessern Verständniß der beiden ersten Abtheilungen dieses Bandes beitragen mag, so fordern uns die folgenden neuen zu ferneren neuen Betrachtungen auf. Gegenwärtig beschränken wir uns auf die dritte Abtheilung, die, als einen besondern Charakter tragend, auch wohl eine besondere Besprechung verdient. — Verfolgen wir nämlich, soweit es uns aus den bisher von ihm erschienenen Werken möglich ist, die geistige Laufbahn unseres Dichters, so sehen wir, daß er, eine Lebenserscheinung nach der andern auffassend, zum Begriff und Gefühl immer höherer und edlerer fortzuschreiten bemüht war. Auf diese Weise mußte er, indem er seine Gefühle und Wahrnehmungen stets in Gedichte verwandelte, endlich die lyrische Poesie selbst

weiterrücken, und Situationen und Verhältnisse poetisch darstellen, an deren Behandlung in ihr bisher noch gar nicht gedacht worden ist. Wie ihm nun das in andern Beziehungen gelungen, haben wir schon angedeutet und gedenken es späterhin noch bestimmter nachzuweisen; hier, in dieser dritten Abtheilung, betrachten wir ein einzelnes, aber höchst wichtiges dieser für lyrische Darstellung neugewonnenen Verhältnisse — das Verhältniß des denkenden und dichtenden Hausvaters zu seiner Familie und zur Außenwelt.

Man sieht leicht, daß diese Abtheilung vor allen andern eine Verwandtschaft mit dem „Liebesfrühling", in dem ersten Band seiner gesammelten Gedichte, haben muß; und so weist denn auch in ihr der Dichter selbst vergleichend auf diesen zurück in den Worten:

Fragt ihr, in welcher Schul' ich, was ich lehre, lernte?
Mein Liebesfrühling trägt nun seine Weisheitsernte.

Wie nämlich dort vorzugsweise die Leiden und Freuden des Liebenden, des Bräutigams geschildert sind, so hier die Genüsse und Schmerzen des Gatten, des Vaters. Wir dürfen demgemäß diesen Abschnitt des Lehrgedichts im Ganzen als eine eigentliche Fortsetzung des „Liebesfrühlings" ansehen. Die einzelnen Darstellungen der Erlebnisse und Empfindungen sind auch hier lyrische Gedichte, nur ruhiger, gleichmäßiger, bewußter, und nur in der entsprechend ruhigen und gleichmäßigen Form des Alexandriners. Aber freilich, wer einmal auf der Stufe des Bewußtseyns und der sittlichen Unterscheidung angekommen ist, der wird nicht bei der bloßen Darstellung bleiben, er wird auf das von ihm erkannte heilvolle

Höhere auch mit bestimmten Worten hinweisen; und so tritt das eigentlich Didaktische von selbst zu der Reihe seiner Schilderungen. Darstellend nun, wie er sein eigenes Leben sich zurechtlegt, die gewonnenen höheren Einsichten und Erfahrungen geradezu aussprechend und zu sittlichem Handeln ermahnend, wird er Lehrer in doppelter Weise, indem die eine die andere sofort ergänzt und begreiflicher macht.

Wir theilen also diese Gedichte, obgleich Schilderung und Sentenz darin auch oft zusammengeschmolzen erscheinen, in *darstellende* und *lehrende*, und versuchen zuerst den Inhalt der darstellenden in einem gewissen überschaulichen Zusammenhang unsern Lesern vorzuführen.

Da bemerken wir zunächst die mit dem obenangeführten Spruch schließenden Verse, in welchen das Glücksgefühl des Gatten in dem Heil eines ergänzenden harmonischen Bundes aufs bestimmteste ausgesprochen ist. Sodann erscheint in mehrern Gedichten die Erziehlust und Sorge des Vaters, die Wonne an frischgedeihenden Kindern, so wie gehegte zarte Trauer um verlorene, in edler Innigkeit ausgesprochen. Unendlich schön ist die Stelle, wo er noch tadelnswerther als einen Geldgeizigen den Vater findet, der sich „an seinen Kindern nichts zu Gute thut“; ferner, wo Blumen an dem vorher für ihn „öden und leeren“ Grabesort ein geistiges Verhältniß mit seinen abgeschiedenen Kindern vermitteln. An diese Familiendarstellungen reiht sich ein Gedicht, in welchem ein eigener Seelenverkehr mit der gestorbenen Schwester eben so zart gefaßt, als ausgerückt ist. Nach diesem lernen wir den Dichter als Freund kennen.

Hier beklagt er ſich über einen ſolchen, der bloß von ſich Kunde geben, nicht aber auch von ihm, dem Dichter, Kunde nehmen wollte. Gegenſeitiges herzliches Eingehen des Einen auf den Andern, gemeinſchäftliches Streben und Wirken wird in den treffendſten Worten verlangt. Sodann offenbart ſich wieder des Dichters herrliches Gemüth in den Verſen, wo er ſagt, daß er ſich, mehr als auf die Schwalbe, die des Frühlings Botſchaft bringt, auf einen Freundesgruß freue, der von feſtſtehender Geſinnung zeugt: eine in ihrer treuen Herzensſprache köſtliche Stelle. Eben ſo ſchön iſt eine andere, wo er ſeine edle Sympathie mit der Welt während der Dürre und bei eintretendem, alles erquickendem Regen kund thut. Andere Gedichte zeigen anmuthig und wohlthätig, wie der Anſäſſige die nicht außergewöhnlichen Schönheiten der Natur, wie ſie ihm ſich darbieten, doch zu ſeiner Erquickung und Erhebung zu empfinden und zu genießen, wie er dem kleinſten Raum gar viel Liebliches abzugewinnen verſteht. Dieſer Anſäſſige hat aber einen Hauptquell des Genuſſes in ſeinem eigenen reifen und reichen Geiſt; und hier wird er nun, wenn er ſpricht von ſeinem Verhältniß zur Außenwelt, zu Lob und Tadel, worin ſich dieſelbe vernehmen läßt, — ferner von ſeiner Luſt am Gethanen und an weiterem Thun, von Gut und Ehre als „Mitteln zu nachdrücklichern Schöpfungen," von ſeiner Freude über geiſtige Geklärtheit, von ſeinem Begnügen mit dem Seinigen, und tiefem Seelenfrieden, beſonders den reifen geiſtigen Verwandten aus der Seele geredet haben. Dieſe Darſtellungen ſind an Stoff und an Zubereitung eine wahre Männerſpeiſe, und werden

in ſolchem Sinn noch eine ganz eigene Beachtung von der Zukunft erhalten. Aber mitten unter dieſen Schilderungen männlicher Freuden finden wir wieder ein Gedicht, in welchem der Verfaſſer ſeine Sehnſucht offenbart, einmal „ganz andre Auen mit ganz andern Augen zu ſchauen.“ Dieſes beweist, daß er auch bei den edelſten Genuſſen der Erde den Himmel doch nicht zu entbehren vermöchte.

Gehen wir nun, nachdem wir uns derſelben in einer gewiſſen Ordnung bewußt geworden ſind, auf das Weſen dieſer Genuſſe tiefer ein, ſo gewahren wir, daß ſie alle in einem beſtimmten Sinn ſittlich ſind, indem nämlich der Dichter jeden einzelnen Genuß mit Freiheit, mit edlem Maaß und ſtiller geiſtiger Rückſichtnahme auf ein Höheres, das ihn ſo haben will, ſich aneignet und forthegt. Darum athmet auch in allen dieſen Darſtellungen jener himmliſche Friede, der dem Geweihten, dem geiſtig Reinen eigen iſt.

In welcher ſpeciellen Weiſe der gegenwärtige Dichter zu dieſem ſittlichen Verhalten gekommen iſt, wird erſt eine ſpätere Kritik, die ſeine ſämmtlichen poetiſchen Werke vor Augen hat und in dieſem Sinne betrachtet, beſtimmter nachweiſen können; wir weiſen auf daſſelbe als ein wirklich vorhandenes vorläufig hin, indem wir dabei unſre innigſte Ueberzeugung ausſprechen, daß es die nächſte und höchſte Aufgabe der Menſchheit ſeyn wird, eine ſolche wahre, freie Sittlichkeit ebenfalls immer reiner verſtehen und üben zu lernen. In ihr allein können die Widerſprüche des Lebens, die ſich jetzt immer ſchärfer hervorthun, bis auf den hier möglichen Punkt ausgeglichen, in ihr allein können ſofort die

nicht auszugleichenden mit wahrer Ergebung von einer andern Zukunft erharret werden. Da nun aber wirklich ein solcher Sinn der Sittlichkeit jetzt mehr als je lebendig erhalten werden muß, wenn die menschliche Gesellschaft nicht geistig auseinanderfallen soll, so dürfen wir im Vertrauen auf den Genius der Menschheit auch erwarten, daß gerade die tiefsten und reichsten Geister ihre besten Kräfte zu immer klarerer Veranschaulichung seines Werthes und seiner Bedeutung aufwenden werden.

Der gegenwärtige Autor verbindet mit der Veröffentlichung dieser seiner „Weisheit des Brahmanen" offenbar die Absicht, ein solches sittliches Verhalten in seiner ganzen Liebenswürdigkeit, in seinem höchsten Heile zu zeigen, und dadurch der jetzt alleine rettenden Richtung immer mehr Freunde und Anhänger zu verschaffen. Und in dieser Absicht eben begnügt er sich nicht damit, den Segen der Sittlichkeit durch Darstellung seines Lebens und Treibens ruhig lyrisch fühlbar zu machen, sondern er geht zu bestimmten Aufforderungen, diese oder jene Tugend zu üben, als eigentlich didaktischer Dichter fort.

Den Inhalt dieser zweiten, im engern Sinne lehrenden Parthie suchen wir nun ebenfalls, wie den der darstellenden, zu bequemerer Uebersicht zusammenstellen.

Vor allem gibt der Verfasser hier verschiedene Klugheitsregeln, die auf äußere Sittlichkeit Bezug haben, und fordert ehrbares Betragen in dem schlichten ernsten Ton eines Mannes, der oft genug empfunden hat, wie wohl dasselbe jüngere Leute kleidet. Er wirkt in diesen Gedichten ein eigenes poetisches Gefühl des Ehrbaren. Sodann schärft er die alte Lehre, Maaß zu halten,

aufs neue von ihrer höchſten Wichtigkeit überzeugt, mit den beſtimmteſten Nachweiſungen ein, und macht beſonders auf die liebenswürdige Tugend der Beſcheidenheit in den anmuthigſten Wendungen aufmerkſam. Selber viel zu leiſten, von Andern wenig zu verlangen, iſt eine Lehre, auf die er einigemal zurückkommt. Sodann aber bezeichnet er als eine Aufgabe des Mannes, das widerſpenſtige Leben zu bändigen, und, ſoweit er es kann, zum Beſten zu wenden. Wir erkennen darin, im Gegenſatz zu der früheren Lehre mönchiſcher Flucht vor der Welt, ein wahres Wort an unſere jetzige Zeit.

Beachtenswerth iſt ferner, wie er das Erhebende einer „betenden Gemeine" bezeichnet, von welcher ſich nicht zu trennen er auch demjenigen anempfiehlt, der etwa allein eben ſo gut beten könnte. Ueberhaupt iſt Zuſammenhalten in Eintracht und Friede dasjenige, was er in ſeinen kräftigſten und bewegendſten Worten, aber freilich, wie ſich von ihm erwarten läßt, nur da preiſt, wo es wahrhaft heilſam iſt, und nicht, wo es Vernichtung der allein geſtalthervorbringenden Unterſchiede bedingen würde. Gegen dieſen letztern Frieden liegt das größere Heil im Kampf, der überall ſo lange dauern möge, bis eine gehalt- und charaktervolle Vereinigung Statt finden kann.

Wir heben aus dieſen Gedankengedichten zum Schluß noch zwei heraus, deren nähere Betrachtung uns beſonders an der Zeit zu ſeyn ſcheint. Das eine bezieht ſich auf eine äſthetiſche Frage, und lautet folgendermaßen:

Den einen ehr' ich, der nach Idealen ringt;

Den andern acht' ich auch, dem Wirkliches gelingt.
Den aber lieb' ich, der nicht dieß noch jenes wählt,
Der höchstes Ideal der Wirklichkeit vermählt.

Mögen dieses Wort vor Allen unsere jüngeren Dichter und Künstler bedenken, denen man es nicht oft genug sagen kann, daß das Höchste der Kunst, ein gehaltvolles, wahres Ideal nämlich, nur dann entsteht, wenn der Künstler die reiche Fülle der Wirklichkeit empfindend und begreifend in sich aufnimmt, und sie sofort in reinem Kunstgeiste zu verklärter Wiedergeburt kommen läßt. Es scheint sich zwar von selbst zu verstehen, und kann auch an tausend Beispielen erkannt werden, daß derjenige, der bei der bloßen Wirklichkeit bleibt, uns geistlose Copien, derjenige dagegen, der ohne Naturkenntniß Ideale schafft, subjectiv neblige Phantasiegestalten gibt; demohngeachtet sehen wir, daß beide Richtungen in Theorie und Praxis gegenwärtig noch immer die meisten Anhänger haben. Wir möchten in Rücksicht auf den factischen Uebelstand uns über diese Einseitigkeiten nicht so milde aussprechen, wie unser Dichter, von dem Beharren in ihnen positiv abrathen, und nur für denjenigen unsre volle Achtung aufbewahren, welcher, bequemes Copiren wie bequemes Phantasiren verachtend, sich im Studium des Materials und geistiger Composition zum Heil der Kunst gleicherweise anstrengt.

Das andere Gedicht bezieht sich auf einen Mißgriff gewisser theologischer Lehrer, und beginnt mit den Worten:

Soll unsre Jugend nicht durchaus den Teufel missen,
So laßt sie wenigstens von ihm was Rechtes wissen.

Es wird diesen Lehrern sofort zu bedenken gegeben, daß

die Jugend, welche den Teufel von ihnen nur als löwenhaft brüllend kennen lernt, gerade deßwegen um so leichter dem arglistig und scharfsichtig schleichenden, als wie er sich wohl jetzt besonders bemühe, in die Hände fallen möchte. Der Dichter hat mit dieser Rüge eines bestimmten Irrthums eine ganze Gattung von Mißgriffen pietistischer Theologen getroffen, welche Mißgriffe sämmlich daraus entstehen, daß Aussprüchen der Bibel, die in ihr nur einen ganz bestimmten Sinn haben, ein allgemeiner Sinn beigelegt, und somit die schärfste Wahrheit zu greller Einseitigkeit oder gar zu wirklichem Unsinn verkehrt wird. Beispiele davon kann man aller Orten hören und lesen. Wenn nun anderseits dieser theologischen Richtung wieder zugestanden werden muß, daß sie, rationalistischen Bestrebungen gegenüber, welche den positiven Gehalt aus dem Christenthum herauserklären wollen, auf diese Weise des Wörtlichnehmens zum wirklichen Heil des Christenthums doch die Sache festhält, so sieht man dabei nicht minder, daß, wenn nicht fernerhin zwischen den beiden theologischen Partheien ohne Resultat fortgekämpft werden soll, eine dritte Richtung sich geltend machen muß, welche, die einzelnen Lehren des Christenthums in ihrem bestimmtesten Sinn fassend, den allgemeinen Zusammenhang nachweist, und somit der einen Parthei zu den Begriffen die Sache, der andern zu der Sache die Begriffe gibt. Diese Richtung wäre die philosophisch-theologische im höchsten Sinn, und wir müßten uns sehr irren, wenn sie sich, angeführt von dem ehrwürdigsten philosophischen Haupt unserer Zeit, nicht verläufig in dem deutschen Volke immer mehr Bahn brechen, und zum Heil der

Menſchheit endlich die ihr gebührende Oberherrſchaft überall erringen ſollte.

Ein ſolches philoſophiſch begriffenes Chriſtenthum aber wird alsdann zu den ſonſtigen Erſcheinungen der Welt ein ganz anderes Verhältniß haben, als das pietiſtiſche, welches dieſelben doch gewöhnlich nur ſchlecht zu ſehen und ſchlecht zu machen verſteht; es wird, göttlichfrei über allen ſchwebend, allen Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und ſchöne und gute Schöpfungen und Handlungen z. B. von Heiden und Muhammedanern mit nicht minderer Liebe auffaſſen können, als von Chriſten. Daß das Chriſtenthum einer ſolchen Kraft allgemeiner Gerechtigkeit bisher noch nicht für fähig erachtet worden, beweist unter andern dieſes Lehrgedicht, deſſen Verfaſſer die Maske eines Brahmanen ſich vorhalten zu müſſen glaubt, um ſich ſeiner reifen, freien Sittlichkeit, ſeiner in geiſtiger Durchbildung erworbenen Gerechtigkeit und Milde gemäß ausſprechen zu können. Möge dieſer Brahmane die einſeitige, in gewiſſem Sinn verſtockte chriſtliche Richtung ſo lange beſchämen, bis ſie ſich zu dem freien Chriſtenthum erhebt, und darin einſehen lernt, daß ein Bekenner des chriſtlichen Glaubens, ohne der Reinheit und Heiligkeit deſſelben zu ſchaden, im Gegentheil zur höchſten Glorie deſſelben, eine Gerechtigkeit gegen andere Religionen und andere Richtungen der Wiſſenſchaft und Kunſt ſo wie des Lebens üben kann, von der ſie bisher noch keine Ahnung gehabt hat. Auf der Stufe dieſes Chriſtenthums wird nicht etwa irgend ein Böſes für gut oder gleichgültig erklärt, nein, Böſes und Gutes wird in jeder Erſcheinung aufs genaueſte unterſchieden werden (wobei ſich dann von

selbst versteht, daß eine bloß böse Erscheinung auch für bloß bös genommen wird); dabei aber wird an mancher Erscheinung, die von der pietistischen Parthei bisher für bloß bös erklärt worden, auch etwas Gutes, und dagegen das Böse auch da wirksam und thätig gefunden werden, wo sie es bisher nicht vermuthete, nämlich bei Versteckung in gewissen Weltansichten, bei Verketzerung und Verdammung unverstandener Begriffe und Richtungen, bei trägseliger, falsch allgemeiner Anwendung bestimmtester Lehren, die eben durch philosophisch-fleißiges Studium in dieser ihrer Bestimmtheit zu erfassen wären.

Wir kehren nach dieser Abschweifung wieder zu unserem Dichter zurück. Aus allen unsern bisherigen Darstellungen und Andeutungen sieht man, daß diese dritte Abtheilung insbesondere, sowie das ganze Lehrgedicht überhaupt, eine Lectüre für Männer ist, die das Leben in sittlicher Freiheit aufgefaßt und behandelt sehen wollen. Diese mögen sich vorzugsweise an der Art erbauen, wie der Verfasser Niederes und Hohes stets gebührend zu würdigen weiß, wie er sich edle Genüsse schafft, indem er edle Tugenden übt, und sich immer in wahrster Verbindung mit dem Heiligen und Göttlichen erhält.

Aus dem Grunde aber, daß hier das Meiste lebendig dargestellt ist, dürften diese Dichtungen noch besonders denjenigen jüngeren Strebenden wohlthätig und nützlich seyn, die bei der ewigen Aufforderung von Seiten der Moralisten und Frommen, alle möglichen Tugenden zu üben, eine unendliche Sehnsucht nach dem Wie, nach der Art und Weise der Ausübung bekommen, welche ihnen von diesen Predigern gewöhnlich

nicht gezeigt wird. Hier iſt in poetiſcher Darſtellung das Wie gezeigt und fühlbar gemacht, und wir finden dabei wieder, daß eben das rechte Wie eine Tugend erſt zur wahren Tugend macht, die ohne daſſelbe nur zu einem todten oder tollen Werke wird. Die Poeſie iſt hier ein factiſcher Beweis der Moral.

Welcher beſondern Art der poetiſche Genuß, den dieſes Lehrgedicht bietet, ſeyn werde, können ſich unſre Leſer nun von ſelbſt abnehmen. Jener ſinnlich-ſeeliſche Schwelgſinn, der von Darſtellungen unbeſtimmter Sehnſucht, glühender Leidenſchaft, mit einem Wort unmittelbar natürlicher Leiden und Freuden, genährt wird, möchte hier in keiner Weiſe ſeine Rechnung finden. Alles dieß Natürliche, Unfreie in dieſer Weiſe zu faſſen geziemte dem Brahmanen nicht mehr. Ihm geziemte, natürlichen Genuß mäßig mild in ſich aufzunehmen, ihm zu entſagen, wenn ein Höheres dabei gewönne, dieſem Höhern aber mit geiſtigem und herzlichem Cultus vorzugsweiſe ſeine Kräfte zu widmen. Wenn ihm nun der ſinnliche Reiz, der auf ſeiner Stufe auch lieblich und löblich ſeyn kann, abgeht und abgehen muß, ſo ſteht er dagegen in dem ſittlichen Zauber eines Geweihten, eines Prieſters da, und gewährt als ſolcher empfänglichen Leſern ein Gefühl des Reinen und Heiligen, in welchem ſie ſich entſchieden über alle andern poetiſchen Genüſſe erhoben fühlen.

Solche im eigentlichen Sinn empfängliche Leſer wird der Verfaſſer freilich für jetzt in nicht gar zu großer Menge finden. Da ſich aber, wie nicht zu verkennen, die jetzige Generation neben der Schlaffheit und Gemeinheit des Tages, doch von mancher Seite

der wieder zu sittlichem Ernst neigt, so ist zu hoffen, daß sich auch die Zahl der Freunde sittlicher Poesie gleicherweise vermehren werde, wozu der Verfasser selbst unter den Dichtern wohl am meisten beitragen wird.

H. Heine's Reisebilder.

3 Theile und 1 Band Nachträge.

Während vor einigen und zehn Jahren die einen der deutschen Dichter, ohne besondern Erfolg, in den Weisen unsrer poetischen Häupter fortsangen, die andern, aus der romantischen Gesellschaft, mit Ausnahme Weniger, gleich anfangs mehr dem Rechten zugeneigten Glieder, die nun einsam zum Höhern fortgingen, mehr und mehr in Manier versanken, fingen lebhafte poetische Geister wieder an, für dichterische Darstellung aus dem frischen Quell der Natur zu schöpfen. Unter diesen ist Heine einer der ersten und bedeutendsten. Begabt mit einem glücklichen Sinn, das Süße und Große in Natur und Leben poetisch zu empfinden, das Lächerliche und Erbärmliche in seiner Nacktheit zu schauen, und beides mit Herz und Muth kurz und richtig darzustellen, hat er Erquickendes, Anregendes und Erheiterndes in mannichfacher Weise geliefert. In den Reisebildern, auf die wir uns hier allein beziehen, treffen wir ächte, farbige Naturgemälde, der hellen und heitern, magisch-dämmerhaften, schauerlichen und grotesken Art, wir treffen erhebende Phantasien und Bilder, und viel frischen, aus der Seele ge-

quellenen Witz über lächerliche Gegenstände und Personagen. Dieses alles ist von Andern schon genugsam erkannt und hervorgehoben worden, und wir brauchen uns nicht weiter mit der Nachweisung dieser lieblichen Einzelheiten zu befassen.

Wenn aber Heine viele Eigenschaften eines wahren Dichters hat, Eines geht ihm ab, das auch bei dem Dichter das Höchste, die einzelnen Kräfte und Gaben erst Verklärende und Heiligende ist, der Geist der Wahrheit.

Was nun ohne diesen Sinn für das Rechte, mit dem bloßen Sinn des Effects auch bei schönen poetischen Anlagen herauskömmt, zu welchen Mängeln, Albernheiten und groben Unziemlichkeiten ein freches und eitles Gemüth verführt werden kann, wollen wir hier an Heine's Beispiel, soviel wie möglich mit seinen eignen Worten nachweisen.

Betrachten wir zuerst seine Lieder, so ist nicht zu läugnen, daß einzelne darunter durch wirkliche Empfindung, durch einfachen, natürlichen, volksliedartigen Ausdruck und treffende Gemälde zu den besten gehören, die in neuerer Zeit ans Licht getreten sind; als Sammlung aber tragen sie sogleich auffallend alle die Mängel derjenigen Producte, die nicht auf dem Wege nach Wahrheit entstanden und vollendet worden sind. Von einem lyrischen Dichter unserer Zeit können wir zweierlei verlangen, erstens, daß jedes einzelne Gedicht bei eigenthümlicher Empfindung eines eigenthümlichen Zustandes auch eine allgemeine Bedeutung habe, der gemäß es eine bestimmte Gattung von Zuständen, wie sie im Leben vorkommen, repräsentirt, und somit einer

allgemeinen Beachtung ſich würdig macht; zweitens, daß die ganze Folge von Gedichten ein Bild gebe einer geiſtigen Durchbildung des Autors, ſo daß der Leſer ſich von denſelben in immer höhere und reinere Regionen geführt ſieht. Beide Forderungen hat Heine nur wenig im Auge gehabt. Eine Maſſe ſeiner Gedichte ſtellt blos individuelle Zuſtände dar, ohne irgend einen allgemein werthen Gedanken, der ſie auch dem Leſer intereſſant machen könnte; es ſind Empfindungen und Erlebniſſe ganz gewöhnlicher Art, die uns nichts angehen und nichts ſagen. Die meiſten und auffallendſten dieſer nichtigen Liedlein finden ſich im „neuen Frühling.“ Hier iſt in der That eine Gedankenleerheit und Spielerei wahrzunehmen, der ſich auch der dichte Haarzopf nicht zu ſchämen hätte. — Nach innerer Fortbildung vom Niedern zum Höheren, von einſeitigem Gefühl zu allſeitigem, freiem Geiſt ſehen wir uns nun vollends gar vergeblich um; überall der erklingen uns die Töne eines zwar poetiſchen, aber unfreien Gefühls wirklicher Erſcheinungen, mit allen Mängeln der Unfreiheit und des Unbewußtſeyns. Ein Hauptmangel davon iſt vor allem die traurige Monotonie immer wiederkehrender Anſchauungs- und Empfindungsweiſen, die ein Dichter, der nicht geiſtig weiter ſtrebt, auch nicht wohl vermeiden kann.

Dieſe fatale Eigenſchaft der Eintönigkeit hat Heine wohl gefühlt, und ſeinen Mangel an neuen Empfindungen und Gedanken durch eine eigene Art von Humor zu erſetzen geſucht, welcher darin beſteht, daß zartere Empfindungen durch grelle Redensarten und gemeine Wendungen ins Komiſche verkehrt werden. Da kom-

men denn nach sentimentalen Ergüssen Zeilen, wie folgende:

Und du bist ja sonst kein Esel,

oder:

O welch ein Ochs bist du!

welches denn dem Ganzen ein besonderes Salz verleiben soll. Manchmal gelingt ihm dieses so ziemlich, wo ihm die Wendung einigermaßen natürlich kommt; wo sie aber gesucht ist, oder wo das ganze Gedicht blos einer solchen Wendung, eines Wortspiels wegen gemacht wird, kommen Lieder zum Vorschein, die zu den widerlichsten Ausgeburten menschlicher Witzbestrebung gehören. Die höhere, zartere Weise dieses neumodischen Humors concentrirt sich in der „lachenden Thräne," die bei Heine eine ausserordentliche Rolle spielt, und in mannigfaltiger Weise sich producirt. Mit dieser sucht er seine Hauptangriffe auf das rührbare Menschenherz auszuführen, und bei manchen gewiß mit sehr glücklichem Erfolge.

Hier könnten uns aber die Verehrer Heine's einer großen Stumpfheit bezüchtigen, in welcher wir nicht wahrnehmen, daß ja dieses Thränenlächeln in Ernst sowohl das tiefe Gefühl irdischer Zerrissenheit als auch die erhabene Freiheit des Geistes bei dem tiefsten Seelenschmerz allein würdig darstelle, und somit etwas Aechtes und unmittelbar Poetisches sey. Wir wollen dagegen eingestehen, daß das Lächeln durch Thränen, welches bei tiefen und ernsten Menschen einen wundersamen Gemüthszustand ausdrückt, auch bei Heine in gewissen Augenblicken ächt war; aber eben, weil er den Geist der Wahrheit nicht hatte, so blieb es nicht ächt, son-

dern ward zur todten Manier, in der das, was einmal empfunden wurde, später, aus dem Gedächtniß, kalt und matt wieder gesagt und gesungen wird. Das ist eben die Strafe eines geistig stehenbleibenden und doch fortschreibenden Poeten, daß das Aechte in ihm zur Lüge, die frische Pflanze zum holzigen Strunk wird. Und Heine hat sich selbst in deutlichen Worten für einen Manieristen erklärt, wo er sich als den Hereld darstellt, der „die lachende Thräne im Wappen führe." Darauf ist gar nichts mehr zu sagen.

Die nämlichen Fehler, die sich in den Liedern finden, beflecken natürlich auch die oft so angenehme Prosa. Wenn er, um nur ein Paar Albernheiten der erstern Gattung anzuführen, in seinen Gedichten sagt:

Und ich seh' des Herzens Glut
Schon durch deine Weste brennen,

oder:

O halt' mich fest, Geliebte,
Vor Liebestrunkenheit
Fall' ich dir sonst zu Füßen,
Und der Garten ist voller Leut'!

so lesen wir in seinen prosaischen Darstellungen von Gefühlen, die „wie gläserne Dolche durch das Herz drangen und gewiß aus seinem Rücken wieder herausguckten." Einmal ist er „so sentimental, daß er die Milchstraße des Himmels aussaufen möchte"; ein andermal „regnete es immer stärker in ihm und ausser ihm, daß ihm fast die Tropfen aus den Augen herauskamen" — und was dergleichen Abgeschmacktheiten mehr sind. Indem er sich nun selbst fratzenhaft darstellt, vermag er auch Andre nur als Fratze zu fassen, und spricht

so von dem ernsten und tiefen Byron als von einem „wahnsinnigen Harlekin, der sich den Dolch in's Herz stoßt, um mit dem hervorströmenden schwarzen Blute Herren und Damen neckisch zu bespritzen!“ Ein Affenbyron! Am verdrießlichsten ist auch in der Prosa das ewige Kokettiren mit Herzenszerrissenheit, mit unendlichem Weh; worauf denn immer wieder karikirte Wendungen folgen, die uns die geklagte Noth der Seele sogleich in ihrer ganzen Erlogenheit erkennen lassen. Besonders viel weiß er sich mit dem Todtschießen; wo, zu es aber natürlich nie kommt. Nach einem vergeblichen Versuch, sich auf diese Art von seinen Seelenschmerzen zu befreien, sagt er einmal: und ich ließ mich am Leben! Dies muß denn offenbar Jeder für sehr vernünftig und klug gehandelt erachten.

Sucht er nun so seine Darstellungen durch Sentimentalität, mitunter auch durch gedankenlose Phantasien, durch Uebertreibung, Fratze und Lüge pikant zu machen, so genügt dem Effektgeist das noch nicht, und er nimmt zu guter Letzt seine Zuflucht noch zu wirklichen Gemeinheiten. Dazu gehört freilich eine eigene Art von Muth, welche zu deutsch Frechheit genannt wird, die sich aber, einem angebornen Talente nach, unangegriffen von dem Sinn der Gerechtigkeit und Sittlichkeit, und höchlich begünstigt von dem Sinn für Pikantes, in Heine ganz vorzüglich entwickelt hat. Dieser eigenthümlichen Herzhaftigkeit zu Folge hat er sowohl in frevelhafter Entweihung des Heiligen als in garstigen Gemälden Bedeutendes geleistet, obwohl wir gestehen müssen, daß er in dieser Hinsicht in den Reisebildern noch nicht die wahre Höhe erreicht hat, als

welche erſt in ſeinem Salon von ihm erklommen wor-
den. Belege dazu erläßt man uns; ſie ſind durch das
ganze Werk zerſtreut, finden ſich aber in größerer Fülle
in der italieniſchen Reiſe.

Daß bei ſolchen Beſtrebungen, wie wir ſie bisher
an Heine kennen gelernt haben, ſich auch keine be-
ſtimmte Geſinnung, kein Charakter entwickeln konnte,
wird Jeder natürlich finden. Wir reden nämlich hier
von einem poſitiven Charakter, der in einer auf dem
Wege nach Wahrheit erworbenen Grundgeſinnung be-
ſteht und nur im Geiſte der Wahrheit möglich iſt. In
einem andern Sinne freilich könnte man Heine wohl
einen Charakter zuſprechen, nämlich den ſchon angedeu-
teten des bloßen Effectmenſchen, der ſehr treulich über-
all nur darauf ausgeht, pikant zu ſeyn, ohne alle
Rückſicht, ob es durch Wahrheit oder Lüge geſchehe.
Dieſer charakterloſe Charakter zeigt ſich ſogleich in der
Weiſe, wie er, was mehreremal geſchieht, beſtimmte
Perſonen angreift. Es iſt ihm hier nicht darum zu
thun, ſie zu richten, und ihre Fehler mit gerechtem
Sinne zu rügen und zu züchtigen, ſondern er ſucht ſie
nur mit der größten Frivolität lächerlich und ſchlecht zu
machen. Sein Witz dient nicht, wie er bei redlich-
tüchtigen Menſchen thut, der Gerechtigkeit, ſondern an
Gerechtigkeit wird gar nimmer gedacht, ſobald ſich ir-
gendwo ein Spaß anbringen läßt; weshalb wir denn
von den Perſonen, die er beurtheilt oder gar angreift,
immer nur ſcandalöſe Zerrbilder erhalten.

Am deutlichſten offenbart ſich Heine's Anſichts-
und Geſinnungsloſigkeit da, wo beſtimmte Einſicht und
Erfahrung am nothwendigſten ſind, in der Politik und

Religion; und wir gedenken deshalb, bei der allgemeinen Wichtigkeit dieser Gegenstände, seine Bemerkungen über beide hier genauer zu beleuchten.

Für Schriftsteller giebt es zu Politik und Religion überhaupt zweierlei Verhältnisse, erstens das bloß poetische, zweitens das wissenschaftliche. Wenn der bloße Poet sich damit begnügt, Erscheinungen der politischen Welt in ihrem eigenthümlichen Leben dichterisch zu empfinden, so ist es das Bestreben des im weitesten Sinne wissenschaftlichen Mannes, die verschiedenen Erscheinungen zu vergleichen, gegen einander abzuwägen und für die von ihm für die beste gehaltene sich bestimmt zu entscheiden. Charakter in der Politik können wir daher blos von dem Letzteren erwarten, während der Poet bald von dieser bald von jener politischen Form begeistert erscheint, und als bloßer Poet, ohne Unterscheidung und bestimmte Einsicht, es auch wirklich ist.

Zu mehr als einem bloß poetischen Verhältniß zur Welt der Politik hat es aber Heine nie gebracht. Da er, wie wir oben bemerkt haben, die glückliche Gabe besitzt, die Wirklichkeit poetisch aufzufassen, so ist es natürlich, daß er in unserer Zeit diese Gabe besonders an politischen Gegenständen bethätigt, und am begeistertsten für diejenigen Bestrebungen erscheint, die überhaupt jetzt am meisten Begeisterungsstoff enthalten, für die Bestrebungen nach politischer Freiheit. Zur Prüfung, Unterscheidung und bestimmten Entscheidung, mithin zu einem politischen Charakter, ist er aber hier in keiner Weise gekommen. Nie spricht er sich über politische Freiheit deutlich und tüchtig aus, nie erklärt er sich über das Wie, Wozu und Wohin, sondern er for-

dert, preiſt ſie nur blindhin, auf gelegentliche poetiſche Erregung. Deßhalb ſchwankt er auch wie ein Rohr hin und her und ſpricht ſich für die entgegengeſetzteſten Formen aus. Einmal behauptet er, daß „er ſeiner tiefſten Ueberzeugung nach ein Anhänger des Königsthums, des monarchiſchen Prinzips bleibe“; dann fordert er wieder Freiheit und Gleichheit in materiellſter Bedeutung, und ſagt von den rebellirenden Bauern des 16. Jahrh., welche verlangten, „es ſolle künftig kein Haus im Reiche ſtehen bleiben, das anders ausſähe als ein Bauernhaus“: „ſo wahr und tief hatten ſie die Gleichheit begriffen“! Dieſe Widerſprüche könnte ein Kind widerlegen.

Die Freiheit und Gleichheit bleibt jedoch ſein Lieblingsthema, das er vielfach variirt, und zuweilen auch mit phantaſtiſchem Unſinn verbrämt. So prophezeiht er einmal: „wir werden dann verſöhnt und allgleich um denſelben Tiſch ſitzen; wir ſind dann vereinigt und kämpfen vereinigt gegen andere Weltübel, vielleicht am Ende gar gegen den Tod!“ wo die letzte Wendung tief philoſophiſch ſeyn ſoll, bei ihm aber nur eine phantaſtiſchhohle Effectphraſis iſt. Ein andermal ſagt er, mit einer gewiſſen affectirten Milde: „aber einige andere Zeitgenoſſen, die jetzt damit beſchäftigt ſind, Freiheit und Gleichheit in Europa zu begründen, nehmen zu ſehr meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch“; was denn zur Abwechslung einmal den Effect großartiger Sanftheit machen ſoll, in ſeiner Geſuchtheit aber jedem Einſichtigen nur lächerlich vorkommt.

Den Uebergang von Heine's politiſchen Begriffen zu ſeinen Begriffen von Religion bildet die eigenthüm-

liche Art, wie er politische Freiheit und Religion verwechselt, und die eine für die andere setzt. Indem er nämlich bedenkt, daß früher vorzugsweise die Religion die Leute fanatisch gemacht hat, jetzt es aber die politische Freiheit thut, so schließt er sehr scharfsinnig, daß „die Freiheit die Religion der neuen Zeit sey". Aeusserlicher und roher ist aber wohl nie verglichen, Sinnloseres nie behauptet worden. Die Religion besteht in dem höchsten Gute, in dem wahren und richtigen Verhältnisse des Menschen zu Gott, die bloße politische Freiheit dagegen hilft im besten Falle zunächst nur irdische Wohlfahrt befördern; nun soll der gegenwärtigen Menschheit politische Freiheit die Religion ersetzen und entbehrlich machen! Das Streben nach politischer Freiheit hilft, würdig gefaßt, und wenn es gut geht, eine bessere Staatsverfassung bilden, der Staat selbst aber darf nur der Boden eines höhern Lebens, vorzüglich der religiösen Ausbildung seyn: nun sollen wir Neuern uns mit dem ersten Mittelglied zum Höhern und Höchsten begnügen, und sollen das Höchste selbst, das den Mittelgliedern erst den wahren Sinn verleiht, unbeachtet lassen und verlieren!

Der Gedanke gefällt aber unserm Autor sehr, und er bringt ihn zu wiederholtenmalen vor. So behauptet er denn, hier consequent, daß „nur durch Schwächerwerden im Glauben Deutschland politisch erstarken könnte", und daß „ein Indifferentismus in religiösen Dingen vielleicht allein im Stande wäre, uns zu retten"; wogegen jeder vernünftige Mensch einsieht, daß wahrer Glaube und politische Tüchtigkeit nicht nur sehr wohl zu vereinigen sind, sondern daß eben die rechte religiöse

Bildung die politische selber erst reinigt und befestigt. Unser Prophet aber fährt begeistert (poetisch nämlich, am Schreibtisch) fort: „und auch wir wollen leben und sterben in dieser Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle, ausgestorbene Seelengespenst, das wir noch so zu benennen pflegen". Gegen diese Declamation wäre nichts einzuwenden, als daß eben vernünftige Leute unter Religion etwas Anderes verstehen als ein hohles, ausgestorbenes Seelengespenst, wie nur unwissenden Menschen das Christenthum erscheint, weil sie es eben nicht besser verstehen.

So sehr nun Heine die alte Religion — das Christenthum — gegen die neue — die Freiheitsreligion — herabsetzt, so glaubt er doch der neuen einen gewissen Schmuck und Heiligenschein zu verleihen, wenn er ihre Apostel mit Christus vergleicht, und zwischen denselben eine große geistige Verwandtschaft behauptet, indem nämlich die Revolutionsmänner ungefähr das für ihre Zeit wären, was Christus für die seinige gewesen sey. Demgemäß spricht er von „einer Uebereinstimmung in den Ansichten des ältern Bergpredigers, der gegen die Aristokratie von Jerusalem gesprochen, und jener spätern Bergprediger, die von der Höhe des Convents ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten"! Ja er behauptet geradezu, daß „Christus schon jene Freiheits- und Gleichheitslehre offenbarte, die auch später die Vernunft als wahr erkannt hat, und die als französisches Evangelium unsre Zeit begeistert"! und führt ihn als unter Seinesgleichen namentlich auf, wenn er spricht von dem „Tode der heiligsten Freiheitshelden, von König Agis von Sparta, Cajus und Tiberius Gracchus

von Rom, Jesus von Jerusalem, und Robespierre und St. Just von Paris." Man verlange nicht, daß wir diese wunderliche Verwandtschaft, wie sie nur der größte Ignorant ernstlich behaupten könnte, widerlegen und den ziemlichen Unterschied z. B. zwischen Christus und Robespierre nachweisen sollten; dieses Vergleichungswesen ist ja doch bei Heine nichts anderes als ein poetisches Spiel, wodurch er auffallen will. Oder sollte er wirklich im Ernst christliche Freiheit und die Freiheit und Gleichheit der Revolutionsmänner für eine und dieselbe nehmen? Wir trauen ihm wenig Kenntniß der Bibel zu, aber doch soviel, daß er die allbekannten Aussprüche derselben auch kenne, die mit der modernen äußerlichen Freiheit und Gleichheit in directem Widerspruche stehen.

Mit dem nämlichen Heiligenschein, den er poetisch den Revolutionsmännern verleiht, umgibt er jedoch auch einen Mann, der, wenigstens später, nie als besonderer Freiheitsheld gepriesen worden ist, — den Kaiser Napoleon. Von seiner Größe poetisch-unfrei erregt, weiß er ihn nicht besser zu erheben, als indem er biblische Worte dazu verbraucht. Er erzählt nämlich, daß „er ihn selber Hosiannah! den Kaiser gesehen habe"; spricht von den „Thaten des weltlichen Heilands, der gelitten unter Hudson Lowe, wie es geschrieben steht in den Evangelien Las Cases" und bezeichnet Helena als „das heilige Grab". Ob sich nun darin die wahre Kenntniß und das wahre Gefühl der eigenthümlichen Größe Napoleons offenbare, wenn dieser politische Held mit Christus verglichen wird, wollen wir nicht entscheiden, obwohl wir es sehr bezweifeln; das ist aber doch auffallend, daß Heine, wenn er irgend einer Person

eine rechte Ehre anthun will, diese mit Christus vergleichen muß, woraus hervorgeht, daß er, auch bei gänzlicher Unkenntniß des eigentlichen Wesens Christi, doch ein gewisses unbestimmtes Gefühl seiner göttlichen Hoheit nicht von sich abweisen kann. Daß er aber Christus und das Christenthum, sowie die Religion überhaupt, nicht versteht, wollen wir noch weiter nachweisen.

Diese Nachweisung können wir durch die schon angedeutete Behauptung einleiten, daß sich Heine auch zur Religion nur als sentimentaler Poet verhält, der, nur seinen zufälligen Erregungen folgend, die widersprechendsten Dinge über sie aussagt. Zuweilen gibt er sich das Ansehen, als halte er wirklich etwas vom Christenthum, und spricht von Christus, wie es auch sonst lügenhafter Weise einige Rationalisten zu thun pflegen, als von dem „Heiland der Welt"; ja einmal ruft er sogar aus: „was könnte mir lieber seyn als mein Christenthum?" Dann läßt er sich aber gleich wieder also vernehmen: „ich ehre die innerliche Heiligkeit jeder Religion (wobei wir hinzusetzen möchten: wenn's mich ankommt!) und unterwerfe mich den Interessen des Staats. Wenn ich auch dem Anthropomorphismus nicht sonderlich huldige, so glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes"; in welchen Worten Christus als solcher schon wieder beseitigt erscheint. Ein andermal spricht er gar von Gegenständen, „die auch dann noch brauchbar sind, wenn einst das Christenthum vorüber ist", und erklärt somit das Christenthum in deutlichen Worten für eine bloß vergängliche Institution. Obgleich er nun, wie wir hieraus ersehen, das Christenthum und Christus

durchaus verkennt, so hält er es doch für schicklich, nach Art der Rationalisten ihm jezuweilen ein Compliment zu machen. So sagt er einmal: „Christus hätte jemals geprahlt? der bescheidenste unter den Menschen, um so bescheidener als er der göttlichste war?“ Dabei sieht auch er nicht, daß, wenn Christus ein bloßer Mensch war, er geprahlt und gelogen hat, und, anstatt der bescheidenste und göttlichste der Menschen zu seyn, vielmehr der unbescheidenste und ungöttlichste war.

Der Effectgeist, verbunden mit einem angebornen frivolen Gelüsten, treibt ihn aber von gelegentlichen theoretischen Feindseligkeiten gegen das Christenthum auch zu practischen, zu wirklicher Entweihung desselben in poetischer Darstellung. Von einzelnen frechen Spielereien steigt er hier zum höchsten Frevel empor, wenn er durch die Ausdrücke: „das Wort wird Fleisch — der Glaube wird versinnlicht — das ist der Leib“ — eine Handlung gemeinsinnlicher Lust andeutet. Wer solches zu thun sich erfrecht, der zeigt dadurch, daß er sich nicht nur aus dem Christenthum, sondern auch aus jeglicher Sittlichkeit nichts mache. Und doch wagt es derselbe Mensch, anderswo zu sagen: „ich strebe nach dem Guten, weil es schön ist und mich unwiderstehlich anzieht, und ich verabscheue das Schlechte, weil es mir zuwider und häßlich ist.“ Abgeschmackte Lügenprahlerei!

Zum Schlusse wollen wir noch eine Stelle von ihm über Unsterblichkeit hersetzen, die andeuten mag, wie der charakterlose, frivole Poet zu christlichen und philosophischen Lehren überhaupt steht. Er sagt nämlich einmal zu einer würdigen Freundin: „Ich sollte an Unsterblichkeit zweifeln? Ich, dessen Herz in die

entfernteſten Jahrtauſende der Vergangenheit und Zukunft immer tiefer und tiefer Wurzel ſchlägt, ich, der ich ſelbſt einer der ewigſten Menſchen bin, jeder Athemzug ein ewiges Leben, jeder Gedanke ein ewiger Stern — ich ſollte nicht an Unſterblichkeit glauben?“ In der That, wenn es keine beſſern Gründe für die Unſterblichkeit gäbe, als in dieſer unſinnig-phantaſtiſchen Declamation ausgeſprochen ſind, dann müßte jeder nur halbweg vernünftige Menſch auf der Stelle verzweifeln. Was für nebelige ſentimentale Einbildungen! Wir ſind unſterblich, weil wir Geiſter ſind, wir fühlen und wiſſen es, daß wir nicht vergehen können, wenn wir uns als Geiſter beſtimmt erkannt und begriffen haben. Wir halten uns von andrer Seite der überzeugt, daß wir unſterblich ſind, weil das jetzige irdiſche Leben nur Sinn hat in Bezug auf ein kommendes, himmliſches, und wir nicht annehmen wollen, daß das jetzige Leben ſinnlos ſey. Doch iſt hier nicht der Ort, dergleichen Materien weitläuftig zu beſprechen, ſondern nur Heine's ſcheinbar tiefſinnigen, aber innerlich hohlen Ausſprüchen die Larve abzuziehen. Viel ehrlicher ſagt er anderswo: „und ich glaube zuweilen an Auferſtehung“; welches zwar im Scherz geſagt ſeyn ſoll, aber im Grunde den Mann am treffendſten und wahrſten charakteriſirt. Das iſt in der That ſein eigentliches Weſen, bald an dieſes, bald an jenes zu glauben, je nachdem es ihn ankommt, bald dieſes bald jenes zu loben oder zu tadeln, je nachdem damit Effect zu machen iſt, und im Ganzen nur der lieben Sinnlichkeit ein wenig getreuer anzuhängen, als den andern Erſcheinungen der Welt. Mit dieſem Wort können wir die Dar-

stellung seines Verhältnisses zur Politik und Religion am besten schließen. —

Nachdem wir nun unsern Autor als Poeten und Philosophen in unserer Weise beurtheilt haben, kann uns nichts interessanter seyn, als zu erfahren, wie er sich selber beurtheilt. Dazu gibt er uns glücklicherweise vielfache Gelegenheit, vermöge jener edeln Naivität neuerer belletristischer Schriftsteller, in welcher sie ihre eigne Meinung von ihrer Vortrefflichkeit dem Publikum aufs unbefangenste mittheilen mögen.

Da begegnet uns aber gleich das Wunderliche, daß die Urtheile des Autors nicht nur von den unsrigen abweichen, sondern sogar in direktem Widerspruche mit denselben stehen. Wenn wir nämlich behaupten, daß er eine Masse vergänglicher Gedichte geschrieben habe, sagt er dagegen:

Ich hab' ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet.

Wenn wir ihm den Geist der Wahrheit durchaus absprechen, so singt er:

Denn ich selber bin ein solcher
Ritter von dem heiligen Geist.

Wenn wir ferner behaupten müssen, daß er von der wahren Größe des Geistes und Herzens keinen Begriff habe, so besteht er darauf, daß „sein Herz größer sey als Meer und Himmel," und ruft einem kleinen Mädchen zu, sie möge „an sein großes Herz kommen."

Wenn wir ihn schließlich einer unerträglichen Selbstgefälligkeit bezüchtigen müssen, so versichert er irgendwo ganz ernsthaft: „ich bin nicht eitel!" worauf er sich

aber alsbald wieder mit einem römischen Triumphator vergleicht!

Diese ganz den unsrigen entgegengesetzten Ansichten könnten uns in große Verlegenheit bringen, käme uns nicht hier eine alte Erfahrung zu Hilfe, der gemäß die Worte des Autors auch so gefaßt werden können, daß sie unsrer Ansicht nicht nur nicht widersprechen, sondern sie sogar bestätigen.

Wir haben nämlich sehr oft Gelegenheit, zu beobachten, daß der Ausspruch: „ich bin etwas, oder ich kann etwas" nicht sowohl den Sinn hat, als ob derjenige, der ihn thut, wirklich etwas wäre oder könnte, sondern vielmehr, daß er herzlich gern etwas seyn oder können möchte. Der Behauptende beweist also gerade durch die Versicherung, etwas zu seyn oder zu können, daß er nichts ist und nichts kann. Wer wirklich etwas ist, der beweist es durch die That, wer aber nichts ist, der behauptet es wenigstens, damit er zu dem Seyn, was eben eine schöne Sache ist, doch in irgend ein Verhältniß komme. Wenn sich Heine z. B., wie er öfters thut, einen „Titanen" nennt, so hat das nicht den Sinn, als ob er wirklich ein Titane wäre, sondern daß er ausserordentlich gern einer seyn möchte. Denn der wahre geistige Titane handelt als solcher, und läßt sich dann höchstens von andern Leuten so nennen.

Obige Widersprüche sind also nur scheinbar, und Autor und Recensent stimmen vielmehr aufs schönste miteinander überein.

In ähnlicher Weise ist es auch zu nehmen, wenn er sagt: „durch mein Herz ging aber der große Weltriß, und ebendeßwegen weiß ich, daß die großen Götter mich

vor vielen Andern hochbegnadigt und des Dichtermärtyrerthums gewürdigt haben;" nur mit dem Unterſchied, daß der Poet hier nicht ſowohl den Wunſch hat, ein Märtyrer zu ſeyn, als vielmehr von der Leſewelt für einen gehalten und als ſolcher gefeiert zu werden. Das Märtyrerthum iſt ihm überhaupt eine ſchöne Idee, und auch anderswo ſagt er: „ich leide für das Wohl des ganzen Menſchengeſchlechts, ich büße deſſen Sünden, aber ich genieße ſie auch;" welcher Ausſpruch wieder in die eigenthümliche Art von Wahnſinn ausläuft, die wir ſchon oben an ihm bewundert haben.

Am deutlichſten zeigt ſich die Wahrheit unſerer Erfahrung, daß eine gewiſſe Art, das Können zu behaupten, gerade des Nichtkönnen beweiſe, da, wo Heine uns mehr als ein poetiſch-unbeſtimmtes Verhältniß ſeines Geiſtes zur Natur weiß machen will. Er ruft hier aus: „o Natur, du ſtumme Jungfrau! wohl verſtehe ich dein Wetterleuchten, den vergeblichen Redeverſuch, der über dein ſchönes Antlitz dahin zuckt, und du dauerſt mich ſo tief, daß ich weine. Aber alsdann verſtehſt du mich auch .... ſchöne Jungfrau, ich verſtehe deine Sterne und du verſtehſt meine Thränen."

Wenn man dieſe Sprache nicht kennte? Dergleichen Anrufungen, ſo tiefdichteriſch ſie manchem Leichtgläubigen vorkommen mögen, bezeugen nur, daß der Poet, ohne klares Gefühl und wahre Erkenntniß der Natur, ſich durch Hineinphantaſiren in ein näheres Verhältniß zu ihr ſetzen möchte, wie es ihm als bloßem Poeten nicht gegönnt iſt.

Ein andermal behauptet er, daß „ihm der Pflanzen tauſend grüne Zungen allerliebſte Geſchichten erzählen,"

d. h. er fühlt sehr wohl, daß die flüchtig verschwimmende poetische Empfindung, die er etwa bei Betrachtung der Pflanzen hat, nicht genüge, und gäbe viel darum, wenn sie ihn deutlicher ansprächen, wie sie eben nur demjenigen thun, der poetisches Gefühl und wissenschaftliche Einsicht mit einander verbindet.

Wenn uns nun Heine schon diesen seinen „Weltriß" und sein inniges Verhältniß zur Natur vergeblich glauben zu machen sucht, so wird es ihm noch weniger gelingen, uns von seiner religiösen und politischen Trefflichkeit zu überzeugen. Der Religiosität berühmt er sich weniger, und außer dem oben angeführten Ausspruch: „ich strebe nach dem Guten, weil es schön ist und mich unwiderstehlich anzieht" ist uns nur noch eine Stelle aufgefallen, die wir ihrer absonderlichen Kräftigkeit wegen hersetzen. Sie lautet also: „ich, Mylady, habe die Religionen alle; der Duft meiner Seele steigt in den Himmel und betäubt selbst die ewigen Götter!" Unstreitig eine sehr gewürzhafte Religiosität! Wie darf man aber solche Dinge drucken lassen? Ist es erlaubt, dem Publikum solchen Unsinn zu bieten?

Nun zur Politik! Da er gegen die bestehende Ordnung und gegen die Großen, ohne ihre Mängel gründlich nachzuweisen, leichtsinnig und frech (nur des Witzes wegen) gesprochen, und ferner Freiheit und Gleichheit (nur des poetischen Effectes wegen) blind angepriesen, so versteht sich von selbst, daß wir in ihm einen der edelsten Freiheitskämpfer des Jahrhunderts zu verehren haben. Er ist unser Hort und unser Heil, und ohne ihn stände es sehr schlecht um uns. Nach seiner eigenen naiven Weise erwartet er es aber auch hier nicht,

bis wir ihn aus freien Stücken als unsern Erretter preisen, sondern er verlangt dies gleich selbst in folgenden ernsthaften Worten: „ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeerkranze den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war mir immer nur ein heiliges Spielzeug oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. Ich habe nie großen Werth gelegt auf Dichterruhm, und ob man meine Lieder preiset oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit!" Wir wissen also, mit wem wir es, und was wir zu thun haben!

Bei diesen Feldzügen im Befreiungskampfe der Menschheit geht es ihm aber oft sehr schlecht; er muß beständig „auf der Mensur liegen und sich durch unsägliche Drangsal durchschlagen." Gewiß ein grausames Schicksal! Und wenn wir bedenken, daß er das alles nur zu unserm Heil und Frommen erduldet! — Ein andermal meint er, „ob er nicht gar am Ende als Blutzeuge auftreten müsse für das Wort;" welchen gräßlichen Ausgang aber der Himmel verhüten möge. Dabei hofft er jedoch, mit einem Lutherischen „will's Gott!" welches er bei so heiligen Angelegenheiten öfters mit Glück anwendet, „daß er künftig ebenfalls von Knaben und Jünglingen beweint werde;" wozu wir zu unserer großen Beruhigung Gottlob noch keine Gelegenheit haben.

Gegen das Ende des letzten Bandes wird er immer wärmer und begeisterter. Im höchsten Rettungseifer ruft er den Deutschen zu: „armes, gefangenes Volk, verzage nicht in deiner Noth .... o daß ich Katapulta

sprechen könnte, o daß ich Falarika hervorschießen könnte aus meinem Herzen;" und schließt in Bezug auf jenen Hofnarren, der dem Kaiser Krone und Scepter gerettet wieder zubrachte, mit den Worten: „O deutsches Vaterland, theures deutsches Volk, ich bin dein Kunz von Rosen," d. h. ich errette dich trotz dem, daß du mich verkennst.

Aus diesen verrückten Declamationen, womit er zu kräftigem Schluß von uns Abschied nimmt, ersehen wir übrigens wieder, daß es doch sein pikantester Gedanke war, als politischer Heiland zu gelten. Auch auf die Gefahr hin, für den lächerlichsten Prahlhans gehalten zu werden, will er sich unserm Andenken noch als den Erretter des deutschen Volkes übergeben, der, von seinen Landsleuten verkannt, sich doch auf die hochherzigste Weise für ihr Heil aufopfere. Aber der Lügengeist verwundet sich nicht nur selbst, sondern bringt sich geradezu um mit seinen eigenen Waffen.

Wenn man uns nun nach dieser Kritik fragte: wie denn Heine's Beliebtheit und Ruhm mit dieser unserer Darstellung seiner Verdienste übereinstimme? so antworten wir darauf, daß dieselben besser harmoniren, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Denn gerade so, wie wir ihn hier dargestellt haben, erscheint er als der Autor, dem Lob und Beifall der jetzigen Lesewelt nicht entgehen konnte. Reizende Frivolitäten — geniale Bosheiten — kräftige Prahlereien — tiefsinnige Phantasiestücke — wehmüthige Rührungsspiele — herzhafter Unsinn — alles leicht, kurz, farbig ausgesprochen und durchwebt mit vielen guten Einzelnheiten, erzeugt gerade die Mischung, die dem modernen Publikum am meisten

zusagt. Man wird in Spannung erhalten, im Taumelgenuß von Anfang bis zum Ende fortgezogen, und wenn man zuletzt dann auch eine Art Katzenjammer empfindet, so hat man sich doch während des Lesens unterhalten und geladt. Es gewährt diese Lectüre eine gewisse leichtsinnige Lust, die in der Welt gerade die meisten Verehrer zählt.

Bleiben wir aber immer gerecht, und bedenken und bekennen wir, daß Heine bei alle dem gegen die langweilig ehrbare Sippschaft, die den eigentlichen Steck der Schreiberwelt bildet, doch sehr im Vortheil steht, daß gegen die breiten und hölzernen Geschichten der moralisch-poetischen Philister sein bis auf einen gewissen Punkt doch ächt empfundenes Potpourri noch erfreulich und erquicklich ist.

Wir nehmen, auch nachdem wir uns seiner großen Verirrungen wieder recht lebhaft bewußt geworden sind, nichts von dem zurück, was wir anfänglich zu seinen Gunsten gesagt haben, und sprechen es noch einmal aus, daß vielleicht nie so schöne poetische Talente durch den bloßen Effectsinn zu Grunde gerichtet worden sind. Unsere Beurtheilung wäre auch auf keinen Fall so strenge geworden, wenn der frivole Hochmuth, der schon in den Reisebildern herrscht, nicht zu viel Beleidigendes und Gefährliches für das deutsche Volk hätte.

Aber diesen Mann ohne den Geist der Wahrheit, diesen Politiker ohne Charakter, diesen Poeten ohne Form und höhern geistigen Gehalt, diesen Philosophen ohne Durchbildung und System hat man in der neuesten Zeit zu dem Begründer einer poetischen Schule, und noch mehr, zu einem philosophisch-moralischen Refor-

mator gemacht, ihn hat man den ehrwürdigsten religiösen und philosophischen Häuptern an die Seite gestellt, weil er in seinen letzten Werken etwas consequenter der Sinnlichkeit das Wort zu reden anfing, die er nur verderben, nicht aber veredeln und verklären kann, wie es, im Gegensatz zu den ersten christlichen Jahrhunderten, allerdings die Aufgabe unserer Zeit ist.

Auch wir erklären es für einen Irrthum, die Sinnlichkeit (im edlern Sinne) vernichten zu wollen, auch wir verlangen eine Anerkennung, eine Schätzung derselben; diese Anerkennung darf sich aber nicht in Emancipirung der Sinnlichkeit zu blinder Freiheit, sondern nur im Anhalten und Benützen derselben zum rechten Dienste kund geben. Und wo der Mensch sie nicht gerecht machen kann, da muß er sich in seinem Innersten für sündhaft erkennen und erklären, damit der Gerechtigkeit doch in anderer Weise Genüge geschehe.

Wir glauben durch obige Darstellung bewiesen zu haben, daß Heine am wenigsten geeignet ist, das auszuführen, was er, ascetischen Bestrebungen gegenüber, mit Recht als etwas Nothwendiges und Zeitgemäßes verlangt, obwohl in irrthümlicher Weise. Wer diese höchstwichtige Aufgabe unserer Zeit mit lösen zu können hoffen dürfte, der müßte im Geiste der Wahrheit, durch mehr oder mindere Irrthümer zu jener sittlichen Tüchtigkeit hindurchgedrungen seyn, in welcher man mit Freiheit, zu Gottes Ehre, das Rechte will und thut, soviel es dem Menschen möglich ist.

Freuen wir uns, daß wir Deutsche solche ehrwürdige Häupter, die der Erde in diesem edeln Sinne poetisch das Wort reden, schon besitzen. Ob sich in Zukunft

noch Mehrere an ſie anreihen werden, ſteht zu erwarten. Unſere Aufgabe iſt hier nicht, zu prophezeihen, ſondern bloß zu beweiſen, daß derjenige Mann, auf den etliche junge Leute ihre Hoffnung ſezen, eine edle Hoffnung in keiner Weiſe zu erfüllen vermag.

Ueber das Buch der Lieder

von Heinrich Heine.

Wir haben in der vorhergehenden Abhandlung Poesie und Prosa der „Reisebilder" Heine's von unserm Standpunkt aus, frei, und gewissermaßen von ferne betrachtet. Dieses einsehend, wollten wir bei der Lectüre seines „Buchs der Lieder" uns einmal dem Heine'schen Genius mehr hingeben, wir wollten uns mit Fleiß dem Genuß des Reizenden darin von Herzen überlassen, um zu erfahren, wie es denn eigentlich den entschiedenen Verehrern Heine's bei seinen Gaben zu Muthe wird. Dazu brauchten wir uns nicht etwa in die erforderliche Stimmung erst hineinzunöthigen — denn die Stimmung für Heine geht uns von Natur gar nicht ab — wir brauchten nur von dem bestimmten geistigen und sittlichen Standpunkt, den wir sonst in unsern Kritiken einnehmen, für den Augenblick abzusehen.

In diesem Sinne ließen wir uns nun gleich die ersten jugendlichen Traumgedichte und Leichengerippsphantasien des „Buchs der Lieder" als löblich frappant wohlgefallen; obgleich wir gestehen müssen, daß wir zuletzt froh waren, sie zu Ende gebracht zu haben. Entschiedener lieblich und heimlich dagegen umflatterte uns

jene Schaar von leichten, kurzen Liedern, in denen eine holde Wehmuth athmet, eine Wehmuth, die sich hier weich, in blumiger Liebesschwärmerei, dort naiv, in seltsamen Wiederwendungen ausspricht. Manche dieser Lieder schienen uns freilich unbedeutend, manche wieder gesucht und affectirt zu seyn; aber auch aus diesen klang doch stets der alte elegische Ton heraus, so daß sie den Eindruck der übrigen nicht eigentlich störten. Sie flogen eben auch mit.

Verführerisch wirkte auf uns in allen die leichte, natürliche Sprache, in der die seltsamen Bilder und Gefühle genial hingeworfen sind. Also herzhaft ausgesprochen werden selbst Gedanken interessant, die Manchem keinen rechten Sinn zu haben scheinen, ächte poetische Bilder dagegen wahrhaft bezaubernd. Wir mußten unserm Dichter zugestehen, daß solche zauberisch leuchtende Blitze der Poesie nicht selten in ihm aufzuden. In den besten der weiterfolgenden Lieder wußte er Reisegefühle bestrickend phantastisch in uns rege zu machen, und romantische Naturbilder köstlich fein vor unser Seelenauge hinzuzeichnen. Es lag uns in diesen etwas Magisches, Feenhaftes; sie erinnerten uns in ihrem durchsichtigklaren Farbenfeuer an poetische Zaubergemälde Shakespeare's. Aehnlich diesem hat er in seinen glücklichsten Augenblicken wirklich den Aether der Natur empfunden und dargestellt; ja einmal gelang ihm sogar, die himmlische Kraft der Reinheit und Weihe in ein Lied zu hauchen, das uns wie eine Paradiesesblume anduftete.

Von den vielen Gedichten, die das Weh und die Zerrissenheit des Dichters und der Erde überhaupt aussprechen, ließen wir uns eigen anregen, die verfängli-

chen darunter so vorbeiziehen. So wurden wir gegen den Schluß von den schwungvolleren, bilderreicheren Dithyramben in einen hymnischen Rausch gesungen, den ein gewisser Humor hie und da angenehm dämpfte.

Nachdem wir diese Gedichte auf solche Weise in uns aufgenommen hatten, mußten wir uns gestehen, daß wir Poesie gekostet, daß wir ächte Naturstriche mit Augen gesehen, daß wir einen Mischtrank von Aetherischem und Pikantem zu uns genommen hatten, der ganz und gar eigenthümlich schmeckte.

Als nun aber der Rausch nach und nach zu verfliegen anfing, und wir über die Art unseres Genusses einige Gewissensbisse bekamen, fühlten wir uns getrieben, die belobten Liedergaben noch einmal mit klaren Augen und mit der Delikatesse eines zarteren sittlichen Gefühles zu betrachten. Wir traten also bei dem Wiederlesen völlig auf unsern eigentlichen Standpunkt zurück. Da sahen wir nun manches wieder ähnlich wie zuvor, manches anders, manches ganz neu, aber keineswegs zum Vortheil des Dichters.

Die beginnenden Leichenträume machten jetzt einen verdrießlichen, widerwärtigen Eindruck auf uns. Ein dem ähnliches Element, welches in Göthe's „Faust" beherrscht und an den rechten Ort gestellt erscheint, ist hier, ohne haltenden Gedanken, ohne wahre Bedeutung, bloß zu schaurigen Darstellungen für große Kinder verwandt. Wer nun nicht für recht zu diesen letzteren gehört, dem muß die Lectüre ganz unersprießlich vorkommen. Was soll das? möchte man sich jeden Augenblick fragen, und kann sich keine Antwort geben.

Sodann erschienen uns unter den kleineren Liedern

jetzt doch viele gar zu unbedeutend oder gar zu gesucht. Es ist charakteristisch für Heine, daß er eine große Anzahl seiner Situationen träumen muß. Bei keinem andern Lyriker kommen so viele Traumgedichte vor. Aber unter der Firma eines Traumes kann man freilich die pikantesten Dinge vorbringen, ohne daß diese gerade einen haltbaren Sinn haben müssen. — Bei weiterem Lesen fiel uns besonders die bloß stoffmäßige Wirkung der meisten Lieder auf. Sie wollen uns nicht befreien, sondern binden, und wer sich ihnen hingibt, muß sich am Ende geistig gelähmt fühlen. Unser voriger Genuß wollte uns jetzt gewissermaßen unzüchtig vorkommen. In welchen freien Aether erheben dagegen die Lieder Göthe's! Heine vermag das nur in einer verhältnißmäßig ganz geringen Anzahl von Gedichten.

Das stoffmäßig Bindende, merkten wir aber ferner, hat Heine an seinen Gedichten selbst wohl gefühlt; ihn belästigte der bloße Ernst, und er suchte sich von ihm dadurch zu befreien, daß er ihn humoristisch neckte. In diesem Neck-Humor fühlt er sich über die bloß sentimentalen Romantiker mit Recht erhaben. Aber er bedenke wohl, zu was dadurch seine Lieder werden! Zu einem ewigen Bejahen und Verneinen, wobei am Ende nichts übrig bleibt. Die eigentliche Aufgabe des Menschen dagegen ist, eine Empfindung nach ihrem wahren Werth frei im Herzen zu hegen, so zwar, daß sie ihn nicht nur nicht belästigt, sondern an ihrer rechten Stelle dient zur Rundung des inneren Gehaltes; und die Aufgabe des wahren Lyrikers ist, durch eine gemäße poetische Behandlung diese Stelle dem Leser fühlbar zu machen.

Ein ſolcher Lyriker wird des Humors ebenfalls nicht entbehren können, aber dieſer wird bei ihm nur ein Werkzeug des Geiſtes ſeyn, den bloßen Ernſt heiter zurecht zu weiſen oder zu beſchränken. Der geiſtige Humor — wie wir den höheren im Gegenſatz zu dem materiellen Heine's nennen wollen — befreit auch, aber er befreit zu etwas, während der materielle zu nichts befreit. Der geiſtige Humor kann allein wahrhaft ſein und tief ſeyn, da er ein Niederes nur bis auf einen gewiſſen Punkt angreift, und wiſſen muß, wie weit er gehen darf. Daß der materielle dagegen plump und roh iſt, konnten wir bei der Lectüre dieſes „Buchs der Lieder" nur zu oft wahrnehmen. Oder iſt jene bekannte Manier nicht plump, auf eine ſentimentale Strophe eine gemeine folgen zu laſſen, und die erſtere durch die letztere zu vernichten? Was gehört denn dazu, als eben nur ein gewöhnlicher Einfall? Und was kommt denn am Ende dabei heraus, als ein verpuffender „ſchlechter Witz?" Ein ſchlechter Witz, der in den Augen des tiefer Gebildeten nichts iſt, und an welchem nur diejenigen ihre Freude haben können, die in der Poeſie eigentlich nichts ſuchen.

Aehnlich roh, wie Heine's Humor, fanden wir auch ſeine Zerriſſenheit, die mit dem Humor überhaupt genau zuſammenhängt. Dieſe Leiden ſind wahrlich nur die Leiden eines unmännlichen Herzens, die ein tüchtiger Menſch ohne viel Aufhebens zu machen in ſich beſänftigen würde! Dieſe Widerſprüche können von einem reinen Gemüth, von einem ſtarken Geiſt auf dieſer Welt ſchon verſöhnt werden! Aber das ſind eben die wahren, tiefen Widerſprüche, die auf dieſer Welt nicht verſöhnt

werden können, die auch den männlichſten Geiſt zur Verzweiflung bringen müßten, wenn ſie ihm von anderer Seite her nicht wenigſtens wieder erträglich gemacht würden. Von ſolchen Widerſprüchen, die nur derjenige kennt, dem die Begriffe von Heiligkeit und Sünde nicht fremd ſind, weiß freilich der leichtſinnige Poet Heine nichts, obgleich man ihm ſonſt eine gewiſſe dichteriſche Ahnung des Heiligen und Sündlichen nicht abſprechen kann. Aber bei ihm iſt dieſes alles nur poetiſches Spiel geblieben, konnte ſomit auch keine ernſten geiſtigen und ſittlichen Folgen haben.

Da wir dieſesmal, von unſerm Standpunkt aus, an den Dichter Forderungen ſtellten, ſo mußte uns beſonders fühlbar werden, was Heine als Poet nicht hat und nicht gibt. Und da ſehen wir denn, daß eben alles dasjenige in ſeinen Gedichten nicht anzutreffen iſt, was uns in den Schöpfungen ſittlich durchgebildeter Geiſter erhebt und auferbaut. Da iſt nichts Ernſtes mit Haltung und Mäßigung, nichts Edles, Würdevolles, nichts Gewaltiges, Hohes und Großes. Zu dem Gefühl des Großen in gewiſſem Sinne hat er ſich manchmal erhoben, aber nur poetiſch vergänglich, um ſogleich wieder herabzuſinken. Da iſt ferner keine Spur von ſittlichem Takt, vielmehr gräuliche Verſtöße dagegen durch rohen Frevel, durch abgeſchmackte Prahlereien, und tolle Fratzengebilde. Auf die Stelle von dem „Gott, der ſich das Haar zerrauft" wollen wir gar nicht weiter eingehen, um nicht zu einer Polemik verleitet zu werden, die wir hier gerne vermeiden möchten. Schließlich fiel uns jetzt beſonders die leichtſinnig nachläßige Form der meiſten Gedichte, ferner die Armuth an eigenthümlichen Liederformen auf,

was aber freilich mit dem Wesen und dem Geist der Heine'schen Lyrik genau zusammenhängt.

Nachdem wir so wieder in der uns zustehenden Weise die Sammlung betrachtet, und alle Untugenden derselben klar geschaut hatten, mußten wir uns die Frage stellen: was denn eigentlich für den geistig und sittlich Gebildeten Gutes und Schönes darin übrig bleibt? Uebrig bleiben auch für diesen jene holden Lieder, die dem Dichter in seinen schönsten Augenblicken der reine Genius eingegeben hat, jene himmlischen Gestalten, die mitten aus dem übrigen Hexenvolk wie lichte Engel herausstrahlen.

Man möchte hierin eine Gnade Gottes erkennen, der auch dieser niedern Richtung vergönnte, wenigstens hie und da in reine Blüthen auszuschlagen. Könnte denn das edelste Dichtergemüth ein heiliges Gefühl inniger aussprechen, als es Heine in einem Lied an ein Mädchen gethan hat? Wir meinen das Lied:

Du bist wie eine Blume,
So hold und schön und rein;
Ich schau' dich an und Wehmuth
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist, als ob ich die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold.

Lassen wir dieses und ähnliche Lieder auf uns wirken, so wird unsre Gesinnung milder, und statt des Verdrusses, den wir bei Heine so oft empfunden, erfüllt uns nur ein wahres Mitleid, daß solche schöne Gaben nicht in die Region höheren Geistes gerettet worden sind. —

Wir wünschen aber sehr, daß unsre Leser eine ähnlich milde Gesinnung gegen Heine nur von einem ähnlichen Standpunkt aus hegen, auf welchem das Verwerfliche und das Schöne genau unterschieden, das erstere abgelehnt und das letztere sodann ohne Schaden angenommen werden kann.

Es ist in der That jetzt hohe Zeit, daß Heine's Verehrer einmal über ihn hinweg zu all dem Schönen und Guten sehen, das ihnen dieser zu ihrem eigenen Nachtheil so lange verdeckt hat.

Gedichte von August von Platen.

Platen begann seine lyrische Laufbahn mit dem Liede, ohne zu dieser leichten Gattung einen eigentlichen Beruf zu haben. Ihm fehlte die frische Lust des Daseyns, das kindliche Behagen, die gemüthliche Laune, die Naivität, Schalkheit, Innigkeit und Seligkeit der Liebe, Elemente, in welchen der Dichter allein ächte Liederstoffe zu erleben und für dieselben lebendige Formen zu finden hoffen darf. Ihm fehlte jene Ueberschwänglichkeit der Wonne und der Wehmuth, in welcher allein die kleinen Gesänge wie Funken aus der Seele herausspringen. Was ein etwas düster und herb für sich Hinwandelnder und Träumender in leichten Liedern leisten kann, hat Platen geleistet. Er hat uns Bilder, Gedanken und Gefühle reinlich, zierlich und würdig wiedergegeben, und es gewährt einen gewissen sanften Genuß, dieselben an der Seele vorüberziehen zu lassen. Dieser Genuß wird noch erhöht durch die schöne Melodie des Rhythmus, in welchem wir lieblich träumend fortgleiten, wie in einem Kahn, den ein gelindbewegter Strom hinabführt.

Sehen wir jedoch diese Lieder genauer an, so gewahren wir etwas Gemachtes an ihnen, die einzelnen Theile erscheinen nicht in glühender Empfindung zu voll-

kommener Gestalt geschmelzen, sondern mehr durch den Poeten künstlich zusammengefügt, was gerade bei dem Liede am wenigsten der Fall seyn darf. Manche sind denn auch wirklich theoretisch, und erweisen sich als solche besonders dadurch, daß sie prosaische Ausdrücke und Wendungen enthalten, die eine warme Empfindung unbedingt verschmähen würde. Denn nichts ist delikater, als das wahre Gefühl, und wer sich in demselben zu erhalten weiß, darf sicher seyn, daß ihm nie ein kaltes, berechnendes Wort in den Mund kommt.

Ueberblicken wir diese Lieder im Ganzen, so fällt uns ferner die Armuth an entschiedenen Stimmungen auf. Es finden sich hier nicht jene eigenthümlichen, bestimmten Aeußerungen von Lust oder Schmerz, Laune oder Wehmuth, Tändelei oder Innigkeit, wie sie bei frischen Menschen im Leben, und bei frischen Poeten in Gedichten vorkommen; alles ist überflort von einer gewissen einförmigen Schwermuth, und man müßte sich den Recitirenden fast immer mit dem nämlichen Gesichtsausdruck vorstellen. Auch dieß deutet darauf hin, daß diese Gesänge mehr *ersonnen*, als unmittelbar aus der Brust herausgewachsen sind.

Freilich scheint unser Autor in diejenigen Auen, auf welchen die Liederdichter von jeher die holdesten Blüthen gepflückt haben, in die Auen der Frauenliebe nie entschieden gelockt worden zu seyn, und wer kann im Liede ohne diesen Hauptquell etwas Inniges und Seelenvolles leisten? So finden wir denn hier nichts, was man entzückend, köstlich nennen müßte, nichts Süßromantisches, Zauberfarbiges, nichts von seligüberquellender Lust oder Wehmuth. Nur einmal hat er den

Gipfel des Liedes erreicht, und zwar, wie ſich erwarten ließ, hat ſeine Schwermuth einmal in Bild und Rhythmus einen wahrhaft poetiſchen, ja hinreißenden Ausdruck gewonnen in dem Liede: Wie raſſt' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht u. ſ. f. Dieſes Lied wird immer zu den Perlen deutſcher Lyrik gezählt werden. — Gegen den Schluß treffen wir auf reifere, ernſtere Betrachtungen, die, an und für ſich intereſſant, ſpäter eine entſprechendere Form gefunden haben.

Auf dieſe Romanzen und Lieder läßt der Verfaſſer die Gelegenheitsgedichte folgen, deren Formen ſich an die der Lieder anſchließen, und die großentheils mit denſelben entſtanden ſind. Bekanntlich iſt es eine große Kunſt, hier etwas Originelles, eigen Empfundenes beizubringen, und ſo hat denn auch Platen dem Dämon der Alltäglichkeit ſeinen Zoll zierlich abgetragen, indem er am Anfang allerlei Gewöhnliches in ſehr ſchöner Form erſcheinen ließ.

Eigenthümlich aber wird Platen, ſobald er, wie hier in Zuſchriften an beſtimmte Perſonen, ſeine ſpeciellen Angelegenheiten behandelt. Hier iſt alles gefühlt, alles ernſt gemeint, und ſofort auch treffend und wirkſam ausgeſprochen. Wenn wir nun aber in den Stanzen an Göthe und Schelling den hohen Ernſt, das männlichreife Urtheil, den ächten Sinn für das Große und Herrliche gerne mit Beifall anerkennen, ſo treten uns in dem zweiten Gedichte ſchon jene allzunaiven Aeußerungen von Selbſtgefühl, jene allzubereiten Verſprechungen großer Leiſtungen entgegen, welche wir in ſo manchem poetiſchen Product Platen's wieder finden, und die wir wenigſtens als unklug und unvorſichtig

bezeichnen müssen. Denn jeder Mensch verspricht sich in begeisterten Augenblicken unverhältnißmäßig mehr, als ihm bei den tausendfältigen irdischen Hindernissen zu leisten vergönnt ist; wer daher seine Phantasien und Träume so grundehrlich offenbart, der gibt der richtenden Welt, welche die Leistungen mit den Versprechungen vergleicht, die Waffen gegen sich in die Hände. Und gerade der nach Lob so begierige, gegen Tadel so empfindliche Platen hätte seinen Lesern das Lob durch seine Aufrichtigkeit nicht vorwegnehmen, und den mißliebigen darunter nur den Tadel überlassen sollen! Dieß frommt höchstens dem Dichter des westöstlichen Divans, der dadurch „den abgeschmackten Dank der Welt vergeuden" will; was aber Platen nie zu thun gemeint war. Die „Antwort an einen Ungenannten" besteht nun vorzugsweise aus Versprechungen, die freilich sehr schön gegeben sind; allein der unfreie Ernst, der besonders aus dem Schluß herausseht, hat für ein zu zartem Geschmack herangebildetes Gemüth wieder etwas Verletzendes. Der „Prolog zu den Abassiden" endlich zeichnet sich dadurch aus, daß das Selbstgefühl durch Humor gemildert und liebenswürdiger gemacht erscheint; gerade hier aber war diese Milderung durch Laune am nothwendigsten, wenn der Dichter nicht durch die Art, wie er, ohne Ausnahme, von dem „Neide der Brüder" spricht, alle vernünftigen Menschen von sich hätte abstoßen wollen. Nur in der Heiterkeit, die seine launige Verspottung der deutschen Schreibmenschen wirkt, läßt man diese unvorsichtige Aeußerung so hingehen.

Man mag nun in diesen und ähnlichen Gedichten neben der meist vollendeten Darstellung Ehrlichkeit, Muth,

kräftiges Streben finden und gebührend anerkennen: ein höherer und reicherer Genius gibt mehr als er verspricht, und überläßt das Lob seiner Leistungen, wornach er auch nicht so begierig erscheint, Andern, bei denen daſſelbe eine Tugend iſt.

Wohlthätig folgen auf dieſe Privatpoeſien Dichtungen, welche das Intereſſe der Zeit und der Völker zum Gegenſtande haben. Der Dichter zeigt ſich hier als einen ehrwürdigen Sprecher für edle menſchliche Freiheit, dem gewaltige Worte und Bilder zur Veranſchaulichung ſeiner Gedanken zu Gebote ſtehen. Die Bedürfniſſe und rechtmäßigen Forderungen der Zeit erſcheinen hier tief erkannt; doch wollen uns, beſonders in der liederartigen Form, manche Ausdrücke und Wendungen als zu herb anmuthen, gerade wie wenn der Gegenſtand im Gemüthe des Dichters nicht ſeine wahre dichteriſche Verklärung gefunden hätte. Es fehlt ihnen das mildernde Oel poetiſcher Empfindung und der eigentliche Schwung der Begeiſterung. Freilich iſt dieſe Form nicht für ſolche Stoffe geſchaffen, und erſt in einer andern ward es dem Dichter gegönnt, hierin an das Vollkommene zu ſtreifen.

Wenn wir uns erinnern, daß unſer Dichter in dem leichten Liede mehr das Zierliche zu leiſten vermocht hat, ſo werden wir natürlich finden, daß er bald zu der durch Rückert eingeführten künſtlichen Form des Gaſeles griff, in welcher die artigen Bilder, die ihm zukamen, das kunſtmäßigſte Gewand erhalten konnten, und der Mangel an glühender Empfindung weniger wahrgenommen wird, weil eine bezaubernde Form wieder dafür entſchädigt. Was Platen von lieblicher Tändelei, von anacreontiſchem, hafiſiſchem Geiſte in ſich hatte, iſt hier

zur gemäßesten Erscheinung gekommen. Die Gaselen selbst könnte man etwa in vier Abtheilungen bringen.

In der ersten Parthie, den eigentlich anacreontischen, athmet zierlich frohe Lebenslust, die Annehmlichkeiten der Erde werden artig vorgeführt, der Genuß derselben anempfohlen, und der Dichter ermangelt nicht, seinen eigenen poetischen Leichtsinn heiter zu bekennen. Das alles hat in dieser Form eine besondere Anmuth; selbst unbedeutende Sachen, die sich hie und da eingeschlichen haben, werden in ihr angenehm. Der bloße Klang schon gewährt einen gewissen träumerischen Genuß, wie etwa ein murmelndes Bächlein, welches uns ja auch gewöhnlich nicht deutlicher anspricht, als einige dieser Gaselen. Man muß bei solchen nur dem Gedanken nicht zu streng nachforschen, alsdann werden auch sie dem Kenner ihre eigenthümlichen Reize zu kosten geben.

In der zweiten Parthie tritt uns der gereiftere Lebenskünstler entgegen, der uns, horazischelegant, allerlei gute Verhaltungsregeln beibringt, uns durch sein eigenes Beispiel die Lehre gibt, „was unabweisbar, gefällig und heiter zu thun," und in den Zeilen:

„Sittenzwang und Formelwesen hätten längst die Welt verkümmert,
Wenn sich nicht Gesang zuweilen durch die Welt ergossen hätte"

eine geniale Rechtfertigung der Lebenslust und Poesie ausspricht, die in jedem frischen Herzen guten Anklang finden wird.

Die dritte Parthie bilden die Liebesgaselen, die farbig und launig sind, und deren elegante Wärme in dieser Form vollkommen genügt. Auch die Liebesklagen

erſcheinen hier welch genug. Ueberhaupt hat ſich der Dichter aus der einförmigen Düſterheit, die über die Lieder verbreitet iſt, hier herausgearbeitet, und der Wechſel der Stimmungen erfreut die Seele und den Geiſt des Leſers; die Seele, weil eine ſchöne Mannigfaltigkeit an ihr vorüberzieht, den Geiſt, weil dieſer mit ſittlichem Beifall den Dichter frei von einſeitiger Befangenheit erblickt. — Wenn wir nun dieſe Liebesgaſelen ſchön finden, wo ſie ſich in einem eleganten Kreis halten, ſo dürfen jedoch diejenigen, wo die Neigung zu einem ſchönen Knaben weichmüthig behandelt wird, nicht auf unſern Beifall Anſpruch machen. Wir geben dem Dichter eine heitere, ja begeiſterte Verherrlichung einer ſchönen Jünglingsgeſtalt zu, aber ſentimentale Sehnſucht auch nach einem zartern ſinnlichen Genuß in dieſer Region darf nicht hoffen, die Sympathie eines deutſchen Gemüthes zu erwerben. Wir fühlen zu gut, daß die ſeeliſche Innigkeit nicht an männliche Leibesgeſtalten verſchwendet werden darf, daß ſie uns von der Natur gegeben iſt, damit wir ſie in einem naturgemäßen, ſeeliſchen Verhältniß geheiligt wirken laſſen. Die verkehrte, unnatürliche Verwendung erſcheint uns mit Recht als Profanation, und erweckt Widerwillen ſtatt Rührung in uns, welche letztere der Dichter doch beabſichtigt. Will ein deutſcher Dichter durchaus das Verhältniß zu einem ſchönen Knaben behandeln, ſo muß er ſich in der edeln, freien Haltung eines Lehrers und väterlichen Freundes geben, wie der Dichter des weſtöſtlichen Divans. Weiter als dieſer gegangen iſt, darf bei uns nicht gegangen werden. Ueberhaupt möchten wir jüngeren Poeten die Behandlung dieſes verfänglichen Themas ganz und gar

abrathen, da zu fürchten iſt, daß dieſe, in ihrem Beſtreben, ſich kräftig auszudrucken, auf Dinge kommen wurden, die jedes zarte Gemuth anekeln mußten. Gott ſchütze uns vor Nachahmern Platens in dieſer Richtung!

Wir wollen nun gerne annehmen, daß unſer Dichter bei Abfaſſung ſolcher Gaſelen die Abſicht hatte, eine Gattung orientaliſcher Poeſie kunſtleriſch zu regeneriren, und in Rückſicht auf den guten Willen ihm hier die nach unſerer Anſicht großentheils verfehlte Ausführung nachſehen. Er ſelbſt ſcheint wohl geſpurt zu haben, wo und wie es bei ihm hapert, und er hat ſich artig vertheidigt und getröſtet in den Worten:

„Während ich zog in Tugend Feld
Sah ich, es ſtehe die Lieb' im Schach:
Meine Geſänge, das macht mir Muth,
Fließen melodiſcher als ein Bach."

Dieſe bedächtlichen Zeilen bilden den Uebergang zu der vierten Parthie der Gaſelen, welche wir die ſittliche nennen möchten. Ihr Inhalt iſt Unterſcheidung des Geſetzes und der Freiheit, Anerkennung der Entbehrlichkeit des Einzelnen, Beſcheidung, Anerkennung eigner Stärken und Schwächen, Rechtfertigung.

In den wenigen Gedichten dieſer Art zeigt ſich der angeborne edle Sinn des Dichters auf die ſchönſte Weiſe. Die Krone derſelben aber iſt das 49te Gaſel, in welchem eine tiefe Wahrheit mit hinreißendem Ernſt zu wahrhaft ſittlicher Rührung ausgeſprochen iſt. Wenn wir den Dichter von mancherlei Schwächen nicht freiſprechen können, ſo müſſen wir ihn glücklich preiſen, daß er ſich von dieſen aus zu einer ſolchen Höhe der edelſten Ge-

ſinnung ſchwingen konnte. Das Gedicht ſelbſt liefert den vollkommenſten Beweis für die in ihm enthaltenen Behauptungen.

Das Sonett, zu dem wir jetzt übergehen, mußte für Platen eben ſo einladend ſeyn, wie das Gaſel. Auch in ihm konnte der „Ueberrſcher des Wortes" Sprachſchwierigkeiten zierlich überwinden, und ſeine Gedanken und Bilder zu der elegenteſten Erſcheinung bringen. Deßhalb ſehen wir ihn in dieſer Form eine Menge verſchiedener Stoffe behandeln, die wir wieder in mehrere Partheien geordnet betrachten wollen.

In den Sonetten über das Sonett ſelbſt ſetzt er ſich zu der Form in ein bewußtes Verhältniß, und ſpricht in den Worten:

„Und was dem Stümper mag gefährlich ſcheinen,
Das muß den Meiſter göttlich offenbaren"

eine Wahrheit aus, welche die bequemen Poeten unſerer Zeit ſehr beherzigen dürften. Es gehört allerdings zu dem, was die Dichtkunſt unſerer Zeit zu leiſten hat, auch die Ueberwindung der Form, und ein Dichter, der der Zeit würdig ſeyn will, muß auch dieſe Aufgabe mit zu löſen trachten. Dem gegenwärtigen ſtand dieſe Forderung vor Allem zu, als einem, der auf jeder Seite den Beweis liefert, daß er ihr ſelbſt durchaus nachzukommen vermochte.

Mit ſolchen Begriffen von der Form geht Platen an die Behandlung der eigentlichen Stoffe. Das dolce farniente, das in der Gaſele eine große Rolle ſpielt, hat er hier weniger bedacht; nur ein Sonett iſt demſelben gewidmet, das aber dieſe Art von Exiſtenz wieder ganz und ſehr angenehm zum Gefühl und Genuß bringt.

Dagegen ſind die erotiſchen Sonette zu einer großen Menge angewachſen. Erkennen wir nun in vielen derſelben edle Haltung, zartes Beginnen mit geiſtigem Genuß, eigne, zierliche Faſſung mit Freuden an, ſo müſſen wir uns gegen die ſentimentale Behandlung der Liebe zu ſchönen Knaben, die wir ihm in der orientaliſchen Form allenfalls verzeihen konnten, hier noch entſchiedener erklären. In dieſer Form, in der uns ſo oft ſchon edeldargeſtellte Frauenliebe entzückt und erhoben hat, muthet uns das ewig wiederkehrende, weibliche, klägliche Schmachten nach dem Gekoſe mit einem Knaben noch viel bänglicher und widerlicher an; und dieſes verdrießliche Gefühl wird nur geſteigert, wenn er ein ſolches Verhältniß mit einem Heiligenſchein zu umgeben ſucht. Wie durfte der Dichter verlangen, daß ein Knabe eine Freundſchaft dieſer Art mit ihm eingeben und halten ſolle, die, ſo zart er ſelbſt ſie zu faſſen gedachte, doch eine unnatürliche ſinnliche Zärtlichkeit zu begünſtigen gehabt hätte? Wie durfte er hoffen, zu rühren durch Klagen über Verſagtes, das als Gewährtes verletzen würde? Wir wenden uns von dieſen Darſtellungen, als von einer wahren Verirrung, mit verdrießlichen Empfindungen weg, und warnen noch einmal jüngere deutſche Dichter, die ſich etwa an Platen halten mögen, vor einer ähnlichen Regeneration griechiſch-orientaliſcher Verhältniſſe, welche für die deutſche Nation eben ſo unnützlich als unerquicklich bleiben wird.

Viel edler und liebenswerther zeigt ſich der Dichter, wo er, wie in Venedig, große Erſcheinungen der Natur und Kunſt genießt und darſtellt. Die Art und Weiſe, wie er das Erhabene, das Vollkommene aufzufaſſen und

zum Gefühl, zur Anschauung zu bringen — wie er in diesem Geschäft seinen angeborenen Sinn für das Große zu erhöhen und zu stärken versteht, wirkt auf ein empfängliches Gemüth erhebend und begeisternd, und läßt schon jetzt ahnen, in welchen Darstellungen eigentlich der Dichter einmal den Kranz sich erwerben werde.

Dieser Sinn für das Große zeigt sich auch in den Sonetten an bestimmte ausgezeichnete Personen, deren Werth er tief empfindet, und, soweit es in einem kleinen Gedichte angeht, sehr gut fühlbar zu machen weiß. Von einem solchen Verehrer des Erhabenen außer ihm werden wir natürlich finden, daß er selbst in seiner eigenen Kunst das Große, das Erhabene zu leisten streben werde. Das Gefühl dieses Strebens begeistert ihn zu einigen Sonetten, in denen die würdigsten Begriffe von der hohen Aufgabe einer wahren Dichtkunst niedergelegt sind. Aber von diesem Standpunkt aus kann er es nicht dulden, daß niedrigere Tendenzen von dem deutschen Publikum eben so, oder gar höher geachtet würden als die seinigen, und so schleudert er denn mehrere polemische Sonette gegen die Widersacher, die ihm sehr gut gelingen, wenn er gemeine Richtungen und Neigungen der Zeit verspottet, an seinem Grundfehler jedoch allzubehen unfreien Selbstgefühls leiden, wenn er daran geht, die Größe seines eigenen Werthes der Mitwelt begreiflich zu machen. Diese letztern enthalten denn auch meist unbegründete, halbbegründete herbe Klagen, die sich wenig Mitgefühl erwerben. Mehr erwerben sich dessen die ernsten, gefühlteren Sonette gegen den Schluß, bei welchen wir auch zu dem Bekenntniß genöthigt werden, daß unser Dichter doch einiges Recht hatte, sich über das deutsche Publikum

zu beklagen, das sein höheres Streben in der That nie so anerkannt hat, als er es eigentlich verdiente.

Wir haben Platen die poetische Empfindung des Frischen und Süßen in der Natur abgesprochen, haben aber nachgewiesen, daß dafür im Verlauf seiner ernsten Bestrebungen das poetische Gefühl des Edeln, des Männlichen, des Großen in ihm gewachsen ist: dieses Gefühl ist es nun, welches den Dichter zu seinen vorzüglichsten Produkten führt in der Form der Balladen und besonders der Oden und Hymnen.

In den Balladen, die wir der geistigen Verwandtschaft mit den Oden wegen hieher ziehen wollen, hat er großherzige Gesinnungen und Thaten, Vaterlandsliebe, Entsagung um eines Höheren willen, edle Haltung im Unglück, Vergeltung des Bösen mit Gutem, und ähnliche schöne Züge, in einfach würdiger Sprache zu männlicher Erbauung darzustellen gesucht, und es ist ihm dieß großentheils gelungen. Wir möchten diese Balladen, im Gegensatz zu den romantischen — den eigentlichen Romanzen — sittliche nennen, und sie als den nächsten Fortschritt von den romantischen bezeichnen. Die Romanzen fallen, nach unserer Ansicht, in's Bereich der Natur im weitesten Sinne, in's Bereich des unmittelbaren Lebens, des Gefühles, der Leidenschaft; die Balladen dagegen in's Bereich des Geistes, da der natürliche Drang zurückgewiesen wird, um einem Höheren Raum zu gewähren. Wenn nun die Romanze den Vortheil hat, daß sie sich mit dem Zauber der Natur, mit der Glut des unmittelbaren Lebens erfüllen kann, so steht die ächte Ballade in dem geistigen Reiz der naturüberwindenden sittlichen Kraft vor uns, zu deren

Würdigung und Genuß freilich selbst wieder eine gewisse sittliche Reife gehört. Es ist keineswegs unsre Meinung als ob die Ballade in diesem Sinn etwas ganz Neues, unsrer Zeit allein Angehöriges wäre; wollten wir den Schatz von Dichtungen dieser Art, den die deutsche poetische Literatur seit Bürger sich erworben hat, durchgehen, so würden wir gar viele finden, die sich mehr zur Ballade neigen, ja manche, die bloß Ballade sind: die bewußte und bestimmte Unterscheidung dieser Dichtungsarten jedoch in die Darstellung des Natürlichen oder Sittlichen, welche für uns als eine geistig innere auch die bestimmteste zu seyn scheint, ist, in Theorie und Praxis, erst unserer Zeit aufbehalten.

Da die Ballade, wie wir sie charakterisiren, des besondern romantischen Zaubers poetisch verklärter Sinnlichkeit entbehrt, so hat der Dichter vor allem darauf zu sehen, daß er sittliche Handlungen nur nach vorausgegangener poetischer Empfindung Gestalt gewinnen läßt: die Handwerkerei würde sich hier noch mehr rächen als in der Romanze, und statt geistiger Poesie nur die platteste Prosa hervorbringen. Auch Platen hat die Klippe der Prosa nicht immer glücklich umschifft, wovon „Gambacorti und Gualandi," und „Alexius" den Beweis geben.

Sodann hätte sich der Balladendichter besonders vor einem Mißgriff in der Form zu hüten, welche hier, dem Gegenstande gemäß, ernster, rubiger, einfacher seyn müßte, als bei der Romanze. Platen hat dieß meistens beobachtet, und sich, unserem Gefühle nach, nur einmal vergriffen in der Erzählung von „Zobir," wo die lebhafte Form nur zu dem Inhalt der zwei letzten

Strophen paßt. Diese neue Unterscheidung der Romanze und Ballade, verglichen und versöhnt mit der bisher angenommenen, verdiente wohl eine eigne Abhandlung, welche wir selbst gerne liefern würden, falls wir von außen einige Aufmunterung dazu erhielten. Für jetzt schließen wir diese Andeutungen mit der Bemerkung, daß das Höchste in diesem Genre geleistet werden müßte, wenn ein sittlicher Stoff in so romantischen Verhältnissen gefunden wurde, daß der Dichter die Glut der Romanze mit der Hoheit der Ballade in einem Gedicht vereinigen könnte. Solche romantische Balladen im höchsten Sinne — den Theoretikern des Untergangs deutscher Dichtkunst sei es gesagt — sind der Folgezeit aufbehalten, und diese wird sie neben den eigentlichen Balladen ohne alle Frage ausgebären, obwohl nur in geringer Anzahl, wie es bei solchen Gnadengeschenken nicht anders zu verlangen ist.

Hat nun **Platen**, soviel er es vermochte, in den Balladen das Edle der Vergangenheit geehrt, so sucht er das Schöne und Edle der Gegenwart zu ehren in den Oden und Hymnen.

Diese lyrische Gattung war dem Genius des Dichters, wie wir ihn bisher kennen gelernt haben, am angemessensten, und in der That hat er auch in ihr seine vorzüglichsten Blüthen getrieben. Zwar finden sich auch in den Oden prosaische Herbigkeiten, Selbstgefühls-Raritäten, verliebte Aeußerungen, die sich auch in horazischen Versmaßen nicht erfreulich ausnehmen wollen, und hie und da etwas gezwungene Wortfügung: sehen wir jedoch über diese Menschlichkeiten hinweg, so bleibt uns ein Schatz von männlicher Poesie übrig, den wir um

so mehr anerkennen müssen, als er in einer Form niedergelegt ist, welche, in dieser bewußten Weise behandelt, unserem Dichter allein eigen geblieben ist. Ohne zu verkennen, was von Klopstock und seinen Schülern gethan worden, was in neuerer Zeit Hölderlin hierin geleistet hat, müssen wir doch Platen das Verdienst zugestehen, diese für gewisse Stoffe gemäßesten, mithin unersetzlichen Formen in eigentlicher bewußter Reinheit für die deutsche Poesie erobert zu haben. Er hat zuerst gezeigt, zu welchem rhythmischen Wohllaut die deutsche Sprache, wenn sie ein Meister behandelt, verarbeitet werden kann, und diese Wirksamkeit allein müßte ihm einen unsterblichen Namen in der Geschichte der deutschen Dichtkunst sichern.

Betrachten wir diese Oden nach ihrem Inhalt, so werden wir sehen, daß er meistens ein der edeln Form gemäßer und würdiger ist. Es besteht derselbe vornehmlich aus Lob und Preis des Lieblichen und Hohen der Erde, und diese Verherrlichung ist eben die eigentliche Aufgabe der höhern Ode.

So singt nun unser Dichter den Preis schöner Natur, und gibt uns zierlich-liebliche Landschaftsbilder, in der „Einladung nach Sorrent" und andern. Er verherrlicht ferner große Erscheinungen in Natur und Kunst, und weiß durch empfundene Darstellung derselben gewaltige Bilder vor uns erstehen zu lassen, erhabene Gefühle in uns zu erregen. Er gedenkt bei den Werken der Vergangenheit, die sich dem „wandernden Rapsoden" darstellen, mit Verehrung der Vorzeit, und bringt durch Gemälde und ernste Gedanken den Leser zu tief-poetischer Auffassung derselben. Sodann läßt er das Lob schöner

Gestalten, schöner Lieblinge erschallen, wobei ihm sehr erfreuliche Gemälde gelingen, wenn er sich in dem zarten Kreis reiner Schönheitsliebe hält. Aber wie oben schon angedeutet, dieser edle Dichter konnte doch auch hier dem Zauber des Verbotenen nicht entgehen, und mußte ihm, anerkennend, seinen weichlich poetischen Zoll abtragen. — Bei Gelegenheit des Verfänglichen gedenken wir auch eines kleinen Gedichts, „der Thurm des Nero," wo uns die Poesie bacchantischer Zerstörungslust fühlbar gemacht wird. Es gehört nun allerdings mit zur Aufgabe der Poesie, auch den Reiz des Negativen zur Empfindung zu bringen, dieses muß aber mit dem Bewußtseyn der Stufe geschehen, welche das Negative einnimmt, und immer muß dasselbe in seinem diabolischen Verhältniß zu dem göttlich Positiven festgehalten werden.

Im höhern Sinne wohlthätig wirkt gegen Dichtungen dieser Art die edle Auffassung trefflicher Freunde, so wie das Gefühl einer in gemeinschaftlichem höherem Streben sich bethätigenden Männerfreundschaft, welches mehrern Oden zu Grunde liegt. Ferner die Würdigung großer Künstler, großer Dichter, großer Helden und Herrscher. Unter diesen ragen hervor der Dichterfürst Göthe, der Kriegsfürst Napoleon und der Friedensfürst Ludwig von Bayern, von denen jeder, besonders der erste und der letzte, seinem eigenthümlichen Werthe nach auf die würdigste Weise verherrlicht wird. An die Darstellung großer Persönlichkeiten reiht sich die Darstellung großer Verhältnisse, wie sie von Personen, die in ihnen stehen, empfunden werden müßten. Der Dichter erscheint hier (z. B. in der „Wiege des Königs

von Rom*) als Verewiger hoher Gefühle, die in dem Herzen dieser Personen selbst nur in einzelnen Momenten so lebendig hervortreten können.

In einer solchen Reihe von Preisgesängen muß es dem Dichter vergönnt seyn, auch sein eigenes Thun und Streben zu feiern; wo dieses in freiem Ernst geschieht, kann es auch nur zur Erhebung des freundlichen Lesers wirken. Platen hat, wie begreiflich, diese Selbstfeier, die wir nicht tadeln, keineswegs versäumt. Edler erscheint er uns jedoch da, wo er seine Tendenzen in der bescheidenen Weise des Wunsches ausspricht, wie in der Ode „in der Neujahrsnacht," und besonders liebenswürdig, wo er sein wanderndes Dichterleben vergleicht mit dem eines Besitzers von Land und Gütern, oder einer edeln, höhere Geselligkeit fördernden Hausfrau, wie in den Oden „an Marco Saracini" und „an die Gräfin Pieri von Siena." Das schöngemäßigte Selbstgefühl, das hier sich ausspricht, das sanfte Glücksgefühl, mit Ergebung und Bescheidung, wird jedes zarte Gemüth mit Rührung erfüllen.

Wir haben bisher den Dichter nur als Verherrlicher des Reizenden, Schönen und Großen gesehen; wer aber dieses in der Welt zu schauen vermag, dem wird sich auch das Weh des Lebens, das Gemeine und Schlechte nur um so lebhafter aufdrängen, und er wird seinem beengten Herzen in klagenden und entrüsteten Worten Luft machen müssen. So sehen wir in mehrern Oden den Jammer der Menschheit überhaupt mit grellen Farben gemalt, die Gemeinheit der Zeit, die Schlechtes erhebt und Gutes mißkennt, bitter getadelt, meineidige Tyrannei mit prophetischer Feuerrede gebrandmarkt. In

der Bestrafung des Hochmuths und der Treulosigkeit besonders erfüllt Platen eine der wichtigsten Pflichten des Dichters: durch poetischen Nachweis der Verwerflichkeit jeder Art von Tyrannei und Ungerechtigkeit nämlich die Gemüther der Großen und des Volkes soviel wie möglich davon abzuschrecken. Mit dieser Rüge geht Hand in Hand der Preis einer edeln bürgerlichen Freiheit, deren Gefühl ihn zu den leuchtendsten Strophen begeistert, z. B. in der Ode „an Karl den Zehnten." Höchst erfreulich muß auch jedem ächten Deutschen das Herz für Deutschland seyn, welches er in mehrern Oden beurkundet. Wir müssen auch dieß für ein schönes Zeichen der Zeit ansehen, deren Dichter es immer mehr begreifen werden, daß eine edle, freie Vaterlandsliebe eines der würdigsten Elemente der Dichtkunst ist, und daß der poetische Cultus derselben dem In- und Ausland nur zur Erbauung und Bereicherung gedeihen kann.

So viel Gutes, so viel Preiswürdiges läge nun für uns in dieser vorzüglichsten Parthie der lyrischen Producte unseres Dichters, wir dürfen aber nicht hoffen, daß die Mehrzahl der Leser eben so viel darin finden werde. Denn zum Genuß dieser Gedichte gehört eine eigenthümliche Anlage und Bildung, die nicht Jedermanns Sache ist, und die Ode Platens „Loos des Lyrikers" enthält eine tiefe Wahrheit:

„. . . . . Es gesellt sich ihnen
Selten freundschaftsvoll ein Gemüth und huldigt
Körnigem Tiefsinn."

Sicherlich! Aber möge sich ein solcher Lyriker damit trösten, daß gerade die tüchtigern Geister sich zu

ihm hingezogen fühlen, daß diesen bei mehrmaligem Lesen immer mehr Erfreuliches sich enthüllt; daß die Zeit selbst vorschreitet, und ihnen in regelmäßiger Steigerung immer mehr „körnigem Tiefsinn huldigende" Freunde hervorbringen und erziehen wird. Ein besonderer Reiz dieser Oden liegt für den Kenner in der klassisch edeln Haltung, und in der griechisch-römischen Hülle, welche über die besten davon ausgegossen ist. Diese machen wirklich jenen reinen und hohen Eindruck auf den Empfänglichen, den wir von verwandten Kunstwerken der Alten erfahren.

Noch majestätischer als die Oden muthen uns aber die Hymnen an, die uns große Bilder und Sprüche in einer Sprache vorführen, welche wie ein breiter, prächtiger Strom an uns vorbeirauscht. In der vorzüglichsten der drei hier abgedruckten Hymnen, dem „Abschied von Rom," wird der Leser durch ein Labyrinth von großartigen Scenen der Vergangenheit und Gegenwart in ein freies Naturparadies geführt, und die genossenen Ansichten verleihen sofort diesem den tiefen und ernsten Gehalt zu doppeltem Genuß des befreiten Lesers.

Was wir von den noch ungedruckten Hymnen zu Gesicht bekommen haben, rechtfertigt vollkommen die Ansicht des Dichters, der seine Leistungen in dieser Gattung selbst für das Beste erklärt, was er je hervorgebracht habe. Sein Sinn für das großartig Schöne brachte hier Schöpfungen hervor, aus denen pindarischer Geist uns entgegenströmt, die bis jetzt einzig in der deutschen poetischen Literatur sind, und es wohl noch einige Zeit lang bleiben werden.

Derselbe klassisch reine Hauch, wie in den Oden

und Hymnen, weht auch in den Idyllen, die unser Dichter wieder in Verse kleidete, wie sie nie vor ihm erklungen sind. Die drei ersten enthalten treue, farbige, feine Gemälde italienischer Natur und italienischen Volkstreibens, untermischt mit Gedanken und Ausrufungen, welche besonders den beiden letztern einen odischen Charakter verleihen. Diese Idyllen unterscheiden sich von ähnlichen Oden nur durch sanfteres Feuer und ausführlichere Gemälde. Man könnte sie subjective Idyllen nennen. Eine objective Idylle dagegen ist „der Hirte und die Winzerin," ein, wenn man will, zierlicher Dialog, der aber doch der eigentlichen idyllischen Innigkeit und Naivität entbehrt. Wir sehen an diesem Beispiel, wie edlere Haltung nur da etwas ist und sagt, wenn ein wirklicher Gefühlsgehalt zurückgehalten wird. Ohne diesen ist sie leere Steifheit, an welche das etwas vornehme, kritisirende Wesen dieses Paars wenigstens streift. Auf diesen Dialog folgt ein poetischer Brief „an Rumohr," horazisch, artig, interessant. „Philemons Tod" neigt sich zur Ballade. Für den bloßen Romantiker ist diese höchst einfache Erzählung freilich nichts; auf den klassisch Gebildeten aber macht der edelsterbende Dichtergreis einen sanft bewegenden Eindruck. Die letzte Idylle, „das Fischermädchen in Burano," ist zugleich die beste. Die edle Sprache des Mädchens ist durch schöne Liebesinnigkeit belebt, und die eingewebten Sagen gießen einen gewissen romantischen Reiz über das Ganze aus. Der Leser dieser Idyllen wird, wenn nicht mit reichen, doch mit reinen Eindrücken zu angenehmer Fortwirkung entlassen.

In den Epigrammen erscheinen zum Schluß noch

alle charakteriſtiſchen Züge und Neigungen des Dichters wie in einem Auszug zu beſſerer Ueberſicht zuſammengefaßt. Hier wird nun vor allem die Nothwendigkeit, die Herrlichkeit vollkommener Form ausgeſprochen, vielſchreibende Stümperei mit Entrüſtung fortgewieſen, und die ſtrebende Dichterjugend mit Wärme zu treuem Kunſtfleiß aufgefordert. Sodann erſcheint der Autor als poetiſcher Recenſent der Alten und Neuen. Da erwerben ſich den Ehrenkranz die Griechen, deren eigenthümliche Vorzüge er, wie aus allem Obigen begreiflich, aufs wärmſte zu empfinden und zu würdigen verſteht. Auch das Große und Schöne an poetiſchen Schöpfungen der mittlern und neuern Zeit wird ſehr beſtimmt und ſicher hervorgehoben, und von dem Niedrigen, Gemeinen und ſcheinbar Guten mit dem feinen Geſchmack eines kunſterfahrenen Kenners unterſchieden. Dabei macht er manche wahre und zeitgemäße Bemerkung z. B. über Schattenſeiten an Shakespeare (deſſen poſitive Seite er aber wohl nicht ſo tief hat empfinden können, wie die der Griechen), und über eine Unart Schillers in Betreff unnöthiger und am Ende unwahrer Liebſchaften in ſeinen Dramen. Charakteriſtiſch für den Tendenzdichter iſt, daß er Leſſings „Nathan" für die beſte deutſche Tragödie erklärt. Begreiflich! die Tugenden dieſes Werks wußte er mit aller Begeiſterung eines Verwandten aufzufaſſen, und die Mängel daran, vornehmlich der Abgang dichteriſcher Lebensfülle, waren ihm, dem Verwandten, nicht fühlbar.

Nach dieſen Gloſſen nennen wir die Natur-Epigramme, theils höchſt einfache ſtatiſtiſche Notizen, bloße Striche, theils ausführlichere Gemälde, manche mit Gefühl aus-

gestattet, ans Elegische streifend; dann die Kunst-Epigramme, verherrlichend, würdigend, unterscheidend in der von ihm bekannten Weise eines reifen Männergeschmacks.

Auch als Verherrlicher der Freiheit und gefallener Freiheitshelden, als Verfolger der Tyrannei erscheint er hier wieder, und zwar so energisch, aber auch manchmal so herbe wie in den Gelegenheitsgedichten und den Oden.

Wir haben hiemit vorzugsweise den Inhalt dieser Epigramme bezeichnet. Sehen wir nun auch die Form, die Gestalt derselben genauer an, so haben wir allerlei an ihnen auszusetzen. Es sind zwar in dieser Sammlung manche spitzige, viele im griechischen Sinn anmuthig bedeutsame, und als mehr elegisch wirken besonders die venetianischen wohlthätig; viele aber sind trocken und frostige, salzlose Bemerkungen, wie sie höchstens prosaisch in Reisetagebüchern stehen dürften. Der Dichter ist durchaus nicht von dem Vorwurf freizusprechen, daß er das, was er prosaisch gesehen und gedacht hat, ohne die poetische Gestaltung abzuwarten, flugs zu Epigrammen verarbeiten wollte. Die Distichen „Volterra — Napoleons Landhaus auf Elba — Dom zu Treviso" sind nun wirklich trivial, und es ist fast unbegreiflich, wie ein Dichter, der sonst sehr nach Eigenthümlichem strebt, dergleichen Gemeinplätze und Nichtigkeiten abdrucken lassen konnte.

Daß Platen nicht vergessen hat, auch hier von sich selber zu reden, ist in Epigrammen, dem eigentlichen Tummelfeld poetischer Polemik, natürlich und löblich. Seine Aussprüche würdigen Selbstgefühls, gegenüber den Schmierern und Pfuschern, haben unsern vollkommenen Beifall; leider aber ist er dabei nicht immer geistig-

frei geblieben, und hat sich einerseits zu unfreiem Prahlwesen, anderseits zu unfreiem Schelten seiner Widersacher hinreißen lassen, welches beides, als prosaisch, auch auf seine Freunde (wenn sie unbefangen bleiben) nicht erfreulich wirken kann.

In dem vorletzten Epigramm sucht er den Vorwurf des Selbstlobs dadurch zu widerlegen, daß er behauptet, er habe bloß den göttlichen Genius gelobt, welcher ihn, den geringen Sterblichen, zuweilen besucht habe! Diese sophistische Selbsttäuschung macht besonders in der naiven Weise, wie sie gegeben ist, einen fast komischen Eindruck auf den ernsthaften Leser. Wir müssen dieß sogleich wieder zu vergessen suchen, und schließen unsre Bemerkungen mit dem herzlichen Lob des letzten Epigramms, in welchem der Scheidende der „erzeugenden und ernährenden Mutter Erde" aus Pietät seine Gedichte verwacht: ein eigenthümlicher, schöner, rührender Gedanke, der des besten griechischen Gnomikers würdig wäre.

Sollten wir nun zum Schluß unsre Ansicht von der Eigenthümlichkeit Platens mit einem Wort aussprechen, so würde dieses dahin lauten, daß diesem Dichter von der Natur mehr ein Streben nach großen Leistungen als eigentliche poetische Lebensfülle dazu gegeben worden sei. Aus diesem Mehr und Minder erklären sich seine Dichtungen von Anfang bis zu Ende am bequemsten.

Es erklärt sich daraus vor Allem, daß dieselben weniger Besitz, Genuß, That enthalten, als Drang, Wunsch, Versprechung. Die letzteren spielen bei Platen wirklich eine auffallend größere Rolle, als bei irgend einem andern Dichter. Es erklärt sich ferner da-

raus die Vollkommenheit der Formen, die wir bei Platen treffen, und die Mannigfaltigkeit derselben. Wer an sich den Abgang überschwänglicher Fülle gewahrt, der wird, sofern er ein Strebender ist, das Höhere, welches ohne dieselbe erreicht werden kann, eine vollendete Form nämlich, früher herzustellen suchen als der reicher Begabte. Geübt jedoch in der Handhabung des Wortes wird der Strebende nacheinander an die Bearbeitung aller Formen gehen, und von den leichteren stufenweise zu den schwierigeren und schwierigsten aufsteigen. Dabei erwächst ihm der große Vortheil, daß er die Manier vermeidet, in welche derjenige ohne Gnade verfällt, der sich immer in einem Kreise bewegt. Platen hat das wohl gefühlt, und sich in einem Epigramm sehr beachtenswerth darüber ausgesprochen. Dasselbe lautet:

Ohne beständige, stets fortschreitende, mächtige Bildung
Wird der moderne Poet nie der Manier sich entziehn:
Wer oft recht volksthümlich und deutsch in Gedichten zu seyn meint,
Eh' er die Hand umdreht fällt er in leere Manier.

Wer sich nun die Vollendung der Formen so angelegen seyn läßt, wird immer mehr ihr Herrliches empfinden; es wird in ihm endlich eine wahre Begeisterung entstehen, in welcher er die Form in ganzen Gedichten oder in einzelnen Strophen, so oft es angeht, zu feiern sucht. Platen liefert überall Beweise davon. Mit dieser Neigung aber hat er ein unmittelbares Verhältniß zu allen schönen, vollkommenen Formen außer sich; er wird an den Dicht-, Bild- und Bauwerken der Alten und Neuen, wie an Naturbildern und Menschen diese

Seite vor Allen zu würdigen vermögen. So erklärt sich bei Platen einerseits der Sinn für Schönheit als Idee, für klassisch edle Haltung in Kunstwerken aller Art, und seine Vorliebe für die Alten, wenn man will für die Leistungen des Heidenthums, anderseits hängt damit zusammen seine Neigung zu schönen Knaben und seine Lust an dem Aufenthalt in Italien.

Den Strebenden, der sich weniger im Besitz und Genuß inneren Reichthums zufrieden stellen kann, charakterisirt ferner eine gewisse Sucht nach Anerkennung von außen, eine schnellfertige Empfindlichkeit gegen Tadel, in welcher sodann unfreigrimmige Worte gegen die Recensenten geschleudert werden. Ueberhaupt ist demselben eine gewisse Unfreiheit der Empfindungen eigen, welche es gar zu ernsthaft meint, und darum an vielen prosaischen Herbheiten Schuld wird. Der im Besitz Sichere dagegen versteht mit seinen problematischen Empfindungen mehr zu spielen, seine tiefen und ernsten freier zu hegen, und beide sonach gerechter, d. h. mehr nach ihrem wahren Werthe darzustellen. Nicht leicht wird es diesem begegnen, daß er z. B. in Aeußerungen von Selbstgefühl bloß Aufrichtigkeit, eine Tugend, sieht; er wird auch, in bewußtem Geschmack, das Taktlose der unbedingten Aufrichtigkeit hiebei fühlen, und diese in seinen Schriften ebenso vermeiden als in der Gesellschaft. Der im Besitz Freie steht über seinen Eigenschaften und Neigungen, und weiß somit die Licht- und Schattenseiten derselben sicherer und reiner zu schauen und zu würdigen. Das Gegentheil finden wir nicht selten in den besprochenen Gedichten; wobei aber nicht gesagt seyn soll, daß unser Dichter dabei geblieben sei.

Denn wer strebt, der erstrebt auch etwas. Ein wahrhaftes Streben wird schon in den ersten Stadien dadurch belohnt, daß sich in glücklichen Momenten mit dem Willen Empfindungsfülle gattet, und aus diesem Bund ächtpoetische Schöpfungen hervorgehen. Wir haben dieß bei Platen getreulich nachgewiesen. Der Hauptlohn männlichen Strebens aber besteht darin, daß dieses endlich in die Region des Sittlichen geführt, und so zu dem Höheren und Edleren in ein unmittelbares Verhältniß gesetzt wird. Das Streben, das Suchen und Ringen selbst ist schon ein Sittliches; da kann es nun nicht fehlen, daß der strebend Sittliche endlich sich als solcher gewahrt, daß er auf dieser Höhe das Sittliche von dem bloß Natürlichen bestimmt unterscheidet, und nun in das Wesen desselben immer tiefer hinabdringt. Damit aber ist ihm ein neuer Quell der Begeisterung aufgegangen, der für ihn frischer und reicher strömt als der Quell des Natürlichen, weil er mit seinem eigentlichen Dichten und Trachten inniger zusammenhängt. Was ihm die Natur sparsamer zugemessen, hat der Strebende sich hier in höherer Weise errungen und erkämpft, und kann mit ihm als seinem verdienten Eigenthum schalten. In der Verherrlichung des Sittlichen im weitern Sinne, wo es alles Männliche, Tüchtige, Große und Hohe einschließt, wird er Dichter im wahren Sinne des Worts, ein ächt begeisterter Verkündiger großer Gedanken und Gefühle.

Wir haben oben schon nachgewiesen, daß bei weitem das Vorzüglichste, was Platen geleistet hat, in dem Gebiet des Sittlichen liegt. Dieses ist seine Liebe, seine Poesie. Darum sind auch seine letzten Producte,

wo er mit der innern und äußern Erfahrung, die dem Strebenden zukam, das Sittliche mehr bereichern und beherrschen lernte, seine vollendetsten, seine wirksamsten. Denken wir uns zwei Dichter, jeder in seiner Weise mit reicher poetischer Naturfülle ausgestattet, der eine aber mit, der andere ohne entschiedenes Streben nach Höherem. Der Letztere wird zuerst in seinem Kreis Vorzügliches leisten, aber, fortdichtend, allgemach in Manier versinken und dem Dämen todter Werke verfallen. Der Erstere dagegen wird, immer sich erneuend, nach vorzüglichen Leistungen im niederern Kreise, fortschreiten zu vorzüglicheren im höhern und höchsten Kreise, ein stets lebendiger Schöpfer. Zwischen diesen beiden ließe sich ein Dritter denken, der, von der Natur an Fülle minder ausgestattet, mit dem Ersteren das Streben nach Höherem theilte, und wie dieser, sich vervollkommnend, von einer Stufe zur andern fortginge. Ein solcher ist Platen. In die Reihe der allerersten poetischen Häupter der Menschheit ist er nicht zu stellen, aber gleich nach ihnen darf er seinen wohlverdienten Platz einnehmen. Platens Leistungen müssen wir, eben weil sie mehr aus treuem Kunstfleiß hervorgegangen sind, mit um so höherer Achtung anerkennen. Er hat aus sich gemacht, so viel er aus sich machen konnte, hat, stets fortschreitend, in Form und Gehalt neue Bahn gebrochen, neuen Schacht geöffnet, und ist somit künftiger Dichtkunst ein nicht genug zu schätzender Vorbereiter und Vorarbeiter geworden. Wenn wir im Laufe der Beurtheilung mehrmals als liebloser Tadler erscheinen mußten, so nehmen wir jetzt im Gefühle seines reinen großen Werthes mit

Dank und Verehrung von ihm Abſchied, und empfehlen ihn allen Strebenden mit als einen der beſten poetiſchen Führer zu den höheren Richtungen, welche unſere Zeit immer entſchiedener und beſtimmter einzuſchlagen hat.

Gedichte von Ludwig Uhland.

In dem poetischen Vorwort, das durch Form und Inhalt den reifen Künstler bezeichnet, hat Uhland selbst die Licht- und Schattenseiten der folgenden Sammlung mit würdig bescheidener Offenheit angedeutet; unsre Kritik soll nun, diesen Andeutungen folgend, das Gute und minder Gute bestimmter und genauer unterscheiden, und auf diese Weise, wie wir hoffen, zum besseren Verständnisse dieser Gedichte allerlei Neues und Beherzigenswerthes beibringen. Wir erklären den Freunden des Dichters von vorn herein, daß wir einen strengen Maßstab anlegen werden; denn es handelt sich hier nicht davon, einen verkannten Dichter zu empfehlen, sondern in die Werke eines mit Recht allgemein anerkannten und geliebten Autors eine klarere Einsicht zu vermitteln. Und die Meister haben sich von jeher zu den schärferen Unterscheidungen hergeben müssen, welche zu Nutz und Frommen ästhetischer Erkenntniß immer neu wieder zu machen sind.

Der Dichter Uhland gehört der neuern romantischen Richtung an, die mit den Gebrüdern Schlegel beginnt. Das seelisch unendliche Leben sehnsüchtiger, schwärmender Gefühle gab ihm Stoff zu seinen ersten Liedern, und ob sich späterhin auch noch andere Elemente

in ihm ausbildeten, so ist doch das Romantische der eigentliche Charakter seiner Poesie geblieben. Da er aber, begabt mit feinem Künstlersinn, der ihn nie in Weitschweifigkeiten sich verlieren ließ, in seiner Weise zu immer reineren Gestaltungen fortschritt, so ist er für uns ein wahrer Repräsentant romantischer Lyrik geworden, an welchem wir das Schöne so wie das Verfängliche dieser poetischen Richtung am deutlichsten gewahr werden können. Wir sagen das Verfängliche; denn die Gefahren, die der einer Richtung drohen, sind auch dem Gesunden und Klaren nahe gelegt, und auch er wird sie bei aller seiner Vorsicht nicht immer glücklich umgehen können.

Gehen wir in diesem Sinne die Lieder unseres Dichters durch, so stellen sich uns sogleich die zwei verschiedenen Seiten romantischer Lyrik dar, und zwar, wie natürlich, die Schattenseite zuerst. Der jugendliche Dichter konnte am wenigsten den nächstliegenden Abweg vermeiden, von dem Romantischen nämlich in das Phantastische zu gerathen, und so hat er denn in der einen Parthie seiner ersten Lieder statt seelisch verklärter Wirklichkeit nur mehr oder minder phantastische Bilder gegeben, wie sie in jugendlichen Seelen aufzusteigen pflegen. Zwar tragen auch diese Bilder das Gepräge der angebornen Feinheit und Klarheit des Dichters, und die Gleichgestimmten mögen von der Art, wie hier Naturscenen aufgefaßt, jugendliche Vorsätze ausgesprochen, wie der Harfner, der alte König, der Arme, Gärtner, Mönch und Schäfer vorgeführt sind, höchlich erbaut werden; der Reife dagegen, der sich nicht so geschwind hinreißen läßt, sieht neben den Vorzügen der Kürze und Glätte

auch die Mängel dieser Dichtungen, und kann ihnen darum nur ein sehr bedingtes Lob zollen. Diese Mängel bestehen nun an diesen und ähnlichen Liedern theils in einer gewissen weichlichen Ueberspannung, theils in zu großer und bloßer Kläglichkeit, da dem Leser der nackte Jammer des Lebens zu empfinden gegeben wird ohne die Versöhnung poetisch erhebenden Gefühls (wie z. B. in dem Lied „auf einen verdungenen Dichter"), theils aus jener Unwahrheit, welche dadurch entsteht, daß der junge Dichter dem Jäger, dem Mönch und Schäfer seine Empfindungen leiht, und diese sodann Dinge sagen läßt, die ihnen in Wahrheit nie in den Kopf kommen können und dürfen.

Wir wissen nun wohl, daß den Gedichten der ersteren und letzteren Art ein sehr lebhaftes Gefühl zu Grunde liegen kann; dieses Gefühl ist aber ein phantastisches, wenn man will, ein krankes, und die Dichtkunst sollte dergleichen nie mehr zu Worte kommen lassen. Wir haben besonders deßwegen diese Mängel an den ersten Uhlandischen Liedern so bestimmt hervorgehoben, damit sich jüngere Dichter, wie so vielfach geschehen, nicht noch fernerhin an diese jugendlich schwache Seite des Meisters halten mögen, und endlich der romantische Unfug aufhöre, daß phantastische Bilder, die aller subjectiven und objectiven Wahrheit ermangeln, in Gedichte verwandelt werden. Die Dichtkunst unserer Zeit hat die Aufgabe, die Gegenstände immer mehr zu empfinden und darzustellen, wie sie sind, nicht wie sie ein empfindsames Gemüth sich einbildet; Natur und Geschichte müssen studiert, die rein erkannten Erscheinungen sodann in poetischer Empfindung verklärt werden, wenn das wahre

Heil der Dichtkunst erblühen soll. — Haben wir nur diese eine Parthie der Uhlandischen Lieder im Auge, so können wir dem alten Göthe das Urtheil nicht so ganz verdenken, welches er im Gespräch mit Eckermann über dieselben hat ergehen lassen. Solche Bilder und Empfindungen lagen freilich unendlich weit hinter dem edeln Dichtergreis zurück, und konnten ihn weniger erbauen, als irgend einen andern Leser. Wir mögen es ihm auch nicht anrechnen, daß er in der Mißstimmung, die durch das Phantastische und Schwache dieser Lieder in ihm erregt worden, die guten und vortrefflichen übersah, deren Wesen ihm eben damals auch entfremdet war. Aber gerade darum ist es unsre Pflicht, diese andere Parthie um so bestimmter und entschiedener hervor zu heben.

Sie zerfällt für uns in drei Abtheilungen: in die der eigentlich romantischen, weichen und süßen Lieder, in die der naiven, artigen und launigen, endlich in die der kräftigeren und männlicheren. In die erste Abtheilung stellen wir zuvörderst die Schilderung der „sanften Tage," die selbst wie ein poetisch sanfter Himmel auf uns wirkt, und das Gemüth in eine holde, weiche Ruhe versetzt. Ferner „Schäfers Sonntagslied," das, in festlichem Zauber, große religiös romantische Bilder durch die bescheidensten Mittel vor die Seele des Lesers ruft. In dem kleinen Gedicht „hohe Liebe" ist das Verhältniß irdischer zu himmlischer Lust wirksam ausgesprochen. Weltlich romantisch ist die „Nähe" und das süße Liedchen „Voradend." Diese beiden wissen das Gefühl zauberischer Situationen sehr anmuthig in uns lebendig zu machen. Im Gegensatz von der kindlichen Lust, die in dem letzteren athmet, sind die Frühlingslieder von sanfter

Schwermuth und weicher Hoffnung durchweht, und mögen in dem Empfänglichen wohl jene wundersame Mischung von Luſt und Wehmuth erregen, die uns an leiſt feiernden Frühlingstagen oft ſo ahnungsvoll überſchleicht. Hieher ziehen wir auch von den Wanderliedern das erſte, dritte, vierte und letzte, die durch ganz kurze Striche die Stimmung des Scheidenden, die Gefuhle des Gedenkenden, die Morgengenüſſe des Wandernden, und die bange Wonne des Heimkehrenden fein und lebendig malen. In dem Gedicht „auf der Ueberfahrt" wird ein geiſtiges Verhältniß zu abgeſchiedenen Freunden zart und ſinnig gefeiert; es bietet, in beſcheidener Weiſe, ſittlichen und romantiſchen Genuß zugleich. Den Schluß dieſer erſten Parthie bilden „Maienthau — Sonnenwende — der Mohn," wo das Verhältniß des reifen, ruhigen Mannes zu den ätheriſchen Erſcheinungen der Natur dargeſtellt wird, und das, was früher mit inniger Empfindung ergriffen wurde, nun ſanft und fein gewürdigt erſcheint.

Den Uebergang zu der zweiten Abtheilung vermittelt in den Reiſeliedern die „Abreiſe," in welcher Wehmuth und Laune, im Gegenſatz zu der barocken Manier Heine's, auf die gemüthlichſte und wahrſte Weiſe verbunden erſcheint. Dieſe ächte Herzensſtimme hat ganz nach Gebühr tauſendfältigen Anklang in deutſchen Gemüthern gefunden. Die Reihe dieſer zweiten Abtheilung ſelbſt eröffnet das artige Gedicht „der Entſchluß," wo die Zaghaftigkeit eines kindlichen Liebhabers mit heiterer Wahrheit dargeſtellt iſt. Dann folgen „Lauf der Welt — die Zufriedenen," die ſich mehr durch gemüthliche Naivität auszeichnen. Die „ſchlimme Nachbarſchaft — Bau-

ernregel," mehr epigrammatisch, wirken erfreulich. Nach diesen erscheint der nettverspottete „Recensent im Frühling," der lange Zeit ohne Nachfolger bleibt, bis endlich der poetische Wanderer in der „Einkehr" am Schlusse jene gefühlvolle Segnung ausspricht, welche von jeher in gleichgesinnten Gemüthern eine absolute Beistimmung sich erworben hat. Hieher gehört wohl auch das „Metzelsuppenlied," eine Regeneration des altdeutschen Spaßes, welcher aber freilich in den Gedichten eines modernen Poeten nicht so kräftig seyn kann als in den Volksliedern dieser Art. Ferner das erste Trinklied, das ebenso an Volksweisen erinnert. Zuletzt nennen wir noch die eleganten, zierlichen Gedichte: ein erotisches „seliger Tod," ein freundschaftliches „verspätetes Hochzeitlied," und ein gesellschaftliches „Ehelied." Das Element, welches diese belebt, tritt auch in späteren Dichtungen angenehm hervor. Wir haben in diese beiden Abtheilungen mehrere Liebeslieder gestellt; die Sammlung enthält deren noch einige, die uns aber minder auszeichnenswürdig erschienen sind. Bei den Liebesliedern überhaupt fällt uns auf, daß sie sich alle in einem gemüthlichen, spielenden Kreis halten, und niemals eine tiefere, stärkere Leidenschaft aussprechen. Es sind naive, traute, zierliche Worte, aber nicht ein einziges Lied ist von der Glut und Empfindungsfülle belebt, die wir z. B. in den Liebesliedern Bürgers und Göthe's treffen. Dieß nöthiget uns das Urtheil ab, daß Uhland zum subjectiven erotischen Dichter im eigentlichen Sinn nicht geboren war; wie ihm denn die höhere subjective Lyrik in anderen Gebieten ebenfalls fremd geblieben ist.

Bevor wir zur dritten Abtheilung übergehen, hatten

wir noch mehrere Gedichte zu nennen, welche die Wünsche und Klagen des Gereifteren aussprechen, „das Thal — Ruhethal — Abendwolken, Mailied — Klage — Rechtfertigung.“ Ohne die zarte Empfindung, die ihnen zu Grunde liegt, zu verkennen, so haben doch gewiß diese Lieder mit zu denen gehört, welche dem Altmeister Göthe, als zu matt, keinen Beifall abgewinnen konnten. Es fehlt ihnen das eigentliche poetische Feuer, mit welchem uns zarte Klagen allein süß erweichen oder heftige Schmerzensworte hoch erheben können.

Die wahre Poesie wirkt immer befreiend, indem sie eben entweder zu Ergebung oder zu Erhebung führt; bei diesen Liedern aber wird es dem Leser selbst einigermaßen schwach zu Muthe, und er bleibt an der bloßen Empfindung des Mangels kleben.

Diesen Tadel einer kleinen Verirrung unseres Dichters wollten wir deßwegen nicht unterdrücken, weil gerade diese Weise wieder ihre Nachahmer gefunden hat, und wir dadurch von fernerer Nachahmung gerne abschrecken möchten.

Mit Neigung wenden wir uns nun zu den kräftigen Stimmen, die aus diesen Liedern hier und dort heraustönen. Vor allem erschallt hier des „Knaben Berglied,“ ein im jugendlichen Sinn frischer, tüchtiger Gesang, der auch gleich bei seinem ersten Bekanntwerden die ihm gebührende Anerkennung gefunden hat. In den Gedichten „freie Kunst — Bitte“ sind Dichterangelegenheiten frank und wahr besprochen; wobei jedoch zu bemerken, daß in dem ersteren eigentlich eine gefährliche Aufforderung enthalten ist. Mancher möchte zu den kräftigen Liedern vielleicht auch das zweite „Trinklied“

rechnen; wir können dasselbe nicht in diesen Kreis zulassen, weil kräftiges Wesen in romantischen Bildern darin zwar intendirt aber nicht erreicht worden ist. Diese Bilder sind von dem Romantiker bloß zusammengetragen, keineswegs zusammen empfunden worden, und wir müssen das Lied zu der Parthie der phantastischen verweisen, dessen Sinn und Art von jungen Dichtern sorgfältig zu vermeiden ist. Erfreulicher sind in Hinsicht der wirklichen Empfindung die patriotischen Zeitgedichte, welche den Schluß der Lieder bilden. Als besonders wahr und erhebend zeichnet sich aus, die „deutsche Sprachgesellschaft," in welchem Gedicht der Verfasser mit den Worten:

„An deiner Sprache rüge
Du schärfer nichts denn Lüge,
Die Wahrheit sei ihr Hort"

den Nagel in der That auf den Kopf getroffen hat. Darauf kommt es eben hier an, daß nur wirkliche Gedanken und wirkliche Gefühle in Worte gebracht werden; und wer diese Treue gegen sich selber übt, wer mit steter Vorsicht alles Halbe und Zingirte von sich zurückweist, und nur Aechtes und Ganzes zu Worte kommen läßt, der muß zuletzt jene edle Reinheit, jenen reinen Adel erreichen, der den Gipfelpunkt einer gebildeten Sprache bezeichnet. Wie verhalten sich aber die meisten deutschen Redner und Schreiber zu diesem Grundsatz?

Die genannten Schlußgedichte bilden einen unmittelbaren Uebergang zu den „vaterländischen Gedichten," die wir jetzt betrachten wollen.

Wenn alle ausgezeichneten Lyriker der neuern Zeit darin übereinkommen, daß sie für eine würdige politische

Freiheit des Volks ihre Stimmen erheben, so charakterisirt es den gegenwärtigen besonders, daß er bei Gründung eines neuen Baues nach der Befreiung Deutschlands vorzugsweise das Alte, das Hergebrachte berücksichtigt.

„Und wie man aus versunknen Städten
Erhabne Götterbilder gräbt,
So ist manch heilig Recht zu retten,
Das unter wüsten Trümmern lebt."

Dieß ist seine Meinung, die offenbar in gewisser Weise mit dem Romantiker, dem Sänger alter Zeiten zusammenhängt. Hier wie dort weiß er das Alte mit Neigung zu umfassen, und ihm die beste und schönste Seite abzugewinnen. In wie weit nun das in politischer Hinsicht ersprießlich war oder nicht, haben wir hier nicht zu beurtheilen; wir betrachten die poetischen Producte dieser Gesinnung nur von dem ästhetischen Standpunkt aus. Da müssen wir denn sagen, daß in den „vaterländischen Gedichten" das Verhältniß des Volkes zum Fürsten in mannigfacher Weise, und besonders der Werth des „alten guten Rechts" in einer strengen, schlichten, oft etwas prosaischen, oft starken Sprache mit männlichem Freimuth dargestellt ist. Wie ernst es dem Dichter mit der Anpreisung des „alten guten Rechts" war, ersieht man besonders daraus, daß er immer wieder darauf zurückkommt, und dasselbe in verschiedenen Gestalten zu feiern sucht. Ueber zu wenig Ernst könnte also hier der Aesthetiker nicht klagen, allein wohl über zu viel, oder vielmehr wieder über bloßen Ernst. Der Verfasser verhielt sich auch zu diesen Gedanken und Empfindungen nicht frei, es ist seine hartnäckige politische Mei-

nung, die er uns gibt; deßhalb wirken diese Gedichte auch auf den Leser nicht befreiend, und vermögen ihn nicht über die Atmosphäre des Ständesaales zu erheben. Die höchste Aufgabe der Poesie ist aber, das Positive so zu geben, daß der Geist ungefesselt darüber schwebt, und es sodann nur um so reiner und wirksamer in sich aufnehmen kann.

Eine eigentliche Wohlthat sind nun aus allen diesen Gründen die „vaterländischen Gedichte" bloß für den Würtemberger, der von der Parthei des Verfassers ist, und etwa für verwandte Charaktere in andern Staaten; alle übrigen Leser werden davon nur Gelegenheit nehmen können, der consequenten Gesinnung des Dichters ihren Beifall zu bezeigen. Für den Deutschen ist eigentlich nur ein Gedicht da: „am 18. Oct. 1816," in welchem Rügelied Fürsten und Stände in einer starken Sprache an ihre Versprechungen und Pflichten gemahnt werden. Dieses hat bei der allgemeineren Wichtigkeit auch am meisten dichterisches Feuer. Wir mögen hieran am liebsten das hohe Lob knüpfen, das wir des Dichters ernster und warmer Theilnahme an den Zuständen der bürgerlichen Gesellschaft zollen müssen. Das wird nun fortan, wir müssen es auch hier wiederholen, eine der Hauptaufgaben der Dichtkunst seyn, durch objective Darstellung des edel Geschehenen, durch lyrischen Preis des edel Auszuführenden eine freie, würdige vaterländische Gesinnung unter dem Volke mit wiederherzustellen und lebendig zu erhalten. Der Dichter hat, wie für das würdigste Verhältniß des Menschen zu Gott, so auch für das würdigste Verhältniß zu Fürst und Vaterland immer wärmer und klarer seine Stimme zu erheben; wer deßhalb

nicht in sich politisch und philosophisch durchgebildet ist, der wird in der gegenwärtigen und der Folgezeit immer nur ein nebenläufiger Poet bleiben.

Nachdem wir in der letzten Parthie den strengen und herben politischen Sprecher kennen gelernt haben, tritt uns in den nächstfolgenden wieder der Dichter allgemein menschlicher Verhältnisse entgegen, und zwar der Hauptsache nach in jener reifen Zierlichkeit, auf die wir oben schon hingedeutet haben, die aber auch hier überall von einem gewissen romantischen Duft umhaucht ist.

Die erste dieser Abtheilungen, die der „Sinngedichte" beginnt mit artigen Kleinigkeiten, die einen sanft-angenehmen Eindruck hinterlassen, steigert sich durch Hinzukommen des Gemüthlichen zu trauten und lieben Artigkeiten (wie z. B. in „Traumdeutung — Antwort"), bis in dem „Nachruf" das Schmerzgefühl um die verlorne Mutter in der epigrammatischen Form nur zartgemildert erscheint. Allein auch in diese Sinngedichte hat sich wieder eines eingeschlichen, welches den Eindruck des bloß Klagfelizen macht, nämlich „Greisenworte." Aus schon öfters angeführten Gründen wollten wir auch hier den Mißgriff nicht ohne Rüge vorbeigehen lassen. Auf die Sinngedichte folgen die „Sonette," die sich besonders durch feine Arbeit auszeichnen, und mit den besten Beweis von dem klaren Kunstgeiste des Dichters liefern. Die schwierige Form erscheint hier von den ungezwungensten, natürlichsten Worten und Wendungen ausgefüllt. Der Inhalt aber besteht vorzugsweise aus eigenen, zarten, zierlichen Gedanken, die besonders hier mit einem gewissen romantischen Aether umwoben sind. Als den eigentlichen Charakter dieser Sonette könnten

wir das Sinnige bezeichnen. Dieſes tritt mehr ernſt und würdig in den freundſchaftlichen, beſonders in den ſchönen Sonetten „auf Gangleffs Tod,“ mehr lieblich und tändelnd in den erotiſchen Gedichten hervor. Die letzteren halten ſich wieder genau in dem oben von uns beſchriebenen gemüthlichen Kreis, und beſtätigen ſomit nur das dort von uns gefällte Urtheil. Das Erotiſche iſt unſerm Dichter immer nur ein ſchönes Spiel geblieben, in welchem er anmuthig tändelt, wie ſo mancher ihm hierin verwandte Troubadour und Minneſänger es gepflogen hat. Einige erotiſche Gedichte, die ſich ernſthafter anlaſſen, ſcheinen zwar unſerer Anſicht zu widerſprechen; ſehen wir aber tiefer hinein, ſo werden wir jedesmal den Manael an eigentlicher Liebesleidenſchaft gewahr, an deren Stelle wir bloß eine ſanfte Neigung antreffen. In dieſer Beziehung iſt uns beſonders das Sonett „Entſchuldigung“ intereſſant, wo wir erfahren, daß die wenige Gunſt, deren der Sänger in ſeinen Liedern ſich rühmt, nicht einmal vollſtändig ihm ertheilt worden iſt! Das Gedicht ſelbſt rechtfertigt freilich das Phantaſiren des erotiſchen Dichters, wozu dieſer ja ſo leicht verleitet wird, ſehr ſchön, mit zierlich-romantiſchen Vergleichungen; doch müſſen wir bekennen, daß uns auch in Liebesliedern Wahrheit über alles gehe.

Bei den „Octaven,“ die den Sonetten angefügt ſind, haben wir zu bemerken, daß die Vergleichung des Geſanges und des Krieges etwas materiell ausgefallen iſt, was freilich in der damaligen Zeit nahe lag. Eigentlich aber, dem Geiſte nach, ſind die Meiſter und Heroen ſich gleich, ob ſie in dieſem oder in jenem Fache zum Wohl des Menſchengeſchlechtes thätig ſind. Der

Meiſter im Geſang braucht vor dem Meiſter im Krieg nicht ſchamroth zu werden, und der Geſang iſt kein feiges Spiel, wenn der Dichter nicht zugleich auch die Lanze führt. Zwar kann es auch für den Sänger Pflicht werden, für ſein Vaterland zu fechten; doch iſt dieſes immer nur zufällig. Darum enthalten auch dieſe Octaven keine allgemeine, ſondern nur eine hiſtoriſche Wahrheit, als die Gedanken eines Sängers damaliger Zeit über ſein Verhältniß zum Kriegerſtande darſtellend. In dem Gedichte „Katharina" zeigt ſich uns zum letztenmal der politiſche Partheimann und zwar in einer Weiſe, gegen die wir wieder allerlei zu bemerken haben. Selbſtgefühl und Muth ſind gewiß ſchöne Eigenſchaften an dem Dichter, hier aber erſcheinen ſie doch ein wenig gar zu ſtarr. Dieſe Muſe braucht nun fünf volle Octaven zur Einleitung und Motivirung eines Lobes, das zuletzt, man möchte ſagen gnädig, einer vortrefflichen Fürſtin ertheilt wird! In der That, eine ſolche Frau hätte einen Hymnus aus vollem Herzen verdient. Wir ſehen nun wohl ein, daß dem Verfaſſer ſeine damalige politiſche Stellung einen ſolchen Hymnus gewiſſermaßen verbot, und laſſen dieſes Gedicht gern als ein ſehr charakteriſtiſches gelten; aber eben ſo wenig dürfen wir unterlaſſen, hier wieder auf jenen höchſten Standpunkt hinzudeuten, da der Sänger, frei von allen zufälligen Rückſichten, eine vortreffliche Perſon mit begeiſterter, reiner Verehrung preiſt. Dieſe Rückſichtsgedichte ſind mehr theoretiſch als genial, und können nicht in den eigentlichen poetiſchen Himmel zugelaſſen werden.

In den „Gloſſen" benützt ſchließlich der Romantiker ſeinen Witz, um den ſteifen, haarzöpfiſch-claſſiſchen Re-

censenten lächerlich zu machen, was ihm zur Erheiterung des Lesers sehr gut gelingt. Doch muß man bekennen, daß am Ende dieser Recensent bei aller seiner Bornirtheit doch auch nicht ganz Unrecht hat. Der Kundige möchte manches von ihm scherzhaft unterschreiben. Mit dieser letzten Parthie schließt sich die Reihe der subjectiven Dichtungen Uhlands; wir kommen nun zu den objectiven, den Balladen, Romanzen und epischen Fragmenten. Zwar steht vor diesen noch eine Abtheilung „dramatischer Dichtungen;" diese sind aber in der Gestalt, wie sie hier erscheinen, selbst nur dramatisirte Romanzen, d. h. Dichtungen, in welchen einzelne Situationen der Vorzeit zu romantischer Empfindung gebracht werden. Mit Ausnahme des caricirten „Ständchens" sind sie als Romanzen alle vortrefflich zu nennen. Schon in dem Fragment „Schildeis" versetzen uns die feinen Züge der Schilderung wie ein lebhafter Traum in das schaurigheimliche Gefühl einsamen Burg- und Waldlebens. Vollkommen befriedigend und nachhaltig aber wirkt die Dichtung „Normännischer Brauch." Hier ist ein höchstromantisches Ereigniß, gesund empfunden, mit ächten farbigen Strichen und klarer Kunst zu köstlichem Mitgefühl dargestellt. Von Seite der Reinheit und Ganzheit wird dieses Gedicht, so anspruchlos es an und für sich ist, immer als eines der besten Producte der romantischen Schule gelten. In ähnlicher Weise, durch wohlempfundne Situationen, durch klare, charakteristische, schöngemäßigte Darstellung erfreut auch das Fragment „Conradin," das als dramatisirte Romanze kein Fragment ist, sondern ein Ganzes, das den bestimmten hoffnungsreichen Zustand des edeln jungen Hohenstaufen rein mitempfinden läßt. Wir glauben

behaupten zu dürfen, daß der Verfasser die beiden Fragmente „Schildeis“ und „Conradin“ nur darum seiner Gedichtsammlung einverleibt hat, weil er fühlte, daß sie, wenn auch nicht dramatisch, doch als Romanzen in ihrer Art bestimmt und genügend wirken.

Bevor wir zur Beurtheilung der Romanzen selbst übergehen, möchten wir noch in Bezug auf die dramatischen Dichtungen eine Bemerkung machen, die nämlich, daß es eine fernere hochwichtige Aufgabe deutscher Dichtkunst sei, Zustände vaterländischer Vorzeit auch in den größern objectiven Formen des Epos und des Drama dem deutschen Volke wieder vorzuführen. Diese Bemerkung hätte nichts Neues, wenn wir nicht noch hinzufügten, daß dieß künftig in anderer Weise geschehen muß, als es im Ganzen bisher geschehen ist. Es gibt nämlich, wie schon oben angedeutet, zweierlei Arten, gegenwärtige oder vergangene Wirklichkeit poetisch darzustellen, einmal, daß man nach einem etwas oberflächlichen, allgemeinen Gefühl derselben sie sofort in ein Ideal verarbeitet, das man sich selber macht und vorspiegelt, das anderemal, daß man die Wirklichkeit ihrem wahren Wesen nach zu erfassen sucht, und sie erst, nachdem man sie durch Studium geschaut und begriffen hat, zu poetischer Verklärung kommen läßt. Es bedarf wohl keines besondern Nachweises mehr, daß die erstere Art nur ein Schattenvorspiel, und die letztere eigentlich die rechte und wahre sei.

Mit Ausnahme der möglichst reinen Visionen und Anticipationen der romantischen Schule, ist diese Auffassung der Vergangenheit durch die erstere Weise charakterisirt. Und so wäre denn zu hoffen, daß nach dem

Vorspiel die wahre Production, nach den Phantasien die poetisch-verklärte Wirklichkeit an die Reihe kommen werde. Bedenken wir, wie sehr gegenwärtig das Studium der Vorzeit erleichtert wird, wie Geschichte, Literaturgeschichte und Philosophie Hand in Hand einen Schleier nach dem andern von dem Gesicht der Vergangenheit lüften, wie der Geist der Zeit überhaupt immer dringender auf den Ernst der Wahrheit und Wirklichkeit hinweist, so wird uns diese Hoffnung keineswegs zu kühn erscheinen.

Den wahren historischen Weg, der in der Philosophie, so wie fast in allen andern Wissenschaften zum größten Heil derselben eingeschlagen worden, da man nämlich jede Erscheinung nach ihrem bestimmten Werth auf der Stufe zu begreifen sucht, welche sie in der Geschichte einnimmt, diesen Weg wird auch die Poesie wandeln, ohne Frage zu unberechenbarem Gewinn an Fülle und an Wahrheit.

Wir kehren nach dieser Abschweifung wieder zu unserem Dichter zurück. Wenn wir uns nach den obigen Darstellungen vergegenwärtigen, daß diesem das Gefühl des Romantischen, Sinn für Heroisches, Laune, klarer Kunstgeist, überhaupt aber mehr die stilltiefe Empfindung eines Zustandes als lyrisches Feuer gegeben war, so werden wir begreiflich finden, daß, wie umgekehrt Platen in der Ode und Hymne, so Uhland in der Romanze das Höchste seiner Poesie erreichen mußte. Wir sagen in der Romanze, indem wir unsern früher gegebenen Begriff damit verbinden. Denn obwohl manche dieser Gedichte an das streifen, was wir Ballade nennen, so ist doch bei weitem die Mehrzahl Romanze im eigentlichen Sinn, d. i. Darstellung, in welcher die Wirkung mehr von der

Empfindung, dem genial unbewußten Thun, dem leidenden Zuſtand, dem Schickſal ausgeht, als von einer bewußten, Trieb und Schickſal überwindenden ſittlichen Kraft.

Dieſe Romanzen ſelbſt ſind unter ſich wieder ſehr verſchieden, an Inhalt und Form, indem Uhland eben alle Zuſtände und Ereigniſſe, denen ſich eine romantiſche Seite abgewinnen ließ, in ſeinen Kreis zog, und ſie immer in gemäßer Form ausführte. Wir bekommen durch Unterſcheidung dieſer Gedichte eine ziemlich vollſtändige Gallerie romantiſcher Elemente überhaupt.

Die erſte Parthie, die wir betrachten wollen, enthält Darſtellungen jener menſchlich allgemeinen Zuſtände und Erlebniſſe, die durch die unendliche Empfindung der Sehnſucht, der Wonne und der Wehmuth im ſchönſten Sinne romantiſch werden. Unter dieſen ſind nach unſerer Anſicht die vorzüglichſten der Uhlandiſchen Romanzen. In „Goldſchmieds Töchterlein," das wir zuerſt nennen wollen, iſt die Erregung und Belohnung der heißeſten Liebesſehnſucht zu ſüßer Spannung und vollkommener Befriedigung des Leſers mit klarer Kunſt dargeſtellt. Aehnliches enthält „der junge König und die Schäferin," wo jedoch alles leichter, ſpielender gehalten iſt, und ruhig heitre Mitempfindung wirkt. In „Gretchens Freude" ſpricht ſich das Glücksgefühl der heimlich Geliebten im Sinn Klärchens innig naiv aus. Damit ſind aber die Auen der reinen Luſt durchwandert, und wir gelangen in die Region des Entbehrens und des Schmerzes. Hier nennen wir als Uebergang zuerſt „das Schifflein," wo durch die Wonne des Sichfindens und harmoniſchen Einklingens in zauberiſcher Situation die Wehmuth des Scheidens wunderſam durchblickt. Es iſt dieß eine wahre Le-

bensromanze, die in dem Empfänglichen die tiefste Empfindung dieser Seite des irdischen Daseyns rege macht. Wir bemerken dabei noch den höchstgemäßen Rhythmus, den der Dichter zu dieser Darstellung gewählt hat. Das entschiedene, zauberinnige Weh der Trennung zweier unbewußt sich liebender Herzen glüht dagegen aus dem „Abschied" heraus, der wieder auf jugendliche und jugendlich gebliebene Gemüther den schmerzlichsüßesten Eindruck machen muß. In diesen Romanzen sind die Zustände in der Seele des Dichters völlig zur Empfindung geworden, und er gibt diese rein wieder, ohne von sich sonst etwas Störendes hinzuzuthun.

Wir könnten hier auch die „Liebesklagen" nennen, wo das Weh der Entbehrung durch Laune gedämpft und zu leiser Wirkung dargestellt ist. Wie in diesen Gedichten die Laune, so erweist sich in den Romanzen „Entsagung — die Nonne" schmerzmildernd eine gewisse Ergebung, die übrigens, ganz gemäß, hier passiver Natur ist, und die Gedichte nicht aus dem Gebiet der Romanze herauszieht. Zu diesen gehört auch die ruhige, gehaltene Erzählung von der „Jungfrau Sieglinde." Unendlich innige und unglückliche Liebe ist in der „Mähderin" höchst rührend dargestellt, wogegen „der Wirthin Töchterlein" die Ewigkeit der Liebe, die Liebe über Tod und Grab in einer Romanzenweise feiert, die wir in ihrem andeutenden Wesen als unübertrefflich bezeichnen müssen. Durch ähnlich kurze Striche werden auch in den Sterbeklängen bewegende Situationen angedeutet.

Diese Reihe von Darstellungen süßer Lust und süßer Schmerzen wird beschlossen durch die fünf Romanzen der „Sängerliebe," in welchen der Liebesgeist der Troubadours,

den wir in ſeiner ſubjectiven Glut aus den Liedern derſelben kennen, nun von einem feinen Sinn und geübter Hand in objectiver Ruhe wieder vorgeführt wird. Die klare und reine Sprache, die geſchickte Erzählung, die zierlich angebrachten romantiſchen Striche verrathen den gereiften Künſtler, der die gegebenen Stoffe zwar nicht zu hinreißenden, aber doch zu edelbewegenden Erzählungen männlich verarbeitet hat. Die wunderbaren, phantaſtiſchen Liebesverhältniſſe der damaligen Zeit haben in dieſer würdigen Faſſung eine eigene Verſöhnung und Verklärung erhalten. Geſchloſſen wird dieſe Sängerliebe ſehr ſchicklich mit:

„Danke, welchem ird'ſche Liebe
Sich zu himmliſcher verkläret."

So viele Romanzen haben wir nun von denen, welche die ſeeliſchen Regungen und Erlebniſſe zum Gegenſtande haben, auszeichnen zu müſſen geglaubt. Es ſind in dieſer Weiſe wohl noch eben ſo viele vorhanden, die wir aber nicht in die Reihe der gelungenen zulaſſen können. Einige zwar ſtreifen faſt daran, andere aber erſcheinen theils als zu kalt und zu leer, zu unbedeutend und zu ſpielend, wie „die Harfe — der treue Walther — Leitſtern — Sängers Wiederkehr — Sängers Verüberziehn — der Ring — das Reh," theils zu phantaſtiſch und übertrieben, wie z. B. „Sängers Fluch." Auch dieſer vorſichtige und klare Dichter hat der Verführung nicht entgehen können, einerſeits einen wirklichen, aber nicht zureichenden Stoff zu einer Romanze zu verarbeiten, anderſeits in Ermangelung eines wahren Gegenſtandes einen herbeiphantaſirten zu behandeln. Nachdem er ſich einmal darauf eingelaſſen hatte, konnte er nichts weiter

thun, als für eine möglichst klare Darstellung sorgen; aber gerade in der Romanze entschädigt eine glatte Sprache am wenigsten für den Mangel an Gehalt. Möge es den Dichter nicht verdrießen, dem Dämon des Irrthums seinen Tribut auch in einer Dichtungsart abgetragen zu haben, wo er sonst Meister ist. — Wir haben nach den obigen Fehlgriffen noch einen zu besprechen, vor dem junge Dichter besonders zu warnen sind. Es ist nämlich unserm Dichter auch hier einmal begegnet, daß er, in der Romanze „der Rosenkranz," das Klägliche ohne vorausgegangene poetische Verklärung romantisch darstellen wollte, und sofort mit dieser Dichtung auf ein zartes Gemüth einen wahrhaft peinlichen Eindruck macht. Wir müssen diesen „Rosenkranz" in die Kategorie von Salzmanns „menschliches Elend" stellen; hoffen übrigens für unsre Knaben, der es vielleicht gelingen möchte, von der Nachahmung dieses Irrthums abzuschrecken, eher den Dank als den Tadel des Dichters und seiner Freunde zu verdienen.

Wir gehen nun zu der zweiten Parthie, zu den sagenhaften Romanzen über. Diese zeichnen sich dadurch aus, daß sie, ohne daß ihnen ein eigentlicher Gedanke zu Grunde liegt, durch die volksmäßige Seltsamkeit der Erzählung poetisch werden. Im Mittelalter, das überhaupt, wie wir auch aus den Malereien desselben wissen, eine viel größere Neigung zum Wunderlichen und Seltsamen hatte, sind solcher Sagen und Lieder unzählige entstanden. Man möchte sagen, der Geist, der noch nicht zur eigentlichen poetischen Idee durchdringen konnte, schuf sich vorläufig phantastische Facta, um doch wenigstens von einer andern Seite über das All-

täliche wegzukommen. Damit soll aber nicht ausgesprochen seyn, daß diese Sagen nicht manchmal den tiefsten Ideen analog seyn können. In ästhetischer Hinsicht sind sie uns als Schöpfungen der wunderbaren Kraft der Phantasie willkommen, wenn sie sich bescheiden, Sagen zu seyn, und nicht Miene machen, als läge ihnen wunder was für ein tiefer Gedanke zu Grunde, wenn in der That nichts dergleichen dahinter zu finden ist. Wir werden unten eine Erzählung antreffen, die nicht frei von dem Fehler eines solchen Wichtigthuns ist.

Die meisten sagenhaften Romanzen **Uhlands** sind auf gut nordisch von tragischer Seltsamkeit. Wir nennen hier „drei Fräulein — Rosengarten — drei Lieder — trauriges Turnei — Junker Rechberger — das Nothhemd." Die besten dieser Gedichte z. B. „drei Lieder" sind Muster, wie solche Sagen überhaupt poetisch behandelt werden müssen. Die Aufgabe des Poeten ist nämlich auch hier, von dem Gegenstande frei zu bleiben, durch leichten, gewissermaßen gleichgültigen, spielenden Ton sich frei zu zeigen, und somit auch den Leser beim Genuß frei zu lassen. Das Tragische darf nicht prosaisch peinlich auf den Leser eindringen, sondern es muß immer poetisch wohlthuend vor seiner Seele schweben bleiben. Ein unwillkührlicher Instinkt hat die Volksdichter fast immer zu dieser freien Behandlung, in welcher sie es nicht gar zu ernst meinen, geführt, und nur der neuern sentimental-romantischen Zeit war es vorbehalten, hiergegen eigentliche Verstöße sich zukommen zu lassen. Auch unser Dichter hat sich davon nicht ganz frei erhalten. Wir bemerken hier den „schwarzen Ritter," der auf jedes feinere Gefühl einen dumpfen, lästigen Eindruck machen

wird. Ferner das eben von uns gemeinte „Glück von Edenhall," das die Idee des rächenden Schicksals darstellen soll, aber die Strafe des Uebermuths auf eine so unmotivirte, willkührliche Weise hereintreten läßt, daß das ganze Gedicht nur als ein gemachtes wirkt. Sicherlich sind unter den Volkssagen viele von ähnlichem Inhalt, aber der Ton wird immer ein naiver, leichter, freier seyn. Wer solche Sagen in poetischem Gewand wieder vorführen will, suche demnach vor allem auch den allein gemäßen Ton beizubehalten. Ein modernes Pathos verderbt hier das Ganze, und einzelne gute Striche können nicht dafür entschädigen.

Zu den unerquicklichen Romanzen, welche künftighin zu vermeiden wären, rechnen wir auch solche, die wir bloße Legenden nennen möchten, Legenden nämlich, denen kein wahrer Gedanke zu Grunde liegt. In unserer Zeit dürften, wie es uns vorkommt, nur solche Heiligengeschichten wieder behandelt werden, die eine wirkliche Idee darstellen, oder wenigstens andeuten. Poetisches Spiel scheint uns hier Profanation und in mancher Hinsicht schädlich zu seyn; schädlich besonders als eine gewisse religiös-phantastische Unzucht befördernd, schädlich ferner, indem das wahrhaft Heilige durch solches Tändelwesen selbst verdächtig gemacht und herabgewürdigt wird. Wir haben damit keineswegs, wie sich von selbst versteht, gegen Uhland gesprochen, sondern gegen eine andere Richtung, der wir aber dadurch nicht wehren werden, noch ferneren legendischen Mischbrei von Erbaulichem und Schädlichem dem hungrigen Volke vorzusetzen. Allein auch Uhlands „St. Georgs Ritter" gehört nicht zu den besten, und wir wünschen ihm in dieser Behandlungs-

weiſe ebenfalls keine Nachfolger. Solche wünſchen wir ihm allerdings in ſeiner Darſtellung des „Wallers," wo die ächte, natürliche Wendung das Gemüth wahrhaft erhebt. Phantaſtiſches Spiel iſt uns bloß erlaubt in dem Gebiet der natürlichen Volksſage, und in dieſer Beziehung müſſen wir den „Elfen" als artig, dem „Harald" als anziehend mährchenhaft unſern Beifall ſchenken. Der letztern Romanze könnte man noch dazu eine intereſſante Bedeutung unterlegen, wodurch ſie in den Kreis der allegoriſchen verſetzt würde.

An dieſe ſagenhaften Romanzen ſchließt ſich eine Reihe von ſolchen an, die durch Laune und Witz poetiſch werden. Unter dieſen könnte man den „kleinen Däumling — Unſtern — etwa auch die Geiſterkelter" als mehr artig, „Graf Eberſtein" als zierlich pikant, jedoch in gemüthlicher Weiſe, bezeichnen. Die Krone dieſer Scherz-Romanzen iſt aber „der weiße Hirſch," ein ganz ächtes Gewächs, und ein Volksſpaß im beſten Sinne. Minder gut, mehr gemacht erſcheinen uns „die ſieben luſtigen Zechbrüder," von denen wir überhaupt nicht recht einſehen, warum ſie das Wort „Waſſer" zu nennen verſchwören. Das Ganze hat etwas zu Willkührliches, und der Spaß will nicht recht angreifen.

Die dritte Parthie bilden die heroiſchen Dichtungen. Dieſe ſind es, welche ſich auf die Seite der Ballade in unſerem Sinne neigen, indem eben die Wirkung hier mehr von der Geſinnung als von der Situation und Empfindung ausgeht. Als Uebergang mögen wir den „Taillefer" betrachten, wo der damalige Sänger- und Rittergeiſt als noch in ziemlichem Unbewußtſeyn dargeſtellt iſt. Mehr balladiſch wirkt ſchon

die feine Liſt des Kaiſers in der ſchönen Erzählung vom „Schenk von Limburg.“ In ernſter Weiſe dagegen iſt treuherziger Kameradenſinn im „guten Kameraden,“ Heldenſchmerz in der „Bidaſſeadrucke,“ Heldentroſt in den „ſterbenden Helden“ ergreifend ausgeſprochen. Wenn die beiden letztern durch das Romantiſche der Situation in eine mehr poetiſche Sphäre erhoben werden, ſo geſchieht das bei einer andern Reihe durch einen gewiſſen gemüthlichen Humor, der unſerm Dichter im volksmäßigen Sinne meiſt ſehr gut gelungen iſt. Dieſe Reihe beginnt, in ganz gemäßer ruhiger Form abgefaßt, die Erzählung von dem Schwaben im heiligen Land, deſſen launiggemüthliche Mannheit ſich wirklich ächt ſchwäbiſch ausſpricht. Ihm folgt „Klein Roland“ in naiver, bald Lächeln, bald Rührung wirkender Volksweiſe, die jedoch ein wenig an Manier ſtreift. Ferner „Roland Schildträger,“ eine mit feiner Kunſt ſpannend erzählte Geſchichte, in welcher die unbewußte, kindliche Heldenſtärke ſich beſonders in den Schlußworten aufs launigſte kundgibt. Zuletzt erſcheint in „König Karls Meerfahrt“ ſtillhandelnder Regentenſinn im Gegenſatz zu dem ſchwatzenden rathloſen Gefolge männlich heiter anſchaulich gemacht.

Wir haben bisher in dieſer Parthie lauter ſolche Gedichte kennen gelernt, die ſich nur mehr zur Ballade *neigen*, nun aber können wir eines anführen, welches im eigentlichen Sinn ſittliche Ballade *iſt*, nämlich „Bertram de Born.“ Der in der Geſchichte als kriegeriſch, ja kriegſüchtig bekannte Troubadour erſcheint hier im edelſten Sinne gefaßt; ſein Heldenſinn und ſeine Freundestreue bewirkt, edel ausgeſprochen, auch in dem König geiſtige Ueberwindung des Rachegefühls mit würdiger

Anerkennung, und ein doppelter sittlicher Genuß ist die Folge der Lectüre dieser Ballade. Das Romantische aber erscheint hier nur im Dienste des Sittlichen, nur als Rahmen des Geistes. Wir machen auf diese Ballade besonders aufmerksam, als eine, mit welcher der Dichter aufs bestimmteste in eine folgende Zeit hineinreicht, in welcher wenigstens die Mehrzahl der Dichtungen diesen überwiegend sittlichen Charakter tragen werden.

Als Balladen fassen wir schließlich auch die Erzählungen von „Rauschebart," in welchen sich aber die romantischen Elemente wieder mehr hervorthun. In den zwei ersten erscheint die Treuherzigkeit, die Kraft und Laune des alten Helden höchst wohlthuend dargestellt. Sie muthen uns an wie altdeutsche Gemälde. Die dritte gibt, mehr romantisch, tragische Bilder, mit ächt poetischem ahnungsvollem Schluß. In der vierten endlich steht der Heldenvater in seiner ganzen geistigen Stärke männlich erhebend, in seiner stillen Frauer edel rührend da, und der hoffnungsreiche Schluß mildert die schmerzlichen Gefühle zu leiser Heiterkeit. In diesen Darstellungen bewundern wir die Kunst, die den historisch zusammenhängenden Stoff doch zu einzelnen, in sich ganzen Balladen verarbeiten konnte. Der Dichter hat wirklich daraus gemacht, so viel nur immer möglich war, und wäre somit auch in dieser Behandlungsweise den Balladendichtern als Muster zu empfehlen.

Nach diesen drei Hauptzügen betrachten wir den Schlußzug derjenigen Romanzen, die wir allegorische nennen, indem wir uns erlauben, das Wort allegorisch in etwas dehnbarer Bedeutung zu nehmen. Hieher stellen wir eine der ersten Romanzen Uhlands, „der Kranz,"

in welcher irdisches und himmlisches Leben, so wie das Verhältniß beider zu einander, in sehr anmuthigen Bildern bezeichnet wird. Diese Romanze hat mit Leichtigkeit eine vollkommene poetische Gestalt gewonnen. Nicht läßt sich dieses rühmen von zwei andern, übrigens gutgemeinten, „die Ulme zu Hirsau — Münstersage." Hier hätte das, was am Schlusse die so freilich nothwendige Ausrufung oder Frage enthält, in die objective Erzählung kommen und auf diese Weise ein Ganzes ausgearbeitet werden sollen, etwa wie die treffliche Romanze „Graf Eberhards Weißdorn," wo die zwei letzten Strophen dem Leser in der einfachsten Darstellung eine tiefpoetische Situation zu empfinden geben.

Die eigentlich allegorischen Romanzen „die versunkene Krone — Glockenhöhle — verlorene Kirche — versunkenes Kloster" sind von poetischer Seite, als gutromantische Bilder verführend, höchlich zu loben; auch geben sie mancherlei zu denken, und bezeichnen die Verhältnisse der Gegenwart und der Vergangenheit auf eine sinnige Weise. Doch erscheinen Krone, Kirche und Kloster hier natürlich so, wie sie sich dem Romantiker darstellen, und das poetische Resultat einer eigentlich philosophischen Würdigung dürfte man in diesen Gedichten vergebens suchen. Eben darum aber werden sie, als die charakteristischen Begriffe einer bestimmten Richtung darstellend, immer interessant bleiben. Die Folgezeit hätte nun die historischen Erscheinungen nach philosophischer Würdigung im höhern Sinne poetisch vorzuführen; ob dieß aber in allegorischen Romanzen geschehen wird, ist eine andere Frage.

Ganz im Sinne des Romantikers ist auch das

„Mährchen" von der deutschen Poesie. Wenn wir es genau nehmen, so ist hier in vielen Glanzworten eigentlich wenig gesagt. Man lernt daraus nicht viel mehr, als daß die Poesie frisch und frei seyn soll, was wohl alle gebildeten Menschen schon wissen werden. Die Darstellung selbst aber ist uns nie poetisch genug, d. i. frei, fein und launig genug vorgekommen.

In der Hauptabtheilung der Romanzen und Balladen haben wir das Romantische von dem Verfasser größtentheils ernst gefaßt, seltener humoristische Elemente beigemischt, noch seltener rein humoristische Gedichte ausgeführt gesehen; nun aber kommen wir, die „Altfranzösischen Gedichte," als über welche wir nichts Besonderes mehr zu sagen haben, übergehend, zu dem epischen Fragment „Fortunatus und seine Söhne," in welchem, ohne einen Hauch von Ernst, ein romantischer Stoff bloß als Spiel phantastischer Laune gehandhabt wird. Von einem Dichter, der sich außerdem doch manchmal auf befangenem Ernst betreffen ließ, muß uns eine solche vollkommene Ungebundenheit doppelt erfreulich seyn. In der That erscheint er auch hier über den Stoff, den er, tändelnd, zu der geordneten Unordnung der Aventüre verarbeitet, und über die Versform, in welcher er, trotz der Schwierigkeit derselben, doch die natürlichsten Reden führt, gleicherweise Herr, und die Folge davon ist, daß auch der Leser vollkommen frei bleibt, und wie von einer Wolke herab den komisch-romantischen Weltwirrwarr mit Behaglichkeit betrachten kann. Wir müssen bedauern, daß der Verfasser das Gedicht nicht in guter Zeit vollendet hat. Die deutsche poetische Literatur hätte in diesen „lebendig vorgeführten Spielen der Fortuna" ein

Epos erhalten, welches einzig in seiner Art wäre, und nun, da es nur von einem launigen Romantiker in gebührender Weise ausgeführt werden konnte, von der Zukunft nicht wohl ersetzt werden wird.

Aus allen den Betrachtungen, die wir über die einzelnen Abtheilungen dieser Gedichtsammlung angestellt haben, können sich unsre Leser nun wohl das Bild abnehmen, das wir uns von dem Dichter Uhland machen mußten. Wir wollen aber auch hier unsre Meinung wieder in einen Satz zusammenfassen, indem wir erklären: Uhlands eigenthümlicher Werth besteht darin, daß er der gesündeste und klarste romantische Lyriker ist.

Diese Gesundheit und Klarheit war es, welche ihn in seinen Liedern nicht lange in der phantastischen Region, in sehnsüchtigem Singsang, welcher bei manchem andern Romantiker eine ungebührliche Zeit dauert, verweilen ließ, sondern ihn bald zu der Behandlung des Naiven, Frauen und Zierlichen, so wie des Kräftigeren und Männlicheren hinführte. In einem solchen feinen Takt behandelte er auch vorzugsweise die objective Form der Romanze, wohl fühlend, daß das Romantische hier vielseitiger und reiner dargestellt werden kann als in den Liedern. Er mußte dabei auch bald inne werden, daß er, was wir oben schon ausgesprochen haben, mehr dazu geboren war, Situationen einschrudig zu empfinden, als ein subjectives Gefühl zu lyrischem Feuer zu steigern; und diese Wahrnehmung konnte ihn bei der Romanze nur erhalten.

So entstehen denn seine vorzüglichsten Gedichte dann, wenn er eine vollkommen empfundene, lebensreiche Si-

tuation mit wenigen Strichen andeutet. Dieſes poetiſche Andeuten iſt ein eigenthümlicher Vorzug der Uhlandiſchen Muſe. Aus ihm erklärt ſich aber auch eine Verirrung des Dichters, da er nämlich, mit wenigen Strichen unbedeutendere Situationen, die oft nur in einem einzelnen Zuge beſtehen, darzuſtellen verſuchend, Gedichte hervorbringt, die uns entſchieden kalt oder leer vorkommen müſſen. Wir wiſſen wohl, wie leicht der Dichter dazu verführt werden kann, aus einem einzelnen romantiſch empfundenen Zug ein ganzes Gedicht machen zu wollen; aber ein Irrthum bleibt Irrthum, wie leicht man darein auch mag gerathen können. Gegen dieſen Irrthum ſchützt nur der Geiſt, der immer das Ganze will; und nie auch einen wohlempfundenen Einzelzug als genügenden Stoff zu einem Gedicht beſtätigen wird. Größtentheils hat ihn auch Uhlands Kunſtgeiſt vermieden, und ſich ſofort auch in der Romanze wie im Liede dadurch als geſund und fein bewährt, daß er immer den Humor hereinzog, wo dieſer den Stoff zur gemäßeſten und wirkſamſten Erſcheinung bringen konnte.

Zu den höchſten Gegenſtänden des menſchlichen Geiſtes, zu Gott und Welt, zu Natur und Geſchichte verhält ſich Uhland, ſo viel wir aus dieſer Gedichtſammlung erſehen, als ein zu männlichem Geſchmack herangebildetes poſitives Dichtergemüth, welches anticipirend das ihm gemäße Rechte trifft. Den eigentlichen Wiſſensdrang, den philoſophiſchen Genius aber hat er nicht, und in dieſem Sinn kann er ſtrebenden Jünglingen keine tiefere Ausbeute gewähren. Ihm ward gegeben, in einem beſtimmten poetiſchen Kreiſe ſich als

Meister zu bewegen, und das wundersame eigenthümliche Element modern-romantischer Empfindung und Betrachtungsweise zu den frischesten und reinsten dichterischen Gestalten auszubilden.

Gesammelte Gedichte

von Friedrich Rückert.

Erster Band.

Wir haben diesen Dichter schon kennen gelernt als einen, der sich gedrungen fühlt, das Leben nach allen Seiten hin lyrisch zu empfinden und darzustellen. Indem er auf solche Weise das Geringere lieb und zierlich, das Höhere feurig und schwungvoll wiedergibt, wird seine Lyrik ein Spiegel der ganzen Welt, in so fern die Lyrik überhaupt die Fülle des Lebens in sich aufzunehmen vermag. Zwei Eigenschaften sind es vorzüglich, die ihn zu dem reichsten unsrer Lyriker machen, einerseits die Kraft, ins feinste Detail hinabzusteigen, anderseits das Vermögen, im Flug des Geistes und der Phantasie sich über die Erde und ihre Erscheinungen zu der reinsten Betrachtungshöhe zu erheben. Von dieser zweiten Eigenschaft hat er nun in den gesammelten Gedichten allererst ein Zeugniß abgelegt. Unter der Aufschrift „Bausteine zu einem Pantheon" hat er uns Gedichte gegeben, welche die Haupterscheinungen der ganzen Schöpfung vorführen und, zusammenbezogen, wohl eine Ahnung des vollendeten Welttempels gewähren mögen.

Wenn wir hier von Weltbildern reden, so möchte uns vielleicht Mancher so verstehen, als ob wir damit bloß Bilder der Welt im Sinne hätten, wie sie uns gegenwärtig sich darstellt; dem ist aber nicht also. Unser Dichter hat wohl gefühlt, daß mit dieser Welt weder angefangen noch aufgehört werden darf, und ist in poetischer Anticipation und gemäß seiner geistigen Erfahrung zu den Begriffen des Paradieses und des Himmels gleicherweise fortgeschritten. Paradies, Erde, Himmel, die Verhältnisse dieser drei Stufen unter einander, bilden den eigentlichen Kern der folgenden Darstellungen. Da wird nun auf der einen Seite Kampf und Noth der Erde, im Gegensatz zu der seligen Ruhe des Edens, sehr bestimmt hervorgehoben, keineswegs jedoch in diesem Tone, nach Art der Schwachgläubigen, fortgefahren, und diese Erde etwa bloß als ein Ort der Jämmerlichkeit dargestellt, sondern im Gegentheil auf der andern Seite der Schatz von Herrlichkeiten, welche uns die gegenwärtige Welt bietet, farbig und lebendig vor die Seele gerufen.

Zuerst nennen wir hier die Darstellungen der einzelnen lieblichen und ätherischen Erscheinungen der Natur: der Tages- und Jahreszeiten (unter welchen letztern besonders der Frühling allegorisch als Liebster nach allen Situationen durchgespielt wird), des „Lüftelebens," des Schmetterlings, der Sonne und der Rose, des Schmucks, den die Mutter Erde für sich allein trägt, der Trauben und des Weines. Sodann bemerken wir die Darstellungen aus der Geschichte: neue Behandlungen alter Mythen und Sagen, Nachdichtungen alter Poesien, eigene Schilderungen alter Sitten und Ge-

bräuche, durch welche der Verfasser uns die Eigenthümlichkeiten verschiedener Völker sehr bestimmt zur Anschauung zu bringen weiß. Darauf erscheinen die Künste, jede einzelne ihrem besonderen Werthe nach gewürdigt, die Poesie als die geistigste, am weitesten reichende vor allen gefeiert. Wie sich aber in unserm Dichter frühe schon mit dem Genius die Intention verbunden hat, so zeigt er sich auch hier poetisch und ethisch zugleich, indem er in mehrern hymnischen Gedichten zu männlichem Ringen und Schaffen auffordert, oder in Bildern und Vergleichungen die Nothwendigkeit und Tugend edler Ergebung zu Gemüthe führt. Das beste Verhalten zu Gott und Welt legt er uns auch in directen Lehren ans Herz, und krönt diese Darstellungen seiner Denk- und Handlungsweise durch die würdigsten Gebete.

So gibt er uns, von Verkennung wie von Ueberschätzung dieser Welt gleichmäßig entfernt, ein Beispiel, wie wir uns ehrend und aufnehmend zu den Herrlichkeiten derselben verhalten sollen, und zeigt uns denn schließlich auch an mehrern Stellen den Punkt, auf welchem alles Schöne der Erde nicht mehr genügt, und von wo aus auf den Himmel, den er in einem Gedicht, unter dem Titel „das Paradies," ahnend vorschildert, mit Hoffnung und Ergebung geblickt werden muß.

Die jedesmal dem Inhalt gewäßen Formen sind die des kürzern und längern, des einfachern oder künstlicheren, so zu sagen reicheren Liedes, der Erzählung in Assonanzen und freien Reimversen, des götheschen Dithyrambus, der Stanze und der Gasele. Die poetische Wirkung der einzelnen Gedichte ist nun, nach Maßgabe der Formen mit ihrem entsprechenden Inhalt, eine

gar verſchiedene. In den einen wird unſer Auge bezaubert durch die brillanteſten Phantaſiegemälde, in den andern unſer Gemüth erquickt durch die markigſten Naturſtriche; und wenn die kleineren ſinnigen Lieder zart anregen, ſo reißen die prächtig wogenden Pſalmenſtröme der Gaſelen den Empfänglichen zu der höchſten Begeiſterung hin.

Gleichmäßig erhebend aber wirkt in allen Gedichten der ſittliche Geiſt des Verfaſſers, der ſich nie verläugnet, und ſich bei Behandlung des Kleinen wie des Großen immer als im Dienſte eines Höheren ſtehend zu erkennen gibt. Dieſer ſittliche Geiſt, der genau mit den Begriffen der Erde und des Himmels zuſammenhängt, bezeichnet einen Fortſchritt in der lyriſchen Poeſie, den unſer Dichter beſonders repräſentirt, und der, wie wir ſchon mehrfach bemerkten, von der folgenden Generation immer weiter und weiter geführt werden muß. Dazu wird die folgende Generation den Vortheil haben, daß die Philoſophie das Verhältniß der Erde zum Himmel immer deutlicher erſcheinen laſſen, und ſomit nicht nur die Dichter ſelbſt in ihren angeborenen und erworbenen Begriffen davon unterſtützen, ſondern ihnen auch für ihre geiſtigſten Producte mehr empfängliche Leſer ſchaffen wird.

Bisher, in dieſer erſten Hauptabtheilung der „Bauſteine zu einem Pantheon," war der Ton ein durchgängig ernſter; nun treffen wir in der zweiten, in den „Terzinen" (mit Ausnahme der beginnenden kleineren, welche ſich in Ton und Gehalt an die erſte anſchließen) auf Dichtungen, die uns Bilder des Lebens in dem poetiſchen Spiel und dem phantaſtiſchen Humor des allegoriſchen Mährchens vorführen und nach den ernſten

Darſtellungen der eben beſprochenen Parthie einen ganz eigen entzückenden Eindruck machen. Schon in den „treuen Blumen“ und den „drei Quellen“ ſind zierliche Phantaſiebilder, friſche idylliſche Gemälde, naive, launige Reden zur angenehmſten Wirkung vereinigt, und der Sinn ſchimmert hier gerade ſoviel durch, daß er die Darſtellung adelt, ohne durch eine zu ernſte Miene das Behagen des Leſers zu zerſtören. In „Edelſtein und Perle“ aber entwickelt der Verfaſſer einen Reichthum und eine Eleganz des Geiſtes und der Phantaſie, von denen jeder fein fühlende Leſer bezaubert werden muß. Die lieblichſten Gegenſtände der Erde ſind in den reizendſten Situationen mit der heiterſten Freiheit dargeſtellt, und der tiefere Sinn, der dieſen Spielen der Phantaſie zu Grunde liegt, und, ſehr anmuthig, hier mit glänzendem Geſicht hervorblickt, dort wieder neckiſch hinter die Darſtellung ſich verſteckt, ſteigert die phantaſtiſch-beſtrickende Lectüre für den Einſichtigen zu einer wahrhaft erbauenden. In den Schickſalen des Edelſteines und der Perle nämlich wird wieder himmliſcher Urſprung, irdiſche Prüfung und Erfahrung, dann endliches Sichfinden im Dienſte der Liebe vor die Seele geführt, und dieſer Dienſt eben als das Ziel irdiſcher Vortrefflichkeiten hingeſtellt. Dieſe Dichtung erſcheint, von welcher Seite wir ſie auch betrachten wollen, als etwas wahrhaft Vollkommenes, das nur von einem Dichter ausgehen konnte, der eine überſchwängliche Phantaſie mit beſonnenem Geſchmack und ſpielender Heiterkeit ſo gut vereinigt wie der gegenwärtige. Beides, Phantaſie und Geſchmack, zeigt ſich nicht minder liebenswürdig in „Fler und Blankflor,“ zu ähnlicher, wenn gleich nicht ſo entſchiedener Wirkung.

Nachdem wir unſern Dichter die Flugkraft des Geiſtes und der Phantaſie in hoher und ernſter ſo wie zierlich-launiger Darſtellung allgemeiner Weltbilder haben bewähren ſehen, geben wir zu der dritten und letzten Hauptabtheilung dieſes Bandes, zu dem „Liebesfrühling“ über, in welchem er neben der Kraft des Fluges die Kraft des Hinabſteigens in das feinſte Detail der Erlebniſſe und Empfindungen inſonderheit und auf eine bewundernswürdige Weiſe bethätigt. Wir kommen unſerer Aufgabe, dem Leſer von dem Werthe dieſer Abtheilung vorläufig einige Anſchauung zu geben, am beſten nach, wenn wir wieder vor allem eine Ueberſicht des Inhaltes darſtellen, welche hier bei dem überſchwänglichen Reichthum an einzelnen Situationen beſonders nothwendig erſcheint.

Der Dichter feiert in dieſem Liebesfrühling ein Verhältniß, das, eben anfangend und fortfahrend, faſt alle erdenklichen zarten Liebeserlebniſſe und Empfindungen herbeiführt, und ſich zuletzt in die geweihte Höhe eines ewigen Bundes erhebt.

Zum Eingang gibt er ſich in dem ſeligen Behagen des Liebenden und Sängers im Frühling der Liebe und des Jahres, klar, in edler Innigkeit, zum Zeichen gleichſam, welche Haltung der Leſer von allen folgenden Liedern zu erwarten habe. Die nächſtfolgenden ſind nun gleich ein Beweis von dem Adel des Verhältniſſes. Der Liebende fühlt ſich von der Geliebten geiſtig emporgehoben und verklärt; dagegen weiht er ihr den zarteſten Minnedienſt, und ergibt ſich beſonders dem holden Geſchäft, die Geliebte mit den Blumen ſeiner Geſänge zu ſchmücken. Seliges Geben und Nehmen wird nun man-

nichfach gefeiert. Zu eigenthümlichen Liedern gibt gegenseitiges Ausfragen und Bekennen Anlaß. Die Liebenden erscheinen bald heiter tändelnd, bald in ernstem, geistigem Verkehr. Einmal bricht die Wonnebangigkeit neuer, ungeahneter Lust in glühenden Worten hervor, das anderemal spricht sich das Glück der Treue in himmlisch-ruhigen Tonen aus.

So durchdrungen von den Segnungen wirklicher, edler Liebe und wahrsten Gesanges sieht der Dichter zurück auf früheres Lieben und Dichten, welches beides nie ganz zusammenstimmen wollte; und er fühlt sich nun über vergängliche Huldigungen wie über poetisches Phantasiren gleicherweise hinweggehoben. Als ein Vorspiel zu dieser Hehe des wahren Bundes zwischen Leben und Dichten dürfen wir die Einschaltungen im dritten Strauß ansehen, in welchen Phantasie und Liebeswirklichkeit gleichsam noch miteinander ringen, der Sieg aber sich mehr und mehr auf die Seite der Naturwahrheit neigt. In dieser ist fernerhin alles und sofort auch eine andere Parthie von Liedern gehalten, die den Dichter und Liebenden im Verhältniß zur Außenwelt zeigt. Als Dichter muß er die Welt beschauen, als Liebender möchte er sich dabei auch nach einem künftigen Wohnsitz umsehen. Da geben nun Abschied, Gedenken in der Ferne, Briefwechsel, Wiedersehen Stoff zu den mannichfaltigsten Gelegenheitsgedichten im gothischen Sinne.

Wieder eine andere Parthie stellt uns, weitergehend, den reichen Verkehr der innerlich schon Verlobten dar. Anmuthiges Necken, Cultus der Geschenke, Seligkeit des Besitzes, zarte Zweifel und Ueberzeugung treuer Werte, Lust des Lehrens, Wonne der Pflege

leuchten aus diesen abwechselnd heraus. Der seelischen Verlobung folgt aber bald die wirkliche, deren Bedeutung und Wirkungen in neuen Gedichten gefeiert erscheinen; und zwar in den einen Gedichten die äußerlichen Folgen neuer Familienverhältnisse, in den andern die inneren, im Herzen der Verlobten: die schauriz-süßen Gefühle der Unzertrennlichkeit und des Bundes auf ewige Zeiten. Braut und Bräutigam sprechen abwechselnd ihre tiefsten Regungen aus, und es wird nicht leicht ein schönes und heiliges Gefühl in dem Herzen edler Liebenden und Verlobten aufstehen, welches hier nicht auch in den reinsten Worten ausgesprochen wäre.

Aus dieser Inhaltsanzeige, so unzulänglich sie noch ist, können unsre Leser doch abnehmen, was das deutsche Volk in dem „Liebesfrühling" besitzt: ein Buch der Liebe, das an poetischem Reichthum wie an sittlichem Adel in der deutschen poetischen Literatur seines Gleichen nicht hat, und namentlich für edle Liebende und Verlobte eine unerschöpfliche Quelle der reinsten Erbauung werden muß. Kein bisheriger Dichter hat so mannichfaltige Zustände und Empfindungen fixirt, keiner hat dieselben in eine solche Höhe sittlicher und reizender Weihe zu erheben gewußt. Aus dem Vermögen und dem Streben, die mannichfaltigsten Situationen dichtend festzuhalten, gingen nun freilich auch Gedichte hervor, die manchem Leser minder bedeutend erscheinen mögen, und die für sich allein in der That einer entschiedenen Wirkung entbehren. Solche Gedichte nehmen sich aber in dem Ganzen nicht störend aus, sondern fügen im Gegentheil meistens, wenn auch geringe, doch erfreuliche Striche zur Rundung desselben hinzu. Und zugegeben, daß einige Lieder hätten wegbleiben

können, so wird doch auch der hierin schwierige Leser mehr als hinreichend entschädigt durch andere, die aus dem tiefsten und glühendsten Gefühl hervorgegangen sind. Nicht mit Recht hat unlängst ein Kritiker, der außerdem bis jetzt das Beste und Einsichtigste über Rückerts Dichtungen gesagt hat, den Ausspruch gethan, daß keines seiner Gedichte, abgesondert von dem größeren Zusammenhang, einer gleich mächtigen Wirkung sich erfreue, wie einzelne Lieder Göthe's, Uhlands und Heine's; gar viele Gedichte in diesem Liebesfrühling, theils von heiterer Laune, theils von inniger Empfindung eingegeben, nehmen für sich allein die Sympathie des Lesers vollkommen in Anspruch. — Auf der andern Seite, in so fern diese Gedichte durch ein sittliches und religiöses Bewußtseyn geweiht sind, ist zu ihrer Würdigung selbst wieder eine sittliche und religiöse Bildung nothwendig, die, wie wir schon mehrmals bemerkt haben, bei der gegenwärtigen Lesewelt erst im Werden ist. Unser Dichter muß daher auch mit diesem seinem „Liebesfrühling" auf eine folgende Generation warten, die seinen Gaben mit ähnlicher Neigung und Bildung entgegenkommen und sie erst in reinster und klarster Weise in sich aufnehmen kann.

Dem „Liebesfrühling" unmittelbar sind zwei neuere Lieder angehängt, die den Dichter als Vater darstellen. In dem erstern weiht er den „Liebesfrühling" seinem Töchterlein, in dem letztern ruft er der bald darauf Abgeschiedenen väterliche Worte nach. Beide machen, in edelster Weise rührend und erhebend, einen himmlischen Eindruck auf ein zartes Gemüth.

Den Schluß dieses Bandes bilden die „fünf Märlein für mein Schwesterlein," wo sich der Dichter

demnach als Bruder, und zwei Gedichte, wo er sich als Freund zeigt. Die Märlein zeichnen sich durch jene gesundkräftige Naivität, durch jene originellen Einfälle und Wendungen aus, welche lebhafte Kinderseelen bezaubern müssen. Als in ihrer Art vollkommene Gedichte haben sie denn auch schon die verwandte Gabe eines jungen Mannes, Namens Friedrich Gull, zum Schaffen angeregt, der in seiner „Kinderheimath" den Ton für Kinder ebenfalls gut und angenehm getroffen hat.

Die Freundschaftsgedichte unseres Meisters endlich verrathen in Anerkennung, und in Trauer um einen früh Geschiedenen eine so edle Gesinnung, als wir sie von einem sittlich-reifen Manne nur immer erwarten können.

Was wir nun bisher bei den verschiedenen Parthien vorliegender Gedichte zu bemerken fanden, mag hinreichen, unsere Leser auf die Lectüre dieses Bandes vorzubereiten, oder denjenigen, die ihn schon kennen, den reichen Inhalt übersichtlich wieder zu vergegenwärtigen. Eine definitive Würdigung der Lyrik Rückerts, eine möglichst vollkommene Beleuchtung seiner Stärken und etwaigen Schwächen kann von uns jetzt noch nicht gegeben werden. Dazu müssen wir die Herausgabe seiner sämmtlichen lyrischen Gedichte erwarten, die auch nicht ferne mehr ist. Inzwischen empfehlen wir diesen Band jedem Leser zum eifrigsten Studium, dem es neben poetischem auch um geistigen und sittlichen Genuß und um geistige und sittliche Bildung zu thun ist.

Ueber Friedrich Rückerts

Gesammelte Gedichte

Zweiter Band.

Anfänglich für eine Zeitschrift bestimmt.

Der Name Rückert hat nun endlich, was er schon lange verdient, allgemein einen so guten Klang gewonnen, daß ein Werk von ihm bei dem deutschen Volke keiner Empfehlung mehr bedarf. Diese zu geben ist auch hier unsre Absicht nicht. Bei dem großen Reichthum und der Mannichfaltigkeit an Stoffen und Formen dieses zweiten Bandes aber halten wir es doch für gut, seinen Inhalt den Freunden in uberschaulicher Folge mit schicklicher Würdigung vorzuführen, und bei dieser schönen Gelegenheit mit einigen Betrachtungen über die Sendung eines Dichters überhaupt zu schließen, die wir schon lange gern irgendwo ausgesprochen hätten.

Lassen wir die einzelnen Abtheilungen gleich an uns vorbeipassiren, wie sie mit Sinn und Bedacht von dem poetischen Schöpfer und Heermeister nach einander aufgestellt sind. Zuerst schreitet heran, mit ehernen Tritten, davon der Boden erdröhnt, die Colonne der geharnischten Sonette. In unsern Augen sind diese gei-

ſtigen Krieger die kräftigſten und tüchtigſten von allen, die ſich in jenen ewigdenkwürdigen Tagen der Noth und der Begeiſterung geſtellt haben, und jetzt, wenn wir ſie faſſen als in ihrem poetiſchen Ruheſtand, das wichtigſte hiſtoriſch-dichteriſche Monument derſelben. Aus ihrem Munde tönt der glühende Zorn eines über die damalige Schmach Empörten, der bitterſte Spott über die unendliche Geduld des deutſchen Volkes, aber auch die feurigſte Ermuthigung, die körnigſte Ueberredung, und die erhebendſte Hinweiſung auf frühere Kraft und Größe, in ſo eigenthümlichen Wendungen und lebendigen Bildern heraus, wie ſie nur die innigſte Empfindung zu finden vermag. Das brauſt daher, wie ein Bergſtrom, wie ein Eichwald im Sturm, durch und durch erfriſchend, ſtärkend, begeiſternd.

Aufrichtig ſey es geſtanden, daß wir Lieder ähnlichen Inhalts früherhin nicht ſelten mit Verdruß geleſen haben, weil wir ſahen, daß der Poet, zu patriotiſchen Empfindungen ſich hinaufſchraubend, Manier nicht vermeiden konnte, die wir am wenigſten bei ſo hohen und heiligen Gegenſtänden nachſehen können. Hier aber iſt alles gedacht, gefühlt und angeſchaut, und verſetzt uns mitten in jene Welt hinein, zu dem lebendigſten Mitgefühl, zu der deutlichſten Anſchauung. Rieſige Bilder treten vor unſere Augen, wir ſehen ganz Europa in ungeheurer Thätigkeit, und die Geiſter Walhalla's als Zuſchauer bei dem Schauſpiel auf deutſchem Boden aufgeführt. Dabei iſt es ſchön und wohlthuend, daß die prophetiſchen Donnerworte gegen den Schluß gemildert werden durch die ſinnige und gefühlvolle Anerkennung der preußiſchen Frauen, durch die Freudenbotſchaft von dem

Sinken des gewaltigen Eroberers, durch Worte der Liebe und des Beifalls, die der alte Friedrich aus ſeinem Grabe ruft. Der Freund des Vaterlandes wird von dem Dichter mit der ſchönſten Hoffnung entlaſſen.

Wir wünſchen, daß dieſe Sonette nicht nur mit äſthetiſchen Augen angeſehen werden, vielmehr daß ſie, indem ſie die damalige allgemeine Verzweiflung, Ermuthigung, Begeiſterung und Aufopferung wieder vor die Seele führen, bei Hohen und Niedern das Bewußtſeyn eines gemeinſamen Vaterlandes, für welches wir in friedlicher Weiſe das fortzuſetzen haben, was die edeln Kämpfer damals angefangen, wieder lebendiger zu machen helfen mögen. Zu bloßem poetiſchem Genuß ſind dieſe Sonette nicht gemacht worden; ſie ſollen nicht den verwehenden Rauch poetiſcher Begeiſterung, ſondern die dauerhafte Frucht einer edel männlichen Geſinnung erzeugen.

Nach dieſen ringsgewappneten Sonettenkriegern rücken gleichſam als friſche, freier gekleidete Nachzügler kriegeriſche Spott- und Ehrenlieder an, die ganz im Geiſt und Ton des Volkes die verhaßten, nun verlierenden Dränger mit ſchicklicher Ungerechtigkeit verhöhnen, eigne Helden hoch erheben und unwürdige Landsleute mit bitterm Spotte geißeln.

Der Widerruf des letzten Strafliedes macht einen guten Uebergang von der für jetzt geſchloſſenen Parthie des kriegeriſch Großen und Gewaltigen zu dem friedlich Holden, deſſen Blüthen uns darauf wieder in den künſtlichgearbeiteten Gefäßen des Sonettes, wie von Friedensjungfrauen, entgegengetragen werden. Es ſind dieß aber traurig-holde Blüthen, beſtimmt das Grab einer Geliebt-

ten zu zieren. Der edle Drang, die liebe Verstorbene zu verherrlichen, die Poesie des Schmuckes spricht gar schön aus denselben; aber freilich hält sich der jugendliche Schwung nicht immer in den gehörigen Gränzen, und thut seinem Drange nur in einem Lobe genug, das nahe an „Abgötterei" streift, wie der Verfasser diese Verherrlichung später selber nennt. Wir aber wissen das dem glühenden Jüngling zu Gute zu halten, und sehen diesen kühnen Flügen gerne nach.

Auf diese mit zarten Liedchen geschlossenen Sonettenblüthen folgen, im nämlichen Gefäß beranagebracht, die „Rosen auf das Grab einer edeln Frau." Nachdem der Dichter in den vorigen das geliebte Holde verherrlicht hat, erhebt er hier das verehrte Edle, und führt uns eine im Leben und Tod ausgezeichnete Frauengestalt vor, zur edelsten Rührung und Erbauung. Die Dichtkunst erscheint hier in ihrem höchsten Berufe, durch Darstellung sittlicher Schönheit sittliche Rührung und Begeisterung zu wirken, was unserm Dichter besonders mit dem himmlischen Ereigniß in dem sechsten Sonett wundersam gelungen ist.

Wenn nun schon durch den Balsam der Poesie unsere Wehmuth über das frühe Hinscheiden der Edeln gemildert worden ist, so bringen die nun heranrückenden ländlichen Bilder der „Amaryllis" völlige Heiterkeit in unser Gemüth. In diesen hat der Dichter nach dem Edeln auch dem Netten und Artigen seine Ehre gegönnt, und mit ächtem, der Wirklichkeit angenehm abgelauschten Zügen ein idyllisches Verhältniß zu einer etwas starren ländlichen Schenheit in mannichfaltigen Situationen schön und belustigend dargestellt. Man verwundert sich, was

der poetiſche Liebhaber aus ſo einfachen Erlebniſſen hier alles zu machen gewußt hat. — Genug umgaukelt aber von dem dichteriſchen Spiel des Liebhabers, leben wir es, daß der Verfaſſer darauf in den „Aprilreiſeblättern“ wieder den Ernſt des ſtrebenden Dichterjünglings folgen läßt. Wir ſehen ihn gern, den kräftigen jungen Mann mit dem edeln Unmuth über eignes ungenügendes Wirken im Antlitz, vernehmen gern ſeine intereſſant düſtern Betrachtungen im einſamen Gebirg, auf Burgtrümmern, über Natur und Kunſt, über Vorzeit und Gegenwart, aus deren betrübender Anſchauung er ſich zuletzt durch poetiſche Flüge in die Glanzregionen der Phantaſie rettet und magiſchleuchtende Weltbilder von ihrer Höhe herab entwirft. Das ſchönſte derſelben gibt uns das 31ſte Sonett.

Reflectirender Unmuth jedoch und phantaſtiſche Flüge dürfen nie zu lange dauern, wenn ſie nicht in's Unerquickliche auslaufen ſollen, und des Dichters Vorſatz, in den „Vorklängen zu den geharniſchten Sonetten“ wieder auf die Erde herabzuſteigen, erhält demnach unſre vollkommene Beiſtimmung. Hier iſt er ganz wieder der geiſtige Krieger, der in markigen Worten, in glühend gemalten Bildern männliche Gedanken ausſpricht, patriotiſche Verwünſchungen ergießt, herrliches Kriegsgetöſe erſchallen und ungeheure Anſchauungen vor unſern Augen aufziehen läßt; welches alles zum Schluß von frommem Siegesjauchzen feſtlich gekrönt wird. — Dieſer Siegesjubel dauert aber nicht lange ungetrübt, die Hoffnungen des damaligen Vaterlandsfreundes werden mit nichten erfüllt, und ſo miſcht er in den ſich anſchließenden „vaterländiſchen Gedichten,“ das Spottlied

unter die Triumphe „wie Brauch war in den Römerzeiten.“

Von dieser Einsprache mit gutem Fug bald abbrechend, wendet sich seine Poesie, nachdem sie lange genug die Dienerin der Politik gewesen war, wieder zu den allgemein menschlichen Angelegenheiten, von dem heroischen zum geselligen, freundschaftlichen Element, und artige Gelegenheitsgedichte für Freunde und Liebchen verscheuchen angenehm die Trübe der politischen Atmosphäre.

Zuletzt läßt er uns noch als Reisender in bestimmtem Lande in sein römisches Tagebuch blicken, gibt uns Kunst- und Lebensanschauungen mit interessanten Gedanken wieder im Sonett, dem er denn schließlich einen dankbaren Scheidegruß heiter zuruft.

Nach diesen letzten Sonetten-Verläufern treten wohl eingeführt heran die glänzenden Gestalten der „italienischen Gedichte,“ die uns in herrliche Landschaften blicken lassen, auf denen der Dichter sammelnd wandelt, aber neben Darstellung und Preis derselben auch die liebe Heimath in sehnsüchtigem, und das benachbarte Hellas in kriegerischem Gesang ehrt. In den Geist des Volkes sucht er einzudringen durch Lieder, die er demselben nachsingt oder die er in südlichen Formen ausführt; zuletzt bedenkt er noch Freunde und Freundinnen mit erfreulichen Gelegenheitsgedichten. Bei diesem guten italienischen Wind rückt sogleich ein ferneres südliches Ufer an, das der „Octaven und ähnlicher Formen,“ gefühlergießend, liebetändelnd, liebesgerichtliche Fragen lösend, Künstlichkeiten und Zierlichkeiten. Das für Literatoren interessanteste Gedicht darunter ist der „Sängerstreit“ zwischen Uh-

land und Rückert. Uhland versicht das offenbare Recht freilich siegreich, aber Rückert zieht sich doch noch so gut als möglich aus der Sache. Diesem Sängerstreit ist von Rückert ein Lied in der nämlichen Form angehängt, woraus wir mit sittlichem Beifall ersehen, wie ein großer Dichter den andern zu schätzen und zu ehren weiß.

Hat nun aber der südliche Glanz unsere Augen doch ein wenig geblendet, so werden dieselben freundlich wieder erquickt durch die heranhüpfenden „Distichen," deren Form schon, wenigstens auf uns, die Wirkung der grünen Farbe macht, erfrischend wie eine thauige Morgenlandschaft. In diesem meergrünen Rhythmus werden nun zierliche Wünsche gesprochen und artige Gemäldchen entworfen; in heitern Lebensbildern weht theokritischer, in klaren Lebensregeln gnomisch-griechischer Geist. In der größern Idylle „Rodach" hat der Dichter aus der unmittelbaren Wirklichkeit die anmuthigste Poesie zu ziehen gewußt durch heitre, edel ehrende Darstellung eines würdigen Geistlichen. Nach renienartigen Pfeilchen bilden den Schluß hell-zierliche Inschriften griechischer Dichterinnen.

Nachdem auf diese Weise der Verfasser unsre Augen gestärkt hat, führt er uns die buntesten, zauberhaftesten Gemälde der „Sicilianen" vor, Eiland- und Meerbilder in die glühendsten Farben getaucht. Hier regt sich die Phantasie wieder in ihrer ganzen Kraft, bringt aber wahre Zaubereien hervor, wenn sie sich mit Gefühl gattet, was die stolze Herrin freilich nicht immer über sich vermag. Liebliche Rosen und rosiges Liebchen entzücken uns wechselseitig; mit dem letztern erlebt der Dichter die

artigsten Dinge, die er denn auch lieb und heiter zu berichten weiß. Eine Zugabe enthält Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen in der nämlichen Form.

Zu gutem Schluß des Glänzenden und Zierlichen flattern nun hinter dieſen Bildern die „Riternelle“ wie eine Schaar Schmetterlinge her, von deren drei Gliedchen, dem Leib zwiſchen zwei Reimſtugzeichen, allerliebſte Sachen derſchimmern. Dieſe Form italieniſcher Volksliedchen iſt wirklich excellent zu lieblichen Einfällen, wie ſie unſerm Dichter auch reichlich zu Gebote geſtanden ſind. Weißlinge und gewöhnliche Flatterer finden ſich unter dieſen Riternellenſchmetterlingen nur wenige, meiſt hell und luſtig gefärbt, zuweilen mit himmliſchem Glanz übergoſſen, wie aus Eden geflogen (I. 54. II. 4. 5.). Beſonders angenehm wirkt in dieſen Kleinigkeiten die Anſpruchloſigkeit der Kürze und des Spiels, welches letztere, ſo gehandhabt, gegen den bloßen irdiſchen Ernſt wirklich etwas Paradieſiſches und wahrhaft Befreiendes hat.

Unter den „Riternellen von Ariccia,“ die denen des Dichters angehängt ſind, finden ſich ebenfalls gar ſchöne, fröhliche Schmetterlinge, doch möchten wir viele derſelben eher „ſummende Hummeln“ nennen, dabei aber dieſelben unſrer Gewogenheit ſo gut verſichern, als die wirklichen Hummeln, welche eine Sommerwieſe ſo luſtig mitbeleben helfen. Dieſe Hummeln brummen uns komiſche Seufzer, Schalkheiten, Drohungen, Trotz, Spott, ſtolze Worte gar naiv derb her, in ächt volksmäßiger Weiſe, und haben es ihrer eigenthümlichen Natur kein Hehl: ihre Nebenbuhler nämlich bei Seite zu drängen und mit kräftigen Zügen allein an ſüßen Blumen zu ſaugen.

Gewiß werden auch diejenigen unſrer Leſer, die das

Werk nur aus dieſer Ueberſicht kennen, uns beſtimmen, wenn wir ſie verſichern, daß wir nun voll ſind von dichteriſchen Genüſſen, ſo zwar, daß wir eine Sehnſucht nach dem Gedanken empfinden, der uns die Lebensfülle ordnen und beherrſchen hilft.

Und ſo läßt denn der Verfaſſer höchſt zweckmäßig auf den Schatz von Großem, Süßem und Zierlichem das Sittliche folgen in den „Vierzeilen," da uns eben durch Verfaſſung unmittelbaren poetiſchen Genuſſes geiſtigen Genuß gewährt. Die erſten Sprüche deuten, ſinnig, nicht gleich auf die ernſthafteſten Angelegenheiten, ſondern lehren, an die fröhlichen Ritornelle ſich anreihend, eine heitere Lebenskunſt, indem ſie von Wein und Liebe allerlei Artiges beizubringen wiſſen. Nachdem darauf Poeſie und Wiſſenſchaft wohl beleuchtet und ihr gegenſeitiges Verhältniß angedeutet worden, betrachtet der Verfaſſer das Leben ſelbſt, und bewährt ſich ſofort als einen in Wiſſen und Leben völlig Durchgebildeten, wenn er gegen abſtracte Selbſterkenntniß das, worauf es hauptſächlich ankommt, den Leſern zuruft:

Wirke! nur in ſeinen Werken
Kann der Menſch ſich ſelbſt bemerken.

Das Glück des Anſäßigen wird geprieſen, Gaſtfreundſchaft warm empfohlen, und jünglingshafte „Vogelfreiheit" heiter abgelehnt. Sodann aber nach mancherlei guten Lebensregeln geht er, mit Unterbrechungen freilich, zu den höhern Angelegenheiten fort, und ſpricht ſich über Geiſt und Liebe, über Selbſtverläugnung, Zartheit gegen Andere, Werth des Gebets, menſchliche Selbſttäuſchung, Liebe Gottes und zu Gott, Verhältniß der

Erde zum Himmel höchſt eindringlich in gefühlten Sentenzen aus. Das iſt lauter ächtes Weisheitsgold, nichts Erklügeltes, ſentimental Poſtulirtes, ſondern alles, ſo zu ſagen, im eigenen Blut erfahren. In den wichtigſten ſeeliſchen und geiſtigen Angelegenheiten zeigt der Verfaſſer ein ſittliches Urtheil, wie es nur derjenige haben kann, der die Stufen vom Niederern zum Höheren lebendig durchlaufen hat, das Kind demnach nie mit dem Bade ausſchüttet, ſondern vielmehr jeder Lebenserſcheinung die ihr gebührende Ehre gönnt; ein ſittliches Urtheil, das in dieſer Zeit des abwechſelnden Rumorens pedantiſcher und leichtſinniger Schriftſteller unendlich wohlthuend auf frei ſittliche Leſer wirken muß.

Und nun, nachdem uns in dieſen letzten Sprüchen der Weiſe vorübergehend zu dem Höchſten geſtimmt hat, ſchließt den ganzen Zug der Gottesmann, der Prieſter, der in dem heiligen Wunderſchmuck der Gaſele gottestrunkene Pſalmen ſingt, und von der doch immer etwas proſaiſchen Region der Betrachtung und Lehre uns mit einemmal in den lebendigen Himmel der Religion erhebt. Hier wird denn, in dem wiedergeborenen „Dſchelaleddin Rumi“ die höchſte Angelegenheit des Menſchen, ſein kindlichliebendes Verhältniß zu Gott, in mannigfaltigſter Weiſe, mit brennenden Farben, in den frappanteſten Wendungen und Vergleichungen dargeſtellt. Auf den höchſten Standpunkt zu der klarſten Umſicht gehoben empfinden wir uns zugleich von dem heiligſten Feuer der Begeiſterung durchglüht. Welche Gedanken und Gefühle ſind hier ausgeſprochen! in welcher Innigkeit, mit welcher Farbenpracht! Gott erſcheint in ſeiner Allgegenwart, in ſeiner ganzen Herrlichkeit; ſeine Schreck-

lichkeit und Lieblichkeit wird uns anſchaulich gemacht; der Dichter offenbart ſeine unendliche Sehnſucht nach ihm, mit den kindlichſten Bitten, daß er ihm nicht entfliehen ſolle; die Macht der Liebe auf Gott ſelbſt erprobt ſich; die Süßigkeit des gewonnenen Umgangs mit Gott wird mit begeiſterter Dankſagung geprieſen, und der Schatz von Wundergefühlen des poetiſchen Theoſophen in den entzückteſten Worten ausgehaucht. Dabei aber wird das Schöne der Erde liebevoll gewürdigt, in die geweihte Gottesbruſt rein eingeſogen, und Menſchengröße zu ſchätzen und zu preiſen nicht vergeſſen. Die Form des Gaſels iſt zu dieſer Art von dichteriſchem Gottesdienſt ganz und gar geſchaffen, als eine, welche die Beiſpiele, die Bilder, die Vergleichungen, deren hier eines das andere herbeiruft, am zierlichſten zu wahren poetiſchen Perlenſchnüren aneinanderreihen kann. Als ſolche Perlenſchnüre ſind beſonders I. 26. 30. 37. II. 10. u. a. muſterhaft zu nennen.

Nachdem nun der Dichter die Haupttugenden des Glaubens und der Liebe, der Lebensreinheit und Tüchtigkeit, der Ergebung und Demuth vor Gott ſo begeiſtert und lyriſch-lebendig hingeſtellt hat, ſchließt er dieſe Ergüſſe mit Preis und Dank, und mit der edelſten Kindesbitte, daß Gott ſich dieſes Streben gefallen laſſen möge; welche Beſcheidenheit uns ihn noch höher und liebenswerther erſcheinen läßt.

Dieſem wiedergeborenen Dſchelaleddin hat der deutſche Dichter eigene Gaſelen angehängt, die ganz in demſelben poetiſch-frommen Geiſte gedichtet ſind, in dem nämlichen Schwung, in der nämlichen Gottesliebe. Und

auch er ſchließt ſeine Gaſelenhymnen mit dem beſcheiden ergebenen Wort:

Sei's nun, oder nicht, gelungen,
Hab' ich doch mit Luſt gerungen,
Und den Drang aus meinem Buſen,
Himmelsgeiſt, dir zugeſungen.

Eine vollſtändige poetiſche, ſittliche und religiöſe Befriedigung iſt die Grundwirkung, welche dieſe Dichtungen in edeln, dem Hohern und Höchſten frei zugeneigten Gemüthern zurücklaſſen. Und ſo hat es denn wieder einmal ein Dichter gezeigt, was die Dichtkunſt ſoll und kann, ja was einzig und allein ſie ſoll und kann. Die hinſichtlich ihrer Lieblichkeit genug geſchätzte, hinſichtlich ihres geiſtigen und ſittlichen Werthes und Nutzens von den Meiſten noch immer verkannte Dichtkunſt hat hier glänzend bewieſen, was ſie anzuſtreben, und wird ſofort beweiſen, was ſie in den höchſten Angelegenheiten des Menſchen zu wirken vermag. Was aber iſt dasjenige, das der Poeſie als Aufgabe, und zwar allein als Aufgabe bleibt?

Betrachten wir die Welt und die Geſellſchaft, und dringen wir mit geiſtig-ſcharfem Auge durch die glatte Hülle des äußeren Anſtandes und der ſcheinbaren Eintracht der Höflichkeit hindurch, ſo bemerken wir, daß die einzelnen, mit verſchiedenen Anlagen geborenen, unter verſchiedenen Einflüſſen gebildeten Menſchen durch eine ungeheure Kluft von einander getrennt ſind, welche in dem unbewußten Dahinleben der Meiſten freilich nicht immer empfunden, aber doch von den Nachdenklichern

in einzelnen Augenblicken mit Schrecken und Schmerz wahrgenommen wird.

Da sehen wir, wie der frohe Lebemann auf der Erde nichts Besseres zu thun weiß, als, wo es möglich ist, die Blüthen des Genusses abzupflücken, und dabei alle Andern, die höhern Bestrebungen zugewendet sind, in seinem Innersten für Thoren hält; wir sehen, wie der tüchtige Charakter, zu Schaffen und Wirken geboren, mit dieser Werkthätigkeit alles gethan zu haben, und darin die den Weltfreuden und religiösen Gefühlen Nachhängenden gleicherweise verachten zu dürfen glaubt; wir sehen endlich, wie die bloß Religiösen, sie mögen sich anstellen wie sie wollen, nur ihre fromme Gefühlsrichtung kennen und schätzen, und die andern alle gleicherweise dem Verderben Preis gegeben seyn lassen: von den unzähligen Unterarten, von den Detail-Schwärmern, die in ihrer Miniaturrichtung wieder für alles andere blind sind, gar nicht zu reden. Nun ist es keineswegs unsre Meinung, die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse und Bestrebungen zu beklagen, wir ergeben uns drein, daß es in dieser Welt einmal nicht anders ist und nicht anders seyn kann, und wollen gerne anerkennen, daß durch einzelner Individuen rücksichtsloses Verfolgen einer bestimmten Richtung sowohl tüchtige Charaktere gebildet, als auch, daß durch solcher Charaktere Kampf und Streit in der Welt ein frisches Leben erhalten, und zuletzt eine reelle, leibhafte Durchbildung der Menschheit allein möglich wird. Aber das wird man uns doch zugestehen, daß diese verworrenen Kämpfe in wahren Wahnsinn auslaufen würden, wenn nicht von anderer Seite her wieder die Rechte der verschiedenen

Richtungen gegeneinander ausgeglichen, und dieselben zum Theil mit einander versöhnt würden, so daß die Menschheit ihrem höchsten Ziel, materieller Mannichfaltigkeit nämlich und geistiger Eintracht, wenigstens annäherungsweise entgegengeführt wird.

Diese hohe Aufgabe der Ausgleichung und Versöhnung haben in der Welt erhalten: Wissenschaft — Philosophie im weitesten Sinne — und Kunst. Wenn nun die Wissenschaft unmittelbar mit Plan und Besonnenheit verfährt, der verschiedenen Einzelheiten sich bewußt zu werden, sie sodann zu richtigem Verhältniß begriffsweise wieder zusammenzustellen sucht, so wirkt die Kunst mehr genialisch, und löst ihre Aufgabe auf dem praktischen Wege der Durchempfindung und lebendigen Darstellung dieser verschiedenen Einzelheiten. Der Philosoph gibt die Begriffe, der Künstler die Bilder des Lebens; und die verhältnißmäßige, gerechte Darstellung der verschiedenen Lebensrichtungen in Bildern ist somit dasjenige, was die Kunst, und vor allen die ungebundenste der einzelnen Künste, die Dichtkunst, allein soll und kann.

Da ist nun freilich, wenn der Künstler dieser seiner höchsten Aufgabe genügen und mit dem Philosophen gleichen Schritt halten soll, nothwendig, daß er auf seinem Wege über die Erscheinungen des Lebens auch durch Begriffe Herr werde; er benützt aber diese geistige Durchbildung wieder nur, um von ihrer Höhe herab die Erscheinungen in reinster Wahrheit durchzuempfinden und darzustellen.

Ein solcher wird dann, um uns auf die obengenannten drei Hauptrichtungen zu beziehen, die Freuden-

blüthen dieſes Lebens in ihrer vollen Lieblichkeit, männliches Thun und Schaffen in ſeiner ganzen Tüchtigkeit und Würde, frommes Gefühlsleben in ſeiner reinen heiligen Höhe lebendig vor die Seele führen, und ſomit den verſchiedenen Bekennern dieſer Richtungen Gelegenheit geben, ſich gerechter beurtheilen, ſich verzeihen und lieben zu lernen.

Dabei verſteht ſich aber von ſelbſt, daß in einer, wie wir ſie verlangen, gerechten Darſtellung niedrigere Genüſſe und Tugenden auch auf niedrigere Stufen, die höhern und höchſten aber auf die höhern und höchſten Stufen geſtellt erſcheinen, ſo daß alſo dem auf einer niedern Stufe Befindlichen die höhere in lebendigem Glanz gezeigt, und er durch ihre eigene Schönheit aufgefordert wird, zu ihr hinanzuklimmen.

Eine ſo ſich bewährende Dichtkunſt iſt freilich nicht eines Jeden Sache; wir verlangen ſie auch nicht von Jedem, müſſen im Gegentheil wünſchen, daß Jeder nur da bleibe, wohin ihn der Genius führt, und ſind von Herzen bereit, vorzügliche Leiſtungen in dem kleinſten Genre vollſtändig als ſolche anzuerkennen und zu ehren; aber der höchſte und der zeitgemäßeſte Dichter wird nur der ſeyn, welchen der Genius dem von uns geſteckten Ziel aller Kunſtbeſtrebung am nächſten führt.

Wir ſagen der zeitgemäßeſte. Denn wenn es früher die Sendung der höchſten Geiſter war, einzelne, zur Erziehung der Menſchheit nothwendige Richtungen rieſenmäßig auszubilden, ſo iſt es gegenwärtig die vielleicht noch höhere Sendung ihrer Brüder, dieſe Richtungen zuſammen zu faſſen, und, ſo mit einander verbunden, erſt ihrer reinſten und beſtimmteſten Ausbildung entge-

gen zu bringen. Diese Aufgabe ist nun allen geistigen Thätigkeiten gestellt, und die Künstler und Dichter unserer Zeit müssen sie denn auch auf ihrem Feld, in ihrer eigenen Weise lösen helfen.

Kehren wir nach diesen Andeutungen — denn mehr konnte hier nicht gegeben werden — wieder zurück zu unserem Dichter, so gewährt es uns einen eigenen Genuß, zu gewahren, wie schon er den höchsten jetzigen Anforderungen an die Dichtkunst schon entgegengekommen ist. Er gehört in der That unter den neuern Dichtern, die der Genius auf die freie Höhe lebendig gerechter und milder Anerkennung der einzelnen Erscheinungen geführt hat, zu den allerersten und bedeutendsten. Wie lieblich sind in den verschiedenen Gedichten alle Blüthen heitern Lebensgenusses, der Freundschaft und der Liebe dargestellt, wie edel alle Gestalten, die dem Dichter freundlich entgegen kamen, im ehrenvoll gedenkenden Geiste festgehalten; wie markig ist kriegerisch-männliches Denken und Thun in den Sonetten, wie tief und klar friedlich-männliche Gesinnung in den Vierzeilen ausgesprochen; mit welchem heiligen Zauber ist endlich frommes Gottgefühl in den Gaselen ausgehaucht! Alles mit Liebe gefaßt und wiedergegeben, alles auf die Stufe gestellt, die ihm gebührt, auf welcher wir sie in ihrem reinen Werth schauen und lieben können.

So ist denn nun auf das bestimmteste vorauszusagen, daß diese Dichtungen, in Saft und Blut des deutschen Volkes aufgenommen, allen fanatischen Partheihäuptern, insbesondere den Frivolen und Pedanten gegenüber, die heilsamsten Wirkungen haben müssen, daß sie, so weit es der Dichtkunst möglich ist, das rechte

Verhältniß zu Gott und Welt deutlich machen, und jene große geistige Versöhnung mit herbeiführen werden, welche die Aufgabe der Zeit überhaupt ist.

Die Zerrissenheitspoeten mögen in wirklichen und erlogenen Jammerliedern sagen was sie wollen, auch die Dichtkunst hat jetzt in der Männerzeit geistiger Reife das Geschäft, die Wunden des Erdenlebens, und der Zeit insbesondere, nicht nur sich zuzugestehen, sondern auch zu heilen; und sie wird dieses Geschäft siegreich durchführen, wenn die Dichter der Zeit würdig sind, und, Hand in Hand mit den Ersten und Gebildetsten der Wissenschaft, ihren Zeitgenossen nach dem höhern Ziele vorangehen. Die Stufe großartiger ächter Zerrissenheit im Streite des Wissens und Glaubens, im Streite des Geistes mit den Gliedern (denn das ist am Ende der Grundquell derselben), hat ihren Repräsentanten in einem Manne schon gehabt, der ihren grimmigen Anfechtungen doch Stand halten und dieselben würdig aus sich herausstellen konnte — in Byron; alle unsre jetzigen Trübsalspoeten, ein Paar edle Männer ausgenommen, die die Welt auch noch nicht heiter anzusehen gelernt haben, sind nur die Affen, oder als Kinder der alten Affen, die Aeffiein Byrons, die, wie man ihnen tausendfach nachweisen kann, mit dieser angenommenen Zerrissenheit nur kokettiren, während sie ihre wirkliche nicht kennen, die Zerrissenheit nämlich der Ruhmsucht und der Ohnmacht.

Es ist für den Kritiker ein wahrer Trost, den trübselig-liederlichen Poeten, die sogern die Männer des Tages seyn möchten, nun nicht nur Worte, sondern

Werke höhern Geistes entgegensetzen zu können, und in diesem Sinne sagen wir im Namen aller wohlgesinnten Literaturfreunde unserm Dichter den schönsten Dank, daß er uns im Streit gegen anmaßenden Leichtsinn so treffliche Hülfstruppen gesendet hat.

Schluß

Zum Schluss.

Ich habe mich in den obigen Abhandlungen einigemal in bestimmt verwerfenden Ausdrücken gegen das „junge Deutschland" ausgesprochen. Dieß galt denjenigen allbekannten Tendenzen desselben, die als kindisch oder frech jeden Gereifteren gegen sich aufdringen und zum Kampf auffordern mußten. Es ist aber nicht meine Art, gegen einen Irrthum im alten Tone fortzuschelten, auch wenn dieser nicht mehr, oder wenigstens nicht so mehr existirt wie anfangs. Dieß überlasse ich gern jenen bequemen Tugendhelden, die sich durch Bekämpfung eines Phantoms, das sie sich selbst geschaffen haben, meistentheils lächerlich zu machen pflegen. Ich meinerseits bemühte mich demnach, den ferneren Schritten dieser Gesellschaft genauer zu folgen, und von dem Löblichen oder Tadelnswerthen derselben mir bestimmte Begriffe zu erwerben. Wie sich mir gegenwärtig diese Richtung darstellt, will ich kurz aussprechen.

Die vorzüglichsten Repräsentanten derselben sind unmittelbare Söhne der Zeit, die nach Freiheit ringt, nach Freiheit in jeder Beziehung, nach gerechter und ungerechter Freiheit. Sie sind geboren und erzogen, die Forderungen der Zeit in Wort und Schrift vorläufig

geltend zu machen. Ausgerüſtet mit keckem Streben, mit einem gewiſſen Sinn für die verſchiedenen Erſcheinungen der Welt und der Literatur, mit ſteter Sehnſucht nach freier Bewegung und friſchem Thun, werden ſie auf der einen Seite die Anwälte des Lebens und der Natur, und fordern Ungebundenheit, Friſche, Kraft, Farbe und Fülle mit einer Wärme, die auch in ihren kritiſchen Schriften ſehr anregend iſt. Ein verdienſtliches Unternehmen! da man im Dichten und Thun nichts leichter vergißt, als daß die Wahrheit nur im Leben, nur in ſtets lebendigem Denken und Empfinden iſt, und jeder Stillſtand Tod bringt.

Auf der andern Seite ſind ſie die geſchworenen Feinde der Pedanterei, des Schlendrians und all der kranken und todten Dinge, die in der Welt oft noch mit einer beſondern Wichtigkeit und Würde auftreten. Dieſen verſetzen ſie, unterſtützt von durchdringendem Witze, die empfindlichſten Streiche, ſo daß ſie, ſchlimm zugerichtet, ſich unſern Augen in ihrer ganzen Kläglichkeit darſtellen. Nicht minder verdienſtlich und anerkennenswerth! Die todte Gewohnheit iſt etwas, worein der Menſch jeden Augenblick zu verfallen droht, und gerade dadurch, daß man ſie lächerlich macht, kann man am beſten von ihr abſchrecken.

Ich möchte hier als eine nützliche Eigenheit dieſer Autoren auch einen gewiſſen Mangel an Pietät anerkennen, an jener falſchen Pietät nämlich, die eine verehrte Perſönlichkeit oder Einrichtung in jeder Beziehung gelten laſſen will, und die Schwächen derſelben auch da nicht anzugreifen ſich getraut, wo ſie offenbar zum Unheil wirken. Freilich ſollte man den Mangel an falſcher Pie-

tät mehr an denjenigen loben, welche die „wahre nicht so oft außer Augen setzen, wie unsre Aeltern. „

Die ferneren Verdienste derselben entspringen aus dem ihnen schon zugestandenen Sinn für die verschiedenen Erscheinungen der Welt und der Literatur. Sie bemühen sich, jeder ihre Eigenthümlichkeit abzugewinnen, und kommen durch Vergleichung der einzelnen untereinander zu sehr guten Unterscheidungen. Ohne Frage haben sie besonders im ästhetischen Dingen einen freien Blick bekommen, mit welchem es ihnen keine Mühe macht, das Gute aus den verschiedenen poetischen Richtungen rein herauszufühlen. Das vermögen gar manche nicht, die sich gegenwärtig kritisch wichtig geberden. Diese Unterscheidung und Würdigung ist ihnen freilich nur möglich bei Erscheinungen, die sie durchgekostet haben, die sie verstehen. Aber solcher Erscheinungen ist immer eine schätzenswerthe Anzahl; und man muß ihnen eben zutrauen, daß sie stets weiter gehen werden.

Als produktive Naturen kommen sie ihren Theorien großentheils nach. Ihre Darstellungen blühen und duften, farbig-frisches Leben quillt aus den kecken, raschen Strichen entgegen. Ihr Vorsatz, nur ächt Erfahrnes, glühend Genossenes wiedergeben zu wollen, ist der allein rechte, und muß noch gute Früchte bringen. Dazu kommt, daß sie sich bemühen, neue, unserer Zeit gemäße poetische Formen zu erfinden. Dieses Experimentiren in der Form ist sehr wichtig, und wird ohne Frage viel zur Lösung der Hauptfrage beitragen: in wie weit nämlich die jetzige Generation die Formen der verschiedenen Zeiten und Völker zu regeneriren hat, und in wie fern es ihr möglich werden könnte, ganz eigenthümliche, bisher noch

nicht dagewesene Formen für den eigenthümlichen Zeitgehalt zu schaffen.

Man gibt mir zu, daß ich die Vorzüge dieser Richtung mit Freundlichkeit hervorgehoben habe. Um nun von den Fehlern und Verirrungen der Autoren zu reden, so wissen wir alle, daß gleich bei ihrem ersten Auftreten ihr Freiheitssinn in Zügellosigkeit und Frechheit umgeschlagen ist, daß die einen Liederlichkeit vergötterten, während die andern das Hohe und Heilige, das sie nicht begriffen, offen und versteckt verunglimpften. Die poetisch-jubelnde Apotheose des Leichtsinns war gewiß ächt; von jenen bekannten frivolen Reden gegen Gott und Religion aber glaube ich dieß nicht einmal. Ich bin vielmehr überzeugt, daß das Bestreben, dadurch aufzufallen, einen größern Antheil an ihrer Entstehung hatte, als innere Ueberzeugung. Ich will zur Ehre des Verstandes und Charakters dieser Autoren annehmen, daß ihnen die ersten Verirrungen gegenwärtig Leid thun; daß sie sich schämen, so knabenhaft frivol das unverstandene Höhere verspottet, das Niedere dagegen so sentimental erhoben zu haben. Oder sollte man strebenden Männern, die seit dieser Zeit gar wohl dem Leben genauer in's Gesicht sehen konnten, nicht jetzt die Einsicht zutrauen dürfen, daß durch ihre „Emancipation des Fleisches" die Noth und Verwirrung des menschlichen Geschlechts nicht nur nicht gemindert, sondern vielmehr tausendmal größer gemacht würde! Sollte Einer davon noch so sentimental seyn, und glauben, daß die sogenannten Kinder der Liebe wirklich immer Kinder der Liebe, und nicht vielmehr meistens Kinder eines höchst vergänglichen sinnlichen Rausches seyen! Sollte er diesen sinnlichen Rausch noch immer mit einer

gewiſſen Glorie umgeben ſehen? Ich glaube es nicht; ich muß mich im Gegentheil überzeugt halten, daß ſie Alle dieſe erſten Irrwege jetzt verlaſſen haben, und mit beſcheidnerem und gereifterem Sinne jene Bahn des Ernſtes, der Vernunft und der Ueberlegung wandeln wollen, auf der man es allein zu etwas bringen kann.

Was ich nun jetzt noch an ihnen zu tadeln habe, läuft ſo ziemlich darauf hinaus, daß ſie noch immer viel zu wenig Reſignation haben. Wer in Kunſt und Wiſſenſchaft etwas Dauerndes leiſten will, muß ſich aufopfern können, er muß Vortheilen des Lebens entſagen können, die man, ohne dem Höheren zu ſchaden, nicht erwerben kann. Und Kunſt und Wiſſenſchaft ſind ja etwas ſo Göttliches, daß es der Mühe werth iſt, ihnen äußerliche Vortheile zu opfern. Unſre Autoren aber ſind offenbar zu begierig nach dieſen äußerlichen Vortheilen; ohne ihre Arbeiten reif werden zu laſſen, ſchicken ſie dieſelben ſo bald als möglich in die Welt, die dann meiſtens nichts daran hat, als geiſtreiche Einzelnheiten. Wenn ich aber oben ſo viele Hoffnung auf ſie geſetzt habe, ſo iſt es bloß in dem Sinne geſchehen, daß ſie auch hierin das Edlere wählen, und, weniger um Geld und um Zeitungsruhm bekümmert, zu wahren Werken der Kunſt und Wiſſenſchaft all ihre Kräfte zuſammen nehmen. Einer oder zwei haben ſchon einen Anlauf dazu genommen; es wäre gut, wenn die Uebrigen ihnen bei Zeiten nachfolgten.

Aus der Sucht nach äußerlichen Erfolgen entſpringt auch ein anderer Flecken dieſer Geſellſchaft, eine zuweilen gar zu dreiſte Partheilichkeit. Ich verlange von einem Kritiker keine völlige Unpartheilichkeit — kein Menſch in der Welt iſt ihrer fähig; aber dieſe Schriftſteller trei-

ben es hierin noch immer viel zu bunt. Sie könnten mir zwar entgegnen, daß es an einem andern Orte noch ärger getrieben wird; aber dieser Ort iſt eben durch eine ſolche impertinente Willkührlichkeit gegenwärtig um ſeinen Credit gekommen. Zugeſtanden muß ihnen werden, daß ſie es zuweilen auch ſehr fein und artig anfangen, ſo daß man ſich am Lob der Freunde, am Tadel der Gegner amüſirt, ſo ſehr man einſieht, daß es mit beiden nicht ganz richtig iſt. Wie warm, wie ſcheinbar hingeriſſen verſtehen ſie die Lichtſeiten eines befreundeten Autors hervorzuheben, wie ſchlau zu den Schattenſeiten das Beſte, d. h. zuweilen nichts zu ſagen! Wenn ich die Lobpreiſungen Heine's las, hatte ich immer ein eigenes Gefühl. Einerſeits war es mir lieb, daß die höchſten poetiſchen und humoriſtiſchen Bluthen deſſelben mir durch ſie enthuſiaſtiſcher anſchaulich gemacht wurden, als ich ſelbſt es gekonnt hätte; anderſeits empfand ich aber auch immer, wie nöthig es war, ſeine Fehler und Schwächen auf das beſtimmteſte hervorzuheben, damit wenigſtens ein Theil der Leſer wiſſe, wie ſie eigentlich mit dieſem neuen Götzen daran ſeyen.

In neueſter Zeit haben die ſämmtlichen Glieder der Geſellſchaft angefangen, ſich gegenſeitig hie und da auch die Wahrheit zu ſagen. Ich würde dieß gerne noch mehr loben, wenn ich ſo recht wüßte, was es damit im Grund für eine Bewandtniß habe. Es gibt hier auch gewiſſe feine Motive der berechnenden Weltklugheit. Sey dem, wie ihm wolle; immer werden ſie, wie ſich, ſo auch der Welt den größten Dienſt leiſten, wenn ſie den Muth haben, in ihren Kritiken immer ehrlicher zu werden.

Ihr künftiges Heil oder Unheil, ihre Nützlichkeit

oder Schädlichkeit hängt nun, um es kurz zu faſſen, davon ab, ob ſie ſich bemühen, die höhern ſittlichen und religiöſen Verhältniſſe beſſer verſtehen zu lernen, oder ob ſie dieß verſäumen. Gegenwärtig, obwohl auffallend reifer geworden, ſind ſie in dieſer Beziehung ſammt und ſonders noch nicht gar weit vorgerückt. Den meiſten flattern noch die alten Traumbilder von dem Glück ſinnlicher Ungebundenheit vor Augen; ſehnſuchtig blicken ſie darnach, und können ſich mit dem Gedanken nicht befreunden, daß es wirklich ſentimentale Luftſchlöſſer ſeyn ſollen. Noch ſtellen ſie niedere Güter zu hoch, und die höheren dagegen zu niedrig; noch können ſie in religiöſen Dingen das Geſpenſt des Heiligen nicht von dem blühenden Leib des Heiligen unterſcheiden, und ſetzen eines mit dem andern herab; noch ſtellen ſie in äſthetiſchen Dingen hie und da das Reife, Männliche, Göttlichhelle mit dem Kalten, Steifen und Froſtigen auf eine Stufe, und verlangen ſinnliche Glut in Kunſtwerken, denen allein ätheriſch-milde Wärme ziemt. Hierin zeichnet ſich beſonders ein Journaliſt aus, der nicht müde wird, jugendliche Ueberſchwänglichkeit zu fordern, und den es zu frieren ſcheint, wenn er irgend einmal edle, männliche Haltung gewahrt. Man ſollte von einem Kritikus doch erwarten dürfen, daß er auch letzterer einiges abzugewinnen verſtünde!

So wird man denn auch in allen bisher von ihnen erſchienenen Schriften noch keine deutlich ausgeſprochene Weltanſicht, keine Philoſophie des Lebens finden. Mein Schickſal war es wenigſtens immer, nachdem ich dieſe Schriften, oft mit Bewunderung des darin enthaltenen Geiſtes und Witzes, durchgeleſen hatte, am Ende doch nicht zu wiſſen, was ſie eigentlich wollten. In Reden-

sachen wußte ich dieß allerdings, aber in der Hauptsache nicht; und wenn sie in der Hauptsache manchmal andeuteten, was sie wollten, so blieben sie mir die Nachweisung schuldig, wie sie es wollten. Dieser Vorwurf trifft besonders die neuesten Schriften; was übrigens leicht zu erklären ist. Die früheren Ansichten scheinen den Autoren doch nimmer stichhaltig und producirbar zu seyn, mit den andern dagegen sind sie noch nicht fertig. Von diesem letztern Umstand sollten sie nun Anlaß nehmen, gegen das Höhere nie mehr unbescheiden zu seyn, mit Ernst und Liebe dagegen sich um die Erkenntniß desselben zu bemühen. Nie werden sie es zu einer haltbaren Lebensansicht bringen, wenn sie ihre bis jetzt erworbenen Erkenntnisse nicht mit der Haupterkenntniß des Sittlichen und Heiligen zu berichtigen und zu ergänzen suchen.

Und wäre ihnen denn dieser weitere Schritt so schwer? Keineswegs! Den Pedanten und Heuchlern ist er schwer, ja unmöglich; aber der frische Mensch, der das Niedere ächt aufgefaßt hat, muß vielmehr, wenn er weitergeht, auch das Höhere ächt auffassen lernen; und gerade der Ungebundene, wenn er sich die Mängel der bloßen Ungebundenheit nicht verhehlt, wird am sichersten zu dem Begriff der wahren geistigen Freiheit gelangen, die ihm nur „das Gesetz geben kann." Aber freilich die Hände in den Schooß legen, und sich seinen Liberalismus selber zur Manier werden lassen darf er nicht. Leider ist auch hier das Stehenbleiben häufiger als das Fortschreiten.

Ich wünsche diesen Gliedern des jungen Deutschlands nun für die Zukunft den Muth und die Stärke, sich weder durch Effectsinn noch durch Kotterieweesen von der Wahrheit abziehen zu lassen. Ich wünsche ihnen die

Kraft, ihre Entscheidungen über Gegenstände, die sie noch nicht verstehen, zu *suspendiren*, und ihre Urtheile darüber bescheiden nur als vorläufige zu geben. Ich wünsche ihnen stets regen Strebsinn, in welchem sie immer weiter gehen, und so viel es ihnen möglich ist die verschiedenen Erscheinungen der Natur und der Geschichte betrachten und gegen einander abwägen; dann kann es nicht fehlen, daß sie zum Niedern wie zum Hohen eine immer richtigere Stellung erhalten.

Wir stehen gegenwärtig auf dem Punkt, daß der Rationalismus, der die Erscheinungen der Natur und der Geschichte nach dem subjectiven Maßstabe seiner zufälligen Bildung mißt, in jeder Richtung überwunden wird durch den historischen Sinn, so zwar, daß dieser das Gute des Rationalismus in sich aufnimmt zu seiner Bereicherung und Unterstützung. Von dem historischen Standpunkt, wo die verschiedenen Welterscheinungen objectiv in ihrem eigenthümlichen Wesen aufgefaßt und nach ihrem größern oder geringern Werth gegen einander abgeschätzt werden, ist der weitere Fortschritt zu jener tiefern Philosophie, wo der Sinn und Zweck der einzelnen Erscheinungen und ihr Verhältniß zu dem, was überhaupt einmal werden, seyn und bleiben soll, begriffen wird. Wenn der Historiker die Welterscheinungen in ihrer eigenthümlichen Schönheit und Größe schaut und genießt, so schaut und genießt sie der Philosoph noch in dem himmlischen Lichte der Zweck-Erkenntniß, reiner und sicherer.

Ob sich die Glieder des „jungen Deutschlands" auf den historischen Standpunkt, und von diesem auf den philosophischen schwingen werden! Ich habe fast Grund,

etwas der Art zu hoffen, da sie sich theilweise auf dem historischen Standpunkt schon befinden.

Ob sie es aber thun werden oder versäumen: die Menschheit wird es thun.

Druckfehler.

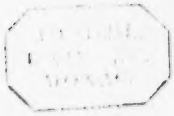
Seite	16	Zeile	2	von unten lies: ausgedrückt, statt ausgerückt.
—	20	—	15	von oben lies: kraftig, statt kraftige
—	101	—	3	von unten fehlt in vor Auffassung.
—	143	—	8	von oben lies: zu gestehen, statt zuzugestehen.

Erzählungen aus dem Ries.

Von

Melchior Meyr.

Berlin, 1856.
Verlag von Julius Springer.



Univ. Bibl.
München

Inhalt.

	Seite
Ludwig und Annemarie	1
Die Lehrersbraut	109
Ende gut, Alles gut	277

Vorwort.

Die erſte der drei Erzählungen dieſes Bandes wurde 1852 im Morgenblatt veröffentlicht. Der Beifall, den ſie erhielt, und die freundliche Aufforderung von Seiten der Redaction veranlaßten mich, im letzten Winter die zweite zu liefern. Die dritte, im laufenden Jahr geſchrieben, erſcheint hier zum erſtenmal.

In der Einleitung zur erſten habe ich über das Ries die nöthigen Aufklärungen gegeben und meine Anſicht über das Genre ausgeſprochen, das ebenfalls zu cultiviren ich mich berufen fühlte. Zur Unterſtützung des dort Geſagten nur wenige Bemerkungen.

Das, was man unter dem Namen „Dorfgeſchichte" begreift, iſt in Bezug auf idylliſche Darſtellung im weiteren Verſtande des Worts ein Fortſchritt, in ſofern darin von erträumten Zuſtänden und ſchablonenmäßiger Behandlung zur Auffaſſung der Natur und des wirklichen Lebens übergegangen iſt. Man gewann neue, friſche Gegenſtände und eine neue Behandlung; und das Publikum überzeugte ſich, daß die Perſonen in den gelungenſten dieſer Erzählungen darum, daß ſie lebenswahr und individuell im Bilde ſtehen, an Reiz und Intereſſe keineswegs ver-

loren haben. Der Beifall, den dieſe Erzeugniſſe fanden, mag mit daran Schuld ſein, daß man Anklagen gegen ſie erhoben hat, die nur ihre ſchwachen Nachahmungen treffen. Die Dorfgeſchichte ſoll freilich das getreue Bild eines wirklich vorhandenen Landlebens aufſtellen: allein iſt der Erzähler dichteriſch begabt, ſo verhindert ihn nichts, dieſes Leben poetiſch zu verklären. Er kann das Material, das ihm die Wirklichkeit bietet, zu einem Organismus ausprägen, der auf den Leſer alle Eindrücke eines künſtleriſchen hervorbringt. Er kann es — wenn er der Mann dazu iſt.

Von Seiten derer, die in Fragen der Poeſie nicht zu entſcheiden berechtigt ſind, weil ſie ihre Begriffe nur von einzelnen Erſcheinungen derſelben abgezogen haben und das Werdende und das Seinſollende — das Ideal nicht in Anſchlag bringen können — von Seiten dieſer in Deutſchland nicht ſeltenen Urheiler iſt die Würde und die Bedeutung des Gegenſtandes angetritten worden, auf den ſich der Dorfgeſchichten-Erzähler gewieſen ſieht. Allerdings bewegt ſich das Leben des Landvolks — und nun gar das eines beſtimmten Landvolks! — in genau begrenzter Sphäre. Allein innerhalb derſelben findet ſich gleichwohl alles Menſchliche — alle Tugenden und Schwächen des Menſchen und eine reiche Bethätigung derſelben — wenn auch in eigenthümlichen, nach gewiſſer Seite hin beſchränkenden Formen. Wer das Alles nun klar zu ſehen — wer die Tugenden und Fehler in Aufdeckung ihrer Quellen treu zu ſchildern und in das Licht wahrer poetiſcher Gerechtigkeit zu erheben, wer dem vorgeführten Conflict in Handhabung dieſer Gerechtigkeit einen befriedigenden Schluß zu geben vermag — wie ſollte der abgehalten ſein, in Darſtellung ſolchen Lebens ein poetiſches Werk hervorzubringen?

Von dem Erzähler, der auf dieſem Gebiete dem Ideal ſich nahern ſoll, iſt freilich außer der poetiſchen Begabung noch Eines unabweislich gefordert: er muß unter dem Volke, das er zu ſchildern unternimmt, gelebt und Leid und Freud mit ihm getheilt haben. Er muß im Innern der Familien heimiſch ſein und ſeine Leute in Situationen geſehen haben, die ihre derbere Natur und ihr einfacheres Weſen auch wirklich in Bewegung zu ſetzen und zu antheilerweckenden Aeußerungen aufzuregen vermochten. Dem flüchtigen Beobachter wird das Landvolk im Guten und im Schlimmen ſich nicht offenbaren, und weder im Wirthshaus noch in der Amtsſtube kann man den ganzen Bauer kennen lernen, weil hier wie dort nur einzelne Seiten zum Vorſchein kommen, und zwar keineswegs die beſten. Mit der Kenntniß des Geſammtlebens, wie ſie nur der Mitlebende ſich erwirbt, muß der Autor zugleich jene Liebe zum Volke verbinden, ohne die es unmöglich iſt, das Schöne und Gute in ihm zu ſehen und herzgewinnend hervorzubilden. Allein die wahre Kenntniß und die Liebe gehen immer Hand in Hand: denn nur die Liebe iſt im Stande, wahre Kenntniß zu erlangen.

Der Dorfgeſchichten-Erzähler, in welchem die erforderlichen Eigenſchaften vereinigt ſind, hat von ſeinem Gegenſtand, der ihn auf der einen Seite beſchränkt, auch wieder ganz eigenthümliche Vortheile. Er ſchildert Menſchen, die entſchieden ausgeprägt ſind, und doch in einer Sphäre der Naivität ſich bewegen, die ihren Aeußerungen den Reiz des Kindlichen verleiht und auch bei den ergreifenden uns ein Lächeln entlocken kann. Rührung und Erheiterung — wie dies namentlich auch die Werke Jeremias Gotthelfs beweiſen — gehen in ſeiner Darſtellung eng verbunden zuſammen. Das unmittelbare Sinnen- und Gemüthsleben, das in der Sphäre unverdorbener Landleute herr-

schend ist, giebt auch der hier bewußtesten Persönlichkeit und den von ihm entferntesten Eigenschaften noch etwas von seinem Gepräge. Die Natur in ihrer Kraft, in ihrem quellend frischen Leben, das uns umfließt, wie das Wasser des lebendigen Stromes die Glieder des Badenden, sie, die nährende Trägerin alles Lebens ist es, die ihr Füllhorn ausgießt, wenn der Darsteller nur den Geist hat, dem sie liebend und mittheilend entgegen kommt! —

Ist die Möglichkeit einer wesentlich poetisch gehaltenen Dorfgeschichte bewiesen, dann wird es Erzählungen, die in der That poetisch wirken, nicht zum Vorwurf gemacht werden können, daß durch sie zugleich noch andere Zwecke erreicht werden. Wenn sie, von ästhetischer Ergötzung abgesehen, zur Kenntniß des Volkes, seiner Denkweise und Sitten beitragen; wenn sie auf die Frage der Volkserziehung beachtenswerthe Lichter werfen; wenn sie die geistige Scheidewand niederreißen helfen, die zwischen den gebildeten Klassen und den Landleuten noch besteht, und die einseitigen Begriffe, die sich jene von diesen machen, berichtigen — wenn sie den Beweis liefern, daß man sich des deutschen Bauers gerade nicht zu schämen hat, und die gebildeten Classen zu dem Gedanken erheben, daß sie mit dem richtig erkannten und richtig behandelten Bauer Ein Volk zu bilden haben — dann wird dies an solchen Erzählungen kein Mangel, sondern nur eine Tugend mehr sein.

Wie weit ich mich in den folgenden Erzählungen dem Ziele, das ich mir hiernach stecken mußte, genähert habe, das mögen berufene Kritiker und freundliche Leser entscheiden. Kenntniß des Volks, das ich schildere, und Liebe zu ihm wird mir nicht abzusprechen — und das Streben, aus dem ächten Material Kunstwerke zu bilden, wird nicht ganz ohne Frucht

geblieben sein. Die Gedanken, die der ersten und der zweiten Erzählung zu Grund liegen und durch sie zur Anschauung gebracht werden sollen, treten dem Urtheilenden so klar entgegen, daß ich über sie nichts weiter zu sagen habe. Auch der dritten, in der ich den ungedämpften Realismus des Riesers in die Sphäre des Humors zu erheben trachtete, wird man vielleicht die Bedeutung eines Gleichnisses zugestehen. Die Aufgabe, die ich mir hier gestellt, bedingte in den Gesprächen die durchgängige Anwendung des Dialekts, worin die geführten Reden allein die erforderliche Natürlichkeit und humoristische Kraft haben. Allein der Rieser Dialekt ist leicht zu verstehen, und einzelne schwierige oder in der Schriftsprache nicht gebräuchliche Ausdrücke sind in Parenthesen erklärt. Bei gewissen Gegenständen ist die Mundart für den geistigen Menschen, was die Landestracht für den leiblichen; und wenn die schönwissenschaftlichen Arbeiten nebenbei die Kenntniß der deutschen Dialekte fördern, so wird das wohl ebenfalls eine löbliche und nicht unzeitgemäße Eigenheit sein.

Zur richtigen Lesung und zum Verständniß jener Gespräche werden folgende Nachweisungen dienen.

Im Rieser Dialekt, ähnlich wie in andern, wird vielfach das n nicht ausgesprochen, aber der Nasenton des ihm vorhergehenden Vokals oder Diphthongen beibehalten. Die „Bahn" wird zur „Bah", aber das a darin ebenso durch die Nase wie in dem hochdeutschen „Bahn" — also wie das französische ban ausgesprochen. „Es scheint" wird „es scheit"; der Diphthong behält den Nasenton des „scheint" und das Wort darf keineswegs wie Scheit (Holz) gelesen werden. — Ich habe diesen Ton durch den Apostroph hinter dem betreffenden Vokal oder Diphthongen bezeichnet.

Der Rieser legt bei gewissen Worten nach dem Vocal ein kurz und gleichfalls durch die Nase zu sprechendes a oder e ein Er sagt statt „gut," quat oder quet, statt „gern" geara'. Guet laut etwas feiner als quat.

In „ab", „herab", laut der Rieser das b unausgesprochen; er sagt „ah", „rah". Abfallen wird Abfalla'.

Das au verwandelt man im Ries vielfach in o oder oh, das ei in oe, das a in o, das i in e. Es heißt z. B. statt rauchen rochen, statt klein kloe, statt Mahl Mohl, statt finden fenden. Weiß man dies, so wird aus dem Zusammenhang der Rede das entsprechende hochdeutsche Wort leicht zu erkennen sein. Das oe habe ich, damit es nicht ö gelesen wird, in den ersten Erzählungen mit trennenden Punkten versehen.

Wie in andern Gegenden Deutschlands, so wird auch im Ries häufig d gesprochen, wo die Schriftsprache t — b, wo sie v hat. Man sagt danza' statt tanzen, doa' statt thun, Bost statt Post ꝛc.

Für „wir" hat der Rieser „o's" (uns) — aber nur da, wo der Nachdruck auf diesem Worte liegt. Er sagt: „O's Rieser" — wir Rieser. „Send o's net so guet, wie ander Leut?" — Sind wir nicht so gut wie andre Leute? — Hat „wir" dagegen nicht den Accent, so wird es zu mer (m'r) oder wer (w'r). „Mer hont scho' gnuag" = wir haben schon genug. „Reißa' mer's raus" = reißen wir's heraus.

Die Betonung hat auch sonst Einfluß auf die Fassung der Worte. „Ich" lautet, wenn es mit Nachdruck gesprochen wird, „ih". Bei geringerer Betonung wird es zu i, bei der geringsten zu e. Es heißt: „Ih solls do' haba'?" = ich soll's gethan haben? „Soll i's oh doa'? = soll ich's auch thun? „Des hab' e do". = Das hab' ich gethan. „Dir" lautet „Dir", wenn es

den Accent hat; wo nicht, so wird es zu „Der“, „D'r“. Z. B. „I hab dir's gsakt (gesagt). I hab d'r's gsakt.“

Die Rieser Mundart braucht einzelne Worte in anderm Geschlecht als die Schriftsprache. „Ich habe keine Luft dazu“ heißt i hab koen (keinen) Lubst derzua'. „Luft“ existirt weiblich und männlich. Die Luft ist ruhige Luft: der Luft, active Luft, Wind. Man sagt z. B. „'s got (geht) a starker Lubst.“

In Bezug auf Declination ist zu bemerken, daß der Rieser statt des hochdeutschen Genitivs ein „von“ anwendet: z. B. die Größe meines Sohnes = die Gröaß von mei'm Soh'; — oder nach dem Genitiv ein Fürwort setzt: z. B. des Bauern Haus = d's Baura' sei' (sein) Haus.

In der Conjugation weicht er von der Schriftsprache vielfach ab. Er conjugirt: I hab (ich habe), du host, er hot; e'r hont, mir hont, sie hont. I wear (ich werde), du wurscht, er wurd; e'r wearet, mir wearet, sie wearet. I sig (ich sehe), du sixt, er sixt; e'r sehet (seha't), mir sehet, sie sehet. „Sie wearet“ heißt auch, sie weara', und so bei andern Zeitwörtern. Vom Imperfectum braucht der Rieser nicht den Indicativ, wohl aber den Conjunctiv. Statt „ich ging“ sagt er: i ben ganga'. Für „ich ginge wohl“ hat er aber: i geang wohl. Wenn er das Imperfectum „war“ anwendet, so bedeutet es entweder „wäre“ oder „ist“. Eigenthümliche Zusammenziehungen sind: Gommer = geben wir; hommer = haben wir; lommer = lassen wir.

Der Hiatus wird im Dialekt möglichst vermieden. A' — ein wird vor einem Wort, das mit einem Vokal anfängt, zu a n. Es heißt: a Fueß (Fuß); aber nicht: a Aug, sondern a'n Aug. —

Das dürfte genügen. Andere Abweichungen, Auslassungen von Buchstaben und Zusammenziehungen, Dehnungen (die mit

Einlegung eines h bezeichnet sind) bieten für den Leser keine Schwierigkeit.

Schließlich haben wir nur noch zu bemerken, daß der Schriftsteller in Gesprächen die mehr oder minder gebildeten Landleute durch minder oder mehr entschiedenen Dialekt charakterisiren muß. Wenn man also auch in unsern Erzählungen Variationen antrifft, so wolle man darin keine Nachlässigkeit oder Willkür, sondern vielmehr das Bestreben erkennen, den Modificationen zu folgen, die im Leben selber vorkommen.

Ebermergen bei Harburg im Ries.

Der Verfasser.

Ludwig und Annemarie.

Das Ries ist ein Gau im Schwabenlande, einige Stunden nordwärts von der Donau. Der größte Theil gehört zu Bayern, der nordwestliche Strich zu Württemberg. Man braucht in diesem Gau nicht geboren zu sein, sondern nur in guter Jahreszeit darin verweilt zu haben, um ihn für einen der anmuthigsten und gesegnetsten in unserem Vaterlande zu halten. Wer an einem schönen Juni-Abend auf einer der westlichen Anhöhen steht und die von bewaldeten Hügeln umschlossene Ebene erblickt in dem glänzenden Reichthum ihrer Feldfrüchte, die alte Reichsstadt Nördlingen mit ihrem hohen Thurm, die fürstliche Residenz Wallerstein mit dem grauen Felsen, der früher die Burg der Grafen von Wallerstein trug, hier und da ein wohlerhaltenes Schloß oder ehemaliges Klostergebäude und die Menge schmucker Dörfer, den wird ein freudiges Gefühl überkommen: er hat nicht nur eine schöne, fröhliche Landschaft vor sich, sondern er fühlt zugleich, daß ihre Bewohner begünstigte Menschen waren und sind.

Das Ries ist eine kleine Welt und birgt eine nicht unbedeutende Mannigfaltigkeit von Lebenserscheinungen in sich. Daß es theils bayrisch, theils württembergisch ist, scheint zu seinem Wesen zu gehören. Die Bewohner zerfallen in Protestanten und Katholiken, die zerstreut durcheinander wohnen. Im protestantischen Theile und namentlich unter den Geistlichen fanden sich vor einigen Jahrzehnten die Extreme der frommgläubigen und rationalistisch-aufgeklärten Anschauung vertreten, von denen die erstere eine sehr rege Thätigkeit entwickelte. Auch Juden fehlen nicht in dem wohlhäbigen Landstrich. Sie sitzen an einzelnen Orten, hauptsächlich in Wallerstein, in verschiedenen Abstufungen des Vermögens und Ansehens, vom reichen Kaufmann und

Geldverleiher an bis herab zum Schmuser, der sich auf Märkten durch leidenschaftliche Verständigungsversuche seinen Bedarf erkämpft. Der Dialekt ist schwäbisch in besonderer Ausbildung, an einzelnen Punkten von Alters her eigenthümlich modificirt. Nördlingen und Wallerstein liegen kaum eine Stunde auseinander, und doch ist der ächte Nördlinger von dem ächten Wallersteiner an Mundart und Betonung sogleich zu unterscheiden. Zu Oettingen, wie überhaupt an der nordöstlichen Grenze, herrscht der fränkische Dialekt. Der Menschenschlag ist arbeitsam, gewerbthätig und von gemüthlichem, vergnügtem Wesen, sehr geneigt zu Scherz und Neckerei. Man findet darunter noch viele Exemplare von jenem angenehm drolligen und komischen Gepräge, das der verständigen Ernsthaftigkeit unserer Zeit immer mehr weichen zu wollen scheint. Das schöne Geschlecht macht seinem Namen alle Ehre; auf den Dörfern begegnet man nicht nur stattlichen und tüchtigen, sondern auch gar feinen und zierlichen Gestalten. Die Landestracht ist kleidsam, wenn sie mit Geschmack behandelt und von den Frauen in der Zahl der Röcke ein gewisses Maaß eingehalten wird. Uebrigens greift auch hier die französische Tracht um sich, und in dem Anzug der Frauen und Töchter wohlhabender Landleute findet sich Einzelnes derselben mehr oder minder glücklich mit der Landestracht verbunden.

Der Verfasser hängt an diesem Gau mit begreiflicher Liebe. Er ist dann geboren und hat in ihm die schöne Jugendzeit verlebt. Als Gymnasiast und Student verbrachte er hier die glücklichsten Ferientage. In dem Alter, wo man um so reicher an poetischer Empfindung und Anschauung ist, je weniger man sie noch kunstmäßig auszudrücken vermag, lebte er das fröhliche Landleben mit und nahm mit die verjüngender Freude seine Eigenthümlichkeiten in sich auf. Die Landschaft, von dem Duft seiner Jugendgefühle übergossen, hat für ihn einen poetischen Reiz wie keine andere.

Schon einmal in dem ländlichen Gedicht: „Wilhelm und Rosine," das 1835 erschien und eine Dorfgeschichte in Hexametern genannt werden kann, hat Schreiber dieses seiner Heimath in Schilderung ihres Dorflebens seinen poetischen Dank abgetragen. Er versucht es zum zweitenmal in einer Erzählung. Nach den ächten Darstellungen von

von Immermann und Berthold Auerbach in das Gemüt der Dorfgeschichten durch Nachahmungen bei uns in die Mode und wieder aus der Mode gekommen. Aber das kann eine getreue Schilderung wirklicher Lebensverhältnisse nicht berühren. Im deutschen Volke sind noch Schätze zu heben von eigentümlicher Art und Sitte, von eigentümlichen Freuden und Leiden, von besondern Verbindungen der überlieferten Stammesbildung mit der neuen Zeitbildung. Wer von einem so bestimmten Leben ein dichterisch treues Abbild zu geben weiß, der wird empfänglichen Menschen immer Freude und Nutzen gewähren können. Das Aechte wie das Ewige hat immer seine Zeit; und auch Annäherungen an das höchste Ziel, wie sie dem frischen Streben gelingen, werden nicht unwillkommen sein.

Nun zu unserer Geschichte. Sie hat sich vor einer Reihe von Jahren zugetragen, wo durch die Ebene noch nicht der Dampfwagen brauste und das Leben überhaupt noch ein idyllisches Gepräge trug, wie es jetzt nicht mehr so ganz der Fall sein mag.

Der Geistliche eines Dorfes in der Nähe von Nördlingen wandelte an einem schönen Sommermorgen in seinem Garten, der hinter dem neuerbauten, zweistockigen Pfarrhause lag. Er hatte schon eine Zeitlang gearbeitet und wollte nun einen Gang in freier Luft machen und nach den Fortschritten der Gewächse sehen. Da dieser Mann in den spätern Verlauf unserer Geschichte bedeutend eingreift, so wollen wir den Leser schon jetzt näher mit ihm bekannt machen. Er war ein Sechziger, bei mittlerer Größe von stattlichem Ansehen und offenbar im Besitz einer stetigen Gesundheit. Aus den regelmäßigen Gesichtszügen sprach Erfahrung, Verstand und eine heitere Freiheit des Geistes. Er hatte auf der Universität neben den theologischen allgemein bildende Studien getrieben, als Hofmeister in vornehmen Zirkeln und auf Reisen die Welt kennen gelernt und die Laufbahn eines Geistlichen von unten auf gemacht, bis er die einträgliche Stelle erhielt, wo er nun seit zehn Jahren ein ruhig glückliches Leben führte. Der Glaube an die Grundlehren der evangelischen Kirche war bei ihm ein Trieb und eine Forderung des Herzens, aber

sein Christenthum war liebevoller, freundlicher Art. Die Natur mit Feuer und Schwert austreiben zu wollen, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen und die Gemüther durch übertriebene Forderungen zu verwirren, war nicht seinem Charakter gemäß. Er rügte streng, wo es ihm klare Einsicht gebot, aber lieber schilderte er das höhere Leben in einer Weise, daß es durch seine eigene Schönheit die empfänglichen Herzen gewann. Er war milde, weil er zu unterscheiden wußte und das Gute in der Natur aus dem Gedanken des Volks erkannte. Als Seelsorger und im sonstigen Verkehr mit den Gliedern seiner Gemeinde freute er sich, jene brave Klugheit anzuwenden, welche die Menschen mit leichten Mitteln zu lenken versteht. Er war dem Scherz nicht abhold, und aus dem anmuthigen Ausdruck seines Mundes konnte man schließen, daß er freundschaftliches Gespräch selber damit zu würzen verstand.

Die Sonne schien heiß vom wolkenlosen Himmel. Dieß hielt den Pfarrer nicht ab, den Schatten der Kastanienbäume am Hause zu verlassen und geschützt durch sein schwarzes Käppchen, unter dem rechts und links ein silbergrauer Haarbüschel hervordrang, erst die Blumenbeete, dann auf dem grasigen Platz die reifenden Kirschen zu betrachten. Aus einem Gesicht, dessen bräunliches Roth sich von dem anderer Landbewohner durch einen feineren, geistigeren Ton unterschied, sah eine innere Freudigkeit, die mit der Schönheit des Sommertags ganz in Harmonie war.

Als er sich eben anschickte, unter die Kastanienbäume zurückzukehren, wurde die Thüre, die vom Pfarrhaus in den Garten führte, rasch aufgemacht und ein schlanker, blonder junger Mensch von etwa sechzehn Jahren ging eilig auf ihn zu. Es war sein Enkel, der Sohn seiner Tochter, die ihren Theodor dem Großvater zur Vorbildung für die letzte Klasse des Gymnasiums zugeschickt hatte. Das sonst gleichmäßig blasse, durch die Sonne nur wenig gebräunte Gesicht war jetzt erhitzt und geröthet, und man sah aus allem, daß er etwas für ihn sehr Bedeutendes zu berichten hatte.

„Großvater," rief er dem alten Herrn zu, „es ist gut, daß ich dich treffe! Drunten im Dorf — nein, es ist zu arg!" Er hielt inne, um zu verschnaufen. — Der Alte kannte seinen Mann. Er wußte,

daß der junge Kopf seine eigenen Ansichten vom Leben hatte, und daß manches, was damit in Widerspruch trat, ihn oft in unverhältnißmäßige Aufregung versetzen konnte. Er war daher nicht erschreckt, sondern fragte ruhig: „Nun, was ist denn schon wieder?“ — „Drunten im Dorf,“ erwiederte Theodor, „beim Angerbauer giebts Händel, Händel zwischen Vater und Sohn. Ich hab's selber gesehen.“ — Der Alte wurde ernsthaft und eine Bewegung seines Kopfes verrieth, daß ihm die Nachricht nicht ganz unerwartet kam. Er sagte: „Erzähle mir, was du gesehen hast, aber in der Ordnung.“

„Ich wollte in's Dorf hinunter, um hinter den Hecken mein Pensum zu lernen. Da sah ich vor dem Hause des Angerbauers einen Haufen Leute stehen, und wie ich hingehe, hör' ich wüthendes Geschrei aus der Stube. Der Alte schmähte den Sohn und schrie wie rasend. Gott, welche Schimpfworte und Flüche! Wie ist es möglich, daß die Menschen so roh sein können!“ — „Es ist manches möglich, was du noch nicht begreifst, mein Kind,“ sagte der Pfarrer. — „Und dieser Angerbauer,“ fuhr der junge Moralist fort, „der immer so gescheidt sprach und sich ein so würdiges Ansehen zu geben wußte — von dem hätt' ich's am wenigsten geglaubt.“ — „Der Angerbauer,“ bemerkte der Alte mit nachdrücklicherem Ton, „ist ein ehrenwerther Mann und der Sohn deßgleichen. Das wirst du noch einsehen. Aber nun erzähle weiter. Was hat der Bauer seinem Sohn vorgeworfen? Oder hast du das im Eifer vielleicht überhört?“ — „Nein, das kann ich dir genau sagen. Ludwig will die Annemarie beim Bäcker heirathen, und der Angerbauer will's nicht zugeben.“ — „Ich dacht' es mir,“ sagte der Geistliche. — „Wie ging der Streit aus? denn du hast doch wohl das Ende abgewartet?“ — „Wie der Alte getobt, der Sohn trutzig geantwortet und die Bäurin umsonst sich Mühe gegeben hatte, sie zu begütigen, hörte man ein Knacken, wie von einem zerbrochenen Stuhl, und der Vater schrie: „Fort! Geh aus meinem Haus und komm mir nie mehr unter die Augen!“ worauf Ludwig sagte: „Hab' keine Sorg, du wirst mich nie wieder sehen,“ und aus der Stube ging. Dann wurd's stille und ich lief fort, um dir's zu erzählen.“

Der Geistliche schüttelte den Kopf, schien aber von diesem Aus

gang doch weniger beunruhigt zu sein, als sein Enkel erwartete. Er sah eine Zeitlang vor sich hin und nickte dann, als ob er einen Entschluß gefaßt hätte. Der junge Mensch sah ihn an und fragte: „Wirst du hingehen und Frieden stiften?“ — Der Geistliche erwiederte mit leisem Lächeln über diesen Eifer: „Der Streit ist ja aus, wie du mir sagst.“ — „Wenn aber Ludwig auf und davon geht?“ — „Daran werd' ich ihn nicht verhindern können.“ — „Aber, lieber Großvater“ — „Wust du einem alten Pfarrer lehren, was er zu thun hat, Junge? Komm jetzt zur Großmutter.“ Er nahm ihn wohlwollend bei der Hand und führte ihn in's Haus zurück.

Der Angerbauer war nach ländlichen Begriffen ein reicher Mann. Er hatte seiner Tochter, die im Dorfe verheirathet war, sechstausend Gulden mitgegeben, und mehr als das Doppelte hatte er noch am Zins. Sein Sohn Ludwig sollte eben so viel und das jüngste Kind Andres nach der bäuerlichen Erbfolgeordnung den Hof erhalten. Die Familie lebte wohl und glücklich zusammen. Der Vater, ein hochgebauter, stattlicher Mann mit schwarzen Augen und Haaren und gelblichbraunem Gesicht, hielt gute Zucht im Hause, ohne jedoch seinen Kindern den herkömmlichen Lebensgenuß zu verkümmern. Er war ein kluger Oekonom und sein Stolz war, die bestbestellten Aecker im Dorfe zu haben. Seine Wohlhabenheit und sein Ansehen in der ganzen Umgegend gaben ihm ein bedeutendes Selbstgefühl, das sich auch in seiner würdigen Haltung ausdrückte. Er sprach wenig, aber bestimmt, und wie gesetzt er in der Regel war, so sah man doch, daß er, einmal in Leidenschaft gebracht, gewaltig losbrechen konnte. — Die Mutter war in ihrer Jugend sehr hübsch gewesen, und noch immer machte die schlanke Gestalt einen angenehmen Eindruck. Sie hielt mehr auf zierliche Reinlichkeit im Hause, als es sonst in Bauerfamilien der Fall zu sein pflegt; in ihren Stuben und Kammern mußte alles wie geleckt sein, und überdies alles am rechten Platze stehen. Sonst zeichnete sie sich in der Kunst aus, Backwerk zu verfertigen und namentlich „Küchle“ zu liefern, die von den jeweiligen Gästen mit entzückten Lobpreisungen verspeist wurden. Fröhlicher und gutmüthiger

als der Vater, hatte sie doch auch ihre Portion Stolz und hielt sehr auf das, was sich ihrer Meinung nach für eine reiche Familie geziemte. — Ludwig schlug der Mutter nach, während der neun Jahre jüngere Andres ein gemildertes Abbild des Vaters zu werden verhieß.

Die Hauptperson unserer Erzählung — man sieht, daß dies Ludwig ist — war einer der schönsten und angesehensten Bauernsöhne im ganzen Ries. Tänzer und Sänger, wie es nur einen gab, dazu ein lustiger Bursche voll guter Einfälle, hatte er schon in verschiedenen Dörfern Herzen erobert, wenn er bei Verwandten auf Besuch war oder als Gast eine Hochzeit mitmachte. Es war einer von den Menschen, denen alles wohl ansteht, die Arbeit wie das Vergnügen. Wenn er Sonntags in dunkelgrüner sammtner Juppe (Jacke) mit silbernen Knöpfen, schwarzen, knapp anliegenden Hosen vom schönsten Hirschleder und hohen, über die Knie gezogenen Stiefeln, die Kappe von Fischotter mit grünseidener Troddel auf's rechte Ohr gesetzt und den silberbeschlagenen Ulmer Pfeifenkopf im Munde nach der Stadt, d. h. nach Nördlingen, wanderte, so hätte er einem ruhigen Beobachter wohl gefallen, den Mädchen aber, die ihm begegneten und die er freundlich grüßte, war sein Anblick ein wahres Labsal, und sie konnten sich selten enthalten, sich umzuwenden und ihm nachzusehen. Dann sagte wohl eine in heiterer Anerkennung: „Des Angerbauers Ludwig ist eben doch der schönste," und die andern stimmten ihr bei, vergnügt oder erröthend, je nachdem.

Auf welches Mädchen durfte ein so Begünstigter nicht Anspruch machen? Welche Schönheit wäre fähig gewesen, ihn auszuschlagen? Indessen jede Lebensstellung hat ihre Pflichten, und Ludwig durfte nicht unter den Zweihöfen des Rieses überhaupt, sondern nur unter denen wählen, die eben so viel mitbekamen als er. Dieser Pflicht kommen die jungen Bursche meist instinktmäßig nach. Der Bauer, am überlieferten Brauche haltend, verliebt sich in der Regel nur standes- oder wenigstens vermögensgemäß. Zu dem Ganzen, das ihn an einem Mädchen bezaubern soll, gehört auch die reiche Ausstattung, die Ehre, die begüterte Verwandtschaft. Das Mädchen muß aus einer Familie sein, die eben so ätimirt ist wie die seinige, sonst entbehrt ihre Schönheit des rechten Nimbus oder erweckt höchstens eine gönner-

hafte Empfindung in ihm. Für unsern Burschen war die Wahl einer Lebensgefährtin noch besonders eingeschränkt. Da das Stammgut an Andres überging, so mußte er sich einen passenden Hof kaufen, was seine Schwierigkeiten hat. Das Beste war daher, eine einzige Tochter, eine Hoferbin, zu heirathen und in eine schon bereitete Stätte als Herr einzuziehen.

Es war keine geringe Vermehrung der Zufriedenheit, welche der Angerbauer und sein Weib ohnehin empfanden, daß sie für ihren Ludwig solch einen „Anstand" wußten. In der That war dessen Künftige schon gefunden in der einzigen Tochter eines entfernten Verwandten, der im nächsten Dorf einen der stattlichsten Höfe besaß. Die Aeltern hatten darüber gesprochen: die Angerbäuerin hatte zur gehörigen Zeit merken lassen, daß die junge Base Eva eine rechte Frau für ihren Ludwig wäre, und im Verheigeben die Summe namhaft gemacht, die sie ihrem Sohn mitgeben könnten, worauf man sich verständigte. Ludwig hatte nichts gegen den Plan. Für einen Geschmack, der auf dem Lande viele Vertreter zählt, war Eva eine Art von Schönheit, nämlich eine große, tüchtige Person mit nicht allzukleiner, etwas gebogener Nase und runden rothen Backen, so eine, die der feinere Mann einen „Tragener," die solide Anschauung der Mehrzahl aber „a rechts Mädle" zu nennen pflegt. Ludwig fand in dem Aussehen seines Bäschens keinen Grund, sich in sie zu verlieben, aber auch keinen, sich der Heirath zu widersetzen. Ihr Hof leuchtete ihm ein und warf ein verschönerndes und verfeinerndes Licht auf die Erbin. Er spielte bei Gelegenheit mit Anstand die Rolle eines Verehrers, und die Heirath wäre ohne weiteres vor sich gegangen, wenn der Vater Eva's sich hätte entschließen können, seinen Hof so früh zu übergeben. Allein die erste Person im Hause zu sein, gefiel ihm noch zu sehr, und er wollte wenigstens warten, bis seine Tochter in die Zwanziger getreten wäre. Warum sollte er sich beeilen? Von allen Seiten war man ja einverstanden, und ob früher oder später, sein reicher junger Vetter wurde sein Schwiegersohn.

Kein Projekt der Menschen ist indessen so gesichert, daß nicht noch etwas dazwischen treten könnte. Wenn man ein gewünschtes Gut schon in der Hand zu halten glaubt, kann es noch entschlüpfen, um

den Menſchen erkennen zu laſſen, daß es bei den Dingen dieſer Erde noch auf etwas anderes ankommt als auf ſein Wollen und Meinen. Als Eva neunzehn, Ludwig dreiundzwanzig Jahre alt war, ereignete ſich etwas, das die Fäden, die von den zwei Familien geſponnen waren, zerriß und den Stoff zu unſerer Geſchichte lieferte.

Dies war der plötzliche Tod eines braven Zimmermanns im nächſten württembergiſchen Orte. Die einzige Tochter deſſelben, ein ungewöhnlich ſchönes Mädchen, wurde dadurch eine Waiſe. Da ſie erſt ſiebzehn Jahre zählte und auf ihr Erbe nicht heirathen wollte, ſo machte ihr Vormund, der Bäcker unſeres Dorfs, das Haus und die paar Morgen Ackerland zu Geld, legte dieſes gut an und nahm das Mädchen zu ſich.

Die Ankunft Annemarie's brachte die Jugend des Dorfs in großen Allarm. Wenn der Bauer in Bezug auf die Wahl einer Ehehälfte praktiſch denkt, ſo iſt er doch keineswegs unempfindlich für Schönheit; ein ſehr ſchönes Mädchen wird auf dem Lande ausgezeichnet wie ein reiches, nur auf andere Weiſe. Das Dorf, das eine ſolche Blume hegt, thut ſich was darauf zu gute, und es ſagt wohl einer mit einem gewiſſen Triumphgefühl zu einem Freund aus dem nächſten Dorfe: „So eine habt ihr doch nicht!“ Die jungen Leute, bei denen es irgend angeht, ſind eifrig, ſich bei ihr „wohl dran zu machen;“ denn einen ſchönen Schatz zu haben, iſt, abgeſehen von der Freude, auch eine Ehre, und es iſt höchſt angenehm, ihn von andern loben zu hören und ſich darum beneidet zu ſehen. Annemarie fand außer einer guten Anzahl von Bewunderern und Neiderinnen raſch auch mehrere entſchiedene Anbeter; aber ſie hatte eine eigene ruhige Art, die Andringlinge zurückzuhalten oder ablaufen zu laſſen. Bald hieß es unter den Mißvergnügten: das ſei eine Curioſe, die ſich ſehr viel auf ihre Schönheit einzubilden ſcheine; und doch ſei's gar ſo arg auch nicht damit.

Wie ſoll ich aber von dieſer Schönheit einen Begriff geben? — Mir iſt es manchmal ſo vorgekommen, als ob man eine kindliche, eine jungfräuliche und eine mütterliche oder frauliche Art der Schönheit unterſcheiden könnte. Ein Mädchen von der erſten Art wird auch als Frau und Mutter noch ein kindliches Weſen behalten, während die

von der dritten schon in der Zeit des jungfräulichen Aufblühens einen mütterlichen Charakter gewann. Annemarie gehörte zu der dritten Gattung. Ihr Aeußeres ist kurz beschrieben. Sie hatte etwas mehr als mittlere Größe und eine natürlich schöne Gestalt. Nichts war darinn an ihr, alles reich, doch würde auch der strenge Kenner nichts hinwegzuwünschen haben. Die Farbe ihres Gesichts war nußbräunlich, mit mildem, aber entschiedenem Roth; Haare und Augen dunkelbraun. — Allein die wahre Schönheit liegt in der Seele. Wie diese schon im Mutterschooße auf die Formen des Leibes bildend einwirkt, so veredelt und verfeinert sie ihn fortwährend. Der eigenthümliche Reiz, den Annemarie ausübte, kam von der Güte, die aus ihrem Gesichte sprach. Wenn eine Empfindung der Freude oder des Dankes ihr Herz erfüllte, dann ging ein Glanz über ihre Züge und das schöne innere Leben gab ihr eine Anmuth, daß auch der Stumpfe fühlen mußte, hier sei mehr als ein gewöhnlich hübsches Mädchen.

Als Annemarie zu ihrem Vetter übersiedelte, war Ludwig abwesend: er hatte Getreide nach Augsburg gefahren, wo dermalen der Preis höher stand als auf der berühmten Schranne zu Nördlingen. Nach seiner Rückkehr machte ihn das Lob, welches dem Mädchen von seinen Kameraden gezollt wurde, neugierig, und er beschloß sogleich, sie zu sehen, was auf dem Dorfe bekanntlich keine Schwierigkeiten hat. Mit der Leichtigkeit, wie sie etwa ein junger Baron zeigt, wenn er sich herabläßt, der bäuerischen Tochter eines Bürgers den Hof zu machen, begrüßte er Annemarie, sprach seine Freude aus, daß ein so schönes Mädchen in's Dorf gekommen sei, und sagte ihr mehrere Schmeicheleien in der direkten Art, die für ein feineres Gefühl nichts Angenehmes hat. Annemarie wurde ernsthaft und gab ihm kurze Antworten. Da Ludwig gutmüthig war, so ahnte er, worin er gefehlt hatte. Er griff es das nächstemal besser an, zeigte mehr Achtung vor dem Mädchen und sprach sein Wohlgefallen nicht in Worten, sondern in bescheiden zärtlichen Blicken aus. Dies wirkte. Die Wohlgestalt des jungen Bauers trat nun in ihr Recht ein: dem guten Mädchen ging bei seiner Huldigung das Herz auf und die Freude blickte aus ihrem Gesicht.

Ludwig mußte sich sagen, daß ihm eine solche Schönheit noch

nicht vorgekommen sei. Er wiederholte seine Besuche. Bald fing er an Unruhe zu spüren, redete hie und da „aus dem Weg naus“ und ließ seine Geschicklichkeit in der Ansprache sehr vermissen, was ihm aber bei Annemarie gar nicht schadete. Die jungen Leute waren glücklich sich zu sehen und zu fühlen, daß eines bei dem andern etwas gelte.

Die erste Zeit einer entstehenden Liebe hat das Schöne, daß man noch nicht fragt, was daraus werden soll. Man hat sich noch kein Ziel gesetzt, darum sieht man auch noch keine Gefahren und Hindernisse. Ein Wohlgefallen an einander haben darf man ja, man läßt daher seine Empfindung gewähren und freut sich und macht Freude. Diese erste Neigung wird auch noch von andern begünstigt. Die Leute lächeln, wenn sie sehen, wie die beiden sich mit den Augen suchen und wieder zusammenzukommen trachten; sie gefallen sich, darin sie gemüthlich zu plagen und eines mit dem andern aufzuziehen. Und da es noch nicht zur Erklärung gekommen ist, so kann das Mädchen einem solchen Plagenden mit Wahrheit erwiedern, er irre sich, oder er sei nicht gescheidt. — Aber in solchem Spiel webt sich aus dem ersten Wohlgefallen nach und nach ein Band, durch das man sich gefesselt fühlt. Es sammelt sich ein Schatz von Gefühlen und mehrt sich täglich, und weß das Herz voll ist, deß muß der Mund übergehen.

Die Gelegenheit zur Erklärung gab eine Hochzeit, die nach Dorfsitte mit Essen und Trinken, Spiel und Tanz im Wirthshause gefeiert wurde. Nach überliefertem Brauche gehört der Tanzboden von Mittag bis Abend den Hochzeitgästen. Hat aber nach der Abendmahlzeit und nach Abgabe der Hochzeitgeschenke der Schullehrer eine Tantede in Versen gehalten und mit seinen Zöglingen ein geistliches Lied gesungen, dann kündigt ein weltliches Lied, das ein lecker Bursche sich anzustimmen erlaubt, die Herrschaft der jungen Leute des Dorfes an. Die Hochzeitgäste, zumal die aus andern Dörfern, verlieren sich nach und nach, das Brautpaar wird von einem Theil der Musikanten nach Hause begleitet: der zweite Theil der Lustbarkeit, der „Anfing,“

hat begonnen und die Jugend des Dorfs nimmt den verlassenen Raum ein.

Ludwig hatte der Hochzeit als Gast beigewohnt, aber wenig getanzt und überhaupt ein nachdenkliches Wesen gezeigt. Als er einmal allein dasaß, kam ein munteres Mädchen auf ihn zu und sagte: „Warum tanz'st du nicht, Ludwig?" Er wußte nichts Gescheidteres zu erwiedern, als, daß es ihm nicht recht gut sei. Das Mädchen sah ihn lächelnd an und sagte: „Die rechte Tänzerin ist nicht da. Aber hab' nur Geduld, sie wird heute Abend schon kommen." Ludwigs Gesicht erheiterte sich; er wußte allerdings, daß er sie erwarten durfte. — Nach dem Abendessen ging er nach Hause, vertauschte den Hochzeitrock mit der Sammtjacke, kehrte in's Wirthshaus zurück und setzte sich zu einem Burschen, der Regine, die Tochter des Bäckers, zum Schatz hatte, und mit dem er daher in der letzten Zeit vertrauter geworden war. Bald erhielten die beiden einen Wink; sie gingen hinaus, und Hans führte Regine, Ludwig Annemarie unter die Tanzenden.

Wer sich den Moment vergegenwärtigt, wo er zum erstenmal die, welche er liebt, in den Arm fassen durfte, um nach dem fröhlichen Takt eines Walzers durch den Saal zu fliegen, der begreift das Glück des jungen Paares. Geflogen wurde hier freilich nicht; der Bauer bleibt beim Tanz mit seinen Füßen mehr auf dem Boden, als der Städter, und kommt langsamer vorwärts; aber die Wirkung ist dieselbe. Es war eine Freude, den beiden zuzusehen. Sie waren ohne Vergleich das schönste Paar und tanzten auch am schönsten. Dabei war Ludwig so vergnügt, daß er, wie man zu sagen pflegt, den Mund nicht zusammenbringen konnte, und Annemarie lächelte selig in sich hinein. Jene Muntere, die mit ihrem Liebhaber wieder zum Tanz gekommen war, trat einmal zu ihm und sagte: „Ist dir jetzt wieder gut, Ludwig?" Und dieser hatte den Muth zu erwiedern: „Ja wohl, in meinem Leben wünsch' ich mir's nicht besser!"

Auf dem Dorfe tanzt man nicht Touren, sondern Reihen, und zwar deren so viel, als man wünscht und aushalten kann. Ein Bursche singt ein Lied vor — in Altbayern „Schnaderhüpfel," im Ries „Schelmenliedle" genannt — und die Musikanten spielen es

zum Tanz. Ist der Reihen aus, so führt der Bursche sein Mädchen gehend an der Hand, während ein neues Lied einen neuen Tanz einleitet. Diese Sitte verursacht manchmal Streit und die Spielleute kommen in große Noth, wenn zwei tüchtige Bursche verschiedene Lieder singen und jeder verlangt, daß seines aufgespielt werde. In der Regel läßt indeß einer dem andern schon beim Singen den Vorrang und wird auch wohl beim Streite noch zum Nachgeben beredet. — Während man herumging, erklärte Ludwig der Geliebten die Frage jenes Mädchens und seine Antwort; und die Glückliche, die so deutlich sah, wie viel er auf sie hielt und wie ernst es ihm war, konnte sich nicht enthalten, ihm dankbar die Hand zu drücken.

Nachdem sie sich so ziemlich müde getanzt, führten die beiden Kameraden ihre Tänzerinnen in die Stube und boten ihnen zu trinken, worauf die Mädchen, um mit Goldsmith zu reden, „den Rand des Kruges küßten.“ Man setzte sich zusammen, um zu plaudern. Ludwig hatte nicht bemerkt, daß während des Tanzes sein Vater auf der Stiege gestanden, ihn mit Annemarie gesehen und sehr verfinsterten Angesichts das Wirthshaus verlassen hatte. Ein boshafter Nachbar hatte ihm gesagt, sein Ludwig tanze heute so schön, und der Alte, dem es ganz recht war, daß sein Sohn auch darin sich auszeichnete, wollte sich das Vergnügen machen, ihn zu sehen. War es ihm nun schon sehr fatal, ihn mit Annemarie tanzen zu sehen, von der man ihm gesagt, daß sein Ludwig ein Aug' auf sie habe, so ärgerten ihn noch mehr die zärtlich glücklichen Mienen des Paars. Er ging sehr verstimmt nach Hause, um zunächst der Ehehälfte seinen Verdruß mitzutheilen, am nächsten Morgen aber mit dem Burschen selbst ein Wörtchen zu reden. — Von alledem ahnte Ludwig nichts, seine Freude blieb daher ungestört. Nach einer Weile kam ein junger Bursche und forderte Annemarie zum Tanz auf. Ludwig sah ihn groß an und hatte gute Lust, ihm zu sagen, er solle sich fortscheeren und eine andere suchen. Allein er besann sich, daß er dazu kein Recht habe, und ließ sie ziehen. Er sah dem Tanzen zu und freute sich an der sittigen Haltung Annemarie's und an der Art, wie sie den etwas unbeholfenen jungen Menschen leitete. Als dieser, der sich gewaltig abgearbeitet hatte, den Schweiß von der Stirne wischte, trat Ludwig zu ihm und

sagte: „Du bist müde, ich will dich ablösen.“ Ohne Weiteres nahm er das lächelnde Mädchen bei der Hand und mischte sich unter die Paare.

Den ganzen Abend tanzte er nur einmal mit einer andern, nämlich mit jener Muntern, weil er sicher war, daß sie ihn mit der Geliebten aufziehen und von ihr reden würde. Er kam Annemarie beinahe gar nicht von der Seite, und sie hatte dabei ein Ansehen, als ob's nie anders gewesen wäre. Beide waren in jener Stimmung, wo man ganz in dem Lichte seliger Empfindungen lebt und das trunkene Auge in den Menschen umher nur Schattengestalten erblickt, die wie in einer andern Welt ihr Wesen treiben. Sie sahen nicht, wie man um sie her sich in die Ohren zischelte und den Kopf schüttelte; sie bemerkten nicht, wie die zwei langgewachsenen Töchter eines reichen Bauern, vor deren Augen Ludwig ebenfalls Gnade gefunden hatte und die mit Bruder und Vetter da waren, regelmäßig, so oft sie an dem glücklichen Paar vorüberzogen, den häßlichen Mund verzogen, wodurch er keineswegs schöner wurde.

Endlich kam Mitternacht heran und die gesammte Jugend begab sich in die große Stube, um sich zum Schmause zu setzen. Ludwig blieb auf dem Tanzboden mit Annemarie zurück; die Talglichter waren herabgebrannt und der Raum beinahe dunkel. Er nahm die Geliebte bei der Hand und führte sie zu einem offenen Fenster, und beide blickten in die laue, trübe Mainacht hinaus. Nachdem sie eine kurze Zeit schweigend vor sich hingesehen, sagte Ludwig: „Was ist das für ein schöner Anfang! In meinem Leben bin ich nicht so vergnügt gewesen, wie heut. Aber du,“ setzte er herzlich hinzu, „bist auch die schönste und liebste Tänzerin, die man finden kann.“ — „Mach mich nicht roth,“ erwiederte sie und wurde roth vor Freude, „du thust mir zu viel Ehr' an.“ — „Dir kann man gar nicht zu viel Ehr' anthun,“ rief Ludwig, um sein volles Herz durch Lobpreisung zu erleichtern, „du bist das erste Mädchen im ganzen Nies!“

Annemarie schwieg. Mit einem leisen Seufzer und als ob sie die letzten Worte nicht gehört hätte, sagte sie endlich: „Wenn ich deines Gleichen wäre!“ — Sie wollte sagen: wenn ich die Tochter eines reichen Bauern wäre! — Ludwig, den Unterschied ohne Weiteres

zugebend, erwiderte: „Das ist mir einerlei, du bist mir die liebste, lieber als alle Bauerntöchter miteinander. In meinem Leben wünsch' ich mir kein Bessere wie dich!" — Und er bekräftigte diese Bethe rung mit einem zärtlichen Händedruck. — Das war zu viel für das gute Mädchen. Sie erhob sich und sah ihn an. „Ach, Ludwig," sagte sie mit einer Stimme, die vor Freude zitterte, und mit einem Ton, als ob sie ihre Worte keineswegs für ganz richtig hielte, „ach, Ludwig, ich bin dich nicht werth!" — Statt aller Antwort faßte Ludwig sie um den Hals und drückte einen herzlichen Schmatz auf die schönen Lippen, die nicht in der Stimmung waren, sich zu wei gern, sondern vielmehr gleich darauf das schöne Geschenk dankbar mit Zinsen zurückgaben. Niemand war Zeuge dieses Vorgangs. Es war ganz dunkel geworden. Nur die feuchten Augen der Glücklichen leuch teten gegen einander.

Regine trat aus der Stube, sie zu suchen: Annemarie eilte zu ihr und ging mit ihr zurück. Ludwig kam später nach, strahlend vor Vergnügen. Er ließ in der Fernde seines Herzens eine Flasche Wein kommen und auftragen, was gut und theuer war. Die beiden Lang gewachsenen wurden gelb vor Neid und Aergerniß.

Nachdem in der ganzen Stube die Messer und Gabeln bei Seite gelegt waren, begannen die Spielleute „auf den Tisch hinein zu machen," nämlich Musik. An jedem Tisch schlägt der Bursche, der's versteht, ein längeres Lied vorzusingen; die Musikanten legen einen zinnernen Teller auf den Tisch und spielen das Lied nach. Wenn dies ein paar mal geschehen, so wirft jeder Bursche mit Art ein Geldstück auf den Teller — größer oder kleiner, je nachdem es die Ehre und der Beutel leidet — und die Musikanten treten zu einem andern Tisch, um eine neue Ernte zu halten. Der Meister der jungen Leute ist hier derjenige, der mit einem neuen Lied auftreten kann. Denn auch auf dem Lande will man nicht immer dasselbe, sondern was Frisches hören und seine Kenntnisse bereichern. Gewisse alte Volkslieder, die jetzt in gebildeten Kreisen Glück machen, sind bei solchen Gelegenheiten geradezu verpönt: und als diesmal der junge Mensch, der mit Annemarie getanzt hatte, sich ein Ansehen gab und begann:

Es steht ein Wirthshaus an dem Rhein —

brach ein allgemeines Gelächter aus. „Das hast du wohl von dei'm Aeh'le (Aehnlein, Großvater) gelernt!“ rief ihm Einer zu, und eine runde Dirne an seinem Tisch sagte mit mütterlichem Ausdruck: „Besinn dich auf ein anderes, Jakob; so ein junger Bursch darf kein so altes Lied singen!“ Dem verdutzten Jungen fiel jedoch nichts ein, so sehr er auch in die Luft hinstarrte, als ob es dort abzulesen wäre. Er mußte es einem andern überlassen, die Ehre des Tisches zu retten.

Die Zeit nach dem Essen ist überhaupt die, wo verschiedene Späße losgelassen werden. Ein anderes Bürschchen, das zum erstenmal bei einer solchen Gelegenheit war, sang ein bekanntes Lied in herzbrechend falschen Tönen: ein geschickter junger Clarinettist copirte ihn Ton für Ton, was große Heiterkeit verursachte und dem Musikanten von den „Ausgelernten“ großes Lob zuzog. Der junge Bursche kam zum erstenmal über seinen Gesang zur Erkenntniß und wurde roth. Ein alter Musikus mit gemüthlicher Kupfernase, der das Horn blies, sagte schmunzelnd: „Laß dich nicht irre machen, Mathes, und halt's nur immer recht mit den Musikanten, dann erleb ich's noch, daß du die andern alle herunterstichst.“ Das Bürschchen, das nicht dumm war, verstand den Wink; um sich wenigstens auf eine Art auszuzeichnen, nahm er aus seinem nagelneuen ledernen Beutelchen das Doppelte heraus, was er erst hatte geben wollen, nämlich zwei Sechsbätzner, und warf sie in den Teller, daß es klang. „Siehst du,“ sagte der geriebene alte Hornbläser, „der Ton ist schon besser!“

Zuletzt kamen die Musici an den kleinen Tisch, wo Ludwig mit Annemarie, Hans und Regine saß, und spielten eine kleine Einleitung. Ueber das Gesicht des jungen Bauers verbreitete sich ein wohlgefälliges Lächeln. Er hatte von Augsburg ein Lied mitgebracht, das wenigstens für die anwesende Gesellschaft vollkommen neu war, und wollte sich nun gehörig damit zeigen. Als die Musik zu Ende war, setzte er sich in Positur und hub an:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide u. s. w.

Allgemeinste Aufmerksamkeit! Die Musikanten, der Clarinettist voran, fanden sich bald in die einfache Weise und nach einigen Mißtönen ging's. Der Erfolg war außerordentlich. Als unter vollkommener

Stille das letzte „G'setz" gesungen war, [illegible] einige Mädchen: „Ah, das ist aber schön!" und sahen mit einer Art von Andacht auf Ludwig. Mehrere Burſche kamen herbei und sagten, das müßten sie auch lernen. Der Sänger wurde der Mittelpunkt der Gesellschaft. Er mußte auf allgemeines Verlangen sein Lied wiederholen und erntete noch größeres Lob. Seine schöne Nachbarin erröthete auf's neue bei den bedeutungsvollen Worten „Jungfernkranz" und „Freiersmann" und zeigte die liebenswürdigſte Freude über den Sieg ihres Tänzers. Dieſer wollte nach einem ſolchen Triumph im Singen keinen neuen Verſuch mehr machen. Aber noch blieb etwas übrig, was ſeinen Effekt nicht verfehlen konnte. Er griff ruhig in die Taſche und legte, als wär' es ihm nichts, einen Krenenthaler auf den Teller. Der Kamerad mußte nun ein Uebriges thun und legte wenigſtens einen halben dazu. Die Geſichter der Muſikanten leuchteten. Sie ſetzten mit Leidenſchaft einen Marſch darauf, der wie ein Tuſch klang, und der Horniſt blies, daß ihm beinahe die Backen platzten. Als das Stückchen zu Ende war, ſtrich er das Geld ein und ſagte mit ſchelmiſchem Schnurren: „Bleibt geſund, bis ihr's wieder kriegt!"

Es war ein Uhr geworden und die meiſten jungen Leute fingen wieder an zu tanzen. Auch Hans zeigte Luſt dazu, aber Regine erklärte, ſie und Annemarie müßten nach Hauſe. Die Mädchen nahmen Abſchied und Annemarie dankte Ludwig gar ſchön für die Ehre, die er ihr angethan habe. Sehr gern hätten die Verliebten ihre Mädchen nach Hauſe geführt, aber die Bäckerstochter beſtand darauf, daß ſie hier bleiben ſollten. Sie durften ihnen nur auf der Treppe noch die Hand geben und gute Nacht ſagen.

Ludwig ging in die Stube zurück, um das letzte Glas Wein auszuſchlürfen. Er war aber heute zu glücklich geweſen, als daß nicht ein Dämon ſich gereizt fühlen ſollte, in den Heimtrank einige Tropfen Galle zu miſchen; und ſo trat denn ein ſolcher in der Geſtalt des Vetters der beiden Langgewachſenen zu ihm und ſagte: „Du haſt dich ja heut recht luſtig gemacht, Ludwig. Allen Reſpekt vor deinem Tanzen und Singen! Dein Vater hat dich mit der ſchönen Annemarie auch einmal tanzen ſehen, aber dem ſcheints nicht gefallen zu haben, denn er iſt gleich wieder fortgegangen." Dieſe boshaften Worte gaben

Ludwig einen Stich in's Herz und jagten ihm das Blut in's Gesicht. „Meinetwegen!“ erwiederte er trotzig; der andere, der seinen Zweck erreicht hatte, ging vergnügt auf den Tanzboden. Alles, was mit seinem Glück in Widerspruch trat, stellte sich dem armen Burschen gespenstisch vor die Seele und eine große Unruhe befiel ihn. Allein für heute war der Strom der Freude in ihm noch zu mächtig und die Sorge wurde von ihm hinweggespült. Eine halbe Stunde später ging er nach Hause, glücklich im Nachgefühl des Erlebten. — —

Nach einem unruhigen Schlaf erwachte Ludwig zur gewöhnlichen Zeit. Sein Bruder, der in derselben Kammer schlief, schnarchte noch, obwohl er gestern schon bald nach Verzehrung des Bratens, den Ludwig vom abendlichen Hochzeitsmahl nach Hause gebracht hatte, zu Bette gegangen war. Als unser Freund überdachte, was gestern geschehen war, fing sein Herz an zu klopfen. Freude und Angst erhoben sich und wechselten in seinem Herzen, bis die Angst zuletzt die Oberhand gewann. Eine Zeit lang ließ er sich ruhig von ihr quälen; dann faßte er einen Entschluß, kleidete sich an und ging mit seinem Streit, dem man aber doch das Absichtliche ansah, in die Stube hinunter. Die Morgensonne schien durch die Fensterscheiben und die friedliche Scene bildete einen eignen Contrast zu der Verwirrung in seinem Herzen. Er ging in „das Kanzlei,“ das in den Bauernhäusern gewöhnliche Nebenstübchen zum besondern Gebrauch der Familie, von der Stube durch eine hölzerne, mit brauner Oelfarbe bestrichene Wand getrennt, welche mit der einen Seite des Ofens zusammenzulaufen pflegt. Der Vater saß an dem Wandtisch mit tiefernstem Gesicht und die Mutter brachte eben den Kaffee. Ludwig bot ihnen mit etwas unsicherer Stimme guten Morgen und setzte sich zum Frühstück. Zu gleicher Zeit kamen die „Ehehalten“ (Knechte und Mägde) in die Stube, um die Morgensuppe zu verzehren. Der Oberknecht und die Magd waren auf dem Anfang gewesen; sie blinzelten sich nun zu und sahen auf das Kanzlei mit jenem Vergnügen, welches die schwache menschliche Seele zu empfinden pflegt, wenn unter Höherstehenden ein scandaleser Streit zu erwarten ist. Allein der Angerbauer war nicht der Mann, sich und seine Familie preiszugeben, wenn der Zorn über seinen Verstand nicht Herr wurde. Er wartete mit der

Anrede, die er Ludwig zudachte, und erst als der letzte der Ehehalten die Stube verlassen hatte, begann ein Dialog, den wir, um den Lesern eine kleine Probe davon zu bieten, in dem Rieser Dialekt wiedergeben wollen.

Der Alte sagte mit bitterem Spott: „Ne, du host de ja gestert recht aufg'führt! Machst mer a rechta'n Ehr, des muß i saga'; Aufm A'seng, wo Baura'töchter send, tanzst du da' ganza'n Obed mit'r Magd! Und net gnuag damit, setzst sie eh no' neba' de hi' und regalirst sie!" — Ludwig, der sah, daß dem Vater schon geplaudert worden war, und die Thatsache nicht leugnen konnte, hing sich an ein Wort und sagte: „Ne, a Magd ist sie grad net!"

Der Angerbauer fuhr auf und blickte ihn mit drohenden Augen an. „Schweig, sag i d'r! Mag sie sei', was sie will, sie ist net dei's Gleicha', und es ist a Schimpf und a Schand, daß du di so mit'r abgeba' host! Wann du d's Ruibaurs Bäbe (die Reichste im Dorfe) so tractirt hättst, so wärs o'schickleng gweia'! Was wird die Ex' saga' und ihr Vater? Die weara' se recht frää', wenn sie böara', wie du di aufg'führt host, und (setzte er verächtlich hinzu) mit weam!"

Der Angefahrene war von diesen Worten sichtlich getroffen. Er wußte nichts Besseres zu seiner Entschuldigung zu sagen, als: „Sie tanzt so guat!" — „Tanzt so guat!" rief der Alte mit grimmigem Lachen. „Ist des a'n Ausred? Tanzet ander Mädla' net eh guat? Muaß ma derem a hergloffens Mädle mit Bei' tractiera? Pfui, schäm di!" — Er war aufgestanden und wendete dem Schuldigen den Rücken zu.

Sein Zorn hatte offenbar den jetzt möglichen höchsten Grad erreicht. Ludwig, entrüstet über den Ausdruck „hergloffens Mädle," und fühlend, daß jetzt überhaupt nicht mehr mit ihm zu reden sei, verstummte und sah finster vor sich hin. — Nach einer Weile drehte sich der Alte wieder zu dem Tisch und sagte: „I will me jetz net verzürna! Gscheha'n ist gscheha'! Der dumm Streich ist gmacht! Aber," setzte er mit drohend erhobenem Zeigefinger und mit entsprechend verstärktem Tone hinzu, „des reth i d'r in Guatam: loß mi so ebbes net widder böara'! Denn sonst — — du kennst mi!" — Er wendete sich ab und verließ mit festen Schritten die Stube.

Man sieht, der Vater war nur über das öffentliche Aergerniß entrüstet, welches Ludwig gegeben, und strafte nur dieses. Daß sein Sohn auf Annemarie ernstliche Absichten haben und um ihretwillen die Eva lassen könnte, das kam ihm gar nicht in den Sinn. Hätte er Ursache gehabt, an so etwas nur zu denken, so wäre natürlich ein ganz anderer Sturm losgebrochen.

Der Delinquent athmete auf; denn im Grunde war er noch gut weggekommen. Von der Mutter fürchtete er wenig. Er war ihr Liebling und wußte, daß Frauen solche Verirrungen des Herzens überhaupt glimpflicher aufzufassen pflegen. Er täuschte sich nicht. Während der Alte sprach, hatte die Mutter zu wiederholten Malen [illegible] mit dem Kopfe genickt, dadurch ihr vollkommenes Einverständniß an den Tag legend. Als er fort war, nahmen ihre Züge einen milderen Ausdruck an, und den Sohn bei der Hand fassend begann sie: „Aber ietz sag m'r ner, Ludwig, wie ist's möglang, daß du di so hast vergessa' und dei'm Vater und mir so ebbes a'thoa' könna'?"

Ludwig hatte seinen ganzen Humor wieder. Da er noch keinen Plan über die Zukunft gemacht hatte, nach welchem er handeln konnte, so folgte er instinktmäßig dem Trieb, sich mit seinen Eltern wieder gut zu stellen, und sagte, allerdings nicht sehr ritterlich: „Du weeßt ja, Muater, wie's oem get, wama' lufteng ist und Bier und Wei' im Kepf het!" — „Ja wohl," versetzte die schon halb begütigte Mutter, „aber was zviel ist, ist zviel! Die ganz Nacht mit oem Mädle ztanza, die oen ner a'get! I hätt' di wärle für gscheidter ghalta'!" — „I hab d'r ja scho' gsakt," erwiederte Ludwig, „sie tanzt so guat; und," fügte er nicht ohne schlaue Absicht hinzu, „i hab gseha', daß sie eh geara' mit mir tanzt!"

Die Angerbäuerin konnte nicht umhin, heiterer auszusehen. Sie hielt natürlich ihren Ludwig für den schönsten und geschicktesten Burschen in der ganzen Umgegend, und daß er den Mädchen so sehr gefiel, konnte ihr nichts weniger als unangenehm sein. Sie sagte daher mit dem Lächeln einer etwas eiteln Mutter: „Des glob i, daß e so a Mädle frät, wann du mit'r tanzst; aber des ist keö Entschuldigung für di!" — Eine bessere Regung machte sich in ihr geltend und sie fügte hinzu: „Die Annemarie ist zu guet dafür, daß

so a junger Mensch 'n Spaß mit ihr macht. Sie ist brav und ordentlich und 's wird se gwiß a passender Ma' für se finda'. Es wär a Sünd und a Schand, wann du ihr da' Kopf verdreha' und sie in's O'glück brenga' thätst!" — „Ne," sagte Ludwig, „so arg wirds net weara'!" — Mit Eifer versetzte die Mutter: „I hoff's oh net! Du host dein Vater ghört und woëst, er hält was 'r sakt! I hoff, 's ist dei' letzta' Dummheit gwesa'!" — Ruhiger setzte sie hinzu: „So, ietz gang naus zu dei'm Vater und mach'n widder guat!"

Ludwig folgte diesem Rath. Er fand Gelegenheit seinem Vater bei einer Arbeit zu helfen, und da sie nothwendig mit einander reden mußten, so stellte sich zwischen ihnen bald wieder ein äußerlich friedliches Verhältniß her. Als später dem Angerbauer noch einige Einzelheiten vom Anfang zu Ohren kamen, hatte ihn die Mutter schon durch die Versicherung beruhigt, daß es nichts als der Narrenstreich eines jungen Menschen gewesen sei, der etwas im Kopfe gehabt habe. Er verschluckte daher diese nachträglichen Pillen, so bitter sie ihm auch schmeckten. Seine Gedanken waren: „Der Mensch muß mir aus dem Haus, und das so bald als möglich! Mein Andres, das weiß ich, wird mir keine solche Streiche machen." Auch die Mutter faßte den Entschluß, alles zu thun, um die Heirath Ludwigs mit Eva zu beschleunigen. „Hätte der alte Narr," sagte sie in ihrem Verdruß, „den Hof abgegeben, so hätten wir diesen Aerger nicht!" Sie wollte aber nun gerade aus dem Vergefallnen die Gründe schöpfen, die den Vater Evas zum Nachgeben bewegen sollten.

Einige Tage vergingen, ohne daß etwas besonderes vorfiel. Auch auf dem Dorfe pflegt der artige junge Mann die Tänzerin, die er auszeichnete, den andern Tag gelegentlich zu begrüßen und sie zu fragen, wie ihr das Tanzen bekommen sei. Aber Ludwig mußte Scheu tragen, dies zu thun: auch war er nicht in der Gemüthsverfassung dazu. In seinem Herzen stiegen Gedanken auf, die sich wechselseitig bekämpften, seinen Geist verwirrten und ihn zu keinem Entschluß kommen ließen.

Der guten Annemarie war sein Ausbleiben nicht so unlieb, als man denken mochte. Ihr war es ergangen wie ihm. Glückselige und bange Gefühle wechselten auch in ihrem Herzen, und die banzen

überwogen zuletzt. Sie dachte an den stolzen Angerbauer, an den Unterschied des Vermögens und Standes, an das Gerede mit der Eva, und schüttelte mit betrübter Miene den Kopf. Indem die Bilder jener Nacht vor ihre Seele traten, machte sie sich Vorwürfe, zu weit gegangen zu sein. Es lastete etwas auf ihr, als ob sie eine Sünde begangen hätte; und dieses Gefühl wurde dadurch nicht gemindert, daß einzelne Mädchen sie nun mit Ludwig in einer Weise zu plagen begannen, die nicht mehr von der Lust zu scherzen, sondern offenbar vom Neide eingegeben war. Selbst Regine sah bedenklich aus, als ob sie mit sich selber unzufrieden wäre, und der Vormund ließ Reden fallen von Leichtsinn und Hoffahrt, die zu nichts Gutem führen würden u. s. w.

Es hatte den Anschein, als ob eben durch das gesprochene Wort der Traum des Glücks für immer zerstört und die innigste Annäherung der beiden Herzen auch die letzte gewesen wäre. — Aber die Liebe, die zwei junge Seelen ergriffen hat, kann von den Beengtheiten des Lebens nicht so leicht unterdrückt werden. Die ängstlichen und peinlichen Gefühle mildern sich und verschwinden mit der Zeit, die Liebe bleibt. Die erst so trüben Vorstellungen verlieren nach und nach ihr Schreckendes, die Liebe gewinnt an Muth — und das Menschenkind, das glücklich sein will, folgt wieder dem Zug des Herzens.

Als der fünfte Tag verflossen war, konnte Ludwig seinem Verlangen, Annemarie zu sehen, nicht länger Widerstand leisten. Er ging in das Haus des Bäckers, indem er sich vornahm, diesen, der am Gärtele sein Vergnügen hatte und nach Art solcher Leute seine Liebhaberei gern weiter verbreitete, um Blumensamen zu bitten. Die Täuschung war nicht nöthig, Annemarie war allein zu Hause. Nach einigem Stottern von seiner und Erröthen von ihrer Seite waren die liebenden Herzen bald wieder einig. Man rühmte jene Nacht, wo es so schön gewesen sei; das damals empfundene Glück lebte wieder in ihnen auf und die Augen bestätigten, was sich die Lippen verkündigt hatten. Die Liebe zog wieder als Herrscherin in ihre Seelen und alle entgegenstehenden Gedanken wurden daraus vertrieben. Die Reue, welche die Geängsteten gefühlt, die Vorwürfe, die sie sich ge-

macht — alles war vergessen. Sie freuten sich eines am andern, und es war ihnen, als ob sie gar nichts Besseres und Schöneres thun könnten.

Für diesmal konnte ihr Zusammensein nicht lange dauern. Annemarie erwartete den Bäcker und mahnte den Geliebten, sie zu verlassen. Ludwig fragte, ob er sie denn nicht einmal ungestört sehen könnte, er hätte noch viel mit ihr zu reden. Annemarie sah ihn an; die blauen Augen baten so schön und blickten so treu auf sie her. Nach einigem Zögern erwiederte sie mit leiserer Stimme: „Nächsten Sonntag Nachmittag geht mein Vetter mit Regine nach Wallerstein; sie werden spät wieder kommen; in der Abendstunde, wenn's dunkel geworden ist, will ich in unserm Garten auf dich warten." Ludwig drückte ihr hocherfreut die Hand. Annemarie setzte hinzu: „Es ist vielleicht nicht recht, was ich thue, aber du willst es haben und es macht dir Freude." Was konnte Ludwig anders, als die Lippen, die so liebliche Worte gesprochen, entsprechend belohnen? — Er kam unbemerkt aus dem Hause. Wie bisher sein trübseliges, so fiel seinen Eltern jetzt sein vergnügtes Wesen auf, aber sie legten es zu ihren Gunsten aus. „Hab' ich dir's nicht gesagt?" bemerkte die Mutter dem Alten. „So etwas geht bei jungen Leuten schnell vorüber. Sei nur ruhig, es wird noch alles recht werden!"

Der Garten des Bäckers war in Folge der erwähnten Liebhaberei nach dem des Pfarrers der schönste im Dorfe und der Stolz des Besitzers. Er theilte sich in Gemüse- und Baumgarten, und in dem erstern war den Blumen ein größerer Platz eingeräumt, als es bei dem wirthlichen Sinn der Landleute sonst der Fall zu sein pflegt. Eine ziemlich hohe dichte Hecke grenzte das Ganze von den Feldern, zunächst aber von dem Fußweg ab, der sich an dieser Seite des Dorfes hinzog und auf welchen eine hölzerne, für gewöhnlich verschlossene Thüre führte. Durch diese Thüre, die heute nur aufgeklinkt zu werden brauchte, trat Ludwig zur verabredeten Stunde in den Garten, und bald saßen die Liebenden auf einem hölzernen Bänkchen ohnweit der Hecke und des Hauses in traulichem Geplauder. Sie konnten sich diesem in der That mit einer gewissen Sicherheit hingeben, denn wie nach dem Felde zu die Hecke, so schützten gegen das Dorf das lang-

sische Bäckerhaus und mehrere Scheunen, in denen jetzt wohl kein neugieriges Auge zu fürchten war. Der Abend war sehr schön. Vom dem reinen Himmel blinkten schon einzelne Sterne, während von Westen her die goldengrünliche Helle sich über ihn ergoß, die Verheißung der untergegangenen Sonne, daß sie morgen einen schönen Tag bringen werde. Die Bäume standen in voller Blüthe und hie und da glänzte einer her wie ein großer weißer Strauß. Die Luft war leicht bewegt und voller Wohlgerüche. Rings herrschte vollkommene Stille und nur Maikäfer surrten zuweilen über die Köpfe der Liebenden hin, um die größere Gesellschaft auf den Bäumen aufzusuchen. — Unserem Pärchen war es über alles heimlich zu Muthe. Ludwig rühmte den Garten, die Blumen, den schönen Abend. Sie sprachen von diesem und jenem. Bald kamen sie wieder auf den „Anfang", und Ludwig scherzte über den jungen Burschen, der mit Annemarie getanzt und „sich gerlagt habe, als ob er im Taglohn arbeitet." „Der arme Kerl dauerte mich," setzte er hinzu, „darum kam ich so schnell und löste ihn ab." Das Mädchen lächelte, sie wußt' es besser. Beide erinnerten sich jetzt verschiedener Gesichter, die um ihretwillen geschnitten worden waren, und die Ausdrücke von Aerger und Neid kamen ihnen sehr lustig vor. Sie übten für das Geschwatz, das über sie ergangen war, eine gemüthliche Wiedervergeltung, indem sie einzelne Exemplare durchhechelten, wie es gutmüthige Menschen in fröhlicher Laune thun. Ludwig fragte dann, ob's denn wahr sei, daß Hans und Regine bald Hochzeit machen wollten. Annemarie erwiederte, so viel sie wisse, auf den Herbst. Dies brachte sie auf ernstere Gedanken. Nach einem Weilchen fragte sie erröthend und mit einem gewissen schüchternen Lächeln: „Ist's denn wahr, daß dein Vater will, du sollst des Kirchbauern Eva von ** heirathen?" Ludwig antwortete: „Ja wohl hat er so was im Sinn gehabt; aber mir ist's nie rechter Ernst gewesen und jetzt denk ich nimmer dran." Annemarie wurde vor Vergnügen noch reicher. Dann sah sie vor sich hin, wie wenn sie über etwas nachdächte, und unwillkürlich entschlüpfte ihr wieder das Wort: „Wenn ich doch ein reiches Mädchen wär!" Ludwig faßte ihre Hand und sagte herzlich: „Es kann nicht alle

beisammen sein! Du bist die schönste und die beste und die geschickteste, die ich kenne — das ist mehr werth als Geld!"

Annemarie sah ihn dankbar an und schwieg. Dann sagte sie: „Ist dein Vater wirklich so stolz, wie die Leute sagen? Verzeih mir diese Frage!" — „Mein Vater weiß, was er ist," antwortete Ludwig, „und läßt sich nichts nehmen. Aber er ist ein braver und geschei dter Mann und giebt auch andern ihre Ehre. Meine Mutter ist gut und hält alles auf mich."

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Wie verliebte Herzen einmal alles fürchten, dann wieder alles hoffen, so war es ihr die letzten Tage her nicht ganz unmöglich vorgekommen, daß sie doch noch Ludwigs Frau werden könnte. Sie hielt etwas auf sich und glaubte, um ihretwillen könnte wohl eine Ausnahme von der Regel gemacht werden. Aber nun wurde durch das Bild des Angerbauers, dessen Stolz der Sohn zugeben mußte, ihre Hoffnung wieder sehr erschüttert. Sie seufzte und sagte mit leiserer Stimme: „Ich fürchte mich vor deinem Vater, Ludwig, und sehe nicht, was aus uns beiden werden soll!"

Ludwig, der durch die feuchten Augen in das Herz des Mädchens sah, wurde gerührt, Liebe und Großmuth loderten in ihm auf. Er legte wie schützend den Arm um sie und sagte mit dem herrlichsten Ton: „Mach dir das Herz nicht schwer, Annemarie! Ich hab dir gesagt, daß du mir die liebste auf der Welt bist, und ich sag dir's noch einmal. Vertrau auf mich und sorg nicht! Was ich mir ernstlich vornehme, das setz' ich auch durch — darauf verlaß dich!" — „Ich vertraue dir," sagte Annemarie, „denn sonst hätt' ich das auch nicht für dich gethan. In meinem Leben bin ich noch mit keinem ledigen Bursch so zusammen gekommen. Aber dich hab ich so lieb, daß ich thun muß, was dich freut — ich kann mir nicht anders helfen!" — Entzückt über dieses Geständniß, sah Ludwig das schöne Mädchen an; Thränen traten in seine Augen: sie mit seinen Armen umschließend, rief er aus: „O du liebes, liebes Mädchen! in meinem Leben laß ich dich nicht!"

Dieser innige Ausruf weckte ein seliges Gefühl in dem Herzen Annemarie's, zu gleicher Zeit warf er aber Schrecken in ein anderes.

Diejenige, für welche diese Worte am wenigsten bestimmt waren — die Mutter Ludwigs hatte sie vernommen, klar und deutlich vernommen. Die Angerbäuerin war im obern Dorf auf Besuch gewesen und hatte sich verspätet, indem sie zwar zu rechter Zeit in der Stube Abschied genommen, aber auf der Hausstreppe mit der Freundin von neuem und erst recht wieder in's Gespräch gekommen war. Da der Fußweg am schnellsten nach Hause führte, so schlug sie diesen ein. Als sie an der Hecke des Bäckergartens hingehend ein leises Reden vernahm, horchte sie und das Ohr der Mutter erkannte gar bald die Stimme des Sohnes. Die letzten Worte, bei welchen die Leidenschaft den Ton vorsichtig zu dämpfen vergaß und von denen ihr keine Silbe entging, sagten ihr alles. Sie erschrak heftig und zitterte an allen Gliedern. Hatte sie doch so eben noch der Freundin versichert, daß an dem Geschwätz wegen der Annemarie gar nichts sei und ihr Ludwig bald Kirchbauer sein werde. Sie glaubte vor Scham und Verdruß in die Erde sinken zu müssen. Da sie nicht mit sich einig werden konnte, was sie beginnen sollte, und im Garten Stille eingetreten war, ging sie weiter. Der Schrecken in ihrem Herzen machte dem Zorn Platz. Sie ist schändlich aufzuführen, zu dem Mädchen zu gehen wider ihr ausdrückliches Verbot und ihr so gottvergessene Dinge zu sagen! Bevor sie noch in ihren Hof trat, war ihr Entschluß gefaßt. Sie schwieg still und ließ sich nichts anmerken, weder vor dem Vater noch vor dem Sohn, der nicht lange nach ihr heim kam.

Den andern Morgen, als der Angerbauer eben das Haus verlassen hatte und Ludwig ihm folgen wollte, sagte die Mutter, sie habe noch etwas mit ihm zu reden. Sie führte ihn in's Kanzlei zurück und sagte, gerade auf das Ziel losgehend: „Du bist gestern Abend bei der Annemarie gewesen!“ — Darauf war Ludwig nicht gefaßt. Er verlor etwas die Farbe und stammelte: „Wie sollt' ich“ — Aber die Mutter fiel ihm in die Rede: „Länzn' es nicht, ich hab mit meinen eigenen Ohren gehört, was du ihr gesagt hast!“ — Und indem sie ihn mit bekümmert ernstem Blick ansah, fuhr sie fort: „Es hilft alle kein Reden an dir, du willst dich mit Gewalt in's Geschrei bringen und ein unerfahrenes Mädchen durchaus unglücklich machen!“

Bei diesem Vorwurf sammelte sich der Betroffene wieder. Er erwiederte: „Wer sagt das? Ich habe ganz anders mit ihr im Sinn!" — „Wie soll ich das verstehen?" — „Wenn ich sie nun heirathen wollte?" — Die Mutter, auf eine solche Rede gefaßt, zuckte die Achseln und sagte: „Du bist nicht gescheidt!" — Ludwig aber versetzte mit Ernst: „Ich weiß es, mit keiner würd' ich so glücklich leben, wie mit der Annemarie. Grade die gefällt mir, und sonst keine andere!"

Die Augen der Angerbäuerin funkelten. „Wie!" rief sie aus, „das unterstehst du dich mir zu sagen, — du, der mit der Ev' so gut wie versprochen ist?" — „Davon weiß ich nichts," sagte Ludwig. — „So, davon weißt du nichts? — Nun merk auf, was ich dir sag: wenn du von diesen dummen Gedanken vor deinem Vater nur ein Wörtchen merken läßt, so bringt er dich um! Das ist der Rechte, sich von einem Kind so etwas gefallen zu lassen!"

Der Sohn erkannte das Gewicht dieser Worte und schwieg. Dann sagte er in traurigem Ton: „Ich hätt' gedacht, du zum wenigsten würdest nicht so hart gegen mich sein und dich meiner annehmen gegen ihn." — „So," rief die Mutter, „auf mich hast du dich verlassen? Du kennst mich also nicht, wie es scheint. Ich sag dirs jetzt ein für allemal: nie werd' ich zu einer solchen Heirath meine Einwilligung geben! Ich will nicht, daß mein Sohn durch seinen Unverstand sich unglücklich macht und der ganzen Freundschaft einen Schimpf anthut! Wenn du nicht von diesem Augenblick an das Caressiren mit dem Mädchen aufgiebst, so sag ich's deinem Vater und du wirst sehen, was dann geschieht! — So, jetzt kennst du meine Meinung und kannst dich darnach richten!" — Nach diesen Worten verließ sie die Stube, indem sie die Thüre etwas unsanfter zumachte, als gewöhnlich.

Es ist eine bekannte Sache, daß der Widerstand, den wir auf dem Weg zu einem ersehnten Ziel erfahren, unsern Eifer und Muth, dahin zu gelangen, oft nur steigert. Zuweilen bewirkt er aber das Gegentheil: er führt zu einer Erwägung, in der uns das Ziel als ein unerreichbares erscheint, so daß wir uns, wenn auch mit schwerem Herzen, zum Rückgang entschließen. Die menschliche Seele ist ein

eigen Ding. Namentlich sind die weiblichen für die Eindrücke des Entgegengesetzten empfänglich, und wenn sie eine Zeitlang sich ausschließlich nach einer Seite gewendet haben, so werden sie dadurch nur um so offener für die andere. Dies sollte nun auch Ludwig erfahren. So ernst war seine Mutter nie gewesen, so heftig hatte sie nie gegen ihn gesprochen. Er fühlte auf's tiefste, daß er sie nicht zum Nachgeben bewegen würde; — und wie sollte ihm das erst bei seinem Vater gelingen! — Die Gründe, aus denen beide gegen eine solche Verbindung sein mußten, stellten sich ihm dar, und er war so sehr Bauer und Sohn seiner Eltern, daß er ihre Vernünftigkeit nicht bestreiten konnte. Annemarie war die Tochter und Verwandte von Pfännerleuten, d. h. sie gehörte einem Stande an, über dem sich der Bauer allenfalls eben so erhaben fühlt, wie der Adelige über dem bürgerlichen. Der Bauer hat einen Hof mit Haus und Stadel und umfangreichen Feldgütern, er besitzt Roß und Rindvieh in gehöriger Anzahl und hält sich Knechte und Mägde. Der Pfännerer hat nur ein Haus, wenige Grundstücke, kein Roß, im besten Fall einiges Vieh. Um sich besser durchzubringen, lernt er ein Handwerk und heißt dem Bauer bei der Ernte, wofür auch geringere Pfännerfamilien zu gewissen Höfen in eine Art von Clientenverhältniß kommen. Daß der Bauer sich nun also zu einer höheren Menschengattung gehörig ansehe, ist Niemand so natürlich, als das Bewußtsein des Aristokraten gegenüber dem Bürgerlichen. Das Vermögen übt freilich auch hier eine ausgleichende Macht, und wenn der Pfännerer emporkommt, der Bauer herunterkommen ist, so wird die Verbindung der Familien wieder möglich. Aber auch so kann sich der traditionelle Stolz noch wehren, und wie ist ein Fall bekannt, wo ein verschuldeter alter Bauer nur mit größter Mühe zu bewegen war, seinen Sohn eine wohlhabende Pfännerstochter heirathen zu lassen, indem er den Verwandten, die sie herauszogen, immer wieder antwortete: „Es ist doch keine Bauerntochter!“ — Bei Ludwig und Annemarie kam zu diesem Mißverhältniß noch der große Unterschied des Vermögens, da sie kaum den achten Theil desjenigen besaß, was er nur vorläufig mitbekommen sollte; endlich verlierte die Anknüpfung mit Eva. — Der Kopf des jungen Menschen brannte, nachdem er das alles überlegt hatte, und

an seine Eltern denkend und er mit Verzweiflung aus: „Sie thuns nicht, sie thuns nicht!“

Das Bild des Mädchens stand so schön und lieb vor seiner Seele, wie jemals. Er hatte ihr gestanden, wie gern er sie habe, hatte ihr gesagt, sie solle ihm vertrauen, und er wolle nicht von ihr lassen. Aber wenn seine Eltern ihre Einwilligung verweigerten, so machte er Annemarie nur unglücklich — und durfte er das? Ein förmliches Versprechen hatte er ihr nicht gegeben. Bis jetzt war es eben ein Liebeshandel, wie es so manche giebt in der Welt, ohne daß es zum Heirathen kommt; ein Liebeshandel, wo man ja vieles spricht, was man nicht halten kann, ja nicht einmal darf. Andere hatten ganz andere Verpflichtungen gehabt, als er gegen Annemarie, und doch zuletzt ihres Gleichen geheirathet. Auf der andern Seite, — war es denn gewiß, daß Annemarie die Sache so schwer aufnahm? Vielleicht tröstete sie sich bald, heirathete einen andern und wurde glücklich. — Wenn das Herz Ludwigs diesen Gedanken widersprach, so mußte er sie sich doch machen, und sie thaten ihre Wirkung.

Ein Entschluß mußte gefaßt werden. Er hatte mit Annemarie eine neue Zusammenkunft verabredet und er durfte sich nicht einfinden, wenn er sich nicht entschieden hatte, seinen Eltern zu trotzen. Als er nochmals alles hin und her überlegte, siegte zuletzt die Macht der äußern Verhältnisse; der Verstand und die Einschüchterung gewannen die Oberhand, die Liebe und die Leidenschaft gaben sich gefangen. — Er wollte zum wenigsten *versuchen*, ob er ohne Annemarie leben könnte. Wenns ging, so wollte er in Gottes Namen seinen Eltern folgen.

Er kam nicht zum Stelldichein. Als er Annemarie einen Tag später mit Regine begegnete, sagte er förmlich „guten Tag“ und ging vorüber. Das Mädchen war etwas „verhetzt“ und sah ihm nach mit fragender Miene; aber sie entschuldigte beides. Zu der Bestellung hatte er nicht kommen können und vor der Regine wollte er sich nicht verrathen. Wie er nun aber mehrere Tage nichts von sich hören ließ, und endlich, als sie allein mit ihm zusammentraf, auch nur mit gewöhnlichem Gruß und dazu noch sichtlich verlegen an ihr vorüberging, da erkannte sie ihr Geschick. „So,“ sagte sie, indem ihr Herz

zu klopfen begann, „so iſts gemeint?“ Sie ſah ihm nach und bemerkte, wie er ſchneller ging, gleichſam um aus ihrem Bereich zu kommen. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen. „Das iſt der Menſch, der zu mir geſagt hat, daß ich ihm das Liebſte wäre auf der Welt? So hält er Wort! O, ich hätt' mir's denken ſollen!“ Sie ging ins Haus zurück und eilte in ihre Kammer hinauf. Ihre Thränen ſtrömten, ſie ſah mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes und der bitterſten Kränkung vor ſich hin. Dann ſagte ſie: „Es geſchieht mir ganz recht, daß es ſo gekommen iſt! Warum bin ich ſo einfältig geweſen und hab' ihm geglaubt? Warum hab' ich mir eingebildet, ich wär' auch etwas werth? — O, wie dumm!“ ſetzte ſie ſchmerzlich lachend hinzu. „Als ob dieſe Leute von ihrem Stolz laſſen könnten! Als ob wir ihnen zu was anderem recht wären, als zum Spielen! Ja, ganz recht geſchieht's mir, grad ſo hat's kommen müſſen!“

Regine kam die Treppe herauf und klopfte die Thüre. Annemarie bemühte ſich nicht, ihren Schmerz zu verbergen. Die Freundin ſah ſie mitleidig an und ſagte: „Ich weiß, warum du weinſt. Ja, ja, 's iſt ſo. Beim Angerbauer hat's was gegeben. Der Alte und der Junge ſind hinter einander gekommen, und Ludwig muß die Eva heirathen.“

„Muß er?“ ſagte Annemarie, die bei ihrem ruhigen Weſen weniger herriſcher war, als Ludwig, und unter umgekehrten Verhältniſſen ſich ſtandhafter gezeigt hätte. — „Ja freilich muß er, wenn ſein Vater will,“ erwiederte Regine. — „Nun,“ verſetzte die Gekränkte mit Stolz, wenn er mich laſſen kann, dann kann ich ihn auch laſſen!“ — Sie trocknete ihre Thränen und ging mit der Freundin hinunter, um ſie auf's Feld zu begleiten.

Von da an erſchien Annemarie vor andern gefaßt, ohne den Zuſtand ihres Herzens verbergen zu wollen. Die Freude des Lebens war ihr genommen, und ſie wollte nicht thun, als ob's anders wäre. Ihr Geſicht verlor nach und nach die blühende Farbe, bekam aber dafür einen eigenen feierlichen Ausdruck, und ihre braunen Augen erhielten einen Glanz, der ſelbſt dem alten Bäcker auffiel, ſo daß er den Kopf ſchüttelte und für ſich murmelte: „Es iſt Schade, Jammerſchade, aber ich kann ihr nicht helfen!“ — Ihr Schickſal, wie man es erkannte

oder errieth, flößte den Leuten Achtung ein. Selbst diejenigen, die im Dorf wegen eines „bösen Mauls“ berufen waren, unterstanden sich nicht, in ihrer Gegenwart Anspielungen zu machen, und kein junger Mensch fand in sich den Muth, ihr schön zu thun und ihr für den erlittenen Verlust einen Ersatz anzubieten.

Ludwig setzte unterdessen den Versuch, ohne Annemarie zu leben, fort. Er hatte zum drittenmal gewagt, sie zu grüßen; aber sie war mit einem Ausdruck von gekränkter Würde an ihm vorüber geschritten, daß er es fortan unterließ. Wenn er nun bei einer unvermeidlichen Begegnung ihre Wangen sich färben und ihr Auge glänzen sah, dachte er wohl: sie würde nicht so bös sein (freilich nicht der rechte Ausdruck für das Gefühl des Mädchens), wenn sie wüßte, wie hart es mich ankommt! — Sein Leben wurde sehr einförmig. Er ging zu Hause und auf dem Felde still seiner Arbeit nach und machte Sonntags, anstatt mit Kameraden fröhlich zu sein, einsame Spaziergänge. Auf einem derselben sagte er zu sich: „Leben kann ich wohl ohne sie, das hab' ich nun gesehen; aber was ist das für ein Leben!“ Er schüttelte den Kopf und ging traurig nach Hause.

Am dritten Sonntag nöthigte ihn seine Mutter, mit ihr einen Besuch beim Vetter Kirchbauer zu machen. Sie sah, daß Ludwig ihr und dem Vater ein Opfer brachte und daß es dem armen Menschen schwer wurde; sie war daher auf dem Weg besonders gut gegen ihn und gab sich große Mühe, ihn zu erheitern, indem sie ihm vormalte, welch' einen Herrn er als Mann der Eva spielen könne, wo er schon zum Anfang einen schuldenfreien Hof und Geld am Zins haben würde. — Die Kirchbauerleute hatten natürlich von der Geschichte mit Annemarie gehört. Eva konnte bei der Begrüßung sich nicht enthalten, eine spöttische Miene zu weisen und gegen denjenigen, der einen solchen Streich machen konnte, eine gewisse Geringschätzung an den Tag zu legen. Indessen, der Sünder hatte eine Eigenschaft, die mit Nothwendigkeit Vergebung forderte: er war der Sohn reicher Leute.

Man faßte denn auch die Sache von der heitern Seite auf. Als man beim Kaffee saß, versuchte Eva scherzhafte Anspielungen zu machen, die ziemlich plump herauskamen, und der arme Ludwig mußte nun seine Liebe verleugnen und erklären, daß ja an der ganzen Sache

nichts sei, daß er was ganz anderes im Sinn habe u. s. w. Er strengte sich offenbar an und wollte sich zwingen, Eva lieb zu gewinnen. Die Folge war, daß ihm die große Person, die seinem Herzen bisher gleichgültig war, zuwider wurde. Auf dem Heimweg sprach die Mutter davon, die Sache nun bald richtig zu machen. Ludwig bemerkte: „Mit der Zeit wird sich alles geben; aber jetzt, ich bitte schön, laß mich in Ruh und treib nicht an mir!“ Die Angerbäuerin fühlte, daß sie still sein müsse.

Die zweite Hälfte des Juni war herbeigekommen und mit ihr die Nördlinger Messe. Diese dauert vierzehn Tage und ist ein Fest für das ganze Ries. Die ländlichen Hausfrauen kaufen sich auf ihr den Bedarf an Kleidungsstoffen, Hausgeräthen und Spielzeug, und an manchem Tag sieht man auf den Hauptplatzen mehr Bauern als Städter. Namentlich ist dies bei den Hafnern der Fall, wo die klugen Bäuerinnen durch wiederholtes Klopfen die Güte der Geschirre prüfen und an großen und kleinen ein Gemisch von Tönen hervorbringen, daß man ein wahres Concert zu hören glaubt. Hat man gehörig eingekauft, so erquickt man sich an den berühmten Nördlinger Brat- oder geräucherten Froschenwürsten, trinkt Bier dazu oder gar ein Schöppchen Wein, und wandert in der Dämmerung, trotz des gefüllten, wachstuchbezogenen „Denaugretzens,“ den man zu tragen hat, vergnügt nach Hause. Die Sonntage sind für die „Ledigen,“ die namentlich am zweiten, der eben deßwegen der „Bauernsonntag“ heißt, von allen Dörfern nach Nördlingen strömen, um in verschiedenen Wirthshäusern der Lustbarkeit nachzugehen.

Ludwig hatte acht Tage vergehen lassen, ohne sich um die Messe zu kümmern. Sein melancholisches Aussehen machte die Mutter besorgt und selbst den Alten bedenklich. Als er gar am Bauernsonntag keine Anstalt machte in die Stadt zu gehen, da hielt sich die Mutter nicht länger. Sie nahm eine kleine Rücksprache mit dem Vater, dann ging sie zu Ludwig, der in seiner Kammer war, und redete ihm mit mütterlichem Ernst in's Gewissen: was denn das wäre, daß er gar nicht mehr unter die Leute gehen wolle? Wenn andere ledige Bursche sich lustig machten, sitze er da und sinnire; ob das eine Art sei für einen jungen Menschen? „Da,“ fuhr sie fort, indem sie einen Beu-

tel voll Krenenthaler aus der Taſche zog, „da nimm, geh nach Nördlingen, mach dir einen vergnügten Tag und laß etwas drauf gehen! Du weißt ja, wir haben's!“ Ludwig, den Beutel in Empfang nehmend, ſagte mit trübem Lächeln: „Nun gut, Mutter, ich will dir folgen.“ Das Geſicht der Angerbäuerin erheiterte ſich. Sie wußte, daß Eva in der Stadt ſein würde, und hoffte, daß die beiden jungen Leute ſich treffen, mit einander tanzen und ſich vollends verſtändigen würden.

Ludwig kleidete ſich trotz ſeiner Melancholie feſtlich an, wie ſich gebührte, und ſchlug nach der Stadt einen weitern und weniger begangenen Fußweg ein, der durch Getreidefelder und Wieſen führte. Der Tag war ausnehmend ſchön und klar. Die Nachmittagsſonne ſchien warm vom Himmel, aber ein friſches Lüftchen, das von Oſten kam, milderte ihre Wirkung. Still, zuweilen ein rührendes Lied ſummend, wanderte Ludwig den heimlichen Gang durch das hochgewachſene Korn. Als er auf die Wieſe heraustrat und die Augen aufſchlug, bot ſich ihm ein höchſt erfreulicher Anblick. Etwa noch eine halbe Stunde entfernt lag die Stadt Nördlingen da, von grünenden Gärten umgeben. Der von grauen Quadern erbaute Thurm der St. Georgenkirche — einer der höchſten und ſtattlichſten in Deutſchland — erhob ſich in dem klaren ſommerlichen Duft freundlich über die Häuſer und bildete mit ihnen ein Ganzes, dem man die Eigenſchaften der Solidität und Wohlhäbigkeit von weitem anſah. Und rechts und links, auf Straßen und Feldwegen, zu Wagen und zu Fuß erblickte man geputzte Leute in ländlicher oder ſtädtiſcher Tracht, welche dem einen Punkte zuſtrebten. Die Landſchaft trug vielleicht eben jetzt ihr farbenſchönſtes Kleid. Ueberallhin wogende Getreidefelder in mannichfacher Abſtufung des Grüns und Wieſen mit Blumen geziert, beſonders mit der weißen „Meßblume,“ die den Nieſerinnen dazu dient, das „Er liebt mich von Herzen“ ꝛc. vorzunehmen, und die in größerer Anzahl darüber verbreitet den Gründen einen beſonders heitern Charakter giebt.

Auf Ludwig machte das alles freilich nur traumhafte Eindrücke. Seine Seele lebte in ſich ſelber. Er war in einer Stimmung, wo man traurig iſt, aber ſich nicht ganz unglücklich fühlt, wo man zu-

gleich mit der Trauer eine Luft der Ergebung empfindet, die alles Schmerzliche in gemildertem Lichte sehen läßt. In dem Menschenherzen sind wunderbare Quellen des Trostes, die sich aber nur öffnen, wenn es bedrückt wird. Dann erhebt sich eine Kraft in ihm, die in sanfter Strömung Linderung bietet, und [illegible] wenn sie die früheren Hoffnungen nicht mehr beleben kann, doch wenigstens ihr Grab verschönt. — Als Ludwig die Erfahrungen der letzten Zeit an seiner erweichten Seele vorüberziehen ließ, regte sich leise und leise sogar die Hoffnung wieder. Die Sehnsucht erblickte in weiter Ferne Bilder des Glücks, und das junge Herz fand ihre Verwirklichung nicht mehr so ganz unmöglich.

In der Stadt angekommen, ohne recht zu wissen wie, ging er zuerst auf den Markt beim Rathhaus und hatte dort kurze Ansprachen mit verschiedenen Kameraden. Dann trieb er sich in bunter Menschenwoge bei den Meßständen umher und kaufte einiges zu Geschenken. Als er müde war, suchte er den „goldenen Ochsen" auf, wo die jungen Leute seines Dorfes einzukehren pflegten. Fröhliche Musik erschallte von den Fenstern des ersten Stocks. Er fühlte keine Neigung, sich unter die Jugend zu mischen, trat in die untere Stube, ließ sich einen Krug Bier geben und setzte sich in eine Ecke. Nach und nach regten die wohlbekannten Töne des Horns und der Clarinette doch eine Neugierde in ihm an, und er ging in den Saal hinauf, um dem Tanze zuzusehen.

Das erste, was ihm in die Augen fiel, war Hans, der sich mit Regine im Tanze drehte. Sein Herz klopfte; er spähte im ganzen Saal umher, um die zu erblicken, die er liebte. Endlich sah er sie in einer Ecke stehen, den Blick auf die Tanzenden gerichtet, die Gedanken aber sichtlich anderswo.

Das Hiersein des verlassenen Mädchens war dadurch veranlaßt, daß Hans erklärter Hochzeiter der Regine geworden war. Als solcher wollte er die Geliebte zur Messe führen, aber diese, die das armeKind gern wieder bei einem Vergnügen gehabt hätte, erklärte, sie gehe nicht ohne Annemarie. Das gute Mädchen, wenn sie kein Störenfried sein wollte, mußte dem Paar nun wohl Gesellschaft leisten.

Ludwig blieb wie angewurzelt stehen und betrachtete sie, ohne

von ihr geſehen zu werden, in erſchrockter Freude. Ihr Geſicht war nicht nur bläſſer, ſondern auch etwas ſchmaler geworden; aber wie ſchön und fein war es! Die Trennung von ihm machte ihr mehr Herzeleid als ihm ſelber, das mußte er ſehen! Sie hatte ihn nicht vergeſſen, ſie hing treu an ihm, ſie grämte ſich! Reue, Mitleid, Liebe, Bewunderung ſtürmten auf ihn ein, ſeine Wangen glühten, ein unendliches Verlangen ergriff ihn, mit der Geliebten zu reden. Plötzlich faßte er einen Entſchluß. Er ging auf ſie zu und fragte: ob es nicht erlaubt wäre mit ihr zu tanzen.

Das Mädchen ſchrak zuſammen und ſtarrte ihn an. Sie zog die Hand, die er ergriffen hatte und in der ſeinen bebte, zurück, aber er ließ ſie nicht los. Mit dem herzlichſten Tone ſagte er: „Ich bitte dich, Annemarie!“ und ſah ſie mit einem Blick ſo voll Liebe, Reue und Ergebung an, daß die Kraft zum Widerſtand ihr verſagte. Erröthend, zitternd, in tiefſter Verwirrung ließ ſie ſich von ihm zum Tanze führen.

Was ſoll ich weiter ſagen? Ludwig fand Gelegenheit, ſich gegen Annemarie über alles auszuſprechen: wie Vater und Mutter drohend von ihm verlangt, von ihr zu laſſen, wie er verſucht habe, ihnen zu folgen, wie es ihm aber unmöglich ſei, da er keine andere liebhaben könne als ſie. Er wolle nun mit ſeinem Vater ſprechen, gleich morgen. Sie müſſe ſein Weib werden, geh' es wie es wolle. Er verſpreche es ihr hoch und heilig, und ſo wahr ein Gott im Himmel ſei, er werde ſein Verſprechen halten.

Annemarie glaubte ihm: ſie fühlte, wie jedes Wort von Herzen kam. Sie verzieh ihm das Vergangene, da ſie einſah, welch einen ſchweren Stand er hatte; ſie bewunderte und theilte ſeinen Muth. Was fragte ſie nach der Welt? Er gehörte ihr wieder, ihr Leben, ihr einziges Glück! — Sie glänzte in ſeliger Schönheit. Die Freude hatte ihre Wangen nicht nur wieder geröthet, ſondern ſchien ſie auch plötzlich runder gemacht zu haben. Ludwig hatte ſie nie ſo hold geſehen.

Die jungen Herzen erhob ein Gefühl, das ſie vorher nie in dieſer Stärke gekannt hatten: der Heldenmuth der Liebe. Sie ſahen, was ihnen drohte, aber ſie empfanden keine Bangigkeit. Die Kämpfe,

die ihrer harrten, waren ihnen beinahe lieb; denn sie wollten sich bewähren, sie wollten zeigen, was wahre Liebe vermöge, und daß man einer solchen nichts anhaben könne. Es war ein Schwung in ihren Seelen, daß ihnen nichts unmöglich erschien. Mögen sie nur kommen, mögen sie nur reden — dachten sie — wir wollen sehen, wer das Feld behauptet! — Mit dem Glück leuchtete nun auch dieses heroische Gefühl aus den Gesichtern und gab ihnen einen eigenen rührenden Ausdruck. Wer sie sah, der wußte, daß sie einig waren und daß man sie nicht mehr auseinanderbringen würde. Die einen schüttelten den Kopf, andere dagegen nahmen freben Antheil. Ein stattlicher Bursche ging auf das Paar zu, klopfte Ludwig auf die Schulter und sagte: „Brav so! Laß dich nicht irre machen — der Alte muß nachgeben!“ — „Ja, Bruderherz,“ erwiederte der Entschlossene, „das muß er, ich kann ihm nicht helfen!“

Ludwig führte sich nun gerade am schönsten auf, er strampfte am geschicktesten nach dem Takt vor seiner Tänzerin, er sang Lieder vor, die sich auf ihr Verhältniß bezogen, darunter einige, die er offenbar selber gemacht hatte — er zog die allgemeine Bewunderung auf sich.

Nachdem sie genug getanzt hatten, nahmen die befreundeten Paare in einer kleinen Stube Platz und setzten sich zum reichlichen Mahle. Ludwig folgte seiner Mutter: er ließ etwas drauf gehen, und mehrere von den schönen Kronenthalern, die er erhalten hatte, um damit vor Eva zu prangen, blieben im goldenen Ochsen. Gegen eilf Uhr machten sie sich auf den Heimweg. Ludwig führte die Geliebte und Regine hielt Hans mit Fleiß etwas zurück, damit die beiden sich recht ausreden konnten. Die Nacht war so schön wie der Tag; der Mond, beinahe voll, schien hell in's Land, und silberne Nebel zogen sich über die Wiesgründe hin. So wanderten die Glücklichen in dem Fe[illegible]weg fort, sich wieder und wieder betheuernd, wie lieb sie sich haben, wie glücklich sie seien und wie sie sich treu bleiben wollten bis in den Tod. Vor dem Hause des Bäckers nahmen sie Abschied, und nochmal sagte Ludwig an dem Halse der Geliebten: „Verlaß dich auf mich!“

Den andern Morgen erſah Ludwig ſeine Zeit und ging entſchloſſen in die Stube, wo ſeine Eltern allein waren. Er trat vor ſeinen Vater und ſagte: „Ich hab' etwas mit dir zu reden.“ Der Alte machte ein grimmiges Geſicht, welches zeigte, daß ihm von dem geſtrigen Thun des Sohnes bereits etwas zu Ohren gekommen war. „Das trifft ſich gut,“ erwiederte er, „ich hab' auch etwas mit dir zu reden.“ Und indem er ihn mit verachtenden Blicken maß, fuhr er fort: „Nun ſag mir, was ich mit dir anfangen ſoll! Du haſt alſo wirklich alle Scham verloren? Während ich und deine Mutter glauben, daß du bei Leuten biſt, die dir Ehre machen, verbankettirſt du dein Geld mit einer —“

„Schimpf nicht!“ fiel ihm Ludwig in die Rede; „die Annemarie iſt das bravſte und ordentlichſte Mädchen! Und weils doch heraus muß, ſo ſag ich dir jetzt: die und keine andere wird mein Weib! Ich hab' euch folgen wollen, ich hab' mir die größte Müh' gegeben; aber es geht nicht — ich kann ohne die Annemarie nicht leben! Und ich hab' ihr's geſtern geſagt, und ſie hat mir's geſagt, und wir haben uns verſprochen vor Gott im Himmel, daß wir uns treu bleiben wollen, und wir halten unſer Wort!“

Der Alte war erſtarrt. Er hatte in der Geſchichte auch jetzt noch nichts als eine ärgerliche Liebelei geſehen und fürchtete im ſchlimmſten Fall einen Ausgang, der den Buben in's Geſchrei bringen und die Heirath mit Eva verderben konnte. Daß ſein Sohn, der Sohn des Angerbauern, daran denken könnte, ein Mädchen wie Annemarie zum Weib zu verlangen, das hätte er ſich nicht im Traum einfallen laſſen. Er ſah ihn ordentlich erſchreckt an, wie einen plötzlich Tollgewordenen, und brachte mit Mühe die Worte heraus: „Was — willſt du thun?“ — Ludwig erwiederte mit entſchloſſenem und zugleich bittendem Tone: „Ich will die Annemarie heirathen, ich kann nicht anders, Vater!“

Der Angerbauer zuckte und ſeine Fauſt ballte ſich. Noch hielt er die Wuth, die in ihm aufkochte, zurück, aber mit ſolcher Anſtrengung, daß ſeine Glieder zitterten. Er fragte: „Wovon wollt ihr denn leben?“ — Ludwig verſetzte: „Die Annemarie iſt nicht ſo arm, ſie hat auch etwas, beinahe tauſend Gulden, und mit dem, was ich kriege —“ —„So?“ ſagte der Alte, „wer giebt dir denn etwas?“ — „Nun,“ verſetzte Ludwig, „du würdeſt mir doch —“ —

Der Alte lachte mit bitterem Hohn. „Wie!“ sagte er, „bildest du dir ein, daß ich Geld ausgebe, um eine solche Söhnerin zu bekommen? Bist du von Sinnen? Nicht einen Heller bekommst du von mir!“

„Laß ab, Ludwig!“ rief die Mutter, die geängstet zur Seite gestanden hatte, laß ab, um Gotteswillen! Er thut's nicht, er kann's nicht thun! Hast du denn allen Verstand verloren?“ — „Nein,“ versetzte Ludwig fest, „ich hab' meinen Verstand noch ganz, und ich laß nicht ab, denn ich hab's wohl überlegt, was ich thu'. Die Annemarie wird mein Weib, mag geschehen was da will — das ist meine letzte Rede!“

Nun war die Kraft, mit welcher der Angerbauer den Ausbruch seiner Wuth niedergehalten hatte, zu Ende. „Wie!“ schrie er den kecken Sohn an, „du unterstehst dich mir zu trotzen? So weit treibst du die Unverschämtheit? Du nichtsnutziger Bursche! Du frecher Bube! Heirathen willst du sie? Eine Bettlerin? Du Dummkopf! Siehst du nicht, daß die schlechte Person nur nach deinem Geld angelt?“

Ludwig hatte die Schmähungen, die ihn betrafen, ruhig über sich ergehen lassen; aber bei den letzten Worten fuhr er auf. „Die Annemarie ist das rechtschaffenste Mädchen unter der Sonne! Wer anders sagt, ist ein Lügner!“ — Der Alte erhob den Arm und that einen Schritt gegen den rebellischen Sohn, um ihn niederzuschmettern; aber die Mutter fuhr dazwischen. „Um's Himmelswillen,“ rief sie dem Rasenden zu, „thu' das nicht! Siehst du nicht die Leute, die draußen stehen?“ Der Vater ließ den Arm sinken, aber nur um den Sohn desto grimmiger mit Worten zu treffen.

Ich verzichte darauf, diese Scene weiter zu schildern. Der Zorn ist eine Art von Wahnsinn. Hat er einmal die Dämme der Vernunft und der Sitte durchbrochen, dann kennt sein Wüthen keine Grenzen mehr. Er will den Gegner vernichten und greift darum zu den gröbsten Schmähungen, weil sie die tödtlichsten sind. Der Zornige kann mit dem ehrlichsten Ingrimm und mit der wahrsten Empfindung Dinge sagen, deren Ungerechtigkeit er bei ruhigem Blute besser einsehen würde als irgend ein anderer. Nur die Ungerechtigkeit kann

ihm genug thun, er lebt von ihr, er schwelgt in ihr. Die Worte, die dem Angerbauer angreifend und dem Sohn abwehrend an diesem Morgen noch in den Mund kamen, würden in dieser Darstellung keinen Platz finden. Noch einmal ging der Alte auf Ludwig los, um ihn niederzuschlagen; noch einmal trat die Mutter dazwischen und hielt ihm den Arm. Endlich rief er mit schäumenden Munde: „Fort, fort! Aus meinem Hause! Du bist mein Sohn nicht mehr! Fort! Und Ludwig versetzte: „Sorg' nicht, ich geh', und nie wirst du mich wieder sehen!" Er öffnete die Thüre und ging hinaus. Die Mutter wollte ihm nach, aber der Angerbauer hielt sie mit eisernem Arm. „Laß ihn, er soll fort und mir nie wieder unter's Angesicht kommen!"

In einer Art von bereiter Trunkenheit ging Ludwig in seine Kammer, packte die nothwendigsten Kleidungsstücke in ein Tuch und wanderte mit dem Bündel durch den Garten auf's Feld hinaus. Es war ihm ordentlich wohl zu Muthe. Er wollte sich an seinem Vater rächen, und er wußte, wie er das konnte. Gestern hatte er zufällig gehört, daß ein weitläufiger Anverwandter im untern Ries einen Knecht brauche. Zu dem wollte er gehen und sich bei ihm verdingen. Er wollte als Knecht dienen, zur Schande seines reichen Vaters, und so lange aushalten, bis dieser ihn selber bäte wieder zu ihm zu kommen und — Annemarie zu heirathen. Dieser wollte er schreiben, ihr ausführlich berichten, wie tapfer er sich gehalten und dadurch gewiß alles wieder gut gemacht habe. Er fühlte sich recht als Mann und war mit sich und beinahe auch mit seinem Schicksal zufrieden.

Das Dorf, in welches er zu wandern gedachte, war etwa drei Stunden entfernt. Auf dem Feldweg, den er zunächst einschlug, begegneten ihm mehrere Leute, die ihn verwundert anschauten, zuletzt auch sein Bruder Andres, der ihn fragte, wo er hingehe. „Fort, in die weite Welt," rief ihm Ludwig zu. — „Wie soll ich das verstehen?" fragte Andres. — „Der Vater braucht mich nicht mehr: geh' heim und sag ihm, wo du mich getroffen hast!" Und fort eilte er. Andres ging etwas rascher nach Hause als er sonst gethan hätte, und richtete den Auftrag aus. Der Mutter traten auf's neue die Thränen in die Augen; der Alte aber rief: „Mag er laufen, wohin er will, der

nichtsnutzige Bursche! — Ich werde nicht nach ihm schicken.“ Der ruhige Andres ging zur Mutter und sagte tröstend: „Er wird schon wieder kommen.“

Nach einer heißen Wanderung langte Ludwig im Hofe des Vetters an. Er unterdrückte das Schamgefühl, das ihn anwandelte, und trat äußerlich entschlossen, aber doch mit der Schüchternheit eines Menschen, der sich anträgt, in die Stube. Der Bauer, ein gesundhagerer, sonnverbrannter Mann mit angehenden grauen Haaren, war allein da und rief auf den Gruß des Ankömmlings: „Ludwig! Sieh da! Was führt dich zu uns?“ Auf das Bündel blickend, setzte er hinzu: „Bringst du mir etwas?“ — „Kann sein,“ erwiederte Ludwig. „Ihr braucht einen Knecht?“ — „Ja wohl. Weißt du mir einen?“ — „Ich weiß einen.“ — „Nun?“ — „Ich bin's selber.“ — „Du? Mach keinen Spaß!“ — „Ich mach keinen Spaß, Vetter, sondern sag' Euch die reine Wahrheit.“ Und er erzählte ihm das Vorgefallne.

Um den Mund des Schmiedbauern (so hieß der Mann vom Hofe) spielte ein behaglich schadenfrohes Lächeln. Er war einer von denen, die sich für besonders gescheidt halten und denen es höchst fatal ist, wenn sie Einen treffen, der noch mehr Verstand zu haben glaubt als sie. Diesen Verdruß hatte dem Schmiedbauern zu verschiedenen malen der Angerbauer gemacht, indem er ihm zu Nördlingen, wenn sie nach einer „guten Schranne“ beim Bier saßen, keine seiner kühneren Behauptungen durchgehen ließ und ihm hie und da sogar übers Maul fuhr. Den Sohn dieses stolzen und hoffärtigen Mannes nun als Knecht im Hause zu haben und dem Alten gelegentlich einmal vor den Leuten sagen zu können, wie er sich mache, war für ihn ein köstlicher Gedanke. Er beschloß Ludwig zu dingen. Zu seiner Vergnügung sagte er sich: „Wenn ich ihn nicht nehme, geht er vielleicht nach Augsburg, um sich als Hausknecht zu verdingen, oder unter die Soldaten, oder Gott weiß wohin, so daß man ihn am Ende gar nicht mehr findet. Bei mir aber lebt er in der Nähe und kann am ersten wieder zur Vernunft gebracht werden.“

„Ei, ei, ei, ei!“ rief er endlich aus, indem er vergnügt den Kopf schüttelte, „was sind das für Sachen! — Nun,“ fuhr er nach einer Weile fort, indem er sich zusammennahm und die Miene des Vetters

allmählig in die des Herrn übergeben ließ, „wenn du's nicht anders haben willst, so will ich dir nicht entgegen sein. Du sollst mein Handknecht werden und so viel Lohn haben, wie der vorige. Aber eins muß ich dir sagen: ich ding dich nicht zum Spaß. Ich brauch einen Knecht, der ordentlich schafft und nichts vor andern voraus haben will." — Ludwig versetzte etwas empfindlich: „Ich schaff wie ein anderer und verlang nichts als was mir gehört." — „Nun, mit dem Beding sind wir Handels eins."

Michel, des Schmiedbauern einziger Sohn, ungefähr in gleichem Alter mit Ludwig, kam in die Stube und grüßte den Vetter überrascht und freundlich. „Was sagst du dazu," redete der Alte ihn heiter an, „daß Ludwig unser Handknecht wird?" — „Was nicht noch?" versetzte Michel ungläubig. Der Alte erklärte ihm den Handel, worauf der Hausohn den neuen Knecht mit einem schelmischen und selbstzufriedenen Lächeln betrachtete. Man sah ihm an, daß plötzlich das Gefühl des Höherstehenden in ihn gefahren war. Er eilte in die Küche, um seiner Schwester Madlene, welche seit dem Tode der Bäuerin die Wirthschaft führte, die Neuigkeit mitzutheilen. Als Madlene mit dem Nachmittagskaffee in die Stube trat, grüßte sie den Vetter nur obenhin und mit etwas verzogenem Mäulchen; sie konnte einen Burschen nicht begreifen, der wegen eines geringen Mädchens sich so herabzuwürdigen vermochte. Der Alte sagte zu Ludwig: „Setz dich zu uns; heute kannst du noch mit uns Kaffee trinken. Später freilich —" — „Ich dank' schön," erwiederte Ludwig rasch, „mich dürstets, ich trink Wasser lieber." — „Das kannst du dir draußen am Brunnen selber pumpen," sagte der Alte, vergnügt über die Empfindlichkeit des jungen Burschen, „und trinke so viel als dir schmeckt." — Die Familie setzte sich im Kanzlei zum Kaffee. Ludwig verließ die Stube, ging zum Brunnen, trank tüchtig und nahm sich vor, muthig auszuhalten und alles was sein neuer Stand natürlicherweise Beschwerliches hatte, mit Geduld zu ertragen.

Nach zwei Tagen wurde an Annemarie von einem Hausirer ein Brief abgegeben, worin der Liebende berichtete, was uns bekannt ist. Der Schluß lautete: „Es geht mir hier recht gut. Ich muß tüch-

tig arbeiten, aber das ist mir lieb. Bleib mir nur treu wie ich dir und alles, was geschehen ist, wird zu unserm Glück sein."

Das gute Mädchen hatte eine seltsam gemischte Empfindung. Die standhafte Treue, die Ludwig bewiesen, erfreute und rührte sie innigliche aber der Gedanke, daß sie an der Uneinigkeit einer solchen Familie Schuld sein sollte, fiel ihr schwer auf's Herz. Sie ergab sich für jetzt in ihr Geschick und tröstete sich mit der Hoffnung, daß der Himmel zwei so treu liebenden Herzen zuletzt doch aus ihrer Noth helfen werde.

Im Dorf hatte natürlich das Davongehen Ludwigs den größten Rumor gemacht, und die beiden Tage lang wurde in den Häusern und auf dem Felde, beim Bier und Nachts auf der Gasse von nichts anderem gesprochen. Alle die gegen die Familie des Angerbauers etwas hatten oder sie beneideten, thaten sich von Herzen gütlich und sorgten dafür, daß die Geschichte mit gehörigen Zusätzen weiter verbreitet wurde.

Unser junger Freund Theodor brachte die Nachricht mit einem gewissen Selbstbewußtsein dem Großvater, indem er ausrief: „Hab' ich's nicht gesagt?" Der alte Pfarrer sah ihn freundlich an und sagte: „Ja, du bist ein ganzer Mann und großer Prophet!" Theodor machte ein etwas verdutztes Gesicht; seine Erwartung, ein mit seinen Gefühlen sympathisirendes „schrecklich! was es doch für Menschen giebt" ꝛc. zu hören, war auf's neue getäuscht. Dieselbe Erfahrung machte er, als er die Kunde brachte, daß Ludwig sich als Knecht verdingt habe. „So?" sagte der alte Herr, „ist die Nachricht gewiß?" — „Ich habe sie von einem Hausirer, der Ludwig selber gesehen hat," erwiederte Theodor. Und ihn ansehend, fragte er: „Was soll nun geschehen? was willst du thun?" — „Wir wollen ihn dienen lassen," antwortete der Pfarrer und begab sich in seine Studierstube. Theodor sah ihm kopfschüttelnd nach; bei dieser Gelegenheit konnte er seinen Großvater nicht begreifen.

Das Leben des Bauern hat dadurch einen besonderen Reiz, daß seine Thätigkeit an das Leben der Natur gebunden ist und seine Arbeiten in Folge davon sehr mannigfaltig sind. Im Frühling wird beim Singen der Lerchen das dampfende Feld gepflügt und besät

und auf den Wiesen die Streu — die rein gewaschenen Ueberbleibsel des Strohdüngers — zusammengerecht. Gemüse- und Baumgarten erhalten ihre Pflege. In den Sommer und einen Theil des Herbstes fallen die Ernten des Heus, des Winter- und Sommerkorns, des Grummets (im Ries „Ohmad" genannt), des Flachses, Hanfs, der „Erdbirn", der Rüben und des Krautes, die alle gar verschiedene Fertigkeiten in Anspruch nehmen und insbesondere dem rüstigen Burschen Gelegenheit geben, sich als „Mahder" (Mäher), Schnitter, Garbenbinder, Wagenlader und Pferdelenker auszuzeichnen. Die Einsammlung geschieht in fröhlicher Gesellschaft, die Familienglieder, Knechte und Mägde helfen zusammen und erleichtern sich die Arbeit durch lustige Reden; denn gewöhnlich fehlt in einem Hause weder ein humoristischer Bursche, der Spaß macht, noch eine gemüthlich einfältige oder unbewußt drollige Person, die ihm dazu den hauptsächlichsten Anlaß giebt. Die Hausfrau schickt zu rechter Zeit Speise und Trank auf's Feld und bewirthet die Arbeiter zum Schluß der großen Ernten festlich mit „Schneckennudeln" oder „Küchlein;" mit den verschiedenen Arbeiten sind auch verschiedene herkömmliche Ergötzungen verbunden. — Aecker und Pflanzen hat sich von Zeit zu Zeit wiederholt, bis zuletzt noch die Wintersaat bestellt wird. Der Herbst und der Winter bringen das Dreschen, für die Frauen und Mädchen das Spinnen, womit in wohlgeheizter, schneeumflogener Stube unter dem Hinzutritt unterhaltender Bursche die langen Abende ausgefüllt werden. Durch alle Jahreszeiten hindurch erfordert die Viehzucht, die Besorgung der Rosse, des Rind- und Federviehs, der Schafe und der Schweine besondere Arbeiten und Geschicklichkeiten. Dann ist der Bauer auch Fuhrmann und Handelsmann. Er fährt in Waldungen (im Ries oft in ziemlich entfernte), um Holz zu holen, er fährt sein Korn zur Schranne, er fährt die Seinen und für Geld oder gute Worte auch Andere zu näheren und weiteren Besuchen. Er verkauft, kauft und tauscht, und verbringt auf Märkten, den Reiz der Handelschaft genießend, keine geringe Zeit. Er wird endlich verleckt und genöthigt, in verschiedene Künste zu pfuschen und sich mit allerlei Werkzeugen bei kleinen Verlegenheiten selber zu helfen.

Natürlich sind die Arbeiten ausgetheilt und an Einen kommen

nicht alle Arten; doch ist es nicht möglich, jeden einzelnen streng in seinem Kreise zu lassen, und immer bleibt für ihn noch eine Mannigfaltigkeit übrig, durch die er sich von dem Handwerker und zumal von dem Fabrikarbeiter zu seinem Vortheil unterscheidet. Auch der Knecht hat eine erfrischende Abwechselung von Beschäftigungen, und wenn er die hauptsächlichsten Arbeiten vom Ausbund versteht und ein „rechter Schaffer" ist, so kann er sich fühlen und genießt eines rühmlichen Namens.

Jede Existenz in der Welt hat indeß ihre Kehrseite. Unter den mannigfaltigen Geschäften sind solche, die weder sehr leicht, noch sehr reinlich genannt werden können. In glühender Hitze Korn schneiden, ist eine Arbeit, ergötzlicher anzusehen, als selber zu thun, indem das stets wiederholte Hinabkrümmen des Oberleibes zur Erde eine sehr unbehagliche Empfindung im Rücken zur Folge hat. In kalter Winterzeit Morgens um vier aufstehen und beim düstern Schein einer Laterne dreschen zu müssen, würde ebenfalls für Viele nichts Einladendes haben. Den Acker zu bestellen, wenn es tüchtig geregnet hat, bringt mit der Mutter Erde in eine Berührung, die man weniger innig wünscht. Indem der Bauer die extremen Aeußerungen der Natur nicht so zu dämpfen vermag, wie der Städter, und nicht auf gebahnte, sondern auf Wege gewiesen ist, die meist noch in ursprünglicher Schlechtigkeit vorhanden sind, kann er die Eigenthümlichkeit eines „wüsten Wetters" von Grund aus genießen. In der Erntezeit gefällt sich die Natur zuweilen, den Fleißigen zu necken, indem sie die getrocknete Frucht durch einen gehörigen Regen netzt, um neues Umwenden nöthig zu machen, und dieses Manöver so lange wiederholt, bis zuletzt auch dem Gutmüthigsten der Geduldfaden reißt.

Wie jeder weiß, spielt die größte Rolle in der Landwirthschaft der Dünger oder Mist. Denselben in gehöriger Fülle und Fettigkeit zu erzeugen, ist die Hauptsorge des umsichtigen Bauers. Und wo dieser wundersam nährende Stoff hinkommt, da wächst das Gras, da blühen die Blumen, da grünt das Korn und sprießt in die Höhe — da steht die Poesie der Landwirthschaft vor unsern Augen. Kein Wunder, daß der Hofbesitzer mit besonderem Stolz auf seinen Misthaufen sieht und über diesen Gegenstand mit Begeisterung zu reden

vermag. Wenn aber die segensreichen Wirkungen dieses Stoffes jeder zugiebt, so ist es doch weniger erfreulich, sich mit demselben unmittelbar zu befassen. Ihn auf einem dazu bestimmten Karren vom Stalle zum Haufen zu fördern, ihn, von Jauche getränkt, auf einen Wagen zu laden und festzupatschen, ihn auf Aecker und Wiesen zu führen und dort herumzubreiten, ist eine Arbeit, welche gern zu thun eine besondere Liebhaberei erforderlich ist.

Natürlich geht es hier wie überall. Die Berufspflicht und die Gewohnheit versöhnen mit Beschwerlichkeiten, die andern groß, ja unerträglich erscheinen. Wer es gewohnt ist, der singt und pfeift bei der genannten Arbeit und ist auf keine Weise davon belästigt, da sie, genau genommen, in der freien Landluft auch weniger Uebelstände mit sich führt, als Unkundige sich vorstellen mögen. Wer sie aber nicht gewohnt ist und sich überdies zu gut dafür hält, den muß sie freilich sehr hart ankommen.

Die Geduld unseres verlorenen Sohnes wurde auf eine schwere Probe gestellt, als die mühseligen und für ihn demüthigenden Arbeiten nach einander anrückten. Er hatte zwar alle Bauernarbeiten gelernt, die beschwerlichen und unreinlichen aber seinen Knechten überlassen, und für das, was die übrigen noch Lästiges mit sich führten wurde der Liebling der Mutter reichlich entschädigt. Nun mußte er sich nicht nur zu einer jeden bergeben, er mußte sie, seiner eigenthümlichen Lage und seinem Versprechen gemäß, auch mit besonderem Fleiß und Eifer verrichten und den andern mit gutem Beispiel vorangehen.

Dies war indeß noch nicht das Schlimmste. Als Handknecht stand er unter dem Befehl des Bauern und seiner zwei Kinder, in gewissem Sinn auch unter dem des Oberknechts. Dieser war zufällig ein brummiger Kerl und machte seine Rechte um so mehr geltend, als er beinahe das doppelte Alter Ludwigs hatte. Wenn es nun hieß: „Komm her! — thu' mir das! — hol' mir jenes!“ so mußte der arme Bursche laufen, die Ausrufungen der Ungeduld anhören und Tadel hinnehmen, auch wo er ihn nicht verdiente, sondern wo der Befehlende nur zeigen wollte, daß er sich das Ausgeführte noch besser denken konnte. Seine Herkunft und seine Vetterschaft nützten

ihm dabei gar nichts. Der Schmiedbauer hatte seinen Kindern den Plan mitgetheilt, den er in Bezug auf Ludwig befolgen wollte und der so sehr mit seiner Herzensneigung übereinstimmte; die würdigen Sprossen fanden ihn gut und handelten treulich darnach, Michel, um sich einen übermüthigen Spaß zu machen, Madlene, um die Genossenschaft der Bauerntöchter an ihrem Beleidiger zu rächen. Der Oberknecht, der in frühern Diensten von reichen Bauern gebunzt worden war, benutzte die Gelegenheit, bei dem Sohn eines solchen es wieder hereinzubringen. Er that nicht nur so viel als er konnte, sondern mehr als er durfte, und Ludwig, der nicht rechten wollte und überhaupt einmal in der Selbstverläugnung begriffen war, ließ sich möglichst viel gefallen.

Tief in der menschlichen Natur liegt der nicht sehr lobenswerthe Trieb, die Gutmüthigkeit zu necken, die Hülflosigkeit zu mißbrauchen und dem, der den Schaden hat, auch noch den Spott in den Kauf zu geben. Sogar bessere Menschen können dem Reiz dazu nicht widerstehen, wenn der Schaden nicht zu arg ist und der Betroffene ihn zu verdienen scheint. Als Ludwig einmal den Roßstall säuberte und durch etliche Karrenfuhren den Düngerhaufen vergrößerte, kam eben Michel herbei. Er konnte sich nicht enthalten, lächelnd stehen zu bleiben und dem Burschen zuzurufen: „Du kannst ja misten, Ludwig, als ob du nie etwas anderes getrieben hättest!“ Dann ging er zum Stall, schaute hinein und rief aus: „Zapperment, hast du sauber gemacht! du bist ein Handknecht, wie wir keinen bessern hätten kriegen können!“ Ludwig erröthete und schwieg; er fühlte, daß er den Spott entweder hinnehmen oder in einer Weise beantworten mußte, die zum Bruch führte. Michel trollte selbstzufrieden seiner Wege. Da er nicht sehr erfindsam war, so wiederholte er diese Anrede mit geringen Variationen auch bei andern Arbeiten, und sein Vater stand ihm mit ähnlichen Späßen bei, so daß Ludwig sich mehrmals nur mit größter Mühe enthielt, den Spöttern ein paar tüchtige Ohrfeigen zu langen. Der Oberknecht brach die Gelegenheit vom Zaun, auf ein verzogenes Muttersöhnchen zu schelten und dem Untergebenen zu sagen: mit ihm sei wenig ausgerichtet und er könnte nichts Besseres thun, als wieder zu seinem Vater heimgehen. Am unbarmherzigsten fuhr aber den

Unglücklichen Madlene an, wenn er nach ihrer Meinung etwas nicht recht gemacht hatte. Sie zeigte offenbar den meisten Eifer, den Sünder zu bessern. Wenn dann Michel scherzend zu ihr sagte: „Hör einmal, du machst's ihm doch zu arg," so wurde sie roth und erwiederte: „Was da! es gehört ihm nicht besser!"

Das Essen, das Ludwig erhielt, stand mit den Arbeiten, die er verrichten mußte, nicht im Verhältniß, oder wenn man will, es stand damit im Verhältniß; denn in der Regel bekommt ja doch gerade der, welcher die sauersten Arbeiten thun muß, die magerste oder wenigstens die gröbste Kost. Im Hause des Schmiedbauern, der sich keineswegs durch Freigebigkeit auszeichnete, erhielten die Ehehalten Wassersuppe, sehr einfach bereitete Gemüse in möglichst geringer Abwechselung, grobe Mehlspeisen und allenfalls Speck und Salzfleisch, das vor Alter grün und gelb geworden. Die andern, die es nicht besser gewohnt waren, verschluckten solche Kostbarkeiten mit stets lebhaftem Appetit, der Bauernsohn mußte sich aber, wie man zu sagen pflegt, „einen Zorn einbilden," um sie hinunter zu bringen. Da seine Mutter sich besonders als Köchin auszeichnete, so war er mehr verwöhnt als andere seines Gleichen: Fleischbrühsuppe, gutes Schiesfleisch, schmackhafte Gemüse, Eierspeisen und an festlichen Tagen Braten, das war es, was er zu genießen pflegte. Nun mußte er die rohe Kost essen und dabei sehen, wie die Herrlichkeiten, die ihm die Mutter früher mit aufmunternden Worten vorgelegt, von Madlene in's Kammer getragen und dort unter köstlichem Diskurs verzehrt wurden.

In der ersten Zeit erduldete er alle diese Unbilden mit großer Standhaftigkeit. Vor allem hielt ihn sein Trotz oben und er dachte wirklich mit jenem Jungen, der aus Mangel an Handschuhen die Finger erfror: es geschieht meinem Vater ganz recht, warum hat er mich aus dem Hause getrieben? Viel mehr aber stärkte und erhob ihn die Liebe und das Bewußtsein, wie mannhaft er seine Treue bewähre und wie viel er um der Geliebten willen ertrage. Wenn sie mich jetzt sähe, dachte er, wie viel ich mir gefallen lasse um ihretwillen, ein Mensch wie ich bin, es würde ihr gewiß an's Herz gehen! Wenige Tage nach Absendung seines Briefes war von Annemarie

eine Antwort gekommen, ein liebliches Echo seiner Gedanken und Versicherungen. Das Vorgefallene beklagend, sprach sie dem, der ihr Muth zugesprochen, wieder Muth zu und schloß mit der sichern Hoffnung auf eine endliche glückliche Wiedervereinigung. Ludwig freute sich innig, von der Geliebten zu hören, was er ihr selber geschrieben hatte. Er malte sich aus, wie es ihnen wohl noch gehen und unter welchen glorreichen Umständen sie wieder zusammen kommen möchten; und solche Gedanken machten ihn allerdings hie und da bei der Arbeit etwas zerstreut und ließen ihn kleine Fehlgriffe begehen, auf welche sich seine Tadler mit einigem Recht berufen konnten.

Wenn Ludwig mehr innerlichen Lebens fähig war als viele seines Gleichen, so war er doch kein Mann der Einbildungskraft von Profession und keineswegs bestimmt, sich durch bloße Vorstellungen über den Verlust reeller Güter trösten zu lassen. Die Wirklichkeit riß ihn oft sehr grob aus seinen Träumen, diese verloren überhaupt nach und nach ihre Kraft, und er fühlte die Erniedrigung seiner Lage, so wie die Klemme, in der er steckte, doppelt und dreifach. Im Hause des Schmiedbauern und im Dorfe fand er keinen Trost. Seinen Mitgehalten blieb er fremd. Ein dritter Knecht und die Mägde hatten ihn zuerst mit einer gewissen Rücksicht behandelt, weil sie glaubten, sein Vater würde bald kommen und ihn abholen. Als das aber nicht geschah und Ludwig still fortarbeitete, verlor sich ihr Respekt; sie nahmen ihn für einen wirklichen verlorenen Sohn und für ihres Gleichen. Wenn er gewollt hätte, so würde ihm sein „feines Gesicht" bei den Mägden gutes Spiel bereitet haben. Die ältere, eine passabel hübsche Dirne, glaubte, so viel wie eine Zimmermannstochter könne sie auch noch vorstellen, und schickte dem Traurigen theilnehmend süße Blicke zu; da er aber nicht in der gewünschten Art darauf antwortete, so erklärte sie ihn für einen Hansnarren und wurde um so „schnätziger" gegen ihn. — Nicht viel besser erging es ihm mit den übrigen jungen Leuten des Dorfes. Es hätte sich unter ihnen wohl ein Kamerad gefunden, wenn er ihn gesucht hätte. Allein eine stolze Scheu hielt ihn zurück und man ließ ihn gehen. Zuerst hatte sein Auftreten als Knecht ein mächtiges Gerede veranlaßt; man begaffte ihn, schüttelte den Kopf und einzelne erlaubten sich mit ihm zu scherzen

und ihm zuzurufen, daß sein Dienen nicht lange dauern werde. Nach und nach gewöhnte man sich an seine Stellung und es kam ihm endlich vor, als ob die Leute sie ganz in der Ordnung fänden. Das ärgerte und verletzte ihn noch am meisten. Durch die Tagesarbeit tüchtig ermüdet, suchte er früh das Bett, gegen dessen Reinlichkeit er sonst sehr viel einzuwenden gehabt hätte, und wenn er nicht süß träumte, so schlief er wenigstens.

Als er in der vierten Woche seinen Zustand und sich selber in's Auge faßte, fand er den Geldbeutel leer, den einzigen Anzug den er mitgenommen, abgerissen, seine Hände viel schwieliger und sein Gesicht viel verbrannter als vorher. Er mußte sich sagen, daß es doch seine großen Bedenken habe, mit seinen Eltern zu brechen und sich ohne ihre Hülfe von seiner Hände Arbeit zu ernähren. Es kam ihm vor, als ob er gegen den Vater vielleicht etwas weniger hitzig hätte sein können; allein diesen Gedanken verwarf er gleich wieder und sagte: „Nein, so hab' ich handeln müssen!"

Die Sehnsucht, die Geliebte zu sehen, war unterdessen höher und höher gewachsen. Er konnte ihr zuletzt nicht länger widerstehen und schrieb ein Briefchen, worin er Annemarie bat, am nächsten Sonntag Nachmittag um vier Uhr nach Nördlingen in einen vor dem Reimlinger Thor gelegenen Wirthsgarten zu kommen, er müsse sie wieder einmal sehen und mit ihr reden. Dann ging er zum Bauern und bat ihn um drei Gulden von seinem Lohn. Der Schmiedbauer benutzte die Gelegenheit, ihm zu bemerken, daß er sich doch besser gemacht habe, als er anfänglich geglaubt, und wenn er sich nur das viele Sinniren abgewöhnen könnte, so würde er mit der Zeit ein ganzer Knecht werden. Nach dieser Anerkennung schloß er ein Wandschränkchen auf, nahm eine wohlgetrocknete, mit Geld gefüllte Schweinsblase oder „Bletter" heraus und zählte dem Burschen in kleiner Münze drei Gulden vor, indem er ihn ermahnte, damit haus zuhalten, da er jetzt nicht gleich wieder mit Geld herausrücken würde. Ludwig, von dieser Rede hinwegsehend, empfand ein ungewohntes Vergnügen, als er das selbstverdiente Geld in der Hand hatte, und sein Muth stieg bedeutend. Er beschloß, einen Gulden auf Aus-

besserung seiner Kleider zu verwenden, mit den beiden andern aber, wenn's nöthig wäre, seine Geliebte zu regaliren wie ehedem.

Im Hause des Angerbauers ging indeß das alte Leben ohne Ludwig still weiter. Das Geschwätz im Dorf, das Staunen, Vermuthen und Lügen über diesen Gegenstand hatte, wenn nicht aufgehört, doch nachgelassen, und schadenfrohe wie theilnehmende Fremde ließen die Familie mit ihren Fragen und den Versicherungen ihres Bedauerns so ziemlich in Ruhe. Der Angerbauer hatte dafür gesorgt, daß er für seine Personen ganz unangefochten blieb, indem er ein paar vorwitzige Fragen auf eine Weise abfertigte, daß sie ihm über die Grobheit ernstlich erstarrt nachschauten und ihren Bekannten den Rath ertheilten, ihn gehen zu lassen, sie wären verstimmt beimgeschickt worden. Sonst hatte er die würdige Ruhe wieder angenommen, die ihn auszeichnete, und nur ein größerer Ernst und eine gewisse Freudelosigkeit in seinen Zügen deuteten auf den Vorfall. Die Arbeiten der Heuernte — des „Heuets" oder vielerisch „Haste" — zogen ihn von seinen Gedanken ab, und da es Heu in Fülle gab, wurde er sogar wieder ein wenig aufgeheitert. Es hatte den Anschein, als ob er das abgefallene Glied der Familie ohne Umstände liegen lassen und seinen Weg fortgehen wollte, als hätte es nie existirt. Er verbot den Seinen, mit Einschluß des Schwiegersohns, auf's strengste, dem Ungerathenen Botschaft zu thun oder ihm gar Geld zu schicken, und da alle seinen Zorn fürchteten und dem Entlaufenen mehr oder weniger zürnten, so gehorchten sie ihm. Die Mutter wagte nur, sich durch eine Freundin nach ihrem Ludwig erkundigen zu lassen, wie's ihm gehe.

Ein Makel haftete indeß an der Familie des Bauers, wie er, so weit seine Kenntniß reichte, nie in derselben vorgekommen. Wenn er unter die Leute ging, so drohten ihm wenigstens Anspielungen, die ihn beschämten und quälten. Er mußte Gesichter sehen, die viel kränkender durch ein Lächeln ausdrückten, was der Mund nicht zu sagen wagte. Das stolze Dasein des reichen Mannes war ein gewanntes, verkümmertes geworden; seine Zufriedenheit, die so sehr auf der Geltung seiner Familie bei andern beruhte, war dahin. — In der ruhigeren Zeit, die nach dem Heuet eintrat, stellte sich ihm wieder alles recht vor die Seele. Er bedachte, wie verständig sein Sohn

sich immer aufgeführt, er konnte nicht begreifen, wie er es vermochte, eine solche Schande über die Familie zu bringen, und der Gedanke, daß Annemarie ihn in eigennütziger Absicht verführt, daß sie eine schlaue Dirne sei, die sich nur so brav anstellen könne und die Leute bisher getäuscht habe, drängte sich ihm in neuer Stärke auf. „Er kann sich nicht so mir nichts dir nichts geändert haben," sagte er dann zu sich, „es muß etwas Besonderes dahinter stecken." In einem frühern Jahrhundert hätte er das Mädchen vielleicht für eine Hexe ausgegeben und sie durch einen Proceß verfolgt; jetzt glaubte er wenigstens, daß sie alle natürlichen Mittel eines listigen, zu seinem Unglück schönen Weibsbildes angewendet hätte, um seinen gutmüthigen Ludwig zu bethören. Dafür schienen ihm namentlich auch die geheimen Zusammenkünfte zu sprechen, von denen ihm die Mutter gesagt hatte. Er dachte sich wie es gegangen sein könnte, und nachdem er sich's recht deutlich vorgestellt hatte, zweifelte er nicht länger, daß es wirklich so gewesen. Als er seine Gedanken der Ehehälfte mittheilte, trat diese — froh die eigentliche Schuld von ihrem Sohne genommen zu sehen — eifrig seiner Meinung bei. „Ja ja," sagte sie, „so wird's sein. Sie macht zwar eine Miene, als ob sie die Beste und Frömmste im Dorf wäre; aber stille Wasser gründen tief. Solche Verführerinnen sind gerade die schlimmsten, und nur so eine konnte den Ludwig so weit bringen!" In der stillen Hoffnung, daß der Sohn nach kurzer Zeit doch wieder zu ihnen kommen würde, getäuscht und über seinen fortdauernden Trotz aufgebracht, entlud sich das Ehepaar nun seines Verdrusses und Zornes nach der Seite des Mädchens. Sie habe das Unglück angestiftet, das über die Familie gekommen; von ihr sei's ausgegangen, das wüßten sie nun gewiß, und was jetzt noch Schlimmes daraus entstehen würde, das hätte man ihr zu danken. Sie sei eine Scheinheilige, die's hinter den Ohren habe und vor der man jeden jungen Menschen von Vermögen warnen müsse. Solche Dinge sagte man zu den Verwandten; diese sagten es hernach wieder ihren Verwandten, und in zwei Tagen war das ganze Dorf davon erfüllt. Man erzählte sich, daß die Angerbauerin ihrer Freundin im obern Dorf weinend geklagt habe, welcher Jammer durch

dieses fremde Mädchen über sie gekommen und wie sie verzweifeln müsse, wenn sie ihren Ludwig nicht wieder habe.

Annemarie hatte seit dem Tage, wo sie den Brief des Geliebten erhalten und beantwortet, entsagend weiter gelebt und die Geschäfte des Tages verrichtet. Man sah, daß etwas auf ihr lastete, aber auch, daß sie entschlossen war, die Last zu tragen. Der alte Bäcker hielt ihr einmal vor, welch schlimme Folgen ihre Bekanntschaft mit dem Ludwig gehabt habe, und wie grausam unrecht ihm diese Geschichte sei. „Vetter," erwiderte das Mädchen mit bescheidenem, aber festem Ton, „ich weiß, was ich Euch schuldig bin, und ich vergeß' es nicht, darauf verlaßt Euch; aber in der Sache handle ich, wie ich's vor meinem Gewissen verantworten kann, und ich bitt' Euch, redet mir nicht weiter davon." Der gutmüthige Vormund, von dem Ernst ihres Tones betroffen, versetzte: „Nun meinetwegen! Aber nimm dann auch die Folgen auf dich!" Seit dieser Zeit hatte sie Ruhe vor Einreden von dieser Seite, und sonstiges Geklatsch war ihr gleichgültig.

Als die Vorwürfe, welche die Familie des Angerbauers ihr machte, an sie kamen, wurde diese Festigkeit doch erschüttert. Eine Freundin sagte ihr, welch eine Traurigkeit in jenem Hause sei, nun man sehe, daß Ludwig es ernst gemeint habe mit seiner Rede vom Nichtwiederkommen. Regine erzählte nach gehöriger Einleitung, daß man sie eine Verführerin heiße, die nach einem reichen Manne gestrebt habe und an allem Unglück Schuld sei. Bei dieser zweiten Meldung goß sich eine Röthe über das Gesicht des Mädchens und ihr Mund verzog sich zu dem Ausdruck stolzer Verachtung. Bald aber faßte sie sich wieder und sagte mit traurig ergebenem Ton: „Diese Leute dauern mich. Wenn sie solche Dinge über mich ausdenken, so wackre Leute wie sie sind, dann müssen sie wirklich unglücklich sein." — Sie wurde durch diese neue Erfahrung in eine seltsame Aufregung versetzt. Es that ihr weh, daß sie eine Uneinigkeit zwischen Eltern und Sohn gestiftet haben solle, deren Ende nicht abzusehen war. Dann aber sagte sie sich: „Diese Leute sehen also die Heirath zwischen mir und Ludwig für eine solche Schande an, daß sie lieber unglücklich sein wollen, als sie zugeben! Sie heißen mich

ein schlechtes Mädchen und sagen Lügen über mich; sie halten es also in gar keiner Art für mich möglich, daß ich einmal ihre Schwiegertochter werden könnte!" Ein Gedanke durchzuckte sie, sie stand auf und that einige Schritte. Plötzlich hielt sie an; eine Erwägung hatte sich dem Vorsatz entgegengestellt, sie ging still wieder zu einer Arbeit. — Ihre Seele war von da an eine Beute des Zweifels. Man sah sie in Unruhe umhergehen oder tief in Gedanken sinnen. Regine überraschte sie einmal, wie sie bittere Thränen weinte.

Die einzige Person unserer Bekanntschaft, welche bei dieser Verwicklung ihre Ruhe behielt, war der Pfarrer. Diese Ruhe war jedoch gegründet auf wahre Theilnahme und auf den Entschluß, das zu unterstützen, was er für das Bessere hielt. Noch hatte er sich nicht entschieden, wie er eingreifen sollte. Aber er unterrichtete sich fortwährend über die Lage der Dinge und lebte des festen Glaubens, seine Pflicht werde sich ihm deutlich vor Augen stellen, so daß er über sie und über die Art ihrer Erfüllung nicht mehr in Zweifel sein könnte.

Eines Morgens überdachte er eben diese Dinge, als an die Thüre seines hellen, im obern Stock gelegenen Studierzimmers geklopft wurde. Auf sein „Herein" erschien Annemarie. Sie sah angegriffen aus wie wenn sie wenig geschlafen und viel quälende Gedanken gehabt hätte; aber in ihrem ganzen Wesen drückte sich die Ruhe eines gefaßten Entschlusses aus. Nachdem sie mit ernster Anmuth einen Knix gemacht und den Morgengruß gesprochen hatte, sagte sie: „Ich hätt' was mit Ihnen zu reden, Herr Pfarrer, wenn ich Ihnen nicht ungelegen komme." — Der alte Herr, innerlich erfreut, erwiederte freundlich: „Nein, mein Kind; sag mir, was du auf dem Herzen hast!"

Annemarie, durch ihren Vorsatz über die einem jungen Mädchen gewöhnliche Schüchternheit erhoben, begann mit nur leisem Erröthen: „Sie wissen, Herr Pfarrer, was es beim Angerbauer gegeben hat und wie ich dabei ins Geschrei gekommen bin. Ich will Ihnen die Geschichte nicht wieder erzählen; sie wird Ihnen bekannt sein — man hat ja so viel darüber gesprochen! Nun hab' ich aber dieser Tage gehört, sie sagen beim Angerbauer, ich allein sei an allem Schuld und ich habe den Ludwig verführt. — Herr Pfarrer", sagte sie, in

dem ihr Ton sich verstärkte und ihre Wangen sich höher rötheten, „ich kann Gott zum Zeugen anrufen, daß das nicht wahr ist! Wir haben uns eben beide von Anfang an gern gesehen, und — — Sie wissen ja, wie's geht, wenn man sich gern sieht und eine Person einem die liebste ist auf der Welt. Ich hab ihn halt liebhaben müssen, grad wie er mich, und so ist's gekommen, daß wir uns endlich gesagt haben, wir wollen nicht von einander lassen und uns treu bleiben, bis wir mit Gottes Hülfe endlich zusammenkommen. Wegen dieses Versprechs ist Ludwig mit seinem Vater in Streit gerathen und dient jetzt als Knecht. Ich hab das nicht vorausgesehen, aber wenn ichs vorausgesehen, was hätt ich thun können? Ich will Ihnen blos sagen und will vor Ihnen bekennen, daß ich ihn nicht verleitet habe. Er hat sich einmal seinen Eltern zu lieb fremd gegen mich gestellt und mich nicht mehr angesehen, und ich bin ihm zu dieser Zeit nicht nachgegangen, wie jeder weiß, sondern ich bin ihm ausgewichen. Ich hab ihn nicht wieder gesucht, er hat mich gesucht — und das ist die Wahrheit!"

Der Pfarrer betrachtete theilnehmend das Mädchen, dessen Augen in dem Feuer gerechter Selbstvertheidigung erglänzten, und sagte: „Ich glaube dir und weiß es, mein Kind." Annemarie, ihn dankbar anschauend, fuhr fort: „Ich hab das nicht gesagt, als ob ich gar keine Schuld haben wollte. Ich hab jederzeit empfunden, daß es Verdruß geben würde, recht viel Verdruß, und daß die Angerbauersleute recht bös auf mich sein würden. Aber, Herr Pfarrer, wenn Sie gesehen hätten, wie gut der Ludwig gegen mich war und wie er mich anfah, — wenn Sie gehört hätten, was er noch auf der Nördlinger Messe zu mir gesagt hat, Sie würden mirs gewiß nicht so übelnehmen, daß ich ihm zur Antwort gegeben habe: „ich wolle ihm gehören und die Seinige bleiben, so lang ich lebe! — Es ist eben," setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „etwas in uns, das mehr Gewalt hat, als unser Wille und unsere Sorgen."

Der Pfarrer nickte mit ernster Miene, die Thatsache zugebend. Dadurch ermuthigt, ging das Mädchen in ihrer Rede weiter und sagte mit liebenswürdigem Selbstgefühl: „Ich will's Ihnen aufrichtig bekennen, Herr Pfarrer: ich denke nicht so gering von mir, sen-

dern halte auch etwas auf mich. Ich komme von braven Leuten her und glaube, daß ich keiner Familie Schande machen würde. Ich hab' etwas gelernt und bin ein ordentliches Mädchen gewesen mein Lebenlang. Da hab' ich nun gedacht, wenn ich auch keine Bauerntochter und nicht so reich bin, so bin ich doch diejenige, mit welcher der Ludwig am glücklichsten leben würde. Und ich hab' gedacht, sein Vater würde das am Ende einsehen und nachgeben. Aber" — fuhr sie nicht ohne eine gewisse Bitterkeit fort — „das ist eben der Gedanke, den ich mir nicht verzeihen kann. Ach, Herr Pfarrer, das Geld ist alles und der Stand ist alles, und die Tugend ist nichts! Man redet wohl so, als ob die Tugend und die Liebe auch etwas wären, aber wenn's drum und dran kommt, gelten sie doch nichts. Wenn ein Mädchen keinen Verstand und keine Art hat, aber Geld und Gut, dann ist sie die rechte. Wenn eine sich aber auf andere Dinge etwas zu Gute thun will und merken läßt, daß diese eben so viel werth sind als Gut und Geld, dann hält man sie für verrückt!" — Ueber ihren Eifer und den letzten starken Ausdruck erröthend, setzte sie hinzu: „Verzeihen Sie, Herr Pfarrer!"

Der alte Herr lächelte und sagte: „Du hast nicht ganz Unrecht, Annemarie. — Aber nun sage, was begehrst du von mir? Worin kann ich dir helfen?" — „Herr Pfarrer," versetzte das Mädchen, indem sie sich augenscheinlich zusammennahm, „ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich Ihnen sagen möcht', was ich bei mir ausgemacht habe. Der Ludwig hat mir Lieb und Treu versprochen für alle Zeit. Er hat's freiwillig gethan und mir's zugeschworen bei allem, was heilig ist. Ich könnte also ruhig sein und zusehen, wie der Streit ausginge. Ich hätte nur mein Versprechen zu halten, wie ich's ihm gegeben hab', und könnte das andere Gott überlassen. Aber", fuhr sie bewegter fort, „ich will diese Leute nicht in's Unglück bringen, wenn sie's dafür nehmen, und ich bilde mir viel zu viel ein, als daß ich mich einer Familie aufnöthigen möchte, die mich nicht haben will. Ich kann's nicht ertragen, Herr Pfarrer, daß die mich verachten, die ich allzeit lieb und werth gehalten hab', und darum will ich jetzt thun, was ich mit gutem Gewissen thun kann."

Sie hielt ein wenig inne, nahm sich nochmals mit offenbarer

Anstrengung zusammen und sagte dann mit einem Tone, dem sie vergebens die erste Festigkeit zu verleihen suchte: „Ich will dem Ludwig sein Wort zurückgeben, er soll von mir aus frei sein und thun können, was er will. Er soll noch einmal die Wahl haben, ob er mich lassen und seinem Vater nachgeben will oder nicht. Ich will durchaus nichts dagegen thun und ihm in keiner Art hinderlich sein, wenn er glaubt, daß er mit einer andern sein Glück findet. Wenn das ist, dann will ich fortgehen von hier, daß ich ihn nicht mehr seh' und er mich nicht mehr. Ich hab' einen Vetter bei Stuttgart, der wird mich zu sich nehmen. Ich will nichts mehr von mir hören lassen, und es soll grad so sein, als ob ich nicht mehr auf der Welt wäre. Ich will für meinen Theil" — — Aber damit war die Kraft des guten Mädchens zu Ende. Ihr Mund zuckte, die Stimme versagte ihr, Thränen waren in ihre Augen gestürzt. Sie gab sich Mühe, das Weinen zu verhindern und kämpfte sichtlich dagegen an, aber doch rollten ein paar große Tropfen über ihre Wangen. Indem sie ausführte, was gekränkter Stolz und Großmuth sie thun hießen, glühte die heißeste Liebe zu ihrem Ludwig in ihr auf; indem sie den Geliebten frei geben wollte, klammerte sie sich an ihn an mit einem schmerzlich innigeren Gefühl als je vorher.

Der Pfarrer erkannte das und sah mit Rührung auf sie, wie sie dastand und ihre Thränen fließen ließ. Er wußte das Herkommen, den Brauch der Welt zu schätzen, denn er kannte die guten Gründe, auf denen er ruht. Er wußte, daß am besten sich Gleiches zu Gleichem gesellt, daß das gleiche Vermögen und die gleiche Stellung mit dem gleichen Gefühl davon sehr bedeutende Mittel zu einer guten Ehe sind. Aber er wußte auch, daß das Recht der äußern Ordnung seine Grenzen hat, und daß es Dinge giebt, vor welchen sie sich bescheiden zurückstellen muß. Er war nicht rasch gewesen, die Partei des Liebespaares zu nehmen, weil er Fälle kannte, wo das Kind reicher Leute den Eltern es später Dank wußte, daß sie dem ersten verliebten Drängen nicht nachgegeben. Allein wie er sah, daß er in Annemarie eine wahrhaft gute Natur vor sich hatte, wie ihr Gemüth sich vor ihm enthüllte in seiner ganzen Bravheit und Schönheit, da dachte er, erfreut und bewegt: „Die Sitte der Welt mag

diesmal die Segel streichen! Hier ist mehr als sie und ihre Herrlichkeiten. Der Geist und das Gemüth, die sich so erproben, sind mir Bürgen für alles; und wenn ich's machen kann, sollen sie diesmal die Oberhand behalten." Er stand auf, trat zu Annemarie und nahm sie väterlich bei der Hand, indem er sagte: „Fasse dich, gutes Mädchen, du hast recht gehandelt und der Lohn dafür wird nicht ausbleiben, in welcher Form er dir auch kommen mag. — Wirst du das alles auch Ludwig zu wissen thun?" — „Ja, Herr Pfarrer," antwortete Annemarie, die sich wieder gefaßt hatte. „Ganz das Nämliche, was ich Ihnen gesagt habe, will ich ihm schreiben."

Der alte Herr sah ihr forschend in's Auge und über sein gerührtes Gesicht verbreitete sich ein fast unmerkliches Lächeln. Er glaubte aus der Art, wie das Mädchen diese Antwort gab, schließen zu dürfen, daß der Schritt, den sie that, auch zugleich eine letzte Probe sein sollte für Ludwig, und daß sie die Hoffnung hegte, er werde sie bestehen. Er sagte: „Thu das, mein Kind, und erwarte das Uebrige in Geduld. Hast du sonst noch was auf dem Herzen?"

„Nein, Herr Pfarrer," erwiederte Annemarie, indem sie sich die letzten sieben gebliebenen Thränen von den Wangen wischte. „Ich dank' Ihnen, daß Sie mich angehört haben, und bitte Sie nur noch darum, daß Sie dem Angerbauer, wenn Sie ihn treffen, sagen, ich sei nicht das Mädchen, für das er mich hält. Sie, Herr Pfarrer, kennen mich besser, und das ist mein Trost. Ich dank' Ihnen nochmals recht schön für Ihre Güte — ich werde sie immer im Gedächtniß behalten!" — Ihre weichen Züge verklärte, indem sie dies sagte, ein schönes Bewußtsein und Dankgefühl. Sie machte einen tiefen Knix und verließ die Stube, nachdem sie noch einen Blick inniger Verehrung auf den Pfarrer geworfen.

Dieser sah ihr mit wahrer Freude nach. „Ja, ja," sagte er dann zu sich, „das ist eine bessere Schwiegertochter für den Angerbauer als Eva; und wenn er nicht ganz verbärtet ist, soll er sie bekommen."

Die erste Sorge des alten Herrn war nun, es so einzurichten, daß der Angerbauer ihn ebenfalls zu seinem Vertrauten machte. Dieß mußte geschickt angefangen werden, wenn es gelingen sollte. Denn

der Rieferbauer von der Art des unsrigen will sich nicht bevormunden lassen, er hält sich für gescheidt genug, sein eigener Rathgeber zu sein, und es verdrießt ihn über die Maßen, wenn man ihn über Dinge belehren will, die er selber am besten zu verstehen glaubt. Natürlich kann er auch geführt werden, aber nicht so geradezu wie dieser und jener. Wäre der Pfarrer zum Angerbauer in's Haus gegangen und hätte mit einer gewissen beichtväterlichen Miene gefragt, wie es sich denn mit dem Streit zwischen Vater und Sohn verhalte, was der Vater nun zu thun gedenke u. s. w., so wäre dieß das beste Mittel gewesen, ihn verstockt, wo nicht gar unhöflich zu machen. Aber zu dieser Art von Seelsorgern, die im Eifer ihres Herzens Gott mit Unverstand dienen, gehörte der erfahrene alte Herr nicht. Er konnte warten und seine Zeit ersehen. Dießmal erreichte er übrigens seinen Zweck leicht. Er hatte ein Stück Vieh zu verkaufen, und als er dem Angerbauer einmal begegnete, lud er den Sachverständigen ein, es anzusehen und zu taxiren. Der Bauer folgte ihm sehr bereitwillig, denn er wußte den „braven und gescheidten Herrn" sehr zu schätzen und hätte gerne schon einmal von seiner Noth mit ihm gesprochen, wenn es sich nur „gut geschickt hätte."

In dem kleinen Stalle des Pfarrers angekommen, unterzog er sich dem Taxirungsgeschäft sehr ernsthaft. Er begriff das Stück an den geeigneten Stellen, betrachtete es von allen Seiten und sagte dann genau, wie viel der Pfarrer dafür fordern könne. Dieser dankte und rühmte seine Kenntniß. Er selber, obwohl er immer einige Stück Vieh haben müsse, sei doch unsicher, weil ihm die gerade üblichen Preise nicht recht bekannt wären. Der Bauer versetzte höflich: „Wenn Sie sich damit abgeben wollten, Herr Pfarrer, würden Sie's geschickter machen als unser Einer; aber Sie haben was Besseres zu thun." Der alte Herr fragte hierauf mit unbefangener Freundlichkeit, was die Angerbäuerin mache und ob bei ihm zu Hause alles gesund sei. Der Bauer erwiederte mit einem Seufzer: „Gesund wären wir alle, Herr Pfarrer; aber Sie können sich denken, wie's uns zu Muth ist nach dem, was bei uns vorgefallen ist." — „Ja, ja," sagte der Pfarrer, „ich habe davon gehört und euch recht bedauert."

Der Angerbauer, der sein Herz erleichtern wollte, sagte hierauf: „Ich kanns noch immer nicht begreifen, so viel ich auch darüber nachgedacht habe. Lustig und ein bischen auf's Vergnügen aus ist er immer gewesen, aber in der Art und mit seines Gleichen. Nuntergegeben hat er sich niemals, was ich gehört hab'. Und nun ist er auf einmal ganz wie verhext und will ein Mädchen heirathen, die — nun, ich will mich nicht ausdrücken vor Ihnen, Herr Pfarrer. Wie ich nicht gleich Ja sage, lauft er davon und verdingt sich als Knecht. Und das thut er in dem Augenblick, wo er einen Hof und ein Weib haben könnte — ein Weib und ein Gut — ein anderer würde Gott auf den Knieen danken, wenn er's kriegte!"

Der alte Herr war versucht, über diesen starken Ausdruck zu lächeln, aber er hielt an sich und machte ein ernsthaftes Gesicht, das der Bauer für zustimmend halten konnte. Dieser, einmal im Zuge, bewies, daß er wohl auch reden konnte, wenn's ihn drückte. „Ach, Herr Pfarrer," rief er aus, „die Welt muß anders geworden sein, als sie zu meiner Zeit gewesen ist. Ich bin auch jung gewesen und bei der Lustbarkeit grad nicht der Letzte: aber wie meine Zeit zum Heirathen gekommen ist, hab' ich mich unter rechten Mädchen umgesehen und gottlob ein Weib gefunden, mit der ich nun glücklich gehaust habe volle neunundzwanzig Jahr. Wenn ich nun verlange, daß meine Kinder mir nachschlagen und ihr Glück auf dem Weg suchen sollen, wo ich's gefunden hab', ist das nicht in der Ordnung? Muß ich als Vater nicht so handeln?" — „Ja," sagte der Pfarrer mit nachdrücklicher Beistimmung, „das ist Eure Pflicht!"

Der Angerbauer, dem dieß wohl that, fuhr fort: „Sehen Sie, Herr Pfarrer, in der Familie muß ein Zusammenhalt sein, alle müssen helfen, wenn man weiter kommen soll. Ich hab' von meinem Vater einen schönen Hof bekommen und mein Weib hat mir Geld in's Haus gebracht; wir haben ordentlich gewirthschaftet und unser Vermögen vermehrt, daß wir nun wohlhabende, und ich darf wohl sagen angesehene Leute sind. Ich kann's meinen Kindern besser machen als es uns gemacht worden ist, und nun will ich auch haben, daß sie's noch weiter bringen als wir und daß sie für ihre Kinder noch mehr thun können. Sie müssen sorgen und immer darauf aus sein, in rechter

Art etwas zu erwerben. Nur so kommt man empor, man findet ein sicheres Glück und Ehre in der Welt und kann sich im Wohlstand seines Lebens freuen."

„Wohl," sagte der Pfarrer, „und es ist nicht bloß der Besitz, der Einen erfreut, sondern das Streben und die Thätigkeit selber. Der Mensch muß sich ein Ziel stecken, das über den Platz, auf den man ihn gestellt hat, hinaus geht. Dann werden seine Tage ausgefüllt mit Arbeit, mit Dichten und Trachten, mit Hoffen und Erwarten, und Schritt für Schritt mit der Freude des Gelingens. Und indem er glücklich ist und sein Leben verschönert, trägt er bei zur Verschönerung und Verbesserung der Welt. Auf die Größe des Besitzes kommt es da nicht an. Der Kleine freut sich am kleinen Gewinn, der Größere am größeren; jeden erquickt das verhältnißmäßige Wachsen und Gedeihen, und so sind alle glücklich, die ein verständiges Ziel vor sich haben. Wer aber nicht vorwärts strebt, der kommt neben den Strebenden zurück und geht dem Mangel und der Unlust zu."

Der Bauer war dieser Rede mit Aufmerksamkeit gefolgt und rief nun erfreut aus: „So ist's, Herr Pfarrer, grad so ist's, wie Sie sagen! Darum" — fuhr er mit Bedeutung fort — „soll eben jeder in seinem Stand bleiben, namentlich nicht unter seinem Stand und Vermögen heirathen, sondern gleich da so gut als möglich anzukommen suchen. Ich will gern zugeben, daß andere mit Wenigem auch glücklich sein können; aber wer von vermöglichen Leuten herkommt, braucht mehr, weil er's nicht anders gewohnt ist. Und, Herr Pfarrer, Sie wissen's ja selber, um ein rechtes Vermögen ist's halt eine schöne Sache! Wenn ich das habe, so kann ich mich sehen lassen, ich brauch mich nicht zu ducken und nicht um das und jenes zu betteln, und wenn gute Freunde in der Noth sind, kann ich ihnen helfen. In ein Gelump hineinkommen, wo ich nothig thun und knickern müßte, um nur zu bestehen, müßte unser einen desperat machen. — Und," fuhr er nach kurzem Innehalten fort, indem seine Miene den Ausdruck erzürnter Bekümmerniß annahm, „dieser leichtsinnige, tollgewordene Mensch will sich schlechter stellen, als seine Geschwister, während er's viel besser haben könnte als sie! Er will eine Lumpenwirthschaft an-

fangen, wo er sich quälen müßte und wo doch nichts herauskommen würde, als ein Haufen von Bettlern!"

Der Geistliche hütete sich wohl, einzuwenden, daß im gegenwärtigen Falle, wenn nämlich der Vater dem Sohn seinen gebührenden Vermögenstheil zukommen ließe, von einer „Lumpenwirthschaft" doch nicht die Rede sein könnte. Er wußte, daß den Erzürnten nichts mehr verdrießt, als wenn man ihm den Grund seiner Klage verkümmern will, und schwieg daher nachdenklich stille. Endlich sagte er: „Vielleicht geht diese Sache doch noch besser aus, als Ihr denkt." — „Wie so?" fragte der Angerbauer. — „Die Annemarie," versetzte der Pfarrer, indem er den andern scharf ansah, „ist vor einigen Tagen bei mir gewesen, extra um mir zu sagen, daß sie nicht Schuld sein wolle an der Uneinigkeit einer solchen Familie, wie die Eurige, und daß sie zuviel auf sich selber halte, um sich da aufzudrängen, wo man sie nicht haben wolle. Sie habe sich entschlossen, dem Ludwig sein Versprechen zurückzugeben, und wolle sich in keiner Art dawidersetzen, wenn er sein Glück mit einer andern finde."

Der Angerbauer horchte hoch auf und wußte nicht was er sagen sollte. Er fragte dann in zweifelndem Tone: „Hat sie das wirklich zu Ihnen gesagt?" — Der Pfarrer erwiederte mit einem Ernst und einem Nachdruck, der jeden Zweifel niederschlagen mußte: „Es sind ihre eigenen Worte, Angerbauer! Sie hat mir versprochen, das Nämliche Eurem Ludwig zu schreiben, und ich verbürge mich dafür, daß es geschehen wird."

Der Bauer verstummte; er war in die Seele getroffen. Ein im Grunde seines Wesens ehrenwerther Mann, der in der That jedem das Seine gab, konnte ihn nur der Zorn und der tiefe Verdruß zu ungerechtem Absprechen hinreißen. Nun mußte er sehen, daß ein Mädchen, die er eine heuchlerische, gefährliche Person gescholten, brav und rechtschaffen, ja weit über alles Erwarten rechtschaffen gegen ihn handelte. Es zeugte für seine gute Natur, daß ihn diese Nachricht mehr rührte, als erfreute, daß er sogleich sein Unrecht fühlte und seiner stolzen Seele eine gewisse Achtung vor einem solchen Benehmen abgenöthigt wurde. Endlich sagte er mit sehr ernsthaftem Gesicht: „Wenn sie das gethan hat, dann ist sie besser, als ich gedacht

habe. Sie mag ein erdentliches Mädchen sein, ich will's nicht bestreiten."

„Man muß jedermann Gerechtigkeit widerfahren lassen," versetzte der Geistliche. „Die Annemarie ist brav, geschickt, verständig, wohl erzogen, und würde jeden glücklich machen —" — „Von ihrem Stande!" fiel der Bauer ein. — „Das ist's, was ich sagen will," erwiederte der Pfarrer: „wenn die äußern Verhältnisse zustimmen." — „Gut," sagte der Bauer. „Bei meinem Ludwig ist das aber nicht der Fall, drum kann hier von einer Heirath nie die Rede sein."

Der alte Herr schwieg. Dann fragte er leichthin: „Wie soll's nun mit Ludwig werden? Was habt Ihr beschlossen?" — Der Bauer konnte sich nicht enthalten, ein wenig aufzufahren. „Beschlossen?" rief er. „Ich glaube, da ist nichts zu beschließen, Herr Pfarrer. Dieser Mensch mag bleiben, wo er will, und gehen, wohin er will! Soll ich ihm nachlaufen? Soll ich ihn vielleicht bitten, daß er wiederkommen und die Zimmermannstochter heirathen soll? Soll ich nachgeben, der Vater dem Sohn?"

„Nein," erwiederte der Pfarrer mit Ernst, „das sollt Ihr nicht, Angerbauer! Er muß nachgeben, er muß wiederkommen und dem Vater das Recht lassen, das ihm gebührt!" — „Freut mich," versetzte der Bauer, „daß Sie so denken, Herr Pfarrer. So ein neustudirter Herr hätte vielleicht gemeint, ich sollte meinem Buben seinen Willen lassen; warum? weil die Leute in einander verliebt sind und die Annemarie doch ein erdentliches Mädchen ist. Aber Sie kennen die Welt, Herr Pfarrer, Sie wissen, daß es beim Heirathen noch auf ganz andere Dinge ankommt, und daß der Vater für den Sohn denken und Verstand haben muß." — Nach diesen Worten klopfte er die Alltagsklappe, an welcher der sonst werthvolle Pelz etwas röthlich geworden war, und fragte: „Kann ich Ihnen sonst noch was dienen?" — „Nein," versetzte der alte Herr, „ich danke Euch für Eure Gefälligkeit." — „So wünsch' ich Ihnen guten Nachmittag," sagte der Bauer und entfernte sich mit langsam würdigen Schritten.

Das Gespräch hatte theils im Stalle, theils in dem heimlichen, mit einer Mauer umgebenen Pfarrhof stattgefunden. Der alte Herr ging in seine Studirstube zurück, mit der Unterredung sehr zufrieden.

Er hatte des Bauers Vertrauen gewonnen und wußte, daß dieser nun unter schwierigen Umständen ihn von selber um Rath angehen würde. Dann hatte er mit der Nachricht über Annemarie einen Keim in seine Seele gesenkt, der wachsen und gute Früchte bringen konnte. Er sah voraus, daß der Angerbauer seinem Weib und seinen nächsten Verwandten davon sagen würde, und daß diese, die sich auf ihr Geld und ihr Ansehen allerdings etwas mehr einbildeten, als recht war, in Annemarie ein ihnen ebenbürtiges Gemüth erkennen mußten. Auf die wackeren Leute mußte die Rechtschaffenheit, auf die stolzen das Selbstgefühl des Mädchens einen günstigen Eindruck machen.

Als er, solchen Gedanken hingegeben, behaglich auf seinem Lederstuhl sich dehnte, stürmte plötzlich sein Neffe in die Studirstube. Dieser hatte schon erfahren, daß Annemarie bei seinem Großvater gewesen, aber nichts Bestimmtes über die Unterredung aus ihm herausbringen können. Nun sah er auf dem Heimweg von einem Spaziergang den Angerbauer aus dem Pfarrhofe kommen und glaubte aus seinen Mienen auf eine Entscheidung, ja auf eine glückliche Beilegung des Streites schließen zu können. Von Neugier und gutmüthiger Theilnahme getrieben, eilte er zu dem Großvater und rief aus: „Der Angerbauer ist bei dir gewesen und ganz zufrieden fortgegangen. Ich bin ihm begegnet. — Hast du ihn herumgebracht?“ — „Wie so?“ fragte der Alte. — „Will er den Ludwig zurückrufen und ihn die Annemarie heirathen lassen?“ — „Ei, ei,“ erwiederte der Alte heiter, „du hast dich also ganz auf diese Seite geschlagen und willst aus Ludwig und Annemarie durchaus ein Paar machen?“ — „Ja,“ versetzte der Jüngling bestimmt, „das will ich. Die zwei sind nicht nur die schönsten im Dorf, sondern auch die brausten. Sie passen so zusammen, als ob sie extra für einander geschaffen wären, und es kann nicht sein, daß sie wegen einer so gemeinen Sache, als das Geld ist, nicht zusammen kommen sollen!“ — „Du gehst rasch und machst die Sache kurz ab,“ erwiederte der alte Herr. „Wenn aber der Angerbauer nicht will?“ — „Der muß,“ entschied der Jüngling. — „Wer wird ihn zwingen?“ fragte der Alte. „Willst du vielleicht zum Gerichte gehen, einen Befehl auswirken, daß der Angerbauer sich fügen müsse, und die Sache mit Gendarmen abmachen?“

Theodor, der die heiter fragende Miene des Großvaters nicht aushalten konnte, sah zu Boden. „Ich habe gemeint," sagte er dann, „du würdest einmal mit ihm reden, wie sich's gehört, würdest ihm klar machen, daß die geistigen Vorzüge viel höher stehen als die weltlichen, würdest ihn überzeugen und ihn zwingen durch deinen Zuspruch." — „Der alte Angerbauer," erwiederte der Pfarrer, ist ein sprödes und zähes Metall; das bischen Feuer, das ich noch besitze, würde ihn nicht zum Schmelzen bringen. Du siehst ja, ich bin alt und theilnahmlos geworden und kann mich einer so schönen Glut, wie du sie hast, nicht mehr rühmen. Wie wär's" — fuhr er gemüthlich fort — „wenn du der Sache dich annähmest? Du willst ein Pfarrer werden und wirst als solcher gewiß gar vieles geschickter anfangen und besser hinausführen als ich. Wenn du beim Angerbauer dein erstes Probestück machtest? Wenn du hingingest, ihm und der Bäuerin eine Rede hieltest über das Verhältniß der ewigen und zeitlichen Güter und ihn durch begeisterte Worte dermaßen in's Feuer brächtest, daß er den Ludwig zurückriefe und ihm sein Liebchen zur Frau gäbe? — Wie?"

Theodor wurde roth und schwieg. Er hatte den Rieser Bauer vom Schlage des in Rede stehenden doch schon zu gut kennen gelernt, um nicht ihm gegenüber seine Unzulänglichkeit zu empfinden und sich zu sagen, daß ein solcher Versuch schmählich scheitern würde. Noch deutlicher erkannte er freilich, wie sein Großvater mit ihm spielte. Er sagte endlich mit gutmüthiger Empfindlichkeit: „Du hast mich zum Besten und behandelst mich wie ein Kind; und doch bin ich kein Kind mehr, sondern ein Mensch, der's gut meint und haben will, daß es andern wohl geht, wenn sie's verdienen." — Der Pfarrer sah ihn freundlich an, stand auf, zog ihn zu sich und schloß ihn mit zärtlicher Liebe in seine Arme. „Du bist ein Kind," sagte er, aber ein gutes Kind, und mit Gottes Hülfe wirst du auch ein guter Mann werden. Sieh dich zufrieden. Wenn es deinem alten Großvater möglich wird, sollst du deine Wünsche noch erfüllt sehen."

Der Angerbauer hatte, bald nachdem er in sein Haus zurückgekehrt war, die Bäuerin in's Kanzlei gerufen und ihr von seiner Unterredung mit dem geistlichen Herrn erzählt. Die Nachricht über den

Entſchluß des Mädchens wirkte auf ſie wie auf ihn. Sie ſah ein wenig beſchämt aus und ſagte: „So hätten wir dem Mädchen alſo doch Unrecht gethan! Ich muß dir jetzt nur ſagen: ſo ganz von Herzen hab' ich nie dran glauben können. Es iſt mir immer wieder geweſen, als ob ſie am Ende doch nicht ſo ſchlimm wäre.“ — Das Muttergefühl wußte nun auch auf das umgekehrte Verhältniß eine Entſchuldigung für Ludwig zu gründen. „Wenn die Annemarie,“ bemerkte ſie nach einigem Bedenken, „ſo geſinnt iſt, dann begreif' ich freilich, warum der Ludwig ſo viel auf ſie hält, daß er nicht mehr von ihr laſſen will. Die Schönſte im Dorf iſt ſie ohnehin, und wenn ſie noch dazu ſo rechtſchaffen iſt und ſolche Gedanken im Kopf hat — das hat ihn eben verführt. — Was meint denn der Pfarrer, daß wir thun ſollen?“

Der Angerbauer, dem dieſe Rede bedenklich mild vorkam, erwiederte ſtreng: „Der Pfarrer iſt ganz einverſtanden mit mir. Gehen laſſen ſollen wir ihn, bis er von ſelber kommt, und nachgeben ſollen wir ihm in keiner Art. Ich hab' den Herrn immer für geſcheidt gehalten, aber das muß ich ſagen, daß er in der Sach' ganz meiner Meinung iſt, hat mich beſonders gefreut.“ — Die Bäuerin, an den Abſagebrief des Mädchens und ſeine Wirkung auf Ludwig denkend, ſagte: „Wir wollen das Beſte hoffen.“ — Dann ſetzte ſie hinzu: „Die Annemarie dauert mich eigentlich. Wenn man nur einen paſſenden Mann für das Mädchen wüßte! Ich kann mir's aber ſchon denken, nach dem Ludwig wird ihr keiner gefallen.“ — „Bah,“ erwiederte der Angerbauer, „bild' dir nicht ſo viel auf deinen verrückten Buben ein. Es giebt noch Mannsbilder in der Welt, die ſo ein Mädchen tröſten können!“ — Nach dieſen Worten verließ er die Stube.

Die Mutter hatte nichts Eiligeres zu thun, als zu ihrer Tochter, der Schmalzbäuerin, zu gehen und ihr das eben Erfahrene mitzutheilen. Beide rühmten Annemarie und bedauerten, daß ſie keine Bauerntochter ſei, indem ſonſt nichts an ihr auszuſetzen wäre. Bald war die ganze Freundſchaft in Kenntniß geſetzt und alle ſangen das Lob des Mädchens, natürlich unter der Vorausſetzung, daß ſie's ganz ernſtlich meine und jeden Anſpruch auf Ludwig aufgebe.

In der Freundschaft war jedoch eine Person oder vielmehr ein Persönchen, das für die Familieninteressen wenig Sinn hatte, desto mehr für das Glück des Liebespaares. Dies war „Johanneste," das älteste Kind der Schmalzbäuerin. Dem Ludwig gewogen von seinem ersten Denken an, weil er sich am schönsten mit ihm abzugeben wußte, hielt er auch besonders viel auf Annemarie. Bald nach ihrer Ankunft im Dorf hatte sich diese nämlich in ein Gespräch mit ihm eingelassen und ihn zum Lohn für seine hübschen Antworten so schön gestreichelt, daß er's ihr nicht vergessen konnte. Als das Verhältniß zwischen den beiden sich entspann, erhorchte und erfragte er so viel, daß er darüber so ziemlich unterrichtet war, und ärgerte sich dann in der letzten Zeit nicht wenig, daß man zwei so nette Leute nicht zusammenlassen wollte. Zu wiederholten Malen versicherte er seiner Mutter, die zwei müßten sich kriegen, und endlich trug er ihr auf, sie solle mit dem Großvater reden. Die Mutter antwortete, er möge es doch selber thun. Und Johanneste faßte sich ein Herz, trug dem Großvater die Bitte vor und schloß damit: es ginge nicht anders, die zwei müßten sich heirathen. Der Alte sah ihn verwundert an und fragte, wer ihm diese Dummheit in den Kopf gesetzt habe. Johanneste versetzte ernsthaft: „Ich selber, Aehle," und wiederholte sein Gesuch. Der Angerbauer, um solche Gedanken im Keim zu ersticken, machte ein böses Gesicht und sagte in erzürntem Ton: „Du bist ein naseweiser Bursch! Diese Dinge gehen dich gar nichts an, und wenn ich dir gut zum Rath bin, so laß mich so was nicht wieder hören!" Eine gewisse Bewegung des Arms ergänzte den Sinn dieser Antwort. Der Knabe, den Großvater angaffend, ging einige Schritte rückwärts, murmelte dann aber, ein zweiter Galilei: „Sie kriegen sich doch!" — Von da an machte er verschiedene kindische Pläne, wie er den beiden helfen wollte. Auf dem Dorfe nämlich, wo man gar vieles offen verhandelt und auf etwa anwesende Kinder nicht immer Rücksicht nimmt, bekommen diese früh von menschlichen Verhältnissen eine Art von Begriff. Der Dorfbube lernt bald die erklärten Liebespaare in seinem Orte kennen, das natürliche Gemüth findet es in der Ordnung, daß der schönste Bursche auch den nettesten Schatz habe, und nimmt an ihrer endlichen Verbindung einen naiv poetischen An-

theil; so wie ihm auch früh klar wird, daß zwei Verliebte sich treu bleiben müssen und nicht von einander lassen dürfen. Als Johanneste von seinem Oberknecht hörte, die Annemarie habe sich anders besonnen und dem Ludwig geschrieben, er könne eine andere nehmen, erwiederte er bestimmt: „Ich glaub's nicht!“ Und als der Oberknecht bei seiner Behauptung blieb, wurde der kleine Mann ganz hitzig und rief: „Es ist nicht wahr!“

Nachdem der Entschluß des guten Mädchens so in den Häusern der Freundschaft besprochen war, kam er bald im ganzen Dorf herum. Der alte Bäcker, der ihn auch erst auf diesem Wege erfuhr, nahm sein Mündel bei der Hand, sah sie mit gerührtem Blicke an und sagte: „Du hast brav gehandelt, Annemarie! Laß dich's nicht reuen und bleib dabei. Man muß den eingebildeten Leuten zeigen, daß man auch seinen Stolz hat.“

Als Annemarie das Lob erhielt, das wir ihr gleicherweise von der Familie des Angerbauers und ihrem Vormund haben spenden sehen, hatte sie es noch nicht ganz verdient: der Brief an Ludwig war noch nicht geschrieben. Sie hatte mehrere Versuche gemacht, im Kopf und mit der Feder, aber sie konnte die Ausdrücke nicht finden, die ihr genug thaten. Sie wollte einen ehrlichen Brief schreiben, der aus dem Herzen kam; aber was sie zu sagen hatte, wollte dem Geliebten gegenüber nicht aus dem Herzen kommen. Durfte sie, nach allem, was geschehen, ihn nochmal fragen, ob er ihr wirklich treu bleiben wolle? Durfte sie sich den Schein geben, als halte sie es für möglich, daß er ihr Anerbieten annehmen und seinen Eltern folgen könnte? War das nicht eine unverdiente Kränkung für ihn? Wie sollte sie's nun anfangen, daß alles so gut und so schonend als möglich heraus kam? In Bedenken und Fehlersuchen verging eine ganze Woche. Endlich vernahm sie, daß ihre Unterredung mit dem Pfarrer bekannt geworden und wegen ihres Versprechens im Hause des Angerbauers große Freude sei. Dieses Bekanntwerden und diese Freude, sie „los zu werden,“ brachte sie wieder in die rechte Stimmung. Sie setzte sich hin und schrieb, ohne abzusetzen, folgendes:

„Herzgeliebter Ludwig! Ich hätt' nicht gedacht, daß ich dir einen Brief schreiben würde, wie ich jetzt thun muß. Aber so geht es in

dieſer Welt. Man nimmt ſich die beſten Dinge vor, dann kommt etwas dazwiſchen und nöthigt uns, anders zu handeln, als wir gedacht haben. Seitdem ich an dich geſchrieben hab', iſt hier etwas geſchehen — ſo lang ich lebe, hat mir nichts ſo weh gethan und mich ſo gekränkt wie das. Ich will dir's nur kurzweg ſagen. Dein Vater und deine Mutter, wie ſie geſehen haben, daß du wirklich nicht mehr kommſt, haben ihren Zorn und ihren Verdruß an mir ausgelaſſen; ſie haben herumgeſagt, ich ſei darauf ausgegangen, dich zu verführen, weil ich gern die Söhnerin eines reichen Bauern geworden wäre; ich hätte dich liſtig gelockt, und ihr gutmüthiger Ludwig hätte ſich fangen laſſen. Ich ſei überhaupt eine rechte Duckmäuſerin und eine gefährliche Perſon, vor der man ſich hüten müſſe. Dieſe Reden gingen durch's ganze Dorf und in allen Haushaltungen wurde davon geſprochen. Ludwig, du kennſt mich, dir brauch' ich nicht zu ſagen, wie mir bei dieſen Lügen zu Muthe geworden iſt. O die reichen Leute! Nimm mir's nicht übel, Ludwig, aber die ſind überall die nämlichen. Sie glauben, es gäbe nichts Beſſeres als das viele Geld, das ſie haben, und wenn die andern etwas thun, ſo thun ſie's einzig und allein, um auch ſo viel Geld zu bekommen. Wenn nun erſt ein armes Mädchen den Sohn reicher Leute lieb hat, dann iſt natürlich gar kein Zweifel, daß ſie nur eine reiche Frau werden will. Daß ſie ihn lieb hat, weil er brav und gut iſt, daß ſie ihn, wenn er arm wäre, grad ſo lieb, ja vielleicht noch lieber haben würde — das iſt natürlich ganz unmöglich!"

„Neben dieſen Lügen über mich hab' ich auch noch hören müſſen, daß deine Leute ganz unglücklich ſind über dieſe Geſchichte, die ich ihnen angerichtet haben ſollte, daß Trauer und Kummer in deinem Hauſe ſei. Das iſt die Wahrheit, Ludwig! Ja, ja, unglücklich ſind ſie geweſen! Es iſt aber auch gar zu arg! Eine Schwiegertochter zu bekommen wie ich bin, iſt das nicht eine Schande und ein Elend, wie es kein zweites mehr gibt? Lieber eine Kröte in's Haus oder eine giftige Schlange! — Als ich das alles gehört hab' — denn es iſt mir alles zugebracht worden — was ſollt' ich thun? Im Zorn und in der Betrübniß meines Herzens hab' ich dieß und jenes gedacht und bin ganz verzweifelt herumgelaufen. Denn die Sach' iſt ſo ge-

wesen, daß ich nicht hab' ruhig sein können, weil ich ein gutes Gewissen hab'; nein, meine Ehr' hat's nicht gelitten, ich hab' etwas thun müssen. Endlich bin ich mit mir einig geworden. Ich bin zum Herrn Pfarrer gegangen, zu dem ich das rechte Vertrauen hab', und dem hab' ich gesagt: weil die Sachen so stehen, so soll's nun sein, als ob du mir das Versprechen, der Meinige zu sein, gar nicht gegeben hättest; du sollst ganz frei sein und nochmal überlegen, was du thun willst, die arme Annemarie oder die reiche Eva oder eine andere reiche Bauerntochter heirathen, und was du thust, soll mir recht sein. Der Herr ist über die maßen gut gegen mich gewesen, er hat mir gesagt, ich hätte recht gehandelt, und alles das soll ich auch dir schreiben. Weil ich's ihm versprochen hab' und weil's überhaupt geschehen muß, drum thu' ich's jetzt."

„Sieh, Ludwig, du hast mich recht lieb gehabt und hast für mich gethan, was wenige thun würden. Und ich hab' mich inniglich gefreut darüber und dir im Herzen tausendmal dafür gedankt. Aber wenn's dir nun doch zu hart ginge in deinem Dienst, wenn du's auf die Länge nicht aushalten könntest und wenn dir der Gedanke käme: es wäre doch besser, wenn du mit deinem Vater dich vertragen und ihm gefolgt hättest — um Gotteswillen, Ludwig! wenn du einen solchen Gedanken hättest, und wenn er wieder käme — schreib augenblicklich an deine Eltern, sag' ihnen, du wollest mich lassen und eine andere heirathen! Denn das kannst du thun, ich geb' dir das volle Recht dazu. Deßwegen, weil du mir das Versprechen gegeben hast, sollst du es nicht halten; ich verlang's von dir, daß du dich daran nicht kehren und handeln sollst, wie du es jetzt für gut findest."

„Bedenk, wie deine Eltern gegen mich sind! Denn das muß ich dir noch sagen, seitdem dein Vater vom Herrn Pfarrer erfahren hat, was ich zu ihm gesagt hab', glauben sie bei dir, es werde nun bald aus sein zwischen uns, und sind vergnügt darüber, man kann gar nicht sagen wie! Bedenk das, Ludwig! Deine Eltern wollen mich nicht und verachten mich; mit ihrem guten Willen kommen wir nie zusammen, du kannst nie zu gleicher Zeit mit mir glücklich sein und mit ihnen. Du wirst mit mir auch keinen Hausstand bekommen, wie du ihn gewohnt bist, und vieles nicht haben, was du vielleicht nicht

wohl entrathen kannſt. Bedenk das alles! — Für mich brauchſt du nicht zu ſorgen. Ich hab' ſo viel, als ich bedarf, und kann arbeiten und mit Gottes Hülfe werde ich dazu auch geſund bleiben. Und wenn ich kein Glück mehr habe, ſo kann ich doch ſagen, daß ich glücklich geweſen bin, wenn auch auf kurze Zeit, ſo glücklich, daß es mir immer die größte Seligkeit ſein wird, nur daran zu denken. Ich hab' ſchon dem Herrn Pfarrer geſagt, ich wolle dann fortgehen in's Württembergiſche, ſo daß ich euch gar nicht mehr im Wege bin. Und wenn mir dann die Regine zu wiſſen thut, daß es dir gut geht, das ſoll meine Freude ſein."

„Lebwohl! Ich hab' mein Verſprechen gehalten und gethan, was ich nicht laſſen konnte. Ueberleg' nun alles, herzlieber Ludwig! Denk nicht ſchlimm von mir und glaub' nicht, daß ich anders gegen dich geſinnt bin als ſonſt! Ich hab' nur nicht anders gekonnt und ergebe mich jetzt in alles, was geſchehen mag. Schreib mir ganz ohne Bedenken, was du thun willſt, oder laß es mich auf andere Art wiſſen, wenn's dir lieber iſt."

Als ſie dieſen Brief — der hier freilich aus der eigenen Miſchung von Dialekt und Hochdeutſch, in der er urſprünglich abgefaßt war, möglichſt in die Form der Schriftſprache übertragen iſt — geendet hatte, las ſie ihn durch und empfand eine ſtarke Verſuchung, ihn wieder zu zerreißen. Es kam ihr vor, als ob zu viel Aerger darin wäre und zu wenig Liebe. Ihr Geliebter war ja ordentlich angetrieben, ſie zu laſſen; ſie fürchtete, er könnte am Ende doch auf den Gedanken gerathen, ſie wolle ihn aufgeben. Sie las wieder und ſtand im Zweifel da, was ſie thun ſolle. In dieſem Augenblick öffnete Regine die Thüre und brachte einen kleinen Brief: es war die Einladung nach Nördlingen. Da Ludwig alles, was er auf dem Herzen hatte, ſich für die Zuſammenkunft vorbehielt, ſo beſtand die Einladung nur aus wenigen einfachen Worten. Annemarie fühlte, daß ſie ein Ende machen müſſe. Sie ſchrieb unter ihren Brief: „Wie ich ſo weit gekommen bin, bringt man mir deine Einladung auf morgen. Du ſiehſt, daß ich jetzt nicht kommen kann. Lies erſt meinen Brief und gib mir Antwort. Lebwohl, lebwohl!" Sie machte das Papier raſch zurecht, „pitſchirte" es mit einem kleinen Geldſtück und übergab

es Regine, die auf den Markt nach Nördlingen ging, zur Besorgung.

Drei Tage vergingen. Ich will nicht schildern, welche Gedanken das gute Kind sich machte, welche Angst sie empfand und wie sie sich selber wieder tröstete und an die Stelle der Bangigkeit die Zuversicht redlicher Liebe trat. Sie war, wie überhaupt seit der Bekanntschaft mit Ludwig, etwas aus ihrem Charakter gegangen und bewegter und erregter geworden, als derjenige, der sie früher gekannt, ihr zugetraut hätte. Wer wird das aber verwunderlich finden? — Am Morgen des vierten Tages erhielt sie die Antwort von Ludwig, die er Sonntags geschrieben und die — in ähnlicher Uebertragung — hier folgt:

„Meine liebste Annemarie! Du hast mir einen Brief geschickt, über den ich mich recht gewundert hab'. Ich will dir aber keine Vorwürfe machen; ich hab' mich nach und nach doch hineingedacht, wie's dir zu Muth ist, ich hab' dich bedauert und schäme mich, daß meine Eltern so gegen dich gehandelt haben. Ja du hast Recht! So sind die reichen Leute, wenn sie auch sonst so gut und so brav sind wie mein Vater und meine Mutter! Ich begreif', wie dich diese Lügen kränken und erzürnen müssen. Ich begreif', was du gethan hast. — Aber nun sag' mir: hast du wirklich geglaubt, daß ich thun könnte, was du mir vorschlägst? Ich hoff's nicht; ich hoff', daß du mich besser kennst. Wie! nach allem, was zwischen uns vorgegangen ist, soll ich dich lassen? Und wenn ich wüßte, daß ich mich unglücklich machen würde für mein ganzes Leben, ich thät's nicht! Und wenn ich's vorher hätte thun können und eine andere nehmen, jetzt könnt' ich's schon gar nicht mehr. Wie viel meinst du denn, daß es Mädchen gibt, die so handeln, wie du gehandelt hast? Und glaubst du, daß ich kein Herz habe und keinen Verstand, das einzusehen? Ich weiß wohl, was ein Sohn seinen Eltern schuldig ist. Ich bin nie ein schlechter Sohn gewesen, wie mir alle bezeugen müssen, und wenn mein Vater verlangt, was er von Gott und Rechtswegen verlangen kann, so will ich's thun. Aber wenn ich, um mit meinem Vater wieder gut zu werden, ein Mädchen verlassen könnte wie du bist, so verdient' ich, daß man mich rädern thäte und meine Glieder aufs Rad flechten!

Red' mir also nicht mehr von dieser Sache! Wenn dich dein Gewissen und dein Stolz getrieben haben, zum Pfarrer zu gehen und ihm ein solches Anerbieten zu machen, so begreif' ich das jetzt und schätz' dich um so höher. Aber das will ich nicht glauben, daß du mich wirklich für fähig gehalten hast, ein solches Anerbieten anzunehmen. Denn wenn das wäre, dann wär' deine Lieb' zu mir nicht so groß, wie meine zu dir, sondern viel kleiner! Ich hab' auch ein Gewissen und einen Stolz, und die sagen mir, daß ich dir treu bleiben soll gegen alle Welt. Ich hab' kein böses Gewissen, daß ich mein väterliches Haus verlassen hab', sondern ein gutes, denn ich hab' nicht darin bleiben und dir treu sein können. Und wenn ich wüßte, daß ich heute sterben und vor Gott treten müßte, ich wär' ruhig."

„Ich seh' nun wohl, daß wir für die nächste Zeit nicht zusammen kommen werden, denn du hast deine Gedanken und bleibst dabei. Aber ich vertrau', wir haben nicht nöthig uns zu sehen, um uns grad so lieb zu haben. Ich hab' dich allweil vor Augen; wohin ich geh', da gehst du mit mir. Wenn ich bei der harten Arbeit müde bin und denk' an dich, dann hab' ich wieder Kraft; es ist gerade, als hätt' ich einen frischen Trunk gethan. Und jetzt nach deinem Brief will ich wieder alles aushalten. Es ist freilich wahr, daß ich schwere Arbeit thun muß und mancherlei Verdrießlichkeiten hab'; aber wenn's mir hier nicht mehr gefällt, so kann ein Mensch, der gesund ist und sein Geschäft versteht, sich überall fortbringen. Ueberall, wo ich bin, werd' ich gegen dich der gleiche sein, und endlich, das weiß ich ganz bestimmt, werden wir zusammenkommen und glücklich sein. Adieu, herzgeliebte Annemarie! Bleibe gesund und vertrau' auf Gott wie dein Ludwig!"

Als Annemarie in ihrer Kammer, wohin sie sich zitternd und bebend geflüchtet, diesen Brief las und zu den ersten Versicherungen der Treue kam, rief sie mit freudestrahlendem Gesicht: „Ich habs ja gewußt!" Beim Weiterlesen wurde der Glanz ihrer Blicke getrübt durch wonnige Thränen, die ihr bei den Ausdrücken herzinniger Liebe in die Augen traten, bis endlich die Flamme der Freude auch durch sie hindurch drang und ihr ganzes Wesen verklärte. Regine,

von Theilnahme getrieben, erschien an der Schwelle der Kammer. Das überglückliche Kind eilte auf sie zu, fiel ihr um den Hals und rief mit holdseliger Gewißheit: „Nun gehört er mein, und kein Mensch in der Welt wird mir ihn nehmen!“ Regine hatte das größte Verlangen, den Brief auch zu sehen; die Freundinnen setzten sich zusammen, Wange an Wange lasen sie und unterbrachen sich selbst durch entzückte und gerührte Ausrufungen. Regine sagte zuletzt: „Gewiß, liebes Mädchen, der gehört dir; den bringt sein Vater nicht mehr herum! Aber nun wirst du auch wissen, was du zu thun hast.“ — „Ja,“ rief Annemarie, „das weiß ich! Jetzt sind wir stärker als Vater und Mutter und die ganze Freundschaft! Mögen sie sagen und thun was sie wollen — nichts verdrießt mich mehr, ich verzeih ihnen alles im voraus!“ Regine sagte: „Nun wird's auch gut geben.“ — „Und wenn's nicht gut ginge,“ erwiederte Annemarie, „so wären wir doch glücklich. Jetzt darfs gar nicht schnell kommen, sonst wär's zu viel!“

Als sie noch manches so geplaudert, gingen sie die Stiege hinunter. „Im Tennen,“ d. h. in der Hausflur, angekommen, sahen sie einen Buben zur Thür hereinkommen, der sich vorsichtig umsah. Es war der kleine Gönner des Liebespaars, Johanneele. Annemarie, die schon gehört hatte, wie sie bei dem Bürschchen in Gnaden stand, flog auf ihn zu, gab ihm die Hand und fragte, was er wünsche, ob sie vielleicht mit einer guten Bien aufwarten könne. Johanneele schüttelte ernsthaft den Kopf und betrachtete sie mit prüfendem Blick, so daß die Mädchen sich lächelnd ansahen, und Annemarie fragte, was denn sonst sein Begehr sei? Darauf sagte er endlich: „Ich hab' gehört, du willst den Ludwig lassen und einen andern beirathen. Ist das wahr?“ — „Nein,“ rief das Mädchen unbedacht, „das ist nicht wahr! Entweder den Ludwig oder keinen!“ Der Kleine war sichtlich erfreut. „Ich hab's ja gesagt,“ erwiederte er selbstzufrieden und wandte sich zum Abgehen, voll Begierde, seinen „Stangenreiter“ (Oberknecht) zu beschämen. Annemarie rief: „Bleib doch, liebs Büble, und komm mit in den Garten!“ Aber Johanneele rief: „Ich muß fort,“ und eilte davon. Regine sagte mißbilligend: „Da hast du's! Der wird's unter die Leute bringen!“ — „Es soll auch unter die Leute,“ erwiederte Annemarie. „Das kann

und darf nicht verschwiegen bleiben. Heute noch geh' ich zum Herrn Pfarrer und sag' ihm alles."

Sie erfüllte dieses Wort Nachmittags. Der Geistliche las den Brief, den das Mädchen ihm übergab, mit ernster Aufmerksamkeit und mit einer innerlichen Freude, die beinahe durchgebrochen wäre und seine Parteinahme verrathen hätte. „Es ist gut!" rief es in ihm. Wie Annemarie sah, daß er mit dem Lesen fertig war, sagte sie: „Herr Pfarrer, Sie sehen, ich hab' mein Versprechen gehalten. Nun hab' ich in der Sache nur noch eine Pflicht und der will ich nachhandeln, ohne an etwas anderes zu denken." — „Die Pflicht," versetzte der Pfarrer, indem er sie lächelnd ansah, „in Geduld zu erwarten, was da kommen soll."

Der alte Herr achtete es unter den gegenwärtigen Umständen für gerathen, den Angerbauer in seinem Hause aufzusuchen und ihm von dem Stand der Dinge Meldung zu thun. Als der Bauer den Kern der Neuigkeit und ein paar Ausdrücke aus Ludwigs Brief vernommen hatte, rief er aus: „O Unsinn! o Tollheit! o verkehrte Welt! Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Pfarrer, aber womit hab' ich's verschuldet, daß ich mit so einem Menschen gestraft bin? Wenn ich nur im Grab läge, dann könnten sie thun, was sie wollten!" Die Bäuerin ließ sich ähnlich vernehmen, aber in gedämpfteren Tönen. Ihr Schlußwort lautete: „Wer hätte das dem Menschen zugetraut! Man soll doch niemals sagen, daß man sich in Einem auskennt, sogar bei seinem eigenen Kind!" Der Pfarrer versetzte: „Es thut mir leid, daß euch meine Nachricht betrübt; aber da das Mädchen zu mir das Vertrauen hatte und mir den Brief zu lesen gab, so hab' ich's für meine Schuldigkeit gehalten, euch davon zu unterrichten, obwohl ich mich sonst in Familienangelegenheiten nicht gern mische." Der Angerbauer sagte mit Würde: „Ich dank Ihnen dafür, Herr Pfarrer. Wir müssens doch aufnehmen, daß Sie sich selber verbemüht haben." Nach einer Weile sagte die Mutter: „Was soll nun aber aus dem Ludwig werden, wenn er so gesinnt ist?" — „Was er selber will," entgegnete der Vater barsch. Die Mutter seufzte und und sagte: „Aber —" — „Nichts aber!" rief der Bauer dazwischen. „Willst du etwa haben, daß wir uns durch seinen Trotz einschüchtern lassen und

nach ihm schicken sollen? Da, frag den Herrn Pfarrer! — Haben Sie," fuhr er zu diesem gewandt fort, nicht neulich zu mir gesagt, wir sollen nicht nachgeben, er müsse zu uns kommen?" — „Ja," antwortete der Pfarrer, „und das ist noch jetzt meine Meinung." Der Bauer sah sein Weib triumphirend an und sagte: „Siehst du?"

Nach einigen Worten des Trostes empfahl sich der Geistliche; die Eheleute begleiteten ihn bis zum Hofthor, von wo der Bauer küßte, die Frau kopfschüttelnd zurückkehrte.

Seit dem Tage, wo Ludwig das väterliche Haus verließ, war der Angerbauer nicht nach Nördlingen gekommen. Er fürchtete zuerst überhaupt Bekannte aus der Stadt oder aus andern Dörfern zu treffen, deren Fragen er nicht so leicht mit einer Grobheit beantworten konnte. Später scheute er hauptsächlich ein Zusammentreffen mit dem Schmiedbauer, dessen Character und Manieren er kannte. Zuletzt konnte er doch eine Fahrt zur Schranne nicht länger vermeiden: er hatte noch altes Korn, der Preis war gut und nach seiner Ansicht keine Wahrscheinlichkeit verhanden, daß er sich lange so halten werde. Er ließ mit einer Partie des Getreides einen Wagen laden und war bald an Ort und Stelle.

Das Gewühl in der Schranne war für diese Zeit groß. Es hatten sich württembergische Händler eingefunden, die bedeutende Einkäufe machten. Der Angerbauer wurde an einen derselben seinen ganzen Wagen Korn los; er war froh und hoffte an diesem Tag nichts Unangenehmes mehr zu erfahren. Die Bekannten, die er getroffen, hatten ihn im Drang der Geschäfte nur flüchtig begrüßt und an seine Familienangelegenheit nicht gedacht, wenigstens nicht davon gesprochen. Den Schmiedbauer hatte er gar nicht gesehen. Als das Korn abgemessen war, hieß er den Oberknecht mit dem Wagen zu einem Wirthshause am Thor fahren, wo die Angerbäuerin aufsitzen würde. Diese hatte sich bei dem guten Wetter zu Fuß nach der Stadt begeben, um Einkäufe zu machen, wollte aber für den Nachhauseweg den Wagen benutzen. Der Bauer wollte den Nachmittag in der Stadt verbringen, um nach Bequemlichkeit heimzuwandern. Wie er unter einem Seitenthor der Schranne stehend den Knecht wegfahren sah, hörte er von der andern Seite her plötzlich den hellen Ruf: „Guten Tag, Vetter Angerbauer!" Er sah sich um und er-

kannte den Schmiedbauer, der ihm begierig zunickte. Augenblicklich ein „ranke schöa“ brummend ging er rasch auf die Straße und verschwand im Gewühl der Menschen und Wagen.

Anfangs war seine Absicht gewesen, zum „Fadenherrn“ in der Nähe der Schranne zu gehen, wo er gutes Essen und Bier zu finden gewohnt war. Nun aber hätte er sich wohl, in einem Hause einzukehren, wo er sicher mit dem „derbaften Kerl,“ dem Schmiedbauer, zusammenkommen würde. Er vermied aus demselben Grund auch das Wirthshaus am Thor und suchte ein drittes auf, wo er sein spätes Mittagessen in Ruhe verzehren zu können hoffte. Darin täuschte er sich nicht. Er traf zwei Männer aus seinem Dorf, setzte sich zu ihnen und ließ sich Braten und Salat wohl schmecken, während der Schrannentag ergiebigen Stoff zur Unterhaltung bot.

Nach langer Zeit wurde es ihm wieder fast behaglich zu Muthe, wozu der um den Leib geschnallte, gefüllte Geldgurt das Seine beitragen mochte. Er trank nach Durst und übergab eben die blanke zinnerne Bierkanne der hübschen Wirthstochter zur zweiten Füllung, als die Thüre aufging und der Schmiedbauer hereintrat. — Dieser hatte ihn in nicht weniger als drei Wirthshäusern vergebens gesucht. Sein Rath wurde darnach nicht gebraucht, und er war eben im Begriff, in ein viertes zu gehen, als ihm von einem Bekannten das rechte verrathen wurde.

Der Angerbauer, als er den Gefürchteten erblickte, fuhr zurück, als wenn ihn eine Schlange gebissen hätte. Der Schmiedbauer ging auf ihn zu, das Gesicht von einem Vergnügen belebt, wie es Reineke der Fuchs empfunden haben mochte, als er den ehrlichen Lampe in seiner Höhle sah. Große, blanke Zähne weisend, die man ordentlich wässern sah, rief er seinem Opfer zu: „Guten Tag noch einmal! Du bist heute schwer zu finden, Vetter Angerbauer! Schon in drei Wirthshäusern hab' ich dich umsonst gesucht!“

Der Angerbauer hatte sich wieder etwas gefaßt. Er bot ihm nicht das eben ankommende Bier zum Trinken — eine Höflichkeit, die man eintretenden Bekannten sonst gewissenhaft zu erweisen pflegt, — sondern antwortete trocken und ein wenig den Mund verziehend: „Woher kommt die denn auf einmal das große Verlangen nach mir?“

„Da haben wir's! sagte der Schmiedbauer; „gleich wieder stolz!“ — Und indem er die beiden andern listig anblinzelte, fuhr er fort: „Bist du denn gar nicht neugierig, etwas von deinem Ludwig zu hören?“ — Der Angerbauer, sich bezwingend, erwiederte: „Nicht im Geringsten!“ — „Nun, nun,“ versetzte der andere, „stell dich nur nicht so an, ich weiß doch, daß du gern etwas von ihm hören möchtest. Du brauchst dich auch gar nicht zu fürchten: ich kann ihn nur loben. Er macht sich ganz vortrefflich, und ich muß dir nur sagen, ich hätt's dem Sohn eines so reichen Mannes nicht zugetraut, daß er einen so geschickten Handknecht abgäbe. Er sieht wahrhaftig seines Gleichen, namentlich im Futterschneiden und Misten.“

Bei diesen Worten konnten die beiden Unbetheiligten sich nicht enthalten zu lächeln; dem Angerbauer stieg das Blut in's Gesicht. Finster entgegnete er: „Mag er machen, was er will! Er ist mein Sohn nicht mehr und geht mich so wenig an, wie einen von euch!“ — „Geh',“ sagte der Schmiedbauer, „sei gescheidt! Unser Kind bleibt immer unser Kind.“ — „Und ich sag' dir,“ versetzte der Angerbauer mit zornigem Nachdruck, „daß ich nichts mehr von ihm wissen will, und bitt' mir's aus, daß du jetzt von ihm das Maul hältst!“

Auf diese verständliche Abweisung zuckte der Schmiedbauer die Achsel. „Mir auch recht,“ sagte er. „Wenn du nichts mehr von ihm wissen willst, dann bleibt mir ein Handknecht, wie ich ihn brauche und wie man ihn heutzutage nicht mehr findet. Schaffen thut er für Zwei und gehorchen, als wenn er ein geborener Knecht wäre. Wenn ich, oder mein Sohn, oder meine Tochter, oder mein Oberknecht ihm etwas sagen, läuft er wie ein Wiesel. Wenn du ihn nicht mehr willst, gut! Ich hab' den Vortheil davon.“

Indem er bei den letzten Worten die Zielscheibe seiner Bosheit ansah, fühlte er, daß er für jetzt nicht weiter gehen dürfe. In dem Angerbauer kochte es gefährlich. Seinen Sohn vor den beiden Männern als gehorsamen Knecht loben zu hören, war für ihn schrecklich, und die Absicht des Schmiedbauern, ihn zu verhöhnen, machte ihn wüthend. Wäre er mit diesem allein gewesen, er hätte ihm eine Antwort mit der Kanne an den Kopf gegeben, auf welche kein weiterer Bericht mehr erfolgt wäre. In der vollen Wirthsstube mußte er an sich

halten und schwieg daher grimmig still. Der andere fand für gut zu bemerken: „Nun, ich sehe, es ist dir wirklich unlieb, etwas weiter zu hören; lassen wir's also gehen!“ Der Angerbauer nickte bedeutsam, als wollte er sagen: „Du thust sehr gescheidt daran!“

Von einem der beiden Bauern wurde das Gespräch wieder auf die Schranne zurückgelenkt und blieb dabei. Auf diese Weise kam jedoch der Angerbauer um eine Nachricht, die ihm lieb gewesen wäre, denn der Schmiedbauer war bekanntlich kein dießer Bösewicht. Er wollte heute an dem Vetter sein Müthchen kühlen und an den „hoffährtigen Kameraden“ ein wenig ärgern; dann aber wollte er ihm sagen, daß der junge Bursch in seinem Hause deßwegen kurz gehalten und tüchtig angespannt werde, damit er sich nach den Eltern sehne und endlich demüthig heimkehre, wie sich's gebühre. Er wollte sich dem Angerbauer von seiner ernsthaften Seite zeigen, ihm Vorschläge machen, seine Wünsche hören. Allein da dieser nach seiner Ansicht gar keinen Spaß verstand, so wollte er sich auch auf den Ernst nicht einlassen. Er dachte: „Es ist der Alte! immer gleich oben aus! Gut, für heute soll er nichts weiter hören!“

Als der Angerbauer die zweite Kanne noch nicht ganz geleert hatte, zahlte er und schickte sich an zu gehen, indem er sagte, er habe noch einen Gang zu machen. Den Schmiedbauern übermannte noch einmal der Muthwille und er fragte den Abgehenden in schelmisch gemüthlichem Ton: „Soll ich also wirklich deinem Ludwig keinen schönen Gruß von dir ausrichten?“ Der Angerbauer gab ihm hierauf eine Antwort, die ihm der kindischen Bosheit der Frage allein entsprechend schien, und entfernte sich, indem er die Thüre stattlich zuschlug. Je mehr Zorn jene Antwort verrieth, desto vergnügter lachten die drei Zurückgebliebenen zusammen und schwatzten noch eine Weile über diesen Spaß.

Unser Mann ging geradeswegs nach Hause. Indem er mit wenig gemindertem Zorn in's Kanzlei eintrat, fand er dort sein Weib in einer ähnlichen Stimmung. Ohne vorläufig darauf zu achten, erzählte er, was ihm begegnet, und die Angerbäuerin stimmte in seine Anfangen über die Bosheit der Menschen treulich mit ein. Dann bekannte sie, ihr sei beinahe noch etwas Aergeres passirt. Neugierig

drängte sie der Mann, zu erzählen. Die Bäuerin hub an: „Ich bin zuerst bei der Melbersbas gewesen und hab' mich etwas länger verweilt, als ich dachte. Dann bin ich zum „Canditor" gegangen und hab' Zucker, Kaffee und Gewürz gekauft. Wie ich aus dem Laden auf die Straße hinausgeh', wer kommt auf mich zu? Die Ev' mit ihrer alten Bas! Ich will dirs nur sagen, ich bin ein wenig verhofft gewesen und es ist mich ordentlich ein Zittern angekommen. Aber doch bin ich gleich auf sie zugegangen, hab' sie freundlich gegrüßt und „guten Tag" geboten. Die alte Bas hat gedankt; die Ev' hat aber nur ihr „Schnäuzle" naufgezogen." Der Angerbauer, der aus allem abnahm, was kommen würde, bemerkte mit einem gewissen Humor: „Sag' Schnauz, das paßt besser!"

Die Mutter fuhr fort: „Weil ich sie nun seit dem Vorgang nicht wieder gesehen hab', so hab' ich nach etlichen Reden gesagt: „Uns hat halt seitdem ein rechtes Unglück getroffen!" Denn wenn man sich so gut kennt, dann kann man wohl vertraut mit einander reden. „Ja, ja," antwortete die alte Bas, „das ist eine böse Geschichte! Wer hätte dem Ludwig das zugetraut!" — „Ja freilich," hab' ich wieder gesagt, „hätt' man ihm das nicht zugetraut; aber junge Leute machen eben manchmal tolle Streiche. Alles ist deßwegen nicht verloren, er kann sich wieder anders besinnen, kann heimkommen und alles kann noch gut werden." Da hättest du die Ev' sehen sollen! Roth wie ein welscher Hahn tritt sie vor mich hin und sagt: „Ihr glaubet doch nicht, Frau Bas, daß es mit Eurem Ludwig und mir noch was werden kann? Wenn Ihr so was denkt, dann schlagt's Euch nur aus dem Sinn. Das wär' mir das Wahre! Ein Mensch, der sich so aufführt! Nein, Frau Bas, für so einen bedank' ich mich schön und bin froh, daß ich ihn los geworden bin." Ich hab darauf gesagt: „Was willst du denn? — hab ich denn davon geredt?" Aber sie hat sich nicht irr machen lassen und höhnisch gesagt: „Aufrichtig, Frau Bas, Ihr thätet am besten, wenn Ihr Eurem Sohn seinen feinen Schatz ließet. Sie ist ihm nun einmal die Liebste auf der Welt, und ein ordentliches Mädchen nimmt ihn ohnedin nicht mehr."

„Was," rief hier der Angerbauer auffahrend, „das hat sie dir

gesagt?“ „Ja,“ erwiederte sein Weib, „das hat sie gesagt.“ — „Gut!“ versetzte der Mann, „ganz gut! Also so eine ist die? Ein großes Unglück scheint's nicht, wenn wir die nicht zur Söhnerin bekommen!“ — „Das mein' ich auch,“ bemerkte die Frau, „und das hab' ich ihr auch gesagt. „So groß gefehlt wär's nicht,“ hab' ich ihr gesagt, „wenn er das Mädchen bekäme. Denn wenn sie auch nicht reich ist, so ist sie doch brav und hat mehr Art als manche reiche Bauerntochter, die ich kenne.“ Dabei hab' ich ihr steif in's Gesicht gesehen. Sie aber hat sich nichts daraus gemacht und gesagt: „Nun, da wünsch' ich recht viel Glück dazu! Machts nur bald richtig und vergeßt nicht mich auch auf die Hochzeit zu laden.“ Damit hat sie „guten Tag“ gesagt und sich umgedreht und die Alte, die den Kopf geschüttelt hat, mit sich fortgezogen.“

Der Angerbauer war ernsthaft geworden und brach nun in die Worte aus: „Eine saubere Person, das muß ich sagen! Da dürfen wir ja von Glück sagen, daß wir sie noch zu rechter Zeit kennen gelernt haben!“ — „Sicherlich,“ erwiederte die Mutter.

Nach einem längeren Schweigen, während dessen sie nachdenklich vor sich hingesehen hatte, begann sie wieder: „Vater, ich möchte dir etwas sagen, aber du mußt nicht bös werden.“ — „Nun,“ erwiederte der Bauer mit argwöhnischem Ausdruck, „du wirst hoffentlich nicht im Ernst verlangen, daß wir dem Burschen das Mädchen geben?“ — „Behüte,“ versetzte die Mutter, „das weiß ich schon, daß das nicht geht. Nein, ich hab' nur sagen wollen, daß mich der Ludwig „a'fanga“ dauert (anfängt mich zu dauern). Ich glaub', er wär gern wieder bei uns, aber er hat deinen Kopf: er kommt nur nicht, weil er's einmal gesagt hat.“ — „Soll ich ihn,“ bemerkte der Bauer, „etwa selber holen, weil er meinen Kopf hat?“ — „Auch nicht,“ sagte die Mutter. „Ich meine nur, wir ließens ihm unter der Hand wissen, daß er kommen könnte; mit der Ev' wollten wir ihn nicht mehr plagen.“ — „Der Bauer versetzte: „Nein, das geschieht nicht! um keinen Preis der Welt! Wenn ich da nachgäb', müßt ich mehr nachgeben!“ — „Aber deßwegen —“ — „Das muß ich besser wissen. Ich thu's nicht, jetzt erst recht nicht, und damit Punktum!“ — Wie gewöhnlich

wenn er einen solchen Trumpf ausgespielt hatte, stand er auf und verließ die Stube.

Während dieser Erlebnisse der Seinen arbeitete Ludwig mit neuer Kraft und neuem Muthe weiter. Er hatte in Rücksicht auf sein Dienstverhältniß einer Anfeuerung bedurft; das Schreiben der Geliebten und die Abfassung seiner Antwort gewährten ihm diese aber in vollem Maße. Es war ihm ganz, wie er geschrieben. Sein Geist war aufgerichtet; das Bewußtsein, ein solches Herz gewonnen zu haben, das Gefühl, ihrer werth zu sein, und die Hoffnung, die aus diesem Gefühl emporkeimte, ließen ihn alle Mühen mit Freudigkeit ertragen. Er hatte nun auch eine Bekanntschaft gemacht, die ihm angenehm und tröstlich war. Von seinem Bauer zum Pfarrer des Ortes geschickt, antwortete er diesem auf seine Fragen so verständig und gutmüthig, daß der Geistliche das Gespräch verlängerte, so weit es anging, und den jungen Burschen aufforderte, ihn in freien Stunden zu besuchen. Es war dieß ein Mann in mittleren Jahren, der aber ähnliche Ansichten zu haben schien, wie der alte Herr, den wir kennen, da er an den entlaufenen Sohn keine Ermahnungen richtete, die er nicht hätte befolgen mögen, sondern sich unbefangen im Kreise allgemeiner Belehrung hielt.

Die Annehmlichkeiten, die er aus alledem schöpfte, waren Ludwig auch nöthig, um ein Uebel zu bestehen, das immer ärger zu werden schien. Dieß war der Uebermuth Michels, der nicht selten in wirkliche Bosheit ausartete. Verdroß es ihn, daß Ludwig bei seinen Neckereien nicht mehr empfindlich wurde, sondern ihn lächelnd oder mitleidig ansah; war er eifersüchtig auf die Seelenfreude, die verschönernd aus dem Gesichte des Knechts leuchtete, oder auf das Lob, das sein Vater diesem hie und da auf seine Unkosten ertheilte, genug, der junge Schmiedbauer ging in seiner herrischen Anmaßung gegen Ludwig weiter und weiter, so daß er alle die Seinen hinter sich ließ. Die schwache sinnliche Gutmüthigkeit, wie man dieß in der Welt öfter sehen kann, bestand die Probe nicht, die ihr auferlegt wurde, und verwandelte sich unter gewissen Anreizungen geradezu in Gemeinheit. Eine solche Anreizung mochte für den Burschen auch

in der Nachricht seines Vaters liegen, daß der Angerbauer seinen Sohn verläugne und, wie es scheine, wirklich nichts mehr von ihm wissen wolle. Konnte man gegen einen Verstoßenen sich nicht geben lassen nach Belieben?

Als die kleinen Mittel nichts mehr verfingen, wendete Michel die gröberen und plumperen an, und es gelang ihm nun allerdings wieder, den Untergebenen zu ärgern und zu erzürnen. Ungerechte Behandlung zu ertragen ist für gewisse Gemüther das Schwerste; und wenn sie sich's auch vornehmen, bei den Anmaßungen der Dummdreistigkeit ruhig zu bleiben, so glückt's ihnen doch nicht immer. Die Geduld Ludwigs wurde auf harte Proben gestellt; das Betragen Michels erschien ihm so klaglich, daß er den Ausbruch des Zorns und der Verachtung kaum mehr zurückhalten konnte. So sammelte sich nun aber ein Maß von Galle in ihm an, das nur noch berührt zu werden brauchte, um überzulaufen.

An einem Sonntag nach dem Essen kamen „Freunde" — wie, man weiß, Verwandte — des Schmiedbauern zum Besuch angefahren Vater, Mutter und ein fünfzehnjähriger Sohn. Sie wurden mit Kaffee und „Gogleyf" (Gugelhupf) traktirt, welchen Marlene und die Magd am Vormittag zu diesem Zweck versertigt hatten. Als endlich auch der „junge Vetter" dem Nöthigen zu einer neuen Schale nicht mehr Folge leisten konnte, führte man die Gäste im Hause herum und zeigte ihnen Küche und Keller, Kasten und Schreine und deren Inhalt zum Bewundern, welcher Absicht die Bauersleute höflich entgegenkamen. Michel empfand großes Verlangen, ihnen die Ställe zu zeigen, und freute sich namentlich, ihnen die Zierde derselben, einen schönen zweijährigen Braunen vorzuführen. Er eilte voraus in den Roßstall, fand den Oberknecht ausgegangen, Ludwig aber bei der Hand. Bei dem Anblick desselben fuhr der böse Feind in ihn und gab ihm den Gedanken ein, sich selbst in seiner Herrlichkeit und den Sohn des Angerbauern, der mit den Gästen ebenfalls einigermaßen verwandt war, in seiner Erniedrigung zu zeigen. Er rief in barschem Ton: „Ludwig, führ' den Braunen in den Hof!" Ludwig gehorchte und dankte den Verwandten auf den Gruß, den sie ihm boten, mit bescheidener Höflichkeit. Das junge Roß ward im Freien munter und

fing an zu laufen. Michel rief ärgerlich: „Nicht so schnell!“ Der Angefahrene hielt es zurück; Michel schrie nun: „Zu langsam! Marsch! Zu!“ und vexirte den andern so, daß die Gäste bald sahen, worauf es hier angelegt war, den rothgewordenen Ludwig bedauerten und den Sohn des Hauses für einen dummen Prahler hielten. Endlich rief Michel: „Laß ihn laufen! Schnell! schneller!“ Ludwig gehorchte; das Roß wurde im Trab übermüthig, sprang auf die Seite, traf mit den Hinterbeinen in eine kleine Kothlache, die vom gestrigen Regen herrührte, und bespritzte den schön gestreiften Rock der Bäuerin.

Auf so etwas hatte Michel gewartet. Den Umstand, daß dieser armselige Zufall nur in Folge seiner Befehle eingetreten war, natürlich außer Acht lassend, ergriff er mit Begierde die Gelegenheit, zugleich seine Machtvollkommenheit und seine Galanterie gegen die Base an den Tag zu legen; er schrie Ludwig zornig an: „Du bist ein Esel! Nicht einmal ein Roß kannst du führen, wie sich's gehört!“ — Das war aber dem Burschen zuviel. Während die Gäste Ausrufe des Bedauerns hören ließen, übergab er dem kurz vorher angekommenen dritten Knecht das Roß, trat vor Michel hin und rief: „Du bist der jämmerlichste aller Menschen! Noch ein solches Wort gegen mich, und ich brech' dich zusammen!“ Seine Augen funkelten, in seinem Gesicht brannte die Glut des Zorns und der Verachtung, seine Arme zuckten, als ob er seine Rede sogleich wahrmachen wollte. Michel erschrack und trat blaß geworden einen Schritt zurück. Der gemeinschaftliche Vetter stellte sich zwischen sie und ermahnte zur Ruhe. Unterdessen faßte sich Michel wieder, und indem er eine hochmüthige Miene anzunehmen suchte, sagte er zu Ludwig: „Mit dir wird man noch fertig werden, und das bald!“ Dann sah er sich um, ob nicht sein Vater oder der Oberknecht in der Nähe wäre. Ludwig folgte dieser Bewegung, und seine Gedanken errathend, rief er: „Schrei keinen, ich rath es dir! Wenn ihr zusammen über mich herfallt, dann ist's Nothwehr, was ich thu', und“ — setzte er hinzu, indem er die Hand an die Seitentasche legte — „ich schwör's bei Gott: den ersten der mich anrührt, stoß' ich nieder wie einen Hund!“ Der Bauer, dem dieß zu stark war, sagte: „Führ keine solche Reden, das geziemt sich nicht für dich!“ — „Für mich geziemt sich alles,“ entgegnete der Ge-

reizte, „was sich für einen freien Menschen geziemt! In dem Augenblick bin ich kein Knecht mehr, sondern der Sohn meines Vaters! Aus diesem Haus geh' ich fort, auf der Stelle — das versteht sich von selbst!" Er wandte sich zum Abgehen, drehte sich aber nochmal gegen Michel um und machte mit geballter Faust eine Bewegung, als ob er sagen wollte: Du weißt, was geschieht! Dann ging er in die Stallkammer zu seinem Lager und nahm aus dem daneben liegenden Schrein seine wenigen Habseligkeiten heraus, um sie zur Wanderung zusammenzubinden.

Unterdessen war der Schmiedbauer mit seiner Tochter aus dem Hause gekommen. Auf sein Befragen, welch ein Lärm das sei, erzählte der Vetter den Handel, war aber so gerecht zu sagen, daß Michel dem Ludwig es zu arg gemacht habe, was von der Base mit der Bemerkung bestätigt wurde, daß es wegen des „Spretzers" auf ihrer Schürze nicht der Mühe werth gewesen wäre. Der Schmiedbauer verwies dem Sohn sein Betragen und hieß ihn in die obere Stube gehen: die Sache wolle er nun allein ausmachen. Michel entgegnete, dem Kerl werde er nicht aus dem Wege gehen, entfernte sich aber doch.

Ludwig, sein Bündel unter dem Arm, kam herbei. „Schmiedbauer," sagte er mit verhältnißmäßiger Ruhe, „Ihr habt wohl schon gehört, was geschehen ist, und werdet begreifen, daß ich in Eurem Hause nicht länger bleiben kann." — „Das begreif ich," sagte der Bauer. „Aber wo willst du hin?" Ludwig erwiederte: „Ich geh' nach Augsburg." Der Bauer bemerkte: „Es wäre gescheidter, wenn du zu deinem Vater heimgingest. Die Gelegenheit wär' gut." — Ludwig entgegnete unmuthig: „Behaltet Euren Rath für Euch," und wollte gehen. — „Wie!" rief der Bauer, „ohne deinen Lohn? Du bekommst noch zwei Gulden." — Ludwig erwiederte, er schenke ihm den Lohn, worauf der Bauer nicht ohne Würde anrief, er wolle nichts geschenkt von ihm, was er verdient habe, müsse er nehmen. Ludwig ließ sich die zwei Gulden bezahlen, drückte sie dem dritten Knecht in die Hand, der ihn erstaunt ansah, wünschte den Umstehenden wohl zu leben und richtete seine Schritte dem Wirthshaus zu. Da der Abend herannahte, so wollte er hier übernachten und morgen mit dem Frühesten

nach Augsburg wandern, wozu er noch beinahe zwei Gulden vom früher eingenommenen Lohn hatte. Sein Gedanke war, an diesem Ort, wie schon so Mancher vom Ries, sein Glück zu machen, Annemarie nachzuholen und sie in eine schöne Stadtwohnung als Frau einzuführen.

Als er in die stark besuchte, von Tabakrauch erfüllte Wirthsstube trat, wurde er von einem Tisch junger Burschen freundlich begrüßt und zwei davon streckten ihm mit der üblichen Frage: „Kann ich aufwarten?“ ihre gefüllten Gläser entgegen. Der Streit mit dem jungen Schmiedbauer war von mehreren, die zufällig am Hofe vorübergingen, mit angehört worden, und diese hatten nichts Eiligeres zu thun, als die Geschichte durch's Dorf zu verbreiten. Kurz vorher war sie in der Wirthsstube erzählt worden, und die Zuvorkommenheit der jungen Leute hatte ihren Grund darin, daß Ludwig es dem eingebildeten Michel so hinausgegeben, und — daß er kein Knecht mehr war. Unser Bursche that mit ebenbürtiger Miene Bescheid, aß und trank, sagte dem Wirth, daß er über Nacht bleiben wolle, und ließ sich von ihm in die obere Stube führen. Hier begehrte er Schreibzeug und begann einen Brief an Annemarie, worin er ihr den heutigen Vorgang und seine Pläne mittheilte. Als er fertig war, klopfte es an die Thüre. Die Wirthsmagd brachte Licht mit einem Brief, der so eben unten für ihn abgegeben worden sei.

Ludwig betrachtete die Aufschrift, erbrach das Schreiben und las, zuerst mit allen Zeichen großer Ueberraschung; dann schüttelte er ernst den Kopf, als ob er mit dem Inhalt nicht einverstanden sein könnte. Er las weiter; eine eigenthümliche Empfindung spiegelte sich in seinen Zügen, er sah empor, wie bewegt von einem lockenden und drängenden Gedanken. Auf einmal stand er auf und rief entschlossen: „Ich thu's!“ — Er setzte sich wieder, versank in Nachdenken, und sein Gesicht nahm einen wehmüthigen Ausdruck an, wie das eines Menschen, der weiß, daß sein Thun verdammende Urtheile erfahren wird. Er packte sein Bündel aus und ordnete seine Habseligkeiten geschickter, als es in der ersten Eile möglich gewesen. Was der Brief auch enthalten mochte, in dem Beschluß, die Wanderung anzutreten, schien er ihn nur bestärkt zu haben.

Nach einem in mäßiger Arbeit verbrachten Tage saß der Angerbauer bei seinem Weib im Kanzlei. Die Abendmahlzeit war vorüber, eben so das Läuten der Kirchenglocke, das die Familien zum Abendgebete ruft, und welches darum „Betläuten“ genannt wird. Die Ehehalten waren zum größten Theil schon im Bette, weil sie morgen sehr früh wieder heraus mußten; nur der Oberknecht war noch im Roßstall und erzählte dem Andres Geschichten. In der Stube herrschte große Stille, in welcher nur das Ticken der Wanduhr — stärker, als man ihrs bei Tage zugetraut hätte — und das „Spinnen“ der großen Hauskatze vernehmlich war. Der Angerbauer hörte nichts von beiden; er ruhte gedankenvoll in dem braunledernen Großvaterstuhl am Ofen. Die Bäuerin saß am Wandtisch, auf dem eine brennende Oelampel stand. Sie sah bekümmert aus und war offenbar mit einem bestimmten Gedanken beschäftigt. Diesen zu äußern brach sie das Stillschweigen, und zwar in einem Tone, als ob sie ein unterbrochenes Gespräch wieder aufnähme. „Was doch das Geld ist!“ sagte sie mit einer Art Seufzer. „Wenn das Mädchen nur einen Hof hätte wie die andere, eine bessere Schwiegertochter könnten wir uns nicht wünschen!“ — Der Bauer fuhr aus seinen Gedanken auf und erwiederte: „Was redest du da wieder! Sie hat ihn nun einmal nicht! Wenn! Als ob einem damit geholfen wäre!“ — Die Bäuerin ließ sich nicht irre machen und fuhr fort: „Ich hab' sie heut' wieder an mir vorbeigehen sehen, und was mir besonders gefallen hat, ist ihre Sauberkeit, und daß ihr alles so wohl ansteht. Das würde eine Haushaltung werden wie unsere.“

Der Alte wurde ernstlich böse. „Ich möchte doch wissen,“ rief er aus, „was das für ein Vergnügen ist, sich Dinge vorzustellen, die nicht sein können. Sei doch nicht kindisch!“ — „Nun ja,“ erwiederte die Frau, „ich weiß ja, daß es nicht sein kann; aber man darf doch wohl davon reden.“ — Sie schwieg eine Weile still, konnte oder wollte sich aber noch nicht zufrieden geben, und begann daher: „Wer hätte gedacht, daß es uns so ganz unglücklich gehen würde! Statt einen Sohn gut zu versorgen, müssen wir ihn bei Leuten dienen lassen, die ihn schlecht behandeln, und vielleicht bald hören, daß er in die weite Welt gelaufen ist, wo wir ihn gar nicht mehr sehen!“

— Der Vater erhob sich in großem Unmuth. „Ich seh," rief er, „es ist die höchste Zeit, daß wir in's Bett gehen! Nimm die Ampel und zünde mir, ich geh!" — „Nun," versetzte die Mutter, „thu' nur nicht gleich so wild!" Sie erhob sich und folgte dem Mann in die Stube.

Als sie eben der Thür sich näherten, hörten sie ein Gebell vom Hofhunde, das sich rasch in ein Freudengeheul verwandelte. Sie horchten. Ein froher Lärm erhob sich vom Stalle her und bald vernahmen sie den lauten Ruf von Andres: „Er ist da! Er ist da!" — Das Herz der Mutter klopfte, mit zitternder Hand öffnete sie die Thüre, sah umher und erblickte an dem Ende des Ganges, der vom Stall in den Tennen führte, den verloren geglaubten Ludwig, von Andres mit jubelndem Eifer vorwärts gezogen. Einen Freudenschrei ausstoßen, die Ampel auf die Ofenbank stellen, dem wiedergefundenen Sohn entgegeneilen, ihn fassen und mit liebenden Worten begrüßen, war bei der guten Frau Eins. Sie nahm ihn beim andern Arm und führte ihn vereint mit Andres der Stube zu.

Der Angerbauer war von dieser, im gegenwärtigen Moment durchaus unerwarteten Heimkehr in die innerste Seele getroffen. Seine Gemüthsbewegung äußerte sich in einer Blässe, die über sein Gesicht ging und eben so wie die Freudenröthe der Mutter das Gefühl für den Sohn verkündete. Damit hatte er aber den Zoll der väterlichen Liebe abgetragen; er faßte sich im Augenblick wieder, unterdrückte seine Bewegung und sah dem Ankommenden in der Würde des häuslichen Richters entgegen, da die Mutter nach seiner Ansicht in der Güte viel zu weit gegangen war. Ludwig stand mit blutrothem Gesicht auf der Schwelle. Er hatte der Mutter „guten Abend" gesagt; vor dem Vater zeigte sich aber die Natur unfähig, den Beschluß des Willens auszuführen; der Mund war ihm wie durch einen Zauber verschlossen. Eben so unfähig war der Vater, diesen Zauber zu lösen durch ein mildes, entgegenkommendes, wenn auch mit väterlicher Rüge entgegenkommendes Wort.

Allein ich darf in dieser Schilderung nicht weiter gehen. Ich kenne die Leser und auch die schönen Leserinnen. Ich weiß, daß namentlich die letzteren am Manne das Heroische, Durchgreifende, stolz

Beharrende lieben, und muß nun fürchten, daß unser Freund wegen seiner plötzlichen Nachgiebigkeit in ihrer Achtung gar sehr gesunken ist und ihre theilnehmenden Seelen von dieser Wendung überhaupt unangenehm berührt werden sind. Da es mir nun doch hauptsächlich um ihre Gunst zu thun ist, für mich sowohl als für meinen ländlichen Liebhaber, so muß ich vor allem berichten, wie dieser dazu gebracht wurde, den unerwarteten Schritt zu thun.

Als Ludwig sich vom Schmiedbauer in's Wirthshaus begab und den Brief an Annemarie schrieb, war es bei ihm ausgemacht, am andern Morgen nach Augsburg zu wandern. Eine Aenderung seines Entschlusses wurde durch den Brief herbeigeführt, den er Nachts erhielt und der ihm ein anderes Ziel der Wanderung bezeichnete. Er war geschrieben von dem alten Pfarrer und ihm zugesandt aus dem Hause des jüngeren Amtsbruders, wo er für einen Fall dieser Art schon bereit lag. Ich lasse ihn wörtlich folgen und seine Sache selbst führen. Der alte Herr schrieb:

„Lieber Ludwig! Ich höre von meinem Freunde und Amtsbruder, daß du von dem Bauer, bei welchem du als Knecht dienst, und von seinen Kindern immer übler gehalten wirst, und da ich annehmen muß, du werdest dich über kurz oder lang mit ihm überwerfen, so schreibe ich dir diesen Brief, damit er im Augenblick der Entscheidung das Gewicht eines freundschaftlichen Rathes in die Wagschale werfe, die sich zur Versöhnung neigt. Du weißt selber, Ludwig, daß dein alter Freund nicht zu denen gehört, die mit ihren Ermahnungen lästig werden, wo kein Wille und keine Fähigkeit ist, sie zu befolgen; aber dir muth' ich jetzt etwas zu, weil ich dir die Kraft zutraue, es zu thun. Um es offen zu sagen: du mußt zu deinen Eltern zurückkehren! Du mußt es freiwillig und sobald als möglich thun!"

„Ueber den Streit mit deinem Vater will ich jetzt nicht urtheilen. Ihr seyd aneinander gerathen und du hast das väterliche Haus verlassen — es sind geschehene Dinge. Aber nehmen wir an, es sei an dem Bruche einer so gut Schuld wie der andere — wem steht es zu, die Hand zum Frieden zu bieten, dem Vater oder dem Sohn? Die Antwort hierauf wirst du dir, wenn du unbefangen urtheilen

kannst, selber geben. Der Sohn, der nachgiebt, erfüllt die Pflichten kindlicher Liebe und kindlichen Gehorsams; der Vater, der nachgiebt, verletzt die Pflichten der Herrschaft in seinem Hause und gibt sich unmännlich in die Hand des Kindes."

„Wüßten deine Eltern nicht, daß sie dich aus dieser Ursache nicht zurückrufen dürfen, sie hätten's wahrlich schon lange getan. Denn sie kümmern und grämen sich, sie verzehren sich in Sorgen und Unruhe, wie wenig sie sich vor andern auch anmerken lassen. Die Freude und die schöne Zufriedenheit ist aus ihrem Hause gewichen. Darf nun der Sohn, der davon Kenntniß erhält, zaudern, seinen Eltern die verlorene Freude wieder zu geben? Darf er zaudern, auch wenn man ihm zeigt, daß es seine Pflicht ist und er allein es vermag? Wenn der natürliche Mensch in dir widerstrebt, wenn er sich dreht und windet und allerlei Ausflüchte macht — um so besser, Ludwig! denn dann hast du Gelegenheit, in Ueberwindung desselben zu beweisen, daß du ein Christ und ein braver, sittlicher Mensch bist."

„Ich wende mich an den Ludwig, der mir im Unterricht gar oft durch verständige und feine Antworten Freude gemacht. — Wenn ein Sohn, der trotzig davongelaufen, in das Haus seiner Eltern zurückkehrt, weil es ihm draußen schlecht geht und er gern wieder besser essen und trinken möchte, so ist er ein armer Sünder, dem man allenfalls verzeihen, aber keine Achtung schenken kann. Wenn er aber heimkehrt aus Liebe zu den Seinen und in der großmütigen Absicht, ihnen Freude zu bringen, wenn er heimkehrt, obwohl er sich sagen kann, daß er sich draußen selber zu helfen vermöchte, dann ist er ein braver, edler Mensch und handelt in dieser christlichen Selbstüberwindung viel männlicher, als wenn er trutzig weiter und weiter liefe; denn es gehört viel mehr Kraft dazu, seinen Willen zu brechen, als seiner Leidenschaft zu fröhnen. — Das Christenthum, Ludwig, das ich dich gelehrt, ist nicht einem Gefäße gleich, das man in einen Kasten stellt, um es hie und da seinen Freunden zu weisen; es ist eine Sache zum Brauchen. Und je mehr und je fleißiger man diese Sache braucht, desto besser und schöner wird sie."

„Erwäge noch etwas anderes! Du strebst nach einem eigenen, in deinen Verhältnissen ungewöhnlichen Preis. Du begehrst ein Mädchen

zur Frau, die durch ihr Vermögen und ihre Stellung im Leben nach der hergebrachten Ansicht nicht deines Gleichen ist. Du verlangst, daß deine Eltern ihre Pläne opfern und ihre gewohnten Begriffe aufgeben sollen um deiner Leidenschaft willen. Womit hast du denn das verdient? Was hast du denn dafür gethan? Du forderst dem Vater seine Einwilligung ab, und wie er sie verweigert, brichst du mit ihm und gehst davon. Heißt das von seinen Eltern eine Gunst verdienen? Und wenn du nun ganz fortwanderteſt in die Fremde, könnteſt du von dem völlig gekränkten Vater erwarten, daß er dich dafür durch Erfüllung deiner Wünsche belohne? — Wenn du aber selbst ein Opfer bringſt, wenn du dich demüthigſt und in treuem Entschluß als gehorsamer Sohn zurückkehrſt, dann möchte das wohl die Herzen der Deinen rühren, ſie möchten eine Anregung empfinden, nun ebenfalls ein Opfer zu bringen und da zu belohnen, wo ein Verdienſt vorhanden iſt."

„Ich will dir keine Hoffnungen machen, denn ich habe kein Recht dazu; noch weniger kann ich für etwas der Art einſtehen. Allein wenn du den Segen des Himmels haben willſt, ſo mußt du durch edles Handeln dich ſeiner werth machen. Und wenn du bei deinem Vater etwas erreichen willſt, ſo darfſt du nicht auf eine Schwäche rechnen, die er nicht hat, ſondern du mußt die Großmuth zu erwecken ſuchen, deren er fähig iſt."

„Und nun bedenke, was deine braven Eltern von jeher für dich gethan haben, und frage dich, ob die Aufrechthaltung eines im Zorn geſprochenen Wortes ſo ſchwer wiegen darf wie die Pflicht der Dankbarkeit für unberechenbare Wohlthaten. Denke an die Freude, welche du den Deinigen machen wirſt — und daneben auch ein wenig an die, welche dein alter Freund haben wird, der dich gar gern wieder in ſeiner Nähe hätte!"

Ob dieſer Brief einen andern umgeſtimmt hätte? Ich weiß es nicht. Bei Ludwig erfüllte er ſeinen Zweck, und der alte Herr bewies hier, daß er ſeinen Schüler kannte. Der Verſtand des jungen Burſchen konnte den Gründen des Geiſtlichen nicht Unrecht geben und ſein gutmüthiges Herz war empfänglich für die edlen Mahnungen, die er an ſich gerichtet ſah. Er erkannte klar: geſchehen muß etwas, mein

Vater thut's nicht, darum muß ich's thun. Er fühlte sich bei diesem Gedanken nicht kleiner als vorher, sondern größer, und deutlich rief es in seinem Herzen, daß der Gang nach Hause der Weg zu seinem Glück seyn werde. Er faßte seinen Entschluß und blieb dabei.

Am andern Morgen zerriß er den Brief an Annemarie und schrieb einen andern, der kurz so lautete: „Liebe Annemarie! Ich bin im Streit vom Schmiedbauer geschieden und folge nun dem Rath unseres guten Pfarrers und kehre aus freien Stücken zu meinen Eltern heim. Er bat mir seine Meinung schriftlich zukommen lassen und du würdest ihm eben so recht geben müssen, wie ich es thue. Ich bleibe dir unabänderlich treu und thu' nur einen Schritt, der uns dem Ziel, das wir beide uns gesetzt haben, näher bringen muß. Und vertrau dem Herrn Pfarrer und mir nur ohne weiteres, wenn ich dich auch in der ersten Zeit nicht gleich besuchen könnte. Es geschieht alles zu unserem Besten. Ich bin dein ewig getreuer Ludwig."

Nachdem er diesen Brief an Annemarie durch eine sichere Gelegenheit abgeschickt hatte, wo sie ihn noch im Lauf des Tages bekommen mußte, nahm er von den Wirtheleuten Abschied, ging zum Pfarrer des Orts und theilte ihm sein Vorhaben mit. Der Geistliche lobte ihn sehr und wünschte ihm alles Glück, indem er ihm freundlich lächelnd Muth einsprach. Ludwig ging zuerst nach Nördlingen und richtete es so ein, daß er in der Dämmerung auf Feldwegen nach seinem Dorfe wanderte. Als er sich seinem Garten näherte — denn durch ihn wollte er ins Vaterhaus zurückkehren — mußte er erfahren, daß auch bei der größten Willigkeit des Geistes das Fleisch dennoch schwach sein könne. Wie fest er sich vorgenommen, heimzukehren als ein Mensch, der weiß was er will und der seine Pflicht erfüllt, so fing sein Herz doch gar mächtig an zu pochen und er wurde roth vor sich selber. Trotz dieser Anwandlungen des Schämens und Zagens ging er indeß vorwärts, bis er in den Hof und von da in die Stallung kam. Das Uebrige wissen wir.

Als der Alte sah, daß sein Sohn nichts vorzubringen vermöge, brach er das Stillschweigen auf eine Art, wie sie ihm für's erste allein möglich war. Er sagte: „Es scheint, daß es dir beim Vetter Schmiedbauer nicht recht gefallen hat, da du wieder zu einem Mann kommst,

wie dein Vater ist. Hat man den Herrn vielleicht nicht gut gehalten? Hat man sich unterstanden, ihm durch den Sinn zu fahren? Wie oder hätte" — Weiter konnte er nicht reden, da die Mutter ihm mit dem Ausruf: „Bist du gleich still!" den Mund zuhielt. Zu Ludwig gewendet, sagte sie dann: „Kehr dich nicht an seine Reden, du kennst ihn ja! Ihm ist's am liebsten von uns allen, daß du wieder da bist!" — „Ja wohl," bemerkte Andres, „ihm ist ein Mühlstein vom Herzen gefallen!" — Der Alte sah Andres an und sagte: „Ihr seyd Narren, du und deine Mutter!" — Dann faßte er sich und sagte mit Würde: „Freilich ist's mir lieb, wenn ich sehe, daß ein junger Mensch zur Einsicht kommt und seinem Vater nachgibt wie sich's gehört! Wenn ein teller Streich wieder gut gemacht und der Karren wieder ins Gleis geschoben wird, muß das einen vernünftigen Menschen freuen."

Diese Rede öffnete dem Sohne wieder den Mund; er sagte mit bescheidener Festigkeit: „Vater, ich bin zu dir zurückgekommen aus freien Stücken. Ich hab's nicht nöthig gehabt, denn einem Menschen, wie ich bin, steht die Welt offen, und daß ich etwas ertragen kann, hab' ich bewiesen. Ich bin zu dir zurückgekommen, weil ich mich überzeugt hab', daß das Nachgeben meine Pflicht ist, und nun bin ich auch entschlossen, alles anzuhalten, was mir geschehen mag." — Der Alte hatte hoch aufgehorcht: die Rede und die Art, wie sie vorgebracht wurde, gefiel ihm. Eben deswegen hing er sich aber an die letzten Worte und erwiederte: „Dummheiten! Man wird dich wohl hier fressen? Du bist noch immer der Alte!" — Damit wandte er sich weg.

Die Mutter dachte nun an etwas anderes. Sie fragte: „Aber du wirst hungrig sein, Ludwig, von dem Marsch! Gleich will ich ein Stück Fleisch richten, das noch von gestern übrig ist!" — Andres, der in bester Laune war, bemerkte: „Du bekommst Kalbsbraten, wie dein Vorgänger im neuen Testament." — Ludwig, auf den Scherz eingehend, erwiederte: „So wie der komme ich drum doch nicht heim! Indessen hab' ich schon in Nördlingen Kalbsbraten gespeist und muß für dein Anerbieten danken, Mutter." — „Ah so," rief Andres, „du hast dich gestärkt zu der großen Anrede! Die Kraft hat aber doch

beinahe nicht gereicht." — „Sei still," sagte die Mutter, „du bist grad wie dein Alter!" — Sie bot ihren Braten wiederholt an und Ludwig mußte es auf's bestimmteste abschlagen, bevor sie sich beruhigte. Nun lud sie ihn ein, sich an den Tisch zu setzen, wo der Vater schon Platz genommen hatte, und ihr zu berichten, wie's ihm ergangen sey.

Ludwig erzählte seine ganze Geschichte, mehrfach unterbrochen von Ausrufungen der Mutter: wie sie nie geglaubt hätte, daß die Schmiedbauersleute von der Art seyen. Als er den Auftritt mit dem jungen Schmiedbauer schilderte, konnte sein Vater nicht umhin, den Jungen, der hier gezeigt, daß er auch „Schneid" habe, beifällig anzusehen. Bei dem Bericht über die Umwandlung durch den Brief wurde er aber plötzlich ernsthaft. „So, so," sagte er, „ein Brief von unserem Pfarrer. Darf man ihn vielleicht auch lesen?

Ludwig übergab ihm den Brief, denn er hatte wohl gemerkt, daß er auch für den Vater geschrieben war. Der Alte rückte die Ampel näher und las, anfangs mit würdevollen Zeichen der Beistimmung und Anerkennung, dann mit sehr bedenklicher Miene. „So, so, so," sagte er, als er fertig war. „Das schreibt der Herr Pfarrer? — Nun seh ich, wie viel's geschlagen hat!" — „Nun?" fragte die Mutter mit großer Neugierde. — „Jetzt kenn' ich mich aus und bedank' mich schön," fuhr der Alte mit empfindlicher Miene fort.

Ludwig, seine Gedanken errathend, sagte: „Vater, ich weiß, was du meinst. Aber ich verspreche dir's, nie sollst du von mir eine Bitte hören. Wenn ihr mich nicht mehr mit der Base plagt, so will ich nichts weiter." — Der Alte versetzte: „Du willst nichts weiter? Gut, schön! Das heißt für die erste Zeit. Du kannst warten! Hab' ich's getroffen? — Als er Ludwig leicht erröthen sah, setzte er hinzu: „Dein Pfarrer und du, ihr dürft fein nicht glauben, daß der Angerbauer ein Bret vor dem Kopf hat. Ihr seid mir noch lang nicht zu gescheidt! Daß ihr euch nur nicht verrechnet." — Jetzt rief die Mutter in ernstlicher Ungeduld: „Aber was hast du denn?" — „Ach," erwiederte der Alte, „die ganze Geschichte ist mir zuwider, ich bin müd' und geh' in's Bett." Damit stand er auf und ging hinaus in die Schlafkammer.

Die Mutter „ündete“ ihm nicht, wie sie sonst auch unaufgefordert gethan hätte. Sie war zu neugierig, zu erfahren, was in dem Brief stehe, und forderte Ludwig auf, ihn vorzulesen. Dieser las die Hauptstellen: Als er geendet hatte, rief die gute Frau, während Andres sehr schlau dreinsah. „Ei, ei, ei! Nun begreif' ich deinen Vater.“ — „Liebe Mutter,“ sagte Ludwig, „heut' wollen wir von dieser Geschichte nicht weiter reden.“ — „Ja wohl,“ bemerkte Andres, „wir wollen uns niederlegen, ich bin schläfrig. Komm, du gehst mit mir in die obere Kammer. Hab' ich doch wieder einen Schlafkameraden!“ Er wollte den Bruder mit sich fortziehen, aber die Mutter hielt ihn noch und fragte: „Willst du denn aber wirklich nichts mehr essen heute, Ludwig?“ — „Nein,“ erwiederte dieser dankbar, gab ihr die Hand und sah ihr zärtlich in's Auge, indem er sagte: „Schlaf wohl, gute Mutter! Führ' meine Sach' beim Vater.“

Die Mittheilungen, die Andres seinem Schlafkameraden gemacht, konnten nur günstig gewesen sein; denn Ludwig zeigte am andern Morgen in seinem Gesicht eine eigene stille Zufriedenheit und Hoffnung. Er wußte, daß der Pfarrer früh aufzustehen pflegte, und wollte ihn daher zuerst besuchen. Auf dem Weg wurde er den verschiedenen Bekannten erstaunt angesehen, von einigen schelmisch begrüßt. Er war jedoch in zu guter Stimmung, um verlegen zu werden; er dankte und antwortete wieder scherzend. — Der alte Herr war sehr erfreut, als er ihn sah. „Ah, brav so!“ rief er, ihm die Hand reichend, „du hast meinen Rath befolgt!“ — „Ja, Herr Pfarrer.“ — „Und bist wohl aufgenommen worden?“

Ludwig erzählte, wie es ihm ergangen. Der Alte hörte mit größter Theilnahme zu und sagte: „Nun, ich kenne ja die Deinen! Es ist gekommen, wie ich's dachte.“ — „Ja,“ versetzte Ludwig, „Sie haben sich meiner angenommen, Herr Pfarrer. Ich sehe nun wohl, wie Sie's meinen, und weiß, daß wir alles Gute, was uns noch kommen wird, nur Ihnen verdanken.“ — „Pst!“ rief der alte Herr lächelnd und freundlich warnend. „Still davon!“

„Vom Pfarrer ging Ludwig zu seiner Schwester, die er allein

in der Stube traf. Sie hatte von seiner Ankunft schon gehört und gab ihm die Hand, indem sie ausrief: „Bist du da, Vagabund? Du machst schöne Streiche, ja!“ Ludwig zuckte die Achseln und begrüßte den eintretenden Schwager, der seine Frau fragte: „Hast du nicht den Ofen eingeschlagen bei dem seltsamen Besuch?“ — „Wahrhaftig,“ sagte diese, „das hätt' ich thun sollen.“ — „Nun,“ bemerkte Ludwig, „von jetzt an werd' ich schon öfter kommen.“ — Die Schwester lächelte. „Du glaubst wohl selbander? Aber das hat noch einen Haken.“ — „Man kann nicht wissen,“ versetzte Ludwig mit einem gewissen Uebermuth.

Er verließ die Familie sehr aufgemuntert. Aus allem, was er sah und hörte, drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß sich die Seinen — vielleicht nur den Vater ausgenommen — mit dem Gedanken einer Heirath zwischen ihm und Annemarie schon vertrauter gemacht hatten, als er nur irgend hatte hoffen können. Was würde er gesagt haben, wenn er erfahren hätte, daß er diese Umstimmung zum großen Theil dem Benehmen der Eva verdankte! Dieses hatte namentlich die Schmalzbäuerin empört, und da bei der angestellten Vergleichung Annemarie doppelt gewinnen mußte, so hatte die Schwester gegen ihren Mann und die Mutter zuerst den Gedanken ausgesprochen, es würde am Ende das Beste sein, dem Ludwig das Mädchen zu lassen. — Als er an der Gasse vorüberging, die zu dem Bäckerhause führte, sah er sehnsüchtig hin, und beinahe hätte er dem Drange nachgegeben, zu der Geliebten zu eilen und ihr seine Hoffnungen zu verkünden. Aber er sagte sich: „Nein, es darf nicht sein!“ und ging nach Hause.

In derselben Morgenstunde saß Annemarie bei einer Arbeit in der Stube des Bäckers. Sie hatte Ludwigs Brief am gestrigen Tage richtig erhalten, und ohne daß es jemand gesehen. Die Ueberraschung, welche der ausgesprochene Entschluß des Geliebten in ihr hervorrufen mußte, hatte bald einem großen Wohlgefühl Platz gemacht. Die Last, die sie noch zu tragen hatte, war abgeworfen. Sie war nicht mehr eine „Stifterin des Unfriedens zwischen Vater und Sohn;“ man konnte ihr den ungerechten Vorwurf nun nicht mehr

begabte Mädchen, und ihr Herz sagte ihr, daß diese Heimkehr ihnen beiden zum Segen sein werde.

Als sie in diesen Gedanken glücklich dasaß, kam Regine athemlos gelaufen und rief: „Weißt du die große Neuigkeit schon?“ — „Nun, was ist's?“ fragte Annemarie. — „Fall nicht vom Stuhl, wenn du's hörst: der Ludwig ist wieder bei seinem Vater!“ — Annemarie erröthete ein wenig und erwiederte: „Das hab' ich schon gewußt, er hat mir's gestern geschrieben.“ — „So?“ versetzte die Freundin etwas empfindlich, „davon sagst du mir nichts?“ — Annemarie sah sie gutmüthig an und erwiederte: „Muß ich dir denn alles sagen? — Auch jetzt muß ich dich bitten, von diesem Brief niemand etwas merken zu lassen.“ — „Ich verrath' nichts,“ sagte Regine. „Aber wird er dich denn besuchen?“ — „Heute nicht,“ versetzte Annemarie ruhig, „und morgen auch nicht. Aber ich kann warten.“

Ein gutes altes Sprichwort sagt: „Was sein soll, schickt sich wohl.“ Eine Zeitlang kann sich uns auf unserem Lebenswege Hinderniß auf Hinderniß entgegenstellen, und wenn wir uns des Sieges erfreuen wollen, finden wir nur immer neue Arbeit. Plötzlich ist's wie umgekehrt. Alles gelingt, rasch geschehen Dinge, welche den letzten Widerstand beseitigen und der kühnsten Hoffnung Erfüllung verheißen. Es liegt dann in der Luft und jeder fühlt, daß die glückliche Entscheidung kommen soll. — So ging es auch hier.

Zwei Tage nach der Rückkehr Ludwigs wurde bekannt, daß die Hoferbin Eva sich versprochen habe. Der Erkorene war jener Vetter der beiden langen Bauerntöchter, den wir vom „Anfang“ her kennen. Obwohl der Gedanke einer Verbindung zwischen Eva und Ludwig vom Angerbauer selber aufgegeben war, so lag in dem Ereigniß doch etwas Günstiges. Die Möglichkeit war nun ganz verschlossen und der rasche Entschluß des Mädchens reizte die schon freundlich gestimmten Seelen, auch ihrerseits an's Werk zu schreiten.

Fast zu derselben Zeit wurde bekannt, daß ein Bauer sich auswärts angekauft habe und sein Hof zu erwerben sei. Nun hielten sich die Angerbäuerin und die Schmalzbäuerin nicht länger. Sie

dem Ludwig das Mädchen geben müsse. Die Gründe waren: „Die Annemarie ist brav; vernarrt sind sie in einander; eine andere nimmt er nicht; im Geschrei ist er mit ihr; ein Hof ist zu haben; und endlich: es geht einmal nicht anders!“ — Zuerst wurde der Schmalzbauer in's Geheimniß gezogen. Dieser, der mit seinem Weib „gut hauste“ und von der „Lieb“ noch einen gewissen Begriff hatte, erklärte seine Zustimmung und Beihülfe ohne weiteres. Durch ihn verstärkt rückten die beiden Frauen endlich an einem Nachmittag hinter den Angerbauer.

Obwohl dieser den Vorschlag hatte kommen sehen und selber sah, daß es nicht wohl anders ging, so fuhr er doch gewaltig auf und fragte: ob sie wirklich alle mit einander verrückt geworden seien? Alle Gegengründe wurden von ihm hervorgeholt und ein Ach und O folgte dem andern. Sein letzter Einwand war die „Zeltnerofreundschaft.“ Den hatte aber der Schmalzbauer leicht zu widerlegen. Der Bäcker war in's Dorf gezogen und in demselben ohne Blutsverwandte. Seine einzige Tochter sollte den Hans, einen Bauern beirathen, wenn auch den kleinsten im Dorfe. Auf diese Art hatte man nur Einen Zeltner in der Freundschaft, den Bäcker, und das war doch auch kein gewöhnlicher. Der Köcher des Alten war leer, und da er nach und nach müde geworden war, so rief er: „Nun in's — — in Gottes Namen, er mag sie haben!“

Die Weiber, welche die Angelegenheit ganz zu der ihrigen gemacht hatten, schrieen auf vor Freude und lobten den Alten über die Maßen. Dann sagte die Schmalzbäuerin: „Nun laßt mich machen! Etwas gehört ihm noch!“ Sie rief Andres herbei und sagte, er solle Ludwig holen, er sei im Garten. Andres nickte mit dem Kopf, wie einer, der begreift, und richtete seinen Auftrag aus, ohne dem Bruder etwas von seiner Vermuthung zu sagen. Als sie mit einander in die Stube traten, begann die Schwester mit einer Art von Geschäftsmiene: „Ludwig, so eben ist von dir die Rede gewesen. Du weißt, die Ev' heirathet, und wenn man dir auch keine „Sprener“ (Spreu) vor die Thüre streuen wird, so ist's doch keine Ehre für dich. Du mußt auch heirathen; und zum Glück ist unerwartet ein Antrag an uns gekommen, der unsern ganzen Beifall hat.

und, wie wir hoffen, auch deinen. Das schönste und reichste Mädchen im ganzen Ries sagt augenblicklich Ja, wenn du willst." — „Wer ist denn die?" fragte Ludwig. — „Des Wirths Tochter in **." — In der That war diese, wenn nicht gerade die schönste, doch wenigstens eine der schönsten und reichsten.

Ludwig, ungewiß, was er denken sollte — denn die Schmalzbäuerin hatte ganz ernsthaft gesprochen und die andern eben so ernsthaft dreingesehen, — erwiederte kurz: „Ich dank' schön." — „Wie?" rief die Schwester, „ist dir die auch nicht recht?" — „Gegen das Mädchen hab' ich nichts, aber ich will überhaupt nicht heirathen." — „So?" sagte die Schmalzbäuerin, „das ist etwas anderes."

Nun wurde auch der Alte angesteckt. „Ich hab's euch ja gesagt!" rief er den andern zu. „Sein erster Versuch ist so übel ausgefallen, daß er's ganz verschworen hat. Wenn wir ihm nun auch die schöne Zimmermannstochter geben wollten, die so „guet tanzt" und die mehr werth ist als alle Rieser Bauern- und Wirthstöchter zusammengenommen — er würde auch sagen: ich dank' schön!" — „Wirklich?" fragte die Mutter, zu Ludwig gewendet, „würdest du das?"

Dieser, betroffen, verwirrt, schaute die Gesichter an und verweilte bei dem des Vaters, der aber seine Rolle fest behauptete. Die Mutter konnte sich nicht länger halten. Sie nahm den Sohn bei der Hand und sagte: „Nun, Ludwig, mach einmal ein ganz freundliches Gesicht! Deine Schwester, dein Schwager und ich, wir haben den Vater herumgebracht — du sollst die Annemarie haben!" „Ist's wahr?" rief der Glückliche, drückte der Mutter die Hand, eilte zum Vater und dankte ihm in überfließend zärtlichen Worten. Der Alte machte ein seltsames Gesicht. „Ach!" rief er mit einem großen Seufzer aus, „nun muß man auch den Dank noch hören! — Geh fort," setzte er hinzu, als Ludwig den andern seine Liebe bezeigte, „geh' und sag's dem Mädchen, damit ein Ende wird!" — Ludwig ließ sich das nicht zweimal sagen. Nach wiederholten Dankreden eilte er davon. Als er hinaus war, sagte die Schmalzbäuerin zu Andres: „Nun, was ist denn dir? du stehst ja da wie ein „Oelgötz!" Freust du dich denn nicht?" — „Gott!" erwiederte Andres, „daß das so kommen wird, hab' ich ja längst gewußt!"

Ludwig kam zum Bäckerhaus wie im Traum. Als er die Thür geöffnet hatte, sagte sein strahlendes Gesicht alles. Wie durch einen Zauberschlag entzündet, glänzte sein Glück auf dem Antlitz der Geliebten, die bei dem Bäcker und Regine saß; sie flog ihm entgegen und in der zärtlichsten Umarmung flossen selige Thränen von ihren Wangen herab. „Du bist mein, Annemarie, mein mit dem Willen meiner Eltern!“ rief Ludwig zum Ueberfluß und drückte die Geliebte fester an sich, deren vor Freude gebeugtes Haupt an seine Brust gesunken war. — Es war einer von den Augenblicken, die man als unverdientes Geschenk empfindet, wenn man in Noth und Sorgen, in Dulden und Sehnen Jahre lang darnach getrachtet hat.

Das Schicksal hatte aber für die Liebenden noch eine Gabe im Füllhorn. Zwei Tage nach der günstigen Entscheidung gelangte in's Bäckerhaus die Nachricht, daß in dem württembergischen Städtchen Bopfingen (dem Abdera oder Schöppenstedt des Rieses) eine Verwandte gestorben sei und der Annemarie zweitausend Gulden vermacht habe. Dies war kein bloßer Zufall, auch kein „Bopfinger Stückle“ von der Verstorbenen, sondern eine verständige Handlung, herbeigeführt durch das Mädchen selbst und ihr braves Benehmen. Die kinderlose Base hatte davon gehört, und da sie als eine erfahrene Frau so treu Liebe hoch hielt, so wollte sie sterbend einen Beitrag leisten zu ihrer Belohnung. — Als man dem Angerbauer diesen Glücksfall hinterbrachte, war er zunächst sehr erfreut über den Zuwachs des Vermögens, dann aber auch darüber, daß er erst nach seiner Einwilligung bekannt geworden, so daß Niemand behaupten konnte, er hätte nur um des Geldes willen Ja gesagt. Um so mehr fühlte er sich nun angetrieben, gegen seinen Sohn ganz als Vater zu handeln. Er kaufte den feilgewordenen Hof für Ludwig, der ihn als sein Heirathgut haben sollte, obwohl er um ein gutes Theil mehr kostete als sechstausend Gulden. Ueberdies ergänzte er den Viehstand und das Geräthe, so daß die Besitzung nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Dann setzte er den Heirathstag (den Tag der Verlobung) selber fest.

In der Zwischenzeit fanden die ersten Besuche und Gegenbesuche statt. Es war ein großer Augenblick, als Annemarie an der Seite ihres Vormunds zum erstenmal in den Hof des Angerbauers trat.

Ludwig war ihnen entgegen geeilt und seine Eltern erwarteten die Gäste auf der Schwelle der Hausthür. Wie muthig das Mädchen war, so kam sie doch ein Zittern an, als sie dem stolzen Bauer, der so lange als die gefürchtetste Person vor ihrer Seele gestanden, zur ersten Begrüßung entgegen ging. Allein sie wurde sehr freundlich empfangen, wie es in der Natur der Sache lag. Sobald der Angerbauer seine Zustimmung zu der Heirath gegeben hatte, war das Verhältniß in seinen Augen auch sanctionirt. Die Strahlen seines Lichtes fielen nicht nur auf Annemarie, sondern auch auf den Bäcker und machten sie zu seines Gleichen. Annemarie war nicht mehr die Tochter und die Verwandte eines Leibherrn, sie war die künftige Schwiegertochter des Angerbauers, und als solche konnte sie die größten Ehren in Anspruch nehmen. Niemand wäre zu tadeln gewesen, daß er jetzt in Gegenwart des Alten über viele Verbindung seine Verwunderung ausgedrückt oder gar über das Mädchen geringschätzig gesprochen hätte.

Als Annemarie die Freundlichkeit der Eltern sah, fand sie ihren Muth wieder und beantwortete die Begrüßungsworte so anmuthig und bescheiden, daß der Alte sie sofort bei der Hand faßte und in die Stube führte. Man würde den Landleuten sehr Unrecht thun, wenn man ihnen nicht ein ihrem Stande entsprechendes Schicklichkeits- und Zartgefühl zutrauen wollte. Als man hier an dem wohlbesetzten Tische saß, unterhielt man sich, als ob nie ein Streit vorgefallen wäre, nicht eine Hindeutung erlaubte man sich darauf. Dagegen wurden die erfreulichen und ehrenvollen Neuigkeiten besprochen: die Erbschaft, die der Annemarie zugefallen war, der Kauf und die Einrichtung des Hofes. Bei dieser Gelegenheit machte das Mädchen einige Bemerkungen, die der Angerbauer mit vollem Beifall beehrte, indem er hinzufügte: er sehe schon, daß sie die Sache verstehe. Natürlich saß Ludwig bald an der Seite der Geliebten. Als die Angerbäuerin das schöne Paar zum erstenmal beisammen sah, betrachtete sie es mit großem Wohlgefallen, und ein vergnügtes, schlaues Lächeln spielte um ihren Mund, als sie später auch den Vater über einem solchen Blick ertappte. Die Gäste nahmen endlich Abschied, und Ludwig begleitete sie. „Nun," fragte die Angerbäuerin, „was meinst du zu

dem Mädchen?“ Der Alte erwiederte ernsthaft: „Das Mädchen ist recht.“

Sonst ist von der Zwischenzeit nichts mehr zu erwähnen, als ein Besuch, den der alte Angerbauer mit Ludwig in Nördlingen machte. Beide hatten sich in ihren besten Staat geworfen, denn eigentlich wollte der Alte nichts, als sich mit seinem Sohne dort sehen lassen. Da er zu diesem Zweck Bekannte treffen mußte, so begaben sie sich zum „Fadenherrn.“ Als sie in der Stube sich umsahen, erblickten sie zu ihrer großen Ueberraschung an einem Eckisch die ganze Familie des Schmiedbauers, Vater, Sohn, Tochter und Magd. Die Reihe, verlegen zu werden, war nun an diesen. Sie waren in der That sehr betroffen und Michel sah tiefbeschämt aus. Der Schmiedbauer faßte sich zuerst; er stand auf, ging den beiden entgegen und sagte: „Nun, wie ich höre, kann man gratuliren?“ — „Allerdings,“ entgegnete der Angerbauer mit Würde, „das kann man.“ — Der Schmiedbauer nahm hierauf eine lächelnde Miene an und sagte: „Vetter Ludwig, du bist wohl bös auf mich zu sprechen? Aber ich bin dein schlimmster Feind nicht gewesen. Wenn ich dich als den Sohn des Angerbauers bei mir gehalten hätte, so stände die Sache jetzt nicht so, wie sie steht.“ — „Ja wohl,“ rief Michel, der auch aufgestanden war, mit der halb komischen, halb Mitleid erweckenden Verlegenheit eines schlechten Gewissens. „Wenn das nicht unser Gedanke gewesen wär', so wär' manches nicht vergefallen, am wenigsten die Geschichte am Sonntag.“

Ludwig war zu glücklich, um streng zu sein. Er erwiederte daher mit Ueberlegenheit zwar, aber auch mit Gutmüthigkeit: „Ze, nun soll ich das am Ende für ein Freundschaftsstück nehmen? Auch gut! Aber daß ich's nicht gleich gethan hab', mußt du mir nicht übel nehmen, Freund Michel: du hast die Sache gar zu gut gemacht.“ Hierauf grüßte er Madlene und die Magd. Jene ward glühend roth und sah mit einem Blick zu ihm her, daß er ihr alles verzieh und ihr die Hand zur Versöhnung gab. Die Magd starrte ihn wie einen Prinzen an. Sie konnte gar nicht begreifen, wie sie jemals ihre Augen zu so Einem habe erheben können, und machte sich in der Ecke so klein als

möglich. Auf dem Heimwege sagte Ludwig zu seinem Vater: „Es ist mir lieb, daß es so ausgegangen ist.“

Endlich kam der Tag, wo es zwischen Ludwig und Annemarie „schriftlich gemacht“ werden sollte. Die Liebenden hatten ihn in der letzten Zeit sehr herbeigesehnt. Ihr Glück war zu groß, als daß sie nicht hie und da die Furcht hatte anwandeln sollen, es möchte wie ein Traum zerfließen, und die Unterschrift war eine neue, große Sicherung und gab ihnen festen Boden unter die Füße. Mit der Zusammenkunft der Familien zu einem „Heirathstag“ ist das Glück der Liebenden nicht immer schon außer Frage gestellt. Zuweilen führt die Unterhandlung über die Mitgabe selber noch zum Streit, und ein von der einen Seite begehrter, von der andern verweigerter „Raupe“ oder junger Stier kann Anlaß zu einem Bruche werden, der nur allenfalls durch flehentliches Zureden der jungen Leute wieder zu heilen ist. Wenn nämlich der Vater des Burschen nach wiederholter vergeblicher Aufforderung zu dem des Mädchens sagt: „Ich hätt' nicht geglaubt, daß du ein so interessirter Mensch wärst! Wahrhaftig, schämen thät' ich mich“ u. s. w. so kanns dieser krumm nehmen, zornig werden, auf den Tisch hineinschlagen, daß die Krüge wackeln und die Gläser umfallen, und erbost ausrufen: „Was? ich hab' für mein Mädle so viel gethan, daß ich's vor meinen andern Kindern gar nicht verantworten kann, und du willst mir so kommen? Himmel Kreuz“ u. s. w. u. s. w.

Im gegenwärtigen Falle war dergleichen freilich nicht zu fürchten. Die Angerbauersleute waren zu vornehm, als daß sie hätten markten sollen; auch lagen die Verhältnisse anders als gewöhnlich. Als man sich nun Nachmittags in der obern Stube des Angerbauers versammelt und den Getränken und Backwerken der Bäuerin die gebührende Ehre angethan hatte, setzte man sich zu einer Verhandlung, die nicht allzuviel Zeit in Anspruch nahm. Der Protokollführer war der Schullehrer des Dorfs, einer von der alten Gattung, ein Mann von etwas über fünfzig Jahren, der sich noch „Schulmeister“ nennen hören konnte und weniger nach Ehre als nach einer guten Nahrung trachtete, im übrigen seinem Amte wohl vorstand. Nach einer würdigen Einleitung des Angerbauers wurde ausgemacht, daß Annemarie dem Lud-

wig ihr Vermögen von 2900 Gulden (bei Nennung dieser Summe nickte der Schullehrer dem Bauer, den er kannte, höflich bedeutsam zu, als wollte er sagen: „Alle Achtung!“) und Ludwig der Annemarie seinen Hof anheirathe, mit Allem darin, wie es geht und steht. Der Bäcker machte die Bemerkung, daß man bei solchen Gelegenheiten zuweilen auch einen „Rückfall“ bedinge, wenn nämlich eines der Eheleute sterben sollte, ohne daß Leibeserben vorhanden wären. Ludwig, der sah, daß der Alte damit seinem Vater entgegenkommen oder ihn versuchen wollte, sagte rasch: „Wir hoffen mit Gottes Hülfe zu leben und wollen für so einen Fall nichts ausmachen. Wenn ich sterbe, dann gehört der Hof meinem Weib, wie umgekehrt mir ihr Vermögen. Anders thut's mein Vater nicht.“ Der Angerbauer schwieg: er hatte die Möglichkeit vor Augen, daß Annemarie als kinderlose Wittwe die Eigenthümerin des Hofes werden und ihn durch eine zweite Heirath an eine andere Familie bringen könnte. Ludwig rief aber: „Nicht wahr, Vater?“ und der Bauer antwortete: „Ja, ja, darüber bedingen wir nichts.“ Sein Gesicht sah indeß nachher aus, als wollte er sagen: „Das macht mir so leicht keiner nach!“

Als das Nöthige besprochen war, setzte der Schullehrer die verschiedenen Punkte auf, las sie feierlich in einer Art von Predigerton vor und reichte die eingetauchte Feder zum Unterschreiben. Als dieß von allen nach der Reihe vollzogen war, ergriff Ludwig die Geliebte rasch bei der Hand und hielt und drückte sie, als ob er sie nicht mehr loslassen wollte. Gerührte Glückwünsche ertönten von allen Seiten.

Unterdessen war der Abend gekommen und nun sollte erst die rechte Festlichkeit angehen. Nicht umsonst waren die Angerbäuerin und ihre Tochter wiederholt ab und zu gegangen. Eine Magd erschien mit zwei brennenden Kerzen in spiegelblanken Messingleuchtern; die Tafel wurde abgeräumt, mit einem schöngewirkten Tischtuch überzogen und gedeckt. Je zwei Teller von Steingut, silberne Bestecke (die, nebenbei gesagt, zum Theil der Schmalzbäuerin gehörten) und sogar Servietten oder „Salveater“ ließen auf ein tüchtiges Mahl schließen, was der Schullehrer mit großem Interesse zu bemerken schien. Im Schein der Lichter, die auf der Tafel prangten, sah die schöngeweißte, nett gehaltene Stube sehr heimlich aus.

Nicht lange, so erschien die ganze Familie, und am Ende der Pfarrer mit seinem Neffen. Nachdem sich der Sturm der üblichen Glückwünsche einigermaßen gelegt hatte, fand sich der Pfarrer an der Seite der Verlobten. Er fragte: „Nun, bist du zufrieden, Annemarie?“ — „O, Herr Pfarrer!“ erwiederte das Mädchen in einem Tone, der mehr sagte als jede Versicherung. — Der alte Herr sah sie liebevoll heiter an und sagte: „Die Tugend, scheint's, ist doch auch etwas in der Welt werth und kann auch zu etwas führen! Das Geld und der Stand sind doch nicht alles!“ — Das Mädchen ward roth und erwiederte: „Ich schäme mich der Reden, die ich damals geführt hab'. Ich bin tausendmal glücklicher, als ich's verdiene.“ — Der Geistliche nickte beifällig und bemerkte: „Auf diese Art holst du nach, was dir fehlt.“

Als er kurz darauf allein dastand und mit frohen Blicken die Gesellschaft übersah, machte sich der Angerbauer an ihn und sagte: „Sie freuen sich, Herr Pfarrer, und haben auch alle Ursache dazu; an dem heutigen Tag sind doch eigentlich Sie Schuld.“ — „Ich?“ fragte der Pfarrer. — „Sie,“ versetzte der Bauer. „Sie mischen sich nicht in Familienangelegenheiten? Ja freilich: ungeschickt nicht, aber geschickt.“ — Der alte Herr fragte mit liebenswürdiger Schalkheit: „Hab' ich's nicht recht gemacht?“ — Der Bauer drückte ihm die Hand und rief: „Recht gemacht haben Sie's, Herr Pfarrer!“

Es versteht sich von selbst, daß es die Gastgeber während des Tafelns an keiner Aufmerksamkeit fehlen ließen und namentlich das schickliche „Nöthigen“ nicht vergaßen. Am meisten Höflichkeit wurde dem Pfarrer erwiesen, der Gegenstand der freundlichsten und zartesten Ehrenbezeugungen war aber Annemarie. Ihr wurden die besten Bissen auf den Teller gelegt, und wenn ihr zugeredet wurde, nahmen die Stimmen den weichsten und sanftesten Ton an. Man fühlte, daß bei ihr etwas gut zu machen sei, und that mehr und that es besser, als man es für eine reiche Schwiegertochter gethan hätte. Alle Liebe, welche diese Leute in sich hatten, kam gegen das Mädchen heraus, und der Pfarrer sah seinen Enkel, der es zu bemerken schien, mit einem bedeutsamen Blick an.

Annemarie aß wenig und gegen das Ende der Mahlzeit wurde

sie still und stiller. Ihre Seele war in die Vergangenheit gerichtet. Sie dachte an ihre Liebe und ihre Noth, an ihre Bitterkeit und ihre Klagen, und wie sich alles das in unendliches Glück aufgelöst. Sie dachte an die Feindschaft, unter der sie gelitten, und die sich nun in die zärtlichste Freundschaft umgewandelt. Als ihr der Angerbauer von dem eben zerschnittenen Kuchen das schönste Stück überreichte, machte die Güte und die Achtung in seinem Blick einen solchen Eindruck auf ihr erweichtes Herz, daß ihre Augen sich mit Thränen füllten. Sie aß ein Stückchen, um die Gabe zu ehren, aber der Strom der Wehmuth war im Gange, das übervolle Herz mußte sich entlasten und unaufhaltsam brachen ihre Thränen hervor.

Alles sah auf sie, ernst, bewegt: die meisten begriffen den Grund dieser Thränen. Es entstand eine feierliche Stille. Ludwig drückte der Geliebten auf's zärtlichste die Hand, die Augen der Frauen wurden feucht. Der Angerbauer saß in tiefem Ernst da und in seinen Blicken entzündete sich ein Feuer, das den Pfarrer beinahe noch mehr ergriff, als das Antlitz der Braut. Niemand wollte das Wort nehmen, und der Pfarrer dachte endlich selber daran, durch eine passende Bemerkung einen Uebergang zu unbefangener Unterhaltung herbeizuführen, als ihm ein anderer zuvorkam. Johanneste hatte die weinende Annemarie bisher staunend angesehen; wie die Thränen kein Ende nahmen, sondern wieder und wieder aus ihren Augen flossen, stand er auf, ging zu ihr und sagte mit dem ehrlichsten Tone von der Welt: „Warum weinst du denn, Annemarie? Du hast ihn ja jetzt!“ Diese naive Rede rief auf dem Gesicht des Mädchens ein sanftes Lächeln hervor und eine milde Heiterkeit in der Gesellschaft. Annemarie sagte mit gütevoller Stimme: „Du wirst's auch noch verstehen lernen, Kind, warum ich wein'! Aber jetzt will ich aufhören.“ Und sie trocknete ihre Thränen.

Als der Pfarrer mit seinem Enkel nach Hause ging, fragte er, wie ihm heute der Angerbauer und seine Frau gefallen hätten. Theodor erwiederte: „Ich bin ganz erstaunt über sie; nie hätt' ich ihnen zugetraut, daß sie so gut und so wahrhaft zart sein könnten.“ — „Du siehst also, daß du früher nicht ganz Recht hattest, diesen

Mann, weil er im Zorn grobe Reden ausstieß, ohne weiteres für roh zu erklären, und wirst künftig mit deinem Urtheil behutsamer sein."

Nach sechs Wochen fand die Hochzeit statt. Es war nur Eine Stimme über die Schönheit der Predigt, die Andacht des Brautpaars, ihren prächtigen Anzug, das vortreffliche Mahl, wobei die Wirthin des Dorfs sich selbst übertraf, und das große, große Vergnügen. Die Musikanten hielten eine Ernte, wie seit Jahren nicht. Der Höhepunkt des Festes war übrigens der Moment, wo der Angerbauer in der Laune des Weins bewogen wurde, drei Reihen allein mit der Braut zu tanzen. Er drehte sich taktfest, aber etwas steif herum, und sein Gesicht drückte eine so eigene Mischung von Galanterie und Selbstgefälligkeit aus, daß ein paar ältere Weiber, mit denen er in seiner Jugend zu tanzen pflegte, nicht umhin konnten, sich spöttisch lächelnd anzusehen, als wollten sie sagen: „Der alte Narr! Wenn man ihm das vor einem Vierteljahr gesagt hätte!" Der Angerbauer hörte dieß natürlich nicht, da es überhaupt nicht gesprochen wurde. Als er daher unter großem Beifall den letzten Reihen geendet hatte, konnte er in ungestörter Freude seiner Tänzerin ein Glas Wein präsentiren und dann zu einem Vertrauten sagen: „Daß die Hochzeiterin am schönsten tanzt, hab' ich gesehen; daß sie aber auch am besten tanzt im ganzen Dorf, das kann ich jetzt aus Erfahrung bezeugen. Ueberhaupt: mein Ludwig ist nicht dumm gewesen!"

Die Lehrersbraut.

I.

In einem Dorfe mitten im Ries, in einem hübschen Hause, wohnten glückliche Leute — Mutter, Tochter und Vetter. Sie waren gesund und verhältnißmäßig, d. h. nach ihrem Stande, wohlhabend. Die Mutter von ruhigem Temperament, mehr geneigt sich am Angenehmen zu freuen, als aus verdrießlichen Dingen, wie sie im Leben vorkommen, sich viel zu machen; die Tochter, Christine, hübsch und wohlgemuth; der Vetter, Hans, wacker und thätig, ein guter „Baur" — wie man das im Ries nennt — und „ein rechter Schaffer."

Ein eigentlicher Bauer im Sinne der dörflichen Rangordnung war Hans freilich nicht; das war aber auch der verstorbene Gannina, der Vater der Christine, nicht. Erst Söldner und Weber hatte sich dieser durch ächt Rieserische Arbeitsamkeit und Sparsamkeit zu einer Mittelstellung zwischen Söldner und Bauer emporgearbeitet. Das Weberhandwerk wurde aufgegeben und nur im Winter noch zum Wirken des eigenen Garnes betrieben, um so fleißiger den Geschäften des Ackerbaus und der Viehzucht nachgegangen. Es gelang dem stillen, ruhig fortarbeitenden Manne, das Unglück eines Brandes, der nebst sechs andern auch sein strohgedecktes Haus in Asche legte, zu überstehen, ein neues, bequemeres, plattengedecktes an seine Stelle zu setzen, und bei seinem Tode der Wittwe ein respektables Anwesen zu hinterlassen: das Haus mit Wohnung, Stall und Stadel in Einem Bau, vier Kühe mit Nachzucht, fünf Schweine, einen schönen Baumgarten, zwei „Dawert" (Tagwerke) Wiesen und vier Morgen „in ein Feld" — also, wer das nicht verstehen sollte, zwölf Morgen Acker

land. Allerdings war dieses „schöne Sach“ nicht schuldenfrei; der alte Glauning hatte eine runde Summe aufnehmen müssen, um die runde Zahl von Morgen Landes zu erhalten, die im Ries mehr bedeuten wollen als anderswo. Aber der Hauptgläubiger war gegenwärtig — Vetter Hans.

Hans Burger — denn der Mann verdient, daß wir seinen ganzen Namen nennen — war vom nächsten Dorfe, Sohn des dortigen Schmieds. Er wurde von dem Vater in seinem Handwerk unterwiesen; aber trotzdem, daß ihm ein paar Arme verliehen waren, die im Nothfall den Ambos in Stücke schlagen konnten, hatte er für seine Person doch mehr Freude am „Bauernhandwerk.“ Nach dem Tode seiner Eltern führte er die kleine Oekonomie und nahm Hammer und Zange nur als Gehülfe seines Bruders in die Hand. Dieser konnte zu eben der Zeit, wo der alte Glauning starb, „einen guten Heirich“ (gute Heirath) machen. Hans überließ ihm Schmiede und Oekonomie, nahm seinen Vermögenstheil heraus und ging zur Base Glauning, um ihr die Wirthschaft zu führen. Christine war damals noch nicht ganz fünfzehn Jahre alt; demungeachtet wollte man bemerken, daß der Vetter sie verstohlenerweise schon mit ganz besondern Augen ansehe.

Drei Jahre gingen in's Land. Christine wuchs heran und wurde nach den Begriffen des Dorfs immer schöner. Mittelgroß, rund, aber von angenehmer Rundung, das gutmüthige, ruhig vergnügte Gesicht, dessen Linien nicht ohne eine gewisse Anmuth waren, frischroth mit bräunlichem Hauch, die Zähne regelmäßig und weiß — konnte man sie einem Apfel vergleichen, der untadelich gereift eben vom Baum genommen wurde. Damals war unter den Rieser Bauernmädchen noch nicht die Mode aufgekommen, die Haare doppelt zu scheiteln und auf beiden Seiten herunterzukämmen, wodurch sie sich jetzt ein städtisches, vornehmeres Ansehen zu geben suchen. Das Haar wurde von der Stirn an zurückgestrichen und gegen die Mitte des Kopfes zu von dem landesüblichen Käppchen bedeckt. Das ließ einfacher, munterer, und stand besonders Gesichtern, wie Christine eines hatte. Am hübschesten erschien diese, wenn sie an heiterem Sommertag, in weißen Hemdärmeln und den Rechen in der Hand,

auf die Wiese ging, ohne eine Ahnung von Sorge, in Fülle körperlichen Wohlseyns schwimmend und gänzlich der frohen Gegenwart hingegeben. Aus dem runden Gesicht blickte zugleich ein eigenthümliches Selbstgefühl heraus, und das hatte seinen guten Grund.

„Die schöne Christine" hieß sie im Dorf. Nur eine Bauerntochter konnte mit ihr noch verglichen werden; aber da diese „so eine rahnenge" war, nämlich allzu schlank, so erhielt Christine von den bäuerlichen Schönheitsrichtern den Vorzug. Die jungen Bursche tanzten gern mit ihr, und wenn einer sie an der Hand im Reihen führte, sang er wohl auch den Musikanten Schelmenliedchen vor, ihr zu Ehren. Aus dem Stegreif zu dichten, ist die Sache des Rieser Burschen nicht, solche Talente sind dort Ausnahmen; dagegen weiß er bekannte Lieder passend anzubringen und damit, ähnlich dem gelehrten Schriftsteller, der eine öfters citirte klassische Stelle wieder citirt, auf bescheidene Weise elegant zu werden. Wenn ein tüchtiger Kerl, mit Christine herumgehend, sang:

Macht mer 'n Walzer auf,
Der a weng luste geht,
I hab' a Tänzere,
'Sist der Müh werth —

dann im Takt strampfend schmunzelte, so gewann das oft gehörte Liedchen wieder Bedeutung. Einige Zuschauer konnten lächeln und irgend ein alter Bekannter der Christine gemüthlich zurufen: „Ja, ja, so isch — sott (solche) git's net viel!" Als unter den zuschauenden Weibern einmal die noch immer stattliche Wittwe Glauning vornean stand, machte es der zufällige Tänzer der Christine noch besser; er sang, indem er dem Liede durch Gesichtsausdruck und Blick Sinn verlieh:

A schneaweißr Däube (Täubin),
A schwarzer Dauber;
Une wann d'Mueter schön ist,
No*) wurd d'Tochter sauber.

Bei dieser Gelegenheit war die Heiterkeit der Mutter noch um vieles lebhafter, als die der Tochter, die an solche schöne Dinge schon ge

*) No, nocht, nochta = nachher, dann

wöhnt war. — All die Huldigungen aber, die sie erfuhr, gaben dem Wesen des Mädchens nach und nach eine vergnügte Sicherheit, Wohlgefälligkeit, und, wenn man dieses Wort in den Grenzen ländlicher Möglichkeit verstehen will, einen Ausdruck von Huld, der ihr ganz gut stand, aber auch mehr hinter ihr vermuthen ließ, als vorläufig noch hinter ihr war.

Das Gefühl der Huld wurde in Christine vorzugsweise durch Hans genährt. Beichten wir in seinem Namen ohne Umstände. Hans hatte sich allerdings schon in die noch nicht Fünfzehnjährige versehen und nach einem Besuch, kurz vor dem Tode des alten Glauning, ernsthaft zu sich gesagt: „Des wurd (wird) a Mädle für mi!“ Die Hoffnung seines Herzens hatte großen Antheil an seinem Entschluß, der Base die Wirthschaft zu führen; sie belebte sein ganzes Wesen und machte ihm die Bauernarbeit noch viel lieber, als sie ihm ohnehin war. Bald freilich trat neben dieser Hoffnung auch eine gewisse Furcht hervor: sie steigerte sich, als Christine zu dem Glanz ihrer ländlichen Reize heranwuchs, und erzeugte das Gefühl und den Humor der Entsagung, dem sich der gute Bursche mit der halben Lust einer treuen, opferfähigen Seele hingeben konnte. „Ja, ja,“ sagte er dann wohl mit einem Seufzer, „i sig (sehe) scho, die krieg i net; die ist z'schöa' für mi!“ Aber dieses Gefühl konnte natürlich nicht dauern; nach einiger Zeit kam auch die Hoffnung wieder und er ermuthigte sich mit der Bemerkung: „Was cim (da!) A Bursch wie ih kann oh a schöns Weib kriega'; des ist scho oft vorkomma'!“ Dann wich der Ernst aus seinem Gesicht, er wurde herzensvergnügt und that der Mutter und der Tochter noch eifriger alles zu Liebe. Aber er fand nicht den Muth, mit Christine von seiner Liebe zu reden.

Die Leserinnen dieser Erzählung haben schon errathen, wo es bei unserem Freund haperte. War Stand und Vermögen gleich und das Herz des Liebhabers doch ohne Zuversicht, so mußte es mit der Figur nicht zum besten bestellt sein. Und das können wir allerdings nicht leugnen. Hans gehörte unter den ledigen Burschen nicht zu den Schönen, und auch nicht zu den Lustigen, die sich bei festlichen Gelegenheiten „recht aufführen“ können, auf diese Art den Mangel

besonderer Schönheit decken und den Mädchen ebenfalls in die Augen stechen. Er war untersetzt und etwas krummbeinig. Seine Arme haben wir charakterisirt; auf seinen Schultern konnte er ohne Anstrengung ein „Schabl“ (Scheffel) Korn tragen. Sein Gesicht war breiter, als man's liebt, und die Nase nicht ganz regelmäßig, die Farbe für einen noch in den Zwanzigen befindlichen Menschen zu braun. Eines war schön an ihm: seine treu blickenden, braunen Augen. Sie waren sogar sehr schön und ihr Glanz hatte einen rührenden Reiz, wenn er heimlich in gutmüthigster Liebe einen Blick auf Sie warf. Nur Schade, daß er dies immer bloß heimlich that, und wenn er ihr offen ins Gesicht sah, in den Grenzen einer freundschaftlichen Herzlichkeit blieb, die wohl einen angenehmen Eindruck macht, aber keinen Zauber ausübt, wie es der Blick der Leidenschaft vermag. Hätte er sie im rechten Moment einmal so angesehen, wie er es heimlich zu thun pflegte, dann wäre ihr Herz vielleicht geschmolzen und ihr Gesicht hätte einen Ausdruck erhalten, der ihm den Muth gegeben hätte, mit seinem Anliegen hervorzugehen und die Schöne zu erobern. Dann hätten wir freilich auch unsere Geschichte nicht schreiben können.

Noch eins war, ich will nicht sagen schön an Hans, aber proportionirt und nicht zu tadeln: der Mund und seine mannhaften Zähne. Wann er bei seinen Kameraden im Wirthshaus saß und in der Laune, die das braune Bier erweckte, gutmüthig über andere und sich selber Spaß machte, dann umspielte seine Lippen ein humoristisches Lächeln, das ihm sehr gut stand und dem ganzen Menschen etwas Angenehmes gab. Das Gesicht glänzte, und sogar die Zähne, die zur Hälfte zwischen den geöffneten Lippen hervorsahen, schimmerten Heiterkeit. Aber auch in diesem Vorzug konnte er sich nie vor der Geliebten zeigen. Einmal wollte er eine lustige Geschichte, die im Wirthshaus großen Beifall gefunden hatte, zu Hause wieder erzählen. Als aber Christine aufmerksam horchte und nicht gleich vergnügt aussah, wo nach seiner Ansicht das „G'spässige“ der Geschichte schon begonnen hatte, brachte ihn die Furcht, sein Ziel zu verfehlen, in Verwirrung; er verpfuschte das Ende und wies ein Gesicht, das eher geeignet war Mitleiden als Heiterkeit einzuflößen. „Sieht doch

grad," sagte er darauf im Kuhstall, den er nach seiner Niederlage aufgesucht hatte, „als wann's der Deusel g'macht hätt'! Im Wirthshaus ka'n es, und derhoe'mt (daheim) ka'n es net und stell me a' wie a'n Esel!" Als ihm hier eine Kuh, die nach Futter verlangte, diesen ihren Wunsch durch eine Kopfbewegung und einen Blick zu erkennen gab, die er sogleich verstand, sagte er: „Ja, ja, du siffcht (siehst) g'scheider drei' und best meaner Segel im Hirn (mehr Grütz im Kopf) als ich!" Gleichsam um das Vieh für seinen Verstand zu belohnen, gab er ihm etwas extra. Bei sich selber aber beschloß er fest, seine Geschichten künftig nur im Wirthshaus zu erzählen.

Sein Gefühl, das so sträubig war, sich in der Gestalt von Worten zu offenbaren, bewies der gute Hans um so mehr durch Thaten. Die Wirthschaft besser zu führen, als wenn's seine eigene gewesen wäre, die Aecker herzurichten wie Gartenland, Korn und Vieh auf dem Markt zum höchsten Preis zu verkaufen, und im Hause der Geliebten Freude zu machen durch Erfüllung ihrer Wünsche, die sie entweder aussprach oder die er ihr an den Augen ansah, das war seine Sache. Im Uebrigen wollte er — warten. „'S macht se vil leicht amehl von o'gfehr" (von ungefähr), dachte er und tröstete mit dieser Möglichkeit sein ungewisses Herz. Sein Zögern hatte auch noch einen Grund, den die Leser ganz vernünftig finden werden. Eins in's andere gerechnet, war sein Verhältniß zu Christine für ihn auch jetzt schon eine Quelle von Vergnügen. Mit ihr die ländlichen Arbeiten zu verrichten, wie die Jahreszeit sie brachte, das Heu „zusammenzuschloben" oder das Korn zu sammeln, auf dem Wagen die Garben von der Gabel zu nehmen, die ihre rüstigen Arme ihm entgegen streckten, und ihn so schön und gleichmäßig zu laden, daß sie ihn bewundern mußte; im Winter mit ihr zu dreschen und seinen Flegelschlag nach dem ihrigen kräftiger „auf dem Tennen" erschallen zu lassen; Abends mit ihr und der Base zu schwatzen, Rath zu halten über die Arbeiten des folgenden Tages, über Kauf und Verkauf; namentlich aber, vom Markt heimgekehrt, ihnen aus dem ledernen Gurt das Geld vorzuzählen und Lob dafür zu empfangen, daß er wieder so viel gelöst habe — dieß und anderes, wie es der Verkehr in Einem Haus und Geschäft mit sich bringt, war für ihn

eine Kette von Freuden, Labsal und Trost für alle Unbilden, die er erfuhr oder im zweifelnden Herzen sich selber anthat. Sollte er nun das alles auf's Spiel setzen, indem er Christine zum Weib verlangte und eine abschlägige oder auch nur eine ausweichende Antwort erhielt? In diesem Fall mußte er das Haus verlassen, oder wenn er blieb, war ihm die Freude verdorben und jede fernere Werbung untersagt. Hans — das haben wir nun hoffentlich schon klar gemacht — war kein gewöhnlicher Mensch; er hatte seinen Kopf und sein Ehrgefühl.

Und sie, die schöne Christine? Unstreitig werde ich nicht nöthig haben den Leserinnen erst noch ernsthaft zu versichern, daß *sie* gar wohl wußte, wie es mit dem Herzen des guten Burschen stand. Wo gäbe es ein hübsches Mädchen, die hier nicht sogleich Bescheid wüßte? Ich kann sogar verrathen, daß Christine schon als Fünfzehnjährige, nachdem sie ihn einmal auf einem gewissen Seitenblick ertappt, von dem Stand der Dinge gleich eine sehr entschiedene Ahnung hatte. Aber ein unausgesprochenes Gefühl hat auch für die einfache Schöne das Gute, daß es zugleich vorhanden und nicht vorhanden ist. Sie kann ihm gegenüber ihre Gedanken ebenfalls unausgesprochen lassen und thun, als ob es nicht existirte, während es schon diplomatische Gastesbildung erfordert, auch das ausgesprochene Gefühl zu ignoriren. Christine sah, wie sie den Vetter am Schnürchen hatte, und freute sich darüber. Es gefiel ihr besonders, daß er so bescheiden war, daß er sie nicht nöthigte, Ja oder Nein zu sagen, sondern ihr die Freiheit ließ, in der sie sich immer noch so wohl fühlte. Sie hatte eine Empfindung, wie sie bekanntlich auch schöne junge Damen haben, die es ebenfalls höchst reizend finden, eine Zeitlang als erstrebenswerthes Gut zu glänzen, bevor sie ihre Macht und Freiheit an einen Einzelnen hingeben. „Den kannst du haben und am Ende glücklich mit ihm leben," dachte die gute Christine, und ein Lächeln erhellte ihr Gesicht, wenn sie sich vorstellte, wie glücklich sie den Vetter machen könnte, wenn sie ihm entgegenkäme. „Aber es hat noch Zeit," rief es dann in ihr; — „wer weiß!" —

Aehnlich dachte die Mutter. Daß sie für ihre Tochter einen Mann haben konnte, brav, in der Arbeit geschickt und in seiner Art

vermöglich, war gut. Aber wer konnte sagen, ob ihrer Christine nicht noch was Besseres, vielleicht was viel Besseres anstand? „Es hat noch Zeit," war darum auch ihr Refrain, wenn sich beide mit einander über diese Angelegenheit besprachen. Einmal setzte sie hinzu: „Du darfst aber eh nex thea', daß 'r verschächt wurd (verscheucht wird)!" Und Christine antwortete: „Des fallt mer net ei'! Er hätt's eh net em mi verdea't!" Und sie folgte ihrer Natur und traf in ihrem Sinne das Rechte: sie bewies gegen Hans eine Freundlichkeit, die seinem Wunsche die Aussicht auf das Ziel freiließ, ohne sie selber zu verflichten.

Aus diesen Gründen nannten wir im Eingang unserer Erzählung die drei Leute glücklich. Hans war es durch seine Liebe, durch seine Herzensgüte und seine Hoffnung. Mutter und Tochter waren es durch ihre behagliche Existenz, durch die Ehre, die ihnen widerfuhr, durch die Sicherheit, die ihnen Hans gewährte, und durch die Macht, die ihnen gegeben schien. Das Glück des Hans war nun freilich um vieles löblicher, als das seiner beiden Verwandten; allein ich wünschte doch nicht, daß Christine zu streng beurtheilt würde. Sie schätzte den Vetter nur, sie liebte ihn nicht; sollte sie ihm nun entgegenkommen und sich binden ohne Noth? Und daß die Mutter aus bewußter, die Tochter aus instinktmäßiger Vorsicht den wackern Burschen für den Nothfall bewahrt zu sehen wünschten, das wollen wir zwar nicht bewundernswürdig finden, aber — aus Galanterie — auch für keine Todsünde halten.

Ein solcher Zustand kann nicht dauern, und soll es auch nicht. Die unentschiedene Seele sieht sich auf einmal in eine Lage versetzt, wo sie ein bestimmtes Ziel vor sich hat, welches alle ihre Wünsche an sich reißt. Und nicht nur das Erreichen, auch das Erstreben dieses Ziels kann das bisherige Glück trüben und alteriren.

Als Christine das achtzehnte Jahr hinter sich hatte, kam, was Hans in den Stunden der Sorge befürchtete. Es trat ein Nebenbuhler auf.

Im selbigen Winter gab es zwei Hochzeiten, die im Wirthshaus gefeiert wurden, also zwei Tanzgelegenheiten. Bei der ersten ging Christine mit Hans und einer Kamerädin auf den „Anfang." Wie

man ohne Zweifel ſchon aus ſeinem ganzen Charakter vermuthet, war das Tanzen die Stärke des Hans nicht. Er hatte keine Freude daran, er leiſtete auch nichts Rechtes darin und bequemte ſich darum auch nur höchſt ſelten dazu. An dieſem Anfing tanzte er nur ein paar Reihen, weil ihn Chriſtine in Folge der Koketterie, mit der hübſche Mädchen beſcheidene Liebhaber zuweilen auch unverſehens beglücken wollen, ſelber dringend dazu aufgefordert hatte. Nachdem er das Nöthige gethan zu haben glaubte, bedankte er ſich und ſagte zu ihr mit gutmüthigem Lächeln, ſie möge ſich den Abend nur recht luſtig machen, vor ihm habe ſie nun Ruhe. Sie verſetzte: „Was ſchwätzſcht ietz dob widder! 'S wär' koi Wonder, i tanzet net geara' mit d'r!“ Dann aber gab ſie doch vergnügt einem flinkeren Burſchen die Hand, der ſchon auf ſie gelauert hatte. Hans belohnte ſich für ſeine Anſtrengung durch einen tüchtigen Trunk und ſtellte ſich in eine Ecke, um der Luſtbarkeit zuzuſehen. Das war ihm lieber als ſelber mitzumachen, d. h. wenn Chriſtine tanzte. Er freute ſich auch jetzt wieder, wie ſchön ſie's konnte und wie ſie ordentlich „das G'riß hatte“ (wie man ſich um ſie riß).

Als ſpäter der ſtattliche Sohn eines reichen Bauern auf den geringern Burſchen, der ſie eben im Reihen führte, zuging und zu ihm ſagte: „Komm, loß me eb a weng mit der Chriſtine danza! Du beſt ietz gnuag (genug)!“ — ſie dann ohne viel Umſtände nahm und nach einigen Worten, die er an ſie richtete, ſtrampfte und den Kopf ſchüttelte, daß das grünſeidene Quäſchen auf der Fiſchetterkappe baumelte, da war Hans im Namen der Geliebten ſtolz auf die Ehre, die ihr widerfuhr; denn jener Burſche war dermalen der „fürnemſte“ im ganzen Dorf, und der Gute fühlte ſich ſelbſt geſchmeichelt, daß ſo einer ſie aufzog und, wie es ſchien, das Tanzen mit ihr gar nicht hatte „verwarten“ können. Bald ſah er auch, daß der ſchöne „Hanſirg“ (Hansjürg) ſie wirklich recht gern im Arm oder an der Hand haben mußte. Er tanzte lange mit ihr, ſo lange, bis ihr die Schweißtropfen an der Schläfe ſtanden und über die rothen Backen herunterperlten. Dann führte er ſie zu einem Trunk in die Stube.

Alles das war in der Ordnung und wurde von Hans auch durchaus ſo gefunden. Als aber beide nicht lange nachher wieder mit ein-

ander herauskamen, um ſich herumzudrehen, da freute er ſich plötzlich nicht mehr. Er ſah, wie der Burſche ſchon mit einer gewiſſen Vertrautheit ſprach, dabei ganz eigenthümliche Augen machte und die Stimme dämpfte, ſo daß er ſeine Worte nicht verſtehen konnte, und das Blut ſtieg ihm in's Geſicht. Er mußte ſich alle Mühe geben, ſich nichts „anmerken" zu laſſen; und um dieß beſſer zu können, ging er in die Stube, ſetzte ſich an ſeinen Tiſch und fing ein Geſpräch an. Früher, als er glaubte, kam Chriſtine zurück und ſagte zu ihm und zu der Kamerädin: „So, nun will ich ausſchnaufen, nachher gehn wir heim; für heut iſ's genug!" Ein Stein fiel dem guten Burſchen vom Herzen. Er wußte nicht, daß der „Fürneme" in ſeiner plötzlichen Zärtlichkeit etwas zu weit gegangen, Chriſtine böſe geworden war und ſich ihm entzogen hatte, d. h. daß die Sache für ihn, den Hans, immer noch ſehr gefährlich ſtand.

Die zweite Hochzeit folgte wenige Wochen darauf. Chriſtine war entfernt mit der Braut, der reiche Bauernſohn mit dem Bräutigam verwandt, und beide gingen als Gäſte auf die Hochzeit. Durch die Miene des Trutzens, die Chriſtine gegen ihn annahm und in der ſie ihm noch viel ſchöner vorkam als letzthin, wurde der Burſche auf's neue gereizt. Er bat ſich mit höflicher Miene ein paar Reihen aus, und ſie konnte es ihm nicht abſchlagen. Während des Tanzes fand er Gelegenheit, ſie zu beſänftigen und Verzeihung zu erhalten. Er war voll Freude, ſetzte ſich in der Stube neben ſie, ließ eine Flaſche Wein kommen, trank und „juzte" (jauchzte), tanzte wieder, und ſo gings mit wenigen Unterbrechungen fort bis zum „Obedmohl." Bedenken wir, daß dieſer Burſche, abgeſehen von dem Reiz, den er als der Sohn des vielleicht wohlhabendſten Bauern im Dorfe hatte, hübſch, hochgewachſen, geſchickt und ein vortrefflicher Tänzer war, daß ſeine Zärtlichkeit ihm von Herzen ging und die Schmeicheleien aus ſeinem Munde für Chriſtine etwas außerordentlich Wohlklingendes hatten, ſo werden wir es natürlich finden, daß das Herz des Mädchens nach und nach erweicht wurde und eine Hoffnung in ihr aufflammte, die ſie berauſchte. In dieſer Hoffnung, in der ſüßen Aufregung ihres Innern wurde ſie ſo ſchön, daß das Herz auch des Burſchen völlig ſchmelz und er ſich förmlich in ſie verliebte.

Nach dem Mahl begab sich Christine nach Haus. Sie fühlte, daß es für heute genug sei, ging nicht mehr auf den Anfing und vertraute ihre Tageserlebnisse mit Auswahl der Mutter. Der junge Bauer blieb, theilte im Rausch der Liebe und des Weins sein Glück einem Kameraden, dem Bruder der Hochzeiterin, mit, schwur, daß er keine andere möge als Christine, und daß er sie heirathen werde. Als der Kamerad ihn an den Stolz seines Vaters erinnerte, entgegnete der Verliebte, sein Vater habe ihm nichts zu sagen, was er wolle, müsse geschehen. Christine bekomme so viel wie manche Bauerntochter und ihre Schönheit sei nochmal so viel werth. Wenn er auch reichere haben könnte, auf's Geld sehe er nicht, das kriege er selber genug. Sein Vater solle ihm nur kommen — Himmel Kreuz Tausend — er werde es ihm schon sagen u. s. w.

Auch der andere Morgen, das Getöppel der Seinigen, die sein gestriges Benehmen für ein Plaisir ansahen, das er sich gemacht, auch das ruhige Bedenken der Verhältnisse fühlte seine Glut nicht. Er hatte sich den Gedanken in den Kopf gesetzt, und ein Mann wie er mußte seine Sache durchführen. Am folgenden Sonntag nach dem Essen kehrte er unerwartet mit dem Kameraden bei Christines Mutter ein. Hans hatte schon munkeln hören und war in trüber Stimmung. Als die beiden stattlichen Burschе in die Stube traten, sah er sie mit einem Gesicht an, auf dem kein Willkommen zu lesen war. Und wie er nun die Freude sah, mit der die Base und Christine die Gäste empfingen, die Geschäftigkeit, womit sogleich in's Wirthshaus nach braunem Bier geschickt wurde und die Base sogar Kaffee machen wollte — in einem Hause, wo immer nur Milchsuppe gefrühstückt und der Kaffee nur bei den seltensten Feierlichkeiten aufgetischt wurde — da gab es ihm einen Stich in's Herz. Er fühlte, wie wenig er zu der Gesellschaft paßte, und schützte einen nothwendigen Gang vor, um aus dem Hause zu kommen. — Als er Nachts zurückkehrte, war der Besuch natürlich fort, aber der Schein des Glücks, das er gebracht hatte, glänzte noch auf den Gesichtern der beiden Weiber. Christine sah wohl, daß ihre Freude dem guten Hans wehe that; sie bedauerte es, aber sie konnte sich nicht helfen und den Strom ihres Triumphgefühls nicht zurückhalten. Sie erblickte sich schon als

eine der ersten Bäuerinnen im Ries und ihr sonst so gesunder Schlaf wurde mehrmals durch den süßen Tumult ihres Herzens unterbrochen.

Damit war's aber auch zu Ende. Der Vater des Burschen erhielt von dem Besuch und dem wesentlichen Inhalt des gepflogenen Raths Kunde, und es folgte nun zwischen beiden ein Auftritt, in welchem der prahlerische Liebhaber gar bald den kürzeren zog. Der Alte entwickelte einen Zorn und eine Machtvollkommenheit, wovor der Bursche sich verkriechen mußte. Was der Wüthende forderte, wurde mit „ja, ja, i will's ja!" zugesagt — und in kurzem hieß es: „des Moiers (Maierbauers) Hansirg hat mit der einzigen Tochter des reichen Bachbauers von ** Heirathstag gehalten."

Christine war tief beschämt. Es ging die ersten Tage nicht ohne Vergießung vieler Thränen ab. Allein ihr Temperament und ihr ganzes Wesen war nicht von der Art, daß sich darum ein Gram in ihr befestigen und an ihr zehren konnte. Da der Ungetreue noch dazu aus dem Dorf weg heirathete, so hatte sie, auf gut ländlich, den Traum der Liebe und des Ehrgeizes in wenigen Wochen vergessen.

Hans hatte seit jenem Sonntag ein Betragen angenommen, das er eine Zeitlang unverändert festhielt. Er ging äußerlich ruhig seinem Geschäft nach, beschränkte seinen Verkehr mit Christine und der Base auf das Nothwendigste, machte ein gleichmäßig ernsthaftes Gesicht und suchte zu thun, als ob nichts vorgefallen wäre. Nachdem die Verlobung des Nebenbuhlers bekannt gewo'en, zeigte er (wer ihn begriffen, sagt sich das von selber) keine Schadenfreude. Er hatte diese nicht etwa zurückzudrängen, sondern die eigentlich so zu nennende empfand er gar nicht. Er bedauerte die Beschämte vielmehr, ging ihr aus dem Weg, um sie nicht in Verlegenheit zu bringen, und überließ sie ihrer Traurigkeit. Als sie nach einigen Tagen schon um vieles getrösteter aussah, gab er seiner Stimme im Gespräch mit ihr unwillkürlich einen freundschaftlicheren Klang, um sie gewiß zu machen, daß er nicht böse sei, und ihre Beruhigung, so weit es von ihm abhing, zu fördern. Aber weiter ging er nicht. Es hatte ihn doch recht „verdrumohcht" (verdrossen), daß sich die schöne

Univ. Bibl. München

Christine dem Bauernsohn mir nichts dir nichts an den Hals geworfen und sich angestellt, als ob er, der Hans, gar nicht mehr auf der Welt wäre. Er wollte sein Herz von nun an nicht mehr an ein Mädchen hängen, die von ihm nichts wollte — Christine sollte durch nichts mehr daran erinnert werden, daß er sie jemals gern gehabt habe.

Diese guten Vorsätze wurden im Ausgang des Winters gefaßt. Im Sommer stand das Verhältniß unseres wackern Freundes wieder so ziemlich auf dem alten Fleck, ja es war im Begriff weiter zu gedeihen. — Christine hatte zwischen Hans und dem Ungetreuen Vergleichungen angestellt, und es war ihr zum erstenmal klar geworden, daß Treue und Zuverlässigkeit etwas seien, wovor man Respekt haben müsse. Das frühere Benehmen des Vetters erschien ihr jetzt nicht mehr als ein Gegenstand herablassenden Spiels, im Gegentheil, sie hatte dabei ganz ernsthafte Gedanken. Und wenn sich nun er zurückhielt und gar nicht mehr dergleichen thun wollte, so — kam sie ihm selber entgegen; allerdings nur mit einer gewissen Vorsicht. Sie offenbarte in ihrem ganzen Wesen nur mehr Achtung und Freundschaft und der Ton ihrer Stimme erhielt nur eine herzlichere Färbung. Zuweilen aber, wenn er im Geschäft etwas recht gut gemacht hatte, warf sie mit ihren graublauen Augen ihm einen Blick zu, dessen Dankbarkeit auch ein Unparteiischer durch eine bedeutende Zugabe von Zärtlichkeit verstärkt gesehen hätte. Dem widerstehe ein liebendes Herz, und obendrein ein großmüthiges! Hans ließ sich Schritt für Schritt wieder zurückführen in die angenehme Gefangenschaft. Er kostete nun seinerseits einen gewissen Triumph, wiegte sich in frohen Momenten stolz im Gefühl der Macht und gab sich einer Sicherheit hin, die nur zuweilen durch die Einwürfe der Bescheidenheit unterbrochen wurde. Dann prüfte er wieder, hielt wieder an sich — und Christine kam ihm einen Schritt weiter entgegen. Die treue Seele war über die Maßen vergnügt; aber dieses Vergnügen that ihm gar zu wohl, und ihm war, als müßte er es vorläufig dabei lassen.

Der Verkehr der drei Leute nahm einen Charakter an, dessen reine Fröhlichkeit jeden theilnehmenden Beobachter erquickt hätte. Man scherzte und neckte sich; dem Vetter gelang es jetzt, der Schönen

lustige Geschichten, namentlich wenn sie kurz waren, ohne Anstoß zu erzählen und sein Gesicht dabei durch jenes humoristische Lächeln zu erhellen, das ihm so gut ließ. Das Dorf war über ihr Verhältniß im Reinen, und wenn es geheißen hätte: Christine wird ihren Vetter heirathen, so hätte sich kein Mensch darüber gewundert. Hans wurde nun von seinen Kameraden mit ihr aufgezogen und gelegentlich ermahnt, einmal ein Ende zu machen, damit man bald wieder eine lustige Hochzeit bekäme. Und jetzt, in den Tagen des Herbstes, faßte er ernstlich den Entschluß, ihr seine Herzensmeinung zu sagen. Er verschob indessen die Ausführung von einem Tag zum andern. War es das Gefühl, daß Eile nicht nöthig sei und Christine ihm doch nicht entgehen könne? oder war der Geist des Zweifels wieder über ihn gekommen, oder vermochte er nur nicht über die Anrede mit sich einig zu werden und wartete auf eine Gelegenheit, wo sie sich von selber machte? Sei dem wie ihm wolle — er zauderte.

Da trat auf einmal ein Nebenbuhler auf, der noch gefährlicher war, als der erste, und in kurzer Zeit die Hoffnungen des Guten zertrümmerte.

II.

Der Nebenbuhler des Hans war der neue Lehrer, der den bisherigen in der Dorfschule ersetzte. Der alte war im Ausgang des Sommers an eine andere Stelle befördert worden, die jährlich um zwanzig volle Gulden mehr trug. Der neue, ein geborner Rieser, im Seminar erzogen und als mehrjähriger Gehülfe praktisch gebildet, übernahm sein Amt im Oktober.

Friedrich Forstner — so hieß der junge Mann — war kaum vierzehn Tage im Dorf, als er schon die meisten Herzen gewonnen hatte. Ein Theil erinnerte an das „neue Besen kehren gut“ und wollte erst sehen, wie er sich halte. Nur wenige alte Murrköpfe oder junge Eifersüchtige erklärten ihn für einen „Windbeutel.“ — Der Contrast zwischen ihm und dem bisherigen Lehrer war freilich sehr stark.

Der alte war seines Zeichens ursprünglich ein Weber, und, wie man annehmen muß, an seine Stelle gekommen in Ermangelung eines Bessern. Eine lange, hagere Gestalt mit kleinem Kopf und

dünner Naſe, von der man ſogleich auf einen charakteriſtiſch näſelnden Ton der Stimme ſchließen konnte. Gutmüthig bis zu einem gewiſſen Grad, wurde er an Einfalt nur von Einem ſeiner damaligen Collegen übertroffen. Indem er zur Nothdurft leſen, ſchreiben und rechnen lehrte, genügte er dennoch. Seine Hauptthätigkeit beſtand im Abhören deſſen, was die Kinder, entweder von ihm aufgegeben oder freiwillig, auswendig gelernt hatten. Dieſe Kunſt war für einen Mann, der Gedrucktes leſen konnte, nicht ſchwer, und da die „Schulfrau" (die Gattin des Lehrers) dies auch verſtand, ſo vermochte ſie ganz gut für ihn Schule zu halten, wenn er über Land gegangen war oder irgend ein dringendes Geſchäft abzumachen hatte. In einem Zweige der Pädagogik war der würdige Repräſentant der guten alten Zeit Virtuos — in Führung des Haſelſtocks. Wenn die Buben oder leckeren Mädchen ſchwatzten und „bärſchten," d. h. Tauſchgeſchäfte machten, was namentlich mit „Helgen"*) zu geſchehen pflegte; wenn ſie, zum Sprechen aufgefordert, dem Befehl nicht nachkommen konnten, weil ſie zu heimlichem Genuß eben Brod oder Obſt in den Mund geſteckt hatten; wenn ſie ſtatt das Auswendiggelernte ohne Anſtoß „herzubeten," „gahten" (ſtotterten) und nicht mehr weiter konnten, dann ſchwang er, beſonders wenn er ſchon vorher in gereizter Stimmung war, den gefürchteten Stock mit einer Fertigkeit auf Achſeln und Rücken des Schuldigen, daß es eine Freude war zuzuſehen. Und mit jener Befriedigung, die man nach Ausübung einer Kunſt empfindet, in der man ſich Meiſter weiß, legte er, während der getroffene Schlingel heulte, das Inſtrument wieder bei Seite.

In den größten Zorn konnte der Mann gerathen, wenn er fand, daß ein Schüller ſeine „Lectien" überſprungen hatte. Damit verhielt es ſich ſo. Vielleicht um ſich auch die Mühe des Aufgebens zu erſparen, oder berückſichtigend, daß nicht einer ein ſo gutes „G'merk" (Gedächtniß) habe wie der andere, ſtellte er es den Kindern anheim, aus Luthers kleinem und großem Katechismus nach Oettingſcher Einrichtung von vorne beginnend auswendig zu lernen, ſo viel ihnen

*) Urſprünglich Heiligenbilder, dann Bilder überhaupt bis zum farbigen Papier herab.

antränkte, indem er dann abhörte, was sie ihm als gelernt bezeichnet hatten. Wie nun der Ehrgeiz aus keinem Winkel der Erde zu verbannen ist, so lernten auch die Schüler tüchtig; denn es galt die Erlangung des Ruhms, von allen zuerst mit den sämmtlichen zweiundfünfzig „Reihen“ oder Lectionen des großen Lutherischen Katechismus fertig geworden zu sein. Hie und da besaß einer der gelehrigeren Jungen viel Ehrgeiz, aber sehr wenig Verabscheuung; was war natürlicher, als daß er nun gelegentlich einige Lectionen überhüpfte? Manchmal gelang der Betrug, wenn auch die Mitschüler nichts gewahr wurden oder so gute Kameraden waren, daß sie schwiegen. Wenn aber der Lehrer selber stutzte, oder irgend ein Scholar ihn durch Lachen aufmerksam machte, oder ein Verräther geradezu rief: „Herr Schullehrer, der überhupft!“ — dann geriath der Betrüchte in eine schwer zu beschreibende Wuth, und die Streiche des Haselstocks regneten auf den entlarvten Betrüger. Diesem blieb nichts übrig, als die Schläge treuend oder scheidend hinzunehmen und nach Umständen außer der Schule den Verräther durchzuprügeln, was meistentheils geschah, da der unternehmende Bursche in der Regel kräftig und gewandt, der „Butscher“ Plauderer schwach und feig zu sein pflegt.

So hielt der alte Lehrer Schule. In ähnlicher Weise kam er auch den Pflichten eines Küsters, Organisten und Vorsängers nach, nämlich immer in einer gewissen Entfernung. Für die Bauern war er doch „kein unehrener Mann.“ Da er, mit einer Anzahl von Kindern gesegnet, „kerbig“ und geschenkbedürftig war, so befleißigte er sich den Wohlhabenden gegenüber stets der gebührenden Höflichkeit. Er war dienstwillig, und wenn ein Vater anfragen ließ, ob sein Bube heute nicht „aus der Schule bleiben“ könnte, so nahm er es mit dem verzeihlichen Grunde niemals genau. Sogar das Verlangen, den Haselstock zu führen, so mächtig es in ihm war, konnte er „aus Rücksichten“ bemeistern. Die „gestandenen“ Bauern fühlten sich in seiner Nähe unter ihm. Er trug sich städtisch, aber der städtische Anzug war das Produkt des Dorfschneiders und nicht geeignet, neben der Rieder Tracht den Anblick von etwas Feinerem zu gewähren. Er sprach ein wenig hochdeutsch; aber jeder Andere glaubte in der ächten Rieder Sprache etwas Geschickteres sagen zu können. So stieß er

in keiner Art Respekt ein. Darum war es aber gerade commod mit ihm umzugehen, und das ist eine Eigenschaft, die auch im Dorfe Beifall und Gunst findet.

Friedrich Forstner war seiner ganzen Erscheinung nach das, was der Rieser Bauer einen „Herrn" nennt. Mittelgroß, zierlich gebaut, sah er in seiner einfachen, aber wohlgefertigten Kleidung nett, beinahe elegant aus. Als ein aufgeweckter Kopf und von Natur anstellig zu Allem, hatte er im Seminar eine nicht gewöhnliche Summe von Kenntnissen erlangt: als Gehülfe in Dorf und Stadt hatte er die Klugheit ausgebildet, die Niemand lästig wird und sich spielend nach den Umständen zu richten weiß. Er sang hübsch, verstand mehrere Instrumente und war ein vortrefflicher Gesellschafter.

Gleich bei seinem Einzug hatten die Glieder der Gemeindeverwaltung und andere Männer, die mit ihm zusammen kamen, eine eigene Empfindung. Forstner ließ es durchaus nicht an Höflichkeit fehlen, aber sie, anstatt die Artigkeiten, wie bei seinem Vorgänger, wohlgefällig hinzunehmen und nur kurz zu danken, fühlten sich unwillkürlich getrieben, sie zu überbieten. Der junge Mann erwiederte bescheiden, schlug mit Gewandtheit einen vertraulichen Ton an und wußte es zu machen, daß die Bauern ihren Respekt behielten, ohne dadurch genirt zu sein, ein Gefühl, das ihnen ganz neu war. Als der zeitige Ortsvorsteher nach Haus kam, sagte er zu seinem Weib: „Hör du! der nui (neue) Schulmoaster ist a fei's Mändle!"

Eine ähnliche Erfahrung machten die Schulkinder. Forstner hielt bei seinem Auftritt eine Anrede an sie, und es war den meisten, als ob sie das, was er sagte, verständen! Als die Eltern zu Hause fragten, wie's gegangen sei, wußten sie sogar von dem Gehörten etwas wieder zu erzählen und es einigermaßen zu expliciren! Am andern Tag fand eine Aufmerksamkeit statt, wie sie die Wände der Schulstube nie gesehen hatten. Bei einem entstandenen Lärm genügte ein Zuruf und ein Blick des Lehrers, um zwei in Streit gerathene Buben augenblicklich verstummen zu machen; und wie später einer mit seinem Nachbar schwatzen wollte, stieß ihn dieser, anstatt auf das Vergnügen des „Bieselns" einzugehen, mit dem Ellbogen in die Seite und rief mit gedämpfter Stimme ärgerlich: „Halt's Maul!" — Nach dem

vierten Tage [illegible] lebten die Eltern etwas Unerhörtes: die Kinder wollten nicht mehr aus der Schule bleiben! Ein Söldner brauchte seinen zehnjährigen Sohn bei einer Arbeit und wollte ihn zu Hause behalten; das Bürschchen widersprach, und als das nichts half, begann es zu „flannen“ (flennen). So lange das Dorf stand, der erste Fall dieser Art.

Um diese Zeit begegneten sich drei Bauern auf der Gasse. „Was isch denn mit deana' Kinder (diesen Kindern) iatz?“, begann der erste; „die deant (thun) ja wie narret!“ — „'Sischt wärle wohr“ (wahrlich wahr), versetzte der andere; „der nui Schulmeëster hot's ganz verhert.“ — „No, no,“ sagte der dritte, „'eist ja rehcht, wann's geara' en d'Schuel gent“ (gehen). — „Des sche',“ erwiederte der erste; „aber überstudiert soll er's net macha', des paßt se net für Baura'.“ — „Ueberstudiert,“ entgegnete der dritte, „weara's no lahng net, wann's meaner (mehr) learna', als beim alda'. Semmer (seien wir) froa', daß mer dean loas send ond 'n bessera' hont“ (haben). — So behielt die Gunst auch hier das letzte Wort.

Dem Talent des neuen Lehrers gelang es sogar, die Sonntagsschüler zu gewinnen, mit Ausnahme nur weniger Burschen, die schon im achtzehnten Jahre standen und durch nichts mit dem Gedanken versöhnt werden konnten, sich von einem Menschen, der nur etliche Jahre älter war als sie, noch etwas sagen lassen zu müssen. Am zweiten Feiertag fing eine und die andere Jungfrau schon an, sich etwas besser zu putzen und dabei anmuthig zu lächeln und ein wenig zu erröthen. Es trat ein Eifer des Schulbesuchs ein, den bisher niemand wahrgenommen hatte und der zu vielen guten und schlechten Späßen Anlaß gab.

Zuletzt eroberte Forstner auch die Bauern in der Wirthsstube. Er setzte sich kameradschaftlich zu ihnen, ließ sich von ihnen über ökonomische Verhältnisse und Einrichtungen des Dorfes belehren, beantwortete die Fragen der Neu- und Wißbegierde, gab jedem seine Ehre und lieferte das feinste und beste Salz zu den lustigen und satyrischen Gesprächen. — So hallte in kurzem das ganze Dorf von seinem Lobe wieder. Mit wenigen Ausnahmen sangen es Männer und Weiber, Mädchen und Bursche, Kinder und Greise. Es kam

so weit, daß hie und da ein wohlgesinnter, aber maßhaltender Mann ärgerlich ausrief: „Jetz hab' i aber gnug von eurem (eurem) Schulmeester, und bitt mer'n andern Diskursch aus."

Das meiste Glück machte der hübsche, junge Pädagog freilich bei den Mädchen des Dorfes, obwohl gerade diejenigen, denen er am meisten gefiel, es am wenigsten Wort haben wollten. Alle, sogar die Tochter des Wirths und die Töchter der reichsten Bauern, suchten dem „netten Mann" zu gefallen. Forstner war Verehrer und Kenner des schönen Geschlechts und mit Vergnügen galant; er konnte gar so freundlich „guten Tag" sagen, und manche, die sich für schön hielt, schwenkte sich nun bloß zu dem Ende an ihm vorbei, um von ihm bemerkt und gegrüßt zu werden.

Drei aus der Klasse derjenigen, die es für ein Glück halten konnten, „Schulfrau" zu werden, hatten ernsthafte Absichten auf ihn. Man würde sich irren, wenn man glauben wollte, Forstner, der so sehr gefiel, hätte nun auch unter allen Dorfmädchen die Wahl gehabt, in der Meinung etwa, daß ein im Seminar erzogener, mit den Gebildeten der Umgegend verkehrender im Dorf als „Herr" geehrter junger Mann für die Phantasie auch des reichsten Bauers etwas Unwiderstehliches besitzen müßte. Dem reichsten Bauer stößen derartige Vorzüge den hier allein entscheidenden Respekt nicht ein; er gibt dem „Herrn Lehrer" die Ehre, behält aber seine Tochter. Der Bauer verlangt vor Allem, daß sein künftiger Schwiegersohn ein eigenes Haus besitze; eine Existenz ohne dieses scheint ihm sehr lustig, und wenn man ihm einen hauslosen Schullehrer anträgt, dann kann er befremdet, ja entrüstet fragen: „Soll i mei' Tochter auf d'Gass naus heirichs' (heirathen) lossa'?" — Und nicht nur die Eltern, auch die Tochter würde sich in der Regel nicht mit dem Gedanken befreunden, die Frau eines Mannes zu werden, der jährlich nur zwei bis dreihundert Gulden Einnahme hat, „alles lohfa'" (kaufen) und von den Bauern Geschenke annehmen muß. Der Bauer ist stolz darauf, in seiner Art Herr zu sein, d. h. auf tüchtigem Gute thätig und behaglich zu leben und seine Töchter wieder an Bauern oder an Wirthe, Müller und ausnahmsweise an wohlgesessene Handwerker der umliegenden Städte zu verheirathen, die selbst einige Oekonomie

hab... So räth es ihm die Sitte und die Lebenserfahrung, und diesen folgt er. Etwas anderes ist es mit dem besser gestellten Zeidner, dem dörflichen Handwerker, und allenfalls auch dem verschuldeten Bauer. Diese können es für eine Ehre halten, wenn der Lehrer des Dorfs ihr Schwiegersohn zu werden wünscht. Sein Einkommen entspricht hier dem Heirathsgut der Tochter, und auch in den Augen des verschuldeten Bauers würde die Schattenseite des Lehrerstandes durch die Lichtseite wieder aufgewogen.

Aus dieser Schichte der dörflichen Gesellschaft waren denn auch die drei Mädchen, die es lüstete, die Hand des hübschen Mannes davonzureißen. Sie gaben sich gewaltig Mühe, und eine davon hoffte schon zu triumphiren. Sie hatte die betagte Mutter Forstners, die ihm Haus hielt, wiederholt im Sonntagsstaat besucht und ihr — was man sagt — „mit dem Holschlägel gewinkt;" und da sie überdieß von den dreien die reichste war, so glaubte sie nicht, daß es ihr fehlen könne. Indeß, ein paar Tage später, und sie mußte hören, der Herr Forstner habe ein Auge auf die schöne Christine geworfen. Eine Woche später, und auch sie mußte sich von der Wahrheit dieses Gerüchts überzeugen, das nun in die Reihe offenkundiger Thatsachen eintrat.

Die Mutter Forstners war mit der Wittwe Glauning verwandt; allerdings sehr entfernt, doch das verhinderte die Glauning nicht, die Mutter des Herrn Lehrers als Frau Base zu begrüßen und denselben Titel von ihr zu empfangen. So war zwischen den Familien gleich in der ersten Zeit ein Verhältniß hergestellt. Der junge Mann fand Christine hübsch, aber in der geschäftigen Zeit der ersten Einrichtung, der Amtspflichten, des Besuchmachens u. s. w. konnte er die Bekanntschaft nicht weiter pflegen. Als er in seinem Neste warm saß, die Arbeiten ihren Gang gingen und ihm freie Zeit übrig ließen, empfand er ein Verlangen, sie wieder zu sehen; er folgte dem unbestimmten Drang und kehrte an einem festtäglichen Abend in ihrem Hause ein. Als er sie sah im Sonntagsputz, vom Schein der Ampel beleuchtet, mit ruhiger, aber herzlicher Heiterkeit zu seinen Artigkeiten lächelnd, fühlte er sich getroffen. Die unverdorbene, schöne Sinnlichkeit machte einen reizenden Eindruck auf ihn, und er mußte sich sagen, daß in

ihrem Weſen noch etwas liege, das ſie höher ſtellte, als ihre Geſpielen. Er kam ſehr eingenommen, in merklicher Aufregung nach Hauſe und rühmte ſie der Mutter in ſtarken Ausdrücken. Dieſe erwiederte ſofort: „Weißt du, was ich mir ſchon gedacht hab'? Das wär' eine Frau für dich." — „Frau?" erwiederte er in einem Ton, de. den Skrupel des „Gebildeten" ausdrückte. „Ja, Frau!" verſetzte die Mutter. „Die Glanningin wird ihre viertauſend Gulden Vermögen haben; Chriſtine iſt hübſch, wacker, verſteht alle Arbeit und paßt ſich beſſer für dich, als ſo eine Städterin, die nichts als Kleider mitbringt." — „Aber man ſagt ja, der Burſch da, der Hans, wolle ſie heirathen." — „Ausgemacht iſt noch nichts," bemerkte die Mutter, ‚das weiß ich. Und ſo Einen," ſetzte ſie mit einem etwas eitlen Blick auf den Sohn hinzu, „ſo Einen wirſt du wohl nicht fürchten?" — „Wir wollen ſehen," erwiederte Forſtner nachdenklich.

Der Keim, den die Mutter ihm in die Seele gelenkt hatte, gedieh und entwickelte ſich. Am nächſten freien Abend fühlte er eine lebhafte Begierde, den Beſuch bei der Glanning zu wiederholen. Er legte den Weg vom Schulhaus zu ihr mit raſchen Tritten zurück, und das freundliche Geſicht des Mädchens glänzte ihm entgegen wie der Vollmond. Wir haben es ſchon angedeutet: Forſtner war das, was man einen „Liebhaber des ſchönen Geſchlechts" nennt. Seine Freude an hübſchen Geſtalten dürfen wir vielleicht poetiſch nennen, in ſo fern dieſes Wort ein fein ſinnliches und phantaſtiſches Wohlgefallen ausdrückt. Die Empfindung war ſo ſchön und ſo reizend! — und er gab ſich ihr nun, wo es die Klugheit nicht widerrieth, ohne weitere Skrupel hin. Bei Chriſtine riethen ihm Neigung und Klugheit, für's erſte nur den Galanten, den feinern Liebhaber zu ſpielen. Er wollte das hübſche Mädchen umſchwärmen wie ein Schmetterling und hier vor allem die ſinnlich romantiſche Luſt finden, die er ſuchte; er wollte ſie bezaubern, den bäuriſchen „Tölpel," für den ein ſolches Mädchen wahrlich nicht geſchaffen war, verdrängen und ſich zum Gebieter ihres Herzens machen, dann — überlegen, ob und wann er ſie zu ſeiner Frau machen könne.

Als er, von der Wittwe mit beſonderem Eifer und ſchon mit einem eigenen Blick empfangen, Platz genommen hatte, ſetzten ſich

auch Mutter und Tochter wieder zum Spinnen. Forstner entwickelte sogleich seine Unterhaltungskunst, und sein angebornes Talent und die Begierde, zu gefallen, ließen ihn Scherzreden führen und Geschichten erzählen, wie sie dem Bildungsstand der Zuhörerinnen entsprachen und nothwendig belustigen mußten. Er wußte einer Geschichte ungezwungen eine für Christine schmeichelhafte Wendung zu geben, und nicht nur herzliches Lachen, sondern auch ein beglücktes Erröthen und ein im Abwehren dankbarer Blick war sein Lohn. Forstner besaß eine Gewandtheit mit hübschen Mädchen umzugehen, von der sich ein ehrlicher Bauernbursche nichts träumen läßt. Der Bauer unterhält und schmeichelt im Lapidarstyl, die niedliche Currentschrift mit zierlichen Schnörkeln ist nicht seine Sache. Unser junger Mann war aber gerade hierin stark, und er gab diesen Abend gleich eine Probe davon. Er bewunderte die Kunst des Spinnens, worin Christine in der That sich auszeichnete, und behauptete dann, er hätte es auch einmal zu lernen versucht und möchte wohl sehen, ob's noch ginge. Natürlich lud ihn das fröhliche Mädchen ein, es zu versuchen. Er setzte sich zum Rocken und es ging hinlänglich schlecht; Christine lachte, zeigte es ihm, er versuchte es wieder, und das alles bewirkte unter großem Vergnügen rasche Vertraulichkeit. Nachdem dieses Mittel erschöpft war, erklärte Forstner, er wolle neben einer solchen Meisterin nicht länger den Pfuscher spielen und lieber ein anderes Geschäft treiben, das sich besser für ihn schicke. Er setzte sich neben sie und machte sich's zur Aufgabe, ihr die „Aga" (Flachsabfälle beim Spinnen) von der Schürze zu schütteln. Und während er die mündliche Unterhaltung fortsetzte, that er dieß gelegentlich so nett und lustig, daß man's ihm nicht übelnehmen und nur lachend Abwehrungsversuche machen konnte. Es stand ihm eben alles an, und er konnte mehr wagen als ein Bauernbursche, weil er es zierlich machte und in den Grenzen des Scherzes blieb. Als er endlich Abschied nahm, erklärten Mutter und Tochter, so vergnügt wären sie lange nicht gewesen, und er solle doch ja bald wieder die Ehr' geben.

Und Forstner kam wieder und wieder. Ihm ward so wohl in der warmen Stube bei dem hübschen Mädchen und der gefälligen, heiter blickenden Mutter. Draußen wirbelte der Schnee und sauste

der Wind, drinnen schnurrten die Räder und tickte die Wanduhr, und unter dieser Begleitung ging das Spiel der Unterhaltung fort und gipfelte hie und da in einem Terzett hellen Gelächters. Alle drei hatten im eigentlichen Verstande eine poetische Empfindung. Mutter und Tochter sagten sich dieß nicht, denn sie kannten das Wort nicht; aber Forstner sagte sich's und schwelgte in seinen Gefühlen. Welchen Reiz übte Christine auf ihn! die in ihrer Art vollkommene Gestalt, durch Fröhlichkeit erhellt und verklärt, die sinnliche Fülle in ihrer schönsten Blüthe und im reichsten Glanze des Glücks! — Und dieses Mädchen war ihm gewogen und wurde es immer mehr. Zu ihm neigte sie sich — ein Wort von ihm, und sie lag in seinen Armen. Welch süßes und stolzes Gefühl — das Gefühl der Macht über ein so liebenswürdiges Geschöpf! Nun hielt er beim Abschiednehmen die Hand in der seinen und drückte sie, und dies wurde mit Erröthen geduldet und erwidert. Lieb war ihm da der Wind und der herabwirbelnde Schnee, die seine glühende Wange auf dem Heimweg kühlten.

Wir dürfen Christine nicht schwächer erscheinen lassen, als sie in der That war. Sie ließ sich nicht ohne Weiteres gewinnen und dem Vetter abwendig machen. Zuerst ahnte sie nichts und hatte gegen Forstner nur das Gefühl der Dankbarkeit, weil er so freundlich und so „unterhaltlich" war. Sie verliebte sich nicht in seine nette Gestalt, wie jene drei andern, eben darum war sie auch nicht auf ihrer Hut und ließ sich gehen — und so verstrickte sie sich. Es gab in der ersten Zeit einen Moment, wo die Wage für Hans und Forstner noch gleich stand. Hätte jener seinen Antrag gemacht, vielleicht hätte der ehrliche Freieremann den bloßen Liebhaber (als mehr erschien Forstner bis dahin noch nicht) aus dem Felde geschlagen. Aber während dieser dafür sorgte, sein Gewicht zu vermehren, handelte der Ehrliche so, daß seine Schale immer leichter werden mußte.

Hans hatte nie zu denen gehört, die den neuen Lehrer ohne Klausel bewunderten. Gleich nach dem ersten Zusammentreffen mit ihm hielt er ihn für einen Menschen, der ihm zu schlau dreinsehe und dem nicht zu trauen sei. Bei dem ersten Besuch Forstners im Haus der Base hatte indeß auch er noch kein Arg. Er stimmte von der

Ofenbank, auf der er saß, ein paarmal herzlich in das Gelächter der Weiber mit ein. Als aber der Gewandte seine Künste begann, hatte der wackere Hans ein unbehagliches Gefühl. Er erklärte ihn zuerst nur bei sich für einen „faden" (faden) Menschen, der ihm recht „auf d'Weibsbilder aus" zu sein scheine und mit dem sich ein ordentliches Mädchen eigentlich nicht viel abgeben sollte. Als er aber sah, wie Christine sich mehr und mehr auf seine Späße einließ, wurde er ärgerlich und — empfindlich. Er konnte und wollte die Unterhaltung nicht weiter mit anhören, und wenn das „Schulmeesterle" kam, ging Hans in den Stall oder aus dem Hause. — Es wogte sonderbar in der treuen Seele hin und her. Einmal war er erzürnt, und wenn Christine ihn über irgend etwas fragte, brummte er sie an. Dann glaubte er wieder, seine Befürchtung sei Unsinn und sein Trutzen einfältig. Er gab sich Mühe freundlich auszusehen; er wollte ihr nun auch etwas Schönes sagen und etwas Lustiges erzählen, und nun gerieth's ihm wieder nicht. Zu dem Einzigen, was ihm den Sieg noch hätte gewinnen können, zu einer herzhaften Erklärung konnte er sich jetzt am allerwenigsten entschließen. Er wollte jetzt gerade sehen, wie die Sache ginge. Wenn Christine „so 'n Kobbatza'" (winziger Fisch) lieber zum Mann wolle als ihn, dann solle sie ihn haben und Schulmeisterin werden. Sie kenne seine Meinung wohl und sie wisse recht gut, daß sie auf ihn zählen könne. Wenn sie im Stande sei, ihn wieder so ohne Weiteres aufzugeben, dann sei es ihm auch recht — und am Ende besser, daß er so eine gar nicht kriege. Aus diesen Gründen zog er sich mehr und mehr zurück, und Christine neigte sich ganz zu Forstner.

Als der Treue sich davon überzeugen mußte, so daß er nicht mehr zweifeln konnte, fühlte er eine Pein, wie nie zuvor. Aber bald war auch sein Entschluß gefaßt. Was in der ersten stillen Nacht auf dem einsamen Lager in ihm vorging, wollen wir nicht schildern und nur das sagen, daß Zorn und Schmerz über Sie, über sich und sein Unglück so in ihm brannten und sich wechselseitig steigernd ihn so bedrängten, daß sich das gepreßte Herz in Thränen Luft machen mußte. Für eine tiefe und leidenschaftliche Liebe — und das war seine Liebe geworden — ist es eine unsägliche Qual, sich verschmäht

zu sehen um eines Mannes willen, den man nicht schätzen kann. Zur Vernichtung aller Hoffnungen auf das einzige Glück des Lebens kommt noch die Pein der Verachtung, die man erfahren, die Pein des Schmerzes über den Triumph des Nebenbuhlers, die Wuth über sich selbst, daß man den Schatz seiner Liebe an die Geringschätzung des Unbestandes verrathen konnte. Hans, in dem alle diese Empfindungen nach einander aufloderten, empfand die Marter der Verzweiflung in seinem Herzen. Welch ein Elend, sich Christine als das Weib dieses „Leckers" denken zu müssen! welche Schande, noch einmal auf die Seite gesetzt zu sein, nachdem schon von ihrer Hochzeit die Rede gewesen war! „Du mußt fort!" rief es in ihm, „aus dem Haus, aus dem Dorf!" — Aber da rührte sich die gründlich gute Natur in ihm. „Nein," rief er dagegen, indem er sich ermannte, „nein das thu ich nicht, das wär' mir zu miserabel!" Ich bleib' und halt' aus — jetzt grad! — Hinter meinem Rücken mögen die Leut' sagen, was sie wollen — in's Gesicht" (und er blickte mit funkelnden Augen in die Morgendämmerung) „in's Gesicht verspottet mich keiner, das weiß ich!" — Nachdem so das Bleiben vor seiner Ehre gerechtfertigt war, konnte auch die Großmuth ihre Gründe dafür aussprechen. „Sie brauchen dich, und jetzt mehr als sonst. Wer weiß, wie's geht? Der sieht mir grad so aus, als ob er mit nochmal so viel fertig werden könnt' als er hat. Ich will die Sach' vor der Hand noch zusammenhalten. — Kein' Dank verlang ich nicht!" Nach der Entschließung beruhigte sich die Leidenschaft endlich, die ihn so mächtig hin und her geschüttelt hatte. Der Wille, auszuharren und denen, die ihn gekränkt, Gutes zu thun — das war der Balsam auf die Wunde seines Herzens. Er kleidete sich an und ging in die Stube.

Christine saß mit ihrer Mutter am Tisch. Hans wünschte mit ruhiger Stimme guten Morgen, aber mit einem Gesicht, daß Christine sich augenblicklich sagte: er weiß es! Sie las in diesen Mienen ihr Gericht und schrak zusammen. Das Gewissen, das sich plötzlich in ihr aufrichtete, erhellte ihren Geist und schärfte ihr Urtheil; und während sie sich vorher, ihrer Neigung folgend, gesagt hatte: „er ist selber dran Schuld, warum red't er nicht?" so erkannte sie jetzt ihr Unrecht und fühlte es tief. Das Schuldbewußtsein drückte sie darnieder

und ließ sie so verzagt erscheinen, daß Hans wieder Erbarmen mit ihr empfand. Gemüther wie das seine können in der Strenge des Richters nicht lange verharren; der Trieb, Gnade für Recht ergehen zu lassen, ist zu mächtig in ihnen und geht unwiderstehlich in Wirksamkeit über.

Hans blieb von diesem Moment an genau in der Zurückhaltung, die er sich zum Gesetz gemacht hatte; aber er wurde freier darin, und Blick und Ton seiner Stimme erhielten wieder mehr von dem Wohlwollen, das unvertilglich in seinem Gemüth lebte. In der Güte, in der Großmuth eines wackern Mannes liegt ein Quell von Kraft, von der die leichte, egoistische Natur keine Ahnung hat. Im Besitz dieser Natur kann man vergeben, und man vergiebt. Und man wird nicht schwächer, indem man es thut, sondern stärker: man fühlt sich nach Ertheilung der Gnade nicht ärmer, als nach Forderung und Erlangung seines Rechts, sondern reicher, und man schwingt sich in dem Bewußtsein der Tugend über das Leid hinweg, das die Seele überfluthen zu wollen schien. Dies vermag der Bauer wie der König, wenn ihm Gott den Geist dazu gegeben hat, und jeder thut's nach seiner Art. Unser Bauernburiche gewann nach seiner innerlichen Ueberwindung einen Gesichtsausdruck, den man nur als edel bezeichnen konnte. Dem Dorfmädchen war auch dieses Wort in seiner moralischen Bedeutung unbekannt, aber von der Sache hatte sie eine Ahnung. Sie fühlte kein Bedauern, sondern eine unwiderstehliche Achtung vor dem Vater; mit dem weiblichen Stolz, der so bereit ist, Mitleid zu empfinden und namentlich zu offenbaren, war es aus. — Aber ihre Natur machte sich den Stand der Dinge nun auf andere Weise zu Nutze. „Er ist getröstet," sagte sie sich, „und wenn er sonst auch viel aus mir gemacht hat, thut er es jetzt nicht mehr." — Einige Tage später, und ihr Gewissen hatte sich wieder beruhigt und schwieg; die Neigung, die Leidenschaft gewannen die Herrschaft wieder völlig. Das Weib fühlte sich frei und gab sich ganz dem Drang ihres Herzens zum Glück hin.

Die Leser haben errathen können, daß Forstner und Christine Liebesgeständnisse ausgetauscht und Hans gewisse Kunde davon erhalten hatte. Zu einem Verlöbniß war es noch nicht gekommen; aber

zu diesem Ziele drängte es beide nun unaufweichlich hin. Der junge Mann hatte seiner Neigung und wenn man will seinem Gelüste folgen wollen, in der Meinung, immer noch die Wahl frei behalten zu können; er hatte seiner Mutter verboten, mit der Glauning von ernsthaften Absichten seinerseits zu reden. Aber es ging, wie häufig in solchen Fällen: die Leidenschaft wuchs und führte ihn weiter als er gedacht. Sein ganzes Wesen war von Christine bezaubert; er war gebunden durch seine Liebe, gebunden durch die Rücksichten, die er auf Mutter und Tochter, auf den Geistlichen, auf das Dorf und seine Stellung darin nehmen mußte. Das Dorf hatte schon ausgemacht, daß er Christine heirathen werde, und er konnte, er durfte es nicht Lügen strafen. So gedieh das Verhältniß endlich zum Abschluß. Die Wittwe Glauning hatte die Verheirathung ihrer Tochter mit dem gefeierten Lehrer von dem Gesichtspunkt der Ehre ansehen gelernt, und die Aussicht, den Flecken ihrer Verrechnung wegen jenes reichen Bauernsohnes gänzlich zu tilgen und als „Schwieger" Forstners auf eigene Art hervorstechen zu können, erfüllte sie mit Lust und mit jener Begierde, der es unmöglich ist, länger müßig zuzusehen. Als Mutter war sie jetzt ohnehin verpflichtet zu reden; und so ging sie denn eines Tages zur Base Forstner und sprach ihre Meinung in dürren Worten aus. Entweder — oder! — das war der Sinn ihrer Rede. Die Mutter des Lehrers hatte für diesen Fall schon Vollmacht erhalten; sie sagte, daß ihr Fritz nie eine andere Absicht gehabt habe, als das schöne und liebe Bäschen zu heirathen. — Auf einmal hieß es im Dorf: der Herr Lehrer hat sich mit der Christine versprochen.

Die vollendete Thatsache machte doch ihr Recht geltend, obwohl man sie allgemein hatte kommen sehen. Der Geist der Kritik fand sich herausgefordert; jede Meinung, die der Sachlage nach möglich war, fand einen Vertreter, und der Lärm war groß. Die einen, vorzüglich Weiber und Mädchen, verdammten Christine. So einen braven Menschen wie den Hans zweimal nach einander anzuführen, ihm „das Maul zu machen" und ihn, wenn ein Vornehmerer komme, wieder fahren zu lassen, das wäre keine Art nicht; das hätten sie niemals gethan — und wenn ein Graf gekommen wäre! Aber diese Christine sei eben ein hoffärtiges Ding, man wisse das ja, und trachte immer

über ihren Stand hinaus. Der Hans hätte für sie gepaßt, der Herr Forstner sei zu fein für sie, und man werde sehen, daß das nicht gut ausgehe. Die andern, hauptsächlich ledige Burschе, machten den Hans für den Ausgang verantwortlich. Er sei allein Schuld und ihm geschehe ganz Recht. Der Mutter jahrelang das Hauswesen führen und sich dann die Tochter weglapern zu lassen, da müßte einer ungeschickter sein als der Teufel! Wenn sie den „Rang" gehabt hätten, wenn sie bei der Christine im Haus gewesen wären, da hätte so ein Schulmeister kommen sollen! Der hätte gleich gesehen, daß er wieder gehen könnte. Auf so Einen zu warten, ja, das wär' ihnen das Wahre gewesen! Aber der Hans sei eben ein „Lamech," ein „Drockser," ein Kerl, der nicht von der Stell' komme; und wenn Christine den flinkeren Schulmeister lieber habe, so könne ihr das kein Mensch übel nehmen.

Das Dorf, wie man sieht, beschäftigte sich eben so viel mit Hans als mit Christine und Forstner. Der brave Bursche, der geschickte Bauer hatte sich eben Respekt erworben und dadurch eine eigene persönliche Bedeutung erlangt. Was wird er nun thun? fragte man sich. Wird er gehen, sein Geld auffünden und die beiden Weiber sitzen lassen? „Freilich wird er gehen!" rief eine Gegnerin der Christine auf so eine Frage ordentlich bitzig. „Er wird wohl bleiben und all den Spektakel mit ansehen — Hochzeit und am End' Kindtauf' auch noch. Er wird sich die Tochter wegfischen lassen und der Alten noch länger den Knecht und den Narren machen! Das wär' nicht mehr gut, sondern dumm — und dumm ist der Hans doch nicht."

Die Frage war bald entschieden. Hans blieb, und ein großer Theil seiner Vertheidigerinnen fiel nun auch von ihm ab und sagte, Christine habe doch Recht gehabt, es ihm so zu machen. So ein einfältiger Mensch sei ihnen ihr Lebtag noch nicht vorgekommen.

Durch Alles, was bisher in ihm vorgegangen, hatte Hans die Fähigkeit erlangt, der Christine zu ihrer Verlobung ehrlich und ruhig Glück zu wünschen. Er that es und ging so weit, ihr dabei die Hand zu geben. Aber er vergab sich nichts damit; der Ausdruck seines Gesichts sorgte dafür. Christine wurde roth über und über, sie sah ihn beschämt, ja bittend an und ihre Hand zitterte in der seinen. Es war

eine Genugthuung für den treuen Burschen und er kostete ihre traurige Süßigkeit. Aber dann fing er selbst ein anderes Gespräch an und half dem Mädchen, aus Schonung, von der Tiefe der Empfindung wieder zur Oberfläche empor. Beiden wurde leichter um's Herz, und Christine überließ sich bald wieder der Freude und der Ehre ihres Brautstandes.

Am ersten Sonntag Abend nach dem „Verspruch" ging Hans in's Wirthshaus. Einige junge Leute hatten vorgehabt, ihn aufzuziehen; aber er hatte so was Eigenes in seinem Gesicht und in seinem Auge; sie trauten dem Landfrieden nicht und dankten ganz ehrbar auf seinen Gruß. Man discurirte über allerlei andere Dinge; unser Freund sprach resolut, verständig und machte zuletzt sogar die und da eine humoristische Bemerkung in seiner alten Manier. Wie nun bei natürlichen, eben so wie bei gebildeten Menschen keine wirkliche Kraft ohne Anerkennung bleibt, so bekam der Wackere, als er die Wirthsstube verlassen hatte, von seinen Kameraden ernstlich empfundenes Lob. „Der ist gescheidter," hieß es, „als die Leute glauben. Er macht sich aus der ganzen Geschichte nichts, und er hat Recht. Die Christine ist eine falsche Person, die einen so braven Kerl gar nicht verdient. Er darf sich Glück wünschen, daß er sie nicht bekommt — und wie's ihr geht, das wollen wir sehen."

III.

Die größte Heilkraft auf Erden besitzt — die Zeit. Indem sie den Menschen in ihrem Strome fortführt und andere Bilder vor seine Seele bringt, entzieht sie ihn mehr und mehr der Einwirkung dessen, was gewesen ist. Sie mildert den Schmerz, löst die Spannung, entkräftet die Selbstanklage und giebt der Seele die Stärke und Ruhe wieder, ohne die sie ihren eigenen Anfechtungen erliegen müßte. Was uns heute unerträglich scheint, vielleicht in wenigen Tagen schon dünkt es uns eine mäßige Last. Was uns im ersten Moment als eine ausgesuchte Schmach niederdrückt, nach einigen Wochen erscheint es uns als ein gewöhnliches menschliches Ungemach, und unser übertriebenes Leidwesen darüber kann uns ein Lächeln entlocken.

Freilich kommt dabei sehr viel auf die Art des begangenen oder erduldeten Unrechts, auf das Temperament und den Charakter des Menschen an. Es giebt Dinge, die der Seele keine Ruhe lassen, die mitgehen auf dem Wege, den sie nimmt, und ihr immer gegenwärtig bleiben. Es giebt Naturen, welche Handlungen und Erlebnisse von geringerem Belang festhalten und sich selbstquälerisch damit zu tragen im Stande sind: Menschen, in denen die Vergangenheit sich immer wieder vergegenwärtigt und die eine Beschämung roth machen kann, welche ihnen vor zwanzig Jahren widerfahren ist. Andere Erlebnisse verflüchtigen sich von selbst, und andere Naturen wissen Dinge von sich abzuschütteln, die sich sonst wie Kletten anzuhängen pflegen. Auch der Bildungsstand ist hier von großem Einfluß. Je mehr der Mensch seinen Geist entwickelt und sich zu einem innerlichen Leben erzogen hat, desto leichter versetzt er sich in die Vergangenheit, desto bedeutsamer ist für ihn das Gewesene, desto mehr durchdringen sich in ihm die Zeiten. Je näher der Mensch der Natur steht, desto mehr lebt er in der Gegenwart, desto mehr vergißt er, desto weniger belästigt ihn seine Vergangenheit.

Der Bauer giebt sich nicht viel mit Erinnerungen ab, wenn sie nicht von sehr gewichtiger Art sind. Durch seine Denkweise, durch Natur und Gewohnheit, namentlich aber durch die ihm auferlegten Arbeiten ist er vorzugsweise auf die Gegenwart gewiesen. Alle feinern Differenzen kommen auf dem Dorfe gar bald wieder ins Gleiche, und nur tiefe Leidenschaften in tiefen Gemüthern können auch hier still fortglühen.

In dem Haus, in welchem unsere Erzählung hauptsächlich spielt, war äußerlich bald alles wieder im alten Gang und auch innerlich vieles wieder hergestellt und gemildert. — Am raschesten war es der Witwe Glauning gelungen, ihre frühere Gemüthsruhe wieder zu erlangen. Sie hatte sich wegen ihres Benehmens gegen Hans im Stillen doch auch einige Vorwürfe gemacht; aber nach wenigen Tagen schon war ihr das neue Verhältniß etwas Gewohntes und übte auf ihren Geist die Macht einer Sache, die nun einmal nicht anders ist. Wenn sie den Vetter sah, wie er mit ernstem Fleiß weiter arbeitete, dachte sie wohl: „Das ist doch wahrlich ein braver Mensch!

Man sollte gar nicht glauben, daß es noch solche Leute gäbe!" Aber eben durch diese Anerkennung fand sie sich mit ihm ab. Hans war ihr von nun an der gute Vetter, der sehr freundschaftlich gegen sie handelte, auf dessen Dienste sie aber beinahe schon ein gewisses Recht zu haben glaubte.

Christine folgte der Mutter nach. Das beschämende Gefühl und die Vorwürfe, die sich beim Anblick des Vetters zuweilen noch in ihr erneuert hatten, kamen seltener und blieben endlich ganz aus. Sie lebte im Wonnemond des Brautstandes, und die ganze Welt erschien ihr in heiterem Lichte. Wenn man sie hinter ihrem Rücken scharf beurtheilte, in's Gesicht gratulirte man ihr, lobte den Herrn Lehrer und pries sie glücklich. Die Kunst, sich höflich zu verstellen, ist auf dem Lande keineswegs unbekannt und gehört zur guten Lebensart wie anderswo. Es giebt auch hier Leute, die um so lebhafter zu schmeicheln verstehen, je nachdrücklicher sie dieselbe Person gegen Andere durchgehechelt haben; Leute, von denen man als etwas Besonderes hervorhebt, daß sie sich „recht anstellen," d. h. einen Eifer, ein Vergnügen, eine Bewunderung zeigen können, von denen ihr Herz nichts weiß. Der Glanz des Ruhms, den sich der Bräutigam durch seine persönlichen Vorzüge erworben hatte, warf seine Strahlen auch auf die Braut; um seinetwillen that man der Christine mehr Ehre an und bewies ihr mehr Achtung als vorher. So sah die Glückliche sich umhuldigt von allen Seiten und hatte in der Freude ihres Herzens natürlich kein Arg, daß von den schönen Sachen, die man ihr sagte, auch nur eine Sylbe abgeben könnte.

Forstner selbst zeigte sich jetzt gegen sie von seiner liebenswürdigsten Seite. Er war von Leuten, auf deren Urtheil es ihm ankam, wegen seiner verständigen Wahl gelobt worden; ein paar muntere Collegen, die er von dem Vermögensstand der alten Glanning unterrichtet und mit der Braut bekannt gemacht hatte, erklärten ihn für beneidenswerth; er war in der besten Laune, sog den Blüthenduft des schönen Verhältnisses mit vollen Zügen ein und that alles, was der Erwählten angenehm und schmeichelhaft sein konnte. Wie hätte da Christine noch Aug' und Ohr haben können für etwas anderes! Sie liebte und sah den Geliebten glücklich, sie sah seinen Eifer, ihr Freude

zu machen, und fühlte keinen lebhafteren Trieb und wußte keine höhere Pflicht, als ihm seine Liebe zu vergelten.

Das Glück hat die Eigenschaft, daß es sich aus sich selber vermehrt und seine Vermehrung von außen her magnetisch anzieht; darum giebt es auch eine Zeit, wo es in stetem Wachsen ist. Die Freude machte Christine nicht nur holder und feiner, als sie bisher erschien, sondern auch geistig aufgeweckter und heller. Sie war in der Freude sicher, und ihre Urtheile, ihre Bemerkungen im Gespräch erschienen dem Verlobten gar oft mit Recht sinnig und treffend. Forstner sah sich nun auch von dieser Seite beruhigt — er glaubte aus ihr eine Frau ganz nach seinem Herzen bilden zu können. Dies verhehlte er ihr aber auch nicht; er erquickte ihr Herz mit Lob über Vorzüge, die sie bis jetzt noch nicht an sich gekannt hatte, und ein außerordentliches Behagen, ein liebevolles Dankgefühl gegen ihn war die Folge davon.

Die beiden jungen Leute und eben so die beiden Mütter waren in einem Zustande, wo man die Engelein im Himmel singen und musiciren hört. Der Liebes- und Freundschaftsverkehr ließ bei der nothwendigen Arbeit des Tages kaum so viel Muße übrig, um die Ausstattung der Braut und die künftige Einrichtung zu erwägen und die ersten Vorbereitungen zu den Unternehmungen der nächsten Monate zu treffen.

Hans ging seinem Geschäft nach und schien nur dafür Sinn und Auge zu haben. Was er mit seinen Verwandten zu reden hatte, wurde kurz und ruhig abgemacht; er war gern allein, man sah es und ließ ihn allein. Da Christine an ihrer Ausfertigung arbeiten mußte und die strengere Bauernarbeit für sie nicht wohl mehr schicklich war, so hatte man eine Taglöhnerin für sie eingethan. Diese war schweigsam, eine von den still hinlebenden, in ihrer Gedankenlosigkeit glücklichen Personen, wie man sie auf dem Lande nicht selten findet, und der Bursche hatte zu seinem Troste nichts zu leiden durch Geschwätz und durch Fragen, die ihm jetzt doppelt zuwider gewesen wären.

Ihm war das zuletzt Erlebte freilich nicht verschwunden und von der Gegenwart überdeckt, wie den andern; aber es hatte sein Peinliches verloren, die Zeit hatte es gemildert und ihren Duft darauf geworfen.

Es war nicht mehr das bloße Leid, das er empfand. Diesem war die niederdrückende Gewalt genommen, die man entweder überwinden oder der man erliegen muß; es hatte selbst etwas Liebes und für die Seele Wohlthuendes erhalten.

Was wir poetisches Gefühl nennen, ist von keinem Stande, von keiner Schichte der Gesellschaft ausgeschlossen. Früher hätte man diesen Satz vertheidigen müssen; jetzt, wo man die Volksmelodien und Volkslieder kennt und ehrt, wird ihn niemand zu bestreiten wagen. Wo ist Liebeslust und Liebesleid inniger, tiefer und rührender ausgesprochen, als in eben diesen Liedern, die aus dem Volke hervorgegangen oder von ihm angenommen und erhalten worden sind, und die immer noch, in Gesellschaft oder in Einsamkeit, von ihm gesungen werden? Wenn das tiefere Gemüth auf sich selbst und sein Leid beschränkt ist, fällt ihm ein Lied ein, das seinen Zustand ausdrückt: der Mund summt es unwillkürlich, das Herz schauert und die Augen werden feucht.

Der Winter war vergangen, die erste Frühlingszeit hatte schön begonnen und die Feldarbeit nahm ihren Anfang. Wenn der letzte Schnee weicht, die Sonne wärmer scheint, der Boden locker, die Wiese grüner wird und die Lerche singend in den Himmel steigt, dann geht durch jede bedrängte Seele ein Gefühl der Genesung. Auch die weichere Natur fühlt sich körperlich und geistig stärker und fängt im Leid wieder an zu hoffen; das männliche Herz gesundet fühlbar, wird seiner selbst mächtig und der Bedrängniß überlegen. Dann ist aber gerade die Zeit gekommen, wo es das Leid lieb gewinnt und es aus freien Stücken festhält und hinabsteigt zu der Süßigkeit melancholischer Träumerei.

Unser guter Freund hatte mehr Anlage zu innerlichem Leben von der Natur erhalten und in sich ausgebildet, als es auf dem Lande gewöhnlich ist. Von der Lustbarkeit weniger angezogen, durch eine scheue Leidenschaft auf sich selber gewiesen, kannte er schon länger den Reiz gemüthlicher Vorstellungen. Die Neigung dazu und die Kraft, solche Vorstellungen zu erzeugen, trat jetzt um so stärker in ihm hervor und gewährte ihm die volle Lust herzlich gehegter Trauer. Freuten die Verlobten sich in hellen Dur-Tönen — ihm war ein Glück,

und ein reiches Glück, in Moll beschieden. Seine Arbeiten störten ihn darin nicht; er verstand sie so gut, daß sie wie von selber ihren Gang gingen und ihm Zeit genug übrig ließen, seinen Gedanken nachzuhängen. Wenn er mit seinen stillen wohlgehaltenes Land „äckerte“ und von dem Hauch der frisch aufgeworfenen Erde umdampft zuweilen „fimierte,“ wurden die Furchen darum nicht schlechter und er rief den Thieren zeitig genug sein „Härrerei“ zu, wenn er an der „G'wand“ (Ackergrenze, wo umgewendet wird) angekommen war. Auf der Wiese rechte er mit der Taglöhnerin um die Wette Streu, obwohl es in seinem Innern summte, während in ihr die vollkommene Stille des Nichts Platz genommen hatte. Die ländlichen Arbeiten begünstigen zum Theil ein gewisses träumerisches Wesen; besonders einladend dazu ist aber die mittägliche und abendliche Heimkehr von einem entfernteren Ackerstück, so wie die Fütterungs- und Verdauungszeit der untergebenen Thiere. In den völlig einsamen Momenten, erfüllt von seiner Empfindung, kamen unserm Burschen allerlei Lieder in den Sinn. Er sang sie mit herzlicher, gedämpfter Stimme und fühlte ganz die Beschäftigung und erneuerte schönere Anregung anspruchloser Kunst. So sang er das Lied:

„Da treiben auf jenem Berge,
Da steht ein hohes Haus,
Da schauen wohl alle Fenstlein aus
Drei schöne Jungfrauen heraus“ u. s. w. —

wohl mehr wegen der lieben, rührenden Melodie, als weil die Reime seinem Zustand entsprachen. Wenn er aber das letzte „G'setz“ für sich hinsummte, dann hatte er dabei doch auch seine ganz eigenen Gedanken.

„Ach Scheiden, ach Scheiden,
Wer hat doch das Scheiden erdacht!
Es hat mein jung frisch Leben
Das Scheiden so traurig gemacht.“

Er lebte mit der, die er liebte, in Einem Hause; aber er war viel schlimmer geschieden als ein Liebhaber, der in die Fremde muß. Für ihn gab es kein Wiederfinden, kein Wiedersehen, keine Wiedervereinigung! — Bedachte er, wie sehr und wie lang er Christine geliebt

und wie treu er an ihr gehangen, dann kam ihm wohl ein Lied auf die Lippen, das im Ries oft gesungen wird:

„Treu hab' i geliebet,
Was hab' i davon?
Mein Herz ist betrübet,
Das hab' i zum Lohn."

Und in tiefem Ernst sah er dann für sich hin. — Einmal wurde dieser Ernst durch ein halb weh, halb gutmüthiges Lächeln verdrängt. Es war ihm ein anderes Liedchen eingefallen, das seine Erfahrung erklärte:

„Wann's Mädle sauber ist,
Und ist no jung, no jung,
Muß eer Bue luste sei',
Sonst kommt er ecrum."

„Ja freile," sagte er dann zu sich, „eeh hot's eda' g'fehlt, und i ka' me net beklaga'. 'Sist eena' (eine) wie die ander. Wer kee (kein) so a „Lustikus" (Variation von Windbeutel) ist, der ka' nex anrichta' bei da' Mädla'!" Und er erleichterte nun sein Herz in folgenden Strafreimen:

„Was hilft me a schöner Apfel,
Wann er innen ist faul!
Was hilft me a schöas Dea'del —
Sie macht mer nor o's Maul!"

Der leichten Anklage der schönen Base folgte aber bei dem guten Burschen in der Regel die Rechtfertigung, die Einsicht in die Natur der Dinge und den Lauf der Welt, die Ergebung und die stille Trauer. Einmal, als er nach der letzten abendlichen Fütterung im Stalle saß und die Kühe wiederkäuend dalagen, summte er in der leise belebten Stille eine Melodie ohne Text, die ihn dergestalt rührte, daß ihm Thränen in die Augen traten. Er besann sich auf das Lied — es war das bekannte:

„Wann mei' Schatz Hochzeit macht,
Hab' i a traurige Nacht.
Sperr mi in mei' Kammerlein
Und wein' um mein' Schatz."

Es klopfte und zitterte in seinem Herzen und die Thränen rollten die Wangen herunter. Das war ihm aber doch zu arg. Er stand rasch auf, wischte sich die Augen und rief mit wahrem Zorn: „Hohl der Teufel die Narrheit! Ich werd' noch ganz zum alten Weib! — Aber jetzt ist's auch gnug!" Er ging in dem Gange vor dem „Bahren" (Futtertrog) hin und her und fing ein kleines Gespräch mit einer Kuh an, die sich erhoben hatte und ihn anmuhte. Allein er konnte nicht verhindern, daß ihm seine Gedanken wie verwöhnte Kinder noch einmal zu dem verbotenen Gegenstand entliefen. Er dachte an seine alten Träume, mit der Christine das schöne Haus zu bekommen und drin mit Weib und Schwieger ein Leben zu führen herrlich und in Freuden. Mit einer Art von Heroismus sang er hierauf das launig deliberate Lied:

Und aus ist mit mir,
Mei' Haus hat kei' Thür,
Und mei' Thür' hat kei' Schloß,
Und mein' Spatz bin i los."

„Ja, ja," sagte er dann halb lächelnd zu sich, „Alles ist hin miteinander! — D's Haus freilich, das traut' ich mir wohl noch zu kriegen; aber was hilft mich d's Haus ohne d's Weib!" — „Nun," setzte er endlich sich ermannend hinzu, „am End' bleib' doch ich noch da!"

Zu der schönsten Zeit auf dem Lande gehört der Morgen eines Feiertags, wenn die Sonne scheint und die Luft mild und lieblich ist. Je mehr der Bauer die Woche hindurch gearbeitet hat, desto besser versteht er am Sonntag zu ruhen. Seine Bewegungen sind dann con amore langsam, die Mienen drücken ruhiges Vergnügen, sein ganzes Wesen tiefe Gelassenheit aus. Mit der Arbeit der Wochentage hat er auch die Sorgen hinter sich gelassen und ist zu einer Art von Naturstand zurückgekehrt, wo ihn ein Hauch der goldenen Zeit und ihrer Glückseligkeit anweht. Er kommt an solchem Tag in eine tiefere Stimmung und gibt sich entweder stiller Träumerei hin oder freut sich an der Schönheit einzelner Gegenstände der Natur, nicht wie ein schwärmender Poet freilich, aber schlicht und naiv wie ein Kind. Und dieses Naturbehagen wird durch die kirchliche Feier des Tags nicht gestört, es wird durch sie gestärkt, erhöht und sanktionirt.

Nach und nach war der Mai herbeigekommen. Die Bäume glänzten in frischem Laub, einzelne standen über und über in Blüthe. Es wurde nun ein Lieblingsvergnügen des guten Hans, in der schönen Sonntagsfrühe sich in den Garten zu begeben, und was in der Woche gewachsen und ausgeschlagen, was von ihm selbst darin gearbeitet und hergerichtet war, mit Ruhe zu beschauen. Er freute sich an dem grünen Laub und an den schönen Blüthen der Bäume, aber auch an dem Gesurre der „Emmen“ (Immen, Bienen) darin; denn sie hatten an der Mauer des Hauses selber einen „Emmenstand,“ worin sich drei Stöcke befanden, und er hoffte, daß einer davon bald schwärmen werde. Er freute sich bei den Stöcken der rothen und gelben Hosen, welche die Bienen anhatten, und wie ordentlich ein Vergnügen aus ihnen glänzte, mit so reicher Beute heimzukehren. Zu der Südgrenze des Gartens hinabgewandelt, sah er mit Lust über die weißblühende Dornhecke auf die Wiese hinaus und freute sich der schönen Blumen darin, eben so des reichlichen Grases, das eine gute Heuernte versprach. Die Lerchen schienen ihm noch lieblicher zu singen, als an Wochentagen draußen auf dem Felde, und es war ihm, als müßte bei diesem Gesang, bei der Schönheit und dem Wohlgeruch der Blüthen, bei der warmen Luft und dem hellen Sonnenschein, und bei den herrlichen Aussichten auf ein gesegnetes Jahr die ganze Welt sich glücklich fühlen.

Er selber fühlte sich glücklich, glücklicher als seit langer Zeit. Es war noch immer ein Zusatz von Trauer in seinem Glück, aber sie war aufgelöst und hatte sich innig mit seinem Wohlgefühl verbunden. Das genesende Herz war nicht nur gestärkt durch die Schönheit der Natur, durch die stille Verherrlichung des Blühens und Gedeihens, sondern auch durch die religiöse Bedeutung des Tages. Hans gehörte nicht zu den „Betschwestern,“ wie man im Nies, das Wort von „Beten“ ableitend, die Pietisten nennt; er machte aus der Frömmigkeit nicht das Geschäft seines Lebens. Aber man hat wohl schon bemerkt, daß in seinem Wesen doch gar manches lag, was recht eigentlich christlich war, und bei aller Natur, die mit ihm verbunden blieb, hätten wir einem solchen Mann im Lebensverkehr doch mehr vertrauen mögen, als manchem von den Stillen im Lande, deren Mehrzahl wir übrigens

gerne nicht nur für ehrliche, sondern überhaupt für respektable Leute halten. Hans hatte einen guten „Unterricht“ (mit diesem Wort bezeichnet der Rieser ausschließlich den Religionsunterricht) genossen, und er war der Mann, von den Lehren des Geistlichen mehr zu behalten als der erste beste. Er hatte ein dankbares Gemüth gegen Gott und war ihm anhänglich und diente ihm in den Formen, in denen er erzogen war. In seinem Hin- und Herdenken fiel ihm nun auch wohl ein Ausspruch der Bibel oder des Gesangbuchs ein, der ihn tröstete und von seiner Empfindung frei machte.

An einem besonders schönen Sonntagsmorgen steigerte sich unter solcher Einwirkung die Stimmung seines Herzens bis zur Heiterkeit. Vor dem religiösen Gefühl, wenn es die Seele auch nur als ein unbewußter Hauch durchdringt, können gewisse trübe Empfindungen nicht Stand halten; wir legen einen andern Maßstab an das Leid, und was uns sonst über die Maßen begründet erschien, das kann sich uns als eine Einbildung, ein Erzeugniß menschlicher Schwäche darstellen, und sein Wichtigthun kann uns ein Lächeln abnöthigen. Die wahrhaft gute Natur wird dann frei von der letzten Empfindlichkeit und fähig, nicht nur zu vergeben, sondern auch zu vergessen. Als Hans an diesem Morgen in's Haus zurückkehrte, weil die Glocken zur Kirche riefen und er die festlich geputzte Christine im „Wurzgarten“ am Hause sah, wie sie noch ein Sträußchen pflückte, um ihren Schmuck zu vollenden, warf er im Vorübergehen einen Blick auf sie, wie ihn ein Mann auf ein glückliches Kind wirft. Und als sie ihn gewahr wurde und vergnügt und mit einer gewissen Gutmüthigkeit rief: „Guten Tag, Hans!“ da dankte er ihr von Herzen freundlich und wünschte ihr eine „gute Andacht,“ obgleich er wußte, daß ihre Andacht hauptsächlich im Denken an ihren Bräutigam und in der Freude über sein schönes Singen und Orgeln bestehen werde. Er selber ging würdig langsam in die Kirche und erbaute sich in ihr mehr als sonst, weil er, durch seine Herzenserfahrungen und sein Nachdenken darüber belehrt, mehr als sonst von der Predigt verstand. Er kam aufgerichtet und froh nach Haus, das Gefühl im Herzen, das wohl als ein Ersatz für die verlorene Freude des Lebens gelten kann.

das Gefühl, durch Selbstüberwindung und Entsagung klarer und besser geworden zu sein.

Wer kann die Regungen eines Herzens schildern, das eben so der Leidenschaft wie der Resignation, eben so des Schmerzes wie der Erhebung fähig ist? wer das Spiel verfolgen der Trauer und der Tröstung, des Hinabsinkens und des Emporstrebens, des Rückfalls und der langsamen, langsamen Heilung? Nur andeuten läßt sich, was durch eine Seele geht, die dem liebsten und theuersten Wunsch entsagen muß, und das haben wir zu thun versucht.

Die Zeit und die Kräfte, die dem strebenden Menschen zu Hülfe kommen, übten endlich auch auf unsern Freund ihre ganze Macht. Seine Empfindungen zergingen freilich nicht wie die der andern, aber sie traten zurück in das Innerste seines Herzens, das sich über ihnen zuschloß. Er bewahrte sie hier, wie man im verborgensten Fache eines Schreins ein ererbtes theures Kleinod bewahrt, des Besitzes gewiß, ob man es zuletzt auch nur selten hervorzieht, um sich in seinen Anblick zu versenken.

Als der Frühling hingegangen war, standen Mutter, Tochter und Vetter wieder auf so freundschaftlichem Fuß, als ob ihr Verhältniß niemals getrübt worden wäre. Wenn die Glanning sah, wie Hans jetzt fast noch eifriger und gewissenhafter arbeitete, als früher, ging es ihr doch zuweilen an's Herz und sie dachte bei sich selbst: „So ein braver Mensch ist mir doch wahrhaftig noch nie vorgekommen! Der Bräutigam meiner Tochter ist schöner und feiner; aber wenn er nur auch so gut ist, wie der Hans.“ — Christine war von der Tugend des Vetters, die sich so völlig anspruchlos in Thaten kundgab, auch gerührt; aber ihr innerliches Lob schloß nicht mit einem Wunsch, der über die Güte Fortunens noch irgend einen Zweifel zuließ. Ihr Bräutigam war nicht nur der schönste und feinste, sondern auch der beste aller Menschen; das bewies er ihr ja täglich durch seine Liebe, durch seinen Eifer, ihr Freude zu machen. — Der Verlobte selbst begegnete dem Guten jetzt mit viel mehr Rücksicht als früher. Wenn Hans ihm seine gebührende Ehre gab und bei seinem Eintritt in's Haus mit ruhiger Freundlichkeit „guten Abend, Herr Lehrer“ sagte, sprach aus dem Ton seiner Erwiederung und aus seinem Blick

ein unwillkürlicher Respekt, und selbst zu Hause im Gespräch mit seiner Mutter gebrauchte er über ihn nie mehr despektirliche Bezeichnungen, wie sonst. Manchmal nahm er Gelegenheit, dem Braven wegen seiner Geschicklichkeit als Bauer ein Compliment zu machen und es so warm auszudrücken, daß Hans selber zu glauben anfing, dieser Mann wäre am Ende doch besser, als er ihm zuerst vorgekommen sei, und Christine könnte mit ihm glücklich werden.

In Christine regte sich, nachdem sie ihre Furcht und Verlegenheit vor Hans gänzlich abgelegt hatte, die gute Natur. Die Achtung, die sein Benehmen ihr einflößte, wurde zur Freundschaft, zur freundschaftlichen Theilnahme. Sie fühlte den Trieb, ihn wohl zu halten und ihn zu erkennen durch Lob und durch die Aufmerksamkeiten, wozu der Familienverkehr so viele Gelegenheit bietet. War sie auch nicht mehr gerührt durch das, was ihr früher als ein Unrecht verkam, so fühlte sie sich doch erleichtert, wenn sie etwas für ihn gethan hatte. Einmal, als das Gespräch mit ihm eine scherzende Wendung genommen, sagte sie, indem sie plötzlich einen ernsteren Ton annahm: „Hans, du mußt auch heirathen! Einem Mann in deinem Alter gehört ein braves Weib, und du verdienst die beste!“ — Hans sah ihr betroffen und argwöhnisch in's Gesicht; da er aber nur wirkliche Theilnahme darin erblickte, so antwortete er mit einer gewissen Laune: „Für unser Einen ist's Heirathen so eine Sach', man kriegt nicht immer die, die man gern möchte.“ — Christine, die ein wenig roth wurde, rief um so lebhafter: „Ein Bursch wie du kann sich jede aussuchen!“ — Hans verzog seinen Mund und erwiederte: „Ich glaub's wohl! So Einem kann's nicht fehlen! Wenn er die Hände ausstreckt, hängt an jedem Finger eine!“ — Ueber diesen kitzlichen Punkt fand Christine für gut hinwegzugehen, und die Heirath eben als geschehen betrachtend, sagte sie: „Dann werden wir Gevatterleut' und ich heb' deine Kinder aus der Taf (Taufe), und wir wollen recht vergnügt mit einander sein.“ — „Nun damit,“ versetzte Hans lächelnd, „hat's noch gute Weg'. Zuerst heirathest du, und dann wollen wir sehen, was mit mir anzufangen ist.“

Freilich, auf die Hochzeit der Christine war mehr Aussicht als auf die des guten Hans. Die Verlobten hatten beschlossen, sich im

Herbst „zusammengeben" zu lassen, und es wurde nun immer emsiger an der Anfertigung gearbeitet. Die Frage, wie Christine als Frau Lehrerin sich kleiden solle, war erledigt. Heutzutage hätte man eine „Näherin" eingethan, die sich als Kleidermacherin schon einen Namen erworben, und der Lehrersbraut die gehörige Zahl bürgerlich französischer Anzüge fertigen lassen. Damals warf man aber die Rieser Tracht noch nicht so schnell über Bord, und es war demnach im Hause der Glauning beschlossen worden, nur zu der feineren Kleidung im Rieser Styl fortzugeben, wie sie die Weiber der reichen Bauern, der Müller, Wirthe und auch der Schullehrer noch trugen. Es war immerhin ein Fortschritt, und das Herz der Braut wurde außerordentlich erheitert beim Anblick zweier seidener Halstücher, die ganz neumodisch waren, eines herrlichen „geflammten" Rocks, der in zierliche Falten „gebegelt" (gebügelt) die stattlich Hinschreitende umwogen sollte, und einer großen Radhaube, nicht mit schwarzen, sondern mit weißen Spitzen und mit farbigen seidenen Bändern, womit im Dorf bis jetzt einzig und allein die Wirthin geprangt hatte. Als Christine dieses Wunder von Haube zuerst probirte und die seidenen Bänder, zierlich verschlungen, von ihrem Kinn auf die Brust herunter wallten, fühlte sogar die Taglöhnerin aus ihrer pflanzenähnlichen Ruhe sich herausgerissen; sie hing an der Beneidenswerthen mit einer Art von Andacht, stieß einen komischen Seufzer aus und rief: „Bändel zieret halt da' Menscha'!" wobei sie in ihrem Herzen dachte, daß sie in einer Haube mit so schönen Bändern sich neben der Christine wohl auch noch sehen lassen könnte. — Dem Verrath an Leinwand und Bettfedern, den die Mutter gesammelt hatte, wurde nebst dem Geldbeutel stark zugesprochen, und der Wunsch der ehrgeizigen Frau, ihre Christine wie eine reiche Bauerntochter auszustatten, und das Verlangen, doch auch noch etwas übrig zu behalten, kamen öfters mit einander in Streit. Hie und da gab es sogar einen kleinen Handel zwischen Mutter und Tochter, der aber bald wieder in's Gleiche gebracht wurde: Christine hatte den Vortheil, das einzige Kind zu sein. Indem nun die beiden mit der Dorfnäherin und dem Dorfschneider in die Wette arbeiteten, ging die Sache fleißig vorwärts. Man war sicher, zu rechter Zeit fertig zu werden und in's Schulhaus mit einem

Wagen voll Hausrath einzuziehen, wie er von einer Söldnerfamilie noch nie geliefert worden war.

Daß zwischen dem Haus der Glauning und dem Schulhaus immer der engste Verkehr statt gefunden hatte, versteht sich von selbst. Forstner war fast in allen Stunden, die er sich abmüßigen konnte, bei der schönen Braut gewesen, und seine Mutter hatte über alle wichtigen Fragen mit ihr und der Base Rath gepflogen. Bei einem so lebhaften Temperament, wie es der junge Lehrer besaß, konnte sich die Glut des Liebenden freilich nicht immer auf der ersten Höhe behaupten; gerade wenn sie dauern sollte, mußte sie sich mäßigen und so zu sagen in regelmäßigem Flußbette hinströmen. So war denn mit der Zeit der Verlobte ruhiger geworden, und ohne daß sein Wohlgefallen an der Braut sich minderte, öffnete sich sein Herz auch wieder andern Dingen. Den ganzen Frühling hindurch hatte er Einladungen seiner Freunde zu fröhlichen Gelegenheiten ausgeschlagen. Er führte Christine mit seiner und ihrer Mutter an schönen Feiertagen nach Nördlingen, Oettingen oder Wallerstein, unterhielt sie, zeigte ihnen belehrend die Schlösser und Hofgärten der fürstlichen Residenzen und ging in gemüthlichem Gespräch mit ihnen nach Haus. Wie nun aber der Eifer der Ausfertigung, je weiter diese vorschritt, nur um so lebhafter wurde und die Werkherren ganz zu erfüllen schien, glaubte Forstner den Collegen und Kameraden sich nicht länger entziehen zu dürfen. Man hatte in Oettingen ein musikalisches Kränzchen gestiftet, und er mit seinem hübschen Tenor und seinem Geschick auf der Violine war ehrenvoll dringend zur Theilnahme aufgefordert worden. Er verpflichtete sich dazu, und da die Gesänge und die Musikstücke, die man aufführte, bald gut zusammengingen, so legte der rasche Fußgänger mit Vergnügen die ziemlich lange Strecke zurück, die zwischen dem Dorf und dem Ort der Zusammenkunft lag, und freute sich der künstlerischen Unterhaltung und der lustigen und geistreichen Gespräche, die auf die kleinen Concerte zu folgen pflegten.

Forstners Temperament — das hat man schon gesehen — war überwiegend sanguinisch. Von Leuten dieser Art ist bekannt, daß sie gewisse Dinge schneller und lebhafter erfassen, aber schneller auch wieder lassen als andere. Ich sage, gewisse Dinge. Es wäre schlimm,

wenn der Sanguiniker in seinem Geist und Herzen nicht die Kraft besitzen könnte, einem Gedanken, einer Pflicht und einer ernstlichen Neigung treu sein Leben zu widmen. Aber von gewissen Dingen, namentlich solchen, die auf dem Felde der Unterhaltung und des Lebensgenusses liegen, wird der Mann von leichtem Blut schneller hingerissen als andere und weiter geführt, als er anfangs dachte, auch wenn er, wie unser Lehrer, eine Dosis Phlegma besitzt, welche der Klugheit zur Unterlage dient. — Das musikalische Kränzchen in der genannten fürstlichen Residenz gewann in raschem Aufschwung einen Stand der Blüthe, wie er unter günstigen Verhältnissen bei solchen Verbindungen einzutreten und eine Zeitlang zu dauern pflegt. In solcher Zeit gelingt alles; die Theilnahme scheint ununterbrochen zu wachsen, die Freude kommt ungesucht und der Ruhm des Instituts verbreitet sich in der ganzen Umgegend. An den Tagen, wo man sich in Oettingen versammelte, fanden sich nun bald auch Gäste von benachbarten fränkischen Orten ein, die nach ihrem bekannten Naturell dem Vergnügen keinen Eintrag thaten. Musiker trinken gern, und ein leichter Rausch ist der Zustand, der allein würdig scheint, auf künstlerischen Enthusiasmus zu folgen, weil er diesen nicht verglühen läßt, sondern liebevoll erhöht und weiter trägt. Da nun das Bier, welches der Ganswirth lieferte, vortrefflich war, so fühlten sie sich, wenn es auch meistens Dorf- und Stadtlehrer mit zwei- bis fünfhundert Gulden Einkommen waren, doch alle wie Könige. Die musikalischen Aufführungen gewährten edeln und feinen Genuß, das darauf folgende Gelag machte sie fröhlich wie die fidelsten Musensöhne, und die Gesänge, in welche die innere Lust hier unwillkürlich ausströmte, klangen noch schöner und ergreifender, als die kunstmäßig vorgetragenen, weil die Formen der Kunst von der lodernden Glut der Seelen überschwänglich erfüllt wurden. — Forstner, eine Zierde sowohl der Aufführungen als der Gelage, sah sich in diesem Zirkel geehrt und geliebt; seine Freundschaft wurde gesucht, ein Lehrer aus der benachbarten fränkischen Stadt erklärte ihn für ein Genie und schloß sich eng an ihn an; da war es ohne Zweifel natürlich, daß die Theilnahme an dem Kränzchen in ihm endlich zur Passion wurde und daß er an den Versammlungstagen regelmäßig einer der ersten kam und einer

der letzten ging. Eben so natürlich war es aber auch, daß dabei Zeit und Geld verthan wurden „nach Noten“ — und letzteres mehr als es Forstners Einkommen verttug.

An Zeit hat der Dorflehrer im Sommer keinen Mangel. Dessen ungeachtet verminderten sich die Besuche des Bräutigams im Hause der Braut auf eine Weise, daß es auch der Viehbeschäftigten und Arbeitstrunkenen auffallen mußte. Sie machte ihm darüber Vorwürfe und setzte mit etwas empfindlichem Ausdruck hinzu: es sehe beinahe aus, als ob's mit seiner Lieb' zu ihr gar nicht mehr so arg sei, wie sonst. Allein da schloß er sie mit einer Zärtlichkeit in seine Arme und sprach von seiner ewigen Liebe und Treue in so schönen Ausdrücken, daß der halbe Zweifel in der Seele des Mädchens rasch wieder getilgt war. Er zeigte eine ernste Miene und belehrte sie, wie er sich im Singen und Musiciren üben und Bekanntschaften machen müsse, weil ihm dies zu seinem Fortkommen durchaus nöthig sei. Er erzählte ihr, welchen Beifall er in dem Kränzchen erhalte und wie geehrt er sei — und Christine, selbst geschmeichelt, meinte, das sei dann freilich etwas anderes und auch sie könne ihm jetzt nicht rathen wegzubleiben.

Mit seiner Mutter hatte Forstner eine andere Erörterung. Die alte Frau besaß noch etwas Vermögen. Es war nicht mehr so viel als vor einigen Jahren; denn der begabte und überall beliebte Sohn hatte als Schulgehülfe mit seinen Einnahmen unmöglich reichen können, und jedes Jahr mußten etwelche Schulden getilgt werden. In seiner jetzigen Stellung war er ausgekommen, so lange er eingezogen lebte; jetzt hatte sich wieder ein Deficit gezeigt, und er mußte die Mutter neuerdings angehen. Diese sträubte sich und las ihm gehörig den Text. Allein es gelang ihm auch ihr gegenüber zu beweisen, daß ihm die jetzigen Ausgaben in Folge der gemachten Bekanntschaften zehnfach wieder hereinkommen würden, und die beschwichtigte Mutter zahlte.

Der Sommer näherte sich seinem Ende. Die Ausstattung der Christine war beinahe fertig — ein Gegenstand der offenen Bewunderung und des geheimen Neides besuchender Freundinnen. An den Kästen und „Bettsch'den“ (Bettstatten), an Tischen und Stühlen

hatte der Schreiner des Dorfs sein Meisterstück gemacht. Sie waren nicht von Mahagoniholz und nicht polirt, aber mit brauner Oelfarbe überzogen, so schön wie man's noch nie gesehen. Hemden, weiße Schürzen, Schnupftücher, „Handswellen" (Handtücher), Tischtücher und Strümpfe gewöhnlicher und feingemodelter Gattung lagen gewaschen und gebügelt im „Weißwaarenkasten." Die Betten waren schon überzogen mit blau- und rothgestreiftem, selbstgewirktem Zeug. Spitzenhauben, Sonntagskappen (wo das „Bödele" aus Gold- oder Silbergeflecht bestand) und verschiedene Alltagskappen prangten im obern Fach des reichbehängten Kleiderkastens. Ein neuer Spinnrocken mit Rad, von einem Nördlinger „Dreher" kunstreich gefertigt, stand bereit, um an dem Tag des Einzugs, mit dem feinsten und weißesten Flachs überzogen und mit rothseidenem Band umwickelt, mitten auf dem Wagen zu prangen. Es fehlten hauptsächlich nur noch ein paar Sessel, welche die alte Glanning, des feinen Schwiegersohns wegen, sich auch noch zu bestellen entschlossen hatte, und ein kleines Stück Hausrath, welches erst später nöthig zu werden pflegt, das aber vorsorgliche und humoristische Eltern in der Regel auch gleich mitfertigen lassen.

Was Christine an Geld mitbekommen und wie es gezahlt werden sollte, war ausgemacht. Die Heirath des einzigen Kindes mit einem Lehrer versetzte die Wittwe in eine Nothwendigkeit, die auf dem Lande stets mit Leidwesen empfunden wird, das Gut, das ihr Mann von seinen Vorfahren überkommen, vergrößert und so schön hergerichtet hatte, in andere Hände übergeben zu lassen. Der angestellte Schwiegersohn konnte es nicht übernehmen, und sie konnte es nach der Ausstattung ihrer Tochter nicht mehr halten. Als sie das einmal vor Hans aussprach, bemerkte dieser: er habe daran auch schon gedacht und bei sich überlegt, was Haus und Feldung in heutiger Zeit wohl gelten möchten. Er sei über eine Summe mit sich einig geworden, und um diese wolle er selber das Gut an sich bringen. Die Wittwe, angenehm überrascht, ließ ihn die Summe nennen; und da auch sie schon einen Ueberschlag gemacht hatte, dessen Ergebniß von dem Gebot des Vetters nicht viel abwich, so wurden sie bald „Handels eins." Sie machten aus und gaben sich die Hand darauf, daß

nach der Heirath der Christine — denn vorher wollten sie keine Aenderung treffen — die Gelde um die vereinbarte Summe von ihr an ihn übergeben solle. Der alten Glanning fiel ein Stein vom Herzen. Sie konnte mit dem Handel zufrieden sein, dann aber war es ihr lieb, daß ihr „Sach" an einen „Freund" überging, und nicht minder, daß der um sie verdiente Hans wenigstens ihr Haus und ihre Güter erhielt, wenn auch nicht ihre Tochter. In dem Vergnügen, das sie empfand, sah sie ihn mit gutmüthiger Schlauheit an und sagte: „Du hast g'wiß schon eine mit zwei- oder dreitausend Gulden!" — „Das nicht," erwiederte Hans, „ist aber auch nicht nöthig. Vor der Hand getrau' ich mir die Geschichte allein zu behaupten." — „Wenn's Einer kann, so kannst du's. Aber besser ist besser." — „Das schon; ich will auch gar nicht sagen, daß ich ledig bleib'. Wenn ich in dem Haus da einmal festsitz', dann wird sich wohl eine finden, die's riskirt mit mir." — „Hundert für Eine!" rief die Base mit Wärme; „so viel du willst!" — Hans zuckte die Achsel und sagte: „Also dabei bleibt's! Wenn die Christine heirathet, bin ich der Käufer."

Die Uebernahme dieser Verpflichtung war kein Akt der Großmuth von unserem Freund. Er hatte das Gut lieb gewonnen, die von ihm Jahre lang bebauten und verbesserten Felder waren ihm ans Herz gewachsen, und da sich eine so gute Gelegenheit bot, sie zu erhalten, wollte er sie nicht auslassen. Trotz des Gemüthes, das wir an ihm kennen, war er keineswegs so romantisch gesinnt, daß er sich etwa vorgenommen, selber unbeweibt zu bleiben und nur der Erinnerung an seine Liebe zu leben. Im Gegentheil, es war ihm ganz ernst mit dem, was er der Base gesagt hatte; wenn Christine verheirathet war, so wollte er selbst eine brave Frau nehmen, die von ordentlichen Leuten herkam und etwas hatte und mit deren Eingebrachtem er nach und nach ganz schuldenfrei werden konnte. Mit ihr, wenn sie auch der Christine an Schönheit lange nicht gleich käme, wollte er leben, wie sich's gehört, und einen rechten Mann machen.

Von derjenigen Seite, wo neue Einrichtungen getroffen werden mußten, war demnach alles in Ordnung. Es blieb nichts mehr übrig, als die Erfüllung der gewöhnlichen Formalitäten, und das Brautpaar konnte verkündigt, die Hochzeit konnte gefeiert werden. Als die Glan-

ning dies dem Verlobten mittheilte und den Tag der Verkündigung bestimmt wissen wollte, bemerkte dieser: es gehe jetzt noch nicht — man müsse noch warten. Mutter und Tochter sahen ihn bei diesen Worten befremdet an. Er war in der letzten Zeit einmal auf drei Tage verreist und hatte vorher auf Befragen nur erklärt, daß er nothwendige Geschäfte besorgen müsse. Nach der Rückkehr war er unruhig und aufgeregt; Christine wußte nicht, was sie aus ihm machen sollte; sie sagte es ihm und mußte mit einer Antwort vorlieb nehmen, die sie nur für eine Ausrede halten konnte. Und jetzt, nachdem alles fertig und alles im Reinen war, sollten sie noch warten? Sie fragte nach der Ursache; er erwiederte, die könne er noch nicht sagen. „Auch mir nicht?" entgegnete sie verletzt und erröthend. — „Auch dir nicht, gute Christine," antwortete Forstner. „Es ist um unseres gemeinschaftlichen Besten willen, und ich hoffe, in kurzem kann ich reden." — Wie bedenklich das alles der Braut und der Mutter erscheinen mochte, sie mußten sich in seinen Willen ergeben und zusehen.

Eines Abends — nachdem vier Tage verflossen waren — kam Forstner mit raschen Schritten auf das Haus zu und trat mit ernster, feierlich aufgeregter Miene in die Stube. „Ich bring' eine große Neuigkeit!" rief er Christine entgegen, die mit ihrer Mutter am Tische saß. Das Mädchen fuhr unwillkürlich zusammen und erhob sich rasch. „Was für eine Neuigkeit? Du erschreckst mich!" — „Es ist nicht zum Erschrecken, sondern zum Freuen," erwiederte er. — „So sag's!" rief Christine, noch keineswegs ermuthigt. — „Nun, ohne Umschweife: ich bin als Lehrer nach ** berufen" (er nannte eine fränkische Stadt, aus der sein Freund und College vom Oettinger Kränzchen war) „und werde die Stelle mit nächstem antreten."

Das Mädchen war mehr bestürzt als erfreut über diese Nachricht. „Du kommst in eine Stadt?" fragte sie zagend. „Was soll dann aber aus uns werden?" — „Du wartest hier bei deiner Mutter, bis ich mich eingerichtet habe. Dann hol' ich dich ab und wir machen Hochzeit." — „Ich in eine Stadt!" rief sie, indem sie, wenn auch dunkel, alles Bedenkliche dieser Ortsveränderung empfand. „Da paß' ich nicht hin!" Und die Mutter setzte bekümmert hinzu: „Dann

hab' ich die halbe Ausfertigung und alle die theuern Bauernkleider umsonst machen lassen!" — Forstner lächelte. „Wir werden manches brauchen können, was Ihr angeschafft habt, Frau Schwiegermutter. Und für die Kleider, die nicht in die Stadt passen, schaffen wir andere an. Ich bekomme für's erste hundert Gulden mehr als hier, kann mir durch Privatstunden noch andere hundert verdienen und habe die Hoffnung bald vorzurücken."

Trotz all den schön eröffneten Aussichten wollte sich bei Christine noch kein Vergnügen einstellen. „Ich weiß nicht," sagte sie, indem sie vor sich hinsah, „mir ist so angst!" — „Wenn du an einen Ort sollst," erwiederte der Verlobte mit einem Blick des Vorwurfs, „wo ich bin? Schäme dich, Christine! Freuen solltest du dich, daß ich vorwärts komme, und etwas einbilden solltest du dir, die Frau eines Mannes zu werden, der in zehn Jahren vielleicht Oberlehrer ist." — „Ich freu' mich auch," erwiederte Christine, deren Mienen sich nun doch aufklärten, „aber ich fürchte nur" — — „Du bist ein Kind," versetzte er, indem er sie bei der Hand faßte. Und mit einem zärtlichen Blick setzte er hinzu: „Bei mir wirst du doch angewöhnen? Da wird's dir doch nicht „and thun" nach deinem Dorf?" — „Nun," erwiederte das Mädchen, der bei diesen Worten das liebende Herz aufging, „das mein' ich selbst. Und in die Stadtleut' werd' ich mich am End' auch schicken!" — „Freilich wirst du das! Ein schönes, liebes 'und gescheidtes Mädchen wie du."

Bei der Mutter hatte die Aussicht, eine Frau Oberlehrerin zu bekommen, die fatale Empfindung, so feine Bauernkleider umsonst angeschafft zu haben, bereits zurückgedrängt und sie sagte jetzt: „Es ist wahr! Und das Weib muß Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhängen, wie's in der Bibel heißt. Herr Lehrer, nehmen Sie die Stelle nur an, meine Tochter wird sich drein finden." — „Es freut mich," erwiederte Forstner, „daß Ihr so verständig seid, obwohl ich bei Euch darauf gerechnet habe." Und in einem Ton, der halb dem Liebhaber, halb aber auch dem Lehrer angehörte, sagte er zu der Verlobten: „Folg' mir nur, liebe Christine, und gieb dir Mühe zu lernen, was dir fehlt. Ich will dir alles sagen und zeigen, und in sechs Wochen wird dich kein Mensch mehr von einem Stadt-

mädchen unterscheiden können. Du hast die Gaben, du wirst sie unter meiner Leitung ausbilden und eine Frau werden, die mir Ehre macht."

IV.

Ein schönes Ziel, auf dessen Erreichen man sich gefreut hat und durch das man in heiterer Einbildungskraft schon vorher beglückt war, plötzlich versinken zu sehen, ist betrübend, auch wenn sich in der Ferne ein neues erhebt, das noch erstrebenswerther scheint. Christine hatte geglaubt, in wenigen Wochen die Frau des Geliebten zu sein und in ihrem Geburtsorte, wo es allein ihren Sinn reizte, etwas zu gelten, in guten Verhältnissen und geehrt zu leben. Nun sah sie die Hochzeit verschoben und sollte dann in eine Stadt ziehen unter fremde Leute, an deren guter Meinung ihr nichts liegen konnte, wenn sie auch das Vertrauen zu sich gehabt hätte, sie zu gewinnen. Statt der Gewißheit hatte sie nur eine neue Hoffnung, die noch dazu bedeutend mit Furcht gemischt war — ein Ziel, das nur ihrem Verstande, nicht ihrem Herzen ehrenvoll erschien, und das nur durch Anstrengungen erreicht werden konnte, die ihr keine geringe Last dünkten. — Doch, sie war es einmal; sie mußte sich darein fügen und dem neuen Stand der Dinge die beste Seite abzugewinnen suchen.

Zu dem in den Verhältnissen liegenden Grunde, die Trauung zu verschieben, trat in kurzem und unerwartet ein neuer: die Mutter Forstners erkrankte und starb nach wenigen Tagen. Sie hatte sich außerordentlich gefreut, daß ihr Sohn den Fuß auf eine Leiter gesetzt, auf welcher er zum Gipfel der Ehre emporsteigen konnte, und sie rühmte ihn jetzt, daß er, wenn auch mit einigen Kosten, so nützliche Bekanntschaften gemacht habe; denn er hatte ihr nicht verschwiegen, daß er seine Berufung hauptsächlich den Bemühungen seines Freundes vom Oettinger Kränzchen verdankte. War es ihr nun auch nicht vergönnt, ihn auf dem neuen Weg zu begleiten, so starb sie doch mit dem erhebenden Gedanken, ihn an der Seite einer wackern und schönen Frau, die eigentlich sie gewählt hatte, dem städtischen Oberlehrer zugeben zu sehen. — Der alte Geistliche benutzte diese

Umstände zu einer erbaulichen Rede, und die Verlobten weinten der Verstorbenen von Herzen in's Grab. Nach Verlauf weniger Tage gehörten sie freilich wieder dem Leben an und gedachten der sorgsamen Mutter gelegentlich mit Lob, aber ohne Trauer.

Der Tag, auf welchen Forstner seinen Abzug angesetzt hatte, war gekommen. Die Bauern zeigten sich bei dieser Gelegenheit freundlich und dienstfertig. Der Lehrer hatte seine Pflichten nie vernachlässigt und die Liebe der Kinder sich erhalten. In der letzten Zeit hatte unter den Eltern allerdings die Meinung um sich gegriffen, daß er eigentlich ein „leichter Passagier" sei, dem die Christine recht auf die Finger sehen dürfe. Aber der Erfolg, die Anstellung in der Stadt überzeugte auch sie eines Bessern; sie sahen in seinem „Gelaufe" ein kluges Manöver und der gescheidte Mann stieg in der Achtung der praktischen Dorfleute. Die Kinder, in denen die bessere Unterweisung neue, feinere Gefühle ausgebildet hatte, ehrten den Lehrer durch sinnige Kränze von Herbstblumen und durch ein gemeinsames Präsent. Gaben spendeten auch wohlmeinende und vermögende Eltern, und die Nachbarn halfen den Wagen beladen, den ein reicher Bauer unentgeltlich nach dem neuen Aufenthaltsort zu fahren sich erboten hatte. Der Abschied von den Repräsentanten der Gemeinde war freundschaftlich und herzlich, aber heiter: Forstner sollte ja wieder kommen, um das schöne Dorfkind abzuholen. — Von den Segenswünschen seiner Braut und ihrer Mutter begleitet, nach vielfachen zärtlichen Händedrücken, fuhr er aus dem Dorf unter tüchtigem Knallen der Geißel, womit der Oberknecht, der auf dem Sattelgaul saß, ihn und sich selber zu ehren suchte.

Die folgenden Tage beschäftigte sich Christine mit den ersten Zurüstungen für die Stadt. Es war ihr lieb, daß ihr noch eine Frist im Vaterhause vergönnt war, und sie ging mit einem erdentlichen Wohlgefühl darin hin und her. Ueber den Aufenthalt in der Stadt, der sich für sie noch vor der Trauung als nöthig herausgestellt hatte, war ein fester Beschluß gefaßt. Die Glanning hatte sich erinnert, daß an dem Ort eine Frau wohne, die mit ihr Einen Urgroßvater gehabt und deren Vater nach vom Ries dahin gezogen war. Diese, die an einen Krämer verheirathet war und ein Haus

besaß, sollte Forstner aufsuchen und fragen, ob Christine nicht die kurze Zeit bei ihr wohnen könne. Die Hoffnung, eine zusagende Antwort zu bekommen und zunächst im Hause einer Verwandten leben zu können, mochte dazu beitragen, das Herz der Braut in jene Ruhe zu wiegen, mit der sie das Dorf noch recht genießen konnte.

Forstner hatte sogleich in wenigen Zeilen seine glückliche Ankunft gemeldet. Nach einer Woche kam ein neues Schreiben von ihm, ziemlich lang und sorgsam abgefaßt. Er schilderte zuerst, wie er von seinen Collegen, von den Herrn Geistlichen und Magistratsräthen, bei denen er Besuche gemacht, ausnehmend freundlich und schmeichelhaft aufgenommen worden sei. Er habe sich überzeugt, das sei der Platz, wohin er gehöre, wo er Gutes wirken könne mit seinen Gaben und Kenntnissen, und wo er glücklich sein werde. Die Gespräche, die er geführt mit gebildeten Männern und Frauen, hätten ihm außerordentlich wohlgethan, und er freue sich über alles, bei ihnen zu leben und auch seine Christine in ihre Gesellschaft bringen zu können. Er schätze jeden Stand und habe gezeigt, daß er mit Leuten von jeder Klasse umzugehen wisse, aber besser sei besser: man müsse höher hinaufstreben, wenn man könne, und immer weiter und weiter zu kommen, das sei das wahre Glück. Er fühle die Kraft in sich, zu steigen, und auch die Geliebte mit sich hinaufzuheben. Sie müsse nun aber auch ihrerseits die Hand bieten und sich alle Mühe geben, seine Arbeit ihm zu erleichtern. Das Glück, das sie dort mit einander finden würden, sei so groß, daß es wohl die Anstrengungen und Opfer verdiene, die nöthig sein würden, es zu erreichen. Anstrengungen müsse er seiner Braut nun allerdings zumuthen, und auch ein Opfer, wenn sie's dafür ansehen wolle. Die Hochzeit noch in diesem Jahre zu feiern, wie sie zuletzt noch gemeint hätten, verbiete eigentlich schon die Trauer wegen der seligen Mutter. Allein es kamen noch zwei Gründe hinzu, die es durchaus nöthig machten, daß die Trauung erst im nächsten Frühjahr stattfinde. Erstens sei ihm gesagt worden, daß er nach einer halbjährigen Amtsführung, wenn er sich als Lehrer auszeichne, eine nicht unbedeutende Zulage erhalten solle. Sei es ihm nun gerathen, in der nächsten Zeit alle Kraft und allen Fleiß auf Erfüllung seiner Lehrerpflichten zu wenden, so wäre es auch gut für

sie beide, die Zulage abzuwarten; denn das Leben in der Stadt sei für ein Hauswesen doch kostspieliger, als er gedacht. Dann aber sei es eben so eine Sache, vom Dorf her nach kurzem Aufenthalt in der Stadt, wo man sich kaum darin umsehen konnte, eine Stadtfrau machen zu wollen. Er selber habe sich das leichter vorgestellt, als er es jetzt bei kaltem Blut finde. Man müsse eben doch ein anderes Benehmen lernen, man müsse sich Kenntnisse aneignen, damit man in Gesellschaft wisse, wovon die Rede sei, und selber mitsprechen könne, kurz, man müsse das Bauernmädchen abthun und sich eine gewisse Bildung erwerben. Das gehe aber nicht in einigen Wochen, dazu sei wenigstens ein halbes Jahr nöthig, und da müsse man noch recht fleißig und aufmerksam sein. Seine Meinung sei nun die: Christine solle zur Base Kahl ziehen, die sie mit Vergnügen aufnehmen werde, und im nächsten Winter unter seiner Leitung alles das lernen, was zu ihrem künftigen Stande erforderlich sei. Die Kahl sei eine gute Frau, wenn es auch freilich mit ihrer Bildung nur so so stehe. Er selber hätte seiner Braut wohl gewünscht, in ein feineres Haus zu kommen; aber das sei nun eben nicht anders zu machen. — Der Brief schloß mit Liebesbetheurungen für die Braut, mit schmeichelhaften Worten für die Mutter. Andern hätte er einen solchen Vorschlag vielleicht nicht machen können, ohne mißverstanden und verkannt zu werden; aber sie hätten bei jeder Gelegenheit Beweise von ihrer Einsicht und ihrer Klugheit gegeben; sie würden ihn verstehen und ihm Recht geben. —

Die Wirkung dieses Briefes war auf Christine trotzdem keine erfreuliche. Der Bräutigam sprach darin so vornehm, so von oben herab zu ihr! Die Vorstellung der Arbeiten, die sie sich zugemuthet sah, lastete auf ihrem Gemüthe mit verdoppelter Schwere; ihre Bangigkeit erneuerte sich und ihre Miene drückte Zagen und zugleich etwas Empfindlichkeit aus. „Da haben wir's!“ rief sie am Ende. „Ich bin ihm so nicht gut genug und soll erst weiß Gott was lernen, bis er mich heirathen mag!“ — Die Mutter, der die Schreibweise des künftigen Schwiegersohns auch nicht ganz gefallen hatte, obwohl sie einem „Herrn“ seine eigene, vornehmere Sprache zugab, hielt es doch für gerathen, davon zu schweigen und sich Forstners anzunehmen. „Mir

ſcheint's aber, daß er gar nicht Unrecht hat, Chriſtine! Er will, daß du recht hineintaugſt in die Stadt und daß du verſtehſt, was du als Frau Lehrerin brauchſt. Er will dich geſcheidt und geſchickt machen und das beweiſt ja grad, daß er recht viel auf dich hält und ein braver, ehrlicher Mann iſt." — „Das mag ſein," erwiederte Chriſtine etwas beruhigter; „aber er hätte mir das doch anders ſagen können." — „Eigentlich," verſetzte die Mutter, „ſchreibt er freilich ein wenig anders, als er früher geredet hat; aber das wird ſchon ſo ſein müſſen, es wird eben die Mode ſein unter den Herrn. Er meint's gut, und das iſt die Hauptſach'."

Chriſtine wollte das nicht beſtreiten und fand ſich endlich in den Vorſchlag und den Willen des Verlobten. Wenn wir es geſtehen ſollen, ſo war ihr die tröſtlichſte Stelle in dem Briefe die, wo Forſtner die Baſe für nicht gebildet und fein genug erklärte. Sie fühlte zu ihr gleich ein lebhaftes Zutrauen und ſetzte ſich mit erleichtertem Herzen an den Tiſch, um die Antwort abzufaſſen. Im Weſentlichen ſagte ſie: Was er geſchrieben, wäre ihr und ihrer Mutter recht; ſie wolle ihm folgen und fleißig ſein, und hoffe dann ſo weit zu kommen, daß ſie ihm in der Stadt keine Unehre mache. Was ſie unter den jetzigen Umſtänden für die Stadt brauche, werde ſie bald hergerichtet haben; er könne ſie darum abholen, wenn er's für gut finde. — Die Mutter nahm es auf ſich, die Abänderung in dem Plane der Verlobten gehörig unter die Leute zu bringen. Ihre Chriſtine werde erſt im Frühjahr heirathen, was für Herrn Forſtner und ſie ein großer Vortheil ſei; aber ſie werde jetzt ſchon in die Stadt ziehen und was Ordentliches lernen, damit ſie dort eine rechte Frau machen könne.

Eines Vormittags in der erſten Woche des November kam Forſtner in einer Kutſche angefahren. Er war bei der erſten Begrüßung etwas ernſt; es ſchien als ob das Dorfmäßige der Wohnung und Kleidung ſchon etwas Befremdendes für ihn erhalten hätte. Bald aber thaute er auf und war wieder der Alte. Chriſtine, die ſich zu ſeinem Empfang geputzt hatte und ihm aufwartete, ſah in ihrem wirthlichen Eifer ſo friſch und anmuthig aus! Sein Puls ging raſcher, als er ſie an ſeine Seite niederzog und ſie betrachtete. Was konnte er ſich Schöneres wünſchen, als dieſes Mädchen ſein zu nennen? Er

liebte sie, und wenn er sie noch so weit zu bringen vermochte, daß sie ihn und sich in seiner nunmehrigen Stellung nicht durch Unwissenheit und Dorfmanieren bloßstellte — war er nicht der glücklichste Ehemann? — Die Furcht vor dem Lächerlichen, wir können es nicht läugnen, war groß in dem jetzigen Stadtlehrer. Sein Trieb, in Gesellschaft zu glänzen, hatte sich nach Maßgabe seiner Erfolge in ihm ausgebildet, und in gleichem Verhältniß war auch die Besorgniß gewachsen, in Gesellschaft zu mißfallen oder ein Gegenstand des Bedauerns zu werden. Wie bedrückend war für ihn der Gedanke, daß das, was er gut machte, durch seine Frau vielleicht wieder verdorben wurde! Doch jetzt wich jeder Zweifel zurück im Anschauen des liebenswerthen Mädchens. Das Herz ging ihm auf, er glaubte an sie und traute ihr Alles zu. Er ward fröhlich und guter Dinge, scherzte nach alter Sitte und machte Mutter und Tochter fröhlich.

Um die Mittagszeit war Alles zur Abfahrt bereit. Als Christine von der Mutter, vom väterlichen Haus und vom Dorf Abschied nehmen sollte, da ward es ihr doch plötzlich wieder ernst zu Muthe. Sie fühlte, was sie that und wagte, und ihr Herz klopfte in bängeren Schlägen. Die Mutter hatte sie und den Verlobten würdig ermahnt und feierliche Gegenversicherungen erhalten; das war tröstlich, als sie noch beisammen saßen. Draußen im Hof, unter dem grauen Himmel, in der frostigen Luft, wo ihr noch einige Freundinnen „b'hüt dich Gott" sagten, um dann auf die Gasse hinaus oder heimzugehen, erhielt die Furcht in dem Dorfkind wieder die Oberhand. Der gute Hans, der schon beim Einpacken behülflich gewesen, hatte noch eben eine Kiste mit Stricken auf der Kutsche festgebunden. Sie trat zu ihm, gab ihm die Hand und dankte mit etwas unsicherer Stimme, aber um so herzlicher für all die Freundschaft, die er ihr und ihrer Mutter bewiesen habe. Hans erwiederte mit ernsthaftem Gesicht: was er gethan habe, das hab' er gern gethan, und er wünsche ihr jetzt alles Glück und Wohlergehen. — In solchen Momenten leben alte Gedanken und Gefühle wieder auf; die Seele wird heller, und was völlig abgethan schien, steht in klarem Lichte vor ihr. Christine hielt die Hand des Wackern fest und drückte sie; denn nicht nur die Liebe, auch der gerührte Dank, auch die Hochschätzung muß sich in

Aeußerungen der Zärtlichkeit genug thun. Ihre Augen wurden feucht, und wie ſie ihn damit anſah, hätte er wohl eine Abbitte darin leſen können. Ohne Zweifel verſtand er ſie. Eine leiſe Andeutung von gutmüthig wehmüthigem Lächeln ging über ſeine ernſten Züge; er ſchüttelte ihr kräftig und treuherzig die Hand, als wollte er ſagen: „laß das gehen,“ und wünſchte ihr nochmal wohl zu leben. — Ein paar Minuten ſpäter, und Chriſtine ſaß in ihrem Dorfgewand, aber in einen Mantel gehüllt und um den Kopf ein weißes Tuch gebunden, neben dem Verlobten im Wagen, der von trabenden Roſſen gezogen aus dem Dorf rollte.

Eine ſeltſame Reihe von Empfindungen zog durch das erweichte Herz des Mädchens. Trauernde und ſorgende, hoffende und freudige tauchten abwechſelnd auf, bis die Seele nach und nach ruhig wurde und in dem Einen Gefühl der Ergebung die übrigen verſanken. Sie machte eine eigene Erfahrung an dieſem Tag: das Zuſammenſein mit dem Geliebten kam ihr nicht ſo ſchön vor, als ſie ſich's früher gedacht. Mit der Ruhe kam aber die Empfänglichkeit für die aufmunternden und ſchmeichelnden Worte des Bräutigams wieder in ihr Gemüth, und endlich ſaß ſie vergnügt an der Seite des Vergnügten.

Es war in der Abenddämmerung, als das Ziel ihrer Fahrt, die Stadt vor ihnen lag. Dieſe gewährte in der guten Jahreszeit einen freundlichen und hübſchen Anblick; jetzt ſah ſie aus, wie eben eine Landſtadt im Spätherbſt, und der guten Chriſtine kam ſie recht fremd vor. — Die Kutſche rollte durch das Thor in die Hauptſtraße, lenkte bald in eine Seitengaſſe ein, die zu den engen und düſtern gehörte, und hielt vor einem ſchmalen, zweiſtockigen Hauſe. Eine Frau in den Fünfzigen kam heraus, hob Chriſtine grüßend aus dem Wagen und führte ſie in die Stube zu ebener Erde. Sie war bei der Baſe Kahl.

Herr Kahl war ein Kleinhändler, deſſen Geſchäft ſeit dem Auftreten eines reicheren und praktiſcheren Concurrenten in Abnahme gekommen war und der nun, anſtatt ſich ebenfalls beſſer umzuthun, lieber ergeben den alten Schlendrian fortführte und ſeinen Haushalt einſchränkte. Er wohnte mit ſeiner Frau und einer Magd, die auch im Laden aushelfen mußte, allein in dem Hauſe, und weder die kleine Familie noch die Stube, in der ſie ſich Mittags und Abends zu-

sammenfand, konnte den Eindruck des Wohlhäbigen machen. Es waren — die gleichfalls in gewissen Jahren befindliche Magd mit eingeschlossen — längliche, hagere Gestalten, die in ihrem ganzen Wesen etwas Kümmerliches hatten. Dieß war ihnen freilich schon zur Gewohnheit geworden und erschien durch mehrjährige Uebung gemildert; allein ihr Anblick hatte damit noch nichts Vertraueneinflößendes gewonnen. Gutmüthig in gewissem Sinn waren die alten Leute; sie konnten sich auch freuen über kleine Wendungen zum Bessern und einzelne glückliche Zufälle, und spannen so ihr Leben am Ende doch erträglich weiter.

Christine erhielt die Stube im ersten Stock, bisher eine Art von Prunkkammer der Familie, nebst einem Schlafkämmerchen. Ein kleiner irdener Ofen, altes Möbelwerk und einige Bilder an der Wand zierten das zweifenstrige Gemach, jedenfalls das beste im Hause. Unter andern altmodischen Bildern sahen aber die Porträts der Hausleute, in ihrer Jugend von einem Anfänger gemalt, so trübselig von der Wand, als ob die Originale schon eine Ahnung gehabt hätten, daß sie zu besonderem Glück im Leben nicht bestimmt waren. Als der Ofen nach so langem Feiern und Frieren geheizt wurde, begann er tüchtig zu rauchen: die Fenster mußten aufgerissen werden, und erst nach und nach brachte man in dem frostgewohnten Raum einige Wärme zuwege. Die ersten Eindrücke, die Christine in dem Hause erhielt waren keineswegs angenehm.

In dem Vertrauen, das sie auf die Base gesetzt hatte, fand sie sich aber nicht getäuscht. Frau Kahl, abgesehen von ihrer verhältnißmäßigen Gutmüthigkeit, hatte auch alle Ursache, gegen das Bäschen gefällig zu sein: diese zahlte Kost und Logis, wenn auch zu mäßigem Preis, und vergrößerte so das geringe Einkommen. Dann aber war sie die Braut des Herrn Forstner, der auch hier schon ein Gegenstand des Anerkennens und Rühmens geworden war. Aus diesen Gründen war die Base freundlicher und rücksichtsvoller gegen sie, als die seit Jahren im Hause mitregierende Magd, die es hart anzukommen schien, von einer in Bauernkleidern gekommenen und sich gar nicht auskennenden jungen Person etwas zu halten und gegen sie zu thun, als ob sie etwas wäre. — Der sechzigjährige Vetter bezeigte sich freund-

lich und höflich, aber ohne sonderlichen Eifer, dessen er überhaupt nicht fähig war. Mit ihm hatte Christine wenig zu thun. Den Tag über war er in seinem Laden, beim Mittagessen schwieg er und nach dem Abendessen duselte er in seinem Sorgenstuhl ein.

Als die neue Hausgenossin sich so gut, als es anging, eingerichtet hatte, war es ihre nächste Aufgabe, sich städtische Gewandung zu verschaffen. Ein Alltagskleid war bald besorgt und das Anprobiren desselben das erste wichtige Ereigniß in dem neuen Leben der Lehrersbraut. Die Base half ihr dabei und hoffte, daß sie in dem schöneren Anzug bedeutend hübscher und vornehmer aussehen würde. Allein welche Ueberraschung, als sie nun die Fertige musterte! Sie mußte sie viel weniger hübsch finden als vorher. Natürlich sagte sie das nicht und strich und zupfte um so emsiger das Gewand zurecht, in der Hoffnung, es möchte noch werden. Die Hoffnung erfüllte sich aber nicht und der Grund war klar. Abgesehen davon, daß Christine das ungewohnte Kleid nicht zu tragen verstand, war auch ihre Gestalt nicht dafür geschaffen. Ihr Wuchs, der sich im Bauerngewand stattlich ausnahm und von dem nichts hinwegzuwünschen war, hatte im städtischen Anzug — wir sagen es mit Bedauern — etwas Unzierliches und Schwerfälliges, eine bosbafte Städterin hätte sagen können Plumpes. Als Frau Kabl sie von oben bis unten betrachtet hatte und ein Lob unmöglich über ihre Lippen bringen konnte, machte sie in der Verlegenheit des Augenblicks das Kleid verantwortlich, das nicht gut gerathen sei und geändert werden müsse. Aber Susanne, die Magd, die auch herzugekommen war und sich an dem Anblick weidete, bemerkte mit entsprechendem Ausdruck: „Am Kleid liegt der Fehler nicht.“ — Auf dem Tisch lag noch ein Hut, den Frau Kabl erst gestern gekauft hatte, ganz neu und neumodisch. Vielleicht daß er, den schönen Kopf zierend, eine günstige Veränderung im Ganzen bewirkte. Sie setzte ihn darauf — und sah sich auf's neue enttäuscht! Das Gesicht, im Nieser Käppchen so hübsch rund und so reizend, erschien im Hut zu voll. Christine, die zu merken anfing, welchen Eindruck sie hervorbrachte, wurde befangen, das Blut stieg ihr in's Gesicht, und dieses konnte dadurch weder an Rundung „ab-, noch an Feinheit zunehmen. Zu allem Unglück war die Temperatur in der

Stube seit dem frühen Morgen bedeutend gesunken, und indem die Röthe der etwas frierenden Christine eine bläuliche Färbung gewann, vollendete sich die Tücke des schlimmen Tags.

Wie sie so dastand und nicht wußte, was sie sagen oder thun sollte, ging die Thüre auf und Forstner trat herein. Er kam zufällig, das Unternehmen des Tags war ihm unbekannt. Als er die Verlobte in dem langen Kleid sah, war er betroffen und betrachtete sie einen Moment schweigend. Dann rief er mit einem Lächeln, das nicht ganz hinreichte, einen gewissen verlegenen Ernst zu decken: „Wie siehst du aus, Christine! Man kennt dich gar nicht mehr! So — so vornehm!“ Christine versuchte zu lächeln und sagte mit etwas verzogenem Mund: „Nun — gefall' ich dir nicht?“ — „O freilich,“ erwiederte der Verlobte, der vor der Base und der Magd gerade den fand, seine und ihre Würde zu wahren. „Aber man ist's nicht an dir gewohnt und darum fällt's einem auf. Nun, aller Anfang ist schwer; das wissen wir Lehrer. Mit der Zeit wirst du's tragen wie eine Städterin, und uns wird's dann sein, als ob wir dich nie anders gesehen hätten.“ — „Ja freilich,“ bemerkte die Base, die froh war, daß der Bräutigam ihr zu Hülfe kam; „es ist ja kein Herenwerk!“ — Die Magd, die unbeachtet in einer Ecke stand, schüttelte den Kopf und verließ die Stube. Auf der Stiege sagte sie zu sich: „Das wird nie eine Frau für diesen Mann!“

Forstner hatte Christine nicht sogleich anstrengen wollen und sie bisher nur besucht, um sie zu grüßen und zu unterhalten. Allein die Zeit war kostbar, und endlich mußte mit der Erziehung, die er ihr zudachte, vorgeschritten werden. Nachdem auch die Base sich entfernt, setzte sich das Paar auf einem kleinen Kanape zusammen und der Verlobte entwickelte ihr den Plan, nach welchem sie die fehlende Bildung nachholen sollte. Da er unter Tags in der Schule und mit Privatstunden beschäftigt war, so wollte er wo möglich jeden Abend zu ihr kommen und sie unterrichten. Sie sollte Lesen, Schreiben und Rechnen nachüben und sich der Orthographie und der hochdeutschen Aussprache befleißigen. Geographie und Geschichte konnten ihr nicht erlassen werden; denn der Frau eines Lehrers mußte wenigstens bis zu einem gewissen Grade bekannt sein, was es mit der Erde für eine

Bewandtniß habe und wie es dem Menschengeschlecht bis jetzt darauf ergangen sei. Wie leicht konnte in Gesellschaft die Rede darauf kommen und sie ihn, wenn sie aus Unwissenheit fragte oder gar mitreden wollte, in peinliche Verlegenheit bringen! — Dann mußte sie gute Bücher lesen lernen, die Geist und Herz veredeln und Stoff bieten zu geselliger Unterhaltung. — War sie nicht jung und hatte sie ihm nicht schon Beweise gegeben von offenbarem Verstande? Wenn er sie nur erst eingeführt in den Garten des Wissens, dann sollte sie schon Geschmack daran finden und selber darin herumwandeln und an Blüthen und Früchten sich ergötzen. — Als er ihr das alles auseinander setzte, gerieth er in einen Eifer des Lehrers und malte ihr die künftigen Herrlichkeiten so schön vor, als ob sie schon da wären. Die gute Christine aber dachte: „Gott, wie wird das alles in meinen Kopf gehen!"

Forstner stand auf, Abschied zu nehmen. Als er die Verlobte in dem langen Kleid nochmal betrachtete (den Hut hatte sie glücklicherweise schon abgelegt), konnte er doch nicht umhin, auf's neue bedenklich zu werden. Der Anzug kleidete sie gar zu wenig! Die Gestalt war von städtischer Zierlichkeit gar zu weit entfernt! und es drängte sich ihm das Gefühl auf, daß Christine doch wohl nie eine feine Frau werden möchte. Die Zufriedenheit, ja alle Munterkeit war aus seinen Mienen gewichen; er sah ernst und befangen für sich hin. Christine errieth oder ahnte seine Gedanken und stand bald niedergedrückt, bald empfindlich vor ihm, den Blick zu Boden gesenkt. Es war einer von jenen schlimmen Augenblicken, wo man die Empfindungen, die man schweigend verbergen wollte, in ihrer ganzen fatalen Realität sich gegenseitig aus der Seele liest. Endlich nahm sich Forstner zusammen; er gab ihr die Hand, sah sie freundlich, wo nicht zärtlich an und drückte einen Kuß auf ihre Lippen, die auch in der gegenwärtigen ungünstigen Situation ihren Reiz nicht verloren hatten. Das Mädchen wurde roth und die Freude glänzte wieder aus ihr; sie blickte ihn so schön und lieb an, wie nur jemals früher in ländlicher Unbefangenheit. Ihres Anblicks froh empfahl er ihr noch zwei Bücher, die er mitgebracht hatte, als unterhaltend zum ersten Leseversuch, und verabschiedete sich.

Das Leben des Mädchens hatte bald in jeder Beziehung seine Ordnung und Methode. Einen Theil des Tages verbrachte sie bei der Base und half ihr kochen und sonstige Hausarbeit verrichten. In der Kochkunst viel zu lernen war bei Frau Kahl nicht die Gelegenheit; denn die Speisen, die sie bereitete, waren sehr einfach und eine große Abwechslung fand nicht statt. Auch wollte Christine finden, daß die städtische Kost, obwohl öfter Fleisch auf den Tisch kam, als bei ihr zu Hause, doch nicht so nahrhaft und wohlschmeckend sei und namentlich zu viel an Butter und Schmalz gespart würde. — Eine oder zwei Stunden täglich wurden von weiblicher Arbeit in Anspruch genommen. Hier sollte sich das Dorfkind, die ... ihrer Weise ganz gut nähen und stricken, sogar ein wenig schneidern konnte, die feineren Künste zu eigen machen, und zwar unter der Leitung einer Verwandten des Vetters Kahl, die sich erboten hatte, sich ihrer anzunehmen und sie so weit zu bringen, als es bei einer Person, die unter Bauersleuten aufgewachsen sei, eben ginge. Diese Verwandte führte den romantischen Namen Adelheid, hatte aber trotzdem keinen Mann bekommen, und schuf sich dafür einen geistigen Ersatz in Geltendmachung ihrer Ueberlegenheit und in steifem Verziehen der Oberlippe, die im Verlauf der Zeit einen Ausdruck männlicher Autorität gewonnen hatte und auch mit einem entsprechenden Flämmchen geziert war. Daß diese Stunden für Christine nicht die angenehmsten waren, erräth man; allein sie mußte die Unterweisung, die Mamsell Adelheid ihr bot, doch mit Dank aufnehmen und durch Fleiß, durch Aufmerksamkeit und namentlich auch durch Bescheidenheit zu verdienen suchen. Was an Zeit noch übrig blieb, war auf Erledigung der Aufgaben zu verwenden, die Förstner ihr gegeben hatte.

Dieser begann seinen Unterricht mit der praktischen Klugheit, die uns an ihm nicht unbekannt ist. Die ersten Stunden wurden mehr mit Unterhaltung ausgefüllt; das Verfahren war darauf berechnet, das Mädchen zu erheitern und ihre Neu- und Wißbegierde zu reizen. Nach und nach mußten die Zügel freilich straffer angezogen werden. Die Wißbegierde wollte sich eben in Christine keineswegs in der Stärke einfinden, die der Verlobte wünschen mußte. Das gute Mädchen hatte mehr einen Hang, sich mit dem, was sie wußte, zu be-

gnügen, als einen Drang, den Schatz ihrer Kenntniſſe zu vermehren. Sie konnte nicht einſehen, was es z. B. nütze zu wiſſen, daß die Hauptſtadt von Preußen Berlin heiße, und zu was es gut ſei, mehr alte Römer kennen zu lernen, als den Landpfleger Pontius Pilatus. Sie war daher manchmal zerſtreut, dachte an andere, ihr näher liegende Gegenſtände, und hatte, was der Lehrer ihr mit lebhaftem Eifer geſagt, öfters gar nicht gehört, viel weniger verſtanden. Sie offenbarte ein eigenthümliches Talent, das was ſie ſchon gelernt, mindeſtens nachgeſprochen hatte, wieder zu vergeſſen, und bei Dingen, die er als bekannt vorausſetzen zu können glaubte, dreinzuſehen, als ob ſie nie eine Sylbe davon gehört hätte. Daß nun auch der Lehrer ärgerlich wurde, und daß es ihn zuweilen ſehr hart ankam, in den Grenzen der Höflichkeit zu bleiben, begreift ſich. Eine Zeitlang nahm er ſich zuſammen, und wenn er hitzig wurde und die Verletzte einigermaßen verletzt ſchien, legte er als Balſam gleich wieder ſanfte Worte auf. Rief er einmal ſtrafend: „Wie ungeſchickt!“ oder: „Das haſt du ja ſchon gewußt! — wo ſind denn deine Gedanken?“ — und erröthete ſie dann und ſah gedemüthigt zu Boden, dann tröſtete er ſie: es komme nur darauf an, die erſten Schwierigkeiten zu beſiegen und mehr Freude an der Sache zu finden; ſie ſolle nur den Muth nicht verlieren, und dergleichen. Wie nun aber dieſe Freude ſich nicht einſtellte und die alten Fehler wiederkehrten, fand er's doch für gerathen, bei den ſtrafenden Worten zu bleiben und ihr aus einem Schamgefühl nicht herauszuhelfen, das ſo wohl verdient ſchien. Es entfuhren ihm nun zuweilen Ausrufungen wie: „Gott, was iſt das für ein Kopf!“ oder: „das iſt ja zum Verzweifeln!“ — und er verletzte damit dem Selbſtgefühl des Mädchens einen Schlag, der um ſo weher that, als er früher ja ganz anders geſprochen hatte. — Nach ſolchen Aeußerungen mußte er freilich wieder einlenken; aber er that es nicht mehr in ſanften Worten, ſondern erklärte, es thue ihm leid, ſo zu reden, aber es ſei ſeine Pflicht, die Sache mit mehr Ernſt und Strenge anzugreifen, da ſie mit ihrer Langſamkeit und Zerſtreuung ſonſt zu nichts kommen würde. Was er thue, geſchehe zu ihrem Beſten und nur aus Liebe.

Das mochte alles ganz wahr ſein, aber auf Chriſtine konnte es

keinen erfreulichen Eindruck machen. Wenn Forstner als Liebhaber in ihre Stube trat, sah sie diesen gar bald durch den Lehrer beeinträchtigt; nach und nach wurde er ganz zum Hofmeister, und sie konnte von Glück sagen, wenn der Liebhaber wenigstens beim Abschied wieder zum Vorschein kam.

Die Gute mußte endlich einsehen, daß sie wieder ganz zum Schulkinde geworden war und die Leiden eines solchen zu erdulden hatte, ohne den frohen und leichten Jugendmuth zu besitzen, der alles Unangenehme schnell wieder abwirft. Sie war gehofmeistert von Mamsell Adelheid, gehofmeistert von ihrem Bräutigam, und oft schien es ihr, als wäre dieser schlimmer wie jene. Das Fatale dabei war: sie konnte die Bande, wie schwer sie auf ihr lasteten, nicht abwerfen, nicht einmal an ihnen rütteln; sie mußte das Joch tragen und damit weiter gehen. — Erheiterung und Unterhaltung war ihr wenig geboten; denn außer den uns bekannten Persönlichkeiten hatte sie keinen Umgang, da sie ja durch diese zu weiterem erst befähigt werden sollte. Wenn sie sich nun an einem grauen, kalten Tag in ihrer Stube mit ihren Aufgaben beschäftigen wollte, aber durchaus keine Lust dazu verspürte und Buch und Papier weglegte, um für sich hinzustarren, dann begann es ihr endlich „and zu thun" nach der Heimath, und dieses Gefühl wurde stärker und stärker. Sie kam sich recht einsam, recht verlassen vor und hatte zuletzt eine Anwandlung von der Empfindung, die man im Ries mit dem Worte „verzwazeln" (verzweifeln, vergehen) bezeichnet. Aber sie durfte von diesem eigenen Leide niemand etwas sagen. Auch der Mutter mußte sie schreiben, daß es ihr wohl gehe, und daß sie gern hier sei.

Endlich kam ein Tag, der wohl zu der Hoffnung berechtigen konnte, daß er ihr Freude bringen und wieder Muth und Zuversicht einflößen werde. Der städtische Sonntagsanzug, den man bald nach ihrer Ankunft für sie bestellt hatte, war fertig geworden. Man hatte nichts gespart, ihn so hübsch und glänzend herzustellen, als es bei ihr nur immer anging. Alles hatte seinen Rath dazu gegeben und das Kleid war von den geschicktesten Händen gefertigt, die man in der Stadt finden konnte. Frau Kahl, der es eine Ehrensache geworden war, das Dorfbäschen in eine Städterin umzuwandeln, hatte sich am

eifrigsten dabei umgethan; sie hoffte besonders auch eine gute Wirkung auf das Gemüth der Verwandten, an der sie ein scheueres und gedrückteres Wesen zu ihrem großen Bedauern wahrgenommen hatte. Kleider machen Leute, das ist ein gutes altes Sprichwort, und mit einem feineren Anzug pflegt in gar viele Menschen auch ein höherer Geist zu fahren. Sollte sich das nicht auch an Christine bewähren? — Als diese an dem festlichen Morgen unter Beihülfe der Base und der Mamsell Adelheid fertig geworden war und dastand im dunkeln Merinokleid, seidenem Halstuch, sammtnem Hut und glänzend gewichsten Schuhen, wurde sie von den Richterinnen ernst und aufmerksam geprüft. Beide gingen hin und her und betrachteten sie von allen Seiten. Seltsames Mißgeschick! Die Erscheinungen beim ersten Probiren des Alltagskleides wiederholten sich. Die Stoffe thaten ihre Wirkung, die Gestalt war aber durch sie um nichts feiner und zierlicher geworden, sie schien allen Verwandlungsversuchen widerstehen zu wollen. „'S ist eben eine maskirte Bäurin," dachte Mamsell Adelheid, und die Base wußte gar nicht, was sie denken sollte.

Am ungefügigsten erwiesen sich zuletzt noch die Hände des Landmädchens. Daß die Bauernarbeit, wie jede andere, die gleiche Anstrengung mit sich führt, die Glieder mächtiger und stärker entwickelt, weiß jeder. Ein Dorfkind bringt in der Regel die Anlage zu tüchtigen Fingern schon von den Eltern mit, und die Ausbildung wird durch Rechen, Sichel und Dreschflegel entsprechend gefördert. Die Haut wird auf der einen Seite hart, auf der andern erhält sie eine röthlich bräunliche Färbung, und die Dorfhand ist fertig. In ihrer Heimath wird sie so gerade geschätzt; sie deutet auf Arbeit und Arbeitsfähigkeit — die Ehre der Landleute — und paßt zum ländlichen Anzug. Ein schönes Mädchen weiß damit zu schmeicheln, so gut wie eine Städterin mit ihren zierlichen Fingern, und der Druck der Liebe soll unter dieser Voraussetzung um nichts weniger süß und angenehm sein. Aber alles hat in der Welt seinen natürlichen Platz, und wenn es diesen verläßt, wird das Passende unpassend. Die Hände unserer Christine gehörten auf dem Dorf noch nicht zu den stärksten; in der Stadt und für den städtischen Anzug erschienen sie nun doch viel zu entwickelt, und dieß stellte sich auf's klarste heraus, als die neuge

kauften Handschuhe darüber gezogen werden sollten. Sie erwiesen sich zu klein und drohten zu platzen; man mußte in den Laden schicken und Männerhandschuhe der größten Art bringen lassen. Diese reichten endlich zu; aber den Händen, die mit ihnen bedeckt waren, Beifall zu spenden, das war auch der wohlmeinenden Richterin eine Sache der Unmöglichkeit.

Nach erneuerter Prüfung gewann es Frau Kahl zuletzt über sich, das Bäschen mit Anerkennung aufzumuntern und zu bemerken, das Kleid stehe ihr diesmal schon viel besser und sie könne sich sehr wohl damit sehen lassen. Mamsell Adelheid schwieg; sie konnte eine gewisse Schadenfreude in ihrem gelblichen und scharfen Antlitz nicht unterdrücken und sagte zuletzt, für den Anfang sei es gut genug; man dürfe von einem Mädchen, die im Dorf groß geworden sei, gar nicht verlangen, daß sie ein solches Gewand gleich zu tragen verstehe, wie sich's gehöre. — Christine, durch alles das betroffen und irre gemacht, besah sich im Spiegel, prüfte sich hin und her, und gefiel sich selbst nicht. Sie gehörte nicht zu den Einfältigen, das gute Dorfkind, und ließ sich nicht von den prächtigen Stoffen blenden; sie hatte ein Augenmaß und überzeugte sich, daß ihr der ganze Kram nicht zu Gesichte stehe. Ihre Freude — denn sie hatte sich doch auf die schönen Sachen gefreut — war zu Wasser geworden.

Eben hatte die Base wieder eine ermuthigende Bemerkung angefangen, als der Verlobte in die Stube trat — diesmal nicht zufällig. Es war verabredet, daß er die Braut besuchen und sie mit Frau Kahl in die Kirche führen solle. An der Thüre stehend und nur den schönen neuen Anzug im Auge, stieß er ein fröhliches „Ah, wie schön!" aus. Als er näher trat und die Geputzte genauer betrachtete, wurde er ernst und ernster, und es war ihm unmöglich, in dem begonnenen Tone fortzufahren. Die Hände wären ihm nie so groß vorgekommen als in den feinen Handschuhen; aus dem Gesicht im Sammthut schien aller Geist, alle Anmuth geflohen zu sein. Die Eitelkeit des jungen Mannes, der sich eine Frau wünschte, mit der er prunken konnte, war erschreckt und sah den unerfreulichen Thatbestand noch dazu mit übertreibenden Augen. Christine sagte sich augenblicklich: „Ich gefall' ihm wieder nicht, gar nicht — und das

ist kein Wunder!" Als der Verlobte sich endlich mit Anstrengung zusammennahm und seine Verlegenheit hinter Worte des Lobes und der Bewunderung verbergen wollte, die ihm aber durchaus nicht von Herzen gingen und auf dem Gesicht der Mamsell Adelheid nur ein boshaftes Lächeln hervorriefen, da hatte das gute Kind eine wahrhaft peinliche Empfindung. Sie versetzte mit dem Ernst der Ehrlichkeit: er möge sie doch mit solchen Reden verschonen, sie wisse recht gut, daß ihr dieses Kleid nicht anstehe und immer noch das Bauermädchen aus ihm herausschaue. Aber das sei nun einmal so, und sie könnte sich nicht anders machen, als sie wäre.

Sehr verstimmt trat man den Weg zur Kirche an. Als in der Hauptstraße ein Herr und zwei Frauenzimmer daher kamen, die den Lehrer grüßten und auf Christine blickend, heitere Mienen zeigten, war es ihm, als ob er auf Nadeln ginge. Er wurde schamroth wie ein Mädchen, dankte hastig, ging rascher und verabschiedete sich vor dem Kirchenthore von Christine mit dem Gefühl wahrer Erleichterung. Für sie hatte die niederdrückende Erfahrung, die der eilige Abschied des Bräutigams noch vervollständigte, das Gute, daß sie im Gotteshause Trost suchte und der Predigt, die ihrer Lage entsprach und an sie gerichtet schien, von Anfang bis zu Ende folgte. Es war dies das erste Mal in ihrem Leben; aber Noth lehrt beten und öffnet das Verständniß für Aussprüche, die früher nur als leere Klänge am Ohr vorüberzogen. Ihre Anstrengung belohnte sich auch, sie kam getrösteter und ruhiger nach Hause.

Indem ich das Verhalten und die Schicksale Christinens der Wahrheit gemäß schildere, bin ich weit entfernt, eine Theorie aufstellen und etwa lehren zu wollen, ein Dorfmädchen passe in die Stadt und für einen Städter überhaupt nicht, die geborne Bäuerin könne nur mit einem Bauer glücklich sein und die Verpflanzung in eine höhere Schichte der Gesellschaft niemals gelingen. Das wäre falsch und würde namentlich auch im Ries durch gelungene Versuche widerlegt. Es kommt hier, wie sich von selber versteht, auf den Geist und das Naturell des Mädchens an. Ist diese begabt, strebsam und sehnt sie sich höher hinauf, so wird sie als Braut und als Frau eines gebildeten Mannes gar bald die Kultur annehmen, die von ihr

gefordert werden kann; denn eine Pariserin braucht sie ja in einer deutschen Kleinstadt nicht zu werden. Sie wird das verhältnißmäßige Hochdeutsch lernen, womit man in der städtischen Unterhaltung durchkommt; Begrüßungen und höfliche Redensarten werden ihr bald geläufig vom Munde gehen; sie wird Kenntnisse sammeln und in Gesellschaft mehr oder weniger ein Wort mitreden können. Was die französische Kleidung betrifft, so wird eben dieser Punkt am leichtesten erledigt sein. In dem strebenden Mädchen regt sich der feinere Putztrieb von selbst, das neue Gewand, das Symbol höheren Standes, wird mit freudiger Begierde angelegt, mit Selbstgefühl getragen, und Lust und Liebe und angeborenes Geschick führen bald zu der Herrschaft darüber, die sich in leichter und angenehmer Bewegung ausspricht. Die Hände, wenn sie nicht schon von Natur feiner waren und der Einwirkung der Arbeit widerstanden haben, werden zarter und feiner mit der Zeit, und das Wagniß ist gelungen. Kommt es ja doch in der Ehe und in einem Haushalt viel mehr auf Angeborenes als auf äußerlich Gelerntes an! Der natürliche helle Verstand findet sich darin viel eher und besser zurecht als der trägere Geist, dem allerlei Wissen beigebracht wurde, und wenn zuletzt auch einzelne Züge immer noch das geborene Landmädchen verriethen, so könnten sie bei dem Vorhandensein der erforderlichen reellen Eigenschaften doch zu nichts weiter als zu scherzhaften kleinen Neckereien führen.

Ich möchte behaupten, daß eine solche Entwicklung bei Dorfkindern, die von der Natur nicht stiefmütterlich behandelt sind und von Städtern geblickt werden, Regel ist. Die meisten werden, von dem Reiz geleitet, den das Neue und Höhere auf ihr Gemüth übt, sich in die Verhältnisse schicken, ihrem Stande Ehre zu machen sich bemühen und in ihrem Eifer das vorgesteckte Ziel erreichen.

Unsere Christine gehörte aber nicht zu den Strebenden. Sie war für das Dorf geboren und nur hier konnte sie wahrhaft glücklich werden. Auf ihre Phantasie wirkte mehr der Reiz des Hergebrachten als des Neuen, mehr die Poesie des Eigenen als des Andern. In dem Kreise des Dorfes selber fortzuschreiten, aus einer Söldnerstochter eine angesehene Bäuerin zu werden, das war ihr Ehrgeiz, ihr erster und schönster Traum gewesen. Bei Forstner war es mehr die

hübsche und einschmeichelnde Persönlichkeit, die sie beschrieb, als der Lehrer und „Herr"; und wenn der Gedanke ihr angenehm war, Frau Lehrerin zu werden, so war es eben nur unter der Voraussetzung daß sie es auf dem Dorf, ja in ihrem Geburtsort würde und damit in ihrer Art zu der Höhe der ersten Frauen darin hinaufrückte. Der Titel einer städtischen Frau Oberlehrerin blendete sie nur mit flüchtigem Reiz, mit einem Schein, der bei näherer Betrachtung nicht Stand halten konnte. Ihr angeborener Trieb führte die Seele wieder und wieder zum Dorfe, zur Stätte des Jugendglücks, zur Heimlichkeit der Heimath zurück.

Christine liebte die Rieser Tracht, fand sie schön und zierend, und sie hatte alle Ursache dazu, denn ihr stand sie vortrefflich. Sie hatte etwas von der Gesinnung in sich, die ehedem verbreiteter war als jetzt, aber sich gewiß noch nicht ganz verloren hat; ich meine die Gesinnung, in welcher der Bauer seinen Stand eigentlich für den ehrenvollsten, seine Kleidung für die schönste hält, und die Herren und Herrenfrauen, die in der Stadt leben und französische Kleider tragen müssen, nicht nur für weniger begünstigt ansehen, sondern geradezu bedauern kann. Schreiber dieses erinnert sich, in seiner Jugend von wohlhäbigen Landmädchen mehrfach spöttische Bemerkungen über Städterinnen gehört zu haben, die nur dem Stande und Gewande galten und mit behaglicher Sicherheit, ohne alle Bosheit abgegeben wurden. „So eine Langrockete," hieß es von dem Stiefkinde der Verhältnisse, das mit dem Flecken reizloser und unsolider Tracht behaftet war. Eine geborene Wallersteinerin, Tochter eines angesehenen Bürgers und von mütterlicher Seite mit einer jungen Bäuerin verwandt, besuchte diese einmal zur Kirchweih und gewann in fröhlichem Gespräch bald ihr Herz. Die Bäuerin freute sich ihrer und sagte endlich: „Du bist a brav's und a lieb's Mädle — wann d'nor ob (auch) andere Kleeder a'hättst!" — „Warum das?" fragte die Wallersteinerin. Und sie erhielt zur Antwort: „'s ist halt nex mit dem Häs (Kleidung) deh, und wo ma' he'kommt, ist ma' halt veracht!" — Diese Aeußerung kam dem heitern Mädchen sehr ergötzlich vor, und noch als ältere Frau pflegte sie die Anekdote zur Charakteristik des Rieser Landvolks und zur Belustigung städtischer Hörer zu erzählen.

Allein die Gesinnung, aus der solche Aeußerungen hervorgehen, ist doch eine höchst respektable Quelle von Glück in der Welt. Es ist der frohe Glaube an den Werth dessen, was man hat und ist, das Erfülltsein von Liebe zu der hergebrachten Art und Sitte — der Grund der Zufriedenheit und Bestandigkeit im Leben.

In Christine lebte etwas von diesem Glauben und dieser Liebe und trat in den gegenwärtigen Verhältnissen, die freilich nicht darnach angethan waren, mit ihren Erinnerungen in die Schranken zu treten, zuweilen mit größter Stärke hervor. Doch sie durfte sich dem Zug nach dieser Seite nicht hingeben, sie mußte ihn bekämpfen, mußte streben und lernen, mußte sich bemühen, eine andere zu werden und städtische Sitten liebzugewinnen.

Die Erziehung eines Mädchens wie Christine und ihre Angewöhnung in der Stadt, sollte man glauben, hätte unter den geschilderten Umständen dennoch, wenn auch langsam, fortschreiten müssen, da es ja doch immer der Bräutigam war, der die Braut erzog, und die Liebe, die beide zusammengeführt hatte, zweifeln allerdings getrübt, keineswegs ausgelöscht war. Allerdings; aber die Liebe des Bräutigams und der Entschluß, die gelobte Treue zu bewahren, hatten nun eben den Vorsatz gefaßt, gegen den Zögling sich in continuirlicher Strenge zu beweisen. Die Zeit verstrich und Christine mußte bis zum Frühjahr wenigstens so weit gebracht werden, daß sie als Frau seiner nicht ganz unwürdig war. Er mußte sie zwingen, sich Mühe zu geben und ihren Geist auszubilden. War dieser entwickelt, dann sollte das übrige schon nachfolgen und der nöthige Anstand ergab sich von selber. — Durch diese strenge und unter Umständen züchtigende Liebe des Bräutigams wurde die Liebe der Braut auf die schwerste Probe gestellt. Es blieb eben auch nicht bei dem Ernst, hinter dem eine Liebe regiert, die gut und conséquent ist. Dieser wäre es endlich wohl gelungen, das Ziel zu erreichen und ihre Bemühungen gekrönt zu sehen; aber Forstner war in einer Gemüthslage, wo ihm nichts rasch genug ging; er wollte, aufgeregt und ungeduldig, die Frucht haben, bevor sie reifen konnte, und wiederkehrende Fehler der Schülerin entrissen ihm nun bei schon angesammeltem Verdruß Aeußerungen, die er zwar immer noch für wohlverdien-

hielt, Chriſtine aber nur als wahre Beleidigungen aufnehmen konnte. Es gab Auftritte zwiſchen dem Liebespaar, und Stunden, ja Tage des Trutzens. Verſöhnte man ſich wieder und that man das Gelübde, ſich nie, nie wieder zu kränken, ſo war dem Frieden die Dauer ſo wenig verbürgt, wie andern, die auch auf ewige Zeiten abgeſchloſſen werden. — Gegen die ernſten Mahnungen Forſtners konnte und wollte Chriſtine nichts einwenden. Sie faßte den Entſchluß, ſich Mühe zu geben, und ſie gab ſich Mühe; aber Luſt und Liebe zur Sache konnte ſie ſich nicht geben, und unter den geſchilderten Umſtänden konnten dieſe auch nicht in ihr keimen und wachſen. Alles, was gegen die Natur verlangt wird, alles, was vor der Zeit fertig ſein ſoll, gewinnt aber in der Seele den Charakter einer unerträglichen Laſt. Es wächſt ein Widerwille dagegen, der zum Abſcheu werden kann; und wenn man die verhaßte Pflicht nun doch nicht zurückzuweiſen ſich getraut, vielmehr die Nöthigung erkennt ſie zu erfüllen, koſte es was es wolle, dann können ſich im Herzen Elemente der Verzweiflung anſammeln, die nothwendig zum Ausbruch kommen müſſen.

Am Abend eines Tages, an dem Forſtner nach wieder eingetretener Spannung nicht erſchienen war, ſaß Chriſtine mit ihren Verwandten und Mamſell Adelheid bei der frugalen Abendmahlzeit. Sie wurde mit dem abweſenden Liebhaber geneckt, wie es ihr mißfallen mußte; nicht aus heiterem und gutem Herzen (ein ſolches hätte unter den gegebenen Verhältniſſen überhaupt geſchwiegen) ſondern von Seiten der Baſe ohne Laune, aus Langeweile, von Mamſell Adelheid ohne Wohlwollen, aus Schadenfreude. Sie antwortete zuerſt etwas empfindlich, und endlich verbat ſie ſich dieſe Reden ganz. Wie meiſtens, wenn ſie im Ernſt und von Herzen ſprach, hatte ſie dieſe Erklärung im Rieſer Dialekt abgegeben, und Adelheid, die ſich auf dem einen Felde nicht mehr genügen durfte, benutzte nun die Ausſprache des Dorfmädchens, um ihr etwas anzuhaben. „Pfui, Chriſtine,“ rief ſie mit dem geheuchelt wohlmeinenden Ausdruck, der bekanntlich viel widerlicher iſt, als ehrliche Unhöflichkeit, „pfui, wie bäuriſch iſt das wieder! Du mußt dir dieſes Rieſerliſchreden abgewöhnen, gutes Mädchen; das geht hier nicht mehr, du machſt dich lächerlich damit,

und für die Frau eines Lehrers paßt es schon gar nicht!" Die Wahrnehmung, daß ihre Worte auf Christine ihre Wirkung gethan hatten, ermunterten sie fortzufahren, und sie bemerkte: „Du brauchst nicht ärgerlich zu werden. Wir meinen's gut mit dir, drum sagen wir dir's, andere lassen dich reden und lachen dich aus."

Das hieß bei dem Rieser Kinde eine der empfindlichsten Stellen berühren. Sie hatte jene Rüge und Ermahnung von ihrem Bräutigam und von der Mamsell schon öfters hören müssen. Bei ihm hatte sie's in der Ordnung gefunden und sich bestrebt, hochdeutsch zu reden. Zunächst war freilich nur ein Mischmasch herausgekommen, der ihn zuweilen auch wieder lächeln machte, und wenn sie sich bemühte, rein hochdeutsch zu reden, dann sprach sie die Worte mit einer Betonung, die ihr nicht natürlich war und pedantisch klang, so daß Forstner sie zuweilen wieder bat, sie solle lieber reden, wie sie's gelernt habe. Es war auch eine fatale Empfindung, sich sagen zu müssen, daß sie ihm nichts zu Dank machen könne, und die ganze Sache hatte darum etwas Unangenehmes für sie. Bei der Adelheid war ihr aber der Tadel ihrer Sprache um so verdrießlicher, als sie ihr eigentlich kein Recht dazu einräumen konnte, auch darum nicht, weil die Mamsell nicht sowohl hochdeutsch als fränkisch deutsch redete. Die Rieserin konnte durchaus nicht begreifen, wie das fränkische „Na" (Nein) schöner klingen sollte als das Rieserische „Noe", oder worin „Ah" (Auch) hochdeutscher wäre als „Oh" u. s. w. Sie hatte bemerkt, daß man im Ries gewisse Worte gerade nach der Schrift aussprach, während man sie im Fränkischen veränderte, also verschlechterte, daß man z. B. im Ries ganz richtig „mager" sagte, wo es hier „moger" hieß; und sie sah nun in keiner Art ein, wie sie die Sprache ihrer Heimath gegen so eine Sprache sollte schlecht machen lassen. Bei dieser Gelegenheit sagte sie denn mit der Resolution des Unwillens alles, was sie auf dem Herzen hatte, und schloß ihre Erwiederung mit den Worten: „Jedes hat seine Sprach' gern und glaubt, sie sei besser als die andere, und das ist natürlich. Ihr sagt, die Rieser sei so breit und hinausgezogen, mir kommt die eure dagegen öd vor und recht „moger", und ich mein', ich könnt' in ihr nie von Herzen reden. Aber darüber will ich nicht streiten. Wenn ich mein Rieserisch ein

mäl ablegen soll, so will ich doch lieber gleich ein rechtes Hochdeutsch lernen, sonst will ich beim Rieserischen bleiben. Denn wenn's auch eine langsamere Sprach' ist wie die eure, so reden's doch Leute, die ich lieb hab' und die ich hochschätz', und das kann ich nicht von allen sagen, die ich kenne. Für heut' wünsch' ich Gutnacht!" — Sie war aufgestanden und verließ die Stube mit einem Blick der Geringschätzung auf Mamsell Axelheid. — „Hoffärtiges Ding!" rief diese, die sich durch den Vorwurf der Schülerin wegen des Fränkischen getroffen und durch ihren Abschiedsblick beleidigt fühlte. Aber Vetter Kahl meinte, sie habe es ihr heute auch arg gemacht, und man könne es der Christine jetzt nicht übel nehmen, wenn sie nicht bei guter Laune sei. — „Ja freilich," setzte die Frau hinzu und nickte bedeutlich.

Christine ging in ihre Stube hinauf, zündete ein Talglicht an, setzte sich an den Tisch und versuchte in einem Buche zu lesen, das ihr Forstner als unterhaltend empfohlen hatte. Bald legte sie's weg. Wie sollte sie sich für die geschriebenen Sachen interessiren, während ihr Herz so voll und so aufgeregt war von Unmuth und Sorge! Schweigend, die Arme auf die Lehne des alten Stuhls gelegt, sah sie auf den Boden und verharrte in sormlosem Gedankenspiel eine Zeitlang in dieser Stellung. Es fröstelte sie: aber sie wollt' es nicht anders haben und rührte sich nicht. Wie traurig und öde war es in dieser Stadt! — wie unheimlich war es in der Stube, die eigentlich nie recht warm gemacht werden konnte! Ihre Phantasie ging in die Heimath zurück, sie stellte sich das Dorf und die Stube ihrer Mutter vor, und alles Liebe und Heimliche baute sich nach und nach vor ihr auf. — Wie schön war es dort — auch im Winter! die Stube so warm den ganzen Tag, weil man im Rohr des eisernen Ofens kochte und das Holz nicht sparte. Welch ein angenehmer Geruch, wenn am Sonntag ein paar Tauben gebraten wurden oder ein frisches Stück Fleisch vom selbst geschlachteten Schwein. Wie heimlich war es des Abends, wenn sie mit ihrer Mutter spann und mit ihr und dem braven Hans einen Rath hielt oder „ihren Gedanken Audienz gab" und die runde Hauskatze hinter dem Ofen dazu „kurnte!" Wie traulich war es, wenn ein paar Freundinnen

mit dem Rocken kamen, wenn man mit einander schwatzte und lachte, und nicht eines besser zu reden glaubte als das andere, und nicht eines das andere mit seiner Sprach' aufzog. Dort waren die Leute gut, und auch die schlimmen hatten etwas an sich, was man gern haben mußte. Es war eben dort alles lustiger, und auch die schlimmen meinten's nicht so bös; und so hochmüthige gelbe Gesichter, wie die Adelheid eines hatte, gab es dort gar nicht.

Indem die Träumende von diesen Vorstellungen aufsah und sich in ihrem düster erhellten, tortenstillen Zimmer erblickte, hatte sie das Gefühl eines verlorenen Paradieses. Dort war alles so gut und so schön, dort konnte sie glücklich werden. Hier hatte sie keine einzige Gespielin, keine einzige vertraute Seele! Hier war sie verachtet und verpottet, sie, die in ihrem Dorfe geehrt und gepriesen war. Hier wurde sie mißhandelt! Und er, der ihr Trost und ihre Stütze sein sollte, er, der ihr ewige Liebe geschworen hatte, wurde mit jedem Tage härter und lieblofer gegen sie! Er hatte keine Geduld mit ihr, er „kappte sie herab," er beschimpfte sie, er schämte sich ihrer! Das mußte sie erleben! — und das mußte sie von ihm erleben! Und wenn er nun schon als Bräutigam so gegen sie handelte, was hatte sie zu erwarten, wenn er ihr Mann war und ihr Herr? Welchen Ehestand sollte das geben?

Der Gedanke, daß sie das Unrechte gewählt habe, daß ein unglückliches, verfehltes Leben ihrer warte, und daß sie selber daran Schuld sei, begann den Geist des Mädchens zu überwältigen. In ihrem Herzen fing ein Zittern und Beben an, das sich über den ganzen Körper verbreitete, das nicht mehr zurückgedrängt werden konnte und nicht mehr enden zu können schien. Der Sturm der Verzweiflung war über ihre Seele gekommen. Wenn dieser einmal im Innern zu sausen und zu brausen beginnt, dann helfen keine Einreden des Verstandes mehr. Alle Gründe, die dagegen sprechen sollen, fallen kraftlos zu Boden, das Toben der Angst geht weiter mit der Gewalt eines übermächtig gewordenen Feuerbrandes, man hat nur noch Ein Gefühl und Ein Wort: Verloren! verloren!

Christine konnte nicht mehr glauben und nicht mehr hoffen. Es war ihr, als ob sie auf und davon müßte; aber wohin sollte sie?

Sie konnte nicht fort, sie mußte bleiben und alles erdulden, was ihr auferlegt war. Sie hatte ein Gefühl, als wenn sie in einen Brunnen gefallen wäre und nicht mehr heraus, ja nicht einmal um Hülfe rufen könnte. Welch eine Noth! — welche Bangigkeit! Und hätte sie nur weinen und Erleichterung finden können in Thränen! Aber in solchem Zustande des Herzens kann auch das Weib nicht weinen: nur leiden kann es, leiden und beben, wie das Lamm in den Klauen des Raubthiers.

Endlich erhob sich die Unglückliche mit entschlossener Anstrengung. Sie legte sich nieder, ob ihr vielleicht der Schlaf ein Erlöser würde; aber die empörten Wogen der Seele ließen sie nicht schlafen. Sie verbrachte die schwerste, peinvollste Nacht ihres Lebens und sank endlich nur aus Mattigkeit in einen unruhevollen Schlummer.

V.

Die Verzweiflung, von der eine leidende, gedrückte Seele befallen wird, trägt oft am meisten zu ihrer Wiederaufrichtung und Stärkung bei, wenn die Verhältnisse, in denen sie lebt, nicht an sich desperat, sondern von ihr nur so empfunden worden sind. In dem Wirbel der Sinne übertreibt sie und sieht im schlimmsten Licht; und wenn der Hauptanfall ausgehalten ist, kann sie diesen Irrthum erkennen, zur Betrachtung der bessern Seite hingedrängt und dadurch wieder beruhigt werden. Bleibt noch so manches Unebene zurück, so liegt der Gedanke nahe: ob denn auch alles so accurat sein müsse, ob denn bei andern alles so accurat sei? Und sie ermuthigt sich, sie bescheidet sich, sie hofft wieder.

Ein Sturm, der im Herzen sich erhebt, legt dieses ohnehin, ich möchte sagen physisch aus. Er nimmt manchen phantastischen Anspruch, den man an die Welt und ihr Glück zu haben glaubt, mit sich hinweg und läßt erkennen, daß man in ihr vielmehr dulden und etwas leisten müsse. „Thu' was du kannst, in's übrige füge dich!" — mit diesem Vorsatz tritt man den Anfechtungen des Lebens entgegen und findet dann auch wieder, daß es doch nicht so schlimm ist, als man sich's vorgestellt.

Bei Christine war es aber nicht mit einem Tage abgemacht. An dem folgenden ging sie körperlich erschöpft, im Innern gebrochen einher und die Quelle der Verzweiflung strömte ruhiger, aber stetig in ihr fort. Sie trug alle Merkmale einer qualvoll durchwachten Nacht an sich: doch war ihr Mund still und ihre Miene ergeben, so daß die Base wahres Bedauern mit ihr empfand und auch Susanne und Adelheid nicht ganz ungerührt blieben. Forstner kam auch an diesem Tage nicht. Christine mußte an das Schlimmste denken; sie that es mit schauerndem Herzen; aber das Schlimmste war eine Entscheidung und hatte für ihr jetziges Gefühl auch wieder etwas Beruhigendes. Ermüdet legte sie sich zu Bette und fand bald das Heilbad des Schlafes.

Kräftiger stand sie auf und erfreute die Base beim Frühstück durch eine getröstete Miene. Sie hatten von häuslichen Dingen gesprochen und waren eben daran, die Arbeiten des Tages zu erwägen, da trat der Verlobte herein — mit allen Zeichen der Eile und einem entschiedenen Ausdruck der Reue, die wieder gut machen will.

Das ist leicht zu erklären. Die Base hatte gestern in der Nacht noch Vetter Kahl zu ihm geschickt, und dieser hatte ihn von dem Stande der Dinge unterrichtet und ihm ins Gewissen geredet. Eindrucksfähig wie er war, hatte sich Forstner die Worte zu Herzen genommen, sein Gewissen hatte sich gerührt und ihn zu dem Entschluß gebracht, Christine noch vor der Schule zu besuchen.

Er ging auf sie zu, drückte ihr die Hand und entschuldigte sein Ausbleiben mit unaufschieblichen Arbeiten, die ihn leider abgehalten hätten, zu ihr zu kommen u. s. w. Christine, durch sein Erscheinen erfreut, ließ alles gelten, und es kam zu einer vollständigen Versöhnung. Als sie vom Unterricht zu reden begann, nahm er Gelegenheit, sich selbst anzuklagen. Er sei offenbar in der letzten Zeit zu ungeduldig gewesen und habe mehr verlangt, als sie leisten konnte; er müsse sie wirklich um Verzeihung bitten; aber sein Amt und die Plage mit seinen Kindern mache ihn eben auch zuweilen verdrießlich und ungerecht. Das Mädchen entgegnete: daß er mit ihr die Geduld verloren habe, sei ganz natürlich, sie komme auch gar nicht weiter. Aber nun solle er sehen, nun werde sie sich recht zusammennehmen,

und es werde gewiß besser gehen. — Von seiner Seite Geduld, von ihrer Seite Fleiß und Mühe — was brauchte es mehr zur Eintracht und zum Glück?

Als Forstner in die Schule ging, dachte er: wenn sie auch nicht alles hält, was ich mir von ihr versprochen habe, so giebt es doch eine gute Frau. Sie ist fügsam, das ist schon etwas werth. Nach und nach wird sie auch lernen, was nöthig ist; ich darf nur nicht zu viel von ihr verlangen.

Die nun folgenden Unterrichtsstunden gingen bei solcher Stimmung des Lehrers und der Schülerin ganz wohl vorüber. Es waren zunächst nur wenige. Die Christfeiertage kamen heran und machten eine Unterbrechung nöthig. Die Verlobte hatte mit Hülfe der Mamsell Adelheid einen zierlichen Tabaksbeutel zu Stande gebracht, sie kaufte noch ein schönes Buch, das der Bräutigam zufällig einmal gewünscht hatte, und machte somit eine ganz hübsche Bescheerung. Forstner beschenkte sie mit einem Shawl und einem kleinen galanten Gedicht. In dem Vergnügen dieser Tage hatte Christine auch Susanne und Adelheid mit Gaben bedacht, welche die mäßigen Erwartungen derselben übertrafen, und bessere Gesichter dafür erhalten. Alles ließ sich erfreulicher an, und Christine konnte ein verspätetes kleines Präsent an die Mutter mit einem Brief absenden, worin die Versicherung, daß sie recht fröhliche Weihnachten gefeiert habe, durchaus von Herzen kam. Sie hatte jetzt auch den Muth gefunden, einer wiederholten Aufforderung der Base nachzukommen und die Mutter zum Besuch einzuladen; ja sie hatte auf ihre Faust hinzugefügt, daß sie sich durch Vetter Hans verführen lassen solle. Die Erwartung eines frohen Wiedersehens trug dazu bei, daß sie das neue Jahr unter heiterem Austausch von Gratulationen und vertrauensvoll antrat.

Die Hoffnung auf das Wiedersehen trog sie nicht. Frau Glanning war neugierig, ihre Christine in der Stadt zu sehen, und da nach Neujahr eine Masse Schnee fiel, dann kalte, trockene Witterung eintrat, so riskirte sie's, die Bahn zu benutzen und den Besuch mit Hans in einem entlehnten Schlitten zu machen. Am heiligen Dreikönigstage saßen alle unsere Personen bei Herrn Kahl um den Mit-

tagstisch, der lange nicht so reichlich besetzt gewesen war. Man hatte sich ausgewundert, ausgegrüßt, ausgelobt und unterhielt ein behagliches Gespräch, das Forstner zu männiglichem Ergötzen mit seinen besten Einfällen zierte, so daß man sich endlich auch in dieser Hinsicht gesättigt und vergnügt vom Tisch erhob.

In der Laune, die das Mahl in ihr angeregt hatte, nahm die Glaunning ihre Tochter in eine Ecke und sagte: „Hör', Mädchen, du bist doch ein wenig „schmalbackeder" geworden, seit du hier bist. Man ißt wohl bei der Base nicht alle Tag' so gut wie heut?" — Christine lächelte und sagte: „Ach, liebe Mutter, je weniger ich esse, desto besser ist's! Denn ich bin für die Stadt noch lange nicht „schmalbacked" genug." — „So, so?" erwiederte die Alte. „Nun, du siehst wenigstens gesund und vergnügt aus. Aber das kann ich dir nicht verschweigen, recht närrisch kommst du mir vor in dem Kleid da." — „Ist anderm auch passirt," versetzte Christine. — „Aber diese haben sich dran gewöhnt, wie's scheint, und dir wird's auch so gehen." — Wie die Mutter hier den Bräutigam auf sich zukommen sah, fragte sie: „Wie macht sich denn aber meine Christine in der Lehr', Herr Forstner? Geht's recht vorwärts?" — „Jeden Tag," erwiederte dieser heiter. — „Verspotte mich nicht," rief ihm Christine zu; „ich weiß recht wohl, daß ich einen langsamen Bauernkopf hab'." — „Nein," fuhr er zur Mutter fort, „in der letzten Zeit bin ich sehr zufrieden gewesen, und wenn's so fortgeht, wird sie noch eine ganze Gelehrte werden." „O Jerum," rief die Gelobte mit komischem Ausdruck. Die Alte sah mit Vergnügen auf das Paar, das Arm in Arm vor ihr stand.

Vor dem Abschied fand Christine noch Gelegenheit, eine vertrauliche Zwiesprach mit Hans zu halten. Sie dankte ihm und rühmte ihn wiederholt wegen seiner Freundschaft und Herzensgüte. Dann fragte sie mit einem Lächeln, in dem neben wirklicher Theilnahme ein Hauch von Scham nicht zu verkennen war: „Hast du noch immer keine, Hans? Ist noch keine Aussicht, daß ich dir auf die Hochzeit geben kann?" Hans ging auf die Unterhaltung ein und versetzte nicht ohne Laune: „'S hat sich noch nicht machen lassen. Gut Ding will Weile haben!" — „Ja wohl," erwiederte sie schon heiterer. „Aber

man muß doch auch anfangen. Du thust dich nicht um!" — „Kommt drauf an," entgegnete Hans. „Aber du weißt ja, ich wart' auf deine Hochzeit." — „Da kannst du vielleicht noch lange warten." — „Wie so?" — „Bis zum Frühjahr sicher, vielleicht aber auch bis in den Sommer hinein — ich muß noch gar viel lernen." — „Lernen? Was fehlt dir denn noch?" — „Ach, Hanneste," sagte das Mädchen mit einem humoristischen Seufzer, „noch gar viel! Das verstehst du nicht." — Hans dachte: „Was so ein Schulmeister doch heutzutag nicht alles verlangt!" Aber er sagte das natürlich nicht, sondern wünschte dem Bäschen alles Glück und drückte ihr in freundschaftlicher Theilnahme die Hand. Christine sah, daß er noch immer etwas auf sie hielt und daß er ihr nichts nachtrug; beides freute sie.

Nach diesem letzten festlichen Tag wurde der unterbrochene Unterricht wieder fortgesetzt. Forstner nahm es zuerst wieder leicht und führte das Spiel nur sachte zum Ernst hinüber. In der Zwischenzeit hatte aber Christine von ihrem Talent, Gelerntes zu vergessen, wieder ziemlich Gebrauch gemacht, so daß Fortschritte nirgends sichtbar werden wollten, und bald stacken sie wieder in der Prosa des Lebens. Geschmack an geistiger Beschäftigung, ein Trieb, selber vorwärts zu gehen, etwas zu thun und zu suchen, wollte sich eben in der Schülerin nicht melden. Sie lernte nie einsehen, wozu das alles eigentlich gut sein sollte; die Kopfarbeit blieb ihr beschwerlich und sie konnte darin nicht einmal eine rechte Arbeit sehen. Neigung, angeborener und anerzogener Respekt drängte sie zur Arbeit mit der Hand, und nur wenn sie hier etwas fertig gebracht, glaubte sie wirklich etwas gethan und ihre Pflicht erfüllt zu haben.

Forstner überzeugte sich jeden Tag mehr von der Unmöglichkeit, der Verlobten das beizubringen, was er an Geistescultur von seiner Frau glaubte fordern zu können. Aber die Wirkung war nun eine andere auf ihn als früher: er wurde nicht mehr ernüchtert — er entsagte seiner Hoffnung. Er that es mit Seufzen und tröstete sich mit dem Gedanken, daß Christine jedenfalls eine gute Hausfrau sein werde. — Damit war ein bedeutender Schritt zum Glück des Paares hin gethan; denn das Glück wird dann erst möglich, wenn man von sich und von andern nur das fordern lernt, was die einmal gegebene

Natur zu leisten im Stande ist, und sich dabei genügen läßt. — Aber nun zog ein Wetter, das schon lange am Horizont gestanden hatte, rasch am Himmel auf und hing bald drohend über dem Haupte des Dorfmädchens. — Um dieß zu erklären, muß ich in der Geschichte um mehrere Monate zurück gehen.

Jener College Fersiners, der sich im Oettinger Kränzchen so eng an ihn angeschlossen und dessen Betriebsamkeit er hauptsächlich seine jetzige Stelle verdankte, war bei seinen Bemühungen von wirklicher Freundschaft zu dem talentvollen, liebenswürdigen jungen Mann geleitet. Der Eifer, den er zu seinen Gunsten anwandte, beruhte aber doch nicht ausschließlich auf diesem persönlichen Wohlwollen; er war zugleich, und zwar nicht minder stark, durch sein eigenes Interesse getragen. Gustav Dobler (denn er muß jetzt mit seinem Namen in unsere Erzählung eintreten) hatte zwei Schwestern, die bei ihm, dem noch unverheiratheten Manne, wohnten. Die jüngere war noch nicht aus der Schule, die ältere, Wilhelmine, führte seinen Hausbalt. Diese befand sich in den Jahren, wo sich ein vorsichtiges Mädchen schon einige Jahre um eine Partie umgesehen hat — sie war in der Mitte der Zwanziger, dabei schlank, hübsch, gebildet, mit einem Geiste begabt, der gern das Regiment führte und es liebte sein Licht leuchten zu lassen. Was war natürlicher, als daß der schon in den Dreißigen stehende Dobler wünschte ihr einen Mann zu verschaffen? Er konnte dann selbst heirathen, was bei der Anwesenheit der herrschaftgewohnten Schwester nicht zu rathen war, und sie hatte für ihr Talent den rechten Boden und das Glück ihres Lebens gefunden. In Fersiner hatte der sorgliche Bruder gleich den Mann erkannt, der für seine Schwester in jeder Hinsicht passend war, den liebenswürdigen, begabten, im Hause zu leitenden Mann, und in dieser Ueberzeugung hatte er gehandelt.

Das Verhältniß des neuen Freundes zu einem Bauernmädchen seines Dorfes konnte ihm begreiflicherweise nicht verborgen bleiben. Allein er faßte es nicht so ernst auf, als es war; er glaubte nicht, daß ein solches Mädchen dem feinen Mann genügen könne, und nahm an, es sei gut für beide, wenn die Bekanntschaft rechtzeitig abgebrochen würde. Da nun in seiner Geburtsstadt eine Stelle vacant wurde,

ſo ſpannte er alle Segel auf, die Ernennung Forſtners durchzuſetzen. War er nur erſt hier, dachte er, ſo löſte ſich das Verhältniß mit Chriſtine von ſelbſt, und das ihm wünſchenswerthe knüpfte ſich.

Als Dobler nach der Ueberſiedlung des Collegen das erſte vertraute Geſpräch mit ihm hatte, mußte er ſich freilich überzeugen, daß er ſich getäuſcht. Er hatte mit einiger Deutlichkeit auf den Buſch geklopft, hatte von einer Frau geſprochen, die ſich der angeſtellte hübſche junge Mann unter den ſchönen Mädchen des Orts auswählen könne, und Forſtner war genöthigt geweſen, ihm zu ſagen, daß er ernſtlich verlobt ſei und daß er ſeine Braut bieher berufen habe, um ſich im Frühjahr mit ihr trauen zu laſſen.

Chriſtine kam an, und die Hoffnung des Stadtlehrers, den Freund zu ſeinem Schwager zu machen, ſchien gänzlich geſcheitert. Dobler hatte der Schweſter den Phönix unter den Rieſer Lehrern ſchon vor ſeiner Ankunft gerühmt, ihr ſeinen Plan mitgetheilt, und Wilhelmine war ſehr neugierig geweſen, ihn kennen zu lernen. In der That gewann Forſtner auch gleich bei der erſten Zuſammenkunft ihren vollen Beifall und konnte aus ihrem Benehmen wohl ſchließen, daß unter andern Umſtänden eine Bewerbung von ſeiner Seite hier keine ungünſtige Aufnahme gefunden hätte. Aber ſeine Treue gegen Chriſtine wurde auch in Gedanken nicht erſchüttert. Wilhelmine hatte offenbare Vorzüge der Geſtalt und der Bildung; aber wie artig ſie war und wie zuvorkommend ſie ihn behandelte, ſo ahnte der junge Mann in ihr doch den herrſchenden Geiſt und konnte nicht umhin, eine gewiſſe Scheu vor ihr zu fühlen. Sein Herz und ſeine Phantaſie hingen an der Verlebten; ihr naturfriſches Bild erſchien ihm unvergleichlich poetiſcher, als die Eleganz der Städterin; er blieb bei ſeiner erſten ernſtlichen Neigung und hielt ſein Wort.

Dobler und Wilhelmine bewerkſtelligten einen anſtändigen Rückzug. Sie, von ihren Vorzügen durchdrungen, konnte nicht alle Hoffnung aufgeben, und freute ſich zu hören, daß Forſtner ſeinen Dorfſchatz erſt noch [illegible] wolle, bevor er Hochzeit machte. Ehe ſo Eine gebildet wurde, konnte gar manches geſchehen. Der ſonſt ſo verſtändige Mann werde Vergleichungen anſtellen und Augen bekommen für den Unterſchied zwiſchen ihr und einer Bäuerin, und dann werde ſich

zeigen, wer den Platz behaupte. Natürlich fühlte sie durch die Zurückhaltung Forstners auch ihren weiblichen Stolz gekränkt und ihre Ehre herausgefordert. Das Versagte reizte sie und ihr Wohlgefallen an ihm steigerte sich zum leidenschaftlichen Wunsch, ihn zu erobern. Sie war indeß klug genug, ihre Gefühle zu verbergen, zu warten und ihre Zeit zu ersehen.

Als sie durch Mamsell Adelheid gelegentlich hörte, wie plump Christine im französischen Kleid aussehe und wie ungeschickt sie sich zu aller feineren Arbeit anlasse, hatte sie die erste freudige Empfindung. Eine süße Hoffnung schwellte ihr Herz. „Er wird mir kommen!“ rief sie, als sie allein war, mit der Zuversicht des Stolzes. Und auch sie rechtfertigte ihren Plan und ihr Verhalten durch die Annahme, es sei für das Bauernmädchen viel besser, wenn sie wieder in ihr Dorf zurückginge und das Weib eines Bauern würde.

Wenn Forstner in ihr Haus kam, zeigten Bruder und Schwester, die sich mit einander verständigt hatten, nur freundschaftliche Theilnahme an ihm und seinem Verhältniß. Man erkundigte sich, wie Christine sich in der Stadt gefalle; man begriff, daß er sie jetzt noch nicht unter die Leute bringen wolle, man fragte nach ihren Fortschritten u. s. w. Als der Lehrer, zutraulicher gemacht, sich über die Langsamkeit beklagte, womit die Schülerin lernte, und über die sonderbaren Antworten, die er von ihr zuweilen erhalte, tröstete man ihn. Das sei begreiflich, würde bei jeder andern auch der Fall sein, und er solle darum den Muth nicht verlieren; zuletzt werde alles auf einmal kommen. War er über Christine betrübt, ja konnte er einen ernstlichen Unmuth nicht verbergen, dann ließ man ihn wohl auch reden und hörte mit bedauerndem Antheil zu. Man bot alle Freundlichkeit und Herzlichkeit auf, ihn zu beruhigen, und man entfaltete alle geselligen Talente, ihn zu entschädigen. Er sollte nicht anders können, er sollte sich genöthigt sehen, Vergleichungen anzustellen, die zu Gunsten der Prätendentin ausfallen mußten.

Die Folge war, daß Forstner, so oft er Verdruß empfand und Trost bedurfte, das Haus der Freundschaft aufsuchte. Die Scheu vor Wilhelmine hatte sich verloren; denn er mußte sich ja überzeugen,

daß sie nur sein Bestes wollte und wahrer Anhänglichkeit fähig war. Der Umgang mit ihr und Dobler wurde ihm Bedürfniß.

Er war der Gefährlichen schon sehr nahe gekommen. Er hatte in der That und wiederholt Vergleichungen angestellt; er hatte sich gesagt, daß die gebildete Städterin doch in jeder Hinsicht besser für ihn passen würde — und das Verhältniß zu Christine war ihm eine Fessel geworden, die ihn beengte und drückte. Da kam, durch Vetter Kabl eingeleitet, nach dem letzten Streit mit der Verlobten die Versöhnung; es kamen die Feiertage und die wechselseitige Beschenkung; es kam der Besuch und das Mittagsmahl, wo man insgesammt wieder Ein Herz und Eine Seele wurde.

Als er nun aber in Folge erneuerter vergeblicher Versuche mit Christine dazu gekommen war, auf ihre Ausbildung, wie er sie sich erst gedacht hatte, zu resigniren, machte er eine eigene Erfahrung, eine Erfahrung, die Kennern des menschlichen Herzens nichts neues ist und die, wie er einmal war, in seine Beziehungen überhaupt eine Veränderung bringen mußte. Das stärkste Band, das uns an eine werthe Person knüpft, ist die Hoffnung, sie werde die Herzenswünsche, die wir für sie und für uns hegen, erfüllen und dem Bild entsprechen, das wir im Geist ihr vorhalten. Zaudert sie dieß zu thun, und glauben wir uns getäuscht, dann wird an die Stelle der entflohenen Hoffnung zunächst die Beschämung, der Unmuth und der erzürnte Vorwurf treten. Aber der Unmuth ist immer noch ein Band, das uns an die Erkorene fesselt. Immer ist unser Blick auf sie gerichtet; sie wollen wir strafen, sie wollen wir bessern, sie wollen wir zwingen, unserem Willen sich zu fügen, und wir haben kein Auge für andere. Endet aber der Unmuth in Entsagung, dann droht der Existenz des Verhältnisses selber Gefahr. Wir sind nicht mehr beschäftigt, weder durch Hoffnung und Freude, noch durch Verdruß und Schmerz, und es ist Raum geworden für die Gleichgültigkeit.

Eine ähnliche Erfahrung war es, die unser Lehrer machte. Eben in der Resignation wurde er frei gegen die Verlobte, seine Augen wurden aufgethan für die Vorzüge der Freundin, und die Wagschale neigte sich wieder und viel stärker zu ihren Gunsten.

Forstner hatte jedoch nur auf Eines resignirt bei Christine: auf

ihre Geistesbildung. Die Hoffnung, daß sie das Benehmen lernen werde, mit dem sie in der Stadt als seine Frau durchkommen könnte, hatte er noch nicht aufgegeben. Und wenn seine Neigung zu ihr gesunken war, so bestand doch noch das Wort, das er ihr gegeben und das er sich nicht zu brechen getraute. Er faßte sich kurz und entwarf einen andern Plan. Er wollte nicht zuerst ihren Geist bilden und das feinere Benehmen als natürliche Folge davon erwarten: er wollte nun praktischer verfahren und sie in bessere Gesellschaft bringen, damit sie zunächst das Leichtere lerne. Stellte sie sich am Anfang auch ungeschickt, mit der Zeit lernte sie doch die nöthigen Formen, und es erfüllte sich ihm wenigstens Eine Hoffnung.

Nachdem er dieß beschlossen hatte, war auf die Frage: wohin zuerst? bald geantwortet. Welches Haus lag ihm zu jenem Zweck näher, als das seines Collegen? Von wem konnte die [illegible] lernen als von Wilhelmine? Hatte die Mamsell (in je sich auch die Schwester des Stadtlehrers noch mit di gnügen) doch zwei Jahre bei Verwandten in Nürnbe[illegible] war seit ihrer Zurückkunft eine Zierde der bürgerlichen „Erheiterung" ihrer Stadt! — Christine konnte nun zeigen, ob sie für ihn auch etwas zu thun im Stande sei, und ob sie sich mindestens das Nothdürftigste anzueignen vermöge. Sie mußte ihm gehorchen. Ihr alles zu erlassen, ihr alles nachzusehen, das war nicht von ihm zu verlangen.

Er fragte bei Dobler an, ob er die Verlobte bringen dürfe, ob er Mamsell Wilhelmine nicht damit belästige? „Im Gegentheil," erwiederte diese, „Sie machen mir die größte Freude." — Und das war ganz richtig. Sie empfand die größte Freude, sich neben dem Dorfmädchen sehen zu lassen, ihre Ueberlegenheit beweisen und sie vor dem Bräutigam tief in Schatten stellen zu können.

Als dieser die Braut aufforderte, mit ihm einen Besuch bei seinem Collegen zu machen, fand er zuerst entschiedenen Widerstand. Fühlte sie überhaupt eine Scheu, zu „fremden Leuten" zu gehen, so war ihr der Gedanke, gerade mit diesen anzufangen, besonders fatal. Wilhelmine hatte schon von weitem einen unangenehmen Eindruck auf sie gemacht. Sie hatte von den häufigen Besuchen Forstners in ihr Hause gehört, und wenn sie nach den letzten Erfahrungen nicht

seiner Treue zweifelte, so mußte sie doch in ihr eine Nebenbuhlerin argwöhnen. Der Ruf der Feinheit und Geschicklichkeit, den die Mamsell sich erworben, flößte ihr Furcht ein, und sie hatte eine sehr demüthige instinktmäßige Ahnung von ihrer Gesinnung in Bezug auf sie. Der Verlobte redete ihr aber zu, er unterstützte seine Gründe mit einer ernsten Willenserklärung; sie wußte ihm zuletzt nichts mehr zu entgegnen und sagte mit Ergebung: „Nun meinetwegen!“ — Zu ihrer Einwilligung hatte doch auch die Neugierde beigetragen, diese Wilhelmine näher kennen zu lernen und den Bräutigam bei ihr zu sehen.

An einem Sonntag Abend fand der Besuch statt und verlief ungefähr so, wie Christine gefürchtet. Wilhelmine war beim Empfang seelenvergnügt, das Gefühl der Ueberlegenheit strahlte ordentlich aus ihrem Gesicht; aber sie nahm sich zusammen und milderte es zu einer herablassenden Freundlichkeit, die freilich für den damit Begnadeten auch gerade nichts Schmeichelhaftes hat. Christine trat befangen und gezwungen auf, und der Ausdruck in dem Gesicht der Mamsell, den sie wohl verstand, machte sie confus. Man setzte sich, und Wilhelmine begann die Unterhaltung mit allerlei Erkundigungen. Sie fragte das Dorfmädchen aus, wie man ein Kind ausfragt, und belächelte ähnlich ihre naiv klingenden Antworten. Christine sah gleich, wie sie mit ihr daran war; sie erkannte in ihr eine Art Aeltheid, die zwar feiner, aber im Grunde ihres Herzens viel schlimmer sei als die Stickelbrerin. Gewissermaßen Hülfe suchend richtete sie ihre Augen auf den Verlobten. Dieser stand ihr auch bei und antwortete für sie; aber er that ihr's viel zu höflich und versäumte die Gelegenheit, der vornehmen Person bei ihren unnützen Fragen etwas hinauszugeben. Sie bemerkte überhaupt zwischen beiden einen vertrauten Ton, der ihr nicht gefallen wollte, und überdieß in den Reden ihres Bräutigams gegen die Mamsell einen Respekt, der für sie etwas Kränkendes hatte, weil er im Gespräch mit ihr nicht zum Vorschein kam. Es wurde ihr sehr unbehaglich zu Muthe und sie war froh, als Wilhelmine sich zum Klavier setzte und die Unterhaltung, so weit sich Gelegenheit dazu bot, dem Bruder überließ, der ihre Rolle in milderen Formen, und wir können sagen auch mit mehr Gutmüthigkeit fortsetzte. Die Wirthin spielte und sang; sie that beides gut, und Christine

freute sich endlich daran und lobte sie aufrichtig, obwohl die Lieder selbst ihr nicht so schön vorkamen, wie die, welche man in ihrem Dorfe sang. Die Musik löste ihre Seele dennoch und sie fing an sich wohler zu fühlen. Als aber Forstner ein neues Lied der Sängerin bellatschte und ihren Vortrag mit großer Wärme für ganz vortrefflich erklärte, da fühlte sie sich wieder getrübt und gedrückt und war durch nichts mehr zu erheitern. Beim Abschied reichte Wilhelmine der Stadtnovize die Hand und erklärte mit lächelndem Wohlwollen, es würde ihr sehr angenehm sein, wenn sie ihr recht oft die Ehre geben wollte. Christine fühlte den Spott, der sich das Wohlwollen als Maske vorgenommen hatte, sagte aber doch den schicklichen Dank, und athmete tief auf, als sie mit Forstner auf der Straße war.

Auf dem Heimweg fragte sie dieser, wie es ihr gefallen habe. Sie erwiederte: „Ich muß dir aufrichtig sagen, mir hat's nicht gefallen." — „Und warum nicht?" — „Ich passe nicht für solche Leute und komme nur in Verlegenheit bei ihnen." — „Das wird sich geben," bemerkte der Bräutigam tröstend, „und dann wirst du den Umgang mit gebildeten Frauenzimmern angenehm finden." — „Das mag sein; aber dann müssen die gebildeten Frauenzimmer besser sein, als diese Wilhelmine." — „Wie so? Ist sie unhöflich gegen dich gewesen?" — „Das nicht, aber sie hat gegen mich ein Wesen angenommen, wie eine gnädige Frau, und das ist sie doch noch lange nicht. Ich hab' auch wohl gemerkt, daß sie mich ausgelacht hat." — „Warum nicht gar!" rief Forstner dagegen. „Nun ja, ein paar von deinen Antworten sind freilich von der Art gewesen, daß so Eine sie curios finden mußte. Aber das muß man sich gefallen lassen, sonst lernt man nichts. Und wenn sie lacht, so lache du wieder!" — „Das kann ich nicht," erwiederte Christine. „Ich seh' schon, bei der da wird's mir nie wohl zu Muthe werden." — Forstner kam in Eifer. „Das ist wieder kindisch!" rief er mit strafendem Ton. „Ich sage dir, gerade die ist das Muster, das du vor Augen haben mußt, wenn du das rechte Benehmen lernen sollst! Du mußt zu ihr gehen, und wenn es dir zehnmal nicht wohl bei ihr zu Muthe wird. Umsonst hat man nichts in dieser Welt und ohne Mühe und Anstrengung kommt niemand vorwärts."

Sonderbare Empfindung, auf der sich unser Lehrer an diesem Abend ertappt hatte! Die Verwirrung, das Ungeschick, die naiven Antworten, durch welche die Braut einigemal in der That komisch wurde, beschämten ihn nicht so, wie sie es früher gethan hätten. Er gönnte ihr den Spott, der ihm begreiflicherweise nicht entgangen war, als gerechte Strafe für ihre Mängel. Mußte er doch auch die Folgen einer Verpflichtung tragen, die er einmal eingegangen hatte, und zum bösen Spiel gute Miene machen!

Nach Verfluß einer Woche forderte er Christine mit einer Art von Genugthuung auf, den Besuch bei Dobler zu wiederholen. Er hatte fest beschlossen, sie nicht zu schonen. Sie mußte entweder etwas prostituren oder den verdienten Spott hinnehmen. Zog sie sich ihn zu, so war er ihr auch gesund, und es war Schwäche, ihr ihn ersparen zu wollen. — Als Christine zagend erwiederte, sie thue es ungern, re[illegible]ungern, kam wieder eine Reihe von Gründen zum Vorschein, denen zu widerstehen sie keine Macht hatte. Sie ging mit, wie das Opfer zur Schlachtbank.

Wilhelmine war diesen Abend in bester Laune. Sie hatte den Verlobten ausgeholt und glaubte annehmen zu dürfen, daß er im Innersten seines Herzens wünschte, das Verhältniß mit Christine aufgelöst zu sehen. Als diese nun mit ihm ankam und in ihrem ganzen Wesen ihre Stimmung offenbarte, zeigte sich auf dem Antlitz der Sicheren jene Heiterkeit, welche demüthigen soll, und mit dieser Absicht wahrhaft beleidigt. Die Reden waren dagegen um so freundlicher und schmeichelhafter, und die gute Christine war gezwungen, dankende Antworten darauf zu geben, die ihr nicht von Herzen gingen und ihr durchaus nicht zu Gesichte standen. Forstner konnte nicht umhin, bei diesen Erwiederungen zu lächeln; er sah Wilhelmine an und ihre Blicke tauschten ihre Gedanken aus. Christine sah diese Blicke, ahnte ihre Bedeutung, und setzte sich, einen Pfeil im Herzen, zur Gesellschaft.

Außer der Familie Dobler waren noch zwei Freundinnen Wilhelmines da, gleich ihr belesen, und namentlich bewandert in der städtischen Leihbibliothek. Man fragte sich, wie eines und das andere der neueren Bücher gefallen habe, man lobte und tadelte, und es

entwickelte sich ein Gespräch, das gerade nicht von Geist übersprudelte und keineswegs mit gerechten und feinen Urtheilen geziert, aber vielleicht eben darum für unser Dorfkind zu hoch war. Die Gute blickte stumm für sich hin und horchte in der Hoffnung, daß man zuletzt doch auf etwas kommen müsse, wo sie auch mitreden könne. Endlich leuchtete ihr ein Ausspruch im Allgemeinen ein: sie glaubte zeigen zu müssen, daß sie ihn verstanden habe, und nickte beistimmend. Wilhelmine, die gebotene Gelegenheit ergreifend, fragte: „Haben Sie die Erzählung auch gelesen, Jungfer Christine?“ Diese mußte mit Nein antworten, und um sich zu entschuldigen, fügte sie hinzu, daß sie zum Lesen immer noch nicht recht kommen könne. — „Was thun Sie denn aber den ganzen Tag?“ fragte die Gebildete. Christine erwiederte: „Ich lerne — ich nähe, stricke, ich siede und beize kochen.“ — „Das Nähen und Stricken,“ warf die andere hin, „ist Ihnen wohl lieber als das Lesen?“ — „Ich kann's nicht leugnen,“ war die ehrliche Antwort. „Was man von Jugend auf getrieben hat, was man versteht und was einem leicht geht, das thut man gern.“ — „Nun,“ versetzte Wilhelmine lächelnd, „da würden Sie wohl auch lieber Korn schneiden und dreschen als lesen?“ Ein spöttisches Vergnügen belebte bei dieser Frage die Gesichter der Freundinnen. Christine fühlte die Absicht derselben, die Galle stieg ihr auf und sie entgegnete: „Warum nicht? Das Dreschen ist zwar eine grobe Arbeit und verträgt sich nicht recht mit feiner Lebensart; aber das Lesen, scheint's, macht auch nicht immer fein und höflich.“ — Damit hatte die Gebildete auch ihren Hieb. Sie schwieg und lächelte. Es war aber nicht mehr das überlegene, sondern das ausbeißende Lächeln, das den Mangel einer treffenden Erwiederung decken soll, bis die Gelegenheit zur Rache kommt.

Zunächst lenkte sie das Gespräch auf einen andern Gegenstand, wobei sie zu ihrem Vortheil erscheinen mußte und Christine zum Schweigen verurtheilt war. Sie sprach von Nürnberg und erzählte, was sie dort gesehen und welche Bekanntschaften sie gemacht. Der edle Gegenstand machte auch das Herz des gereizten Frauenzimmers wärmer und honetter; sie rühmte die Schönheit der Stadt, die Gastlichkeit und die Geselligkeit der Bewohner so gut, daß Christine im

Verlauf der Erzählung ihren Groll vergaß und ihr mit Vergnügen zuhörte. Forstner und der Bruder, welche die Perle der vaterländischen Städte kannten und liebten, gaben ihre Bemerkungen dazu, und die Spannung löste sich in allgemeine Vertraulichkeit.

Christine gehörte zu den Naturen, die verzeihen können, wenn sie in denen, die sie verletzt haben, nur auch wieder etwas Gutes sehen. Sie setzte sich zu Wilhelmine, lobte sie und suchte dadurch ihren Stich von vorhin wieder auszugleichen — das arme Kind! Wilhelmine nahm die Anerkennung als etwas auf, das ihr gebühre, und schritt, nur ihre Erhöhung im Auge, zur Entfaltung eines neuen Vorzugs. Sie hatte mit Forstner in den letzten Tagen ein vierhändiges Stück eingeübt, besonders gefällige und reizende Musik. Von ihren Freundinnen gebeten, etwas zu spielen, forderte sie den Lehrer auf, und beide setzten sich an's Clavier. Das Spiel ging vortrefflich zusammen und die Zuhörer waren bald voll Bewunderung. Christine war aufgestanden und näher getreten. Sie sah die beiden, wie sie Ein Herz und Eine Seele waren und zusammen paßten, als ob sie für einander geschaffen wären. In ihre Bewunderung mischte sich ein demüthigendes, niederschlagendes Gefühl: sie erkannte, daß ihr gerade das fehlte, was an Wilhelmine zu Forstner so besonders paßte. Nachdem ein brillanter Schluß den musikalischen Vortrag gekrönt hatte, brach die Gesellschaft in den lautesten Beifall aus. Die beiden dankten, sahen sich in's Auge und lächelten sich an, zufrieden und glücklich. Eifersucht — zum erstenmal helle, klare Eifersucht loderte in dem Herzen der Verlobten auf. Eine peinliche Empfindung lastete auf ihr, zum geringsten Theil auf Neid, zum größten auf der klaren Anschauung eigenen Unvermögens und Unwerthes beruhend. In ihrem Herzen fing es wieder an zu gähren und zu beben; aber sie bezwang sich, wie viel es sie auch kostete, trat mit Fleiß zu der Gefeierten und sprach ihren Dank und ihre Bewunderung auf ihre Art aus. Es sei doch wahrhaftig zum Erstaunen, wie schön sie's könne und mit welcher Geschwindigkeit! Sie begreife nicht, wie man so schnelle Finger bekommen und ein so langes Stück spielen könne, ohne einen Fehler zu machen. Wilhelmine erwiederte: das lerne sich durch Uebung; man müsse sich eben recht dran halten, dann gehe sich alles.

In dem Uebermuth, den der Beifall in ihr angeregt, in der Erinnerung an die kleine Schlappe, die sie von dem Dorfmädchen erlitten hatte, fuhr der böse Geist in ihr Herz. Sie suchte ihren sanftesten Ton, gab ihrem Gesicht den mütterlichsten Ausdruck und sagte: „Sie müssen das auch lernen, liebe Christine. Wenn man einen so geschickten Musiker zum Bräutigam hat, wie Sie, darf man die Gelegenheit nicht versäumen, sich in die Kunst einweihen zu lassen.“ — „O,“ rief Christine, „das würde nicht gehen!“ Die Mamsell hatte unterdessen ihre Hand ergriffen, welche die ländliche Derbheit immer noch bedeutend zur Schau trug, und betrachtete sie und drehte sie hin und her. „Die Finger,“ sagte sie mit anmuthigem Kopfwiegen, „sind freilich noch etwas zu stark und zu schwer, sie verrathen noch zu sehr die Arbeit mit der Sichel und der Heugabel und würden vorläufig zum Klavierspiel noch nicht ganz geschickt sein. Aber man muß an nichts verzweifeln, mit der Zeit ändert sich alles, und auch diese Glieder können noch leicht und gelenkig werden.“ Die Gesichter der Freundinnen zeigten bei vielen Worten zugleich Schadenfreude und Spannung — die Hand der Verhöhnten zuckte. Wie gern hätte sie der boshaften Person gezeigt, daß ihre Finger, wenn auch nicht zum Klavierspiel, doch zur Ertheilung einer wohlverdienten, tüchtigen Ohrfeige ganz vortrefflich paßten! Aber sie mußte sie ruhig zurückziehen und sich alle Mühe geben, ihre Gekränktheit sich nicht anmerken zu lassen. Ihren Unmuth hinunterschluckend erwiederte sie aber: „Meine Finger sind eben wie sie sind, und wenn sie nicht zum Klavierspielen passen, so ist das mein geringster Kummer. Ich bekomme einen Mann und eine Haushaltung und werde nicht nöthig haben, mir mit Singen und Spielen die Zeit zu vertreiben.“ — Das war auch nicht ganz übel. Forstner, der bei der Berührung der Hand, die noch immer seinen Verlobungsring trug, eine entschieden mißbilligende Miene gezeigt hatte, ergötzte sich an der Neckik und die Freundinnen der Getroffenen dachten im Stillen: da sieht mir die Bäuerin! Wilhelmine aber hielt aus und sagte lächelnd: „Das ist freilich wahr!“ Bei sich aber dachte sie: wir wollen sehen, du Rieser Gänschen! — College Dobler begann einen andern Discurs, der das Vorgefallene

in Vergessenheit zu bringen bestimmt war, und man trennte sich unter höflichen Redensarten.

Die Verlobten legten den Weg zu Kahl schweigend zurück, da beide keinen Beruf in sich spürten, die Erlebnisse des Abends zu besprechen. Christine hatte sich überzeugt, daß die Mamsell darauf ausgehe, sie vor ihrem Bräutigam zu beschämen und zu beschimpfen; sie nahm sich vor, nie wieder in ihr Haus zu gehen. Wie es mit ihr und ihm stehe, das wollte sie doch erfahren und dann sehen, was zu thun sei. — Forstner hatte das Haus mit einer sehr gemischten Empfindung verlassen. Die Absicht Wilhelminens war deutlich genug. Obwohl nun ihr heutiges Betragen gegen seine Braut ihn wirklich verletzt hatte, so lag in dem letzten Entzweck, ihm besser gefallen zu wollen als diese, für ihn doch immer noch etwas, das einen mildernden Schein auf ihr Benehmen warf und keine rechte Entrüstung in ihm aufkommen ließ. Er faßte den Entschluß, zu ihr zu gehen, ihr die unpassende Art, Christine zu necken, vorzuhalten und sich die gehörige Rücksicht für sie auszubitten.

Gleich am andern Tag führte er seinen Vorsatz aus. Als man an der Einleitung sah, wohin er wollte, ließ man ihn gar nicht ausreden. Die Mamsell hatte sehr wohl gefühlt, daß sie zu weit gegangen war, und der Bruder hatte ihr zu Gemüthe geführt, daß das nicht die Art wäre, seinen Collegen zu gewinnen. Der Verstand hatte über das gereizte Gefühl gesiegt, und die Gewandte fiel nun dem Freund mit zerknirschter Miene ins Wort: „Ich habe sehr gefehlt — es ist wahr und ich weiß es! Sie selber können mich nicht schärfer anklagen, als ich es schon gethan habe. Ich hab' einen Scherz machen wollen, aber ohne daß ich bedachte, was ich that, hab' ich Dinge gesagt, die ihrer lieben Braut weh thun mußten. Verzeihen Sie mir! Ich hab' es geküßt, und es soll nie wieder geschehen!"

Damit war Forstner entwaffnet. Er erwiederte: „Wenn Sie so denken, dann ist's um so besser; und ich will Ihnen nicht verbergen, daß Sie mir damit eine Freude machen. Wohin sollt' ich Christine bringen und wo sollte sie die rechte Art lernen und den gehörigen Muth in der Unterhaltung, wenn nicht in diesem Hause?" — „Nun," sagte Wilhelmine mit halbem Lächeln, „an Muth und auch an Gei-

stesgegenwart fehlt es ihr gerade nicht. Haben Sie gesehen, wie sie mir gestern geantwortet hat? Sie hat mich fühlen lassen, daß ich nicht so glücklich bin wie sie!" — Forstner verwirrte sich einigermaßen und sagte um so rascher: „Ich werde also nächstens wieder mit ihr kommen, und danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit."

Ein paar Tage darauf gewann es die Schwester des Stadtlehrers über sich, der Verlobten einen Besuch abzustatten. Christine war zufällig nicht zu Hause. Als sie später davon hörte, sagte sie ruhig: „Se, die ist dagewesen? Sie wird nimmer kommen, schätz' ich." Die Base sah das Mädchen verwundert an, machte dann aber ein Gesicht, als ob sie den Sinn ihrer Worte begriffe.

Wieder ein paar Tage und Forstner kam zu Christine und sagte: „Heute ist Gesellschaft bei Dobler und wir sind eingeladen. Halte dich bereit. Nach sechs Uhr komm ich und hole dich ab." — Christine erwiederte: „Ich geh' nicht hin." — „Wie soll ich das verstehen?" entgegnete der Verlobte. „Willst du gar nicht mehr" — — „Allerdings," rief Christine, indem eine leichte Röthe ihr Gesicht überzog — „ich will gar nicht mehr in dieses Haus gehen!" — „Und warum nicht?" — „Weil ich zu gut dazu bin, um mich von einer boshaften Person aufziehen und verspotten zu lassen." — „Du nimmst den kleinen Spaß, den Wilhelmine sich gemacht hat, viel zu ernsthaft. Ueberdies bereut sie ihn und wird dir von jetzt an alle Ehre anthun, die du erwarten kannst." — „Ich glaub's nicht." — „Sie hat mir's selber gesagt." — „Das mag sein, aber ich glaub's doch nicht. Die mag sich vornehmen und versprechen was sie will, sie wirds doch nicht halten und es bei nächster Gelegenheit ärger machen als vorher. Aber dafür thu' ich ihr!"

Dem Verlobten stieg nun gleichfalls das Blut ins Gesicht. „Wenn du so denkst," rief er in seinem Hofmeisterton, „dann wirst du niemals die Manieren lernen, niemals die Bildung, die" — Aber das Mädchen fiel ihm in gerechter Entrüstung in die Rede: „Geh mir doch mit deiner Bildung! Wenn das Bildung ist, Leute, die einen besuchen, so zu behandeln, wie diese Mamsell mich behandelt hat, dann will ich lieber ungebildet sein und bleiben mein Leben lang.

Wenn die Bildung die Leute nicht besser macht und aufrichtiger, dann geb' ich keinen Pfifferling um sie!"

Forstner schwieg; er war von der ungewohnten Entschlossenheit und Heftigkeit betroffen. Endlich sagte er: „Du bist empfindlich und machst aus einer Mücke einen Elephanten!" — Christine sagte: „Ich mach mir nichts aus den Dingen, die geschehen sind; aber ich mach' mir alles aus der Person, die mir's gethan hat. Die ist falsch gegen mich und wirds bleiben, und mit ihr will ich nichts mehr zu thun haben." — „Du irrst dich," erwiederte Forstner nochmal im Ton der Ueberredung. „Sei klug, geh heute noch mit hin und überzeuge dich selbst, daß du Unrecht hast." — „Nie!" versetzte Christine mit dem Ausdruck eines unerschütterlichen Gefühls; „zu der geh' ich nie mehr, um keinen Preis der Welt!" — „Aber ich bitte dich" — — „Ich will nicht und ich mag nicht. Du kannst mich hinführen, wohin du willst, und ich will's nirgends genau nehmen; ich will mir etwas gefallen lassen und Geduld haben — ich bin gar kein solches Christkindle, wie du meinst, und kann auch etwas aushalten; aber von Der laß ich mir nichts gefallen, von Der will ich auch nichts lernen, und damit gut für heut."

Forstner war verstummt. Der eigentliche Grund der Weigerung seiner Verlobten war ihm klar. Er fühlte, was dafür sprach, er begriff sie, und widersprechende Gefühle stritten in ihm. Aber der Verdruß, sie wider alles Erwarten gegen seinen ausgesprochenen Willen unbeugsam zu finden, überwog zuletzt doch. Er sagte: „Nun, wenn du so eigensinnig bist und alles Reden nicht hilft, so bleib zu Hause!" — „Das will ich thun," erwiederte Christine ruhig. „Und du geh hin zu der gebildeten Mamsell und unterhalte dich dich gut." — „Das will ich auch thun," antwortete er und verließ die Stube.

Es giebt eine Schickung in der Welt, die in das Leben der Menschen eine gewisse Methode bringt. Ueber den Grund und die mitwirkenden Ursachen kann man streiten, über die Thatsache schwerlich. Das Geschick unseres Landmädchens war es, in einer Stadt und unter einem Menschenschlag, wie es so viele gutmüthige, ehrenhafte, fröhliche und freundliche Leute giebt, nur solche näher kennen zu lernen, die sie verletzten und ihr das Leben daselbst verleideten. Sie war

nun beinahe vier Monate in der Stadt, und nicht ihre Hoffnungen, nur ihre Befürchtungen waren in Erfüllung gegangen. Doch auch für sie sollte ein Tag der Entscheidung kommen.

Forstner hatte sich an jenem Abend geradeswegs zu Dobler begeben, um dort, wo nicht Aufheiterung, doch Zerstreuung zu finden. Das Band, das ihn an Christine knüpfte, beruhte nur noch in dem Versprechen, das er ihr gegeben und in einer Mischung von Gewissenhaftigkeit und Zaghaftigkeit, es zu brechen. Die Liebe und die auf sie gegründete Achtung waren aus seinem Herzen entflohen; die Hoffnung auf eine Aenderung war aufgegeben. In der Klemme, in der er sich befand, konnte er einer theilnehmenden Erkundigung von Seiten Wilhelminens nicht widerstehen; er erzählte den Auftritt mit der Verlobten und machte seinem Herzen in Klagen Luft. Das Herz der Bewerberin klopfte; aber sie hielt ihre Empfindung stark zurück und war so klug, mit bedauernder Miene Trost und freundschaftlichen Rath zu ertheilen. „Zwingen Sie das gute Kind nicht, zu uns zu kommen," sagte sie mit sanfter Stimme, „und haben Sie Geduld mit ihr. Wenn man von Kindheit an auf dem Land gelebt und sich an seine Manieren gewöhnt hat, da fällt's einem schwer, sich in andere zu finden. Lassen Sie ihr Zeit dazu." Forstner seufzte. „Ich will Geduld haben, ich muß es, denn es ist das Einzige, was mir übrig bleibt. Ich hab' mich mit ihr versprochen, sie ist meine Braut — ich muß sie nehmen, wie sie ist." — Für Wilhelmine hatte diese Erklärung viel mehr Ermuthigendes als Niederschlagendes. Sie erwartete neue, heftigere Auftritte zwischen den Verlobten, und in Folge davon die Auflösung des Verhältnisses.

Zunächst kam es doch weder zu dem Einen, noch zu dem Andern. Forstner hatte eben in der Resignation, die sich nun auf alle seine früheren Erwartungen ausdehnte, wieder die Ruhe gefunden, seinen Unterricht und seine Unterhaltung mit Christine, äußerlich und obenhin, fortzusetzen. Er that es, weil er angefangen hatte, weil die Zeit ausgefüllt werden mußte; einen innern Grund gab es nicht mehr. Es waren graue, leere Tage der Unentschiedenheit, des Hinwartens, des Gehenlassens. In der Verlobten der stille Trotz, in Forstner die Gleichgültigkeit. Nur selten und nur auf Momente thauten die Her-

zen ein wenig auf. Wenn er ihr aber dann auch die Hand reichte, so fühlte sie doch nicht mehr den Druck der Liebe, und wenn er ihr zum Abschied einen Kuß gab, so war es eben eine Ceremonie, ohne wahres Verlangen ertheilt, ohne Glauben empfangen.

Dieser Stand der Dinge konnte den Hausgenossen und Bekannten des Mädchens natürlich kein Geheimniß bleiben. Man zeigte bedenkliche Mienen, man schüttelte den Kopf, und auch die Magd Susanne und Mamsell Adelheid konnten sich nicht enthalten, zuweilen mit Blicken wirklichen Bedauerns auf sie zu sehen. Man erfuhr, daß der Lehrer immer häufiger zu Dobler komme; man sah Wilhelmine vergnügt und stolz über die Straße gehen, wie Eine, die ihrer Sache gewiß ist, und man erwartete nicht anders, als daß es in kurzem heißen werde: der Herr Forstner hat dem Bauernmädchen abgeschrieben.

Daß diese nach und nach zur Ueberzeugung gewordene Ansicht im Gespräch mit Christine durchschimmerte, und die Andeutungen, die man gab, nicht so fein waren, um nicht verstanden werden zu können, begreift sich. Die Base hielt es für ihre Pflicht, noch weiter zu gehen und ihrer Verwandten geradezu mitzutheilen, was man in der Stadt über Forstner und sein Verhältniß zu Wilhelmine sagte. Christine sah sie einen Moment an: dann erwiederte sie: „Ich kann es nicht glauben. So schlecht handelt er nicht an mir!“ — Sobald sie aber von der Tagesarbeit frei war, suchte sie die Einsamkeit ihrer Stube auf. Sie dachte über die Möglichkeit nach, daß es wirklich aus sein könne zwischen ihr und ihrem Bräutigam — aus für alle Zeit. Wird er es thun? wird er sein Wort brechen? wird er mich — — Der Gedanke, verschmäht und verlassen zu werden, trat zum ersten mal in vollster Bestimmtheit vor ihre Seele. Und so sehr sie durch Alles, was sie bisher erfahren, darauf hätte vorbereitet sein müssen, sie empfand nun doch alle Pein und alle Bitterkeit desselben.

In jenem schönen Winter, in welchem sie die Bekanntschaft des Lehrers gemacht hatte, war sie von seiner Liebenswürdigkeit in Wahrheit bezaubert und seiner Bewerbung zuletzt in leidenschaftlichem Verlangen entgegengekommen. Sie war an die Vorstellung gewöhnt, ihm zu gehören und ihm treu sein zu müssen und ihre Liebe hatte alle

Anfechtungen bestanden, die sie in den letzten Monaten erfahren. Als sie nun in ihrer einsamen Erwägung zu dem Schlusse kam: ja, er bricht sein Wort, er verläßt dich, er nimmt sie — da flammte mit dem Schmerz auch all ihre Liebe und Leidenschaft wieder auf. Sie fühlte ein glühendes Verlangen, ihn wieder zu gewinnen, ihn zu halten, und sie fragte sich mit angstvoller Seele, wie sie's anfangen solle, das Unglück und die Schande abzuwenden, die ihr drohten. Sie wollte Alles thun, was in ihren Kräften stand, sie wollte lernen, wollte in Gesellschaft gehen, wollte sich Tadel und Spott gefallen lassen. Sie wollte dem Bräutigam ihre Schuld bekennen, wollte ihn bitten, sie auf die Probe zu stellen und ihr das Schwerste aufzugeben. — Wie sehr sie sich aber zu Allem bereit fühlte und welche Wirkung sie sich von ihren Anerbietungen auf ihn versprach — es wollte kein Vertrauen in ihr Herz kommen. Mitten in der Selbstermuthigung rief es in ihr: er liebt dich nicht mehr — er schätzt dich nicht mehr — du bist ihm nicht mehr gut genug! — Sie sah vor sich hin und athmete hörbar. Es war die Bewegung der Angst, vermischt mit dem Gefühl der Ohnmacht, welche die Brust der Verlassenen regelmäßig hob und senkte. Es waren Verzweiflung und Ergebung, die ihr Herz erfüllten — Verzweiflung an ihrem Glück, Ergebung in ihr unvermeidliches Elend.

Nach und nach war es dunkel geworden. Die Stille der Nacht wirkte heimlicher auf das verwundete Gemüth, als die Oede des grauen Tages. Die Ergebung wuchs in dem Herzen der Unglücklichen: sie wurde ruhiger, gefaßter. Sie fühlte sich in ihrer dunkeln, einsamen, lautlosen Stube der Welt, die ihr so viel Schmerzen gemacht hatte, entrückt und vor ihren Angriffen gesichert. Ihre Seele wurde frei zu Vorstellungen, die mit ihrem Leide zusammenhingen und traurig waren, aber doch auch etwas Wohlthuendes hatten.

Unwillkürlich summte sie ein Lied, und ein schmerzliches Lächeln ging über ihr Gesicht. Es war eines der schönsten Volkslieder, das ihr in den Sinn kam, ein Lied der Liebe und des Leids, der schlichten Entsagung und der Erhebung zu einer ahnungsvollen Vision. Im Schwabenlande heimisch und verbreitet, hatte es Christine schon in ihrer frühen Jugend gelernt. Da war es freilich nur ein Lied

mehr für sie, das unter andern gesungen wurde; aber schon damals verfehlte es auf einem einsamen Gange oder in der Stille der nächtlich erhellten Stube seines Eindrucks nicht. Jetzt sang sie es mit tiefer Empfindung und jedes Wort hatte Bedeutung für sie:

Jetzt gang i an's Brünnele, trink aber net:
Da such' i mein herztausenda Schatz, find'n aber net.

Da laß i meine Aeugelein rum= umm gehn,
Da seh i mein herztausenda Schatz bei'm Andre stehn.

Und bei'm Andre stehn sehn, ach das thut weh!
Jetzt b'hüt di Gott, herztausender Schatz, seh di nimmermehr!

Jetzt kauf i mir Federn und Dint' und Papier,
Und schreib mei'm herztausenda Schatz einen Abschiedsbrief.

Jetzt leg' i mi nieder auf Heu und auf Stroh,
Da fallen drei Röslein mir in den Schoos.

Und diese drei Röslein sehn blutigrot,
Jetzt weiß i net, lebt mei Schatz oder ist er todt!

Ihre Augen waren feucht geworden bei dem Lied; aber wer sie gesehen, würde doch einen Glanz darin bemerkt haben, der noch etwas anderes ausdrückte als Verlust und Schmerz. Das Gebilde der Poesie hatte seine Wirkung geübt; das Leid war der Bedrängten gegenständlich geworden und ihre Seele hatte eine Macht darüber erlangt, die immer einen gewissen Trost mit sich führt. — Die Trauer verschwindet freilich nicht in einem solchen Falle, sie erhält nur ein milderndes Licht, und das Gemüth wird fähig, ihren Gegenstand ruhiger und wie von einer höheren Sphäre herab anzusehen.

„Und bei'm Andre stehen sehn, ach, das thut weh!" wiederholte sie und setzte hinzu: „Ja, das erfahr' ich nun auch, wie es schon manches erfahren hat!"

Sie versank in Stillschweigen. Sie hatte an ihren guten Vetter gedacht und fühlte nun plötzlich auf's genauste, wie es ihm gewesen und was er gelitten. — Ihre eigene Richterin, nickte sie zu wiederholten Malen traurig ernst mit dem Haupte und sagte: „Du guter Hans — du hast's auch erfahren — und ich bin daran Schuld gewesen! Ich hab' deinem treuen Herzen weh gethan, hab' deine

Lieb' und Freundschaft mit Undank vergolten!" — Sie folgte einem innern Drange, sich vorzustellen, wie es damals gewesen, und wie sie jetzt ihr Leid empfand, sah sie ihr damaliges Unrecht im hellsten Licht und auf eine Weise, daß das Bild davon in ihrem Geiste blieb und nicht wieder ausgelöscht werden konnte. Sie übertrieb ihre Schuld und empfand eine Lust, sich damit zu strafen und zu quälen. „Ja," sagte sie, „ich hab' gewußt, wie du gesinnt warst gegen mich, ich hab' gewußt, daß du der beste Mensch bist von der Welt — eine so treue, grundgute Seele, wie mir keine sonst vorgekommen ist! Du hast an meiner Mutter gehandelt wie ein Sohn, und an mir wie ein Bruder, und wir haben deine Wohlthat angenommen, als hätten wir ein Recht darauf — und zum Lohn dafür hab' ich dich betrogen und an der Nase herumgeführt. Du warst mir der Gutgang, wenn kein anderer da war; sobald ein anderer kam, ließ ich dich fahren! Ich hab' damals zu mir gesagt: „Warum redet er nicht? Er ist selber daran Schuld." Aber jetzt erkenn' ich, was das für eine elende Ausrede gewesen ist! Als ob ich nicht gesehen hätte, wie du's mit mir gemeint, als ob ich nicht in dein Herz gesehen hätte und in jedes Winkele davon! Ich hab' gewußt, daß du mich lieber hast als alles in der Welt, und ich hab' dir das Maul gemacht eine Zeitlang, und dann bin ich dir untreu geworden, weil der andere schöner und geschickter und vornehmer war, und weil er besser schwätzen und schmeicheln konnte. Und wenn ich mich dann auch ein wenig geschämt hab', so hab' ich's doch bald wieder vergessen und hab' gethan, als ob nichts vorgefallen wäre. O, ich hab' schlecht gehandelt — schlechter als manche, die in's Zuchthaus gekommen ist! Aber ich hab' meine Straf' auch gekriegt! So hat's mir geben müssen, das hat mir gehört — und ich darf mich nicht beklagen, nein, und ich will mich auch nicht beklagen. Ich würde nur eine neue Sünde begehen, wenn ich's thäte, und ich hab' an denen genug, die ich begangen habe."

Während dieser Anrede, die sie an den guten Vetter und sich selber hielt, waren ihr Thränen in die Augen getreten und herunter gelaufen über ihre Wangen, die Worte begleitend, die ihr vom Munde gingen. Endlich behaupteten sie allein das Recht und flossen reichlich und lange und begossen die Saat einer neuen Erkenntniß.

Das Bauernmädchen hatte den Unterricht eines andern Lehrers empfangen, als der gute Forstner ihr sein konnte. Die wahren Einsichten, die fruchtbar sind und Macht und Gewalt haben, in ein neues Leben zu führen, werden dem Menschen nur durch Schicksale, die er erdulden muß, durch Schmerzen, die über ihn verhängt werden und ihm die Augen öffnen. Das Unrecht, was wir gethan, wird uns dann klar durch das Unrecht, das wir leiden. Haben wir damit aber die Kraft erlangt, uns selber zu richten, dann wird uns eben die Strafe und die Buße zur Staffel, auf der wir hinansteigen können zu einem höheren Leben. Wo nichts ist freilich, da kann auch nichts herauskommen; aber für diejenigen, die, wenn auch unter eiteln und selbstsüchtigen Trieben, den Stoff zur Erhebung in sich bergen, für diese ist die Züchtigung im eigentlichsten Sinn ein Werk der Liebe — das einzige Mittel ihrer Rettung.

In Christine lag ein Keim, der sich der rettenden Hand darbot — ein Keim der Gutmüthigkeit, ein Keim der Fähigkeit, Reue zu fühlen und sich selber das Urtheil zu sprechen. Sie hatte ihr Leid verdient, in Wahrheit verdient; aber jetzt, nachdem sie es getragen, verdiente sie auch seine Hülfe und sein Heil.

Als sie ausgeweint hatte, fühlte sie eine Stille in ihrem Gemüth, die sie vorher nie gekannt, eine Stille nicht blos gedankenlos ruhigen Lebens, sondern vereint mit klarer Anschauung ihres Seelenzustandes. Sie athmete leicht, als ob sie eine Last abgeworfen hätte; ihre Züge waren verwandelt, sie waren lichter und geistiger geworden. Sie war gefaßt auf alles, was ihr begegnen mochte. Was über sie kam, es war gut, und vielleicht nur um so besser, je schlimmer und schmerzlicher es war.

Das ist die heilspendende Kraft, die in der wirklichen Erkenntniß, nicht in der bloß vorübergehenden Empfindung begangenen Unrechts liegt. Das Leid, das uns unerträglich schien und trostlos machte, nimmt, wenn wir eine gerechte Strafe darin erblicken, eine andere Gestalt, ein anderes Wesen an. Aus dem Gegner wird ein Helfer zur Freiheit, die wir durch Erduldung der Strafe gewinnen. Die Last, die uns zu Boden drückte, fällt in unsere Wagschale und hilft unsern

wahren Feind aufwiegen. Und wir müssen segnen, wo wir geflucht, wir müssen lieben wo wir gehaßt haben.

Obwohl die äußere Lage unseres Dorfkindes gegenwärtig um vieles schlimmer war als in jener trüben Zeit vor den Feiertagen, so wurde sie doch nicht mehr ein Raub der Angst und Verwirrung. Sie sah genau wie es stand und was sie zu fürchten hatte, aber sie blieb ruhig. Sie stellte sich vor, daß der Mann, dem zu Liebe sie das beste Herz beleidigt und für immer verloren, dem zu Liebe sie ihr Vaterhaus verlassen hatte, in die Stadt gezogen und ihrem Stand untreu geworden war, in den nächsten Tagen zu ihr kommen und sagen könnte: „es ist aus mit uns Zweien, wir taugen nicht zusammen, geh wieder heim in dein Dorf!" Aber wie groß die Schmach war, die ihrer dann wartete, und wie schmerzlich bei dem Gedanken, ihr ganzes Leben zerstört zu sehen, ihr Herz erzitterte, sie faßte sich doch wieder. Sie legte sich nieder und sank in dem Frieden der Ergebung in tiefen Schlaf.

Am andern Morgen erschien sie in der untern Stube mit einer Sanftmuth, und wir können sagen mit einer Würde in dem etwas blassern Gesicht, daß es allen Hausgenossen auffiel. Es war unmöglich, ihr nicht mit Rücksicht zu begegnen. Die Reden beim Mittagessen waren darauf berechnet, sie zu erheitern und ihren Geist von ihren Zuständen abzulenken, und sie lächelte ein paarmal gutmüthig dazu. Selbst Vetter Kabl strengte sich an, eine Geschichte zu erzählen, die er für ergötzlich hielt, und freute sich an den Zeichen des Erfolgs. Das Verlangen der Schadenfreude, das die Magd früher empfunden hatte, war schon lange mehr als gesättigt. Was dem armen Bauermädchen widerfuhr, war ihr gar zu arg, und da sie nun auch so freundlich, so bescheiden mit ihr sprach, so empfand sie wahres Mitleid mit ihr.

Als Christine Nachmittags allein in der untern Stube war, machte die Bekehrte sich an sie, und jene merkte gleich, daß sie etwas auf dem Herzen habe. Auf ihre Frage, was es Neues gebe, begann Susanne mit einer scharfen Kritik der Männer im Allgemeinen und fuhr dann fort: „Liebe Jungfer Christine, ich hab' mich besonnen, ob ich Ihnen sagen soll, was ich heute früh gehört hab'; aber es ist mir

doch vorgekommen, als ob's besser wäre, wenn Sie es wüßten; denn wenn's wahr wäre und Sie es plötzlich erfahren würden — vielleicht ist's aber nicht wahr, man schwätzt gar viel, wenn der Tag lang ist — aber ich glaub' doch, es ist besser, wenn Sie's erfahren" — — „Nun," fiel Christine ein, „was ist es denn?" Die Magd sah sie mit großem Bedauern an und erwiederte: „Ich hab' heut gehört, daß Herr Forstner mit der Mamsell Wilhelmine ganz im Reinen sei, daß sie sich heimlich schon mit einander versprochen hätten, und daß Sie sich gefaßt machen müssen, — Sie verstehen" — — „Ja wohl," entgegnete Christine. „Vorläufig ist das aber nur ein Gerede, das boshafte Leute ihm aufgebracht haben können. Ich werd' es nur dann glauben, wenn ich es von ihm selber höre!" — „Es kann ja sein, daß nichts dahinter ist," versetzte die Magd; „aber es kann auch Grund haben, und gewiß werden Sie mir's nicht übel nehmen —" — „Durchaus nicht, gute Susanne," erwiederte Christine, „ich dank' Ihr dafür. Mag kommen, was da will — ich hoff' es mit Gottes Hülfe zu ertragen."

Dem Herannahen der immerhin peinlichen Entscheidung vermochte das Mädchen doch nicht zu widerstehen. Ihr Geist konnte die Ruhe und Stärke nicht behaupten, die er erlangt hatte, und je weiter die Zeit vorrückte, je mehr klopfte ihr das Herz im Vorgefühl des Schlages, den sie für unvermeidlich hielt. Als sie in der Abendstunde, wo der Verlobte heute kommen sollte, in ihrer Stube saß, rang ihr Wille mit ihrer Aufregung, und als sie plötzlich seinen Tritt auf der Treppe hörte, war es ihr, als ob die Sinne ihr vergehen müßten.

Forstner trat ein und grüßte. Sie nickte nur mit dem Kopf und starrte ihn an, in der Meinung, daß die Worte, die sie sich selber schon gesagt hatte, ihm ohne Verzug vom Munde gehen müßten. Bald erkannte sie, daß sie sich getäuscht. Er nahm an ihrer Seite Platz, um den gewöhnlichen Unterricht fortzusetzen. Sein Gesicht hatte einen Ausdruck, als ob er Verdruß gehabt, aber den Vorsatz gefaßt hätte, sich nichts merken zu lassen. Doch sah sie wohl, daß er sich Mühe geben mußte, mit ruhigem und einigermaßen freundlichem Tone zu beginnen. —

Forstner hatte sich nicht mit Wilhelmine verständigt. Was die

Magd Susanne gehört, beruhte auf einer Annahme und einer darauf gebauten Versicherung. Er war freilich jeden Tag zu Doktor gekommen und Bruder und Schwester hatten ihn mit großer Klugheit nach der Forderung ihrer Absichten behandelt. Wilhelmine nahm an, daß er ihr eigentlich schon gehörte; sie hatte darum alle direkten Bestrebungen unterlassen, sich durchaus in der Rolle einer theilnehmenden Freundin gehalten und nur dafür gesorgt, daß ihre Kenntnisse, ihre Zierlichkeit nebst den schönsten Geistes- und Herzensgaben dem Verkehrer immer deutlicher würden. Forstner war auch in der That ganz von ihr eingenommen: die feste Ueberzeugung, daß sie die Frau sei, die ihm durch ihren Geist und ihre Gaben zu Hause Freude, im Umgang mit Andern Ehre machen würde, hatte seine Bezauberung vollendet. Wenn er sich aber dachte, wie er mit Christine brechen sollte — wenn er sich vorstellte, welchen Lärm es geben würde, sowohl hier in der Stadt als im Ries unter seinen und ihren Bekannten, dann konnte er doch nicht zu einem Entschluß gelangen. Er war talentvoll, der gute Forstner, strebend, flug und gewandt; aber ein Mann war er nicht und als Mann konnte er nicht handeln. Endlich nahm er sich in seiner Verlegenheit vor, mit Christine und ihrer Bildungsfähigkeit nochmal einen Versuch zu machen, nochmal zu prüfen, was ihr möglich sei oder nicht, und darnach einen Entschluß zu fassen. Mit diesem Gedanken war er heute gekommen.

Man sagt sich selbst, daß die letzte Zeit nicht darnach angethan war, unserer Christine die Schulaufgaben des Verlobten besonders wichtig erscheinen zu lassen und einen erhöhten Lerneifer in ihr anzufachen. Die innere Aufregung, die erfahrene Kränkung, das Nachdenken über die beängstigende Lage hatten ihr Herz und ihren Geist beschäftigt, und wenn sie Zerstreuung bedurfte, konnte sie diese nur in der Haus- und Handarbeit finden. In der innern Umwandlung, die an dem einsamen Abend mit ihr vorgegangen war, in der gewonnenen Einsicht in ihre Schuld, in der Erkenntniß, daß ihr nur mit demselben Maße gemessen würde, mit dem sie gemessen hatte, und in dem Troste, den sie daraus geschöpft, in der ganzen für sie tiefbedeutsamen Erfahrung dieser Tage war ihr der Bildungsflitter, mit dem sie gegen ihre Natur und ihre Bedürfnisse behängt werden

sollte, in seiner ganzen Seelenlosigkeit und Armseligkeit erschienen, und es war ihr, trotz der wohlgemeinten Vorsätze, welche die Angst geboren hatte, nicht möglich geworden, auch nur ernsthaft daran zu denken.

Die Bildung ist, wie jeder wahrhaft Gebildete weiß, nur Gewinn, wenn sich die Materialien, die sie uns zuführt, organisch mit dem Geiste verbinden und, in sein Leben sich einfügend, ihn bereichern. Kommt es dazu nicht, bleiben diese Materialien ihm äußerlich, dann ist die Bildung nur eine sogenannte und Verlust, wie die Speisen, die den Leib nähren, wenn sie verdaut werden, unverdaut seine Schwächung und Verkümmerung herbeiführen. In solchem Falle ist es dann viel besser, jene Stoffe abzuweisen und in seinem Leben und seiner Einheit zu bleiben, in einer schlichteren, beschränkteren Einheit, aber in einer Einheit. Denn nur die Einheit gewährt ein Bild, und nur die Bereicherung, welche die Einheit festhält, verdient in Wahrheit den Namen der Bildung.

Christine sagte sich das freilich nicht, aber sie hatte ein Gefühl davon und sie handelte darnach. Voll von ihren Anschauungen und Gedanken, die wahrlich ohne Vergleich mehr Inhalt und Bedeutung hatten, konnte sie es nicht dahin bringen, von der gerühmten Weisheit des Pädagogen viel zu halten, und sie hatte darum wieder einen Theil der schon eingetrichterten, dem keine Verbindung mit ihrem Innern gelungen war, verdunsten lassen.

Der Lehrer, der sie auszufragen begann, sah bald, wie es mit ihr stand. Bei der ersten daneben treffenden Antwort, die er bekam, zuckte er und konnte nicht verhindern, daß der Blick, mit dem er sie ansah, eine ziemliche Dosis Geringschätzung enthielt. Er nahm sich indeß zusammen, um die Prüfung fortzusetzen. Er fragte nach einer geschichtlichen Thatsache, die er ihr schon wiederholt eingeprägt hatte. Christine wurde ängstlich; sie wußte, daß ihr das schon einmal bekannt gewesen, und da er nun doch wieder gekommen war und es zum Ende nicht so bös meinte, als sie gefürchtet, so hätte sie ihn gar zu gern mit der richtigen Antwort erfreut. Je dastiger sie aber nach dem Abhandengekommenen suchte, desto weniger konnte sie es entdecken; sie mußte ihre Unwissenheit eingestehen. „Das wird gut!“

sagte Forstner mit dem Ausdruck eines Mißmuths, der nur in Folge innerer Anstrengung nicht als erzürnte Heftigkeit hervortrat. Endlich richtete er eine Frage an sie, die mehr durch den Verstand als das Gedächtniß zu beantworten war. Christine, durch das Bisherige verwirrt, hatte ihn kaum gehört und gab in ihrer Confusion eine geradezu verkehrte Antwort. Nun war der letzte Rest von Kraft und Willen, den aufkochenden Unmuth zurückzuhalten, in ihm verzehrt, und es kam zum Ausbruch. Der Pedant, der die Perlen seiner Lehre so schlecht gewürdigt sah, fühlte sich beleidigt: die Unwissenheit und Unfähigkeit, die er in dieser Antwort erblickte, hatte tiefen Widerwillen in ihm erweckt; allein er folgte doch keineswegs bloß dem Drange dieser Empfindungen! Die Charakterschwäche, die nicht den Muth hatte, offen zu erklären: „wir passen nicht für einander und es ist gut, wenn wir uns trennen," diese Schwäche sah die Möglichkeit, eine Auflösung des peinlich gewordenen Verhältnisses gelegentlich beizuführen, und zu dem empörten Gefühl gesellte sich nun instinktmäßig der Wille, diese Gelegenheit zu benutzen.

Von seinem Sitz emporgefahren, stellte er sich vor sie hin und rief mit dem Ausdruck des Zorns und tiefer Verachtung: „Das ist Unsinn, der abgeschmackteste Unsinn, der je aus dem Munde einer hirnlosen Person gekommen ist! Geh mir! Aus dir wird nie etwas, du bist und bleibst eine Bauerntrutschel, ein einfältiges, dummes Weibsbild! Ich bin verrückt gewesen, ich hab' eine unverzeihliche Thorheit begangen, daß ich —" — Er hielt inne und — schämte sich. Christine war aufgestanden und hatte ihn groß angesehen, mit einem Blick, wie die beleidigte Rechtlichkeit, ja der beleidigte wahre Verstand die sinnlose Wuth und Gemeinheit ansieht. Sie hatte die Verachtung in seiner Miene gefühlt, sie hatte in sein innerstes Herz gesehen und den Vorsatz erkannt, mit ihr brechen zu wollen, und in ihrem Gemüth hatte sich auch eine Verachtung erhoben, aber eine, die auf besserem Grund fußte, und mit Blitzesschnelligkeit war ein Entschluß gefaßt. Eben in der Glut dieser Empfindungen zeigte sie ihm das Gesicht, das ihn erschreckte und verwirrte; und wie er nun innehielt, fiel sie ergänzend ein: „Daß du dich mit mir versprochen hast, willst du sagen? Ja, das ist wahr, da hast du Recht! Und ich

bin ein schwaches, einfältiges Mädchen gewesen, daß ich dir getraut hab'! Aber glaub' ja nicht, daß du mich jetzt haben mußt. Hab' ja keine Furcht! Du hast mich gesucht, du bist zu mir gekommen, nicht ich zu dir — das weißt du und das sagt dir dein Gewissen. Aber darum, und weil du mir dein heiliges Versprechen gegeben hast, und weil du mich genöthigt hast, in diese Stadt zu kommen und meinen Stand zu verändern, und weil ich nun wieder nach Haus gehen soll und Schande und Spott erleben von aller Welt, darum will ich dich doch nicht zwingen, dein Versprechen zu halten! — Nein," rief sie, indem sie den Verlobungsring schnell von dem schlanker gewordenen Finger zog, „nein, im Gegentheil! Hier ist dein Ring, nimm ihn, und wir sind geschiedene Leute!" — Forstner sah sie an und entgegnete: „Ich hätte gute Lust —" — „Freilich hast du gute Lust!" fiel das Mädchen verächtlich ein; „das seh' ich und eben deswegen geb' ich dir den Ring zurück. Her deine Hand und gieb mir den meinigen, und es ist aus mit uns für alle Zeit!"

Als Forstner das Zeichen der Verlobung in ihren Fingern blinken und sich aufgedrängt sah, da zuckte bei dem Gedanken, daß er es nur annehmen dürfe, um einer für ihn unerträglich gewordenen Fessel entledigt zu sein, ein Freudenstrahl aus seinem Auge und er rief: „Ist es wirklich dein Ernst?" — Wenn sie noch nicht völlig entschlossen gewesen wäre, mit ihm zu Ende zu kommen, so wäre sie es durch die unendliche Kränkung dieser Freude geworden. Mit funkelnden Augen der Entrüstung rief sie: „Ja, es ist mein Ernst, und ich verlang' jetzt meinen Ring für deinen! Ich sage dir ab, ich künde dir auf und will nichts mehr mit dir zu thun haben mein Lebenlang!"

Forstners schwache Seele, beschämt, verwirrt, schwankte noch einen Moment; aber eine Stimme rief ihm zu: „benutze das!" und entschied ihn. „Nun," rief er, indem er selber den Kopf erhob, „wenn du so hochmüthig bist, so soll dein Wille geschehen!" Er zog den Ring vom Finger, gab ihr ihn und nahm den seinen. „So," sagte sie, indem sie ihn mit eben so viel Stolz als Geringschätzung ansah, „und jetzt halt' ich dich nicht mehr auf in meiner Stub'!" — Forstner sagte: „Du willst es, gut! Ich geh' und komm nie wieder!" —

„Ich hoff's," entgegnete sie mit Hohn, indem ihr Gesicht brannte, „ich hoff's, daß du nicht wieder kommst!" Und indem sie mit der Hand auf die Thüre wies, rief sie mit der größten Heftigkeit: „Geh! geh! geh!"

Forstner hatte die Thüre ergriffen, und wie von diesen Worten hinausgeschleudert, war er verschwunden.

VI.

Christine sah noch eine Zeitlang auf die Thüre, die Forstner hinter sich zugeschlagen hatte. Ein heroisches Gefühl glänzte auf ihrem Gesicht. Er war es nicht, der ihr den Abschied gegeben, sie war ihm zuvorgekommen, sie hatte ihn weggeschickt, sie hatte das Recht behauptet und ihre Ehre gerettet! Das Bewußtsein, dem Ungetreuen die Thüre gewiesen und ihn nach Verdienst behandelt zu haben, erfüllte sie mit süßem Stolz, und sie kostete diesen in der Aufregung des Sieges von Grund ihres Herzens.

Endlich trat sie zurück. Die Fluth ihrer Empfindung war gesunken und Gedanken tauchten auf, die andere Bilder vor ihre Seele riefen. Es war also aus mit ihm, wirklich aus und für immer! Und nun? — Sie mußte wieder in die Heimath, in ihr Dorf zurück. — Wie sie diese unausweichliche Nothwendigkeit zum erstenmal klar erkannte und die Folgen überschaute, fühlte sie einen kalten Schauer im Herzen und sank erschöpft auf einen Stuhl.

Wir wissen, Christine besaß einen Ehrgeiz — eine Art desselben, die auf dem Lande häufig vorkommt: den Ehrgeiz, der sich Andern möglichst immer in Würde und Wohlerzogen darstellen und dem ganzen Dorfe damit Respekt einflößen will. In volkreicher Stadt kann man leicht dahin kommen, nach der Meinung Anderer gar nichts mehr zu fragen, weil diese Andern eben zum größten Theil Fremde sind und die Befreundeten keine Zeit haben, sich mit Einem viel abzugeben. Auf dem Dorf hingegen, wo man Alle kennt und von Allen gekannt ist, bildet sich natürlich das Verlangen aus, auch von Allen geachtet zu sein. Man wahrt die Außenseite, man „prangt," man fragt sich bei einem absonderlichen Vorhaben in der Regel, was

die Leute dazu sagen werden, man fürchtet sich vor dem Schaden, aber häufig mehr noch vor dem Spott, der dem Schaden folgt. Diese Rücksicht auf Andere kann zur Schwäche werden und macht gar oft auch kleinlich und lächerlich; aber auf der andern Seite ist sie die Mitursache guter Sitte, rechtmäßigen Handelns und stattlicher, angenehmer Lebensformen. Der Kenner des Dorflebens wird sie auf ihre Stelle beschränkt, aber gewiß nicht vertilgt, ja nicht einmal gemindert wünschen.

In Christine war eine starke Dosis dieses Triebes, und wie wir gesehen haben, war da, wo ihr Herz gewonnen wurde, immer auch ihr Ehrverlangen mit im Spiele; der Reiz des Glanzes wirkte mit dem der Schönheit und Liebenswürdigkeit zusammen auf sie. Dieses Ehrverlangen bezog sich aber gerade auf ihr Dorf, gerade auf ihre Freunde und Bekannte. In ihren Augen hervorzustrahlen war ja ihr Streben, ihr beglückendster Gedanke. Und nun sollte sie, die das Vaterhaus ehrenvoll und beneidet, an der Seite des Bräutigams verlassen hatte — sie, die Gesuchte, Gefeierte — sie sollte zurückkehren als eine, die den Laufpaß bekommen (denn das war und blieb sie in den Augen der Leute trotz ihres Redens), sie sollte zurückkehren beschimpft und erniedrigt für ihr ganzes Leben! Sie sollte vor ihren Vetter treten als eine Verschmähte, die Mitleid und Geringschätzung einflößen mußte! Sie sollte vor ihre Mutter treten in Schmach und Schande — vor die gute Mutter, deren Stolz und einzige Freude sie gewesen, die keine Ahnung hatte von ihrem Unglück und in kurzem ihren „Ehrentag" mitzufeiern hoffte! — Sie sollte den Spott und die üblen Nachreden der bösen Zungen über sich ergehen lassen! Sie sollte erleben, wie man mit Fingern auf sie zeigte, sollte es in ihre Ohren hören, wie man sagte: „Da seht sie, die so hoch hinaus wollte! Nun ist sie wieder da! Ihr Stadtlehrer hat sie fortgeschickt, und nun mag sie auch kein ehrlicher Bauernbursch mehr!"

Die Erlebnisse der letzten Tage hatten das Mädchen im Tiefsten erregt, ihre Seele gerüttelt und geschüttelt, ihr Gefühl krankhaft gereizt. Wie sie nun bei der Vorstellung, so täglich in ihre Heimath zurückkehren zu müssen, alle Marter empfand, welche die Schmach der Niederlage dem Ehrgeiz auferlegt, da folgte auf den heroischen Stolz,

den die Verabschiedung des Bräutigams in ihr erweckt hatte, der Zweifel, das Zagen, die Reue. Hab' ich auch wirklich Ursache gehabt, ihm aufzukünden? Bin ich nicht zu hitzig gewesen? Hab' ich nicht am Ende unrecht gesehen und gemeint, er wolle mit mir brechen, bloß weil ich in der Zeit davon habe schwatzen hören? Kann er nicht bloß übler Laune gewesen sein, und sind meine Antworten nicht am Ende so ungeschickt gewesen, daß er nicht anders konnte als zornig werden? — Solche Fragen traten in ihr hervor und konnten es wohl; denn ein Dorfmädchen ist an eine derbere Sprache und Handlungsweise von Jugend auf gewöhnt und mußte die vernommenen Schmähworte nicht für so beweiskräftig halten als eine gebildete, zarte Städterin. In ihrer Gemüthslage wurden ihr nun auch die andern deutlichen Zeichen wieder zweifelhaft, und als sie bedachte, daß sie das Elend, welchem sie entgegen ging, hätte vermeiden können, da wandelten sie wieder Schrecken und Verzweiflung an. Sie raffte all ihre Kraft zusammen und überlegte, wie Forstner sich die letzte Zeit her und heute gegen sie benommen. Endlich aber rief sie fest und entschlossen: „Nein, ich hab' mich nicht getäuscht! Nein, ich hab' recht gehandelt! Was ich gethan hab', das hab' ich thun müssen — ich hab' ein gutes Gewissen — und nun mag mir's auch gehen, wie's will!"

Sie stand auf, in der Meinung zur Base hinunterzugehen, denn es war noch nicht die gewöhnliche Schlafenszeit. Allein sie fühlte sich überaus müde, die Glieder zitterten ihr. Sie hielt es für besser, sich niederzulegen.

Ihr Schlaf war unruhig, sie fuhr mehrmals auf in schweren Träumen. Als sie Morgens erwachte, waren ihre Glieder wie gelähmt, ihr Kopf brannte, die Zunge klebte ihr am Gaumen. Sie war krank — ein Fieber hatte sie ergriffen.

Die Base, die sie vergebens zum Frühstück erwartet hatte, ging hinauf, um nachzusehen. Sie wußte noch nicht, was geschehen war. Gestern hatte sie freilich ein paarmal die Stimmen herunter gehört und auf einen Wortwechsel geschlossen; aber das war ja schon öfter vorgekommen, und da Forstner ruhig aus dem Hause, Christine zu

Bett gegangen war, so glaubte sie nicht an einen Ausgang, wie er stattgefunden hatte.

An's Bett des Mädchens getreten, erkundigte sie sich theilnehmend nach ihrem Befinden. Christine erklärte sich für unwohl und erzählte ihr alles. Die gute Frau war tief betroffen. „Ich hab' mir's gedacht," rief sie aus, „aber nun bin ich doch erschreckt! Was wird deine Mutter dazu sagen, die an so etwas gar nicht denkt? Ich muß ihr's zu wissen thun, Alles und Jedes, und das heute noch." — Christine verbot das. „Ich will's selber thun, wenn ich wieder auf bin — ich allein kann's recht thun." — „Aber wenn du ernstlich krank würdest," entgegnete die Base, „wenn du —" — „Sterben würdest, meinen Sie? Das wäre vielleicht das Beste für mich; aber eben darum glaub' ich nicht daran. Wenn Gefahr kommt, dann können Sie schreiben, aber jetzt nicht — Ihre Hand darauf!" — Die Base beruhigte die Kranke durch ein ausdrückliches Versprechen und ging hinunter, einen Arzt holen zu lassen.

Dieser kam und erklärte den Zustand des Mädchens für den Anfang einer Krankheit, vor deren ernstlichem Ausbruch sie vielleicht noch bewahrt werden könnte. — In Befolgung dessen, was er vorschrieb, und in strengster Diät verging eine Reihe von Tagen. Zuletzt siegte die gute Natur des Dorfkindes, das Fieber wich, ihr Blut wurde ruhiger, ihr Appetit regte sich wieder, sie erholte sich und hatte das Gefühl der Genesung, jenes leichte, süße Gefühl, um dessentwillen es wohl der Mühe werth erscheint, eine Krankheit ausgehalten zu haben. In der Genesung ist von dem Zustande des Leidens nichts mehr übrig, als eine körperliche Schwäche, in der ein innerliches Leben um so reicher sich entfalten kann, eine Schwäche, die alle Gefühle mildert und uns die ganze Welt in sanftem Licht erscheinen läßt. Und zu dieser Poesie der Krankheit gesellt sich eine stille Lust des Aufstrebens und Fortschreitens zu neuem Wohlsein und Glück, das ahnungsreich vor der Seele webt. Der Genesende kann nicht verzweifeln. Auch nach dem größten Verlust muß er wieder hoffen auf eine Entschädigung, sei es auch nur die Kraft, den Verlust ohne Schmerz ertragen zu können.

Während Christine sich leiblich erholte, genas sie auch geistig.

In ihrem stillen, helleren Seelenzustande sah sie zurück auf ihre Erlebnisse und dachte jenes Moments wieder, wo sie in ihrem Unglück eine gerechte Strafe erkannt und es in diesem Sinn willkommen geheißen hatte. Und es fiel ihr ein, daß sie später doch wieder verzweifelt war, als sie sich vorstellte, wie sie verachtet und verlassen zur Mutter heimkehren — das heißt doch eigentlich: die heilvolle Strafe zu Ende dulden sollte. — Sie lächelte ernst über sich selbst und sagte: „Ich hab's wieder vergessen gehabt! — Das geht nicht auf einmal, wie's scheint!“ — Nun faßte sie aber in Wiederholung jener Anschauung den Entschluß, alles zu dulden, was an Schmach und Beschimpfung über sie verhängt sein sollte. Und nun konnte sie hoffen zu triumphiren, denn zu ihrer Erhebung und Selbstüberwindung half ihr die Natur.

In ihrer Leidenszeit hatte sie die sorgsamste, wir können sagen liebevollste Pflege erfahren, und diese setzte sich während ihrer Genesung fort. Die Base und der Vetter thaten alles, was in ihren Kräften stand. Susanne war wie verwandelt, ganz Aufmerksamkeit und Güte für sie, und nichts schien sie mehr zu beglücken, als wenn ihr Christine freundlich die Hand gab und sie dabei mit erkenntlichem Blick ansah. Auch Mamsell Adelheid kam täglich, sich zu erkundigen und sie zu trösten. Die Vornehmheit der Lehrerin war verschwunden und hatte ganz einer würdigen, mütterlichen Theilnahme Platz gemacht. Auf Christine in ihrer jetzigen Weichheit machte das alles einen rührenden Eindruck. Mit Thränen im Auge sagte sie sich: „Die Menschen sind doch viel besser, als man denkt! Man sollte eigentlich niemand für schlecht ausgeben, sondern warten, bis er wieder gut wird.“ Sie dachte daran, daß auch die Leute in ihrem Dorf nicht so schlimm sein würden, als sie sich zuerst vorgestellt, und der Gedanke der Heimkehr verlor auch aus diesem Grunde mehr von seinem Peinlichen und Schreckhaften.

Wenn sich übrigens Mamsell Adelheid in der That über Erwarten theilnahmvoll gegen ihre Schülerin erzeigte, so war sie damit noch nicht ein Muster von Zartheit geworden, und dem Drange, Gericht zu halten über irgend jemand, konnte sie nicht unbedingt widerstehen. — Eines Vormittags kam sie mit hastigeren Schritten als ge-

wöhnlich in die Stube, wo sich die Reconvalescentin befand, und man sah gleich, daß sie etwas Wichtiges auf dem Herzen hatte. Sie zögerte nicht, es los zu werden, und rief nach ihrem Gruße der anwesenden Frau Kahl zu: „Nun, liebe Frau Base, haben Sie's auch schon gehört? — Ich habe manches erlebt in der Welt, aber das geht doch über alle Begriffe! So schnell — und in dieser Zeit! Nein, für so schlecht hätt' ich diesen Menschen doch nicht gehalten!" — „Was gibt's denn?" fragten Christine und die Base zu gleicher Zeit. Adelheid sah theilnehmend auf das Mädchen und sagte: „Sei froh, Christine, und wünsche dir Glück, daß du ihn nicht bekommen, daß du ihn noch zu rechter Zeit kennen gelernt hast! Besser vor der Hochzeit als nachher!" — „Ah so," erwiederte das Mädchen, indem eine leichte Röthe über ihr blasses Gesicht flog; „nun kann ich's errathen! Er hat sich mit ihr versprochen?" — „Das hat er gethan, gute Christine, und zwar an demselben Tag, wo du im ärgsten Fieber lagst." — Frau Kahl sah die Mamsell vorwurfsvoll an und rief: „Das hättest du nicht sagen sollen! Wenn sie nun wieder schlimmer wird?" Aber Christine hatte sich von dem Canapee, worauf sie gesessen, rasch erhoben und rief: „Nein, das macht mich gerade gesund!" — Sie sah in der That genesen aus und athmete leicht, als ob sie von einer großen Last befreit worden wäre.

Und das war sie. Die Meldung hatte sie befreit von der letzten Ungewißheit in Bezug auf den Lehrer, von dem letzten Grunde, sich selbst mit der Vorstellung einer übereilten Handlung zu quälen. Was sie gedacht hatte, war nun bewiesen. Wenn er nur von ihr weggehen und mit jener sich versprechen konnte, dann hatte er schon lange keine Liebe mehr zu ihr, sondern zu jener; dann war er mit der Absicht zu ihr gekommen, Händel zu suchen, um sie los zu werden; dann hatte sie ganz recht gehandelt und das beste Gewissen. Nun war sie frei von ihm ganz und gar; sie war frei von Achtung und Liebe zu ihm, sie war frei von Haß gegen ihn und von Eifersucht gegen sie. — „Mag er glücklich sein! mögen sie glücklich sein alle beide!" das waren ihre Gedanken. — Wen man nicht achtet, den kann man nicht hassen und nicht beneiden. Man fühlt ihn unter sich und machtlos und dürftig bei allem äußern Glück.

Christine erklärte sich für gesund. Der Arzt, der bald darauf in's Zimmer trat, bestätigte dieß und erlaubte ihr, an einem der nächsten Tage nach Hause zu reisen.

In einer Stimmung, die ihr selber auffiel, mit einer Ruhe, die nur selten durch lebhaftere Empfindungen unterbrochen wurde, machte sich Christine zur Heimkehr bereit. Sie schloß mit ihrem Stadtleben ab und hatte das Gefühl eines Wanderers, der sich nach langem Irrgehen wieder zurecht findet. Er hat Zeit und Mühe verloren, er wird zu spät kommen, aber er ist doch wieder auf dem rechten Weg.

Nun war die Zeit gekommen, den Brief an ihre Mutter abzufassen. Sie meldete kurz, was in den letzten Wochen geschehen war, fügte aber dann Alles hinzu, was sie für die Mutter Tröstliches zu sagen wußte. Sie hob hervor, daß sie für die Stadt nicht passe, daß sie mit Fersner nie glücklich geworden wäre und dem Himmel danken müsse, noch zu rechter Zeit seinen Charakter kennen gelernt zu haben. Sie unterstrich die Nachricht, daß sie ihm aufgesagt habe, und daß sie ihn nicht mehr gemocht hätte, wenn er auch wiedergekommen wäre. Jetzt sei er mit seiner Wilhelmine versprochen, und das sei gut, denn die beiden taugten für einander und wären einander werth. Sie selber habe ihren Entschluß gefaßt, sie wolle nach Hause gehen und mit der Mutter überlegen, was zu thun sei. Glücklich wolle sie nicht mehr werden, aber verzagen wolle sie deßwegen auch nicht. Sie wolle schaffen und arbeiten, wie sie's gelernt habe, sie wolle ihre Schuldigkeit thun und als ein rechtschaffenes Mädchen leben und sterben.

Vorsichtshalber trug sie den Brief selber auf die Post. Durch die Aufschrift hatte sie dafür gesorgt, daß er sicher einen halben Tag vor ihrer Ankunft in die Hände der Mutter gelangte.

Als sie am zweiten Morgen nach ihrer Wiederherstellung aufgestanden war, ging sie im Unterkleid zu der alten Commode, zog das oberste Fach heraus und lachelte, mit einer seltsamen Mischung von Freud und Leid. Die Bauernkleider, in denen sie hergekommen war, lagen darin. Sie nahm ein Stück nach dem andern heraus, betrachtete sie, als sie auf dem Tisch ausgebreitet waren, mit einer Art von Feierlichkeit, und kleidete sich damit an. Als sie fertig war und in den Spiegel sah, schüttelte sie erst den Kopf, dann hing sie mit zu

friedenen Blicken an dem Bild. Die Kleider waren ihr zu weit geworden und kamen ihr so im ersten Moment doppelt ungewohnt vor. Aber es waren doch die Kleider, in denen sie schöne Tage gesehen hatte — jetzt das Wahrzeichen einer verständigen Umkehr und eines neuen Lebens.

Groß war die Verwunderung, als sie in diesem Anzug, allen unerwartet, in die untere Stube trat. Und sie minderte sich nicht, als die kaum Genesene der Base erklärte, da das Wetter so gut sei, wolle sie nicht nach Hause fahren, sondern gehen. An ihrer Krankheit sei Schuld gewesen, daß sie sich zu wenig Bewegung gemacht habe; das Gehen würde ihr gesund sein und sie würde sich's jetzt um keinen Preis abkaufen lassen. Alle Einreden der Sorglichkeit waren umsonst, und man fügte sich endlich in ihren wiederholt erklärten Willen.

Nach dem Frühstück nahm sie die Base mit auf ihre Stube, wo ihre Stadtkleider in drei verschiedenen Partien auf dem Canapee lagen. Sie bat ihre Verwandte, die erste mit den werthvollsten Stücken zum Andenken von ihr anzunehmen und die beiden andern der Mamsell Adelheid und der Susanne zu übergeben. Das Sträuben der guten Frau wurde überwunden und die Einwilligung erzwungen. Die Geschenke, die sie von Forstner erhalten hatte, lagen auf einem Echtisch. Sie nahm der Base das Versprechen ab, ihm alle zusammen heute noch in's Haus zu schicken. Wenn er dafür die übrigen zurückziehe, so bäte sie den Herrn Vetter, sie zu behalten. Sie würde kein Fäserchen von diesem Manne bei sich dulden können. — Die Kiste, in der sie ihre Habseligkeiten vom Dorf mitgebracht hatte, stand verpackt in einer Ecke. Man sollte sie dem Fuhrmann übergeben, der am folgenden Tage die Stadt passirte. Es blieb nichts mehr übrig, als von der letzten Geldsendung der Mutter die kleine Schlußrechnung der Base zu bezahlen. Dieß geschah, und das Landmädchen war fertig mit der Stadt.

Es war nach neun Uhr, als sie der kleinen Zahl ihrer städtischen Bekannten Lebewohl sagte. Die gute Frau Kahl und Susanne weinten, der Vetter hatte feuchte Augen und Mamsell Adelheid widerstand mit Mühe dem Drang ihres Gefühls. Christine war über diese

Zeichen wahrer Theilnahme zu erkennt, um gleich den andern weich werden zu können. Sie gab allen die Hand, sah mit glänzenden Blicken der Liebe und des Dankes auf sie, und jetzt endlich standen Thränen auch in ihren Augen. — „Lebwohl, lebwohl, du gutes, liebes Kind!“ rief die Base, indem sie ihre Hand zärtlich gefaßt hielt. „Du hast hier keine guten Tage gehabt, du hast viel gelitten; aber sie wird's auch noch gut gehen!“ — „Mir wird's gehen, wie ich's verdiene,“ erwiederte Christine, „und anderes verlang' ich's nicht!“

Wenige Minuten später, und sie ging allein, wie sie sich's erbeten hatte, durch die Hauptstraße der Stadt. Ein paar Vorübergehende kannten sie, starrten sie an und sahen ihr kopfschüttelnd nach. Christine that, als ob sie nichts gemerkt hätte, und ging ruhigen Schrittes weiter; aber doch war sie froh, als sie die Stadt endlich hinter sich hatte.

Es war in der zweiten Hälfte des März und der Tag wie zu einer Fußwanderung geschaffen, Frühlingsanfang, nicht nur dem Kalender nach, sondern in der That. Der Winter hatte schon seit einigen Tagen weichen müssen, der Lenz hatte das Feld behauptet, und schmetternde Lerchen verkündeten seinen Sieg dem Himmel und der Erde. Die Luft war milde, die Sonne von leichten Wolken umzogen, so daß ihr Schein durchdringen konnte, wenn auch nicht ihr Bild, und der Weg trocken, hie und da noch gefeuchtet und weich, dort schon bedeckt von Marzenkraut. Und Gras und Laub, welche dieser bringen soll, waren reichlich verheißen in dem frischeren Grün der Wiesen, in den Knospen der Bäume und Gesträuche.

Christine wanderte still weiter, die Straße weiter, auf welcher sie hergefahren war und die sie nun zum erstenmal wieder sah. Ihr Mund sog die lau frische Gotteslust ein, ihre Augen schweiften umher auf dem Feld und den Waldstücken, die in der Landschaft hervortraten, und ihr Gesicht ward heller und freundlicher bei diesem Anblick. Bald fühlte sie sich wieder hineingezogen in ihr Inneres, sie überließ sich den Gedanken ihrer Seele und ging dahin, wie eine, die im Traume wandelt.

Ein Rieser Bauernmädchen ist im benachbarten Frankenlande nichts Seltenes und kann schon darum nicht bemerkenswerth erscheinen,

weil ihre Tracht von der dortigen ländlichen nur wenig unterschieden ist. Aber Christine hatte in ihrem Wesen etwas, das auffallen mußte und wirklich auffiel. Die Landleute, die ihr begegneten, der Steinklopfer am Wege sahen sie an und grüßten sie theilnehmend. Als einer sie nach erhaltenem Dank fragte: „Wohin denn noch heute?“ und mit sanfter Stimme die Antwort erhielt: „In's Ries,“ da betrachtete er sie noch einmal genau, bevor er weiter ging, schien aber doch nicht mit sich einig werden zu können, was er aus ihr machen solle.

In Folge des Lebens in der Stadt und der Leiden, die sie darin ausgehalten hatte, war die Gestalt des Landmädchens um vieles schlanker geworden; die Fülle des Gesichts war geschwunden, die Farbe, die ihr auf dem Dorf ein so frisches Aussehen gegeben hatte, war gewichen und die jetzige Blässe nur von einem bräunlichen Hauch und in Folge des Gehens von einer leichten, flüchtigen Röthe bedeckt. Da sie den gestreiften „Kittel“ (das Gewand des Oberkörpers) offenbar nicht mehr ausfüllte, so sagte sich jeder, daß sie krank gewesen sein und viel ausgestanden haben müsse. Aber das war es nicht allein, was auffiel. Ihr bleiches Gesicht hatte einen Glanz, aus ihren feuchten Augen, wenn sie damit aufsah, ging ein Blick, und der ganze Kopf hatte ein Gepräge und einen Ausdruck, daß jeder augenblicklich sah, nicht nur daß es ein schönes Mädchen sei, sondern auch daß es mit ihr eine ganz besondere Bewandtniß haben müsse.

Es war die Erfahrung ihres Geistes, welche dem Gesicht diesen Ausdruck lieh, es waren die Empfindungen und Bilder ihrer Seele, die es verklärten. Die Erdenschwere des Leides war ihr abgenommen, aber sein Schein und sein Duft waren geblieben. Die Freude des Lebens, ja die Hoffnung auf sie waren geflohen, aber ein stiller Friede, gegründet auf das Bewußtsein, endlich recht und gut gehandelt zu haben, waren eingezogen in sie. Eine Wehmuth erfüllte sie, die etwas Süßes hatte, weil sie durchdrungen war von heldem Licht und getragen von einem erstarkten Geist. Alles das weckte und nährte das Spiel der Phantasie, eine Träumerei, welche das Mädchen weiter und weiter zog und neue, wunderbare Welten ihrem Blick öffnete. — Die Poesie der Lieder, die sie in schönen Tagen auf dem Dorfe ge-

lernt und gesungen hatte, lebte wieder in ihr auf. Traurige und fröhliche summten durch einander in ihr und feuchteten bald ihre Augen und regten zarte, süße Schauer in ihr an. Sie hörte die Melodien ordentlich in ihrer Seele, und Stimmen in der Luft, nahe und ferne, schienen in sie einzuklingen. — Die gute Christine! Jetzt war sie fein, und ihr Gesicht war geistig und ihr ganzes Wesen von einem Reiz übergossen, daß es auch der eitle Pedant in der Stadt hätte anerkennen müssen. — Zu spät! — Aber zu ihrem großen Glück! — Jener hätte sie nicht verdient, auch wenn es ihm möglich gewesen wäre, sein Versprechen zu halten und seine Treue zu bewahren.

Wir haben damit erklärt, was die Vorübergehenden Absonderliches an Christine wahrnahmen. Hübsche Mädchen in Rieser Tracht kann man viele sehen, wenn man durch die gesegnete Ebene wandert — und Glück hat. Aber Bilder, wie Christine in ihrer jetzigen Seelenstimmung eines darbot, wird man unter allen Umständen nur selten bemerken können.

In der Einsamkeit eines Waldthals nahmen die Gedanken der Fußgängerin eine bestimmte Richtung. Ein Verhältniß, wie sie es mit Forsner gehabt, läßt sich nicht abthun und vergessen; die Seele wird eine Zeitlang immer wieder zurückschauen und sich den Verlauf und den Ausgang zu erklären suchen. — Christine ließ das Handeln Forsners wieder an ihrem Geist vorüberziehen. Wie billig sie war und wie viel sie sich selber zur Last legen mochte, nahm sie alles zusammen und hatte sie ihn in den hauptsächlichsten Momenten vor Augen, so konnte sie sein Benehmen zwar begreiflich finden, aber auch nicht der leiseste Hauch von Achtung dieses Mannes war ihr möglich. Im Besitz dessen, was Natur und Geschick ihr an Einsicht verliehen hatten, kam ihr die ängstliche Sorge und die Wichtigkeit, womit er ihr den Flitterkram seiner Bildung aufdrängen wollte, über alle Maßen kleinlich vor; und daß er diesen als die Hauptsache ansah, für die wirkliche Hauptsache dagegen, welche sie jetzt auf's allerklarste anschaute, keine Augen und kein Gemüth hatte, das erfüllte ihre Seele mit einer Geringschätzung, in welcher sie ihn zu einem Nichts hinschwinden sah.

Es war unvermeidlich, hier nicht an das Benehmen des Vetters

Hans zu denken. Obwohl sie eine Scheu davor empfand, so konnte sie dem Reiz doch nicht widerstehen, sich zu vergegenwärtigen, wie sich dieser von der ersten Zeit an gegen sie betragen hatte. Seine treue Liebe, die sich erst so bescheiden verbergen wollte und sich doch verrieth; seine Freude an ihr und das Vergnügen, das aus ihm leuchtete, wenn er sie bei der Arbeit loben konnte und sie dabei ansah; die stete Sorge für sie und ihre Mutter, der Eifer für ihr Wohlergehen und ihre Ehre; seine Großmuth, als er erfahren hatte, was ihn auf's tiefste schmerzen, auf's bitterste kränken mußte; der Stolz, der sich vor den Leuten nichts anmerken ließ und alles vergessen zu haben schien; die unendliche Gutmüthigkeit, womit er sie später als Verwandte und Jugendfreundin behandelte, als ob sie ihn nie beleidigt hätte — alles das stellte sich vor ihre Seele und verband sich zu einem einzigen Bilde. Die ganze Schönheit eines von Gott und Natur mit gleicher Liebe beschenkten Gemüths glänzte vor ihr und sie war jetzt in der rechten Stimmung, sie zu erkennen und nach ihrem Werth zu schätzen. Thränen stürzten aus ihren Augen, die nur der edlen Seele galten. Sie fühlte die Liebe und Treue eines solchen Mannes als das Liebste und Holdeste, was es geben könne auf der Erde; in ihrem Herzen gährte und bebte es und eine Glut entzündete sich und loderte empor und übergoß ihr bleiches Gesicht urplötzlich mit brennender Röthe.

Es war geschehen. Sie hatte ein Gefühl, als ob nichts wahr gewesen wäre in ihrem ganzen Leben, als diese Liebe zu dem besten Menschen auf der Welt. Alles, was ihr an andern schön vorgekommen war und reizend und vornehm, erschien ihr jetzt wie gar nichts, wie Rauch, den ein Windhauch verjagte. Sie begriff nicht, wie man sich davon blenden lassen, wie man daran sein Herz hängen, wie man darauf bauen und vertrauen könne.

Und sie hatte sich zweimal davon blenden lassen! Sie war von dem, der allein aller Lieb' und Treue werth gewesen, zweimal abgefallen! — Das Gesicht, auf welchem sich die Blässe wieder gelagert hatte, wurde auf's neue überströmt — von der Röthe der Scham; und diese blieb länger auf ihm als die Farbe der Liebe und des Entzückens. — „Du hast keine Augen gehabt," rief sie sich stra-

send und teidvoll zu, „du hast nichts gesehen — du Blinde, Dumme, Sinnlose!“ — Sie fühlte ihre ganze Unwürdigkeit dem braven, uneigennützigen, unendlich liebevollen Manne gegenüber. Das Licht der Erkenntniß, das ihr zuerst in schwachem, vorübergehendem Aufzucken, dann im klaren, hellen Scheine zu Theil geworden war — jetzt flammte es vor ihr empor und leuchtete und brannte vor ihr und faßte und durchlohderte sie, und drohte sie zu verzehren. — Das war das Maß, mit dem ihr gemessen werden sollte — das volle, gerüttelte und geschüttelte, überfließende Maß.

In der Qual dieser Flamme gab es nur Eine Rettung für Christine, und sie griff darnach. „Er soll's nie, nie erfahren, wie es mir zu Muth ist! Kein Sterbenswörtchen soll er von mir hören, aus keiner Miene, keinem Zug soll er's errathen können! Im Herzen will ich ihn tragen Tag und Nacht — todtschlagen will ich mich lassen für ihn, wenn's sein muß — aber sterben will ich, ohne daß er weiß, wie ich gesinnt gewesen bin!“ — Nun brachen wieder Thränen aus ihren Augen und rollten die Wangen hinab; aber es waren lindernde Thränen. Sie und das Gelübde, das sie gethan, halfen zusammen, der Tieferregten nach und nach die Ruhe wieder in's Herz zu flößen, in der sie still erzeben, aber zugleich mit einem gewissen Stolz der Entsagung verwandelte.

Endlich fühlte sie sich müde und erschöpft, und im nächsten Dorfe ging sie in das Wirthshaus, das an der Straße lag. Sie nahm ein einfaches Mahl zu sich, ruhte aus und erholte sich. Als sie nach der Zeche fragte, sah die schon ziemlich bejahrte, stattliche Wirthin sie prüfend an. „Du bist wohl im Dienst gewesen und krank geworden?“ fragte sie theilnehmend. — Christine richtete merklich verletzt den Kopf auf und erwiederte: „Krank gewesen bin ich, aber im Dienst nicht.“ — Der theilnehmende Blick der Wirthin verwandelte sich in einen spöttischen. „Ah,“ sagte sie, „da bitt' ich um Verzeihung, daß ich der Jungfer Unrecht gethan hab'!“ Sie überlegte ein wenig, nannte die Summe, erhielt das Geld, bedankte sich und ging hinaus. Die Zeche war ziemlich groß, und Christine fühlte, was sie gethan hatte. „Du bist wieder dumm und am unrechten Ort empfindlich gewesen,“ dachte sie. „Die Frau ist gut und wollte dir eine kleine Zeche machen, und

du bist ihr lächerlich vorgekommen mit deinem Stolz, und sie hat Recht gehabt, dir eine Lehre zu geben. Im Dienst! 'S wär besser, du wärst im Dienst gewesen und könntest jetzt nach Hause gehen —" — Ihr Geist verlor sich in Gedanken, dann erhellten sich plötzlich ihre Züge; mit einem Aussehen, als ob sie einen Vorsatz gefaßt hätte, erhob sie sich und verließ die Stube. Im „Haustennen" stand die Wirthin. „Geht's schon weiter, Jungfer?" war die noch immer spöttische Frage. „Ja," erwiederte Christine. „Lebt wohl, Frau Wirthin, und haltet mich nicht für einfältiger als ich bin!" Das behaglich breite Gesicht lächelte und der Spott darin erhielt einen Zusatz von Wohlwollen. „O bewahre!" rief sie, „ich seh' schon, wen ich vor mir hab'. Glück auf den Weg!"

Es war nothwendig, daß Christine sich gestärkt und erholt hatte — sie kam dem Ries näher und näher. — Eine Stunde darauf und sie war eingetreten in seinen Kreis und ihr Herz klopfte, ihr Kopf schwindelte. Sie sah, was ihr bekannt war von Jugend auf, aber das Bekannte erschien ihr wie ein Mährchen. Dort rechts der Felsen von Wallerstein im Kranze von Häusern und Bäumen, geradeaus der graue Thurm von Nördlingen, und jetzt in dem Schein der Sonne, die vorübergehend aus den Wolken trat — ihr Geburtsort. — War es nicht ein Traumgesicht? Waren die Bilder, die vor ihren Augen flimmerten, nicht aus Luft gewoben und hergezaubert, um auf einmal wieder zu verschwinden? — Nein, sie standen fest und blieben stehen und traten immer größer und deutlicher hervor. Sie hatten geflattert und gegaukelt vor ihr, weil ihren eigenen Kopf eine Art von Trunkenheit ergriffen hatte, und in der Schwärmerei des Staunens hatte das Allgewohnteste den Charakter des Wunders angenommen.

Sich endlich besinnend und fassend, ging sie weiter und weiter, ihrem Dorfe zu. Sie freute sich an der Heimath, an den Leuten, die ihr begegneten, an den Arbeitern auf dem Felde, die sie von weitem sah, und an der schönen und traulichen Rieser Tracht; aber sie fürchtete sich, daß irgend Jemand sie erkennen und bei ihrem Namen rufen möchte. Unangefochten langte sie indeß an der Feldung ihres Geburtsortes an. Sie schlug einen Fußweg ein. Je näher sie dem Ziele kam, desto mehr entsank ihr der Muth. Sie konnte nicht an

ders — sie mußte sich wieder vorstellen, was die Leute von ihr denken, was sie sagen und ihr nachsagen würden. Alle Schmach, als eine Verstoßene, der Verläumdung Preisgegebene heimzukehren, stieg wieder vor ihrer Seele auf. Da fiel ihr aber auch wieder ein, daß sie Leid und Beschwer ja gewünscht und gut gefunden hatte. Sie lachelte mitleidig über sich selber und ging mit neuer Entschlossenheit vorwärts.

Die Sonne war hinter dichtere Wolken getreten; es war trübe und kühler geworden und die lautlosen Gärten des Dorfes sahen nicht gerade erfreulich aus. Als sie eine Hecke entlang ging, um auf die Straßenseite zu kommen, wo ihr Haus stand, bemerkte sie in einem Garten eine Jugendfreundin, die ein Beet umhackte. Die Tritte der Vorübergehenden vernehmend, schaute diese auf und Christine erwartete einen Zuruf; aber er blieb aus. „Sie kennt mich nicht mehr," dachte das Mädchen. „Nun, das ist ja natürlich!"

An der kleinen Thüre, die von ihrem Garten auf den Fußweg hinaus führte, stand die Mutter. Sie hatte sich, von ihren eigenen Gefühlen einen Schluß ziehend, eben hier aufgestellt, um die Tochter zu erwarten. Christine ging rascher und gab ihr mit leis gesprochenem Gruße die Hand. Die Wittwe sah kummervoll und blaß aus, aber ihr Gesicht war nicht ohne eine Art von Würde. „O Christine!" rief sie mit gedämpfter Stimme — weiter nichts. Man konnte sie sehen und hören vom Haus oder Garten des Nachbars, und niemand sollte wahrnehmen, wie's ihr um's Herz war. — Sie führte die Tochter an der Hand durch den Garten in den kleinen Hofraum. Hier stand Hans. Er sah Christine an mit einem Gesicht, in welchem das Mitleid hinter tiefem Ernst verborgen war, und sagte ruhig: „Guten Abend, Christine!" Sie dankte, ohne ihn anzusehen, und ging mit der Mutter in's Haus.

Als sie allein waren, öffnete die Mutter ihr Herz und ließ den Klagen, die sie bis jetzt zurückgepreßt hatte, freien Lauf. „Wer hätte das gedacht!" rief sie mit tiefer Betrübniß. „Wer hätte das diesem Menschen zugetraut! — Ich hab' gemeint, ich müßt' umsinken vor Schrecken, wie ich deinen Brief gelesen hab'. Nicht glauben hab' ich wollen, was du geschrieben hast! Aber jetzt, wenn ich dich ansehe,

muß ich freilich alles glauben! — Du armes Mädchen," setzte sie hinzu, indem sie die Tochter in zärtlichem Mitleid bei den Händen faßte, „so elend, so verfallen! — Das ist nun das Glück, das du gemacht hast! Das ist die Freude, die ich an meinem einzigen Kind erlebt hab'!" — Ihre Thränen flossen, das Schluchzen ließ sie nicht weiter reden. Christine tröstete sie und sagte: „Sei ruhig, Mutter! Laß dir's nicht so zu Herzen gehen! — Ich bin gesund und werde bald wieder aussehen wie sonst." — „Ja," entgegnete die Wittwe, „dein elendes Aussehen wird vergehen auf dem Land, aber die Schande wird dir bleiben. Was wird man von dir jetzt alles sagen im Dorf! Was werden wir uns gefallen lassen müssen! Das Unglück, das einem widerfährt, ist ja den Leuten nie groß genug, sie müssen's noch größer machen. Und wir, denen ohnehin so manches Feind ist im Dorf — was werden erst wir hören müssen! Ich trau' mir gar nimmer unter die Leute — ich schäme mich zu Tod!"

Als die Tochter die von ihr überwundene Furcht an der Mutter sah, kam sie ihr in keiner Art würdig vor, und sie erwiederte mit Ernst: „Was die Leute sagen, liebe Mutter, ist mir einerlei, und dir kann's auch so sein. Eine Zeitlang wird man schmähen, dann kommt wieder etwas anderes auf, und wir sind vergessen. Und wenn man auch spottet über uns und uns ausrichtet — haben wir's nicht verdient? Ist uns mit unserm Hochhinauswollen nicht Recht geschehen? — Von der Seite muß man die Sache auch betrachten. So aber ist das Gerede der Leute gleichgültig. Wenn sie lügen über mich, so geht's mich nichts an, und wenn sie die Wahrheit sagen, muß ich's aushalten. Und am Ende — wenn's mir hier wirklich zu arg würde, giebt's nicht noch einen Dienst anderwärts? Man kann sich immer helfen, wenn man noch zu was gut ist in der Welt, und alles ist noch lang nicht verloren.

Diese gefaßte Sprache des Kindes that der Mutter wohl und flößte auch ihr wieder Trost und neuen Muth ein. Sie sah schweigend auf das blasse, aber feinere und vornehmere Gesicht und fühlte, daß ihre Tochter in der Stadt nicht nur verloren, sondern auch etwas gewonnen hatte. Ihre Mienen klärten sich auf und es war, als ob

sie etwas auf der Zunge hatte. Sie schwieg aber. Sie hatte, wie es schien, nicht den Muth zu sagen, was sie dachte.

Als am andern Tag die große Neuigkeit in dem Dorf bekannt wurde, gab es freilich ein Geschrei, das dem, welches die Verlobung des Mädchens mit dem Lehrer hervorgerufen hatte, in keiner Weise nachstand. Im Gegentheil, die Ausrufungen waren jetzt noch leidenschaftlicher, das Gewunder größer und nachhaltiger, weil die Nachricht wirklich ganz unerwartet gekommen und wie ein Blitz aus wolkenlosem Himmel hernieder gefahren war. Welch ein Ohrenschmaus für die ehemaligen Mitbewerberinnen! Welch ein Triumph für diejenigen, die in ihrer sittlichen Entrüstung einen schlimmen Ausgang vorhergesagt hatten! — Die Partie der Weiber und Mädchen hatte gesiegt; das Schicksal hatte ihnen Recht gegeben. Und nun ließen sie's die jungen Burschen, die ihnen früher widersprochen hatten, gehörig empfinden und kosteten der Ruhm bewährter Prophetengabe von Grund aus. „Hab' ich's nicht gesagt? Hab' ich's nicht vorher gewußt? Du hast mit mir gestritten, aber nun siehst du, wer Recht gehabt hat. Mit Schand und Spott ist sie heimgekommen, die eitle Närrin! Und nun wird's aus sein mit ihrer Vornehmheit — aus für alle Zeit!"

Die große Frage war nun: wie werden die Leute mit einander fortkommen? Ist's denn möglich, daß sie beisammen bleiben? Und wenn sie's thun, was soll am Ende draus werden? — In einer zahlreichen Bauernfamilie, wo dieser Punkt beim Abendessen erörtert wurde, meinte der Oberknecht: „Am End' nimmt sie der Hans doch noch zum Weib." — Da fuhr aber die älteste Tochter, die nicht zu den Schönsten gehörte und ihre Sechsundzwanzig hinter sich hatte, empört auf und rief: „Red nicht so dumm, alter „Gischpel"! Ein Mensch wie der Hans, der etwas hat und andere kriegen kann, wenn er will, der wird wohl eine nehmen, die ein halbes Jahr mit einem Schulmeister herumgefahren ist! Schäm dich! 'S ist sündlich, einem braven Burschen so was zuzutrauen!" — „No, no," versetzte der in der That schon etwas bejahrte Knecht phlegmatisch lächelnd, „man kann nicht alles so genau nehmen, und 's hat sich schon gar manches noch g'macht in der Welt." — „Und ich wett', was du willst," erwiederte die erzürnte

Person, „er nimmt sie nicht mehr!“ — „'S kann auch sein,“ versetzte der Knecht. „Ich kenn' den Hans nicht so genau, daß ich weiß, was er in einem Jahr thun wird. Ich weiß nur, was ich thät' — und ich thät' sie nehmen, wenn sie mich möcht'.“ — „Du!“ entgegnete die Tochter des Hauses mit verächtlichem Blick, während die andern Ehehalten lachten und die Magd schließlich meinte: „Du wärst „nei blöad“ (blöde), Heiner! So eine könnt' dich aufrichten!“

Einige Tage später, und die Frage, die so viele Zungen in Bewegung gesetzt hatte, war entschieden. Man erfuhr, die Christine sei in *** (einem zwei Stunden entfernten, westlich gelegenen Dorfe) beim Holzbauern in Dienst gegangen. Damit erhielt das Gerede einen Nebraus, der den bisherigen Lärm würdig abschloß. „Die Lehrersbraut eine Bauernmagd! Und bei dem, wo's noch keine auf die Läng' hat aushalten können! — bei dem gröbsten aller Menschen im ganzen Ries! Die hat's zu was gebracht, das muß man sagen! Die kann sich freuen!“ — Zur Ehre des Dorfs muß ich übrigens bemerken, daß auch gar mancher die Sache von einer andern Seite ansah. Als ein ehrenhafter alter Bauer davon hörte, sagte er zu seiner Ehehälfte: „Wenn das in ihrem Kopf gewachsen ist, dann fang' ich wieder an etwas zu halten von dem Mädchen.“

Allerdings war es in dem Kopf der Christine gewachsen, und zwar ging es so zu.

Am andern Tage nach der Heimkehr ihrer Tochter hatte die Glauning schon einen großen Theil ihrer Ruhe und Besinnenheit wieder erlangt. Gedrückt war sie noch immer und traurig ging sie im Hause umher; aber ihr Geist richtete sich allmählig auf und überlegte, wie sie das Unglück, das sie betroffen hatte, wieder gut machen könne. Leute wie sie überreden sich leicht, daß sich alles auf eben die Art wieder ausgleichen lasse, die ihnen erfreulich dünkt. Als sie nun ihre Tochter in der Stube und Küche wieder arbeiten sah wie ehedem, als sie den Vetter mit ihr umgehen sah, wie wenn nichts vorgefallen und sie höchstens von einem längeren Besuch zurückgekehrt wäre, da beurtheilte sie die beiden nach sich und glaubte, alles könnte noch recht werden. Als erfahrene Frau mußte sie am besten wissen, was man alles zu thun habe, um in dieser Welt etwas zu erreichen; als Mutter

hatte sie die Pflicht, für ihre Tochter zu denken und zu sorgen. Die Scheu, die sie gestern noch gefühlt hatte, mich daher einer Entschließung.

Nachmittags fing sie gegen Christine auf's neue an zu klagen und ihre Bekümmerniß auszusprechen; es geschah dieß aber in einem Ton, daß die Tochter gleich fühlte, der eigentliche Schmerz sei schon vorüber und eine ernstliche Tröstung nicht mehr vonnöthen. Sie entgegnete mit Ruhe, daß diese Reden jetzt zu nichts mehr führen könnten. Man müsse das Geschehene geschehen sein lassen und nicht mehr daran denken, dann werde vielleicht alles wieder besser in's Gleiche kommen, als man glaube. „Da kannst du auch Recht haben," erwiederte die Mutter begütigt. Und nach kurzem Schweigen fuhr sie fort: „Man glaubt oft, man müsse ein recht großes Glück machen und deßwegen ein kleineres, das einem entgegenkommt, verschmähen. Aber das große ist einem nicht bestimmt und bleibt aus; und wenn man das sieht und gescheidt ist, nimmt man das kleinere an und lebt auch zufrieden dabei." — Christine sah ihre Mutter befremdet an: diese glaubte, sie müsse sich deutlicher erklären, und sagte: „Du hast Recht, Christine, alles kann wieder in's Gleiche gebracht werden, und du hast's in deiner Hand. Mir kannst du wohl glauben, denn ich versich' mich darauf — der Hans hat dich noch immer gern! Er ist einer von den guten Menschen, die alles verzeihen und denen es nicht möglich ist, etwas nachzutragen. Wenn du dich wieder freundlich gegen ihn benehmen und ihm ein wenig schönthun wolltest, so bin ich überzeugt." —

Das Gesicht des Mädchens hatte sich während dieser Rede, nach dem ersten deutlichen Wort, mit tiefer Röthe bedeckt; jetzt funkelten ihre Augen und mit erzürnter Heftigkeit rief sie: „Red' nicht weiter, Mutter! — ich bitte dich!" — Wenn der Hans mich jetzt noch nähme, so wär' er ein Trops — der jämmerlichste Mensch, der auf Gottes Erdboden herumwandelt! Und wenn er's wäre und wenn er mich wollte, so möcht' ich ihn nicht, weil ich ihn verachten würde! Pfui! wie kannst du an so etwas denken und einem ehrlichen Mädchen solche Vorschläge machen!" — Die Mutter war betroffen; sie faßte sich indeß wieder und sagte: „Nun, ich rathe dir nichts, als war gar man-

ches Mädchen schon gethan hat, die jetzt als Frau hoch in Ehren steht. Du kennst die Welt nicht. Ich bin deine Mutter, ich muß für dich sorgen, ich muß dich wieder auf den rechten Weg weisen —" — „Red nicht weiter," rief Christine am ganzen Leibe zitternd, „oder es geschieht ein Unglück! — Noch ein Wort davon — und ich geh' fort und spring' in's Wasser!" — Die Alte starrte sie an. „Um Gotteswillen," rief sie, „thu nur nicht gleich so wild! Ich hab' nur gemeint —" — „Du sollst nichts meinen, was eine Schande wäre für mich und für ihn. Glücklich sein muß man nicht in der Welt, aber seinen Charakter muß man behaupten und seine Ehre! Und das sag' ich dir jetzt: wenn du nochmal von dieser Sache anfängst, wenn du nur noch eine Silbe davon sprichst, dann geh' ich aus deinem Haus und deiner Lebtag wirst du mich nicht wieder sehen!"

Die Alte schwieg, seufzte tief und verließ die Stube. In ihrer Herzensangst ging sie in den Stall und traf dort den Vetter, der eben vom Felde heimgekommen war. Sie sah ihn traurig an und schüttelte den Kopf. Hans fragte, was ihr wäre, und sie erwiederte: „Ich bin betrübt über meine Tochter. Nicht nur daß sie unglücklich heimgekommen ist — sie ist auch böse heimgekommen. Wenn ich etwas sag' und ihr einen guten Rath geben will, fährt sie mich an wie rasend. Als ob ich eine Schlechtigkeit von ihr verlangte! Guter Gott, wer hätte das gedacht! Wer hätte geglaubt, daß ich noch so was erleben müßte!" Hans fragte, um was es sich denn eigentlich handle, und die Mutter, die ihr Herz erleichtern mußte, erzählte ihm den ganzen Auftritt mit Christine, indem sie nur in Bezug auf ihn die zu seiner Ehre nöthigen, schmeichelhaft klingenden Veränderungen anbrachte. Allein das fruchtete sehr wenig. Hans war bei ihrer Erzählung braunroth geworden und ein Blitz zuckte aus seinen Augen. Es kostete ihn Gewalt, den Zorn hinunterzudrücken, den er empfand; aber es gelang ihm und er entgegnete mit einer gewissen Ruhe: „Die Christine hat Recht gehabt. Mit uns beiden ist's aus. Je freundlicher sie gegen mich wäre, um so weniger möcht' ich sie, und Ihr würdet mich dann nicht lang mehr bei Euch sehen." — Die Mutter sah ihn tief betroffen an und rief: „Kann's denn wahr sein! ist wirklich alle Lieb' vergangen in dir?" — „Alle," erwiederte Hans mit

Nachdruck. „Und ich muß Euch nur sagen, Vater, auch mir war's lieb, wenn Ihr davon nicht mehr reden wolltet." — „Ach," rief die eben so von der Liebe des Hans wie von der Schönheit ihrer Tochter überzeugte Frau in ihrer Noth, „ich kann's nicht glauben, daß es dir ernst ist! Geh weiter! Mit der Zeit —" — Aber nun sah Hans, dem die Stirnader schwoll, mit einem Gesicht auf sie, daß sie schleunig rief: „Sei ruhig, sei ruhig! ich will nichts mehr sagen!" — Hans drehte ihr den Rücken zu und ging an eine Arbeit.

Nun war die Reihe zu verzweifeln auch an die Alte gekommen. Wenn die Sachen so stunden, dann war alles verloren: die letzte Hoffnung war ihr geraubt und die Schande, die auf sie herabgefallen war, klebte auf ihr sitzen. Ein ehrbarer, vermöglicher Mann, das fühlte sie, meldete sich jetzt schwerlich mehr um ihre Tochter. Einen armen Teufel, einen Liederlichen konnte sie nicht brauchen, um so weniger, als ihr Vermögen im letzten Jahr ohnehin eine ziemlich bedeutende Einbuße erlitten hatte. Und wenn auch einer von der Mittelgattung kam, war zu glauben, daß die „bescheinigte" Christine ihn nehmen würde? — Ihr ganzes Leben war verdorben, durch die Schlechtigkeit eines Menschen, dem sie getraut hatte. Sie konnte nichts dagegen thun, sie mußte ruhig dasitzen und alles über sich ergehen lassen, Schadenfreude, Spott und Verachtung. — Als sie sich das recht deutlich machte, stand ihre Seele, die vor allem auf eitler Ehre Glanz gerichtet war, Folterqualen aus. Sie weinte und wehklagte und rief zu wiederholtenmalen: „Warum muß denn mir's grad so gehen? Warum muß denn ich grad so unglücklich sein?"

Auf diese Fragen gab es eine Antwort, und auch das in moralischen Dingen nichts weniger als fein empfindende Weib kam endlich auf ihre Spur. Nach einer Weile des Zurückdenkens in die Vergangenheit sagte sie sich: „Ja, ja! — hätten wir nicht immer weiter getrachtet, wären wir beim Hans geblieben — hätt' ich selber das Maul aufgethan damals, wie ich's hätte thun können und müssen, dann wär' alles anders jetzt. Wir wären geachtet, wohlhabend und glücklich alle mit einander." Und nun, in Noth und in Schaden und in der Erkenntniß ihrer Mitwirkung dazu florfte auch bei ihr das Gewissen an. Es ging ein Licht auf in ihrem Kopf und ein Feuer durch

ihr Herz und sie rief: „Ich bin selber Schuld an meinem Jammer, ja ja, ich selber! — ich hab's nicht anders haben wollen!“ — Sie stöhnte unter dem doppelten Druck des Unglücks und der eigenen Anklage, und nur in Thränen fand sie einige Erleichterung.

Christine ließ sie weinen. Sie verrichtete die Arbeiten des Tags, und schien für nichts anderes mehr Sinn zu haben. Hie und da sah sie zu der Betrübten auf; aber ihr Gesicht verrieth eher Befriedigung als Bedauern. Es war, als ob sie sagen wollte: „Fühl' es nur! Das kann dir nur gut sein, wie es mir gut gewesen ist!“

Der Sonntag kam und brachte einen Besuch. Es war wieder eine Base (deren jede gestandene Person im Ries eine ungezählte Menge hat), zugleich mit der Glauning und mit Hans verwandt, eine Söldnersfrau aus dem Dorf des Holzbauern, die einem Hiesigen Zins bezahlt hatte. Nach geschehener Einweihung in das erlebte Unglück und der Empfangnahme von Worten des Bedauerns und Trostes kam die Rede auf die Angelegenheiten der Freundin, auf ihr Dorf und auf den genannten Bauern, der unter allen durch Reichthum, Verstand, Heftigkeit und Grobheit hervorragte. Frau Hubel (so hieß die Base) erzählte, daß dieser sonst so gescheidte Mann eben je älter, je ärger würde, daß er wieder eine Magd wegen einer kleinen Vergeßlichkeit ausgeschimpft habe „für's Vaterland,“ daß die Magd ihm auch „ein rechtes Maul angehängt“ habe und davon gelaufen sei. „Und nun,“ setzte sie hinzu, „kann er sehen, wo er eine kriegt. Seit einem Jahr ist das die vierte, die er weggejagt hat, und schon ist eine Woche vorbei und noch immer hat er keine. Er kriegt auch keine, sag' ich, wenigstens keine ordentliche.“ Christine, die der Erzählung aufmerksam zugehört hatte, erwiederte: „Doch, Base, er kriegt eine, und ich hoff auch eine ordentliche.“ — „Wen denn aber?“ fragte die Base verwundert. — „Mich selber,“ versetzte das Mädchen. „Ich will zu ihm gehen und mich anbieten, und ich hoff', er wird mich nicht wieder fortschicken. Gleich heute will ich mit Euch nach *** — Ihr werdet so gut sein, mich über Nacht zu behalten.“

Man kann sich denken, welches Staunen diese Erklärung bei der Hubel, welchen Sturm sie bei der Mutter hervorrief. Aber alle Einwendungen und alle Vorstellungen, die man ihr machte, wurden de-

antwortet und blieben fruchtlos. Das Mädchen sagte zuletzt: „Auf is eine Gelegenheit hab' ich gepaßt, und wenn ich sie jetzt nicht benutzen wollte, wär's eine Sünde."

In ihrer Aufregung suchte die Alte wieder den Hans auf, theilte ihm ihr Leid mit und rief: „Nun, was sagst du dazu? Was hältst du von diesem neuen Einfall?" — Hans bemerkte ruhig: „Ich find' ihn ganz vernünftig. Wir haben hier nicht auf sie gerechnet und brauchen sie nicht. Da sie aber doch schwerlich mehr in die Stadt heirathet, so wird's gut sein für sie, wenn sie die Bauernarbeit wieder recht lernt; und beim Holzbauern ist sie in der besten Schule." — „Aber denk nur," rief die Glauning, „dieser jähzornige Mensch, der nach niemand was fragt! Wenn er in seiner Wuth ist, wird er sie verstellen vor allen Leuten wie ein Bettelmädchen!" — „Bah," versetzte Hans, „so arg ist's nicht! Und am Ende," setzte er lächelnd hinzu, „kann's ihr nicht schaden, wenn sie ein bischen unter die Fuchtel genommen wird."

Frau Glauning schüttelte bedeutend den Kopf, kehrte seufzend zurück und hatte keine Widerrede mehr. Christine packte Wäsche und Kleider zusammen und verließ gegen Abend mit der Base das Haus.

Am andern Morgen ging sie in den großen, stattlichen Hof des Holzbauern. Sie traf diesen vor dem Haus und eröffnete ihm ihr Begehr. Der Bauer, hochgewachsen, breitschultrig, von rothbraunem Gesicht und mit dem Gebiß eines Wolfs, schien von ihrem Ansehen nicht sehr erbaut zu sein und fragte, wer sie wäre. Christine nannte ihren Namen und ihr Dorf. „So," erwiederte er mit verdrießlicher Geringschätzung, du bist die? Hab' vorgestern von der Geschichte gehört. — Nun, und du glaubst, du könnt'st wieder eine Bauernmagd abgeben?" — „Ich hoff's, Herr Bosch," antwortete Christine dem Manne, der schon zweimal an der Spitze seiner Gemeinde gestanden hatte. — „Verstehst du denn die Arbeiten noch?" — „Was man von Jugend auf getrieben hat, verlernt man nicht in einem Winter." — „Kommt darauf an," erwiederte der Bauer. Und ihre Hand fassend und betrachtend sagte er: „Das Händle da scheint mir die Arbeit schon recht vergewöhnt zu haben." Er drehte sie hin und her und schüttelte mürrisch den Kopf. Das Mädchen konnte nicht umhin zu

lächeln. Ihre Hand, die man in der Stadt zu groß gefunden hatte, sollte nun wohl zu klein und zu fein sein. In der des Holzbauers war sie freilich klein; aber das war auch eine darnach, nicht sowohl eine Hand, als eine „Doap" erster Größe. — Doch sie mußte antworten und sagte so ernsthaft als möglich: „Die Hand da wird so viel schaffen als eine andere, und bei Euch, glaub' ich, wird sie bald wieder gröber werden. Uebrigens will ich mich Euch nicht aufnöthigen. Wenn Ihr mich wollt, so versucht's mit mir; sieh ich Euch nicht an, so sagt's, und ich geh meiner Wege." — Die entschlossene Sprache gefiel dem Holzbauern, der ohnehin nicht gemeint war, ein Mädchen, das er so nothwendig brauchte, wieder gehen zu lassen. „Der Teufel!" sagte er, „dein Maul geht ja wie ein Mühlrad. — Nun, probiren will ich's mit dir. — Viel trau ich dir nicht zu, das muß ich dir aufrichtig sagen; aber am End' — No, so komm 'rein zur Bäuerin', da wollen wir den Handel richtig machen."

Christine ging mit ihm in's Haus, bestand die Prüfung auch der würdigen Ehehälfte des Gewaltigen und war gedungen. Als sie, dem ersten Befehl gehorchend, die Stube verlassen hatte, sagte die Bäuerin: „Eigentlich ist das doch „a rechts Häa'le" (Hühnchen)! Ich glaub' nicht, daß wir die lang haben werden." — „Wenn's ihr nicht gefällt: bei uns," brummte der Bauer, „dann kann sie meinetwegen wieder zum Teufel gehen!"

VII.

Nachdem die Fluth der Ereignisse, wie wir sie im letzten Kapitel zu schildern versuchten, abgelaufen war, trat in dem Leben unserer Personen eine Ebbe ein, die für sie wohlthuend und nöthig war, uns aber als geschichtslose Epoche wenig zu sagen bietet. Das Außerordentliche hatte für jetzt ein Ende gefunden und alles ging seinen gewöhnlichen Gang. Hier und dort wurden die Arbeiten des Frühlings die Hauptsache und hier und dort sah man seine persönlichen Angelegenheiten durch sie in den Hintergrund gedrängt.

Von dem Frieden, den eine solche Epoche mit sich bringt, genoß übrigens am wenigsten die Wittwe Glauning. Sie mußte zugeben,

daß unter den obwaltenden Verhältnissen das Dienen ihrer Tochter eine Auskunft war; aber den gewaltigen Sprung von der Lehrersbraut und künftigen Oberlehrerin zur Bauernmagd konnte sie nicht verwinden, und es war ihr eine ängstliche Sache, das Mädchen, die ihre einzige Freude war, bei dem „Wilden," d. h. beim Holzbauern zu wissen und sich vorzustellen, wie er sie anfahren und herunter-machen werde.

In der Plage, die sie sich mit ihren Gedanken selber anthat, gesellte sich noch eine andere. Das Schicksal der Christine war zu merkwürdig, zu seltsam, als daß in den guten Freundinnen der Mutter und der Tochter sich nicht ein unwiderstehliches Verlangen hätte regen sollen, das Nähere darüber zu erfahren. In den Stunden der Muße kam nun eine um die andere angeschlichen, und den Versicherungen der Theilnahme folgten regelmäßig Fragen, welche die gute Frau sehr inkommodirten. Sie erklärte zwar die Vorgänge durchaus zur Ehre ihrer Tochter: aber was half das? Ein Gesicht wie beim Erzählen eines glücklichen Ereignisses konnte sie doch nicht machen. Und wenn die Freundinnen Christine lobten und hinzufügten: das hätten sie an ihrer Stelle auch gethan, und sie hätte sich benommen wie ein rechtes Mädchen, so klang dies in den Ohren der Mutter lange nicht so gut, als die Ausrufungen und Gratulationen geklungen hätten beim Verkündigen der Nachricht: ihre Tochter sei Frau Lehrerin. — Und wenn gar erst eine von der schlimmen Sorte kam und ein ungläubiges Gesicht machte und eine gewisse Schadenfreude nicht verbergen konnte und von den unschuldigen Fragen zu den spitzigen überging, da wurde die Situation der ehrgeizigen Mutter höchst fatal. Sie konnte nur mit Mühe die Ungeduld ihres Herzens bemeistern; ein paarmal, gegenüber von besonders Zudringlichen, gelang ihr dies nicht und sie mußte sich mit entschieden unhöflichen Antworten helfen. Damit gewann sie aber nichts: die Weiber entschuldigten sich heuchlerisch und lächelten dabei noch viel beglückter als vorher.

Doch die Zeit verging, das Mißgeschick der Familie wurde altmodisch, in einem Bauernhause des Orts gab es ein Aergerniß, das bedeutend von sich reden machte, obwohl es lange nicht so außerordentlicher Natur war, und die Glaubing bekam endlich Ruhe. —

Christine hatte schon zweimal Grüße geschickt und der Mutter zuletzt noch herunter „verbieten" (entbieten) lassen: sie sei gesund und es gehe ihr gut; der Holzbauer wäre nicht so bös, als man ihn mache, zum wenigsten meine er's nicht so bös, und ihr selber sei alles recht bei ihm. Diese Nachrichten trugen dazu bei, das Herz der Mutter zu beschwichtigen, so daß sie hie und da sogar wieder behagliche Stunden hatte. Sie wußte freilich nicht, was aus ihr und ihrer Tochter werden sollte. Sie wußte nicht, ob Hans gesonnen war, bei ihr zu bleiben, oder was er sonst im Sinn hatte. Der sonderbare Mensch arbeitete weiter, als ob er der Sohn des Hauses wäre. Er hatte von dem Ankauf des Gutes nicht mehr gesprochen, sagte überhaupt sehr wenig und wollte offenbar nicht gefragt werden. Aber konnte er nicht jeden Augenblick zu ihr kommen und sagen: er hätte nun eine gefunden, die ihm passe, er wolle heirathen und müsse nun entweder sein Geld oder das Gut haben? Diese Unsicherheit der Zukunft hatte nichts Tröstliches, aber vor der Hand war dem Herzen doch eine wirkliche Last abgenommen, und ein's in's andere gerechnet, konnte man sich in sein Schicksal ergeben. Die Wittwe nahm sich ein Beispiel an dem Vetter, und so hauste man zusammen weiter und ließ es, auf gut deutsch und auf gut ländlich, gehen, wie's eben ging.

An einem Sonntag in der zweiten Hälfte des Mai kam unerwartet eine Einkehr, in der Person der Base Hubel. Diese gehörte zu den Weibern, die gerne Neuigkeiten einsammeln und verbreiten, und deswegen auch öfter über Land gehen, wenn sie gerade Zeit und dem Mann gegenüber einen Vorwand haben. Diesmal hatte sie im Dorf eigentlich nichts zu thun; sie wollte nur erzählen und hören, und sehen, wie's bei der Glauning stehe. Zunächst richtete sie recht schöne Grüße von Christine aus. Auf Befragen der Mutter, was diese mache und wie ihr das Dienen anschlage, legte sie ihr Gesicht in bedenkliche Falten und bemerkte: „Ja, da wär' viel zu sagen! 'S geht ihr eben recht hart bei dem Menschen, recht hart!" — „So?" erwiederte die Mutter. „Aber sie hat mir ja sagen lassen, sie sei wohl zufrieden?" — „Ja sebt, Base, das ist eben zum Verwundern. Sie selbst thut, als ob ihr nichts zuviel und alles recht wär'. Sie schafft mehr als die andern, und besser. Aber anstatt nun ein Einsehn zu

haben und sie zu schonen, verlangt der alte Bär immer mehr von ihr, und wenn sie „in der Acht“ (unversehens) ein kleines Fehlerle gemacht hat, schnurrt er sie an. ‘S ist grad, als wenn der Teufel in ihn gefahren wär’! Eine andere wär’ schon lang davongelaufen. Aber wenn die Christine noch so meint, es müßt’ sein, sie wird doch auch nicht bleiben können: sie macht’s nicht aus auf die Länge.“ — „Du lieber Gott!“ rief die Mutter, „was sind das für Sachen! Aber wie steht’s denn mit ihrer Gesundheit? Wie sieht sie denn aus dabei?“ — „Wie wird sie aussehen, Base! Wie man eben aussieht, wenn man alles thun muß! Mager ist sie und „schwarz“ (braun) und gelb im Gesicht.“ — „Meine Christine!“ rief die Alte, wie von einer Schlange gebissen. „Aber das kann so nicht fortgehen, sie kann’s nicht aushalten, und ich darf’s nicht leiden.“ — „Das hab’ ich ihr auch gesagt, erst heut früh noch. Mädle, hab’ ich gesagt, das kannst du nicht prästiren, du bist’s nicht gewohnt und du schaffst dir die Schwindsucht an den Hals. Wenn du deinen Sinn nicht ändern und mit Gewalt dienen willst, so such dir wenigstens einen andern Platz; ’s giebt ja bessere. Aber was hat sie mir darauf gesagt? Grad der Platz ist mir recht und grad da will ich bleiben!“

„Da seh eins den eigensinnigen Kopf! Guter Gott! ’s ist ja grad, als ob sie sich expreß zu Grund richten wollte?“ Und die unglückliche Mutter wendete sich zu dem Vetter, der am Ofen „Spekel“ schnitzte zum Festmachen einer Hacke am Stiel, und rief: „Nun, Hans, was sagst denn du zu der Neuigkeit? Soll ich das dulden? Ist’s nicht meine Schuldigkeit, sie mit Gewalt von dem Menschen wegzubringen?“ — „Base,“ erwiederte Hans nach kurzem Besinnen, „Ihr wißt, daß ich nicht gern in anderer Leut’ Sachen rede; aber weil Ihr mich gefragt habt, will ich Euch doch meine Meinung sagen. Daß man sich die Schwindsucht an den Hals ärgert, mag sein, zum wenigsten sagt man so; aber daß man sie sich an den Hals schafft, hab’ ich noch nie gehört. Ich glaub’ auch nicht, daß es mit dem Aussehen der Christine grad so arg ist, wie’s die Bas Hudel macht. Die Bas red’t manchmal gern ein Bischen mehr, als an der Sach’ ist; und natürlich, wenn man über zwei Stunden Wegs macht, um etwas zu erzählen, so muß es doch auch der Müh’ werth sein.“

Hier verzog die Hubel bedeutend die Oberlippe; Hans aber, ohne ſich daran zu kehren, fuhr fort: „Runde und rothe Backen muß man grad nicht haben, ſonſt wär's bös für viele Leut' in der Welt. Im Uebrigen iſt die Chriſtine ein Mädchen, die ihren Verſtand hat und ſelber am beſten wiſſen muß, was ſie vertragen kann; ich mein' alſo, daß Ihr ſie laſſen ſollt, wo ſie bleiben will." — „Geh weiter!" rief die Hubel, „du biſt mir auch der rechte geworden! Wenn das die Chriſtine hörte, daß du dich jetzt ſo gar nichts mehr um ſie bekümmerſt, dann thät' ſie's kränken, recht in der Seel' kränken, das kann ich dir ſagen." — „Ich glaub's nicht," erwiederte Hans, der unterdeſſen aufgeſtanden war; „übrigens müßt' ich's mir gefallen laſſen, ich kann mich nicht anders machen, als ich bin." — Dann verließ er die Stube und hämmerte draußen die Sprikel ein. Die beiden Weiber ſahen ſich an und ſchüttelten den Kopf. „Wer hätte das geglaubt?" rief die Hubel. Und die Glanning jammerte: „Alle ſind verhext! Iſt das ein Elend!"

Manches wurde noch hin und her geredet. Endlich rüſtete ſich die Baſe zum Aufbruch und fragte, was ſie der Chriſtine ſagen ſolle. „Sie ſoll ſich ſchonen," rief die Glanning eifrig; und wenn ihr's der „Ummaſſel" zu arg macht, ſoll ſie zu ihrer Mutter kommen. Das ſag ihr!" — „Sagen will ich ihr's," verſetzte die Baſe; „aber ich ſorg', es wird nichts helfen."

Und es half nichts. Chriſtine hörte es, dankte der Baſe — und blieb. Gelegentlich ließ ſie der Mutter ſagen: ſie werde das Schaffen immer mehr gewöhnt, und man ſolle doch ja keine Sorge haben um ſie.

Mehrere Wochen gingen vorüber. Die Glanning war wieder ruhiger geworden, da ſie nichts Beſonderes von ihrer Tochter erfuhr, und ihr Herz hatte ſich wieder einigermaßen der Lebensfreude geöffnet. Nun brachte aber das Schickſal eine andere, ſtärkere Prüfung an ſie. An einem Sonntag in der Heuernte kam ein Beſuch von ***, der ſich mit einem Gruß der Hubel einführte. Es war eine Nachbarin derſelben, etwas verwandt mit ihr, weswegen ſie auch die Glanning ſofort mit dem Titel Frau Baſe anredete. Als die letztere nach den erſten Höflichkeiten und nachdem ſie ein gutes „Verbrod" auf den

Tisch gesetzt hatte, die Frau genauer ansah, merkte sie an einer gewissen bedenklichen Ernsthaftigkeit derselben alsbald, daß sie etwas Neues bringen werde von Christine, aber nichts Gutes. Sie erkundigte sich etwas kleinlaut, was ihre Tochter mache, und ob sie's noch anhalte in ihrem Dienst. „Noch immer, Frau Base," war die Antwort: „aber ich kann's Euch wohl sagen, 's wundert sich alle Welt drüber." — „Wie is's?" fragte die Glanning; „wird sie noch alleweil so hart gehalten?" — „Frau Bas," erwiederte die Andere, „ich hätt' mir nicht getraut zu erzählen, was vorgefallen ist; aber die Bas Hubel hat gesagt, weil ich hier grad etwas zu thun hätt', sollt' ich zu Euch gehen und Mittheilung machen, denn Ihr müßtet's wissen." — „Guter Gott," rief die Mutter, „was werd' ich wieder hören müssen!"

Und die Andere begann: „Wie Eure Christine, die's doch wahrhaftig nicht nöthig hätt', alles thun muß beim Holzbauern, wie er ihr mehr anhängt als andern, und wie sie auch wirklich mehr schafft als andere, das wißt Ihr schon; 's ist zum Verstaunen! Da ist nun vorletztags" (vorgestern) zum „Häar" (Heuernte) schön's Wetter kommen, und der Bauer ist wieder gewesen wie der „Massisch" und hat gemeint, alles muß auf einmal drin sein. Er hat gethan und gewirthschaftet an der Wies, daß „a Grana" gewesen ist. Am Himmel ist a Wollie gestanden, ganz klein und unscheinbar; aber er hat doch gesehen, das könnt' ein Wetter geben, denn gescheidt ist er, das muß man ihm lassen. Wie nun ein Fuder heimgefahren und die Christine unterwegen ist zum Abladen, hat er ihr noch nachgerufen, sie sollt' des Nachbars Wagen „verleihen" (entlehnen) und rauschicken. Nun, wie's einem eben geht — entweder hat sie's nicht recht verstanden oder sie hat's vergessen — du lieber Gott, was paßirt einem nicht in der Hauptsach, wenn alles auf einen hineinschreit? Die Bäuerin hat auch noch Eines was haben wollen von ihr, und wenn die red't, muß auch gleich alles laufen und springen; kurz, der Bauer wartet und der Wagen bleibt aus, aber das Wetter kommt am Himmel rauf. Da hättet Ihr den Mann sehen sollen! Rumgelaufen ist er wie „wüadeng" (wüthend), und wie er erst vom Nachbar gehört hat, daß der Wagen gar nicht bestellt worden ist, da ist's gar aus gewesen. Herrgott, Frau Bas, wie hat der die Christine hergestellt! Ich bin grad am Hof

vorbei gegangen und stehen geblieben; mein Lebtag hab' ich keinen Menschen so lästern hören. „Du dummes Thier! Du einfältiges Mensch! Bist „do'sohrad" (taub), he'! oder denkst an dein' Schulmeister, wann ich was sag'? Ich hätt' n' guten Lust und nähm' die Karbatsch und thät' dir die Gedanken austreiben, daß sie deiner Lebtag nimmer kommen." — Ach, Frau Bas, ich will nicht sagen, was er alles noch geschrieen hat. 'S ist so arg gewesen, daß die andern Ehehalten ganz blaß dagestanden sind und ordentlich verstarrt, und zuletzt auch die Bäuerin gerufen hat: „Jetzt sei still einmal und schäm dich vor den Leuten. Geschehen ist geschehen!"

Die Mutter war bei den Schimpfreden, womit ihr Kind befleckt worden, von der Bank aufgesprungen mit einer Miene, als ob sie das Schrecklichste vernommen hätte, und sogar die uns bekannte pflanzenruhige Taglöhnerin, die hinter dem Ofen gestrickt hatte, war herbeigeeilt. „Das ist meiner Tochter passirt?", rief die Alte zitternd vor Entrüstung, „meiner Christine? und sie hat dem Schandmenschen nicht augenblicklich den Dienst gekündigt und ist auf und davon gegangen?" — „Jede andere hätte das gethan," versetzte das Weib, „keine hätte sich das gefallen lassen." — „Ich wahrhaftig auch nicht," rief die Taglöhnerin, deren Backen sich gefärbt hatten, ordentlich aufgebracht. — „Die Christine," fuhr die Erzählerin fort, „hat sich's gefallen lassen und ist geblieben. Zuerst ist sie bestürzt gewesen und hat ihn mit großen Augen angesehen. Je mehr er aber gewüthet hat, je ruhiger ist sie geworden; und wie er endlich aufgehört hat, weil ihm ganz der Schnaufer ausgegangen ist, da hat sie gesagt: „Herr Bosch, ich seh's ein, ich hab' gefehlt. Verzeiht mir's — es soll nimmer geschehen." — Die Glauning war empört. „Das hat meine Tochter gesagt?" rief sie. „Mit der muß was vorgegangen sein. Es ist nicht anders möglich — bei der ist's nicht mehr richtig im Kopf!"

Das Gesetz der Schwere, wie man weiß, gilt in der geistigen Sphäre so gut wie in der materiellen. Die Schwäche gravitirt nach der Stärke; wer außer sich ist, strebt zu dem Festen und Gefaßten hin und klammert sich an ihn an, und zwar zunächst ganz instinktmäßig, ohne alle Reflexion und trotz aller Anprallungserfahrungen,

die man gemacht hat. — Diesem Instinkt zufolge suchte die Glauning den Vetter auf; sie traf ihn im „Emmenstand“ und erzählte ihm die Geschichte. Der Bursche horchte mit großem Ernst und die Mutter, die hierin Uebereinstimmung mit ihren Gedanken erblickte, schloß mit den Worten: „Nun wirst du mir doch Recht geben, wenn ich's nicht mehr leide, daß sie noch länger bei dem Menschen dient? Gleich morgen in der Früh' geh ich hin und nehm' sie mit nach Haus.“ — Hans, nach kurzem Schweigen, versetzte: „Wenn sie nun aber nicht mitgeht?“ — „Nicht mitgehen?“ rief die Mutter. „Das will ich doch sehen, ob ich über mein Kind keine Gewalt mehr hab'. Sie muß mit!“ — „Base,“ fuhr Hans fort, „übereilt Euch nicht und macht überhaupt die Sache nicht ärger als sie ist. Wenn man Heu hereinbringen will und durch den Fehler eines Dienstboten wird's verregnet, so ist das für einen Bauern eine sehr ärgerliche Sach'. Der Christine hat was gehört, und wenn der Besch es ihr nicht geschenkt hat, so ist das begreiflich.“ — „Aber so rasend, so abscheulich thun“ — — „Das will ich gar nicht loben,“ versetzte Hans. „Aber kennt man den Holzbauern denn nicht? Wenn der zornig wird, ist's grad, wie wenn ein Wetter ausbricht. 'S geht nicht anders, es muß raus aus ihm, er kann sich nicht anders helfen, und darum kann man's ihm auch nicht so übel nehmen wie andern Leuten. Das wird sich die Christine wohl auch gedacht haben und drum ist sie geblieben.“ — „In einem Hause, wo man einen so schandbar behandelt hat,“ erwiederte die Glauning mit dem Ausdruck der Entrüstung und Geringschätzung, „da bleibt man nicht mehr, wenn man ein ordentliches Mädchen ist. Und die da, die zu mir gesagt hat, daß man vor allem seinen Charakter und seine Ehr' behaupten müss' in der Welt — die will sich so was gefallen lassen!“ — „Sie wird eben unter Charakter und Ehr' etwas anderes verstehen, als Ihr, Base.“ — „Meinetwegen!“ rief die Mutter, erzürnt darüber, den Burschen gegen ihr Vermuthen auch diesmal im Widerspruch mit sich zu finden. „Ich leid's einmal nicht, daß sie noch dort bleibt. Und ich geh hin und hol' sie und mit Gewalt nehm' ich sie mit mir!“ — „Ihr kennt Eure eigene Tochter nicht,“ rief Hans mit Nachdruck. „Ich sag' Euch, sie geht nicht mit Euch!“ — „Das wird sich zeigen, — ich

thu's nicht anders und setz' alles in Bewegung." — „Dann, Frau Base," rief Hans mit strengem Gesicht, „dann macht Ihr einen thörichten Streich und kommt doch nicht zu Eurem Zweck. Die Christine, das könnt Ihr nun wohl sehen, hat sich was in den Kopf gesetzt und läßt sich nicht davon abbringen; und ich für meine Person, ich denk', ich kann's errathen. — Bah," fuhr er mit einem eigenen Lächeln fort, „an einem Schimpfwort stirbt man nicht — namentlich wenn man nicht ohne Schuld ist, und je mehr man aushalten lernt, desto besser ist's." — „Aushalten!" rief die Glanning; „Schande soll niemand aushalten." Aber nun wurde Hans aufgebracht. „Base," rief er, „ich will Euch meine Meinung rund heraus sagen. Ihr seid eine eitle Mutter und wollt nichts als Ehr' haben und flattiert sein und prangen mit Eurer Tochter. Euer Prangen ist Euch aber schlecht bekommen bis jetzt. Wer weiß, wer weiß, ob nicht Euch so gut als Eurer Tochter die Schande gebühret ist."

Die Alte war von vielen Worten getroffen — und entwaffnet. Sie ging niedergebeugt ins Haus zurück und sagte zu sich selber: „Der ist nun auch ein Satan geworden. — O ich unglückliche Mutter!" — Als die neue Base Abschied nahm, erbieth sie keinen andern Auftrag, als der Christine zu sagen, sie solle doch ja heimkommen oder in einen andern Dienst gehen und nicht mehr bei dem Menschen bleiben; es wär' ja ein Schimpf und eine Schande für die ganze Freundschaft.

Die Mahnung hatte aber denselben Erfolg wie die erste. Christine blieb und ließ bei Gelegenheit herumer sagen, es sei Alles wieder in Ordnung und Alles vergessen.

Mit der Satanschaft, welche die Glanning dem Vetter beilegte, war es freilich nicht weit her. Ich glaube, daß es an der Zeit ist, die Leser nun ein wenig mehr in das Herz des Burschen blicken zu lassen, damit sie das Verhalten desselben vollständiger begreifen und würdigen können.

Hatte die Natur den Hans nicht zu einem Satan bestimmt, so war er doch eben so wenig zu einem sogenannten „guten Menschen" geschaffen, d. h. zu einem, der aus Schwäche gegen andere und ihre Prätensionen die Pflichten verletzt, die er gegen sich selber hat. Unser

Freund sollte werden, was man auf dem Land einen rechten Mann — einen Ehrenmann nennt. Zu einem solchen gehört die Güte und die Großmuth, die in seinem Wesen lag, als nothwendiges Element, aber eine Güte und eine Großmuth, die weiß, was sie will, und sich nicht beikommen läßt, mit ihren Vorzügen den eiteln Trieben der Welt zu dienen. Die Lehre, die ihm das Schicksal gegeben, war nicht fruchtlos geblieben; er hatte etwas profitirt von seinem Leid und sich ein Benehmen vorgezeichnet, das er streng einhalten wollte. Er hatte sich vorgenommen, sich selbst höher zu achten, nicht zu thun, was andere, sondern was er selber für gut ansah, und den größten Schatz, den er besaß, nimmermehr an ein Wesen zu verschleudern, das seiner nicht werth war.

Als die Glauning ihm den Brief mittheilte, worin Christine das Auseinanderkommen mit Forstner meldete, war er zuerst hoch überrascht; denn auch er hatte an einen solchen Ausgang nicht mehr gedacht. Das Benehmen und die Ausdrücke des Mädchens gefielen ihm; er freute sich, daß sie den Menschen, dem er freilich nie recht getraut, nach Verdienst behandelt habe; er freute sich an ihrem Stolz und daß sie sich achtungswerther zeigte, als er von ihr erwartet. Zugleich hatte er aber ein Gefühl der Genugthuung, und er unterdrückte es nicht. Sie war gestraft — er gerechtfertigt. Sie hatte erfahren, wie viel mehr ein braves Herz werth ist, als ein glattes Gesicht, und das war ihr gut und heilsam. Sie hatte das Schicksal, das sie gewollt — sie mußte es hinnehmen.

Die Rückkehr des Mädchens änderte seine Empfindung in etwas, aber nicht in der Hauptsache. Ihr Aussehen, die Folge der erduldeten Krankheit, regte sein Mitleid an; er fühlte, wie es ihr zu Muthe sein mußte, und bedauerte sie von Herzen. Indem er überlegte, wie er sich gegen sie benehmen sollte, hielt er es in jeder Hinsicht für das Beste, sie mit Fragen ganz zu verschonen und zu thun, als ob nichts vorgefallen wäre. In seinem Herzen mußte freilich auch er sich fragen: was soll aus ihr werden? was soll am Ende aus uns allen werden? Er fühlte das Bedenkliche und Aengstliche des gegenwärtigen Zusammenlebens und dachte darüber nach, wie es allenfalls geändert werden könnte. Aber die Auskunft, die andern eingefallen war und die in

jenem Bauernhause den Streit zwischen Knecht und Tochter hervorgerufen hatte, stellte sich nicht einmal als Möglichkeit vor seine Seele. Ein Mädchen aus Mitleid zu heirathen und gar die Untreue zu belohnen mit dem Besten, was er hatte, das war nicht die Sache unseres Burschen. — Er konnte vergeben und vergessen, er konnte Freund und Vetter sein, er konnte Hülfe leisten und Wohlthaten erzeigen; aber Christine zum Weib zu nehmen, wär' ihm jetzt nicht eingefallen, auch wenn er sie noch geliebt hätte. Er verlangte von der Seinen, daß sie ihm in Lieb' und Treue anhänglich sei und ihn zu schätzen wisse nach Verdienst. Und wenn er auch aus der Noth eine Tugend machte, wenn er eine nahm, die er selber nicht liebte, wie er Christine geliebt hatte, dann mußte es doch eine sein, die ihn gern und an ihm ihre Freude hatte und die ihn höher achtete, als jeden andern in der Welt.

Daß ihn bei dieser Gesinnung die Erzählung der Mutter von ihrem Streit mit der Tochter, d. h. die Ansicht und die Hoffnung der Alten selbst, wie verzuckert sie ihm präsentirt wurde, empören mußte, leuchtet ein. Er empfand eine solche Wuth in seinem Herzen, noch einmal für den Gutgenug gehalten zu werden, daß er ein ungewöhnliches Zucken in seiner Rechten verspürte und die größte Anstrengung nöthig hatte, gegen die „dumm unverschämte Zumuthung" nicht loszuplatzen. Dagegen was ihm von den Reden der Christine mitgetheilt wurde, gefiel ihm und er freute sich ihrer „Einsicht."

Seinen ganzen Beifall hatte der Entschluß des Mädchens, als Magd zu dienen. Die Fragen, die ihn belästigten, fanden damit ihre Erledigung und das gegenwärtige häusliche Beisammensein ein Ende. Er mußte sich sagen, daß in Christine doch ein Geist wohne, der nach mehr aussehe, als er ihr bisher zugetraut hatte. Es war ihm recht, daß sie gerade zum Holzbauern kam, und er rechnete es ihr als Tugend an, daß sie ihn nicht scheute. „Bei dem," sagte er zu sich selber, „ist sie am rechten Platz, um das Frauenzimmer ganz wegzucuriren und wieder etwas nutz zu werden für das Dorf."

Die Berichte, die nach einander von den zwei Basen gemacht wurden, konnten seine Achtung vor ihr nur erhöhen und seinen innerlichen Beifall nur verstärken. Er überzeugte sich, daß Christine einen

Zweck habe, so zu handeln, und er glaubte ihn zu kennen. Da es nun gerade nicht nöthig ist, Philosoph oder Theolog zu sein, um zu wissen, daß eine unter gewissen Umständen, mit Fleiß und aus guten Gründen erduldete Beschimpfung keine Schande, sondern vielmehr Ehre bringt: da es zu dieser Einsicht genügt, nur kein Geck zu sein und das Herz auf dem rechten Fleck zu haben, so konnte Hans auch bei der zweiten Meldung nicht mit der Entrüstung und dem Lamento seiner Base harmoniren. Nachdem er dieser seine Meinung gesagt und in der Einsamkeit das Vernommene wieder überdacht hatte, rief er im Gegentheil zufrieden für sich hin: „Brave!"

Man würde unsern Freund mißverstehen und ihm Unrecht thun, wenn man glauben wollte, die Achtung, die er empfand, sei der Art gewesen, daß sie in natürlicher Steigerung zum Wiederaufleben seiner Liebe führen mußte und nicht mehr weit davon entfernt war. Er fühlte Respekt vor dem Respektabeln, er freute sich an dem Erfreulichen — nichts weiter. Alte Liebe rostet nicht, sagt das Sprüchwort; aber gerade bei den liebefähigsten Menschen kann sie unter Umständen doch etwas rostig werden. Die liebefähigsten sind nämlich in der Regel auch die liebenswürdigsten und fühlen und wissen, daß an der Geliebten eben ihre Liebe die höchste und schönste, d. h. die liebenswürdigste Eigenschaft ist. Wenn diese ihre Liebe nun dahinschwindet oder als bloßer Schein erkannt wird, dann schwindet für einen solchen Menschen eben das Höchste, das Licht und Leben der Schönheit hinweg, und die Flamme, die von der Anschauung dieses Höchsten genährt war, muß zu Boden sinken.

Unser Bauernbursche hatte treu geliebt in Hoffnung, wenn auch anfangs mit schüchterner Hoffnung; er hatte verziehen und wieder geliebt, als er in der Geliebten Reue und Liebe zu sehen glaubte; er hatte das Leid der unglücklichen Liebe im Grund seines Herzens durchgelebt und überwunden. Damit war's aber auch zu Ende.

In seiner jetzigen Gesinnung und in der Freude, daß eine Jugendfreundin, eine Verwandte von ihm sich so über Erwarten hielt, hätte er übrigens der Christine gern seinen Beifall kundgegeben und sie dadurch in ihrer Handlungsweise bestärkt; aber das ging unter den bestehenden Verhältnissen nicht an. Da bot ihm der Zufall unverhofft

eine Gelegenheit, für sie doch gewissermaßen etwas zu thun und zugleich, einem alten Groll genügend, sein Müthchen zu kühlen.

Eines Sonntags nach Tisch begab er sich nach Oettingen. Er hatte dort Einkäufe zu machen, ging hin und her und stärkte sich endlich durch ein Maß kühlen und kräftigen Sommerbiers. In rüstiger Stimmung und etwas unternehmungslustiger als vorher trat er aus der Wirthsstube auf die Straße. Kaum war er ein paar Schritte gegangen, als er von weitem eine Gestalt erblickte, die ihm bekannt war. Seine Augen täuschten ihn nicht, denn er hatte gute Augen — es war der Mann, der ihm sein ganzes Leben verdorben — der, welcher ihm das Liebste abwendig gemacht und es dann gekränkt und unwürdig behandelt hatte: es war der Lehrer Friedrich Forstner, der in Begleitung eines andern ihm entgegenkam. Als er ihn erkannte, so daß er nicht mehr zweifeln konnte, fuhr ein Zorn und ein Geist der Rache in ihn, der für den Menschen, der ihm sein Glück gestohlen, eine exemplarische Züchtigung verlangte. Allein er hatte Zeit zu überlegen; eine andere Stimme ließ sich in ihm hören und er sagte sich unmuthig und geringschätzig: „Ich kann's ihm nicht machen, wie er's verdient — der Kerl blieb' mir in der Hand." Das gute Glück hatte gleichwohl eine Art Genugthuung für ihn bereit. Forstner war mit seinem Begleiter — seinem künftigen Schwager Dobler — in eifrigem Gespräch; er erkannte den Hans nicht und sah nur im Allgemeinen, daß ein Bauernbursche auf ihn zukam. Von einem Gönner, den er besucht hatte, besonders freundlich behandelt, fühlte er sich noch etwas höher als gewöhnlich, und daß nun ein Bauernbursche, wenn er ihm begegnete, mit Respekt auf die Seite treten müsse, das verstand sich von selbst. Hans aber ging fest und gerade auf ihn zu; er wich, im Gefühl der Gleichheit, nur zur Hälfte aus, Forstner im Bewußtsein des Höherstehens gar nicht, und so stießen sie aneinander. Diesen Moment benutzte der Brave, um dem Zierlichen einen Ruck zu geben, daß er und sein Begleiter drei Schritte weit auf die Seite flogen und sich mit Mühe auf den Beinen hielten. Dobler raffte sich zuerst auf und rief zornig: „Was ist das für ein unverschämter" — — Aber Forstner hielt den Vordringenden bei der Hand zurück und rief ihm ein gedämpftes, warnendes „Ruhig" zu. — Er hatte den Vetter er-

kannt, sein Gewissen hatte sich gerührt und seinen Muth beschwichtigt. — Hans richtete seinen Kopf stolz empor und fragte: „Ist den Herren was gefällig?“ Es mußte ihnen wohl nichts weiter gefällig sein, denn sie wichen der „brutalen Gewalt“ und gingen rubig weiter. Der Sieger schien befriedigt und in männliche Gedanken verloren vorwärts. Plötzlich stieß er wiederum an und eine gewaltige Baßstimme rief: „Kreuzmillionen, was ist denn das?“ Er sah auf, erkannte den stärksten Burschen seines Dorfs, lachte gutmüthig und sagte: „Nichts für ungut, Bruder, ich bin in Gedanken gewesen!“ — Der Stattliche, wieder beruhigt, sagte mit Achselzucken: „Du bist aber „ebbes“ in Gedanken! Will das gar kein End' nehmen?“ — Unser Freund hätte zur Erklärung gern sein kleines Abenteuer erzählt; er fühlte aber, daß es ihm nur unliebsame Bemerkungen zuziehen würde, und schwieg und sprach auf dem Heimweg mit dem Kameraden nur über Gegenstände des Feldbaus.

Die Zeit der Ernte kam heran und gab auch im Hause der Glaumung vollauf zu thun. Es war sehr heiß diesen Sommer, man hatte viel auszustehen beim Schneiden und Sammeln; die Beschwerden der Mutter wurden aber dadurch noch vermehrt, daß sie sich die Leiden der Tochter vorstellte. „Gott,“ rief sie einmal aus, als die Sonne gewaltig niederbrannte, „wie wird es meiner Christine gehen! Die schwindet mir ganz zusammen diesen Sommer und wird alt vor der Zeit!“ — Hans, dem sie diese Worte zu Gehör geredet, lächelte und schwieg. Die Alte fuhr fort: „Wie sie wieder heimgekommen ist von der Stadt, bin ich froh gewesen, daß ich ihre Bauernkleider und sonstige Ausstaffirung nicht verkauft gehabt hab', denn ich dacht' mir: wer weiß, was geschieht! Aber jetzt, wenn sie so zusammengeht, wie ich höre, kann sie die Sachen ja doch nicht brauchen, und es wär' gescheidter gewesen, ich hätt' sie weggegeben.“ — Hans zuckte die Achseln; dann sagte er: „Was der Sommer nimmt, das bringt die Winterzeit wieder. Wenn's kühl wird und die Arbeit nicht mehr so schaut geht, dann wird sie schon wieder runder werden, Eure Christine. Und dann wird auch gewiß bald ein Hochzeiter da sein. Wenn sie ein Jahr beim Holzbauern gedient hat, dann hat sie die Prob' gemacht, und dann werden Burschen, die ein sauberes und fleißiges Weib

suchen, von allen Seiten kommen. Verliert den Muth nicht, Base! Solche Mädchen bleiben nicht übrig im Ries!“ — Ein tiefer Seufzer war die Antwort. Die Wittwe hatte ihre frühere Sicherheit ganz verloren; sie konnte nicht mehr glauben an ein Glück, und die Worte des Hans, die ihr wie Spott klangen, waren nicht geeignet ihren Geist aufzurichten.

Mühevoll — denn auf die heißen Tage folgte noch Regenwetter — und freudlos — denn sie wußte nicht, für wen sie sich eigentlich so plagte — ging die Erntezeit für die Glauning vorüber. Als die Feldfrüchte, auf die es hauptsächlich ankam, im Stadel geschützt waren, hatte sie doch wieder eine frohere Empfindung. Sie berechnete, daß sie vorwärts kam in diesem Jahr und von dem Ausfall des letzten etwas zu decken vermochte, und so etwas muß einer Person, die von Kindesbeinen an auf's „Hausen und Sparen“ gerichtet wird und nur durch die Ehre zu außergewöhnlichen Ausgaben vermocht werden kann, immer wohl thun.

An einem Sonntag im September, nach dem Essen, saß die Gute mit Hans an dem abgedeckten Tisch. Sie hatten eben zusammen eine Geldzählung vorgenommen, die in ihrer Zufriedenheit ausgefallen war, und erfreuten sich daher einer Stimmung, in der sie eine gemüthliche Ansprache hielten. Die Wittwe hatte dem Vetter eben wieder bedeutendes Lob gezollt, als die Thüre aufging und mit den Worten: „Gruß euch Gott miteinander!“ die Hubel in die Stube trat. Ihr Aussehen fiel dem Burschen im ersten Moment auf. Sie war nicht nur vergnügter als gewöhnlich, sondern zeigte auch eine eigenthümliche Feierlichkeit, wie eine Person, die sich bewußt ist, etwas in der Hand zu haben. Nach den ersten allgemeinen Fragen und Antworten rief die Glauning gastfreundlich: „Dasmal muß ich aber der Bas einen Kaffee machen — ich thu's nicht anders!“ — Die Hubel versetzte: „Ich hab' nichts dagegen: denn ich hab' heut' früher gegessen als sonst, von wegen weil ich bald wieder zu Hause sein will, und mir ist's „wäger“ (wahrlich) schon wieder „a viele eitel“ im Magen.“ — „Der Hans da,“ bemerkte die Wittwe, „kann dir unterdessen was Neues verzählen, oder du ihm.“ — „Wie's kommt,“ erwiderte die Hubel. „Gott sei Dank, jetzt sieht er doch wieder aus, daß man sich

ein Wort mit ihm zu reden gekannt!" — „Ja," sagte die Glanning, „ein wenig hat er sich gebessert," und verließ die Stube.

Sie wollte was Rechtes machen, denn ihre verständige Ansicht war immer: entweder gar keinen Kaffee oder einen guten. Gebrannte Bohnen waren in einem Haus, wo das Kaffeetrinken zu den Ausnahmen gehörte, natürlich nicht vorräthig, und ihr war das lieb; frischgebrannte gaben ein besseres Getränk, und wenn sie ein wenig zuviel fertig wurde, was schadete das?

Freilich dauerte es nun geraume Zeit, bis sie die blanken zinnernen „Kannen" (Kannen) füllen konnte. Als sie diese mit glücklicherweise vorhandenen Schwedennüssen in die Stube trug und auf den Tisch setzte, fiel ihr, die sich bis dem Auftreten der Base nichts Besonderes gedacht hatte, doch das Ansehen des Hans auf. Glänzend sah er da, ein freudiger und ein stolzer Blick ging aus seinen Augen, und noch dazu schien es, als ob er das Vergnügen, das er empfand, gar nicht allein heraus lassen wollte. — Verwundert sah die Witwe von dem einen zu dem andern und sagte dann: „Ihr müßt euch ja recht gut unterhalten haben. Den langen Zeit hab' ich den Hans nicht so hellauf gesehen!" — Dieser nahm sich zusammen und erwiderte: „Man weicht von allerhand. Und die Base da kommt unter die Leute und wird immer was Neues inne." — „Das ist wahr," sagte die Hubel, „und „ebbania" (etwanz, zuweilen) ist's recht gut, wenn man was erfahrt, und manchem geschieht ein Gefallen damit, wenn man ihm zu rechter Zeit was sagt."

Diese Reden und die beiden Gesichter dazu kamen der Glanning seltsam vor. Hatte die Hubel eine ausfindig gemacht, die den Hans wollte, eine schöne und eine reiche — am Ende eine Bauerntochter? Darnach sah er wahrhaftig aus! Und einem Buschen mit seinem Geld und mit dem Lob, das er hatte, konnte auch gar wohl ein solches Glück anstehen. — Ihr Herz war bei diesen Gedanken plötzlich schwer geworden; es kostete sie Mühe, die schickliche Freundlichkeit aufzubringen, mit welcher zum Trinken und Zulangen ermahnt werden mußte. — Nach einer längeren Pause, die mit dem Genuß und Lob des Kaffees ausgefüllt wurde, begann die Witwe: „Aber nun erzähl' mir doch noch etwas von meiner Christine. Ist sie immer noch so schmal?"

— „Stark iſt ſie nicht geworden," erwiederte die Baſe, „aber ſie iſt geſund und wohlauf." — „Gott ſei Dank!" verſetzte die Mutter, „das iſt doch das Beſt'. Und iſt derweil nichts mehr vorgefallen mit dem Bauern?" — „Nichts was der Rede werth wäre zu ſagen. Du weißt ja, der iſt eben, wie ihn unſer Herrgott erſchaffen hat, und wenn er bös iſt, wird er auch wieder gut." — Die Mutter erwiederte: „Was hilft's, wenn man einem den Kopf herunter geriſſen hat und will ihn dann wieder aufſetzen! — Aber was ſagt man denn bei euch im Dorf über ſie?" — „Nichts als Gutes, Baſe. Man ſieht, wie ſie ſchafft und aushält, und alle ordentlichen Leute ſchätzen ſie und loben ſie." — „Nun, das iſt doch ein Troſt," erwiederte die Mutter. Und mit einem Selbſtgefühl, das ihrem gedrückten Weſen eine Art Würde verlieh, ſetzte ſie hinzu: „Ein braves Mädchen iſt ſie eben doch, die Chriſtine. Und wer weiß, am End' gibt's auch für ſie noch ein Glück in der Welt." — Nach kurzem Schweigen bemerkte ſie: „Nun ſag' ihr aber, ſie ſoll mich endlich einmal beſuchen, jetzt, wo die Hauptarbeit doch gethan iſt." — Die Andere ſchüttelte den Kopf: „Darüber hat ſie ihre eigenen Anſichten, Baſe, ich glaub' nicht, daß ſie jetzt ſchon kommt. Beſuch du lieber mich einmal, dann kannſt du ſie bei mir ſehen." — „Iſt das eine Welt jetzt!" rief die Wittwe. „Die Kinder folgen ihrem Kopf und die Alten ſollen ihnen folgen! — Nun, ich will ſehen."

Das Geſpräch wandte ſich andern Gegenſtänden zu, wobei auch Hans wieder mitreden konnte. Endlich erklärte die Hutzel, es ſei die höchſte Zeit, ſie müſſe fort. Die Mutter gab ihr die Hand, dankte für den Beſuch und trug ihr Grüße an ihre Tochter auf. „Habt auch von mir Dank," fügte Hans hinzu, „und kommt gut heim." Die Wittwe ſah ihn mit einem Blick an, der wahre Gehäuftheit verrieth. „Nun," ſagte ſie, „läſſt du die Chriſtine nicht auch grüßen? Einen Gruß iſt ſie doch wohl noch werth, ſollt' ich glauben!" — „Meinetwegen," rief Hans, „grüßt ſie auch von mir!"

Am Abend ging der Burſche in's Wirthshaus. Der mannhafte Schritt, mit dem er auftrat, das Glück, das aus ſeinem Geſicht leuchtete, konnten nicht unbemerkt bleiben. „Was Teufel iſt denn mit dem Hans?" rief ein junger Menſch an einem Tiſch zu ſeinen Zechgenoſſen:

„der sieht ja aus, als ob er das große Loos gewonnen hätt'!“ — „Wird wohl endlich eine gefunden haben, die ihm ansteht,“ warf ein anderer hin. „Kannst Recht haben,“ versetzte jener Gewaltige, an den Hans in Gedanken in seinen Siegesgedanken angeschlossen war. Und mit einer gewissen großartigen Geringschätzung setzte er hinzu: „'S ist doch merkwürdig, was der Mensch auf d'Weibsbilder gibt! So'n Kerl, und läßt sich von der einen traurig und von der andern wieder vergnügt machen! Bah! das könnt' mir einfallen!“ — Der erste bemerkte: „'S ist so ein Stiller, der Hans, die sind alle so.“ — Und der zweite sagte: „Am End' ist's ihm auch zu gönnen, wenn er eine kriegt nach seinem Sinn. Die Christine hat ihm doch Verdruß genug gemacht.“

Hans war an einem andern Tisch niedergesessen, den etliche nähere Bekannte von ihm in Besitz genommen hatten. Nach dem Naturgesetz, das auf dem Lande wie in der Stadt, in der niedersten wie in der höchsten Schichte der Gesellschaft gilt, muß jeder, der ein auffallendes Vergnügen blicken läßt, geneckt werden. Dieß geschah denn auch unserem Burschen. Fragen wurden gestellt und Vermuthungen geäußert, die sich alle um den vorhin erörterten Punkt drehten. Hans war indeß nicht in der Stimmung ärgerlich zu werden, im Gegentheil, sein Humor stieg in Folge der Angriffe; er duckte einen, der sich ungeschickt dabei benahm, gehörig ins Wasser und bekam die Lacher auf seine Seite. Als er an einem andern Tisch Bescheid that, sagte einer der Bekannten: „'S ist schon richtig, er hat eine! — aber wen?“ — Man rieth hin und her, konnte aber nicht schlüssig werden und tröstete sich mit dem Gedanken, daß es jedenfalls wieder eine Hochzeit geben werde und einen lustigen Anfang.

Jeden Tag in der Woche erwartete die Gemeinde, daß der Vetter im Staat vor sie treten und sagen würde, er müsse über Land gehen; denn ihr saß der Gedanke, der in ihr aufgestiegen war, so fest im Kopfe, wie den Kameraden des Burschen. Als sie sich auch am Donnerstag getäuscht sah, meinte sie: nun wird er am Sonntag gehen. Und in der That, am Vorabend erklärte Hans, er werde morgen über Land — fahren. „Fahren?“ rief die Wittwe betroffen. — „Warum nicht?“ erwiederte Hans lächelnd. „Der Hiesinger leiht mir seinen

Braunen und sein Wägele. Und darf sich unser einer nicht auch einmal ein Plaisir machen?" — „Wegen meiner fahr' du," entgegnete die Glauning. „Du bist dein eigener Herr und kannst thun was du willst." — Sie that ihm aber nicht die Ehr' an oder sie hatte nicht den Muth, zu fragen wohin.

Am andern Tag, im Schein der Morgensonne, als der Bursche von ihr Abschied nahm, geruht wie nochmal einer, der „auf d'Schau" geht, hatte sie doch so viel Kraft erlangt, mit einer Art von Lächeln zu sagen: „Nun, Hans, ich wünsch' dir viel Glück! Du wirst dir hoffentlich nicht einbilden, daß ich nicht weiß, worauf du ausgehst?" — „Nein," erwiederte Hans gemüthlich. „Vor Euch kann man sich nicht verstellen, Base — und ich versuch's auch nicht. Was wollt Ihr? einmal muß man doch dran!" — Er gab ihr die Hand und verließ mit kräftigen Schritten den Hof. Die Base sah ihm nach. „Wie sicher er seiner Sach' ist!" dachte sie. „Nun, wenn er ein Glück macht, ich muß es ihm gönnen — allein um mich hat er's verdient." Diese Gedanken konnten aber doch nicht bewirken, daß sie sich über sein Glück freute; im Gegentheil, sie hatte ein Gefühl, als ob ihr der letzte Rest des ihrigen genommen würde.

Hans ging zu dem Bauer, den er Hiesinger genannt. Das Wägelchen stand im Hof, aber der Gaul wurde noch gefüttert. „Mach' „füriche" (vorwärts)," rief der Bauer dem Hansknecht mit Laune zu, „und spann an! In solchen Geschäften will man bald an Ort und Stelle sein." — Einige Minuten später, und Hans fuhr im Trab durch's Dorf. „Aha," rief einer von seinen Kameraden, der ihn sah, „nun werden wir's bald inne werden!"

Wenn die Glauning gesehen hatte, in welchen Weg der Bursche einlenkte, dann hätte vielleicht ihr Herz zu klopfen und wieder zu hoffen angefangen. — Die Leser haben das Ziel der Fahrt schon errathen — sie sind scharfsichtiger als die Bauern. Sie wissen, daß eine Geschichte nach ihrem Anfang und Verlauf nur Einen, d. h. eben nur den Ausgang haben kann, der im Verlauf begründet ist; und zwar nicht, weil es der Erzähler so will, sondern weil es bei den Personen, an denen es überhaupt etwas zu demonstriren liebt, das Schicksal so will, dem der Erzähler folgen muß. Könnte nach allem Bis-

herzigen ein Erfahrener noch in Zweifel sein, wohin das Vögelchen unseres Burschen rollte? Er fuhr dem Dorf zu, in welchem Christine sich befand. Er konnte es, er durfte es — er mußte es; und das hoff' ich jedem klar zu machen, wenn ich erzähle, was sich unterdessen begeben hatte.

Die Art, wie Christine bei dem Holzhauen ihre Pflicht erfüllte, zusammengehalten mit ihren ungewöhnlichen früheren Erlebnissen, hatte die Aufmerksamkeit des ganzen Dorfs *** auf sie gelenkt. Das Mädchen hatte die Zweifler und Spötter, die sich auch dort aufgethan, beschämt; ihr ausdauernder Fleiß in dem beschwerlichen Dienst hatte ihr nicht Geringschätzung, wie die Mutter gefürchtet, sondern Achtung, bei Einzelnen sogar Bewunderung erworben. — Mit der Zeit wird jeder Tugend ihr Recht auch in dieser ungerechten Welt. Die Anfeindung stumpft sich ab, das Gehässige wird langweilig und vergeht, die Anerkennung tritt an seine Stelle und besteht.

Bei Christine kam noch etwas anderes hinzu, was ihr eine besondere Bedeutung gab. Ihr Aussehen hatte sich nicht so geändert, daß man sie nicht mehr für ein ungewöhnlich hübsches Mädchen hatte müssen gelten lassen. Die frühere Fülle allerdings war nicht wiedergekehrt; aber die verhältnißmäßige Schlankheit, mit der sie aus der Stadt heimgekommen war, hatte in Folge der ländlichen Arbeiten einen gesunden Charakter erhalten. Ihre Gesichtsfarbe war keineswegs gelb, wie die Hubel auch für die erste Zeit übertreibend berichtete, sondern der ihr eigene brunnliche Ton war nur kräftiger geworden, hatte dann aber auch wieder einen Hauch frischen Roths erhalten. Sie war noch immer die „schöne Christine," die ehemalige Lehrersbraut und jetzige Bauernmagd; aber sie war mehr als das. Ihr Gesicht hatte einen eigenen höheren Charakter erhalten — den Charakter, der das natürliche Erzeugniß innern Lebens und einer Kraft ist, wie sie die Geprüfte besaß und bewies. Eine tiefe Leidenschaft, die man aus Stolz zu verheimlichen entschlossen ist; den Willen, eine Handlungsweise, die man als unrecht erkannt hat, zu büßen und sich in die Folgen seiner Schuld unbedingt zu ergeben; den Willen, seine Pflicht zu thun, wie schwer sie einem auch gemacht werde, und seine Ehre darein zu setzen, gerade da auszuhalten, wo andere nicht

die Stärke dazu fanden — dergleichen kann man unmöglich in Kopf und Herzen tragen, ohne daß der Abglanz davon auf dem Gesicht bemerklich würde. Ob sie nun im Haus, auf dem Felde thätig war, oder ob sie in der Kirche den Worten des Geistlichen horchte, die Magd Christine hatte etwas in ihrem Wesen, dessen sich kein anderes Mädchen im Dorf rühmen konnte. Die Töchter der wohlhabenden Bauern konnten den Kopf hoch halten und an Festtagen in ihrem besten Staat und ihrer Stellung sich bewußt mit fein geschlossenem Mäulchen anmutig über die Gasse sich schwenken, so fein und so vornehm sah doch keine von ihnen aus, wie unsere dienende Heldin, und aus keinem Auge blickte so viel Seele, als aus den uns bekannten graublauen, die mit dem Gehalt (wenn dieses Wort hier gestattet ist) auch an Umfang angenommen zu haben schienen.

Unter denen, die das Mädchen um ihr Verhalten zu tadeln wußten, stand eine Familie obenan, und zwar eine Bauernfamilie. Der Vater war ein Landmann der besten Art — einer von denen, die ihren Stand hoch halten, aber noch höher die Tugenden, die den ächten und rechten Bauer machen. Er führte mit Weib und Kindern einen musterhaft geregelten Haushalt, und die Folge war, daß er, der mit Schulden begonnen hatte, jetzt unter die Wohlhabendsten des Orts zählte. Der Kinder waren nur zwei, ein Sohn und eine Tochter, jener siebenundzwanzig, diese neunzehn Jahr alt, beide noch unverheirathet. Der Sohn, ein Abbild seines Vaters und nur etwas weniger lustig, als der Alte im ledigen Stand gewesen, befand sich wohl unter dem Regiment der Eltern, und darum und weil er einigermaßen scheu war und wählerisch, hatte er noch keine Frau gefunden und noch nicht den ihm gebührenden und bestimmten Hof erhalten. Die Tochter, ein angenehmes, gutes Geschöpf, trug schon ein Bild in ihrem Herzen, d. h. ein Mannsbild. Ein Bauernbursche, der alle Qualitäten besaß, die sie und ihre Eltern nur verlangen konnten, war ihr gewogen, und ihre Hochzeit stand in Aussicht, sobald der Vater des Liebhabers sich entschließe, den Hof zu übergeben.

Diese Familie war es, die unsere Christine von allen zuerst mit günstigen Augen betrachtete. Der Alte, der an ihr die guten Eigenschaften wahrnahm, die er von einem rechten „Bauernweibsbild" ver-

langte, rühmte sie, und Mutter, Kinder und Enkelkinder stimmten mit ein. Was man von ihrem Schicksal erfuhr, konnte dem Mädchen bei wohlwollenden Beurtheilern nicht schaden. Hatte sie schon als halbe Waisel in der Stadt gelebt, so war es um so verdienstlicher, daß sie eine so brave Magd wurde, und die Gerüchte, welche zuerst über sie umliefen, wurden durch ihren streng ehrbaren Lebenswandel vollkommen widerlegt. Sie war noch nicht sechs Wochen im Dienst, als der Alte schon zu seinem Weib sagte: „Wenn das Mädchen eine Bauerntochter wäre, eine bessere für unsern Sohn könnten wir nicht bekommen.“ — Nach und nach erfuhr man, was die Stimmung der einzigen Tochter immer noch mitgeben konnte, und wenn es auch nur den vierten Theil dessen betrug, was der Alte gab, so verfehlte es doch nicht, das Haupt der Magd in seinen Augen mit einem gewissen Schein zu umgeben. Endlich kam es dahin, daß der wackere Mann sich fragte: „Muß es denn gerad' eine Bauerntochter sein? Und wenn sie weniger hat als mein Sohn, ist ihr Fleiß, ihre Geschicklichkeit und ihre Tugend nicht mehr werth als Geld und Gut?“ Weib und Tochter, denen er seine Gedanken mittheilte, traten ihm lebhaft bei. Gutmüthig, wie sie waren, hatten sie das Mädchen in's Herz geschlossen, und die Tochter namentlich interessirte sich für den Heirathsplan mit dem ganzen Eifer einer liebesglücklichen Jungfrau. Sie sprach mit dem Bruder und brachte aus ihm heraus, daß er ganz im Stillen selber schon ein Auge auf Christine geworfen! — Allgemein war die Zufriedenheit über diese Entdeckung; nach der Ernte hielt man noch mal einen Familienrath und das Projekt gerieth zum festen Beschluß.

Das Mittel der Liebeswerbung konnte unter den gegenwärtigen Umständen allerdings nicht in Anwendung kommen. Wäre unser Freier auch der Mann gewesen, ein Mädchen durch Schmeichelreden zu gewinnen, so hätte er von dieser Fähigkeit gegenüber einer Magd beim Holzbauern doch keinen Gebrauch machen können. Aus allen Gründen mußte man den bewährten alten, auch jetzt noch immer praktischen Weg der Unterhandlung durch eine dritte Person gehen, und wandte sich an Base Hubel.

Hilf Himmel, welch einen Eindruck machte die Eröffnung auf die nicht sehr bemittelte Söldnerin! Ihr Bäschen eine Bauerin —

und was für eine! Sie selber zur Freundschaft einer der ersten Familien im Ries gedörig! Und sie hatte das in der Hand! sie sollte das machen — sie wurde darum gebeten! Das Entzücken der guten Frau war so groß, daß sie für den ersten Augenblick sprachlos dastand, weil sie ganz eigentlich den Mund nicht mehr zusammenbringen konnte, um Worte zu bilden, so daß Mutter und Tochter, welche die Eröffnung gemacht hatten, sich Mühe geben mußten, das Lachen, das sie ankam, zu einem Lächeln zu mildern. — Natürlich versprach die Gebetene, als sie endlich sprechen konnte, Alles. Die Sache war schon gemacht — sie brachte das Jawort der Christine heut Abend noch. Gott, welche Ehre war es für diese und welche Freude! Welche Ehre und welche Freude für die Base Glauning und für sie alle miteinander!

Mit brennendem Kopfe lief sie zu dem glücklichen Mädchen. Es war an einem Feiertag nach der Betstunde, und Christine konnte ihrer Einladung zu einer wichtigen Unterredung in ihrem Hause ungehindert folgen. Als sie allein waren, bedachte die Erfahrene, daß das Mädchen vielleicht vor Freude in Ohnmacht fallen könnte, wenn sie ohne weiteres ihren Auftrag ausrichtete; sie begann daher mit Reden, welche sie auf das beispiellose Glück, das ihrer wartete, vorbereiten sollten. Christine, ungeduldig, fragte, was es denn wäre. Die Unterhändlerin machte ihre Eröffnung triumphirend und in der sichern Erwartung, die Glückliche würde, außer sich, ihr nun den Hals fallen, mit Freudenthränen „ja, ja" rufen und des Dankes kein Ende finden. Welch ein Erstaunen, ja welch ein Schrecken, als Christine nach vorübergehendem, leichtem Rothwerden ernst und ruhig erwiederte: „Die Leute sind gut gegen mich und thun mir eine große Ehr' an. Ich dank' ihnen auch von Herzen dafür, aber ich kann's nicht annehmen, Base." — Die Hubel sah starr auf sie, wie auf eine plötzlich toll Gewordene. „Du willst's nicht annehmen?" rief sie endlich. — „Ich kann nicht," war die Antwort. — „Bist du rasend, Mädchen?" — „Nein, ich bin bei gutem Verstand. Geht zu den Leuten und dankt ihnen in meinem Namen recht schön, und sagt ihnen, ich kann nicht heirathen — weil ich überhaupt nicht heirathen will!"

Zu dem Erstaunen der Base gesellte sich jetzt die Entrüstung, der

Geist und die Autorität einer Mutter fuhr in sie, und sie stellte dem Mädchen vor, welch unsinnigen Streich sie mache, wenn sie eine der ersten Bäuerinnen im ganzen Ries werden könne und nicht wolle. „Hast du etwas gegen die Leute? Hast du etwas gegen den Menschen? Ist er nicht brav und geschickt und häuslich und ein sauberer Bursch obendrein?“ — Christine mußte das zugeben. — „Und du willst nicht? Du willst so ein Glück versäumen, mit Füßen von dir stoßen? Warum? weßwegen?“ — Das Mädchen, bewegt, geängstigt, rief: „Um Gotteswillen, Base, fragt mich nicht! — es geht nicht!“

In dem Kopf der Hubel blitzte ein Gedanke. „Wär's möglich,“ begann sie, „hattest du einen andern im Kopf? Denkst du vielleicht“ — (die Wangen des Mädchens begannen sich zu färben) — „kannst du deinen Schulmeister nicht vergessen?“ — Die Farbe verging wieder auf dem Gesicht der Gefragten und ihre Lippe verzog sich geringschätzig. Da ging der Base ein Licht auf wie eine Fackel; sie rief bestimmt: „Du hast den Hans im Kopf!“ — Eine glühende Röthe überströmte das Gesicht der Armen, sie zitterte — Thränen stürzten ihr in die Augen. — „Der ist's also! der Vetter! Himmel, was ist das!“ — „Ja,“ rief das Mädchen, die jetzt wirklich außer sich gebracht war, „der ist's! der beste Mensch, der bravste Mensch, und mir der nächste auf der Welt! Ich hab' schändlich gehandelt gegen ihn, er haßt mich, er verachtet mich, und er hat Recht, und ich will's nicht anders haben. Aber nun wißt Ihr, warum ich auf Euch nicht hören kann! Von krieg' ich nicht und werd' ich nicht, einen andern will ich nicht und mag ich nicht, und darum heirath' ich nicht und will als Bauernmagd leben und sterben!“

Die Frau, von der Leidenschaft des Mädchens überwältigt, verstummte. Sie kannte den Wunsch der Glanning, ihre Tochter an Hans verheirathet zu sehen; sie wußte, daß er der Mann war, ein Weib glücklich zu machen; aber wenn er sie nicht mehr wollte, war's nicht ganz widersinnig, wegen seiner ein ganzes Lebensglück aufzuopfern? Sie mußte doch noch ein Wort reden, die erfahrene Mutersmännin, und sie sagte daher, mit größerer Ruhe zwar, aber mit Nachdruck: „Mädchen, Mädchen, bedenke, was du thust! Ein solcher Antrag wird dir nicht wieder gemacht! Und wenn du ihn ausschlägst

um eines Menschen willen, der nichts mehr nach dir fragt — aus Eigensinn, aus Tollheit — es wird dich reuen, all dein Lebtag wird's dich reuen." — Aber hierauf erwiederte Christine bestimmt und entschlossen: „Base, ich hab' Euch gesagt, wie ich denke, und nun ist's genug. Streiten will ich nicht mit Euch. Redet also nichts mehr, es hilft Euch nichts, jedes Wort ist umsonst." — „Gut," versetzte die Hubel, „dann hab' ich wenigstens meine Schuldigkeit gethan und kann dich deinem Schicksal überlassen. Ich hätt' nicht geglaubt, daß ich von einem Mädchen, wie du bist, mit so einer Antwort zu solchen Leuten gehen müßt'. Aber sie warten darauf, ich hab' ihnen versprochen, die Antwort heute noch zu bringen, und ich will hingehen und sagen, daß du nicht willst und warum du nicht willst."

Christine stand erschreckt. Das Geheimniß, das sie bewahren wollte vor jedermann, war ihr entrissen, und jetzt erst merkte sie's. Scham und Angst bemächtigten sich ihrer und im dringendsten Tone rief sie: „Nein, das dürft Ihr nicht! Sagt, daß ich überhaupt nicht heirathen will, daß ich mich für solche Leute nicht gut genug achte, sagt was Ihr wollt, nur sagt nichts vom Hans! Es könnte herum kommen — er könnt's erfahren, und setzte sie heftig hinzu: er soll's nicht erfahren! Ich geh' nicht von Euch, Base, bis Ihr mir's versprecht! Gebt mir die Hand darauf, ich bitt' Euch, ich beschwör' Euch!" — „Gott," entgegnete die Frau, „ist das ein Kreuz mit dem Mädchen! Nun gut, ich versprech' dir's." — „Ich dank' Euch, Base," rief das Mädchen herzlich und gerührt; „ich dank' Euch für all Eure Güte und Freundschaft! Sagt den braven Leuten alles Schöne und Gute in meinem Namen; sagt, ich wolle gar nicht heirathen, und sie würden sehen, daß ich auch keinen andern nehme. Sagt ihnen, ich würde keine Seele etwas merken lassen von ihrem Antrag, und sie sollten sich jetzt eine bessere aussuchen, als ich bin, denn mit mir wäre ihr Sohn doch niemals glücklich geworden." Sie faßte die Frau bei der Hand und sah ihr in's Gesicht. Ihre Augen waren feucht geworden und füllten sich mit Thränen. Wehmüthig lächelnd, in liebevollem Ton sagte sie: „Ihr seid brav — ich kann mich auf Euch verlassen!" Und ihr die braune Wange streichelnd setzte sie hinzu: „So, nun geht und macht Eure Sache gut!" — Sie schüttelte ihr die

Hand und verließ die Stube, nachdem sie ihr nochmal einen bittenden Blick zugeworfen hatte.

Die Base Hubel gehörte indeß nicht zu jenen Personen, die, wenn sie ein Versprechen gegeben haben, nun auch glauben, es unter allen Umständen halten zu müssen. Im Gegentheil, sie hatte eine boreische Ader in sich, und wenn sie gutmüthig genug war, auf eine dringende Bitte ja zu sagen, so besaß sie doch auch den Muth, sich „nach Gestalt der Sach" von der übernommenen Verpflichtung selber zu dispensiren und ihr Wort zu brechen. Als sie allein war, rief sie daher: „Du einfältiges Mädchen! Nichts sagen vom Hans? Das ist ja das Einzige, was in deine Antwort ein bischen Sinn bringt und Verstand, so daß ich nicht ganz in Schand' und Spott dastehen muß vor diesen Leuten, und du mit mir! Augenblicklich sollen sie's erfahren!" — Um vieles langsamer dennoch, als sie es verlassen hatte, ging sie in das Haus des Bauern zurück, traf die Eltern und die Tochter und erzählte alles, indem sie nicht versäumte, über den Wahnsinn des Mädchens entrüstet ihr Verdammungsurtheil auszusprechen. Die wackern Leute bedauerten die Antwort von Herzen; aber — offen zu reden — ihre Betrübniß wäre doch größer gewesen, wenn der Kerb von einer in jeder Hinsicht Ebenbürtigen ertheilt worden wäre. Sie hatten doch daran denken müssen, welches Aufsehen die Verheirathung ihres Sohnes mit der Magd des Holzbauern machen würde, und der Umstand, daß nun dieses Aufsehen mit all seinen Unbequemlichkeiten wegfiel, erleichterte ihnen die Tröstung ihrer Seelen bedeutend.

Der alte Bauer klärte sich endlich auf und sagte zu der Hubel: „Nun habt Ihr Euer Geschäft aber erst halb gemacht." — Die ihrer vornehmen Freundschaft beraubte und darum niedergeschlagene Seldnerin sah ihn fragend an. — „Die Hauptsach' ist jetzt, daß Ihr die Christine und ihren Vetter zusammenbringt." — „Aber wie soll ich das anfangen?" rief das Weib. Der Bauer fuhr fort: „Hat nicht der Hans sein Bäschen für sein Leben gern gesehen?" — „Ja wohl," erwiederte sie; „aber jetzt will er durchaus nichts mehr von ihr wissen." — „Ganz natürlich! — weil sie ihn aufgegeben hat und er glauben muß, sie halte nichts von ihm und habe keine Zuneigung zu ihm. Geht aber jetzt nur hinunter und erzählt ihm, was die Chri-

stine gesagt hat und was geschehen ist, und dann seht zu, ob er noch immer nichts von ihr wissen will. Ich bin der Meinung (setzte er lächelnd hinzu), daß ihr noch immer Euern Kuppelpelz verdienen könnt." — Das Gesicht des Weibes erhellte sich bei diesen Worten. „Ihr könnt wahrhaftig Recht haben! — Aber darf ich denn auch alles sagen?" — „Alles," versetzte der Bauer, „mit der Bedingung, daß es unter der Familie bleibt." — „O, das versprech' ich mit Freuden! Kein Mensch weiter soll etwas davon erfahren!" — Beim Abschied reichte die Bäuerin der Guten die Hand und sagte: „Habt Dank für die Mühe, die Ihr Euch unsretwegen gemacht habt. Wenn auch nichts draus geworden ist, so bleiben wir doch gute Freunde." — „O," rief die Hubel, „das ist eine große Ehre für mich! — Und wer weiß, vielleicht kann ich Euch doch noch einmal auf eine andere Art dienen!"

„Was für gute Leute das sind!" rief sie mit einem Seufzer, als sie ihrem Hause zuging; „'s ist doch Jammerschade!" — Etwas indeß war ihr geblieben. Sie faßte nun das neue Geschäft in's Auge und ihre Seele erheiterte sich wieder. „Wenn das geräth, wenn die Zwei zusammen kommen und glücklich sind, dann bin's eben doch ich, die's gemacht hat und der sie danken müssen für ihr Glück, so lang sie leben."

Am nächsten Sonntag trat sie die Wanderung bei Zeiten an, um den Vetter sicher zu treffen, und erzählte ihm, während die Glauning den Kaffee machte, Alles und Jedes. Hans konnte nicht zweifeln: die Base beschwor ihre Aussagen bei allem, was heilig ist, und gab ihm in jeder Hinsicht die beruhigendsten Versicherungen. — Und nun erstand die entschlafene Liebe plötzlich, wie wenn ihr ein neues ächzerisches Werde zugerufen worden wäre. Der Deckel des Schreins, in dem sie verborgen lag, flog auf und sie glühte hervor und durchlohderte und durchleuchtete ihn mit wonneheller Glut. — Nun war's also doch geschehen, woran er nicht mehr glauben, worauf er nicht mehr hoffen konnte. Das Mädchen, das ihm lieber war als Alles, war sein! Sie war zur Erkenntniß gekommen, sie verstand ihn — sie liebte ihn — ihn allein und über alles! — O, nun war es besser als vorher — tausendmal besser! Er mußte ihr nicht nur vergeben — nein, Gott danken mußte er für den Weg, den sie geführt worden — Gott

danken für ihr Leid und ihre Erkenntniß, und sie lieben und ehren und ihr Leben versüßen und sie glücklich machen — glücklicher, wenn's möglich wäre, als er selbst würde! — Die Empfindungen des Glücks und des Dankes strömten durch sein Herz und erschütterten ihn so gewaltig, daß ihm Thränen in die Augen traten und die gute Verwandte in gerührter Theilnahme sich freute, daß ihr dieses zweite Werk gelungen war, und nicht das erste. Eine innere Stimme rief dem Glücklichen zu, vor der Mutter die Kunde noch geheim zu halten: er gehorchte der Hubel auf's freundlichste, seiner Base nichts zu sagen und sie auch nichts merken zu lassen, und eben so der Christine alles geheim zu halten. Die Hubel versprach beides. Sie kam der Mutter gegenüber der Forderung auch sogleich nach: der Liebende selbst aber vermochte es nicht, und die Gnädige hätte das Geheimniß errathen müssen, wenn ihre Gedanken nicht schon vorher auf falscher Fährte gewesen wären.

Das war es, was unsern Freund bewog, heute dem Dorfe zuzufahren, in welchem Christine lebte. — Und nun kein Wort mehr zur Erklärung seines Handelns.

Als das nette „Gefährt" im Sonnenschein über den trockenen Weg hinrollte, näher und näher dem lieben Ziel, da hatte unser Freund eine glückselige Empfindung, und die Wirkung davon ward sichtbar in seiner ganzen Erscheinung. Man weiß, daß George Sand — eine Schriftstellerin, der ich gern das heutzutage so sehr mißbrauchte Wort „genial" zuerkenne, ohne darum alles in ihren Werken für wahr und schön zu halten — Personen in relativer Häßlichkeit auftreten und nach und nach schön, ja unwiderstehlich anziehend werden läßt. Sie kann sich damit auf die Wirklichkeit berufen. Es giebt Gesichter, an denen sich gar manches auszusetzen läßt, sofern man sie nach einem Ideal der Formvollendung beurtheilt. Wenn aber die Seele sich entfaltet, wenn das Licht der Liebe, der Güte, des Glücks es durchleuchtet, dann ist ein solches Gesicht nicht nur charaktervoll, sondern schön; die Seele herrscht in ihm und schmelzt in allbelebender Stimmung die Theile zum harmonischen Ganzen; die Schönheit der Seele triumphirt über die Form und macht diese zur Trägerin und Verkünderin ihres Glanzes; ihre Flamme bricht durch und überstrahlt

die Züge und tilgt alles Widerstrebende darin hinweg. Daß ein solches Gesicht hernach das bloß äußerlich schöne in Schatten stellt, daß eine geliebte Person, die für seine höhere Schönheit empfänglich ist, sich davon entzückt, hingerissen fühlt, das ist durchaus natürlich — der natürliche Sieg des Innern über das Aeußere, des Geistes über den Stoff.

Wenn eine theilnehmende Freundin unsern Burschen heute gesehen hätte, so würde sie vielleicht gerufen haben: er sieht aus „wie verklärt;" denn dieses Wort ist unter dem Rieser Landvolk bekannt und wird ganz richtig angewendet. Und in der That, verklärt war das Gesicht des Guten, verklärt durch die Liebe, die der Gegenliebe sicher geworden, verklärt durch das Bewußtsein des Sieges, der zu der Liebe die Ehre gebracht hat. — Es ist eben doch schön, wenn man nicht mehr ganz allein auf sich und seine Tugend angewiesen ist, wenn man der Welt nicht bloß zu vergeben, sondern auch etwas zu danken hat, wenn die Kraft der Seele getragen wird von der Schwellung des Glücks, wenn zu dem Gefühl, den Sieg zu verdienen, die stolze Freude des wirklich errungenen Sieges kommt. Aus dem Gesicht des Liebenden sprach jetzt nicht allein das Glück und die Freude, sondern auch die Würde des Mannes, der sich endlich auf die Stelle erhoben sieht, nach der er getrachtet hat und die ihm gebührt.

Als der Wagen in das Dorf rollte, lag auf diesem eben das feierliche Schweigen des Sonntags: die Kirche hatte eben begonnen und die Gemeinde horchte dem Worte des Geistlichen. Hans fuhr in's Wirthshaus, versorgte mit dem anwesenden Knecht das Roß und ging dann im Hof umher. Die Glocke, die beim Vaterunser geläutet zu werden pflegt, verkündigte das baldige Ende des Gottesdienstes. Hans erwartete es, sah die Leute des Hauses und der Nachbarschaft von der Kirche heimkehren, und machte sich endlich selber auf den Weg, mit Herzklopfen zwar, aber mit dem überherrschten eines Mannes, der mit tiefer Zuversicht dem Erfolg entgegengeht. Er hatte sich vorgenommen, bei der Geliebten sich nicht ohne weiteres auf die Erzählung der Verwandten zu berufen, er wollte so ruhig, als es ihm möglich war, als Besuch auftreten, zuerst von andern Dingen reden und selber hören und sehen.

Als er in den Hof trat, sah er das „Mädle", d. h. die zweite Magd der Bauers. Er fragte nach Christine, indem er hinzufügte, er sei ein Verwandter und hätte mit ihr zu reden. Die Gefragte erwiederte, die Magd sei im Garten, und wies ihm den Eingang. Hans trat hinein und sah Christine von weitem Gemüse abschneiden, das ihr die Bäuerin zu bringen aufgetragen hatte. Sie war in der Kirche anwesend, hatte aber an dem warmen Tage den Kittel ausgezogen und suchte sich zu Boden in blanken Hemdärmeln, die indeß nur den Oberarm bedeckten. Als sie jemand gehen hörte, schaute sie auf. Sie erkannte den Vetter und sah erröthend vor sich hin.

Hans trat näher und sagte treuherzig: „Guten Tag, Christine!" — Die Gegrüßte dankte und erwiederte mit erkenntlichem Blick: „Du kommst heraus? Das hätt' ich wahrlich nicht erwartet!" — „Nun," sagte Hans, „ich muß doch auch einmal sehen, wie's dir geht." — Die Brust des Mädchens hob sich und ein leichter Strahl der Freude ging über ihre Züge. Sie versetzte: „Gottlob, mir geht's gut, ich bin gesund und zufrieden." Und in der That, so sah sie aus. Hatten Sonnenschein und Regen in Frühling und Sommer sie erfrischt und gelacht, so war sie in den letzten, weniger „nunnißigen" Wochen schon wieder auch etwas runder geworden und ihre ganze Erscheinung hatte den Charakter einer größeren sinnlichen Ruhe erhalten. Hans lächelte „Das freut mich," erwiederte er. „Du scheinst den Holzbauern nicht so schlimm zu finden, wie deine Vorgängerinnen?" — „Er ist auch nicht so schlimm," versicherte Christine. „Hitzig ist er freilich, und wenn er in seinen Zorn kommt, weiß er nicht mehr, was er sagt; aber im Grund seines Herzens ist er ein ehrlicher Mann und meint's besser als so ein glatter, süßer Schwätzer. Seit dem letzten Sturm im Hause" — setzte sie lächelnd hinzu — „kommen wir ganz gut mit einander aus. Ich paß' aber auch besser auf." Nach einem Moment des Schweigens ernster geworden, sagte sie: „Was macht denn aber meine Mutter? Ist sie doch wohlauf?" — „Ja wohl," versetzte Hans, „und auch zufrieden — bis auf die Gedanken, von denen sie zeitweis geplagt wird. Sie kann sich immer noch nicht drein finden, daß ihre Christine, ihre einzige Tochter bei einem andern dienen soll." — „O,"

rief das Mädchen, „daran wird sie sich eben doch gewöhnen müssen! Mir gefällt das Dienen, und ich bin lange nicht so vergnügt gewesen, wie jetzt.“ — Der Bursche betrachtete sie mit innigem Wohlgefallen. „Ja,“ sagte er, „du bist auch wieder eine ganze Magd geworden.“ Und mit gutmüthigem Stolz setzte er hinzu: „Das Bauernhandwerk ist halt doch das schönste und gesündeste, und über den Bauernstand geht nichts in der Welt!“ „Das ist wahr,“ erwiederte Christine, durch seine Anerkennung geschmeichelt und erfreut. „Drum will ich auch fortarbeiten, weil ich seh', daß ich's doch nicht ganz vergessen hab', und dann lernen, was ich noch nicht versteh', und das kann ich am besten auf so einem großen Hof wie hier. Sag' das meiner Mutter, sag' ihr nur, ich bin gern eine Bauernmagd und hoff's noch lange zu bleiben.“

Um den Mund des Burschen spielte ein fast unmerklicher schelmischer Lächeln. „Nun,“ erwiederte er endlich, „auf einem Bauernhof kann man auch etwas anderes sein als Magd. Du bist keine Magd, wie die erste beste, du bist das einzige Kind deiner Mutter, und wenn das der Rechte erfährt und wenn er sieht wie du schaffen kannst in einem großen Werk, dann könnten wir auf einmal hören, daß die Magd eine Bäuerin geworden ist.“ — Christine, des an sie ergangenen Antrages gedenkend, wechselte die Farbe und sah den Vetter scharf an; aber dieser hielt aus und verrieth keine Kenntniß der Sache mit keinem Zug. Das Mädchen entgegnete mit Ernst: „Ich trachte nicht so hoch hinaus; ich begnüge mich mit dem, was ich bin, und bleib' im ledigen Stand.“ Eine kaum Heiterkeit verbreitete sich über ihr Gesicht mit einem Hauch von Trauer gemischt, der sich noch im Ausdruck wahrer Theilnahme verlor. Sie sagte: „Aber von dir hört man jetzt, daß du an's Heirathen denkst. Nun, wundern wird sich niemand darüber. Du weißt ja, wie oft ich dir selbst früher zugeredet hab'.“ Und plötzlich erröthend rief sie: „Am End hast du schon eine? und willst mich zur Hochzeitmagd?“ — „Eins ist wahr,“ erwiederte Hans, „heirathen will ich.“

Das Mädchen erschrak bei diesen Worten, ihr Gesicht wurde blaß und im Augenblick darauf purpurroth. Aber nun war es zu Ende mit der Zurückhaltung des Burschen. Wie er die Zeichen der Liebe

an dem Mädchen erblickte, die er sich erkoren hatte, als sie fast noch im Kindesalter stand, wie er das Bild, das ihn im Spiegel der Seele entzückt hatte, mit Augen schaute, da schlug die Flamme seiner Leidenschaft durch, und mit jenem Blick unendlicher Liebe, den er früher nur verstohlen auf sie zu richten gewagt hatte, sah er ihr mutig und gerade in die Augen. Und sie verstand ihn — mit der Schnelle des Blitzes erleuchtete sie die Erkenntnis, daß er alles wisse, war erschüttert und befreit zugleich sie vor ihm. Hans nahm ihre Hand und sagte im herrischsten Ton: „Ja, Christine, heiraten will ich; aber ich brauch' keine Hochzeitsmagd, sondern eine Hochzeiterin!" Und als sie bei diesen Worten zucke, als ob sie sich ihm entziehen wollte, rief er: „Laß mir die Hand! — Die Base hat mir alles gesagt. Ich bin herübergekommen, um dich zu fragen, ob du mein Weib werden willst — und nun sieh' mich so an!"

Das Herz des Mädchens drohte sich im Busen um vor Wonne; aber noch wagte sie nicht, das ihr vom Himmel gefallene allzugroße Glück anzunehmen und sie rief: „Wie! — mich, die so gegen dich gehandelt hat — mich willst du zum Weib?" — „Still!" empfing sie Hans mit einer Bewegung, als ob er ihr den Mund zuhalten wollte: „Das ist vorbei und vergessen, und nun thu' die nicht selber Unrecht. Ich kenne kein Mädchen in der ganzen Welt, die ich für besser und für rechtschaffener halte und die ich höher schätze, als dich." — Nach dieser Ehrenerklärung, welche die Liebeserklärung viermal ergänzte und sanktionierte, sah das Mädchen mit dem rührendsten Blick der Liebe und des Dankes auf ihn. „Ja," rief sie mit Thränen in den Augen, „du bist eben immer der beste der Menschen! Wie viel hab' ich erfahren, wie viel hab' ich leiden müssen, um das einzusehen." Und während die Thränen über ihre Wangen rollten, vergaß sie alles und fiel im Drang ihres Herzens dem Guten und Treuen um den Hals und küßte ihn und weinte an seinem Gesicht.

Sie hatten Glück, die Glücklichen. Kein Wesen sah diesen Vorgang, der am hellen Tag und unter freiem Himmel auf dem Dorf höchst ungewöhnlich ist, ein einziges paar Schwalben ausgenommen, die auf dem Stadeldache saßen und die Flügel streckend neugierig herunterzulangen schienen.

Aber nicht lange mehr sollten sie ungehört bleiben. Indem der Erschütterung auf beiden Gesichtern innige Heiterkeit folgte und das Mädchen ihre Thränen mit der Sonntagsschürze trocknete, vernahmen sie von der Gartenthür her plötzlich den Ruf: „Aber was Kreuzdig ist denn das?“ — Sie sahen hin, in höchst eigener Person und in voller Autorität des Richters kam der Holzbauer auf sie zu. „Ei?“ rief er in Christine, „die Bäuerin wartet auf dich und du unterhältst dich mit einem — wer ist der Bursch da?“ — Hans trat mit festem Schritt vor den Gefürchteten hin und sagte: „Mein Nam' ist Hans Burger.“ — Der Bauer betrachtete ihn und rief sich erinnernd: „Ah so, du bist der!“ — „Ja,“ sagte Hans, „und die Christine hier ist mein Bäschen, und seit einigen Minuten — meine Hochzeiterin.“

Der Holzbauer stand überrascht und sah ihn groß an. Es war zu gescheit, um nicht einzusehen, daß seine Autorität jetzt ein Ende hatte; so schnell indeß konnte er das nicht einräumen. „Das Donnerwetter,“ polterte er mit einer eigenen Mischung von wirklichem Unwillen und gespieltem Zorn, „was ist denn aber das für eine Art? Du kommst so mir nichts dir nichts her zu mir und heirathest mir meine Magd weg? Da soll ja doch gleich“ — Hans, von diesem Spaß des Holzbauern ergötzt, entgegnete: „Ja, da kann ich nicht helfen, das Heirathen geht Allem vor.“ — „Hebt's der Teufel!“ brummte der Bauer. „Die bösen Weibsbilder laufen einem weg, und hat man eine, die ein wenig erträglich wäre, dann kommt so ein verfluchter Kerl und nimmt sie einem zum Weib! — Nun,“ sagte er mit einem satyrischen Blick hinzu, „und du willst's also wirklich riskiren? — mit der Frauen?“ — „Ja, Holzbauer,“ versetzte Hans mit der Laune des Glücklichen. „Nachdem sie ein halbes Jahr bei Euch gedient hat, mein' ich, kann ich's riskiren.“ — Der Bauer, der heute einen Sonntagshumor hatte und von Natur Spaß verstand, lachte. „Ja, ja,“ sagte er dann, „hast auch Recht — jetzt kannst's. Ich hab' sie dir gezogen und du kannst dich bei mir bedanken.“ — Indem er seine Zornanfälle auf diese Art sich als Tugend anrechnete, konnten die beiden Liebenden nur mit Mühe den Ausdruck ihres Vergnügens zurückhalten. Hans nahm sich indessen zusammen und sagte: „Ich dank' Euch auch, Holzbauer, von Herzen.“ — „Und ich desgleichen,“

setzte Christine hinzu, „bei Euch hab' ich g'rade g'funden, was mir fehlte, und ohne Euch wär' ich meiner Lebtag nicht glücklich geworden."

Der Holzbauer, wie alle Großen, war darum, weil er Schmeichelworte als etwas ihm Zukommendes betrachtete, für ihre Zuthat keineswegs unempfänglich. „Freut mich," erwiederte er, „daß ihr das einseht." Und in dem Gefühl seiner unleugbaren Güte setzte er hinzu: „Da sagt man immer, ich sei bös und schimpfe die Leute. Dumme Leute, Lappen, alberne Weibsbilder sind's, die so was sagen. Ich schimpfen! Einfältiges Lumpenvolk verfluchtes! — Ich verlang' was recht ist, und wenn etwas Dummes geschieht, laß' ich's nicht durchgehen; und so muß man's auch machen, sonst wird nie etwas aus den Leuten. Da hat man nun das Beispiel! — Nun's freut mich doch, daß ihr das einseht und daß man auch einmal seinen Dank bekommt in der Welt." Im vollen Genusse des Selbstgefühls hielt er ein bischen inne, ließ seinen Blick auf dem Mädchen ruhen und sagte dann zu Hans: „Noch ein Jährle, wenn ich sie hätt' — dann solltst du sehen!" — „Nein, nein," versetzte Hans lachend, „man muß nicht zu viel verlangen. Von jetzt an will ich sie schon selber ziehen." — Der Bauer sah ihn an, wie etwa ein Kaiser einen jungen Grafen ansieht, der sich auch fühlen zu können glaubt. Durch seinen guten Leumund, der auch zu ihm gedrungen war, schon für ihn eingenommen, fühlte er sich von seinem Wesen angesprochen und sagte daher mit der Miene huldvoller Approbation: „Nun, die Postur hast du dazu." — Hans bemerkte: „Bis der Hand, nämlich bis wir uns zusammengeben lassen, bleibt die Christine ohnehin noch bei euch, wenn Ihr nichts dagegen habt. Heute freilich möcht ich bitten, daß Ihr sie mit mir zu ihrer Mutter fahren laßt." — „Alles was Recht ist," versetzte der Bauer mit Würde. Und mit der Freundlichkeit, deren sein Gesicht überhaupt fähig war, sagte er hinzu: „Seid vergnügt mit einander und macht bald Hochzeit und ladet mich auch darauf. Ich komm', ich versprech's euch, und wär's nur, um die dummen Weiber zu ärgern. Dann sollen sie mir nochmal sagen, keine Magd könnt's aushalten bei mir und jede käm' in Unfrieden von mir weg! — Aber Sapperment!" rief er, sich plötzlich unterbrechend, „jetzt

müssen wir in die Küche!" Und zu Christine gewandt, setzte er hinzu: „Klaub das Zeug da zusammen und schneid' noch ein wenig ab. Ich will indeß zur Bäuerin gehen und dich entschuldigen; denn die könnt' am End' nicht so Spaß verstehen wie ich!" Und in einer Laune, wie man ihn seit langer Zeit nicht gesehen, schritt er hinweg.

Als das Mädchen zur Bäuerin kam, erhielt sie für die Schelt worte, die sie sonst zu erwarten hatte, einen freundlichen Glückwunsch.

Eine halbe Stunde später trat unser Paar in die Stube der Hubel, die natürlich augenblicklich wußte, woran sie war. Christine rief: „Ihr habt nicht Wort gehalten — Ihr habt mich verrathen!" — „Sei still, du dummes Ding," entgegnete die Base. „Wo wärt Ihr jetzt, wenn ich das Maul nicht aufgethan hätt'?" — „Ihr habt Recht gehabt," erwiederte die Glückliche und drückte ihr die Hand. Hans sah die Base heiter an und sagte dankbar: „Mir habt Ihr Wort gehalten." — Die Hubel versetzte würdig: „Wo ich reden muß, da red' ich, und wo das Schweigen nothwendig ist, da kann ich auch schweigen."

Man giebt mir zu, daß ich im Verlauf dieser Erzählung den Leser nicht mit der bekannten Versicherung behelligt habe, dieses oder jenes könne nicht geschildert werden, der Autor müsse die Ohnmacht der Darstellung bekennen, müsse es der Einbildungskraft der Leser überlassen, sich die Dinge auszumalen u. s. w. Eigentlich ist ja doch alles zu schildern, was lebt und sich offenbart und angeschaut werden kann, und jene Versicherung bedeutet darum auch in der Regel nur so viel als: ich bin nicht im Stande meine Schuldigkeit zu thun. — Zuweilen dürfte der Autor aber doch befugt sein, an die Phantasie des Lesers zu appelliren — der Kürze halber. Ich möchte darum jetzt die Freunde unseres Paares ersuchen, sich vorzustellen, mit welchen Gefühlen sie, nachdem sie im Wirthshaus die von Hans bestellte Mahlzeit eingenommen hatten, auf dem Wägelchen der Heimath zu fuhren. — Es giebt Momente, wo sich eine solche Fülle von Glück zusammendrängt, daß wir ein ganzes Leben voll Schmerzen dadurch aufgewogen sehen, Momente, wo in überschwänglicher Liebe zu Gott

und zu der Welt der letzte Hauch von Leid, der letzte Hauch von Schuld hinweggetilgt, in Seligkeit verschlungen ist.

Im Schwunge der Freude geberdet sich der natürliche Mensch frisch und lustig. In's Dorf einlenkend knallte unser zum Hochzeiter gediehene Freund, daß es eine Art hatte, und ließ das wohlgeschirrte Roß traben, daß die Leute ihnen nur nachsehen und ein paar am Wege stehende Freunde nur die einfachsten Laute des Staunens ausrufen konnten. — Der Gute eilte der Mutter zu, die trotz alledem und alledem nun auch wieder einmal eine Freude haben sollte.

Als er am Fenster des Hauses vorbei fuhr, erkannte die Glaunig nur ihn, der Kopf der Christine war verdeckt. Der Wagen rollte in den Hof. „Da haben wir's!" rief die Witwe, in's Herz getroffen: „nun bringt er sie mir gar in's Haus." Allein es galt ihre Ehre, sie drückte die Betrübniß in's Innerste ihres Herzens zurück und hatte eine würdig freundliche Miene zu Stande gebracht, als sie zur Begrüßung heraustrat. „Da ist nun die Hochzeiterin," rief Hans, „das heißt, wenn Ihr nichts dagegen habt!" Die Mutter, Christine erkennend, stieß einen Schrei aus und fing das vom Wagen steigende Kind in ihren Armen auf. „Gott sei Dank!" rief sie, und Thränen der Freude stürzten aus ihren Augen.

Bei dem besten Kaffee, den man jemals in diesem Hause trank, wurde die Mutter in das Geheimniß der letzten Vorgänge eingeweiht. Wenn ein moralisch ästhetischer Knauser vielleicht denken sollte, die Witwe hätte das Glück, solche Kinder zu besitzen, eigentlich nicht verdient, so beschämen wir ihn mit der Thatsache, daß sie bei Erwähnung der abschlägigen Antwort, die Christine dem reichen Bauernsohn gegeben, nur ein Augenblickchen eine curiose Empfindung hatte, sich aber durchaus nichts ansehen ließ und aufrichtigst ihren Dank gegen Gott wiederholte für den glücklichen Ausgang, und den Kindern gerührt ihren Segen gab.

Im Dorfe freilich wurde über Hans zunächst gar manches Näschen und manches Mäulchen gerümpft, wovon eigentlich nicht jedes die zierliche Benennung verdiente. In Kurzem war aber auch hier von dem wahren Sachverhalt Einiges durchgesickert, wir wollen ununtersucht lassen, durch wessen Vermittlung. Ein Name zwar wurde

nicht genannt, bald aber sagte eines dem andern: die Christine hätte gar einen Reichen und Großen haben können, wenn sie gewollt hätte, aber sie hat ihn ausgeschlagen, weil ihr der Hans lieber ist als Alle. Man begriff endlich das Paar, und an die Stelle der Kritik, die nicht mehr sachgemäß war, trat allgemein freundliche und achtungsvolle Theilnahme.

Hans hatte die Braut an jenem Sonntag wieder zum Holzbauern zurückgeführt. Hier, wo sie nun mit auffallender Rücksicht behandelt wurde, schrieb sie an die gute Base Kahl und meldete ihr Glück und den wunderbaren Weg dazu, und ließ an alle ihre Bekannten in der Stadt, an den Herrn Vetter, an Mamsell Adelheid und Susanne die schönsten Grüße ausrichten. Nach einer Woche lief die Antwort ein. Die Schreiberin freute sich unendlich, daß ihre Prophezeihung so schnell eingetroffen sei, und konnte die Theilnahme der Bekannten nicht warm und lebhaft genug schildern; ihr sei's gewesen, als ob eine Tochter, der Adelheid und Susanne, als ob eine Schwester das Glück gehabt hätte. Jetzt könne sie übrigens ihrem lieben Bäschen auch melden, was sie bisher sich nicht zu schreiben getraut, daß Herr Forstner schon seit drei Wochen mit der Wilhelmine verheirathet sei. Diesen könne sie aber, nach Allem was sie höre, keinen glücklichen Ehestand prophezeihen. Die Wilhelmine habe ihren jetzigen Mann schon ganz unter dem Pantoffel: außerdem sei sie eifersüchtig und hüte ihn wie ein Drache. Wenn das schon in der ersten Zeit geschehe, was würde der Mann erst später zu erdulden haben! Im Uebrigen müsse sie sagen, was wahr sei: vorgestern habe in der „Erholung" ein Concert stattgefunden und Herr Forstner habe auf der Violine gespielt, daß Alles Brave gerufen und Beifall geklatscht habe.

Bei dem letzten Satz lächelte Christine; es schien, als ob sie sich nicht unglücklich fühle, daß ihr künftiger Mann dieser Qualität entbehrte. Die Vorhersagung eines unglücklichen Ehestandes anlangend, dachte sie: die Base wird wohl übertrieben haben und meint mir vielleicht einen Gefallen damit zu thun; aber da kenne sie mich schlecht. Ich habe nicht das Geringste gegen diese Leute und gönne ihnen von Herzen alles Glück, das sie sich verschaffen können.

Aus der Zeit ihres Dienstes beim Holzbauer haben wir nur noch

wenigste zu berichten. Eines Abends, als sie eben vom Felde heimging, begegnete ihr vor dem Dorf jener Alte, der ihr die ehrenvolle Stelle einer Zöhnerin zugedacht hatte. Dem Mädchen klopfte das Herz in Dank und Achtung, und als sie ihm nahe kam, grüßte sie ihn mit einem Blick der liebevollsten Erkenntlichkeit und — Ardritte. Der Bauer lächelte und sagte, indem er ihr freundlich wie einem Kinde nickte: „Ich gratulire, Christine!“ Das vollendet heitere Ansehen des Alten hatte, wie wir gesehen wollen, noch einen andern Grund als seine Gemüthlichkeit. Christine war erlöst. Der Hirtel, der ihre Niederlage gegenüber den guten Leuten keine Ruhe gelassen, war eine große That gelungen; sie hatte für den Sohn eine angemessene, ihm an Stand und Vermögen völlig gleich und in jeder Hinsicht wunderbar passende für ihn, und die Unterhandlungen waren bereits dahin gediehen, daß der Heirathstag in naher Aussicht stand. Christine erfuhr es etliche Tage später, und diese Ausgleichung trug dazu bei, ihr die letzte Zeit bei dem Holzbauern zu der angenehmsten zu machen.

Im October lud Hans mit seinem Bruder, dem Schmied, und mit dem jetzigen Dorfschrer Freunde und Bekannte im Ries herum zu seiner Hochzeit ein. Er lernte den letzteren, den die Vereinigung der Seminarbildung mit einem wackern, schlichten, zufriedenen Sinn für eine Schulstelle auf dem Lande ganz besonders qualificirte, bei dieser Gelegenheit näher kennen und freute sich, an ihm künftig einen guten Freund zu haben und an der braven, muntern Frau desselben eine richtige, nützliche Bekanntschaft für Christine.

Mit der Erwähnung der feierlichen Einladung haben wir schon gesagt, daß die Hochzeit im Wirthshause gehalten wurde. So hatte es Hans gewollt. Alle Welt sollte die Christine sehen im brautlichen „Herbet,“ dem jungfräulichen Kopfputz: alle Welt sollte ihn an ihrer Seite erblicken, stolz und glücklich. — Es war eine große Hochzeit für ein solches Brautpaar, die meisten Geladenen, die zugesagt hatten, waren auch gekommen, und richtig befand sich unter ihnen auch der Holzbauer. Derselbe trank sich nach und nach in eine ausnehmend gute Laune hinein, die sich übrigens, bei gelegentlich an ihn gerichteten Fragen, mehr in ergötzlichen als höflichen Antworten kundgab. Nachdem

er einige wirksame Triumphe ausgefochten und namentlich auch seine Güte und Verträglichkeit in so kräftigen Ausdrücken vertheidigt hatte, daß ihm niemand zu widersprechen wagte, schöpfte die glückliche Christine aus seinem vergnügten Aussehen den Muth, einem uralten Verlangen nachzugeben und den Wunsch laut werden zu lassen, er möchte doch auch ein paar Reihen mit ihr tanzen. Der Hochzeiterin dies abzuschlagen, ging nicht wohl an, und außerdem konnte er durch Erfüllung des Wunsches am besten beweisen, wie gut man es bei ihm habe und wie vortrefflich sie mit einander ausgekommen seien. Deshalb unterdrückte er die bereits auf seiner Zunge befindliche Frage: ob sie toll geworden sei? führte sie unter allgemeiner Aufmerksamkeit auf den Tanzboden und drehte sich so stattlich herum, als es seine Leibesbeschaffenheit irgend zuließ. Nach den schicklichen drei Reihen wollte er aufhören; Christine, der es Vergnügen machte, den „Bilden" so zahm an der Hand zu haben, bat ihn noch um einen. Aber nun war seine Geduld zu Ende. „Geh zum — es geht nicht, Mädle! — Jungfer Braut, wollt' ich sagen!" — Hans, der heiter angeschaut hatte, nahm ihm die Tänzerin ab, und statt ihrer trat die Mutter in ihm und rühmte ihn, wie „feindle" (feindlich) schön er's noch könne und was für eine „grausame Ehr'" er ihnen angethan habe, daß er auf die Hochzeit gekommen sei. Zufrieden setzte er sich an Kanne, und während er auf den Tanzlorbeeren ruhte, sammelte er sich neue als Zecher und Redner.

Das Fest ging seinen fröhlichen Gang, der Abend kam heran. Die Ehrentänze, die bei solchen Gelegenheiten für das Brautpaar eine Pflicht der Höflichkeit werden können, waren gesang, der Hochzeiter und die Hochzeiterin setzten sich an den „Bräutetisch," an welchem sich dermalen nur die Mutter befand. Die Gäste waren zum größten Theil auf dem Tanzboden, wo der junge, lustige Hochzeitknecht berufsmäßig eine nach der andern in den Reihen geführt hatte und sich eben nach geheim erhaltenem Auftrag mit der Base Hubel herumdrehte, zum Lohn für ihre Verdienste. In der Stube waren nur zwei entferntere Tische mit Zechenden besetzt, die in lebhaften Diskurs gerathen waren und nur Aug' und Ohr für sich selber hatten. Gewissermaßen allein gelassen und von der Festesfreude schon etwas ermüdet, saßen unsere

drei Personen stille da und gaben sich ihren Gedanken hin. Die Musik draußen störte sie nicht, die bekannten Töne klangen freundlich in ihre Vorstellungen ein. Das Vergnügen, das Nachmittags hell auf ihren Gesichtern gelenchtet hatte, nahm nach und nach einen ernsteren Charakter an und ihre Mienen wurden feierlich, fast so wie sie in der Kirche gewesen. — Die Mutter sah zuerst aus ihren Träumen empor; sie ließ ihren Blick liebevoll auf den Beiden ruhen, die so ganz und gar zusammengehörig ihr gegenüber saßen, und sagte dann bedeutsam: „Wie lang hat's dazu gebraucht! Es ist doch wahrlich gerade, als ob's früher nicht hätte sein sollen!“ — Hans erwiederte auf diesen unwillkürlichen Ausruf in dem milden Tone, wie er tieferen Menschen in ernster Empfindung eigen ist: „Es hat auch wirklich nicht sein sollen, Schwiegerl! In der Welt ist's nicht jedesmal gut, wenn man ohne weiteres bekommt, was man gern möchte: man muß zum rechten Glück erst fertig gemacht werden. Ich hab' die Christine besser bekommen, als es früher möglich gewesen ist, und sie mich. Glücklich wären wir auch früher mit einander geworden, aber wir hätten nicht gewußt, was wir aneinander haben, und jetzt wissen wir's.“ Christine sah ihn bei diesen Worten mit feucht glänzenden Augen an und drückte ihm zärtlich die Hand.

Ende gut, Alles gut.

Der Michel und die Gret.

Wenn der Rieser nicht gerade zu der größten und stärksten Menschenart im deutschen Vaterlande gehört, so wird man ihm das Prädikat „wohlgewachsen“ nicht versagen können. Begreiflicherweise gibt es in dem volkreichen Gau allerhand, kleine und große, „wie's der Hirt zum Thor nausreibt“; in der Regel begegnen wir aber doch schlanken Personen von guter Mittelgröße und darüber. Enakssöhne — Burschc, die eine Verbindung von Größe, Schulterbreite und Gliederstärke zeigen, die wir mit Staunen betrachten — sind selten und kommen in andern deutschen Gauen häufiger vor; zuweilen gelingt aber auch im Ries ein solches Erzeugniß, und es wächst, sofern der Geist mit dem Körper nicht geradezu in Widerspruch steht, eine Person heran, die sich in ihrer Umgebung eines besondern Respekts zu erfreuen hat. Wenn sie einer freilich keinen Verstand, keine Würde und am Ende gar auch keine „Schneid“ hat, dann hilft ihm sein Körperbau nichts; man belegt ihn mit den despectirlichen Namen eines „Dreschlage,“ eines „unklamperen Kerls,“ verspottet und hänselt ihn. Sind ihm aber jene Eigenschaften, namentlich die letzte, in merklichem Grade verliehen, dann ist er in seiner Art eine Macht: man fürchtet ihn und schmeichelt ihm.

Zu den leiblich außerordentlichen Erscheinungen im Ries gehörte auch der Held der Erzählung, wenn wir diesmal die Leser zu unterhalten gedenken. Wir sagen mit Bedacht: der Held. Denn obwohl unsre Geschichte keineswegs eine Reihe von Thaten verführen wird, bei welchen die Stärke des Armes die Hauptrolle spielt, so hoffen wir jene, für einen Bauernburschen sonst nicht wohl passende Bezeichnung doch zu rechtfertigen.

Michel Schwab wurde im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts geboren. Der Vater, ein wohlhabender Söldner und auch schon ein ungewöhnlich großer und gliederstarker Mann, erlag einer bitzigen Krankheit in seinen besten Jahren. Die Witwe, die gut mit ihm gehaust hatte und den zehnjährigen Sohn über alles liebte, beschloß nicht mehr zu heirathen, damit ihr Einziger das ganze „Zuch" bekäme, wie es der Vater gehabt hatte. Sie war selbst eine stattliche Frau, freier Gemüthsart und regierte gern — ein Grund mehr, um als ehrsame Witwe fortzuleben und die erste Person im Hause zu spielen, bis sie die Herrschaft an den Sohn abtreten mußte.

Michel wuchs heran — die Augenweide und der Stolz der Mutter. In der Schule zeichnete er sich nicht besonders aus: sein Verstand war etwas langsam zum Begreifen, sein Gedächtniß zum Behalten von Sachen, deren Nutzen ihm zweifelhaft erschien, nicht sehr bereitwillig, und Ehrgeiz, der ihn hätte stacheln können, besaß er nicht. Er lernte nur, was nicht zu umgehen war, ging lieber auf's Feld als in die Schulstube, und empfand eine dunkle Sehnsucht nach der Zeit, wo er gar nicht mehr hineinmußte, außer an Sonntagen. Um so besser gedieh sein Körper. Er war offenbar der stärkste von den Buben seines Alters; die Mutter hielt ihn überdieß für den schönsten und war nach irdischen Begriffen wohl dazu berechtigt. Auf dem Dorf ist es vorzugsweise die derbe, robuste Schönheit, die eine ungemischte Bewunderung erweckt. Der Bauer hat auch ein Auge für zarte, feine Schönheit; aber wenn ein Kind mit einer solchen von ihm Lob erhält, so wird doch aus seinem Ton zugleich ein gewisses Mitleid herauszuhören sein, zumal wenn es ein Bube ist. Kennt er die Eltern gut, so erlaubt er sich in diesem Fall hinzuzusetzen: „a viele krätzenae könnt' 's freile sa'! Ne, 's kommt vielleicht no' noch!" Im Stillen denkt er aber: „Schad für des Büeble, daß er gar so elend ist!" Bei dem hübschen Jungen dagegen, der zugleich rothe Backen und tüchtige Gliedmaßen aufweist, gibt die Gratulation durchaus von Herzen und das Lob wird mit den Zeichen der Achtung ausgesprochen. „Kreuz's Blitz," ruft hier der Freund, während seine Augen im Glanze des Wohlgefallens blinken, — „des is a Kerl! Des gibt a Mannsbild! Des wearat a' paar (paar)

Aerm' zum Garba' nausgeba'!" Und er lächelt dabei mit Würde und nickt den Eltern seine volle Anerkennung zu.

In solcher Art wurde der junge Michel gerühmt, namentlich von Gästen aus andern Dörfern, die ihn längere Zeit nicht gesehen hatten, und am lebhaftesten von Weibern. So eine sagte wohl im Doppeleifer der Höflichkeit und der wirklichen Empfindung zu der Mutter: „Aber wie nix (euer) Michel widder g'wachs'n ist! Doh muße me nor so aufwondera' (aufwundern)! Und a Boschdur (Postur) und a G'sicht hot er grad wie sei' Vader! Wie ra'grissa' (herabgerissen, d. h. vom Vater)! Und die roth' Backa', die er hot! Und die schöa' braun' Oga'! Doh müsset 'r aber doch a rechta' Frad (Freud) haba' mit so'm Buaba' — net wohr, Bas?" — u. s. w. — Die Mutter suchte derartiges Lob, wie es der Brauch verlangte, wieder zu dämpfen, indem sie einwarf, daß in dem Alter alle Buben rothe Backen hätten, wenn ihnen grad nichts abginge, oder in Bezug auf besseres Lernen in der Schule und Angewöhnung besserer Manieren klagend ihre Bünche aussprach. Aber solche Einwendungen erfuhren natürlich die gehörige Widerlegung; und wer konnte es der Glücklichen nun verdenken, wenn sie, den schönen Versicherungen in ihrem Innern beistimmend, an ihrem Michel eine Art Wunderkind zu haben glaubte?

Als das ersehnte Ziel erreicht und der Bursche „in die Zahl der Erwachsenen aufgenommen war," entwickelte er sich indeß mehr nach seinen natürlichen Anlagen, als nach den Gesammtwünschen der Mutter; und die gute Frau mußte ihrerseits erfahren, daß es nichts Vollkommenes gebe unterm Monde!

Zum Theil zwar erfüllte der junge Michel nicht nur ihre Erwartungen — er übertraf sie. Er wurde größer als sein Vater und ragte bald ein andrer Saul über seine Altersgenossen hervor. Gestalteten sich die Züge verhältnißmäßig derb, so waren sie doch regelmäßig. Die bräunlich rothe Gesichtsfarbe paßte zu den Formen, die dunkeln Augen und das dunkle Haar waren unläuglich, und mit alledem konnte ihn die Mutter immer noch für den Schönsten im Dorf halten, wenn auch minder befangne Augen einigen andern Burschen den Vorzug geben mußten.

Das Bauernhandwerk lernte er gern und gut. Die Mutter hatte

zur Besorgung der Feldarbeiten ihres Vaters Bruder, einen alten Bauernknecht, ins Haus genommen. Dieser weihte den Burschen nach und nach in alle Künste der Landwirthschaft ein, und der Zögling machte sie sich ein wenig langsam, aber gründlich zu eigen. Er gewöhnte sich eine stetige Art zu schaffen an, die ohne Uebereilung auch zum Ziele kommt. Falls es aber gerade sein mußte — z. B. in der Erntezeit, wenn man vor dem drohenden Regen noch schnell ein Fuder hereinbringen wollte — da konnte er auch arbeiten „wie ein Roß!" Durch den trunkenen Eifer beflügelt, den im ächten Landmann die Nothwendigkeit aufzuregen pflegt, leisteten die gewaltigen Gliedmaßen Staunenswerthes; und wenn zufällig ein alter Bauer vorüberging, konnte er sich überzeugen, daß die jetzige Zeit doch auch noch Mannsbilder aufzuweisen habe und die tüchtigen Leute im Ries nicht aussterben würden!

Unter den ledigen Burschen im Dorf erwarb sich Michel eine außergewöhnliche Stellung. Schon als Bube hatte er im „Meestern" (Meistern), d. h. im Ringkampf, nicht nur seine Mitschüler, sondern auch ältere Bursche bezwungen und die Kniffe, womit die Schlaueren über ihn Herr zu werden suchten, durch überlegene Kraft wett gemacht. Er hatte verschiedene unverschämte Kerle in die Gränzen des Anstandes zurückgeprügelt, und die Partei, die ihn bei Schlaghändeln auf ihre Seite bekam, durfte sich für geborgen halten. Wie er als Lediger zuletzt „auf die Gass' ging," glaubten ihn zwei ältere Bursche, die bis dahin für die Stärksten gegolten, „für'n Narren halten" und vornehm behandeln zu können. Das „Getratze" führte zu einem nächtlichen Kampf, und dieser verlieh jedem die Ueberzeugung, daß die Gefürchteten ihren Meister gefunden hatten. Michel, von einem Kameraden secundirt, schickte die Gegner jämmerlich zerdroschen heim! — Von da an ließ man ihn nicht nur in Ruhe, sondern wich ihm bescheiden aus und behandelte ihn mit Rücksicht. Er kam nicht mehr in den Fall, die Stärke seines Armes geltend zu machen, außer wenn er sich bei einer entstandenen Prügelei bewogen sah, „auszuwehren," d. i. thatsächlich Ruhe herzustellen. Die Veranlassung dazu bot sich ihm nicht oft, aber vor etwa dreißig Jahren doch öfter, als es jetzt sein könnte, wo der kriegerische Geist der Rieser Bauernburschen durch

die fortschreitende Bildung und die Gendarmerie auffallend zurückgedrängt ist. Bei solchen Gelegenheiten pflegte Michel die Burschen, die sich ihm nicht fügten und immer wieder angriffen, mehr als just nöthig war zu puffen und dadurch den Glauben an seine Ueberlegenheit so aufzufrischen, daß zuletzt das ganze Dorf davon durchdrungen war.

In der angenehmen, behaglichen Stellung, die sich unser Mann erobert, bildete sich folgerichtig ein eigenthümlicher Geist in ihm aus. Obwohl von Natur nicht anmaßend, gewöhnte er sich doch einen kurzen, befehlenden Ton an, weil ihm nach seinem Gefühl kein anderer zustand. Er saß beim Bier unter seinen Kameraden in der Regel mit schweigsamer Würde, ließ sich unterhalten, belohnte den Spaß, der einem „Narra'sager" gelungen war, mit beifälligem Lachen, und spielte nur hie und da selbst einen Trumpf aus, der dann gerade nicht der feinste zu sein brauchte, um günstig aufgenommen zu werden. Wenn aber ein Streit entstand über Dinge, die er zu verstehen glaubte, so pflegte er zu entscheiden. Auch andern Disputen machte er zum öftern ein Ende, nicht durch ein siegreiches Argument, sondern durch die einfache, kräftig betonte Erklärung, daß man „d's Maul halten" solle! — Er war kein Liebhaber von vielen Worten, unser Michel — selbst nicht, wenn Andere sie machten; und wenn seiner Ansprüche im Umgang immer wenige blieben, so wollte er diese doch auch befriedigt sehen. Dank sei es dem Namen, den er sich erworben — unter seinen Kameraden setzte er seine Wünsche durch!

Das wäre Alles gut und schön gewesen, und eine Mutter hätte Ursache gehabt, mit so einem Buben zufrieden zu sein; aber das Bild hatte seine Kehrseite. — Michel nahm keine Manier an! Er kannte sich nicht abgeben mit Vettern und Basen, wie die Schwarzin es wünschte — er lernte keine Höflichkeit! — Schon als kleiner Junge, wenn ihn die Mutter in die Stube rief, um ihn einem besonders werthen Besuch vorzustellen, pflegte er ein „wild es" Gesicht zu machen, auf die gewöhnlichen Fragen, halb verlegen, halb trotzig, kurze, zum Theil verkehrte Antworten hervorzustoßen und sobald als möglich das Weite zu suchen. Dem Knaben wurde das verziehen, weil man doch sah, daß er's eigentlich so bös nicht meinte, und auch die etwas

beschämte Wittwe konnte über irgend eine komisch-alberne Antwort achselzuckend mitlächeln. Als er aber heranwuchs und seine Sache immer noch nicht besser machte, wurde sie höchst verdrießlich.

Der Bauer hat keine Zeit, die Unterhaltung als Kunst zu betreiben, und Gesellschaften im städtischen Sinn giebt es auf dem Dorfe nicht. Allein man empfängt doch Besuche und macht welche, es giebt fröhliche Zusammenkünfte, und dem jungen Burschen fehlt es keineswegs an Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen, wenn er eines hat, oder sich wenigstens in herkömmlicher Weise schicklich zu benehmen. — Bei Michel waren dem Erlernen auch solchen Benehmens zwei Eigenschaften hinderlich, die sich in ihrem Bunde unüberwindlich zeigten: Ehrlichkeit und — Faulheit. Seiner geraden Seele widerstrebte es, Dinge zu bewundern, die er nicht besonders, ja nicht einmal gewöhnlich gut fand; und in den Eifer, wo einem derartige Versicherungen allenfalls vom Munde gehen, sich hineinzureden, war ihm unmöglich; denn dazu hätte es einer Anstrengung bedurft, die ihm schon beim bloßen Gedanken abschreckend vorkam! So blieb es in der Regel bei einem schweigsamen Gesicht — einem „Hm," „Ja," „Jo" (ja doch), „Freile" und andern lakonischen Aeußerungen, womit sich Leute seines Gleichen aus der Affaire ziehen. Bei ungelegenen Fragen kam noch das im Ries sehr gebräuchliche „Bah" hinzu, das mit stark ablehnender, unter Umständen verächtlicher Miene hingeworfen wurde. Es war in der That unmöglich, in einer unvermeidlich gewordenen Unterhaltung sich kürzer auszudrücken als unser Michel, zum großen Leidwesen seiner Mutter, die ihn gern auch im Diskurs, wo nicht musterhaft, doch löblich gesehen hätte. Manchmal blieb es aber nicht dabei — manchmal, wenn man seine Ehrlichkeit allzustark reizte, platzte er direkt mit der Wahrheit heraus und beging damit eine Unschicklichkeit, bei der es der Mutter grün und gelb vor den Augen wurde. Sie gab sich alle erdenkliche Mühe, die grobe Rede zu vertuschen; wenn es aber nicht gelang und die beleidigte Person sichtlich böse dastand, dann übernahm sie die Rache selber, indem sie den Schuldigen für einen einfältigen Schwätzer erklärte, der nichts verstehe und ein Esel bleiben werde „all sein Lebtag!"

In der ersten Zeit folgte solchen Unterhaltungen in der Regel

ein Zwiegespräch, in welchem die Mutter dem Sohn in's Gewissen redete und ihn mit dem Nachdruck der gerechten Entrüstung über seine Mängel aufzuklären suchte. Als er sich einmal durch düstre Schweigsamkeit und kurze Antworten ausgezeichnet hatte, begann die Alte: „Aber ietz sag mer ner, Michel, wie isch (ist es) mögle, daß ma' se so benemma' ka' vor da' Leuta'! Ka'st denn ietz net ob a weng reda', wie's der Brauch ist, und a freundle's (freundliches) G'sicht macha'? Fällt der denn gar ner ei', daß d'alleweil debstoßt (dastehst), als ob d'r d'e Maul zuag'wachsa' wär'?" — Michel, etwas unmuthig, fragte wie er schon öfter gethan: „Ne, was soll i denn saga'?" — Die Schwabin kam in Eifer. „Was er saga' soll, fragt er me! — Was ander Leut' saget — Badde (alberner Mensch)! Merkst denn gar net auf? Host denn gar koe Hirna' (Hirn)?" — Michel über diesen Ausdruck verdrießlich, erwiederte: „I ka' des domm' G'säg (Gesage, Gerede) net leida'." — Aber nun wurde die Alte hitzig. „Wer sakt denn, daß d' a domm's (G'säg hara' sollst, o'verständenger Mensch? Ebbes G'scheidt's sollst reda', daß ma'n a'n Unterhalteng hot und vergnügt ist! Gang weiter. A Kerl so stark und so groaß wie a' Bohm (Baum), und hot net amol soviel Ver sta'd wie a' Schuelbilable! An dir wear' e no' a rechta' Frad (Freud) verleba', daß Gott erbarm'!" u. s. w.

Kräftiger noch war die Rüge, wenn Michel seiner Eyrlichkeit freien Lauf gelassen und die Wahrheit gesagt hatte, wo Höflichkeit an der Stelle gewesen wäre. Nach dem ersten auffallenden Verstoß dieser Art kam es zu folgender Scene.

Mutter. No ha'et (heut) host widder a Dommheit g'macht! Du bist doch der Dipplengit*) em ganza' Dorf (Dorf)! Sakt ma'n eem so ebbes en's G'sicht? Setzt ma' d'Leut so en Verlega'heit?

Michel (trutzig). S'ist ner d'Wera't (Wahrheit) g'wesa', was e g'sakt hab'!

Mutter (bitter lachend). D'Wera't! O du e'lemenger (unsin niger) Mensch! Sakt ma' d'Wera't, wann's e'gschickt rauskomm

*) Von Dürrel, einer Kopfkrankheit der Schafe, wobei sie sich wie blödsinnig benehmen.

und d'Leut verdrießt? — Was weara'n iez die dön der denka'? Und was weara's von d'r verzähla', wann's beem (heim) kommet!

Michel. Mei'mega' was went (was sie wollen)! I frog' nex dernoch!

Mutter. Ob rechet (auch recht)! Du frogst nex dernoch, wamma' de für'n Esel hält und dei' Mueter für a Weib, die de net zoga' hot? Du wurscht a saubers Mannsbild weara'! Du wurscht ischa' durch d' Welt komma'! — Iez möcht' i nex wissa, w'rom ih grad so gstreft den und so'n Narra' zum Soh' hab!

Michel (ärgerlich). No, iez isch gnuag! — — A'n andersmol du' es (thu ich es) nemmer!" —

Diese Zusage, die ihm das Verlangen nach dem Schluß erpreßt hatte, konnte der gute Michel indessen nicht immer halten. Wenn er aber auch in weitern Verstößen sich selbst übertraf — wenn er, zum Sprechen genöthigt, in seinem Widerwillen vollständig „aus dem Weg naus" redete oder, durch sein eigenes Schweigen belästigt, in der Zerstreuung und ohne Kenntniß des eben Gesprochenen eine Frage that, daß man ihn für „meschucka'" (ebräisch: verrückt) hielt — kurz wenn er auf dem eingeschlagenen Wege consequent fortging, so hörten die Predigten der Mutter doch nach und nach auf. Einmal wurde die wackre Frau müde, stets dasselbe zu sagen für nichts und wider nichts. Dann regte sich, je mehr er heranwuchs und Autorität unter den Dorfburschen erlangte, in Michel ein Geist der Widersetzlichkeit, der sich das „Reprmandiren" nicht mehr gefallen lassen wollte. Die Schwabin beschränkte sich zunächst auf einzelne kurze Bemerkungen, wie z. B.: „Ne, ha'et hest widder a Schluap (großes Maul) rabgb'ängt, des muß i saga'! Wann de nor em Spiegel g'scha' hätt'st — du hätt'st der gwiß selber g'falla'!" Oder: „Ha'et hest widder 'n Einfall g'hett (gehabt)! Wie d'nor drauf komma' bist! A'n Anderer brächt's net raus, er dürft' se Mila' geba'!" — Aber Michel wurde endlich auch dadurch verletzt und sagte einmal unmuthsvoll: „Iez laß me amol ganga'! I ben wie'n e ben, und durch dei' ewengs (ewiges) G'schimpf wear' e net anderst! Weam e net g'fall, der soll derhoemt (daheim) bleiba', oder — — i hätt' schier ebes g'sakt!"

Die Mutter seufzte. Sie mußte einsehen, daß sie sich in einem Punkte geirrt und ihr Sohn eben doch einen Fehler habe, und zwar einen großen, den er vielleicht nie ablegen werde. Aber noch blieb ihr eine Hoffnung. Michel war noch jung, es konnte noch werden. „Vielleicht geht's 'm", dachte die Gute, „wies scho' manchem ganga'n ist! — vielleicht wird 'r noch ga', wann 'm a Mädle g'fällt!" — Dieser Gedanke leuchtete ihr ein und rief eine Art von Lächeln auf ihr Gesicht. Es gab manche im Dorf, die ihr als Schwerin nicht unlieb gewesen wäre. Wenn Michel an einer seine Freud' hätte, sich „um sie herummachte" und sie zum Tanz führte, dann müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn ihm der Verstand nicht kommen und das Maul nicht aufgehen sollte! — Die gute Frau stellte sich das so hübsch und natürlich vor, daß sie recht erheitert wurde und auf diese Medizin das vollste Vertrauen setzte. Sie beschloß, ihn gehen zu lassen und zu warten.

Michel wurde neunzehn, er wurde zwanzig Jahre alt — und noch gefiel ihm keine. Die Mutter schüttelte den Kopf. Nicht nur, daß er keiner den Vorzug gab — er machte sich aus den Mädchen überhaupt nichts. Er lief ihnen nicht nur nicht nach, er wich ihnen aus oder that wenigstens, als sähe er sie nicht. An Lustbarkeiten nahm er Theil, aber nur, um sich in Mannsbildern zu setzen, die ohne Schatz waren, wie er. Mit diesen zechte, tanzte und diskurrirte er in der schon beschriebenen Art und ging endlich zufrieden nach Hause. Ein paarmal ließ er sich von einer Nachbarin, die einige Jahre älter war als er und ihm gegenüber eine Art von Erziehungstrieb spürte, zum Tanzen verleiten. Als aber nach dem zweiten Versuch eine alte Base zu ihm sagte, er tanze, daß „dem Teufel dran graufe", und er müsse es besser lernen, sonst wärs g'fehlt — da hatte dies nicht zur Folge, daß ers besser lernte, sondern ganz und gar aufsteckte. — Die Mutter wurde recht bedenklich, und an die Stelle der Hoffnung trat das Mißvergnügen und die Sorge.

Auf dem Lande heirathet man verhältnißmäßig früh, und früh knüpfen sich auch Liebesbündnisse. Zwei junge Leute, die sich gefallen, gedeihen eben darum bald zum Liebespaar, weil sie auch bald zum Ehepaar gedeihen können: und der Dorfgeschichten-Erzähler wird

nicht leicht in den Fall kommen, seine Leser für das Verhältniß eines Vierzigers mit einem zwanzigjährigen Mädchen interessiren zu müssen, was der Novellist der höhern Stände immer seltner wird umgehen können. Daß ein Sohn zu spät oder zu wenig nach den Mädchen fragt, ist ein Unglück, welches bäurischen Eltern selten begegnet. Oefter kommt es vor, daß einer in jungen Jahren zuviel darnach fragt und dann natürlicherweise Folgen sich ergeben, die den Eltern viel Verdruß machen können, in der Regel aber auch wieder eine gute Ausgleichung finden. Vernünftige Eltern wünschen niemals, daß ihr Sohn eine Liebschaft anfange, wenn er kaum ein paar Jahre aus der Schule ist. Aber wenn ein Jahr ums andere vergeht, wenn er in die Zwanzige eintritt und immer noch thut, als ob's gar keine Mädchen auf der Welt gäbe, dann findet man das auf dem Lande nicht natürlich.

Als Michel das zwanzigste Jahr hinter sich hatte, achtete es die Schwabin für ihre Pflicht, ihm in dieser Beziehung Ermahnungen zu geben — freundliche, liebevolle Ermahnungen: sie wußte ja, daß andere bei ihm nicht anschlugen! — Bei Gelegenheit eines Tanzes forderte sie ihn auf, ins Wirthshaus zu gehen und sich auch einmal ein Vergnügen zu machen. Er habe ja die letzte Zeit her genug geschafft, und für Leute seines Alters wären ja solche Gelegenheiten da. Michel antwortete, er wolle sich schon ein Vergnügen machen. Die Mutter schüttelte den Kopf und sagte: „I moe (meine) net, daß de widder he'setzst und rohchst aus dei'm Pfeifa'kopf — i moen, daß d'oh a Mädle nemmst und danzst mit 'r, wie ander' jung Leut'." — Michel schwieg einen Moment, dann sagte er: „du woescht (weißst), Mueter, d's Danza' frät me net." — Hier konnte die Mutter ihre Ungeduld nicht bemeistern. „Kott's Blitz, red net so! Fang's nor a', 's wurd de scho' fräa'!" — Und in freundlicherm Ton setzte sie hinzu: „Ha'et kommt dei' Bäsle von ** ins Wirthshaus, a saubers Weibsbild — ka' alle Arbet und hot ebbes! Des wär' a Dänzere für di! Mach de lusteng mit 'r (ihr), nemm's mit in d' Stub' nei' und loß 'r ebbes auftraga'. Kott's Kreuz nei', a Mensch, der ins oenazwanzengst Johr got." — „Aber i ka' ja net danza", entgegnete Michel. „D'Leut lachet me aus." — „Wie wursch (wirst

du's) denn aber learna', wann's net probierst?" versetzte die Alte. Learngeld bommer (haben wir) alle geba' müssa' — des verstot se. Aber die Bäbe, die wurd de scho' regiera'; die brengt de rom — doh ka'st de drauf verlossa'. — Komm, versprich mer's!" — „Ach Gott", erwiederte der gute Bursche mit einer Miene, als ob er Arznei nehmen sollte — „i due's recht o'geara'." — „Jetz verzürn' me net", entgegnete die Mutter, „oemol mueß sei', — „I hab' koe Gloech (Gleich, Gelenk) derzue," versetzte der noch immer Bedenkliche. — „Dommheita'! du host dei' grade Glieder! Und du ka'st ja doch bei der Arbet sprenga' (springen, laufen) wann's sei' muß!" — „Ja bei der Arbet!" erwiederte Michel, als ob er hinzusetzen wollte: das ist auch was ganz Anders!" — „Beim Danza' got's no' (noch) besser!" versicherte die Mutter; und indem sie ihn schmeichelnd auf die Schulter klopfte, setzte sie hinzu: „komm, sei brav, versuch's und due (thu) oh amol ebbes, was e (ich) geara' hab'" — Der gute Michel verspürte bei diesen bittenden Worten einige Rührung, und um der Sache ein Ende zu machen und loszukommen, sagte er: „No, i will seha'!" — „Also du willst?" rief die Mutter. — „Ja, ja", erwiederte Michel, „i will seha'!" —

Als er am andern Morgen in die Stube trat, fragte die Schwabin: „No, wie hot's ganga'?" — „Ganz guet", versetzte Michel. — „Bist z'recht komma'?" — „Des will i moena'", erwiederte der Sohn mit Selbstgefühl. — „No", sagte die Alte erheitert, „des hab' i ja g'wißt! — Host aber oh ebbes anstraga' lossa'?" — „Des net." — „Wie, 'r Dänzere, zu der ma' Froed (Freund) ist?" — „Ja so", versetzt Michel, „du red'st vom Danza'?" — „No, von was soll i denn reda'?" — „Ja, lieba' Mueter", erwiederte der Sohn mit einer Art von Bedauern, „des muß i d'r scho' saga': danzt hab' e net." — „Was? Aber du sakst ja —" „Ja", entgegnete der Enaksohn, „i hab denkt, du moest ebbes anderstes. 'S hot nämlich bald 'n kloena' Handel geba', und doh hab' e ausg'wehrt. Doh ist so a kloener Grippel (Krüppel; bedeutet hier bloß die Kleinheit) g'wesa', der gar koen Fried hot geba' wölla'. I hab' würde Ernst macha' müassa'! — Aber ietzt", setzte er mit Befriedigung hinzu, ietzt, hoff' i, wurd er oh an mi denka'!" — Die Mutter, ärgerlich, versetzte:

„Aber des wurd doch net eweng daurt baba'? Später wurd's doch oh no Zeit geba' haba' zum Danza'?" — „Ja", sagte Michel, „doh hab i nocht (nachher) mei' Unterhalteng scho' g'hett (gehabt), und i hab denkt: für ba'et isch gmuag!" — Die Alte wußte nicht, sollte sie weinen oder lachen über so einen Menschen. „No", sagte sie endlich, „i sig scho', an dir ist Hopfo'n und Malz verloara'!" — „Desdawega' (deßwegen) no net", erwiederte Michel behaglich, und ging langsamen Schrittes an seine Arbeit.

Trotz des schlechten Erfolges dieser ersten Ermahnung richtete die Mutter ähnliche noch zu wiederholtenmalen an den Sohn. Die gute Frau meinte: „'s ist doch a Vergnügaga, was i von 'm haba' will! 's ka' ja net sei', daß 'r gar koen G'falla' dra' fendt! 'S ist doch no a'n ieder endle drauf komma'!" — Allein ihre Bemühungen blieben fruchtlos. Einmal ließ sich Michel bewegen, noch einen Tanzversuch zu machen; aber abgesehen davon, daß er nicht das geringste Vergnügen dabei empfand, hörte er auch aus einer Ecke von zwei Mädchen ein „Kuttern" (gedämpftes Lachen), das er nur auf sich beziehen konnte, und in dem Aerger, den „Fratzen" zum Gespötte zu dienen, sagte er zu seiner Tänzerin: „So, ietz ist gmuag, ietz ka'st widder ganga'!" und kehrte in die Stube zurück, um seinen Unmuth zu vertrinken. Ein Kamerad, den er ank's Gewissen fragte, wie er eigentlich tanze, erwiederte mit bedeutungsvollem Blick: „Loba' ka'n e's net!" Michel nickte schweigend; und als er heimkam und seine Mutter wieder fragte, ob er „sich lustig gemacht" habe, antwortete er mit Unmuth: „Ja, danzt hab' e; aber desmol und mei' Lebteng net widder! Aus isch! Globst du, daß i da' Leuta' da' Narra' abgib? doh bild' i mer doch z'viel ei'! Kott's Kreuz-Taused" — — „Aber" — „Jetz hör' auf oder du machst me falsch! I will endlich 'n Fried' haba' mit dem Sakermentsdanza' doh! — 'S wär koe Wonder, 's käm' ebbes dabei raus!" — — Die Mutter sah den Burschen achselzuckend an und schwieg. Sie mußte sich überzeugen, daß an so einem Menschen kein Reden was helfen kann! In Gottes Namen! Sie hatte ihre Schuldigkeit gethan; und wenn er nicht mehr auf den rechten Weg zu bringen war — ihr konnten keine Vorwürfe gemacht werden. Hatte sie sich doch auch schon er-

beten, ihn selber tanzen zu „lernen“ (lehren)! Aber was hatte er drauf gesagt? „Mit mei'r Mutter z'tanza', kennt mer so gad für, daß mer übel wurd, ner wann e dra' denk'!“ Mit so einem Menschen fang' eines was an! Nein! — er soll thun, was er will! Und wenn er „a'n alter Esel“ wird und keine kriegt, soll er's haben!

Um es kurz zu machen — unser Bursche hatte das sechsundzwanzigste Jahr hinter sich — und noch konnte er das Tanzen nicht und noch hatte er keinen Schatz, geschweige denn ein Weib. Er näherte sich dem, was auf dem Dorf ein „alter Junga'sell“ heißt; denn wenn der Bursche einmal in der zweiten Hälfte der Zwanziger steht, dann kann er sich nicht mehr viel auf seine Jugend einbilden und es ist Zeit, daß er seine Wahl trifft. Hat er einmal „drei Kreuz auf'm Buckel (Rücken)“, dann ist er schon sehr anrüchig, und er muß andere Qualitäten bedeutender Art haben, falls er auf eine Dorfschöne noch Eindruck machen will.

Bei seiner Weise zu leben wurde Michel natürlich ein eigenthümlicher Kauz. Von Herzen gutmüthig, konnte er doch leicht und schnell böse werden, wenn man ihn durch eine Zumuthung belästigte oder durch Widerspruch reizte. Der kurze, befehlende Ton unter Kameraden wurde ihm zur andern Natur, er gebrauchte ihn ganz gemüthlich und hatte keine Ahnung davon, daß er einen Andern damit in einer Art anspreche, die er von ihm sehr übel aufgenommen hätte. Wer ihn zu behandeln wußte, konnte gleichwohl Alles mit ihm anfangen. Auf eine gute Rede, für einen guten Freund wär' er in's Feuer gegangen. Natürlich wurde er bei alledem kein großer Menschenkenner. Er bildete mehr die Gabe des Glaubens, als das Talent der Prüfung und Unterscheidung aus, glaubte an seine eigenen Einfälle und anderer Leute Versicherungen und handelte in diesem Vertrauen oft sehr naiv. Er gab im Dorfe zu manchem Spaß Anlaß, der gute Michel, und man lachte bei solchen Gelegenheiten weidlich über ihn — aber hinter seinem Rücken! Denn ihm ins Gesicht zu lachen, wollte doch Niemand räthlich finden! —

Die Mutter ließ ihn gehen. Am Ende, wenn er nicht heirathete, blieb sie die Herrin im Haus bis an ihr letztes Stündlein; und wir wissen, sie regierte gern. Aber ihr Muttergefühl überwog doch.

Eine rechte Söhnerin ins Haus und für sie „Enkala'" zu wiegen, wär' ihr doch lieber gewesen. — Wenn sie daran dachte, verlor sich ihre Zufriedenheit; sie schüttelte den Kopf und seufzte. Zuweilen tröstete sie sich selbst mit den Worten: „Was ka'n i macha'? 'Sist eba'n a Blohk (Block) und bleibt oer."

Damit aber that sie ihrem Sohn unrecht. Die Fähigkeit, die sie so gern bethätigt gesehen hätte, fehlte nicht, sie schlief nur und harrte ihrer Zeit. Und die Zeit kam endlich und eine neue Periode begann für Michel — die geschichtliche. Kurz: er sah „die Rechte" — die bestimmt war, sein Herz zu rühren. Und bei dem ersten Anblick schon wurde ihm höchst seltsam zu Muthe, und was die Mutter ihm vorgepredigt und was er niemals verstanden hatte, das begriff er mit einem Schlag.

Diese Rechte war Margareth, zweite Tochter eines Söldners und Maurers, dessen Haus in der nämlichen Gasse lag. Als „Greatle" war sie aus dem Dorf gekommen, um zu dienen — als „Great" kam sie wieder, da ihre ältere Schwester sich verheirathet hatte und der verwittwete Maurer sie im Haushalt brauchte. Vor vier Jahren, wo sie das elterliche Haus verließ, hatte sie noch wenig „gleich gesehen" (vorgestellt); jetzt verwunderte sich Alles über ihre „Aussicht." Sie war stattlich und groß — um ein Gutes kleiner freilich als Michel, aber doch das größte Mädchen im Dorf. Zugleich war sie ein sehr hübsches Mädchen. Sie gehörte zu jenen gesunden, kräftigen Blonden, welche das heiterste Bild froher Weiblichkeit gewähren. Ihre Züge waren regelmäßig, die Gesichtsfarbe hell; die Backen hatten nur einen leichten rosigen Anhauch, aber desto röther waren ihre Lippen; und wenn sie lachte, war es ein Vergnügen, ihre weißen Zähne durchblinken zu sehen. In gemüthlicher Aufregung pflegten die Flügel ihrer wohlgebildeten Nase sich etwas in Bewegung zu setzen, was auf ein lebhaftes Temperament schließen läßt. Allein wer ihre ziemlich hohe, klare Stirn sah und ihre hellen blauen Augen, der erkannte in ihr ein Mädchen, die zu gescheidt war, um ihrem Temperament die Zügel schießen zu lassen. In der That war sie ein fröhliches, aber unverdorbenes Geschöpf; vielleicht eben darum unverdorben, weil sie fröhlich war und nach der Arbeit in Scherz

und Spiel ihre Erholung und Befriedigung fand. Sie war das letzte Jahr zu Nördlingen im Dienst gewesen, und es hatte ihr an verliebten Nachstellungen durchaus nicht gefehlt. Allein Margareth war ein ächtes Bauernmädchen — ein rechter „Bauernbursche" ging ihr über Alles, und da sie so einen noch zu bekommen hoffte, so konnte ein „Neatlenger Da'le (Daniel; Spottname der Nördlinger unter den Bauern)" keine Macht über sie gewinnen. Im Uebrigen war das Schaffen ihr Vergnügen. Sie gehörte zu den Personen, denen nach dem Rieser Ausdruck „etwas aus der Hand geht" — die nicht lange fackeln und herumtappen, sondern die Sache gleich recht angreifen, und die gerne arbeiten, weil sie immer etwas Ordentliches fertig sehen.

Gewiß ein Mädchen, der es anstand, das Herz unsres Burschen in Bewegung zu setzen. Wäre Michel geschickter gewesen, so hätte man sagen können: sie war unter den Mädchen des Dorfs, was er unter den Burschen. Allein unter den gegenwärtigen Umständen ragte sie über ihn empor, und das war auch nöthig, wenn sie ihm Stehen einleuchten und den Selbstgenügsamen zu der Erkenntniß bringen sollte, daß ihm doch noch etwas fehle und daß er sich um etwas zu bemühen habe.

Als Michel ihr das erstemal begegnete und sie ihm guten Tag bot, sah er sie verwundert an und erwiederte stehen bleibend: „I muß scho' sag'n" — Das Mädchen, ihm zu Hülfe kommend, rief: „Du kennst me g'wiß nemmer, Michel? I ben d'e Maurers Margret!" — „Kreuz Blitz", erwiederte Michel, „'s ist wohr! — Aber du bist ja a Feya'mädle worra'" — Der Ausdruck „Feya'mädle", obwohl eine tüchtige Person bezeichnend, klang doch von einem Burschen zu einem hübschen Mädchen nicht besonders artig und rief auf dem Gesicht der Gret ein Lächeln hervor. Sie sagte ein wenig schnippisch: „Ihr Mannsbilder meenet wohl, wir könnet alles areas worra'? Aber manchmal g'rothet (gerath) von e'o doch eb erna'! — Ne, gedda' Merga'" — Sie ging weiter. Michel hatte mechanisch das „gedda' Merga'" wiederholt und sah ihr jetzt mit einer curiosen Empfindung nach. Endlich sagte er: „Die ist ja a verfluacht saubers Weibild worra, die Gret! Wer hätt' des g'lebt (gedacht)." Er

drehte sich um und ging weiter; aber das Bild der Gret stand immer vor ihm und seine Gedanken konnten nicht von ihr loskommen. Es gährte und „grubelte" in seinem Herzen, und nachdem sein Mund eine halbe Stunde geschwiegen, verrieth er die Beschäftigung seiner Seele, indem er plötzlich murmelte: „A saubers Weibsbild, wahrle' A Madle, wie von Wachs!"

Der Keim war in unsern Burschen gelegt. Bei weiterem Nachdenken erkannte er immer mehr, daß die Gret diejenige sei, die er haben möchte, zum Schatz — zum Weib! Er begriff, wie man einem Mädchen nachlaufen könne; denn eigentlich wäre er der Gret jetzt selber gern nachgelaufen! Was ihm früher zuwider gewesen, das erschien ihm jetzt lieb und angenehm. Es dünkte ihn schön, sehr schön, mit der Gret eine „Ansprach" zu halten, sie zum Tanz zu führen, sie ordentlich herumzudrehen und ihr richtig auftragen zu lassen! Was die Mutter früher umsonst gewünscht hatte, jetzt hätte er's ausführen können Alles miteinander! — — Allein er wäre nicht Michel gewesen, wenn er die Sache nun so angegriffen hätte, daß er zu seinem Zwecke gelangen mußte.

Zuerst überlegte er, und dabei kam ihm ein Skrupel, der ihn höchst bedenklich machte. „Wann's de aber no net mag' du? Wann's de auslacht' hät und du ständest doh" — — Es ging ihm heiß durch die Brust bei diesem Gedanken und er sah gewaltig finster für sich hin. Michel hatte nichts von der Eitelkeit, die junge Bursche glauben läßt, jedes hübsche Mädchen müsse sich in sie verlieben; aber um so mehr besaß er jenen Stolz, für welchen der Gedanke, sich verachtet zu sehen, empörend ist. Wenn Er, der niemals nach den Mädchen was fragte, der ihnen auswich, der zu wiederholten Malen erklärte, er könne ihr „G'läg" nicht leiden — wenn er, der Michel, vor dem Alles Respekt hatte, nun plötzlich einer nachginge und schlecht ankäme! Wenn sie ihn verspottete und es käme heraus und das ganze Dorf spottet über ihn — — Ein Kernfluch entrang sich bei dieser Vorstellung seinen Lippen. Nein, so durfte er sich nicht in Gefahr begeben. Das mußte klug und vorsichtig — sehr vorsichtig angefangen werden.

Er faßte den Entschluß, keinem Menschen zu sagen, wie's ihm

war. Zur Mutter zu gehen und ihr zu beichten, er hätte ein Mädchen gern, wäre ohnehin nicht in seinem Charakter gelegen; nachdem er aber so lange ihren Ermahnungen widerstanden hatte, wäre sie die letzte gewesen, der er seine Bekehrung hätte vertrauen mögen. „Vor der Hand" sagte er endlich zu sich selbst, „will i scha', wie's geht! — Und was will e? Z'erst muß e ja doch eh d's Mädle nommel (noch mal) betracht'; vielleicht g'fallt's m'r nemmer so."

Mit dieser Hoffnung täuschte er sich freilich. Als er sie wieder sah, gefiel sie ihm nicht weniger, sondern noch viel besser als das erste Mal. Sie hatte just ihren schönsten Tag, war in ihrer heitersten Laune und glänzte vor Vergnügen!" — Das Herz des Guten klopfte, als er sie grüßte, und er hätte jetzt nicht stehen bleiben und mit ihr ein paar Worte reden können! Eine höchst ungewohnte Aufregung trieb ihn an ihr vorbei, und erst als er ein paar hundert Schritte gegangen war, beruhigte er sich wieder. — „Des ist nex g'weis'," sagte er endlich zu sich selbst und schüttelte höchst ernsthaft den Kopf.

Er war gefangen, der arme Michel. Er hatte seinen Theil — und konnte sehen, wie's ihm ging. — In dem schönen Ansehen der Gret kamen zuletzt noch die Urtheile, die er von Andern über sie hörte. In diesem Punkte sind wir Alle Menschen! Wir lieben die Geliebte um ihrer selbst, um der Schönheit und Tugend willen, die uns aus ihr entgegen leuchtet. Allein wenn sie nun auch von Andern gerühmt wird, so hat das nicht zur Folge, daß unser Wohlgefallen an ihr sich mindert — im Gegentheil: das Lob, was ihr gesungen wird, ist ein Hauch, der die Flamme unsres Herzens oft noch viel stärker anblasen kann. Michel horchte herum, indem er mit gutem Erfolg den Gleichgültigen spielte; denn die Liebe schärft den Verstand aller Wesen. Und wie er nun hörte: „a g'schickt's Mädle — a schöas Mädle — a bravs Mädle" — ja, von einem alten Kenner „a Staatsmädle," da war's ihm zu Muthe als wenn er dieses Mädle kriegen müsse, koste es was es wolle. Er fühlte einen unwiderstehlichen Trieb, sie wieder zu sehen — und ging ihr nun extra zu Gefallen.

Nachdem er sich ein paarmal umsonst bemüht hatte, kam sie ihm eines Nachmittags mit einer Kameradin entgegen. Er wollte sie diesmal recht darauf ansehen, ob sie denn wirklich eine solche sei, wie die

Leute sagten; deshalb ließ er seine Augen während des Grußwechsels nespritsend auf ihr ruhen, indem er, den Blick zu verlängern, auch noch den Kopf nach ihr drehte. Als er vorüber war, sagte die Kameradin zur Gret: „Aber der hot a baar Dau' g'macht auf dih hear! Kommt mer grad für, als ob er — no des wär' aber zem Lacha'!“ — „Was meeß (meinst) denn?“ fragte die Gret lächelnd. — „Gang,“ erwiederte die andere, „du verstiest me wei net!“ — „Du meeß, er wär'“ — „Oh (auch) in di verliebt, ja, so kommt's mer für!“ — Die Gret versetzte: „Sei g'scheidt! Dean kenn ma' ja! — Mir sich gar net so fürkomma'!“

Natürlich log hier das hübsche Mädchen. Ihr war's erst recht so vorgekommen — und heute nicht das erste Mal. Schon bei der zweiten Begegnung hatte sie „ebbes gniffa'“ (bemerkt), und jetzt war's klar, oder Alles mußte trügen. — Die Gewißheit, die sie erlangt hatte, machte einen sehr wohlthuenden Eindruck auf sie. Fürs erste wars eine Ehr', den verrufenen Sünder zu bekehren und den Mädchenverächter dahin zu bringen, daß er auch daran glauben mußte. Aber das war das Geringste. Michel gefiel ihr! Seine Statur und der Ruhm seiner Stärke hatten ihr schon früher Achtung eingeflößt; gegenwärtig kam ihr sein Gesicht für ein Mannsbild hübsch genug vor, die Gutmüthigkeit, die ihm aus den Augen sah, rührte ihr Herz — und das „B'sendere“ und „G'schickte,“ das er an sich hatte, erheiterte sie, ohne ihm bei ihr zu schaden. Als sie wieder allein war, lächelte sie für sich hin. „Es ist oft guet,“ sagte sie endlich, „wann der Ma' net gar z'g'scheidt ist!“ —

Wie man sieht, gingen ihre Gedanken ebenfalls ziemlich rasch. Das ist natürlich und — ländlich. — Aber ihre Sache war es nicht, ihm nachlaufen; wenn es ihm ernst war, mußte er kommen — sie konnte zusehen. Ihr Gesicht klärte sich schelmisch auf. „Wie er se a'stella' wird derzue?“ fragte sie sich. „I bin wirkle neugierenq“ Er hatte ihren Beifall, der gute Michel, sie konnte ihn zum „Burscht,“ sie konnte ihn zum Manne nehmen, wenn's sein mußte, — ja es regte sich der Wunsch in ihr, daß es so ausgehen möchte; — aber sie bereutete sich doch vor, ihn anzulachen, und freute sich darauf. — Sie war ein Mädchen.

Michel hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß die Leute ganz recht hatten mit dem, was sie über die Gret sagten. Aber wenn dies seine Liebe noch mehr schürte, so sachte es auch seine Sorgen an. Die Gret hatte ihn diesmal gar nicht angesehen (er hatte noch keine Kenntniß davon, daß die Mädchen nicht sehen und doch sehen können!) und es war ihm beinahe vorgekommen, als ob sie ein etwas spöttisches Gesicht gemacht hätte. Was sollte er thun? Sollte er warten und still schweigen? Dann kam vielleicht ein Anderer und nahm sie ihm weg. Oder sollte er ihr nachgehen und reden mit ihr? Dann sagte sie vielleicht, er könne wieder gehen, woher er gekommen sei, und er wurde das Gespötte des ganzes Dorfes. — Die Klemme war verwünscht und guter Rath theuer.

In der Unterhaltung.

Jede Versäumniß rächt sich. Man soll in jungen Jahren nicht denken: Wozu hab' ich das nöthig? Wozu könnte das gut sein? — Man soll Kenntnisse sammeln und sich Fertigkeiten aneignen, wie die Gelegenheit sich bietet, auch wenn zunächst keine Neigung dazu vorhanden und Anstrengung erforderlich wäre; denn man weiß nie, wozu man sie später brauchen kann! —

Davon überzeugte sich jetzt auch Michel. Die Liebe trieb ihn hin und her, sie ließ ihm keine Ruhe, und er sah ein, daß er etwas unternehmen müsse, geh es, wie es wolle. Er mußte mit der Gret reden — er mußte erfahren, was er zu hoffen habe — sonst wurde er toll! — Aber wie sollte er's anfangen? Wie sollte er sein Anliegen vorbringen?

Er dachte darüber nach und nichts fiel ihm ein, was er für anwendbar und gut gehalten hätte. Es dünkte ihn so närrisch, von der Liebe zu reden; es war ihm, als würde es nicht herausgehen aus ihm, als würde er stecken bleiben und dastehen, wie d's Kind beim — — Da hatte er's nun! Gab's nicht Kerle im Dorf, denen bei den Mädchen das Maul ging „wie geschmiert?" die nicht nur sagen konn-

ten, was sie auf dem Herzen hatten, sondern noch viel mehr dazu lügen? Hatte er nicht gehört, daß mancher schon eine, die ihn zuerst gar nicht leiden konnte, durch bloßes Reden soweit gebracht, daß sie endlich zu Allem Ja sagte? — Aber so geht's! Hätte er in jüngern Jahren auch mit den Mädchen diskurirt, mit ihnen getanzt und sich lustig gemacht, — hätte er sich das bischen Mühe gegeben und gelernt, wie man mit ihnen umgehen muß — dann könnte er's jetzt und müßte sich nicht den Kopf zerbrechen! — Er fühle ganz ernstlich Reue, der gute Michel! Er wurde verdrießlich, sehr verdrießlich. „I ben a'n Esel g'west, und des a großer," sagte er zu sich selbst. „Aber," setzte er hinzu, „wie hab i oh wissa könna, daß mer no' so ganga' wurd'!"

Ein paar Tage ließ er vorbeigehen. Zuletzt, durch den Kampf der Leidenschaft mit der Furcht geanält und geärgert, rief er zornig: „Hol der Teufel alles! So ka'n e's nemmer aushalta' — i muß wega', komm's raus wie's will!" — Die Gret stand vor seiner Seele so schön und mit einer Miene, die nichts Abschreckendes hatte! „Dommheit", rief er beherzt. „I sott me wohl vor'm Mädle färchta' (fürchten)? Des wär' ja zum Lacha'!" — Er faßte den Entschluß, bei nächster Gelegenheit mit der Gret zu schwätzen und sein Anliegen vorzubringen oder wenigstens „drom rom" (darum herum) zu reden, zu sehen, was sie für ein Gesicht dazu mache, und dann ein andersmal weiter zu gehen.

Recht schön fügte sich's, daß er das Mädchen eines Abends, als ihn ein Geschäft auf den Fußweg hinter den Dorfgärten geführt hatte, ganz allein gegen sich herkommen sah. Die Gelegenheit konnte nicht günstiger sein, er mußte sie benutzen. Was er zuerst zu ihr sagen wollte, wußte er genau, nämlich: „Godda'n Ohbed (guten Abend) Margret!" Das Uebrige gab sich dann von selbst. Entschlossen ging er vorwärts. Wie er aber die Gret näher und näher kommen sah, machte er eine seltsame Erfahrung. Sein Herz fing an zu klopfen, vor den Augen begann es ihm zu flimmern, und die Lippen wurden so schwer, als ob Gewichte daran gehängt worden wären. Es schien ihm unmöglich, sie zu bewegen — und da halte einer eine Ansprache! Vor der Gret angekommen, machte er eine unerhörte Anstrengung

und rief mit grimmiger Freundlichkeit: „Godda'n Obbed, Margret'" — „Godda'n Obbed, Michel," antwortete die Gret mit heller Stimme und mit einem Ausdruck auf ihrem Gesicht, als ob sie recht gut wüßte, in welchem Spittel der arme Bursche krank läge. Dieser nahm indeß nichts wahr. Nach der Leistung, die er sich abgerungen, trieb es ihn mit unwiderstehlicher Macht an ihr vorüber — weiter und weiter. Nachdem er hundert Schritte gemacht hatte, athmete er auf; aber erst als er um eine Ecke bog und nicht mehr gesehen werden konnte, wurde er leichter und ruhiger. — Er hielt an, dachte nach — — und sein Benehmen stand klar vor seinen Augen. Er hatte sich nun doch gefürchtet — und die schönste Gelegenheit ungenutzt verstreichen lassen! Unmuth erfüllte seine Brust und sehr ärgerlich rief er: „Jetz möcht' e mer glei (gleich) selber a'n Ohrfeig' geba' daß mer der Kopf' somsa' dät' Fürcht' me wärle, und zitter' am ganza Leib, als wann e den ombrocht hätt' Sott ma' denn globa', daß ma' so domm sei' ka'?" —

Die Sache war indeß nicht anzufechten, sie war geschehen und der Verdruß konnte nichts daran ändern. Für Michel gab es nur Einen vernünftigen Entschluß: sie zu vergessen und sich vorzunehmen, es ein andermal besser zu machen. Dazu verstand er sich denn auch. „I ben a Narr," sagte er, „daß e me verzürn'! Verloara'n ist no ner, und so wurd's net allmol ganga' (gehen)." — Er stellte sich vor, wie er das nächstemal reden werde, er hatte Einfälle, wie man sie nach einer versäumten Gelegenheit zu haben pflegt — und so von weitem schien ihm die Sache ganz leicht zu machen. „Bah," meinte er endlich, „des ist ha'et ner so a dommer A'fall g'wesa'! S müeßt ja beim Deufel sei', wann ib net könnt', was jeder ander' ka'!" — Er tröstete sich und ging beruhigt und mit neuem Muthe nach Hause.

Wieder verstrich einige Zeit. Es war in der letzten Woche des Monat Mai, und unter dem Wehen der Ostluft kam ein wunderschöner Tag herauf. Ein leichter Reif hatte auf der Landschaft gelegen, die Sonne, in den wolkenlosen Himmel sich erhebend, sog ihn weg und goß den Silberglanz des Morgens über die Erde. Die Lerchen sangen, die Landleute, die sich an ihre Arbeit begaben, zeigten vergnügte Gesichter, das Vieh, das zum Saufen getrieben wurde,

brüllte vor Luft und sprang rechts und links in die Höhe. Das Alles war so fröhlich, so ermuthigend! Es war einer von den Morgen, wo im Herzen so wenig eine Sorge aufkommen kann, wie am Himmel ein Wölkchen — wo im Innern der Frohsinn regiert und draußen der Sonnenschein.

An diesem Morgen fühlte sich unser Michel frisch und munter, wie seit langer Zeit nicht. Er dachte an die Gret — mit stillem, ruhigem Vergnügen. Es war ihm, als könnte er heute schwätzen und Spaß machen nach Belieben, und wenn's sein müßte, gelegentlich auch ein ernstes Wort reden — kurz, er fühlte sich aufgelegt. Indem er sich's lebhaft vorstellte, empfand er ein Verlangen, sein Vermögen in's Werk zu setzen. Er faßte sich kurz und machte sich auf den Weg durch die Gasse, in der Hoffnung, die Geliebte zu sehen. Im Nothfall, wenn er sie nämlich vor ihrem Hause nicht traf, konnte er hineingehen und den Maurer bestellen; denn an seinem Hause war ein Stück weit der Mörtel abgefallen, und wenn es auch auf dem Lande nicht grad nothwendig war, ihn wiederherzustellen, so konnte es doch auch nicht schaden.

Sein guter Muth und seine Laune minderte sich nicht, als er der Behausung des Maurers sich näherte. Er hatte ein paar Verlegenheitsworte gesammt und die gewöhnlichen Formeln waren ihm so leicht und lustig vom Munde gegangen, daß ein junges Weib sagte: „Du bist aber da'st aleri, Michel!“ — Darin lag für ihn ein neuer Beweis, daß er heute seinen guten Tag habe, und rüstig ging er vorwärts. In dem kleinen Hofe sah er die Gret nicht; aber im Hintergärtlein, von der Gasse nur durch einen niedrigen Zaun getrennt, war sie über ein Beet hin gebückt. Wie er sie hier unvermuthet erblickte, war er doch betroffen. Es hieß nun wieder: „Beget friß oder stirb,“ und vor dem strengen Antlitz der Nothwendigkeit entfloh der leichte Humor in seinem Herzen, um den Anwandlungen von letzthin Platz zu machen. Es mahnte ihn etwas, zu thun als ob er sie nicht gesehen hätte, und suchte weiter zu gehen. Aber heute war er nicht gesonnen, auf die Stimme des Kleinmuthes zu hören; er unterdrückte die Bewegungen seines Innern, blieb stehen und rief entschlossen: „Gotta' Morga', Margreat!“ — Das Mädchen sah auf und erwie-

derte: „Ei, godda' Morga', Michel! Biſt oh ſcho' en der Höa' (Höhe, d. h. aufgeſtanden)"? — Dieſe Frage kam ihm ungelegen; denn eigentlich hatte er ſelber fragen wollen: „Ob ſcho' auf?" — und wenn ſie dann, wie es nicht wohl anders möglich war, mit Ja antwortete, ſo hätte er ihr was Schönes geſagt über ihr frühes Aufſtehen, ihren Fleiß u. ſ. w. Das konnte er nun, wenigſtens in der zuerſt ausgedachten Weiſe, nicht mehr, und dieſer Umſtand machte ihn ein wenig verwirrt. Er antwortete zögernd: „Ja wohl," und da er ſich auf dieſen Fall nicht vorgeſehen hatte, ſo entſtand eine kleine Pauſe. Allein mit Recht hatte er geglaubt, daß er heute ſeinen guten Tag habe. Nicht lange beſann er ſich, und ein neuer Einfall war da. Er drehte ſeinen Kopf in der Luft herum und ſagte: „Ha'et bemmer (haben wir) amol a ſchöas Wäder (Wetter)!" — Die Gret erwiederte heiter: „Ja Gottlob! Mer (wir) könna's aber oh brancha'!" Und ohne Unterbrechung und würdig ſetzte er hinzu: „Deicht (das iſt) wohr! — Des könna' mer!"

Bis hieher war's gut gegangen, trotz der nothwendig gewordenen Aenderung, und Michel konnte ſich deſſen bewußt ſein. Aber nun war eine neue Rede nöthig, und nichts wollte ihm einfallen. Es entſtand eine längere Pauſe. Ein beſſerer Beobachter als Michel hätte an dem Geſicht des Mädchens wahrnehmen können, daß ſie gar wohl im Stande geweſen wäre zu reden und dem Burſchen aus der Noth zu helfen — daß ſie aber aus irgend einem Grunde nicht wollte! Michel beſann ſich, und ein neuer Einfall kam. Er ſagte: „Biſcht allweil g'ſund und wellauf?" — Dieſe Frage ſchien der Gret ſo curios hinterdrein zu hinken und ſo ſehr eine bloße Geburt der Noth, daß ſie mit Mühe das Lachen halten konnte. Sie nahm ſich indeß zuſammen und erwiederte ruhig, aber nicht ohne eine gewiſſe ſchelmiſche Heiterkeit durchblicken zu laſſen: „Dank der Nochfrog (Nachfrage)! Mir fehlt Gottlob nex'" — Michel, wie uns bekannt iſt, war im eigentlichen Sinn weder dumm noch blind. Die Bedeutung dieſes Vergnügens auf dem Geſicht der Gret blieb ihm nicht ganz verborgen; er hatte eine Ahnung, daß ſie ihn eigentlich auslache, und ſchwieg, indem eine Wolke der Verſtimmung ſeine Züge beſchattete. Die Gret erkannte, was in ihm vorging, ſie fühlte, daß ſie etwas gut zu ma-

chen habe, und einen Schritt vortretend sagte sie zugleich mit gutmüthigem und schlauem Lächeln: „Host vielleicht so'st ebbes g'wöllt (gewollt)?“ — Diese Frage fiel wie eine Bombe auf den guten Michel. Es war klar: er hatte sich verrathen; sie wußte, wie's ihm um's Herz war, und forderte ihn heraus! Er konnte — er sollte reden — da war kein Zweifel! Aber diese Möglichkeit, reden zu können, und diese Nöthigung, reden zu sollen, traf ihn mit solchen Schrecken der Ueberraschung, daß er dastand wie vom Donner gerührt und nicht ein Wort hätte vorbringen können um die ganze Welt! In der Verwirrung, die ihn überkam und ihn zu übermannen drohte, nahm er instinktmäßig seine Zuflucht zu dem einzigen Mittel, das ihm noch übrig blieb — zur Grobheit! Mit trotzigem Gesicht und wie beleidigt rief er endlich: „Was sott (sollte) i denn wölla'? I wißt net was! — Godda' Morga'!“

Und mit starken Schritten ging er seines Weges.

Die Gret sah ihm nach und lachte — nicht laut — dafür aber, wie man zu sagen pflegt, mit dem ganzen Gesicht. Als er hinter dem Nachbarhaus verschwunden war, sagte sie zu sich selber: „Jetz so o'g'schickt hätt' i mer'n doch net vorg'stellt! — I fig scho' — doh mueß i mi der Sach selber a'nemma', wann ebbes draus weara' soll!“

Michel ging nach Hause. Der Unwille, zu dem er gekommen war, er wußte selber nicht wie, verging, eine dumpfe Ruhe trat an seine Stelle. In dieser Ruhe erhielt er bald eine deutliche Anschauung von der Art seines Betragens — eine gelinde Verzweiflung fiel ihn an und brachte sein Blut auf's neue in eine schlimme Gährung. Er entlastete sein Herz in unarticulirten Lauten; dann, die Einsamkeit seines Stadeltennen aufsuchend, bildete er bestimmte Gedanken und konnte nicht umhin, ihnen Worte zu geben. „Also widder nex,“ rief er, — „widder a Dommheit! Isch denn net grad, als wann's verhext wär'? W'rom ka'n e denn ietz net reda', wann e vor dem Ohs (Aas) dohstand? W'rom get's mit m'r em Reng rom, als wann e g'suffa' (betrunken) wär'? Der Deufel mueß g'macht haba'!“ Er stöhnte vor Verdruß und strampfte den Boden, daß es schallte. Nach einer Weile fuhr er fort: „Host so'st ebbes g'wöllt — hot's me g'frogt. Des ist doch offa'bar, daß g'wöllt hot, i soll d's Maul aufdoa'! W'rom

hab' e denn ietz net g'redt? Hätt'e net saga' könna': Mädle, du g'fällst mer, i will de heiricha' (heirathen) — willst me? — oder so'st ebbes! No (nachher) hätt's reda' müessa', ja oder noe, ond i wihßt ietz, wie e dra' ben! Aber so stand e doh wie a'n Ochs, der mit 'm Beil oes naufkriegt hot auf's Hihra' (Hirn, Stirn), und nocht mach e a G'sicht ond due an se na', als ob's m'r ebbes do' (gethan) hätt'! Die wurd se 'n schöna' Begriff macha' von mir! Die hält me doch g'wihß für da' dommsta'n ond o'g'hobelsta' Mensch'a'n em ganza' Ries? Ond wann's me vorhear oh g'möcht hätt, ietz mag's me g'wihß nemmer ond ka' me nemmer möga'! So'n Esel! I bedanket' me selber, wann e a Mädle wär!"

Der gute Bursche versank nach dieser desperaten Selbstanklage in eine dumpf-düstere Stimmung. Er war unerfahren, unschuldig, aber ein Mensch, der in seiner Art Anlage zum Reflectiren hatte. Diese Anlage begann unter den obwaltenden Umständen sich zu entwickeln und seinem Wesen einen neuen charakteristischen Zug zu verleihen. Je mehr er von sich hielt, je mehr Ansehen er bisher unter seinen Kameraden genossen, um so mehr forderte er von sich einem Mädchen gegenüber auch das rechte würdige Benehmen. Je weniger er aber im Stande war, sich so zu benehmen, wie ers seiner für würdig hielt, desto mehr kapitelte er sich hinterdrein selber, stellte sich vor wie er sich hätte benehmen sollen und können, ärgerte sich, daß er sich nicht so benommen habe ꝛc. ꝛc. — kurz, er wurde ein denkender Mensch. Er unterhielt sich mit sich selber, er strafte sich, er quälte sich selber Daß das Letztere nicht zu weit ging, dafür sorgte als guter Genius die Bauernnatur, die sich auch hier in natürlichen Gränzen bewegt und sich aus dem Quell der unbewußten Lebenskraft immer selber wieder herstellt.

Für jetzt sank er gleichwohl in Abgründe der Verzagtheit. Mit der Gret wieder eine Ansprache zu versuchen, kam ihm unmöglich vor. Er hatte eine stille Wuth gegen sich, eine stille Wuth gegen sie — wie sollte er da reden? Und wenn er sich nöthigen wollte, müßte es nicht tausendmal ungeschickter herauskommen, als dießmal, wo er vergnügt war und im Grunde ganz gut angefangen hatte? — Nein

— es half nichts. Einem Mädchen zu gefallen, hatte er nun einmal keine Gaben — es ging nicht — er mußte es aufgeben! —

Als er so weit gekommen war, ging er in den Hof, um sich an einer Arbeit zu erholen. Hier begegnete ihm seine Mutter. Sie sah ihn an und sagte: „Was machst denn du ha'et für a G'sicht?" — „Ih, a G'sicht?" versetzte Michel. — „Wie ka'n e des wissa? Guck i ebba' en Spiegel?" — „Gang weiter", entgegnete die Schwabin, „du host ebbes! Hot d'r ebber (etwer, jemand) ebbes do'?" — „Mir?" erwiederte Michel, indem er mit einer heroischen Miene aufsah, — „mir ebbes do'? I wott's koem rotha'" — Er ging weiter, indem er bei sich dachte: „du därfst lang warta', bis e dir ebbes sag'" — Die Mutter sah ihm kopfschüttelnd nach. „Er ist halt doch net vergnüagt", dachte sie, „und des ist natürlich! In deam Alter muß a'n ordentlichs Mannsbild a Weib haba' — so'st isch nex!" — Sie ahnte nicht, wie Michel sich schon abgemüht hatte, um ihre Herzenswünsche zu erfüllen.

Einige Tage ging unser Bursche melancholisch umher und wenn ihn beim Zurückdenken an seine Niederlagen ein Zorn anwandelte, so ließ er ihn an irgend einer Arbeit aus. Er bot denen, die seiner wahrnahmen, ein neues und eigenthümliches Bild. Schweigend hatte man ihn oft gesehen; jetzt sah man ihn „sinnirend" und vernahm hie und da grimmige Ausrufungen, wozu man keinen Grund wußte. Fragte man ihn darnach, so war die Antwort, sofern eine erfolgte, keine höfliche. Man wußte nicht, was man aus ihm machen sollte. Den Zustand seines Herzens ahnte Niemand im ganzen Dorf. Die einzige Person, die außer ihm davon Kenntniß hatte, schwieg nicht nur selber — sie hatte auch jener Kamrädin ihre Vermuthung wieder auszureden gewußt und ihr das Versprechen abgenommen, sie mit dem Michel nicht in's Geschrei zu bringen. Es giebt Mädchen, die das Genie der Verschwiegenheit haben, d. h. die ohne besondern Vorsatz und mit Lust verschwiegen sind und sich an dem Geheimniß weiden. Die Gret war heiter und hoffte mit Zuversicht, ihre Wünsche gekrönt zu sehen — sie brauchte nicht zu schwätzen.

Michel war es nicht; er war unmuthig und verzweifelte am Er-

folg — er ſpürte einen Trieb zu reden und konnte endlich einer Gelegenheit, ſein Herz zu entlaſten, nicht widerſtehen.

Unſer Enakſohn hatte einen Kameraden, der ihm unter allen Burſchen, die zu ihm hielten, der liebſte war. Kaspar, der Sohn eines Webers, hing mit aufrichtiger Theilnahme an Michel und wußte ſich auch am beſten in ſeine Manieren zu fügen. Obſchon drei Jahre jünger, hatte er in Bezug auf das weibliche Geſchlecht eine hinreichende Summe von Erfahrungen — er wußte, wie man ſie behandeln mußte, und galt darum auch „ſeinen Batzen" bei ihnen. Mittelgroß, „rahneng," von angenehmer Geſichtsbildung hieß er bei ihnen nur „a nett's Bürſchtle" und „a luſtigs Mannle," dem man gut ſein müſſe. Trotz der Gunſt, die er bei den Spenderinnen der Lebensfreude erfuhr, hatte er doch nicht mehr Selbſtgefälligkeit als allenfalls natürlich war; er genoß das Lob eines fleißigen Menſchen und wußte ſich unter den Mannsbildern ebenſo den Ruf eines guten Kameraden zu bewahren. — Dieſer Burſche, zum Vertrauten wie geſchaffen, wußte durch eine wohlgemeinte und geſchickte Frage dem Michel ſein Geheimniß zu entreißen. Allein mit ihm ſah er den düſter vor ſich Hinſtarrenden theilnehmend an und ſagte dann: „Michel, di drückt ebbes! Wannd' mer's net gcara' ſaſt, will e de net weiter froga'. Wann's aber ebbes iſt, wo i d'r vielleicht helfa' ka', ſe red! — Du weeſcht, wie e's moe (ich meine)."

Dieſe treuherzig geſprochenen Worte machten des Leidenden Herz weich und folglich geneigt zur Mittheilung. „Ach," erwiederte der Verliebte nach kurzem Schweigen mit einem rieſenmäßigen Seufzer, „mi drückt freile ebbes!" — „Was iſch?" fragte Kasper. „Sag's, wann e's (ich es) wiſſa' dürf!" — „Am End," erwiederte Michel, „biſt du grad der Recht', der mer'n Reth (Rath) geba' könnt! — No mei'dawega' (meinetwegen), i will der's ſaga!" — Er ſchwieg. — „Noſſa' (nun ſo dann)," mahnte Kasper. — „Zerſt mueß e der ſaga'," erwiederte Michel mit tiefem Ernſt, „daß koe Menſch ebbes davo'n enna' weara' (inne werden) dürf'" — „Gang weiter! Ben i a Schwätzer?" — Die Möglichkeit, daß Kasper es doch unter die Leute bringen könnte, hatte aber den Michel ſchon aufgeregt. „Kerl," rief er eine Fauſt machend, „wann d'ebbes ſaſt — 'e get d'r ſchlecht!"

Der Andere kannte seinen Mann; er zuckte die Achsel und erwiederte: „Du bist net g'scheidt!“ — „Guet,“ versetzte Michel. „Jetz woesch (weißt tus) — und ietz will i der's saga'!“ — Wieder eine Pause. „I höar,“ erwiederte der Andere, indem seine Mienen sich ahnend erhellten. — „Ne,“ begann endlich Michel mit neuer Anstrengung, „doh (da) die Great — d's Maurers seine moen' e“ — Kasper sah den wiederholt Innehaltenden mit gutmüthig schlauem Lächeln an und rief, ihn ganz durchschauend: „Fehlt's d'r doh?“ — „Ja, Bruder,“ ging's endlich aus Michel heraus, „doh fehlt's m'r! Des Mädle g'fällt m'r, die mueß e haba — — und Kreuzdonner und's Wetter: i weeß net, wie e's a'fanga' soll!“

Kasper unterdrückte das Lachen, das ihn bei diesem Bekenntniß anwandelte, und forderte ihn auf, ihm zu sagen, wie's eigentlich stehe. Michel, einmal im Zuge, erzählte Alles, und zwar mit einer Naivität, bei welcher der Erfahrene, wenn er nicht lachte, doch wenigstens zu „schmöhzeln“ (schmunzeln) nicht umhin konnte.

Bekanntlich hat der Mensch nicht leicht eine angenehmere Empfindung, als wenn er an einem Andern, der ihm bisher Respekt abgenöthigt hat, plötzlich eine Schwachheit entdeckt. Es gibt deren, die eine solche Wahrnehmung geradezu beseligen kann und die das so erlangte Wohlgefühl zu den höchsten Genüssen zählen, womit der Himmel die armen Sterblichen begnadet hat. Sogar Freunde, will man wissen, sollen in diesem Fall erheitert werden und aussehen, als ob ihnen ein Glück widerfahren wäre! Und ihr Benehmen gegen den Träger dieser Schwachheit soll nach der Entdeckung ein vielfach anderes sein, als vorher! — Wir lassen diese Behauptung in ihrer Allgemeinheit auf sich beruhen, müssen aber der Wahrheit gemäß bekennen, daß unser wackrer Kasper bei der Erzählung seines Kameraden eine ziemlich lebhafte Genugthuung empfand und in seinem Gesicht einen Ausdruck heiterer Ueberlegenheit zeigte, den er vorher nie gegen ihn hatte blicken lassen.

„Des isch, was me drückt,“ schloß Michel seinen Bericht. „Schlechter, des wurscht selber saga', hätt's net ganga' könna', und Alles ist verspielt. I ben eba' zom O'glück geboara', und mit mei'r Frad isch aus auf der Welt'“ — „So,“ versetzte Kasper, indem er ihn mitleidig ansah; — „willst de net lieber glei gar verlänfa'?“ — Michel

schaute ihn an. „Du bist a Narr," fuhr Kasper fort, „des sag d'r ih! Nex ist verspielt, gar nex!" — „So," erwiederte Michel, „wamma' se so o'gscheidt benemmt ond" — „Dei' Benemma' schad't d'r gar nex," fiel Kasper ein. „Des ist eba' d'Liab! D'Liab macht verwirrt, ond wamma' verwirrt ist, macht ma' Dommheita'. Aber d'Liab ist ja eba', was d'Mädla' haba' wöllet! ond wann oer vor lauter Liab duet als ob 'r narred wär, globst, des nemmt d'r oena'nübel? Ja bis Wuch (auf die Woche d. h. niemals)! Fräa' duet se's ond geara' hont's se oen!" — Dem Michel schien dieß einzuleuchten. „Du ka'st Recht haba'," sagte er getröstet. „'S ist wohr, i därf me no' net ab schrecka' lossa'!" — „Wie moest," setzte er mit neuerwachtem Muthe hinzu, „soll e glei rausrucka' mit der Farb? Soll e saga', daß e's beiricha' will?" — „Des get net," entgegnete Kasper mit der Miene der Autorität. „Ma' muess net mit der Thür en's Haus falla'! All weil oes noch'm Andra'! — Z'erst muscht doch ob seha', ob's de haba' will!" — „Ja so," versetzte Michel wieder etwas herabgestimmt. „Was soll e denn aber se'st doa' (thun)?" — „G'spaß macha'," erwiederte Kasper munter. „Sitsch (siehst du), des ist d'Hauptsach. Da' Mädla' g'fällt nex besser, als Narrheita! Z'erst G'spaß und nocht Ernst — des ist der recht Weg! Seppa' muess ma's ond ploga', wamma' so ebbes komma will! Je meaner (mehr) as (als) ma's plogt, je lieber as oen hont (haben)" — Dem geradsinnigen Michel schien diese Behauptung sehr gewagt; er sah den Rathgeber fragend an. „Du globsch wohl net?" sagte dieser; und als der Bursche den Kopf schüttelte, fuhr er fort: „Weil d'eba' koe Erfahreng host en deana' (diesen) Sacha'! Sitsch, des ist so' Wann e a Mädle seyr ond plog, no sitt's, daß e ebbes mit 'r haba' will, no sitt's, daß e's liab — ond 'n Spaß het's obadrei'! Ond se went (wollen) se's grad haba'" — Michel begriff; er sagte mit Anerkennung: „Kapper (trauslich: Kasper), du bist a verfluchter Schlengel'" — „No," erwiederte Kasper behaglich, „wann e des net wihßt!"

Es erfolgte eine kleine Pause, in der Michel auf's neue bedenklich wurde. „Ja," begann er zögernd, „wann e aber nocht G'spaß macha' will ond 's g'rotbet mer net? Wann e me widder o'gschickt a'stell — wie doh?" — „Des wär freile fehlerhaft," erwiederte Kasper

mit Ernst. Eweng därfa't (dürfen) Dommheita' net daura', so'st verliera't d'Mädla' da' Respekt!" — „Doh hosch (hast du's)!" versetzte Michel mit einem Ausdruck, als ob nun er wieder Recht hätte. „Und mir isch grad so, als ob's mer net g'rotha' könnt! Was ietz?" — „No," erwiederte Kasper mit einer Art von Unmuth, „doh ka'n e d'r koen andera' Roth geba', als daß d'r eba'n a bisle meaner ei'bildst! Kott's Heidablitz! A Kerl wie du! Ist des koe Ehr' für so a Mädle, wann du 'n G'falla'n an 'r hoest? Mueß (sie) doh net stolz drauf sei'?" — „Ih fott's (sollt' es) beinah globa'," bemerkte der Enaksohn mit entsprechendem Selbstgefühl. Und Kasper erwiederte: „No, ond wann d'net vergischt, wer du bist, nocht wurscht ob reda' und G'späß treiba' könna' mit so'm Deng doh!" Ruhiger setzte er hinzu: „Ma' mueß se net gar z'viel macha'n aus da' Mädla' — des ist a Fehler! Drom wamma'n amol a bisle z'hitzeng g'wesa'n ist, no mueß ma'n extra widder a weng huf (zurück) ganga' und doa' als ob ma' gar wohl ohne se leba' könnt! Nocht kriega' sie widder 'n Luhst! — Also, bei d'r nächsta' G'legenheit duast, was e d'r g'sakt hab', ond i garantir d'r, sie kommt d'r!" — „I will seha'," erwiederte Michel. Dann, nach kurzem Schweigen, setzte er hinzu: „Also nommol (nochmal)! D's Maul g'halta'n oder" — Er machte mit der Faust eine verständliche Bewegung. Kasper lachte. „Du wärst am End em Stand und brächst mer da' Hahls, zom Dank für mein' gueta' Roth?" — Michel, wieder auf seinem Boden stehend und sich fühlend, erwiederte: „Wann de dernoch aufführa' dätst — 's käm m'r net drauf a'! — No, ietz b'hüet de Gott!" — — —

Michel war durch die Aufklärung des gewandten Kameraden in der That getröstet und faßte wieder frischen Muth. Das Gefühl seiner Kraft und das Vertrauen auf sich selbst kehrte zurück. Es war ihm zuweilen, als ob er nur hingehen dürfte zu der Gret, um Spaß zu machen nach Noten! Aber extra zu ihr gehen, das wollte er nicht: da würde sie ja glauben, daß er's gar zu nothwendig hätte — und das sollte sie nicht! — Er wollte die Gelegenheit abwarten, dann aber auch benutzen.

Eines Nachmittags schlenderte er gemüthlich auf dem Anger hinter seinem Garten. Es war ein Sonntag; er hatte gut gegessen, ein

wenig „gedurmt" (geschlummert), sich dann schön angezogen, die Pfeife in den Mund gesteckt und war hieher gegangen, um zu sehen, was ihm weiter beliehen werde. An einem solchen Nachmittag fühlt sich der Bauer immer behaglich, sogar wenn er verliebt ist. Michel ging langsam, blieb zuweilen ein bischen stehen — er dachte an die Gret. Er war heute so unternehmungslustig und dabei so sicher! „Jetzt wann's mer käm'," dachte er — „Zapperment nei'!" — Er ging wieder einige Schritte und sah umher — und wie's denn manchmal geht, dort, den Weg von der linken Gasse zum Anger herunter, kam die Gret! Michel eilte mit großen Schritten zum Ausgang des Weges, um sie noch eben zwischen den Gärten zu treffen. Sie sollte ihm nicht entwischen — sie sollte ihm Rede stehn und nicht mit einem bloßen Gruß davon kommen!

Es gibt auf dem Lande nichts Reizenderes als jene Gänge zwischen lebendigen Hecken, die eben breit genug sind, daß man sich ausweichen kann. In der schönen Jahreszeit, wo die Hecken grünen und blühen, wo der trockene Weg von Gras und Blumen eingefaßt ist, gewährt es ein wahrhaft poetisches Vergnügen, hindurchzuspatzieren, zumal wenn beim Schein der Sonne der Schatten dicht belaubter Gartenbäume drüber fällt. Es ist so traulich und so heimlich darin, daß man nur bedauert, so bald wieder ins Freie zu kommen! —

Ein solcher Gang war es, in dem unser Michel die Geliebte festhalten wollte. Seine großen Schritte hatten bewirkt, daß er noch rechtzeitig kam: die Gret ging erst in der Mitte des Weges. — Wie schön war sie! Sie hatte an dem warmen Tage keinen Mittel an: in blendendweißen Hemdärmeln, in gestreiftem, farbigem Mieder und rothem Halstuch kam sie ihm entgegen. Die Kleider standen ihr so gut, ihr Gang war so geschickt: das Dienen in der Stadt hat eben doch seine großen Vortheile! — Dem guten Michel lachte das Herz im Leibe, als er sie ins Auge faßte. Wann aber das Herz lacht, dann schwebt es und kann consequenterweise nicht — — — fallen. Unser Freund behielt seinen Unternehmungsgeist, obwohl die Gret mit schelmisch heiterm Antlitz näher und näher kam; und als sie endlich vor einander standen, sagte er herrisch: „No Margreat, wo kommst denn du hear?" — „Von der Fischere", war die Antwort.

— „So! — Und wo willst denn he'?“ — „Heem! — I ben mit 'm Fürick ausganga' — end hab d's Gara' (Garn) vergessa!“

Unser Bursche machte ein curioses Gesicht. Es schien ihm hier eine vortreffliche Gelegenheit gekommen, die Gret zu foppen und zu plagen, und er beschloß sie zu benutzen. Sich breit auf den Weg hinstellend sagte er mit schlauer Miene: „Doh bemmer's (da haben wirs)! An was host iez doh denkt?“ — Die Gret, seine Gedanken errathend, erwiederte: „Ja, wann e's saga' dät!“ — „No“, versetzte Michel, „des ka'n e mer fürstella': an a Mannsbild'“ — „So?“ entgegnete die Gret schnippisch. „Woecht du des so gwiß?“ — „Wamma“ (wenn man) des net wihßt!“ versetzte Michel mit selbstgefälliger Sicherheit. „Des ist ja doch nix (euer) oezengs Dichta'n end Trachta'!“ — „Doh bildet 'r ni (ihr euch) doch a bisle z'viel ei“, erwiederte die Gret. — „Bah“, rief Michel im Hochgefühl des Rechthabens, „wär kee Wonder, des wär net bekannt!“ — Das Mädchen versetzte mit einem Schein von Ernst und Schärfe: „Ma' satt manchmol, es sei ebbes so, derweil hätt' ma nor geara', daß so wär! Omkeart (umgekehrt) wurd a Schua' (Schuh) draus'“ — „Ho ho!“ rief Michel. — „Uir (ihr) Mannsbilder“, fuhr die Gret fort, „lebet en der Ei'bildung — und des ist natürlich. Uir wisset net, was e's (uns, wir) denket: aber e's wisset, was nix denket!“ — „Des wär' der Deusel!“ versetzte Michel, verwundert über die kecke Behauptung. „Wie sottet'r (solltet ihr) des wissa'“ — „Wie?“ erwiederte die Gret, indem sie ihm heiter ins Gesicht sah; „weil d'r (ihr) uire Gedanka' verrothet, weil d'r e's nochloffet (nachlauft)!“ —

Michel war betroffen. „D's Ohs bot Rehcht,“ dachte er in einem Moment des Schweigens. Es blieb ihm indeß noch der Ausweg, die Thatsache zu läugnen — und das that er tapfer. „Bah“, rief er geringschätzig, „wear duet des? A rechter Kerl net!“ — „Ih“, setzte er mit Stolz hinzu, „ben mei' Lebteng no' koer noch gleffa'“ — „Ist des wohr?“ fragte die Gret lächelnd. — „So wohr i dohstand“, sagte der Ehrliche. Die Gret, die recht wohl gesehen, wie der Enaksohn zu dem Durchgang geeilt war, hätte bei dieser naiven Behauptung beinahe gelacht; allein sie unterdrückte die Anwandlung und sagte scheinheilig: „Doh ist d'r also oh gar net drom

z'doa', daß d' mit oer redst?" — Michel ahnte, wo sie hinaus wollte; aber er hatte A gesagt und mußte B sagen, und ohnehin wollte er sie ja uhzen (foppen)! Heroisch erwiederte er: „Gar net! — I wißt ob net, worum!" — „So", sagte die Gret, „doh mueß e m'r ja nocht a Gwissa' draus macha', daß e de mit mei'm Gschwätz aufhalt. — Bhüet de Gott!" Sie wollte vorbei. Michel war aber nicht gemeint, eine Unterhaltung, die bis jetzt so schön gegangen war, so schnell abbrechen zu lassen; er rief mit Eifer: „So wart nor no' a weng' — Du wurscht doch Gspaß verstanda'?" — „Des sche'," versetzte die Gret; „aber i muß ietz zu meina' Kamrädenna'" — „Gang weiter", entgegnete Michel, „lauter Weibsbilder! Was wurd des für a'n Onderhalteng sei'!" — „O", rief die Gret, „e's onderhalta' se recht guet!" — „Was net no'!" erwiederte Michel seinerseits ironisch. Und selbstgefällig setzte er hinzu: „Von was hont'r (habt ihr) ietz gredt?" — Die Gret sah ihn an und ihre Lippe zuckte unmerklich. „Von was redt ma'", sagte sie dann, vor sich hinschauend, „wamma' se guet onderhalta' will: von da' lebenga' Burscht!" — Michels Gesicht klärte sich auf. „No, was hab' e glakt?" rief er. „Ietz gibst m'r doch selber Rebcht!" — „I hab me verschnappt", erwiederte die Gret. — „Ja, ja", fuhr Michel fort, d'Mannsbilder flecket ui (euch) em Kopf — des weeß e ja!" — „No", setzte er in behaglichem Stolz hinzu, „en was für 'r Art hont 'r von es (uns) gredt?" — „Mer hont g'retha", erwiederte das Mädchen nach kurzem Zögern, „weller (welcher) ietz wol d'r G'scheidst ist em Deraf!" — „So", versetzte Michel. „Send 'r eeneng (einig) weara'?" — „Nee", erwiederte die Gret. Jeda' hot 'n andera' a'geba'!" — „Natürlich", bemerkte unser Bursche, indem ihn das Vergnügen über die entlarvte Schwäche der Mädchen verhinderte zu sehen, welche Gefahr er selber lief. „Wean host denn aber du a'geba'?"

Es giebt eine Mischung von Unschuld, Ungeschicklichkeit und Selbstgefälligkeit, die auch wohlwollende Naturen reizt, den Träger derselben, was man sagt, anlaufen zu lassen. Die Absicht, necken zu wollen, fordert heraus, und das Unvermögen, das in keiner Art zur Sache kommt, erweckt ein Verlangen, zu strafen. Unsre Gret fühlte einen Antrieb dazu und konnte ihm diesmal nicht widerstehen; sie erwiderte: „I

hab no' gar koen a'geba' — i hab koen gwißt. Aber ietz — ietz woeß e oen — und ietz muß e eila', daß e widder zruck komm. Mei'r (meiner) wurd awihß alla'n ei'leuchta'!'" — Nach einem Blick, dessen Bedeutung nicht zu verkennen war, schlüpfte sie an ihm vorbei und ging rasch weiter.

Michel sah ihr nach — — er fühlte mit einemmal, was die Gret ihm angethan, und die Röthe der Scham überströmte sein Gesicht. Bald erhob sich der Zorn in ihm und verstärkte das Roth zu düsterem Braun. „Wann de ner der Deufel hella' dät," rief er — „du Her du! — Het ihren Spoht (Spott) auf m'r und stellt me hö'-wie'n Esel! — O wann e's ner doh hätt' —" Er hielt inne. Es fiel ihm ein, daß er hier gehört werden konnte, und die Furcht, dem ganzen Dorf zum Gespött zu werden, hieß ihn abbrechen. — Langsam ging er zurück. Er dachte nach, wie er zu diesem Verdruß gekommen sei — und [illegible] bitter. „I hab's foppa wölla'! Die do, d's ärgst Ohs em ganza' Dorf! Doh ben ih d'r recht Ma' derzue!" — Nach einer Pause setzte er unmuthsvoll hinzu: „Der Kapper ist a'n Esel gweia' mit sei'm Roth, und i a Narr, daß e'm gfolgt hab! — Des het grad no' gfehlt! Des het d'Butt bonda (die Bütte gebunden, die Sache fertig gemacht)!" — Am Ende des Ganges blieb er stehen und ließ eine Zeitlang gedankenvoll sein Haupt hängen. Endlich murmelte er: „'S soll amol net sei'! I gib m'r alle Müa end dua', was e ka' und hab ner als Verdrubß end Onear (Unehre) dervo'. Noe, nee — i loß d's Heiricha sei'! Aus isch end gar isch! —"

Als er bei diesem desperaten Satz angekommen war, hörte er Tritte in der Nähe und schaute auf. Es war die Gret, die mit dem Garn zurückkam. Daß sie's dem guten Michel so arg hinausgegeben, hatte sie doch ein wenig gereut, und ihr Gesicht drückte jetzt Wohlwollen und Freundlichkeit aus. Wie sie ihn aber dastehen sah mit der trotzig verlegenen Miene, da änderte sich ihre Stimmung etwas. Sie konnte sich nicht enthalten, mit neckischer Verwunderung zu fragen: „No Michel, stoß stehst du no' allweil doh?" — Der Bursche, auf's neue gereizt, erwiederte: „Dirdawega (deinetwegen) net! — „O," versetzte Gret, „des bild e m'r eh net ei'! Kotts Blitz! doh mueß e nor macha', daß e d'r bald aus da'n Oga' komm!" — „I halt de net auf!" rief Michel. — „Hu hu", erwiederte die Gret, und rasch verschwand sie in dem Gange.

Michel, in dem Gefühl, daß es nun wirklich aus sei, verließ mit langsamen Schritten den Anger. Er suchte den Kasper auf und traf ihn allein in seinem Garten. „No," sagte er unmuthig zu ihm, „du host m'r 'n schöana' Roth geba', des mueß e saga'! Du bist a gscheidter Kerl!" — Der Kamerad sah ihn verwundert an und fragte: „Wie so?" — „No doh mit dei'm Foppa'n und Ploga', wo d'me a'glearnt host! — Des ist a Dommheit gwesa'!" — Kasper ahnte was vorgefallen war; er forderte ihn auf zu erzählen, was passirt sei, und Michel gab ihm, so gut er konnte, ein Bild von dem Verlauf der Ansprache.

Wie lächerlich die Geschichte dem Erfahrenen und Gewandten auch vorkam, so hielt er es im Moment doch weder für rathsam zu lachen, noch das Benehmen des Burschen zu tadeln. Er richtete seine Kritik gegen das Mädchen und sagte: „'S ist a'n Ohs'" — „So," erwiederte Michel, für welchen diese Zustimmung etwas Angenehmes hatte, „sitsch ietz oh ei'? — Freile isch a'n Ohs, d's ärgst em ganza' Doref! Für da' Narra' hot's me ghett: — ond für da' Narra' dät's me halta, so ofts könnt' — wann i net gscheidter wär! Aber doh wurd a Riegel fürgschoba'! Koe Wöartle mea' (mehr) red e mit'r. Nemmer a'seha' du e's (thu ich sie)!" — „No, no," warf der Kasper ein, „gar z'hitzeng muest oh net sei'. Durch des, was d'mer verzählt host, ist no' net bewiesa', daß's de net mag!" — „Was," rief Michel, „doh isch no' net bewiesa?" — „Noe," bemerkte Kasper. „Du host sie foppa' wölla'n aus Lieb, ond sie hot di gefoppt — vielleicht oh aus Lieb!" — Der Bursche konnte sich bei diesen Worten nicht enthalten, ein wenig zu lächeln und rasch loderte in Michel der Zorn empor. „Willst du me oh no' für da' Narra haba'?" rief er, indem er ihn grimmig anschaute. „Des net," erwiederte Kasper. „Aber d' Mädla' deant (thun) oft grad d's Conträre von deam, was denket! Der Spoht" — „Mach me net wild," fiel Michel ein. „Wean e verspott, auf dean halt' e nex! Du bist a'n Esel, wann's anderst sakst!" — Kasper zuckte die Achseln. „Du bist halt a grober Kerl," versetzte er. — „Weil e Rehcht hab," entgegnete Michel. „Doh ben e doch a weng z'gnet dafür, doß e so'm Fratza' da' Narra'n abgib! — Nex doh! Aus isch ond gar isch!" —

Beim braunen Bier.

Ein Mädchen wie die Gret gefiel natürlich mehreren ledigen Burschen. Zwei oder drei Handwerker hätten gern mit ihr anbinden mögen, aber sie erfuhren, daß sie schon angebunden war — sehr kurz nämlich ihnen gegenüber, die etwas dreist vorgehen wollten. Auch ein paar Bauernsöhne schauten sie mit großem Wohlgefallen an und einer schien gute Lust zu haben, sie zu dem Rang seiner Geliebten zu erheben. Es lag indeß nicht in der Art des Mädchens, nach einer solchen Verbindung zu streben. Sie war zu fröhlich, um ehrgeizig zu sein, und verspürte keine Neigung, zwischen Sohn und Eltern Streit zu veranlassen und sich durch Händel und wüsten Lärm zu einer höhern Stellung durchzukämpfen. Die Liebe, die ihr den heroischen Muth dazu vielleicht gegeben hatte, meldete sich nicht, und so erfuhr der junge Bursche bei dem zweiten Annäherungsversuch eine lachende, aber deutliche Abweisung.

Wenn sie die sämmtlichen Dorfburschen durchging, war und blieb es eben unser Michel allein, bei welchem ihr Herz sich regte. Zu ihm verspürte sie nachgerade einen Zug, über den sie sich selber wunderte. Sie hatte gesehen, daß es der ärgste „Lackel" sei im ganzen Dorf — unerfahren wie ein Kind, und so ungeschickt, daß er einen ordentlich dauerte. Aber der ungeschickte Kerl war ihr der interessanteste! Sie mußte immer wieder an ihn denken; sie fühlte einen Trieb zu überlegen, ob ihm nicht zu helfen sei, ob er nicht doch am Ende gescheidter sei als er aussehe, und ob ihm der Verstand nicht noch kommen könnte, wenn auch spät, u. s. w. — Wer in Herzensangelegenheiten erfahren ist, der weiß, was dieses Spiel der Gedanken für Folgen hat. Eben im Scheine solcher Vorstellungen entwickelt sich der Keim einer Neigung; die heitere Beschäftigung mit dem Bilde kommt dem Original zu Gute, und dieses ist zuletzt in der Lage, erndten zu können, wo es persönlich gar nicht gesät hat. Die Gret gewöhnte sich an die Vorstellung des Michel und an den Gedanken, daß er für sie bestimmt sei. Bald war sie mehr verrückt, als sie selber ahnte; und während der gute Bursche glaubte, seine Sache sei verloren, stand sie just so gut als möglich.

Je mehr Ernſt in die Neigung kommt, deſto weniger läßt man dem Gegenſtand etwas thun, deſto weniger will man Scherz mit ihm treiben. Als die Gret bedachte, wie ſie den Michel bei dem letzten Diskurs doch abgeführt hatte, fühlte ſie Gewiſſensbiſſe und auch eine plötzliche Sorge, er könnte ſo bös geworden ſein, daß er gar nichts mehr von ihr wiſſen wollte. Dies Letztere ſchien ihr bei näherer Betrachtung nicht gerade wahrſcheinlich; aber doch nahm ſie ſich vor, bei nächſter Gelegenheit ſich nicht wieder vom Uebermuth hinreißen zu laſſen, ſondern mit ſeinem guten Willen vorlieb zu nehmen und ihm wohlmeinend unter die Arme zu greifen.

Eine Reihe von Tagen war vergangen und ſie hatte den Burſchen nicht wieder geſehen, außer von weitem. Daß er jetzt keinen neuen Verſuch machte, mit ihr zu reden, begriff ſie, und es war ihr lieb, daß ſie ſich in der erſten Zeit nach jenem Auftritt im Heckengang nicht zufällig begegneten. Der Aerger in Michel ſollte erſt verdampfen und der Liebe wieder Platz machen; dann wollte ſie ihn ſo freundlich grüßen, daß er gewiß wieder Muth bekam und mit ihr ein erwünſchtes Geſpräch anfing. Sie hatte eine ſehr angenehme Empfindung bei der Vorſtellung, daß er dann das rechte Wort finden könnte, ſie ihm ſagen müßte, wie's ihr um's Herz ſei — und Alles zu gutem Ende käme.

Endlich führte ſie der Zufall einander entgegen. Sie kam von der Wieſe, er ging hinaus. Als das Mädchen ſeiner anſichtig wurde, erröthete ſie etwas und ſah lieblich heiter aus; ſie wollte ihn grüßen ſo ſchön wie ſie's nur konnte! Allein in ihm hatte der Anblick derjenigen, die ihn für'n Narren gehabt, ſchon den Unmuth wieder angeregt; und wie er nun gar ihr Vergnügen wahrnahm, das nach ſeiner Meinung nur Spott ſein konnte, loderte ein ganz ehrlicher Zorn in ihm auf. Er machte ein Geſicht ſo „wild" als möglich; die Gret, bei dem Anblick etwas verdeſſt, ſagte guten Tag lange nicht ſo ſchön wie ſie ſich's gedacht hatte — und der Gegrüßte ging vorüber, ohne zu danken. Ihrerſeits verletzt, ſah das Mädchen ihm nach und ſchüttelte den Kopf. „Alſo doch," ſagte ſie einigermaßen verlegen und ging langſam weiter. Bald aber tröſtete ſie ſich. „Er moent eba', d's erſtmol muß er doch no' trutza'! 'S iſt a Menſch ohne Manier!

Aber er moet's doch net böas — ond d's nächstmol wurd er sche' danka'!" —

Bei der nächsten Begegnung schaute das Mädchen den Burschen erst erwartend an; ihre Wünsche hatten die Hoffnung schon so sehr wieder belebt, daß sie meinte, er könnte zuerst grüßen. Als er sich aber mit düsterm Gesicht näherte, ohne eine Miene zu verziehen, rief sie: „Godden Tag, Michel" in dem Ton einer Gekränkten, als ob sie hinzusetzen wollte: „Worom grüescht me denn net? Hab' e d'r denn ebbes do'?" Dieser Ton traf unsern Burschen; aber da er beschlossen hatte, trutzend an ihr vorüberzugehen, so war nicht von ihm zu verlangen, daß er in dem einzigen noch übrigen Moment diese Bestimmung änderte. Er führte demnach seinen ersten Gedanken aus, weil er einmal im Schuß war, und beleidigte nun freilich die wohlmeinende Gret in einer Weise, die ihrerseits einen Entschluß hervorrufen mußte. Sie schaute sich diesmal nicht um, sondern ging mit rötherem Gesicht weiter und murmelte für sich: „'S ist a Dommkopf ond bleibt oer! Mit deam ist nex a'zfanga'! No mein'weg! Vo' mir soll'r net weiter encommodiert weara'!" —

In Folge dieser niederdrückenden Erfahrung gerieth das gute Mädchen in einen Gemüthszustand, der ihr neu war, den sie aber eben darum sorgfältig geheim zu halten suchte. In die Heiterkeit ihres Innern war ein Schatten gefallen. Sie wurde leichter ärgerlich als früher, sie fühlte sich in andern Augenblicken weicher als sonst und eine Art von Trauer wandelte sie an, so daß sie ein Verlangen empfand, ihr Herz einer Kameradin aufzuschließen. Allein das zu thun, schämte sie sich doch allzusehr; sie fühlte, daß es ihr nicht anstand, und schwieg. Auf sich selber beschränkt, gab sie sich stillen Erwägungen hin. Es begegnete ihr, daß sie überlegte, welcher von den übrigen Burschen wohl derjenige sei, der sich am besten für sie passen würde. Sie konnte sich für keinen entscheiden; aber indem sie sich vorstellte, wie einer „mit ihr ging", erquickte sie sich an dem Gedanken, daß der Michel sich recht darüber ärgerte. Denn das wußte sie: ärgerlich war es ihm doch, wenn sie einen Andern hatte, so ein dummer und einfältiger „Stoffel" er auch war. —

In dieser Zeit kam ein junger Mensch in's Dorf zurück, der

anwärts gearbeitet hatte. Er war der Sohn eines der zwei Schneider, die der Ort nährte — selbst Künstler mit der Nadel und das, was man auch auf dem Land, wenigstens im Ries, „a gallants Bürschle“ nennt. Weder groß noch stark, sondern eher klein und schmächtig, war er doch gut gewachsen; und wenn sein helles, glattes Gesicht etwas zu mädchenartig ließ, so war das für gewisse Jungfrauen kein Grund, weniger davon zu halten. Bei viel natürlicher Gutmütigkeit besaß er eine bedeutende Portion Selbstgefühl, das sich auf die Ansicht gründete, daß ihm an Feinheit, Geschicklichkeit und höherem Anstand keiner der gegenwärtigen Burschen des Dorfes gleich käme. Er hatte in der kleinen Stadt, in der er sich aufgehalten, allerlei Redensarten gemerkt, die er bei Gelegenheit zum Besten gab, sprach ein wenig „hochdeutsch,“ wenn's drauf ankam, und hatte für sich eine Mischung von bäurischer und städtischer Kleidung erfunden, die seiner Erscheinung etwas besonders Nettes gab. Einmal war ihm der Gedanke gekommen, ob er nicht vielleicht zu etwas Höherem bestimmt sei und in der weiten Welt sein Glück suchen sollte. Aber sein Vater wurde alt, er hinterließ ihm ein Haus und Feldgüter, und in dieser Betracht schien es doch gerathen, auf sein ehrgeiziges Projekt zu verzichten und als Geselle des Alten die Zeit zu erwarten, wo er sich a' Meister im Dorf setzen konnte.

Jakob — so hieß unser Schneider — war mit dem Manne bekannt und kehrte bald nach seiner Ankunft bei ihm ein. Die stattliche Schönheit der Gret überraschte ihn und machte auf sein leicht erregbares Herz sogleich einen mächtigen Eindruck. Er nahm sich zusammen, setzte die Reden und sagte dem Bäschen Schmeicheleien, die ihr nach seiner Meinung unendlich wohlthun mußten. Die Gret lächelte, bald schelmisch, bald wirklich vergnügt, und nun kam sie ihm so reizend vor, daß eine Stimme in ihm rief: „Dieses Mädchen mußt du kriegen!“ — Die Gret konnte ebenfalls hochdeutsch reden, wenn sie wollte, und es hatte bei ihr überhaupt Alles einen andern Anstrich (Form) als bei den Mädchen, die nie aus dem Dorf hinaus „geschmeckt“ hatten: waren sie beide nicht recht eigentlich für einander geschaffen? — Freilich war sie fast einen halben Kopf größer wie er, und dieses Verhältniß hätte er umgekehrt lieber gehabt; allein im

Grunde, schadete das was? Es gab Exempel, wo eine große Frau und ein etwas kleinerer Mann recht gut mit einander gehauet hatten. „Wenn sonst nichts fehlt," dachte der gute Bursche, „das kann man sich gefallen lassen!" Und darin hatte er ganz Recht: wenn sonst nichts fehlte, dann stand es vortrefflich.

Vor der Hand fehlte indeß noch die Hauptsache: die Gret hatte von ihm keineswegs eine ähnliche Ansicht erlangt, wie er von ihr, und ihr war es gar nicht so vorgekommen, als ob sie für einander geschaffen wären! — Als ein kluges und natürliches Mädchen durchschaute sie den Burschen sogleich. Er war gutmüthig und eitel — so recht einer von denen, die eine Geschenkte am Narrenseil führen kann, ohne daß sie's merken. Ein „Männle", mit dem eine Lustige zu ihrer Unterhaltung spielt, von dem sie sich flattiren und Gefälligkeiten erweisen läßt und den sie dann ohne große Gewissensbisse nach Hause schickt, wenn sich ein Besserer meldet. Wie hätte die Gret vor so einem Respekt haben können? Wenn sie aber keinen Respekt haben konnte, dann konnte sie auch nicht lieben. — Das lag in ihrem Wesen und das merkte sie auch nachgerade selbst.

Unser Schneider hätte sich eher alles Andre einfallen lassen, als daß die Gret über ihn solche Gedanken hegte. Er hatte den besten Muth; denn Alles zusammengenommen, konnte so ein Mädchen nicht von Glück sagen, wenn sie ihn bekam? Er war eitel, dieß lag in seiner Natur; aber er war eitel mit Zuversicht. Zunächst kehrte er beim Vetter Maurer ein, so oft es anging, und wenn er der Gret einen Gefallen thun konnte, so ergriff er die Gelegenheit mit Begierde. Als sie in vielen Tagen einen neuen Latumenen Kittel zu haben wünschte, fertigte er denselben (denn er war Manns- und Frauenschneider) in kürzester Zeit und brachte darin eine sinnreiche Neuerung an, indem er behauptete, ein Mädchen, die in der Stadt gewesen sei, müsse sich keiner tragen als eine gewöhnliche Bauerntrutschel! Er brachte ihr von Hause Zierathen mit und spitzte dabei seine Complimente so fein zu, daß er selber daran seine Freude hatte. Kurz er huldigte der Schönen auf eine Weise, der man ansehen mußte, daß er sie anderwo gelernt habe, als zu Hause bei seinem Vater.

Nach und nach fand die Gret doch Gefallen daran. Der Schneider hatte aber auch eine günstige Zeit getroffen. Die Spannung zwischen ihr und Michel dauerte fort. Bei einer dritten Begegnung hatte sie, wie natürlich, ihn nicht gegrüßt, und er war mit einem nur um so „wildern" Gesicht an ihr vorübergeschritten. Die Grobheit eines Menschen, dem sie vor Allen den Vorzug gegeben hätte, verdroß das Mädchen im Innersten ihres Herzens, und in diesem Zustande hatte die Höflichkeit des Schneiders etwas Wohlthuendes für sie. Sie brauchte einen Ersatz, der junge Vetter gewährte ihr ihn, und sie konnte sich nicht enthalten, ihn freundlich dafür anzusehen. Einmal, in weicherer Stimmung, dankte sie mit besonderer Wärme, und dem Blick, mit welchem sie die Worte begleitete, gab die Dankbarkeit der gerührten Seele einen Glanz und einen Schmelz, wie ihn der Schneider noch nicht gesehen. Jetzt konnte er sich nicht mehr täuschen; das schöne Bäschen gehörte ihm, sie hatte sich verrathen! Jetzt durfte er nur reden und die Sache war fertig! — Er redete zunächst doch nicht; vielleicht weil er des Sieges gewiß war, oder weil ihn der schelmische Genius, der sein Loos zu weben hatte, davon abhielt. Das konnte er sich aber nicht versagen, beim Abschied die Zuversicht seines Herzens mit wohlgefälliger Miene fein anzudeuten.

Die Gret sah ihm trübe lächelnd nach. „Du guts Bürschtle" rief sie für sich und zuckte die Achseln. — Ihre Gedanken nahmen den Lauf wieder zu dem Enakssohn. Nach einer Weile sagte sie: „Könnt' ich der Michel net ob höflich sei' und dischgeriera' und flattera' wie der Schneider? Mueß denn grad der, den e möcht', der gröbst und der dommst sei' em ganza' Dorf? 'Sist doch ner en der Welt, wies sei' soll'" —

Wenn sie in andern Momenten wieder dachte, Michel könnte sich am Ende doch bessern, so erfüllte dieser ihre Erwartung furs erste nicht. Er trutzte weiter — er wollte in der That nichts mehr von ihr wissen; d. h. er wollte im Grunde immer noch gar viel von ihr wissen, aber er gab es nicht zu erkennen. Die Besuche des Schneiders und die Reden, die darüber im Dorf umzugehen anfingen, brachten in seinen Gedanken keine Aenderung hervor. Daß ein

Mädchen wie die Gret so einen „Krampen" wie den Schneider möge, konnte er fürs erste nicht glauben. Wenn sie ihn aber mochte, wenn sie so einen „miserabeln Kerl" lieber haben könnte, als ihn, dann sollte sie ihn nur nehmen und zum Geyerle werden mit ihm! Unser Bursche hatte über die „Weibsbilder" schon soviel nachgedacht und vernommen, daß er wußte: sie seien eigentlich „d's Teufels" und auskennen werde sich so leicht keiner in ihnen. Als er sich aber vorstellte, daß die Gret sich wirklich dergestalt verirren und den Schneider nehmen könnte, wo doch Er, der Michel, zu haben war, da stieg ein Gefühl der Geringschätzung gegen ihren Verstand, ihren Charakter, ihre ganze Person in ihm auf, welche die Liebe für den Moment gänzlich überdeckte. „Wamm so komma dät, wanns denn lieber hätt' wie mih, necht dät e me doch schäma', daß e ner a Mennli ebbes von 'r ghalta' hät?" — Es war ihm aber auch bei diesem Anruf noch, als obs eigentlich doch nicht so sein könnte.

Unterdessen hatte die Ernte begonnen, und in dieser Zeit können es Leute, die in einem Dorfe, zumal in einer Gasse wohnen, man vermeiden, sich öfter zu sehen. Michel traf die Gret eines Tages mit dem Maurer, dieser grüßte, und unser Bursche konnte nicht so sehr die Lebensart außer Acht setzen, daß er nicht dankte. Wie er nun mit ehrbarem Ton „Gotta'n Obed" sagte, benutzte das Mädchen die Gelegenheit, um mit etwas gedämpfter Stimme gleichfalls ein „Gotta'n Obed" anzufügen. Was sie sich dabei gedacht, konnte zweifelhaft sein; gleichwohl empfand Michel diesmal bei dem Ton ihrer Stimme ein wohlthuendes Zucken in seinem Herzen, und es schien ihm unmöglich, daß dieses nachträgliche „Gotta'n Obed" nicht etwas zu bedeuten habe, und zwar etwas Gutes. — Das nächstemal kam sie ihm allein entgegen. Sie grüßte nicht, weil sie jetzt eben von ihm gegrüßt zu werden hoffte. Als er aber wieder stumm blieb, sah sie ihn von der Seite mit einem Blick an, der auch einen Härtern, wie er war, in die Seele hätte treffen müssen. Dieser Blick sagte: O du dummer Kerl, willst du a Mädle net gretessa', die so viel auf de hält?" — Michel konnte sich der Wirkung dieses Blickes nicht entziehen. Als er einige Schritte weiter gegangen war,

ſagte er ernſthaft zu ſich: „Jetz iſch m'r doch ſo fürkomma'n, als ob — — am End hot doch der Kapper Rebcht'"

Denſelben Abend noch ſuchte er den Kameraden auf und machte ihn mit ſeiner Erfahrung und ſeiner Vermuthung bekannt. Wie Kasper ihn auf ſolchem Wege ſah, rief er: „No, was hab' e denn g'ſakt? Die Great hot dih em Kopf, des hab' e ſcho' lahng gwißt; aber du loſcht (läſſeſt) ja net mit d'r reda'!" — „No no," erwiederte Michel begütigend; und nach einem Moment des Nachdenkens ſetzte er hinzu: „Du moeſt alſo, i hätt' Hoffneng — 'e iſt dei' Earnſt?" — „Freile iſch mei' Earnſt," entgegnete Kasper. „Wer la' doh no zweifla'! — Aber ietz mach amol 'n Fried mit dei'm oeſältenga' Trutza' doh und dua', was ſe für a rechts Mannsbild g'hört!" — Michel ſtand mit tiefſinnigem Geſicht da. „Wann's d'Glegenheit git (gibt)," erwiederte er endlich, „will e ſeha'!"

Dieſer abendliche Diskurs fand gegen Ende der Woche ſtatt. Nachdem am Samstag noch ein tüchtiges Gewitter ſich entladen und die Luft abgekühlt hatte, kam ein ſchöner und nicht allzuheißer Sonntag. Das Wintergetreide war grüßtentheils zu Haufe, die Gerſte der Sichel entgegengereift, und da ſich die Ernte ſo gut angelaſſen, glaubte man, ſie werde auch gut zu Ende gehen. In ſolchem Vertrauen entwickelt ſich in der Seele des Bauers ein gründliches Behagen und er fühlt das Bedürfniß, ſich ein Plaiſir zu machen.

Heute ſtellte ſich bei Michel nach dem Eſſen der Kamerad ein und machte den Vorſchlag, „zum braunen Bier zu gehen." Zu den Eigenheiten unſres Burſchen gehörte es, auch dann, wenn er etwas zu thun geneigt war, ſich nöthigen zu laſſen. Er ſah dermalen den Andern mit einer Miene an, die weit entfernt war, Beiſtimmung auszudrücken. Die eben anweſende Mutter rief indeß: „Gang mit! Kommſt doch eh widder amol aus'm Doraf naus end unter d'Leut!" — „Ha'et wurd's vohl (voll)," bemerkte Kasper. „D'ſ Bier ſoll gar fei'dle guet ſei' ond d'ſ Wäder iſt ſchöa'!" — „Wer woeß," ſagte er lächelnd zu Michel, „ob d'net ha'et oena ſiſicht, die d'r gfällt!" — Die Mutter zuckte die Achſeln und entgegnete für Michel: „Gang weiter' Deam gfällt oena'! Dia' Hoffneng hab e lang aufgeba'!" — Sie verließ die Stube. — Kasper machte ein pfiffiges Geſicht und

sagte zu Michel: „Die merkt no' nex'" — Auch unser Bursche verrieth auf seinem Gesicht einige Schlauheit; dann aber erwiederte er: „Sie soll ob nex merka', bis d'Sach fer ist!" Und mit einem bedeutungsvollen Wink setzte er hinzu: „Woescht no', was e d'r g'sakt hab?" — „Ja wohl," entgegnete Kasper mit Lachen. „Aber jetz mach'"

„Zum braunen Bier gehen", hieß auf den Dörfern in der Nähe von Wallerstein so viel als: auf den Keller der fürstlichen Brauerei gehen. Diese Bezeichnung datirt ohne Zweifel aus einer Zeit, wo in jenen Dörfern ausschließlich weißes Bier gesotten und das braune (das in Norddeutschland i. g. bayrische) zunächst nur von der „Herrschaftsbräu" geliefert wurde. In den Jahren, in denen unsre Geschichte spielt, verdiente aber das hier producirte Getränk die Auszeichnung einer solchen Benennung immer noch durch seine Güte, wie es denn auch jetzt noch unter den Bieren des Rieses einen ehrenvollen Rang behauptet.

Die Kameraden legten die mäßige Strecke von ihrem Dorf nach Wallerstein in gemüthlichem Diskurse zurück. Die Zahl der „Schöber," die sie sich eingeführt hatten und die sie noch zu bekommen hofften, der Stand des Sommerkorns und die Hoffnungen des Brachfeldes bildeten den Hauptinhalt ihrer Ansprache. Im Markt angekommen, schlugen sie den nächsten Weg zu der Anhöhe ein, auf welcher die fürstliche Brauerei liegt und nebst den ausgedehnten Oekonomiegebäuden den grauen Felsen, der das alte Schloß getragen, kranzartig umschließt. Sie fanden noch Platz auf einer der Bänke vor der Brauerei, ließen sich jeder eine Maaß geben, würdigten den schäumenden Trank, der aus dem gewichten Bauche der hölzernen „Bitsch" in ihre Kehlen floß, mit tiefem Zuge und theilten bald, schmauchend und nach entsprechenden Intervallen die Zungen befeuchtend, das Vergnügen der zechenden Versammlung.

Kasper hatte Recht gehabt. Das in dem Felsenkeller gelagerte Bier war heute ganz besonders wohlschmeckend und der Trinkplatz, der die Aussicht in den nordöstlichen Theil des Rieses darbot, vollständig besetzt. Wallersteiner Herren — fürstliche Beamte und Bürger — etwelche Kränzlinger, „kadollische" und „lutrische" Bauern saßen größtentheils standesmäßig vereinigt, hie und da aber auch zufällig

gemischt um die hölzernen Tische, die heute für die „Herrn" durch einige hübschere aus der Zechstube vermehrt waren. Das schöne Geschlecht war nicht zahlreich vertreten; doch sah man außer der französischen auch noch katholische und protestantische Rieser Tracht nicht ganz unwürdigen Inhalt umschließend. Alles war vergnügt. Die Hauptsache war unerschöpflich vorhanden, und wer Appetit nach etwas Eßbarem hatte, für den war nicht nur durch die Wirthschaft, sondern auch durch Wallersteiner Buben gesorgt, die Rettiche und „Würst' siedhoeße" ausriefen und die letztern auch dann noch mit dem lockenden Prädikat schmückten, wenn sie schon zwei Stunden hin und hergetragen waren.

Unsre Kameraden tranken sich nach und nach in jenen angenehmen Dusel hinein, in welchem die jetzigen Sterblichen eine Ahnung von dem Gefühl erhalten, durch das die Menschen des goldenen Zeitalters beglückt worden sein mögen. Michel hatte einen Blick auf das Dorf Birkhausen und auf das Fasanenwäldchen geworfen, das ihm so hübsch gegenüber lag; er hatte die Gäste gemustert und nach flüchtiger Betrachtung der anwesenden Bauernmädchen die Ueberzeugung gewonnen, daß Kasper in dieser Beziehung nicht gut prophezeiht habe! Jetzt ließ er die Augen ruhen und verharrte im Gegensatz zu dem Kameraden, der sich von Zeit zu Zeit umsah, in unveränderter Stellung, sichtlich in Nachdenken versinkend. Ohne aufzusehen, murmelte er endlich: „Wann e's nor gwihß wihßt'!" — Kasper sah ihn an und sagte lächelnd: „Bist scho' widder doh mit deina' Gedanka'?" — „Hol's der Deufel," rief Michel, „i ka' net dervo' loaskomma'! Wann's ietz doch nex wär'? Wann's doch da' Schneider lieber hätt'? Gestert ist der Kerl a'mer verbeiganga', als ob's scho' sei' wär'! I hätt 'm glei oena' stecka' könna', so hoaffärteng hot 'r ausgscha', der Grippel!" — „Da' Schneider, glob' e, hoft net z'farchta'," erwiederte Kasper. — „I sott's eh net moena," sagte Michel; und mit großartiger Verachtung setzte er hinzu: „So a Krack — so a Stump von 'm Menscha'! — net gröaßer als a Säustallthürle! I schmieß 'n über a Haus nüber, wann's sei' müeßt'! — 'S ka' net sei'!" — „Sie müeßt se ja schäma', wann's mit 'm geang ginge," setzte Kasper hinzu. „D'Leut dätet lacha 'n über se a Baar'" — „'S ist wohr," sagte Michel.

„Aber auf der andera' Seit; reda' ka'n er, schwätza' ka'n er, ond d'Mädla' send Mädla'. Wer'n (ihnen) flattirt, der hot scho' halb gwonna'." — „Des ist freile ob widder wohr," bemerkte Kasper. „Ond a'n Obs ist der Schneider! Allweil woeß er ebbes Nuis. Ond manch's Mädle hot scho' se'n Kerl gnomma', weil's geara' d'Hosa'n a'ghett hätt! Vielleicht daß d'Great" — — Aber eine solche Zustimmung war es [illegible], [illegible] unser Bursche jetzt wünschte. Seine Züge hatten sich verdüstert und unmuthig fiel er ein: „Schwätz net so domm! I glob's mei' Lebteng net! A Mädle wie d'Great will'n rechta' Ma'! Ond i woeß net, was grad do' (gethan) hot, daß d' so elend von 'r denkst'" — Kasper schwieg. Er wußte wohl, daß er nichts profitirte, wenn er nachwies, daß er nur Michels eigne Meinung wiederholt hatte! — Der Gewaltige ertränkte den unliebsamen Gedanken durch einen tüchtigen Zug aus der Bitsch und beide sahen stumm vor sich hin. Auf einmal erhellte sich das Gesicht Kaspers — man hatte sagen mögen schadenfroh — und Michel rief: „Aber kommt denn doh net — hol me der Deufel, sie send's!"

Sie waren's in der That, nämlich die Gret und ihr Vater. Sie kamen von der Westseite, denn sie waren auf Besuch bei der Schwester gewesen, die in dem nächsten württembergischen Dorfe verheirathet war, und fanden sich darum auch erst zu einer Zeit ein, wo der Nachmittag in den Abend überging. Als sie den Kameraden sich näherten, rief Kasper: „Godda'n Obbed, Maurer!" und hielt ihm die Bitsch entgegen. Man wechselte Grüße und der Maurer that Bescheid. „Doh ist no' Plahtz," sagte Kasper auf die Bank deutend. Der Maurer besorgte sich auch eine Bitsch, und man setzte sich zusammen.

Michel war überrascht gewesen und hatte die mit langsamen Schritten herbeikommende Gret sonderbar angestarrt. Sie war eben wieder sehr schön in ihrem Sonntagsstaat und namentlich in einem neuen seidnen, prächtig glänzenden Halstuch feinster Qualität! Der Gang in der Sonne hatte ihr Gesicht höher gefärbt, und ein guter Beobachter hätte bemerken können, daß ihre Augen, sobald Michel sich ihnen darbot, durch ein reizendes Funkeln belebt wurden. — Zu anderer Zeit hätte sich der erste Eindruck in dem Burschen vielleicht länger erhalten und eine verhängnißvolle Confusion der Gedanken zur

Folge gehabt; allein zwei Maaß Lagerbier trinkt man nicht ohne Wirkung! Michel saß bald mit ruhiger Würde neben dem Maurer und nahm gemüthlich an dem Gespräche Theil, das sich entspann.

Kasper hatte gefragt, wo sie herkämen — nicht um es erst zu erfahren, sondern um vor ihnen und Michel zu verbergen, daß er es schon wußte. Nach der Antwort des Alten fragte Michel, wie's den Eheleuten ginge und wie der jungen Frau die Haushaltung anschlüge! Hierauf gab die Gret erfreulichen Bescheid: sie kämen gut fort und hausten recht gut zusammen. Anknüpfend an dieses gute Zusammenhausen nahm der Diskurs eine heitere Wendung. Kasper ging voran, und Michel bewies, daß er auch einen Spaß machen konnte, wenn's drauf ankam. In dem Behagen, das er empfand, war es ihm geradezu unbegreiflich, wie ihm vor der Gret jemals das Reden hatte schwer werden können! Beim Teufel! Heut konnte er schwätzen mit ihr wie mit seiner Mutter! Fragen — Antwort geben — Alles dünkte ihn ein Spaß! — was war das doch für ein Unsinn früher? — Der Umstand, daß er sich endlich in der Stimmung fühlte, nach der er getrachtet hatte und die er allein seiner würdig hielt, erfüllte ihn jetzt mit einem gewissen Stolz und einer eigenthümlichen Sicherheit. Die Gret war auch so vergnügt, daß ein Blinder hätte sehen müssen, wie sie sich freute, bei ihm zu sitzen. Die Furcht, als könnte sie den Schneider gern haben, war eine Dummheit, die größte, die ihm jemals vorgekommen! Den Schneider! So ein Mädchen! — Nein! Er — er selbst war der Glückliche! — Das war klar, daran konnte nur ein Narr zweifeln! — — Aber heute wollte er auch sein Wort anbringen! heut auf dem Heimweg wollte er sich an sie machen, Alles frisch weg herausſagen — das stand fest — und — auf den Herbst sollte die Hochzeit sein! —

Unterdessen hatte man das Bier nicht warm werden lassen. Auch die Gret, die sich durstig gelaufen, that aus der Visch, wo man's nicht sah, etwas bessere Züge, als sie's aus einem Glase gewagt hätte. Sie war in der That von ganzer Seele vergnügt. Michel in seiner Unbefangenheit, seiner guten Laune, gefiel ihr ausnehmend. Er war schöner als er ihr sonst vorgekommen, und offenbar auch viel gescheidter! Die Neigung, die sie immer für ihn gehegt hatte, steigerte sich

diesen Abend zu dem ernstlichsten Wohlgefallen, und sie empfand das lebhafteste Verlangen, ihn endlich zur Erklärung zu bringen. Daß sie ihm gleichfalls heute nicht weniger gefiel, als früher, davon erlangte sie gewisse Ueberzeugung, und in der Hoffnung, einen solchen Prachtburschen zum Mann zu bekommen, wuchs ihr Vergnügen zu einer Art von Uebermuth. Sie neckte den Glücklichen von wegen weil er auf die Mädchen nichts gebe, was ein Unglück und eine schlechte Ehre sei für alle. Michel erwiederte: auf ihn käme nichts an, da gebe es andere, z. B. den jungen Schneider, der in der Fremd' gewesen sei und draußen Dinge gelernt habe, wo sie im Dorf nichts davon wüßten. Das wäre ein Kerl, der könne den Mädchen sagen, was sie gern hörten! Worauf die Gret versetzte: Der Schneider sei allerdings „a gallants Bürschtle," an dem könnte sich mancher ein Exempel nehmen; aber es gebe eben so vornehme Bursche, die der Meinung seien, für sie wäre keine gut genug ꝛc. ꝛc. — Diesem kleinen Gefecht hörte Kasper mit Vergnügen zu, weil er seinen Plan dem Gelingen zureifen sah; der Maurer ergötzte sich daran, ohne den Ernst hinter dem Spaß gewahr zu werden. Zuletzt, nachdem sie einen Moment vor sich hingesehen, sagte das Mädchen: „Wie wär's, wann mer (wenn wir) auf da' Felsa' naufgeanget, so lang d'Sonn no' scheint? Mir isch, als ob's ha'et bsonders schöa' sei' müeßt do droba'!" — Der Maurer wand ein, es möchte doch zu spät sein; sie müßten heim. Allein die Gret bat, die Kameraden traten dem Vorschlag bei und der Alte fügte sich.

Der nächste Weg vom Keller zum Felsen geht hinter dem Brauhause vorbei. Man gelangt, wenn man eine Treppe emporsteigt, auf einen grasigen Platz, der meist eben um den Felsen herumläuft — ehemals der innerste Hof des Schlosses.*) Als unsre kleine Gesellschaft auf ihm der südwestlichen Seite zuging, neigte sich die Sonne schon den fernen Anhöhen zu. Vom Keller an hatte sich Michel zu dem Maurer gesellt. Wir wissen, daß er den Entschluß gefaßt, seine Wünsche auf dem Heimweg anzubringen; er folgte daher um so eher einem instinktmäßigen Trieb, nach der geschehenen Annäherung sich

*) Er ist jetzt in eine gotische Anlage verwandelt. *

wieder ein Bischen zurückzuziehen, die Gret dem Kasper zu überlassen und zur Hauptaction neue Kräfte zu sammeln. Das war aber nicht die Rechnung des Mädchens, die das Besteigen des Felsen eben vorgeschlagen hatte, um dem Michel zu weiterer Annäherung Gelegenheit zu bieten, in der Hoffnung, einen Moment herbeiführen zu können, wo ihm, der einmal im Zuge war, das Schloß vom Munde fallen sollte. Wie sie nun, am Felsen angekommen, ihn ernsthaft mit dem Vater diskuriren und zurückbleiben sah, warf sie einen Blick des Bedauerns auf den Liebhaber, der die gute Gelegenheit versäumte, mit ihr aufzusteigen und ihr allenfalls dabei zu helfen. Damals war der Weg (er befindet sich auf der Südwestseite) noch nicht so bequem wie jetzt, wo neue Treppen in den Felsen gehauen sind. Kasper, der mit der Gret hinan stieg, kam einmal in den Fall, ihr die Hand reichen zu müssen, um sie einige Schritte zu führen; und es ist zu vermuthen, daß sich diese Nothwendigkeit für Michel öfter ergeben hätte. „'S ist doch a'n g'schickter Mensch", sagte sie sich. Aber ein Gedanke beruhigte sie wieder: „Vielleicht will er se bei mei'm Vader wohl dra' macha', des gheart ob zor Sach, obwohl der nex dagega' haba' wurd — o conträr!" —

Alle waren endlich auf dem Gipfel angekommen. Man ging hin und her und schaute. „Ei wie schön!" rief die Gret und hing mit freudigem Blick an der Landschaft. „Du hoscht Recht," setzte der Bauer hinzu. 'S ist wärle der Müh wearth gwesa', daß mer (wir) raufganga' sind."

Der Bauer ist kein schwärmerischer Bewunderer der schönen Natur. Zunächst weil er überhaupt nicht so leicht schwärmt; dann aber weil er gewissermaßen selber zur Natur, zur Landschaft gehört und mit ihr auf zu vertrautem Fuße lebt, um über ihre Erscheinungen außer sich zu kommen. Ein recht schöner Anblick verfehlt aber auch auf ihn seine Wirkung nicht; er freut sich darüber herzlich und innlich — und das Ries im Schein der Abendsonne ist ein Bild, dessen Reiz auch die substantiellere Natur eines eingebornen Dorfbewohners zu ergreifen vermag.

Die Luft war klar, auf der nordwestlichen Seite kein Wölkchen am Himmel. Die gelben oder noch grünlichen Getreidefelder — die

schen „geschnittenen" Aecker, zum Theil noch mit „Zammelten" bedeckt — die lichtgrünen Wiesen, die Brachfelder mit verschiedenen Abstufungen von hellerem und dunklerem Grün — die zahlreichen Orte in der Nähe und in der Ferne — Alles das stand vor den Augen in deutlichen Umrissen und durch den zarten sommerlichen Duft gleichwohl zu einem schönen landschaftlichen Ganzen verbunden. Unter ihnen lag der Markt Wallerstein mit den beiden fürstlichen Schlössern und den Parkanlagen; am nordwestlichen Horizont ragte das hochgelegene Schloß Baldern über Hügel ins Ries herein; nach Westen zu erhob sich das ehemalige Lamentkloster Kirchheim auf mäßiger Höhe, und weiterhin stieg der Langenberg und der Ipf bei Bopfingen empor. Eine halbe Meile entfernt, gegen die südlichen Hügel hin, war die Stadt Nördlingen gelagert mit ihren vielen ansehnlichen Gebäuden, Zwingern, Gärten und Alleen — und rechts und links wohlhäbige Dörfer über die Ebene hingesät. Die Ruine Hochhaus schimmerte aus Waldern hervor; auf den südöstlichen Höhen prangten das Schloß Reimlingen und die ehemalige Benedictiner Abtei Deggingen, weiter nach Osten die Schlösser Harburg und Lierheim und die Reste von Allerheim. Kehrte man sich nach der nördlichen und nordöstlichen Seite, so erblickte man die stattliche Kirche von Zipplingen, das Kloster Maihingen und den langen Hesselberg — die Schlösser Hochaltingen und Trieberg, den uralten Thurm von Hohentrüdingen, die Städte Oettingen und Wendingen. Die nordwestlichen Anhöhen standen in grünlichem Duft, unter der Sonne gelben Überhauch; die südwestlichen erquickten das Auge mit wenig gedämpftem Waldesgrün; die entfernteren südlichen und östlichen glänzten in wundervollem Blau, hie und da von helleren Partien der Getreidefelder durchzogen. Eben die Anhöhen, welche die Ebene rings umgeben, erwecken in dem Eingebornen das Gefühl, daß er in einem Paradiese lebt — in dem landschaftlich eingeschlossenen und abgeschlossenen, fruchtreichen, schönen Ries!

Unsere Leute genossen das Malerische des Anblicks auf ihre Weise, in großen Linien, und verwendeten deshalb weniger Zeit darauf als wir auf die Beschreibung. Sie gingen zu einer sachlichen Unterhaltung — zur Hervorhebung einzelner Gegenstände über. Sie zeigten sich Orte, die das Merkwürdige hatten, daß darin Freunde von

ihnen hausten; sie machten Anhöhen namhaft, die sich dadurch auszeichneten, daß sie von ihnen schon bestiegen worden waren. Die Gret deutete das Haus ihrer Schwester an, welches leider von einem großen Bauernhaus verdeckt sei; und zuletzt concentrirte sich die Aufmerksamkeit auf dem interessantesten Dorf — auf dem eigenen. Man zeigte sich seine Häuser, Wiesen und Aecker, und Anblick und Besprechung dieser traulichen Objekte versetzten die Landleute wieder in eine muntere und fröhliche Stimmung.

Michel hatte sich hie und da an die Seite der Gret gestellt, allein nach seinem Plane sich nicht mehr mit ihr abgegeben, als mit den Andern, obwohl der Kamerad den Maurer ein paarmal abseits geführt hatte, ihm Gelegenheit zu verschaffen. Die Gret, dadurch gereizt und in der erhöhten Laune des Tages, beschloß ihm einen Schreck einzujagen und — ihm entgegen zu kommen. Als die Andern in die östlich gelegene Spalte hinabgestiegen waren und Michel schweigend neben ihr stand, that sie einen Schritt gegen den Rand des Gipfels, von dem es hier schroff abwärts ging, zuckte und „grillte" (kreischte), daß es eine Art hatte. Michel erschrak in der That und versäumte, rasch zuzugreifen; als er sah, daß sie selber feststand, hielt er es nicht mehr für nöthig und schaute sie beruhigt an. Die Gret verzog den Mund. „Du bist a schöaner Nochber," sagte sie; „du ließest me nonterfalla' ond sächtest (sähest) ganz ruheng zua'!" — Der Ehrliche war etwas beschämt, weil er selbst fühlte, daß er zu langsam gewesen; aber eben darum wollte er den Vorwurf zurückweisen. „No, no," erwiederte er, „du host de ja selber ghalta'. — I hab' eba' denkt, du wurscht Versta'd gnuag haba' ond net z'weit nausganga!" — Für einen Liebhaber keine galante Rede! Die Actien des Burschen, insbesondere seiner Gescheidtheit, sanken wieder, und das Mädchen, etwas empfindlich geworden, suchte die Andern auf.

Die Sonne zerschmolz eben am Horizont — der Alte mahnte zum Aufbruch. Die Gret, um den Michel für sein Ungeschick zu strafen, ging zuerst hinunter und that, als ob er gar nicht mehr da wäre. Natürlicherweise fühlte nun er, dem es doch schwante, daß er sie „geärgert" habe, einen Trieb, ihr nachzugeben und sie wieder gut zu machen. Nachdem sie alle auf dem schon thauigen Rasen angekom-

men waren, führte Kasper, der des Kameraden Absicht merkte, den Alten im Gespräch links um den Felsen. Unser Paar sah sich allein. Der Bursche sagte ihr etwas Schönes wegen der Geschwindigkeit, womit sie den Felsen herabgestiegen war. Sie, noch ein wenig schmollend, aber seines guten Willens halber schon wieder auf dem Weg zur Güte, entgegnete: „Ja, a bisle gschwender ben e freile als du! Bei dir hoeßt's eba': komm' e ha'et net, komm' e morga'. I sorg', du wurscht überal z'spät komma'!" — „Oho," erwiederte Michel und lächelte, denn das Gesicht, womit ihm dieser Vorwurf gemacht worden, hatte nichts Beleidigendes. Das Mädchen sah ihn an — und nochmal fühlte sie eine Regung, für ihn etwas zu thun. Sie sagte: „Globsch (glaubst du), du ka'st me net fanga', wann e spreng (springe, laufe)?" — „Ih dih?" versetzte Michel und konnte nicht umhin, über so eine Behauptung die Achseln zu zucken. — „Ja, du mih," erwiederte die Gret mit Nachdruck. Das hieß den Michel bei der Ehre angreifen; und im Gefühl seiner langen Beine rief er mit stolzer Sicherheit: „Loß de net auslacha'!" — „Ja," sagte das Mädchen, „pranga' ka'n a'n ieder; aber i glob's net!" — „Du bist net gscheidt!" entgegnete Michel. „No, so zoeg's," fuhr die Gret fort, „ond fang me, wann d' ka'st!" — Sie faßte ihren Rock auf beiden Seiten, hob ihn ein wenig in die Höhe, um den Beinen mehr Freiheit zu gewähren, und lief — aber nicht links, den Andern nach, sondern rechts um den Felsen, einer Grube zu, die sich auf der nördlichen Seite des Felsens befindet. Michel, so herausgefordert, hatte sich bereit gemacht; er ließ ihr einen Vorsprung, dann fing er an auszugreifen, daß er sie schon im Eingang der Grube erreichte. Aber der Triumph, sie nun zu fassen und zu halten, war ihm ein viel zu geringer — er lief einige Schritte über sie hinaus, bis sie schnaufend zurückblieb, drehte sich um und rief siegesfreudig: „No, was hab e gsakt? Ka'n e's oder ka'n e's net?" — Die Gret sah ihn mit einem fast wehmüthigen Blick an, und mit dem Doppelsinn, den ihr die Situation aufdrängte, versetzte sie: „Ja, ja, i hab' me g'irrt en dir — ond mueß me schäma'!" — Michel, weit entfernt zu begreifen, trat näher und sagte mit dem Tone wohlwollender Ueberlegenheit: „No, no, z'schäma brauchst de grad net, wann ih über de nausloff!"

Der absolute Mangel an Verständniß machte die Gret lächeln und die grundehrliche Meinung des Burschen versöhnte sie wieder. In der Grube war es schon dämmerig; der Spaziergang, auf den sie so viele Hoffnung gesetzt, nahte sich seinem Ende, und daß die beiden Bursche mit ihr heimgehen würden, konnte sie nicht als gewiß annehmen. Wer wird es ihr nun verdenken, wenn sie bei der Redlichkeit ihrer Absichten die Gelegenheit ergriff, mit dem Burschen noch einen Versuch zu machen? Am Ende — sie that damit ihre Schuldigkeit, und wenn gleichwohl an ihm nichts half, so brauchte sie sich wenigstens keinen Vorwurf zu machen.

Sie hatte gemerkt, daß sie beim Laufen die Gluse, womit das Halstuch des Rieser Bauernmädchens auf dem Rücken angeheftet wird, um daselbst ein regelrechtes Dreieck zu bilden — verloren und ihr schönes seidenes Halstuch sich verschoben hatte. Indem sie eine Gluse von der Brust auszog, wo sie minder nöthig war, sagte sie zu Michel: „Jetz muß e de no' om a Gfälligkeit bitta'! I spür, daß mei' Gluf rausgfalla'n ist aus mei'm Halstuch, end's wär mer lieb, wann d' mers widder nei'stecka' möchtst, vor mer zrückgent (zurückgehen)." Während sie dieses sagte, hatte die Phantasie ihr vorgezaubert, was ihr Herz wünschte. Michel fand während dieser Beschäftigung den Muth der Liebe, folgte ihm freudig und hielt jene Anrede an sie, die wenn auch noch so kurz, doch vom Munde des Mannes gehen muß, um von dem Mädchen bejaht den Bund der Herzen thatsächlich zu knüpfen.

In diese Seelenmusik ertönte plötzlich die Antwort des wirklichen Michel: „I will's versuacha'! Muß d'r aber scho' saga', daß e mit deana (diesen) Sacha' net recht enganga' ka'!" — wodurch die Gret belehrt wurde, daß es noch nicht an dem sei. Der Bursche nahm die Gluf und stellte sich hinter sie; er wollte ihr nun auch wirklich gefällig sein und genau thun, was sie haben wollte. Als er anfing, das Halstuch zurechtzurücken, wurde ihm doch sehr curios. Sein Herz fing an zu schlagen, vor seinen Augen begann es zu schwimmen; er fühlte ein außerordentliches Verlangen, just das zu thun, was sie wünschte und ihr Phantasiebild wortwörtlich zu erfüllen. Allein zu rechter Zeit noch mahnte ihn die Pflicht und sein Versay. Ihr die

Gluf anzustecken, das hatte sie verlangt, darum war es ihr zu thun, und darin mußte er ihr zu Willen sein. In der Verwirrung seiner Lebensgeister zog er das Tuch rechts und links, ohne ihm die gehörige Lage geben zu können. Die Gret rief: „Daß 's sei' recht en d' Mitt nei' kommt!“ Denn grad in der Mitte des Rückens muß die Spitze befestigt werden, wenn das schöne Dreieck herauskommen soll. Dieser Zuruf des offenbar etwas ungeduldigen Mädchens traf den Burschen. Das Tuch hing eben zu weit rechts. In seiner Confusion that er instinktmäßig einen Riß gegen die Mitte, wobei er die Kraft seiner Finger nicht erwog, und — ein Fetzen des Halstuchs blieb in seiner Hand.

Nun riß aber auch die Geduld der guten Margret! Nachdem sie so weit gegangen — nachdem sie ihm auf eine Art entgegen gekommen war, daß der Einfältigste hätte begreifen müssen — ihr, anstatt ihren Wunsch zu erfüllen und ihr um den Hals zu fallen, das schöne neue Halstuch zu zerreißen — das war denn doch in Wahrheit „dümmer, als verlobbt ist.“ So einen Menschen zum Mann zu kriegen, ist am End auch kein großes Glück, und — — sie hatte sich umgedreht, sah den Fetzen in seiner Hand, sah das Gesicht halb verlegen, halb lächelnd gegen sie gewendet, und rief erzürnt: „Du bist aber doch o'gschickter als der Deufel! So a Mannsbild! Gang nor glei (gleich) morga' zom Schulmoester ond loß d'r dei' Schuelgeld widder rausgeba'; denn des ist net verdeat (verdient) woara!“ — Das war auch nicht höflich, und so etwas hatte Michel noch nie gehört. Er wurde seinerseits ärgerlich und entgegnete: „I hab d'r ja gsakt, daß e mit deam Zuig (Zeug) net omganga ka' — w'rom trägst mer's auf?“ Und mit stolzem Selbstgefühl setzte er hinzu: „I hab ebbes anderst's z'doa' en der Welt, als da' Mädla' d'Halstüacher na'zmacha!“ — Die Gret sah ihn achselzuckend an und sagte: „Ja, des glob' e!“ — Der Bursche fühlte einen Drang, sich von jedem Vorwurf rein zu waschen; deswegen, den Fetzen emporhaltend, bemerkte er: „Des Tuech doh, nemm mers net übel, ist aber oh nex nutz gwesa'! 'S ist eba' widder so a nuimodischer Lompaznig (Lumpenzeug), so dent (dünn) wie Spennawett (Spinnweb)! Mei'r Mueter ihr Halstuch wär' m'r net in der Ha'd blieba'.“ —

Das Mädchen wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen. Sie hielt an sich und erwiederte: „Du bost natürlich Recht! Ma' weeß ja, daß d'r Gscheidst bist en der ganza' Gmoed (Gemeinde). — So, iez ka'n e mit 'm verriffenga' Halstuech beemganga'!" — Michel, der einmal in den Schuß der Dummheit gekommen war, verstand die letzte Rede wieder falsch. Er trat mit ritterlicher Intention einen Schritt näher und sagte tröstend: „Deh brauchst de net z'kränka' — ih ka' d'r scho' a nuis kobfa'" — Das gab ihm bei dem Mädchen den Rest. Wahrhaft beleidigt, riß sie ihm den Fetzen aus der Hand und rief: „So viel Geld hab' e no' übreng, um m'r a nuis Halstuch z'kobfa! I brauch nex von dir, du oefältenger Mensch!" — Sie wandte sich rasch ab und ging fort.

Michel stand verdutzt. Er hatte eine dumpfe Ahnung, daß er doch nicht ganz richtig gehandelt haben könnte. Ein Aerger erhob sich in seiner Brust — über sein Unglück, über die Hitze der Gret, über das Mißgeschick, das ihn überall verfolgte. Indem er nachdenken wollte, fühlte er, daß ihm heute auch das Denken nicht mehr geriethe. Er spürte eine ziemliche Mattigkeit in seinen Gliedern, setzte sich auf ein Felsstück und überließ sich der formlosen Bewegung seiner unmuthvollen Seele. Endlich erhob er sich rasch und trat den Rückweg an; er wollte doch sehen, wie's stehe und was zu thun sei!

Als er an seinen Tisch trat, waren der Maurer und die Gret schon fort; Kaspar erwartete ihn, unwissend, was er denken sollte, und höchst neugierig was denn passirt sei. Die Gret sei zurückgekommen, sehr ernsthaft und ärgerlich, und habe erzählt: sie hätte ihren Fürwitz gebüßt, sie wäre in einer Grub am Felsen hingegangen und ein spitziger Stein hätte ihr das Halstuch zerrissen. Er, Kaspar, habe nicht begreifen können, wie das zugegangen sei, und nach ihm, dem Michel, gefragt; worauf sie zur Antwort gegeben, sie wisse nicht wo er hingelaufen sei. Dann habe sie an ihrem Vater getrieben, sie müßten nach Hause, sie habe noch etwas herzurichten auf morgen früh — und der Maurer sei mit ihr fortgegangen. „Was hot's denn geba'?" rief der gute Bursche zuletzt mit dem Antheil eines Freundes, der das Seine gethan. „Send'r (seid ihr) oeneng woara'n oder" — „Jo", rief Michel mit dem Humor der Verzweiflung, „oeneng!

— Aus isch" — Kaspar fuhr empor. „Was' — aus?" — „Aus", erwiederte Michel, „wie'n e der sag!" — „Aber wie hot's denn ganga'? So verzähl m'r doch!"

Unser Bursche war gedrückt von dem Unstern, den er gehabt, von dem Unwillen, der in seiner Seele emporschwoll — er mußte sein Herz erleichtern, und er wollte dem treuen Kameraden Alles vertrauen. Wie er erzählte, daß er in der Grube über die Gret hinausgelaufen sei, machte Kaspar Bewegungen, als ob er das Gliederreißen hätte. „Nausgloffa?" wiederholte er mit unwilligem Staunen; und den Zorn des Gewaltigen riskirend, setzte er entrüstet hinzu: „O du dommer Kerl! Host denn net gseha', wes die gwöllt hot?" — „No, was denn?" fragte Michel. Und Kaspar fuhr fort: „Fanga' hättsch (hättest du sie) solla' — ond d's Maul hättst aufdoa' solla', wann's ghett hättst! Desdawega' hot's de rausgfoadert!" — Michel war betroffen; die Sache leuchtete ihm ein, und nur kleinlaut sagte er: „Moest?" — „Ach, i bitt' de!" rief der Kamerad höchst verdrießlich. — „No, verzähl weiter!"

Michel erzählte das Uebrige. Kaspar sah ihn an, wie einen, bei dem's nicht recht richtig ist, und brach in ein lautes Gelächter aus. „Lieber Michel", sagte er endlich, „nemm mer's net übel, aber dir muß ma' da' Dippel boara' (der Düppel bohren)! Was! doh host no' nex gmerkt?" — Unser Bursche, einmal auf dem Wege der Selbsterkenntniß, begriff — und ein dumpfes Schamgefühl begann in ihm aufzuquellen. Allein seine Handlungsweise hatte doch auch ihre Gründe, und zu seiner Rechtfertigung mußte er sie geltend machen. „Aber i sag d'r", entgegnete er etwas verlegen — „ihr Halstuech ist wärle verschoba' gwesa'! Ond i hab gmoet" — — „Jetz höar auf", rief Kaspar „ond ärger' me net! Die hot se ebbes om ihr Halstuech kümmert! Des ist 'r aufglega'! — no' derzue bei der Nahcht, wo's koe Mensch sicht!"

Bei dieser Hinweisung auf die Nacht ward es Tag in unserm Burschen. Er schämte sich in den Tiefen seiner Seele, und ein großer Verdruß über sich selbst erhob sich in ihm. Indessen wenn man angegriffen ist, muß man sich doch vertheidigen, und darum sagte er: „'Smag sei'! Aber 'sist vielleicht besser, daß's so komma'n

iſt! Mit dem Mädle hab e amol ner acks (als) O'glück — und wear woeß" — Kasper fiel ihm in die Rede: „O'glück haba' nennt 'r des! Jetz wurd's mer zviel! Glück hoſt tauſedmol meaner (mehr) as der Brauch iſt — — aber (auf die Stirn deutend) doh fehlt's!" — Nach kurzem Schweigen ſetzte er hinzu: „Jetz bitt' e de nor em oes! Verzäbl m'r koem Menſcha' ner derro'! Ih as dei' Kamrad muess me ſchäma' für di! Du hoſt de benomma, daß a wahra' Schand iſt! Wie a Dommkopf, wie a Sempel, wie a — —"

Der gute Kaspar wollte die Gelegenheit der Vernichtung Michels benutzen und ſich für die Grobheiten, die er von ihm ſchon anzuhören gehabt hatte, entſchädigen. Aber nun wurde es dem Enaksſohn zu bunt. Er richtete ſich empor in ſeiner ganzen Macht und rief mit dunkelbraunem Geſicht: „Jetz ſei mer ſtill, oder i ſchmeiß de onter da' Dibich (Tiſch) nonter, daß d's Aufſtanda' vergiſcht! Kerl's Hölladonnawetter! — Willſt me du oh ne' verzürna'? — I hab mei' Lebteng mit deana Lueders Weibsbilder ner z'dea ghett — wie ſellt' ih ihr' Ränk ond Schwänk kenna'?" — Kasper, zur Mäßigung gemahnt, verſetzte mit Humor: „Se'got's eba'! Wer ner lernt, der ka' ner!" — „Was doh", rief Michel unmutbig. „Falſche Oaſer ſends alle mit anander! I ben froa', daß ſo ganga'n iſt, ond meiner Lebteng loſſ' e me jetz mit koer mea' ei'! Aus iſch!" — Er ergriff die Bitſch, leerte ſie auf einen Zug, ſtand auf und rief mit dem alten Herrſcherton: „Jetz komm!" — Er ging. Kasper folgte.

Auf dem Heimweg ſchüttelte der Erfahrene noch zu wiederholtenmalen den Kopf. Es war freilich beinahe nicht zu glauben, wie der Kamerad ſich benommen hatte. Aber abgeſehen von den Gründen, die er ſelber angab, war er ein Deutſcher und hieß Michel. Er war ein Schwabe und erſt ſechsundzwanzig Jahre alt.

Beim Tanze.

Als die Gret am andern Morgen in ihrem Bett erwachte, überlegte ſie bei dem heitern Schein der eben aufgegangenen Sonne die Vorfälle des geſtrigen Abends in ihrem Zuſammenhang und ihrer

Steigerung — und brach in ein helles Gelächter aus. Nichts in der Welt kam ihr so närrisch vor wie der gute Michel in seiner Einfalt. Was sie gestern erzürnt hatte, das erschien ihr heute unendlich lustig, und um keinen Preis hätte sie sich ihr zerrissenes Halstuch abkaufen lassen. „O ist des a guater Kerl!“ rief sie, Lachthränen in den Augen. „Ist des a dommer Mensch!“

Mit dem Unmuth war aber auch die Geringschätzung, die sie gegen ihn empfunden hatte, völlig aus ihr gewichen. Die Heiterkeit stimmte sie zur Milde, zur Gerechtigkeit. Sie fühlte, wie gut er es eigentlich meinte, wie durch und durch ehrlich er war, und wie ihm nur die rechte Art fehlte. Ihre Seele hing an seinem Bilde, wie das Aug einer Mutter an ihrem Kind, mit liebend mitleidigem Antheil. „G'scheidt ist er freile net,“ sagte sie endlich, „und wie ma' mit da' Madla'n emget, des woeß er gar net. Aber was schad's? 'S ist am End besser, er lernt's von mir, als wann ers scho' von 'r andra' glernt hät'!“

Da sie die Schwäche des Burschen von der schönern Seite betrachtete, so leuchtet ein, zu welchem Schlusse sie kam. Sie wollte ihn durchaus nicht aufgeben, ihm vielmehr Alles verzeihen und bei der nächsten guten Gelegenheit sich alle Mühe geben mit einem neuen Versuch. „'S ist freile net en der Carneng (Ordnung),“ sagte sie mit etwas bedenklichem Gesicht, „daß d's Madle wieder a'fangt. Aber was ka'n e macha'? 'S got amol net anderst, und a jedes muess doa', was eba' ka'! — So o'fearisch (unsternisch, unglücklich), wie desmol,“ setzte sie erheitert hinzu, „wurds ja doch net allmol ganga'!“

Es hatte einen ganz absonderlichen Reiz für die muntere Gret den dummen prächtigen Michel zu gewinnen. Sie lächelte holdselig für sich bei diesem Gedanken, ihre Augen glänzten und schelmisch verlangend rundeten sich die schönen rothen Lippen.

Vergnügt kam sie in die Stube. Als sie nach der Begrüßung des Alten wieder an Michel und sein Benehmen dachte, konnte sie sich nicht enthalten, für sich hinzulachen. Ihr Vater sah sie verwundert an und sagte: „Was host denn? Du bist ja gwiß net gscheidt?“ — Die Gret erwiederte: „'S ist m'r grad ebbes ei'falla'!“ — „Gang weiter,“ sagte der Maurer, der nicht zu den scharfsichtigsten Menschen

gehörte, „du bist a verruckts Mädle! Mach lieber, daß mer a Supp krieget ond zom Schneida' kommet!“

Anders war die Nachwirkung des gestrigen Abends bei dem Burschen. Auch er sah klar an dem hellen Morgen, aber bei ihm erzeugte die Klarheit nicht Heiterkeit und Milde, sondern grimmigen Verdruß und Wuth über sich selbst. Schon Göthe hat hervorgehoben, wie der arme Mensch, des Morgens im Bette erwachend, in der Passivität des Daliegens den Pfeilen der Selbstanklage und der Reue wehrlos preisgegeben ist. Michel, in dem Nachtheil seiner Lage, erkannte aufs deutlichste, wie dumm er sich gestern benommen; Scham färbte sein Gesicht, er strampfte mit dem Bein, daß die Bettstatt krachte. „O du Ochs, rief er aus und gab sich einen Schlag vor die Stirn, der einer minder harten gefährlich werden konnte. „So domm sei'! — net seha', was d's Ohs will, ond globa', sie will des, was sie sakt! Als ob's net grad allmol ebbes anderste wölla' dätet, die — — !“ — Jetz kenn e's (ich sie) auf oemol — ietz, wo's ner mea' hilft!“

Michel, wie der Leser schon gesehen, war hinterdrein immer um ein Gutes klüger als vorher; er machte sich seine Erfahrungen in Wahrheit zu nutze, er ging vorwärts, und es war darum keineswegs an der Durchbildung seines Verstandes zu verzweifeln, wenn man ihm nur Zeit gab, die hiezu nöthige Zahl von Erfahrungen zu machen. Das ist aber eben das Schlimme bei dieser gründlichen Art der Entwicklung, daß man oft gewisse Einsichten erst zehn Jahre später erlangt, als wo man sie brauchte, und unter solchen Verhältnissen gar vieles unwiederbringlich verloren bleibt.

„So a Glegenheit“, murmelte der Bursche für sich hin. „Moets so guet mit m'r, richt't mers na' — a'n oezengs Wöartle, ond mei' wär's! — Ond ih ben so hibra'dippleng und verreiß 'r d's Halstuech! Noe (und er brach selber in ein Lachen aus) so 'n oefältenga' Menscha' gibts en der Welt nemmer! Des ist gar net möglich! — Natürlich isch wüadeng woara', des begreift se — über so'n Esel! Die möcht' i oh seha', die doh d'Geduld net verliera' dät!“ —

Er versank in tiefes Nachdenken. „'Sist verloara'“, begann er aufs neue, „ganz ond gar verloara'! So'n domma' Menscha

muß ma verachta', 's got net anderst; ond wo amol koe Respekt mea' ist, doh hot's mit d'r Liab a'n End! — O, i wott glei" — —

Er sprang auf, zog sich an, und murrte dabei fortwährend über sich selbst. — Als er in die Stube trat und der Mutter guten Morgen bot, sah ihn diese an und sagte: „Wie sikscht denn du ha'et aus? — Du host g'wiß gestert z'tief en d'Bitsch nei'guckt!" — Michel war froh, die Alte auf dieser Fährte zu sehen, und dichtete sich einen Katzenjammer an, obwohl mindestens das doppelte Quantum des gestern Getrunkenen erforderlich gewesen wäre, ihm eine Andeutung davon zu geben. „Ja", erwiederte er, „i ben a bisle z'weit ganga'! Aber (setzte er mit saurem Gesicht hinzu) i hab a Lear (Lehre) kriegt, ond wear me a'nandersmol hüeta'!"

Als er nach dem Frühstück auf's Feld hinausging, dachte er: „Jetz nor Alles ha'et, als dem Mädle net begegna'!" Er empfand eine grausame Scheu, das Gesicht zu sehen, das er sich nicht anders als höhnisch denken konnte und dessen bloße Vorstellung ihm schon einen Stich ins Herz gab. Unbehelligt kam er an seinen Acker, und froh über dieses Glück schnitt er rüstig in Gesellschaft seiner Mutter und einer Taglöhnerin die zeitgemäße Gerste. Aber seine Furcht war doch eine Ahnung dessen, was kommen sollte! Da sie den Acker noch fertig schneiden wollten, so gingen sie erst spät zum Mittagessen heim. Michel blieb in Gedanken zurück, und wie er in die Gasse einlenkte, kam ihm die Gret entgegen. Er erschrak, und sein Gesicht zeigte eine so komische Mischung von Verlegenheit, Verdruß und Empfindlichkeit, daß das Mädchen, als er ohne zu grüßen an ihr vorüberschritt, sich nicht anders helfen konnte — sie mußte grad hinaus lachen.

Es that ihr unendlich leid, sobald es geschehen war. Sie fühlte, daß es jetzt zu Ende sei mit ihm, und daß ein Wunder geschehen müßte, wenn er ihr dieses Lachen verzeihen sollte! — Sie schalt sich selbst, wurde sehr ernsthaft und beruhigte sich endlich nur in dem Vorsatz: für jetzt sich zurückzuhalten und Alles in Geduld zu erwarten.

Ihr Gefühl hatte sie nicht getäuscht. Michel war im Tiefsten beleidigt. „I habs ja gwißt", sagte er schmerzglühend zu sich selbst,

— auslacha' wurd's me! — No, ietz isch aber verbei, — ietz sig e's nemmer a' meiner Lebtag! I ben a'n Esel gwesa', daß e denkt hab', sie hält doch ebbes auf mi! Wean ma' so auslacht, auf dean hält ma'n ebbes, ja wohl! — Nia het ma'n ebbes auf 'n ghalta'!"

In seiner gerechten Entrüstung ging er zu dem Kameraden und erzählte ihm, was ihm passirt sei und was er nun denken müsse. Kasper wollte die Schlußfolge Michels nicht gelten lassen; aber dieser machte ein Gesicht, daß er seine Einwendung gern fallen ließ und meinte: es könnte doch so sein! — Gewisse Leute finden immer Beistimmung.

Michel faßte den Entschluß, die Gret nicht nur ihres Weges gehen zu lassen, sondern gar nicht mehr an sie zu denken. Zunächst wurde er aber doch noch an sie erinnert. Seine Mutter erfuhr nämlich im Lauf der Woche von einem Nachbar, Michel sei am Sonntag beim Maurer und seiner Tochter gesessen, er sei recht „lebendeng" gewesen, und es habe just so ausgesehen, als ob ihm die Gret gefiele. — „Des gäb' a rechts Baar", hatte der Wohlwollende hinzugesetzt, — „doh müsset 'r a Bisle helfa'!" — Die Alte war sehr erfreut über diese Nachricht und nahm sich gleich vor, bei guter Gelegenheit auf den Busch zu klopfen und zum Zwecke zu reden.

Als sie einen Tag darauf nach dem Essen allein in der Stube waren, begann sie mit jenem Lächeln, das nur Müttern eigen ist, wenn sie auf eine ihnen genehme Liebschaft des Sohnes anspielen: „Des mueß ma' doch saga', d's Maurers Margret ist doch ietz d's erst' Mädle em ganza' Doraf! Wie die so gschickt ist ond wie der Alles aus der Ha'd got! 'Sist wärle zum Verwendra'!" — Michel blieb stumm. — „No, isch net wohr?" fuhr die Alte fort und sah ihn an. — „'S ka' sei'", entgegnete Michel. — „Die Gschwendne (Geschwindigkeit)", begann die Mutter wieder, „hab' e no' net leicht gseha' bei 'm Mädle! Sie schafft für zwua (zwo, zwei)." — „Mei'daweg für drei!" versetzte der Bursche. Die Alte wollte aus dieser Antwort entnehmen, Michel schäme sich zu bekennen, und fuhr fort: „Wer die zom Weib kriegt, deam isch net gfehlt — der hots troffa' — noch mei'r Moeneng!" — „I wensch 'm Glück derzue", bemerkte der Sohn ohne aufzusehen und mit einem Ton, der der Alten doch

befremdlich klang. „No, was hoſt denn ietz?“ rief ſie; und lächelnd ſetzte ſie hinzu: „biſt net amol aufrichteng mit dei'r Mueter? I will der's nor ſaga': die Great wär a Mädle für dih, ond wann de a Biole om ſe rommacha' dätſt“ — —

Michel ſah auf mit unmuthigem Geſicht. „Die Great“, erwiederte er kurz, „wär die Letſcht (Letzte), die i näam (nähme)!“ — „Aber worom denn?“ rief die erſtaunte Alte. — „Weil's a'n Ohs iſt“, war die Antwort, „ond weil e's net leida' ka'!“

Die Mutter wollte ihren Ohren nicht trauen. „Aber du ſollſt de ja beim branna' Bier recht guet mit 'r onderhalta' haba'!“ — „Deſcht (das iſt) a domma' Schwätzerei — weiter nex!“ entgegnete Michel. Und indem alle Schmach, die er erfahren, in ſeiner Seele brannte, rief er mit Nachdruck: „Von deam Mädle red m'r nex mea' — i will nex von 'r höara'!“ — Die Alte war beſtürzt und ſchwieg einen Moment ſtill. Dann ſagte ſie mit einem Klageton, der aus der Seele kam: „Aber ſag m'r nor, willſt denn ietz barduh (partout) net heiricha'? Magſt denn gar koena'?“ Soll e meiner Lebteng koe Söhnere mea' ens Haus kriega'?“ — Dieſer Ton traf den Burſchen; — und da es die Mutter doch ſo gut meinte und vielleicht die einzige Perſon in der Welt war, die es gut meinte mit ihm, ſo ging er auf ſie zu, nahm ſie bei der Hand und ſagte von Herzen: „Mueß denn aber grad gheiricht ſei'? I hab ja a brava' Mueter, die m'r nex abganga' (abgehen) loßt and bei ders m'r wöller iſt, als bei ſo 'r jonga Butzdock (Putzdocke)!“ — „Ach“, erwiederte die Alte, die ſich doch etwas geſchmeichelt fühlte, „wann e aber ſtirb, was nocht?“ — „Du lebſt länger als ih“, rief Michel, nickte verſichernd — und ſuchte das Weite.

Wie vorſichtig die gute Frau war, und wie ſehr ſie eine Scheu empfand, über ihren Michel ein Gerede zu veranlaſſen, das ihn erzürnen würde — den Widerſpruch zwiſchen der Erzählung des Nachbars und dem Benehmen des Burſchen konnte ſie doch nicht verwinden. Sie erkundigte ſich gelegentlich bei dem Kameraden. Dieſer ſpürte kein Verlangen, die Wahrheit zu ſagen und unter Umſtänden die Kraft der Michelſchen Fäuſte zu empfinden; er erwiederte, ſie hätten allerdings eine Anſprache mit dem Maurer und ſeiner Tochter gehabt.

aber diese hätte dem Michel ein paar spöttische Reden hinausgegeben, das habe ihn geärgert und nun sei sie ihm zuwider. — Die Mutter seufzte und resignirte noch einmal. Zum Nachbar sagte sie: „Des-mol hent 'r falsch gleha'!“ Der Alte meinte: „Recht wurd's halt d's brau' Bier gwesst sei', was 'n so menter gmacht hei!“ — „Des glob' e ehr“, entgegnete die Mutter — und die Frage war abgemacht für sie.

Die Erndte ging ihren Gang. Das letzte Fuder Haber war ins Dorf gefahren, und das Verhältniß zwischen Michel und der Gret noch das alte. Mit dem Maurer wechselte der Bursche die gewöhnlichen Grußformeln. Begegnete er dem Mädchen, so spielte er mit Erfolg einen Menschen, der ganz in seine Gedanken verloren hinwandelt, und sie ging mit dem Ernst der Ergebung an ihm vorüber, mit wiederholtem innigem Bedauern über ihr unglückseliges Lachen und mit erneuertem Vorsatz, bei der nächsten Gelegenheit, wenn ihr ja das Glück noch einmal wollen sollte, sich so gut, so klug und so lieb als möglich gegen ihn zu benehmen.

Der Schneider hatte unterdessen seine Besuche und Huldigungen nicht ausgesetzt, obwohl die Erntezeit, die ihn in einen Schnitter verwandelte, sie nicht in solcher Häufigkeit zuließ wie früher. Er sah zu seiner Verwunderung, daß sein Bäschen mehr und mehr ihre Munterkeit verlor, sich hie und da in einem sonderbaren traurigen Nachdenken, zuweilen auch in einer sehr ärgerlichen Stimmung betreffen ließ. Dieß erschien ihm nicht wohl begreiflich, da sie doch nach seiner Ansicht Alles hatte, was sie wünschen konnte, namentlich einen Liebhaber, der deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er sich, wenn es sein mußte, in einen Ehemann verwandeln könnte. Er setzte ihr Betragen indeß auf Rechnung der bekannten weiblichen Launen und tröstete sich, daß sie geben würden, wie sie gekommen.

Auf den ersten Dienstag nach der Ernte fiel eine Hochzeit, die, zum Vergnügen der jungen Leute des Dorfes, im Wirthshaus gefeiert wurde. Unsre Leser haben schon aus den frühern Erzählungen gesehen, welche Rolle in der Sphäre ländlicher Erzehungen die Hochzeiten spielen. Die Dorfjugend mitten im Nies hat im ganzen Jahre nur zwei regelmäßig wiederkehrende Tanzgelegenheiten: die Ern-

kirchweih und die Nördlinger Messe. Zur Ergänzung der eignen Kirchweih machten ehedem Solche, die Belieben darnach trugen oder von Verwandten eingeladen waren, die eines und des anderen Nachbardorfes mit, was vorläufig durch die büreaukratisch angeordnete Verlegung sämmtlicher Kirchweihtänze auf Einen Tag, ins Reich der Unmöglichkeit verwiesen ist. Da ein paar Tanztage im ganzen Jahr einer lebenslustigen Jugend nicht genügen können, so werden natürlich die wirthshäuslichen Hochzeitsfeste mit Freuden begrüßt und als ein Gnadengeschenk der Verhältnisse um so dankbarer hingenommen, als auch sie schon seltener zu werden anfangen.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir bemerken, daß eben diese Festlichkeiten für das gesellige Leben des Rieser Landvolks eine Bedeutung haben, die wir gehörigen Ortes anerkannt zu sehen wünschten. Es sind Mittelpunkte, wo sich Gäste aus den verschiedenen Dörfern treffen, in fröhlichem Verkehr einander ihr Herz aufschließen und neue Verhältnisse sich entspinnen, die auseinander wohnende Familien wieder mit einem Bande der Verwandtschaft umschlingen können. Die Thatsache, daß das Rieser Landvolk derselben Confession gewissermaßen eine große Familie bildet, wird hier anschaulich gemacht und zu ihrer Erhaltung immer wieder beigetragen. Wer dieß zu schätzen und die guten Folgen solcher Mischung sich vorzustellen weiß, der wird um einiger Rohheiten willen, die dabei vorfallen können, die aber meist nur dem verzärtelten Geschmack als solche erscheinen, nicht die Art an eine Sitte gelegt zu sehen wünschen, die so viel Gutes mit sich bringt — von der Rekreation, welche der Bauer in Folge seiner ununterbrochenen Thätigkeit doch ebensosehr bedarf als verdient, ganz abgesehen. Es ist immer nur Schwäche, die, um den Mißbrauch zu verhüten, den Gebrauch aufheben will; Schwäche und Unfähigkeit, die sich bewußt ist, auf positive Weise nicht helfen zu können, wo zu helfen wäre. Durch die Vernichtung der überlieferten Sitte würde das Landvolk zur Charakterlosigkeit, zur socialen Nullität gebracht werden — und mehr werth als diese, sollte man glauben, wäre ein selbstständig ausgeprägtes Leben doch bei weitem, auch mit etwelcher Rohheit, die ohnehin der fortschreitenden Cultur schon vielfach gewichen ist und immer mehr wird weichen müssen.

Welle man doch ja sociale Zahmheit und Dürre nicht gewaltsam herbeiführen! Es ist möglich, daß sie von selber kommt, früher und vollständiger kommt, als es sogar ihren jetzigen Liebhabern lieb sein wird! —

Die Hochzeit war die eines wohlhabenden jungen Söldners mit der Tochter eines kleinen Bauern. Die Familie Schwab gehörte zur „Freundschaft" des letztern — es war daher unumgänglich nöthig, daß ein Glied derselben als Gast an der Feier theilnahm, um so mehr, als der Bauer vor Zeiten auch den Ehrentag der Wittib mitgefeiert hatte und die Schicklichkeit eines Ersatzes in die Wagschale fiel. Wenn der Brauch will, daß ein Geladener dem Freund oder guten Bekannten „auf die Hochzeit gebe" und „auf die Hochzeit schenke", d. h. einen verhältnißmäßigen Geldbeitrag zum Beginn der Wirthschaft liefere, so will er nicht minder, daß dem Gaste bei Gelegenheit seiner eigenen Verbindung oder der eines Blutsverwandten die Ehre und das Geschenk wieder zurückgegeben werden. Der Brauch übt einen sanften Zwang zur Wiedervergeltung und fördert so den Austausch reeller Höflichkeiten, indem er jedem abwechselnd das Wohlgefühl des Empfangens und Gebens verschafft. Denn es bleibt natürlich dem Rieser unbenommen, das, was die Sitte gebietet, aus freien Stücken zu thun und in der Wiedervergeltung nicht eine bloße Pflichterfüllung, sondern einen natürlichen Erweis der Großmuth zu sehen, deren Freude es ist zu schenken und glücklich zu machen! —

Schon acht Tage vor diesem Fest hatte zwischen Michel und seiner Mutter ein kleiner Kampf über die Frage begonnen, wer es mitmachen solle. Michel wollte die Last der Mutter aufbürden, die Mutter wollte die Lust dem Sohne gönnen. Die gute Frau kam eben, wenn auch nur im Stillen, immer wieder auf den Wunsch und die Hoffnung zurück: es möchte ihm Eine gefallen! Da nun im Dorfe selbst offenbar Keine so glücklich war, so wünschte sie um so lebhafter, der Sohn möchte auf dieser Hochzeit Jungfrauen aus andern Orten sehen, die nicht fehlen konnten. — Das Bewußtsein, als Mutter für sein Bestes sorgen zu müssen, gab ihr diesmal in der That die Kraft zu widerstehen und seine Einwendungen zu entkräften. Wie oft er auch wiederholen mochte: es mache ihm keine Freude, er habe gar „keinen Lust" dazu, es sei ihm grausam

zuwider! — am Ende mußte er sich den Ermahnungen, womit die Alte ihm zuzusetzen nicht müde wurde, dennoch fügen und in den sauern Apfel beißen. Zur Verzweiflung gebracht rief er endlich: „Nomei'daweg, i will ganza'! Aber du wurscht seha', 's gibt widder ebbes. Denn der Deufel iſt leas und leßt m'r kee Rua'!“ — Die Mutter war zu vergnügt über seinen Entschluß, als daß sie dieser Rede weiter nachgedacht hätte.

Ob Michel sich deswegen so lange sträubte, weil er erfahren hatte, daß auch die Gret auf die Hochzeit kommen würde — oder ob er deswegen endlich nachgab — wer konnte es wissen? — Der Kamerad, den er von dem Streit mit der Mutter in Kenntniß gesetzt, machte ihm gelegentlich und vorsichtig jene Mittheilung, indem er hinzufügte, nun würde er gerade auch darauf geben und dem Mädchen zum „Tort“ sich um eine andere herummachen, was sie gewiß recht ärgern würde. Michel hatte indessen geantwortet, er kümmere sich um das Mädchen überhaupt gar nichts mehr, und später diesen Gegenstand nicht wieder berührt. — Sei dem, wie ihm welle — er folgte der Alten, und mußte sich am Hochzeitsmorgen mit dem Gedanken der Nöthigung doch schon einigermaßen versöhnt haben, denn er wusch und putzte sich nach Kräften und zog sich so stattlich an, als es der Kleiderkasten zuließ. Wie er endlich vor seine Mutter trat in schwarzen Hosen von Hirschleder, die kein Fältchen warfen und fast bis eine Spanne über das Knie von den Stiefeln bedeckt waren, — in manchesternem Leibchen mit versilberten Knöpfen, im neuen, schwarzen, baumwollbehaarten Barchentkittel mit flachen, thalergroßen Knöpfen — über das wohlgebundene dunkle Halstuch den feinsten Hemdkragen gezogen und den Kopf mit dem landesüblichen Schaufelhut bedeckt — da ging der guten Frau das Herz auf und undenkbar schien es ihr, daß so ein Mannsbild sollte durchs Leben gehen können, ohne ein braves Weib glücklich zu machen und ohne eine würdige Nachkommenschaft zu hinterlassen. — Sie hatte eben in das Papierkäpselchen des Gesangbuchs, das ihm auf dem Weg zur Kirche übergeben werden mußte, einen großen Kupferzweier gesteckt, den er als „Opfer“ in den Klingelbeutel werfen sollte; nun wünschte sie ihm von Herzen gute Unterhaltung und gab ihm geschwind noch ein paar

Schicklichkeitsregeln mit, ihn besonders ermahnend, daß er zu den Brautleuten sagen sollte: „Ich gratuliere“, nicht: „Ich condoliere,“ wie es einmal einem zu seiner großen Schande passirt sei. Michel zuckte die Achseln und ging, da es eben zehn Uhr schlug, in langsamen Schritten dem Wirthshaus zu.

Eine Rieser Hochzeitsfeier hatte in jenen Tagen einen andern Verlauf als jetzt, wo dem Geiste der Zeit verschiedene Glieder der alten Ordnung zum Opfer gefallen sind. Wir müssen unsre Leser schon ersuchen, zunächst eine Schilderung und Charakteristik derselben freundlich aufzunehmen, da wir ohne eine solche in der Erzählung nicht so verständlich sein könnten, als wir gerne wären. Abgesehen davon möchte es den künftigen Riesern von Interesse sein, das, was die Alten fromm und fröhlich getrieben, wenigstens aus einem Buch kennen zu lernen. — —

Wenn das „Ander gelitten“, d. h. wenn mit Einer Glocke das zweite Mal vor dem Beginn der kirchlichen Handlung geläutet wurde, begaben sich Bräutigam und Braut, Hochzeitknecht und Hochzeitmagd und die nächsten Verwandten ins Wirthshaus. Der Hochzeitknecht trug einen Säbel mit breitem farbigem Seidenband; er ist der Beschützer der Braut — eine Sitte, die aus Zeiten datirt, wo thatsächlicher Schutz noch erfordert werden konnte. In der obern Stube angekommen nahmen sie Platz am Bräutelitisch zunächst der Thüre und erwarteten die nach und nach anlangenden Gäste, deren jeder zum Brautpaar trat und in würdigem Ernste „zum Ehrentag und zum fröhlichen Kirchgang“ gratulirte. Hatten sich die Gäste eingefunden, so beschenkte die Hochzeitmagd sie mit Rosmarin, und das Frühmahl wurde aufgetragen: Suppe, Rindfleisch und ein Viertelleib des schmackhaften „Hochzeitbrodes.“ Weißbier und Branntwein (und zwar jenes den ganzen Tag durch) gehörten zum „Mohl“ (Mahl); Wein und braunes Bier wurden gegen Bezahlung gereicht. Den behaglichen Genuß des Frühstücks erhöhten die Musikanten — deren es bei kleinen Hochzeiten viere, bei größeren sechse gab — durch Aufspielen ihrer schönsten Arien. Endlich wurde „zusammengeschlagen,“ d. h. mit zwei Glocken zum Kirchgang geläutet, Pfarrer und Schullehrer kamen im Ornat zum Wirthshause und empfingen je eine Citrone und einen

Rosmarinstrauch, die männlichen und weiblichen Gäste, mit Rosmarin schön geputzt, sonderten sich, und unter dem Vortritt der Musikanten, die einen Marsch bliesen, begann der Zug vom Hofe des Wirthshauses in die Kirche; die Männer mit Pfarrer und Schullehrer voran, die Braut an der Spitze der Weiber vom Hochzeitknecht mit blankem Säbel geleitet. Am Thore des Kirchhofs machten die Musikanten Halt, die weltliche Musik verstummte, und der Zug ging über den breiten Weg des Kirchhofs, wo die Gäste durch die Übrigen mit Gesangbüchern versehen und von Verwandten und Bekannten mit leckereigefüllten „Guckern" beschenkt wurden, in das Gotteshaus. Bei der Trauung hatte der Hochzeitknecht seinen Stand zur Seite des Paares, um die Braut nach Beendigung der kirchlichen Feier sogleich wieder in Empfang zu nehmen. In derselben Ordnung, wie er angekommen, ging der Zug zurück und vor dem Kirchthor stellten sich die Musikanten, sämtlich blasend, wieder an die Spitze. Im Hofe des Wirthshauses bildete man einen Kreis, der Pfarrer nahm Glück wünschend Abschied, und nun trat der Schullehrer in die Mitte, um seinerseits in feierlichem Ton eine gereimte Anrede zu halten, worin er nach der kirchlichen Ermahnung als Repräsentant des praktisch-moralischen Sinnes die Bedeutung des Tages beleuchtete und mäßigen Genuß und ehrbare Fröhlichkeit empfahl.

In jeder Beziehung geistig versehen, begaben sich die Gäste in's Haus, der Hochzeiter nahm die Hochzeiterin bei der Hand, führte sie auf den Tanzboden und tanzte mit ihr drei Reihen allein, worauf der Hochzeitknecht mit der Hochzeitmagd, und die übrigen schon bereitstehenden Paare sich anschlossen. Wenn der Aufwärter zum Mittagessen rief, setzte man sich in bunter Reihe an die Tafeln. Jeder Gast fand bei seinem Gedeck einen „Hochzeitlaib" vor, und nach einander wurde aufgetragen: Suppe mit weißen Semmel- und braunen schmalzgebackenen „Knöpfen", Rindfleisch mit Reis, Blut- und Leberwurst, Leberkuchen und Bratwurst, endlich Braten. Nach dem Mahl begann der Tanz wieder und dauerte bis zum Abendessen. Die ältern Leute unterhielten sich trinkend und diskurirend oder zuschauend; die Braut — oder wenn sie tanzte, eines der übrigen — nahm Hochzeitgeschenke in Empfang, die ihr von Dorfbewohnern gebracht wur-

den, und wartete ihnen mit Schnaps oder Wein auf. Die Dorfbewohner nämlich — so verlangte es die schöne Sitte — waren alle geladen, auch den ärmsten nicht ausgenommen, und wenn so einer nicht als Gast erscheinen konnte, so schenkte er wenigstens nach Verhältniß seines Vermögens.

Das Abendessen vereinigte Alle wieder in der Stube. Es gab zum drittenmal Suppe — Rindfleisch mit süßer Rosinenbrühe, Braten und für jede Person ein Viertel Torte. Das „Mahl" war damit vollendet; und jetzt nahm der Schullehrer die Aufmerksamkeit der Versammlung noch einmal in Anspruch. Er hielt eine Rede, worin er (der gleich dem Geistlichen seinen Antheil vom Bräutigam in's Haus gesendet erhalten hatte) Gott pries, der sie so reichlich gespeist habe, die Summe namhaft machte, die je ein Gast zu entrichten hatte, und den Brautleuten mit einer feinen Anspielung auf das Läuten der Taufglocke alles Glück und allen Segen wünschte. Während dieser Rede hatten sich die ältern Schulbuben um ihren Meister gesammelt, die Musikanten in der Nähe sich aufgestellt, und es ertönte zum Beschluß mit Instrumentalbegleitung der Choral: „Nun danket Alle Gott!"

In der feierlichen Stimmung, welche dieses Lied erweckte, sammelte der Schullehrer mit einem Blutsverwandten des Brautpaars die „Hochzeitschent" ein, die von jedem erhaltene Summe genau notirend; und der einmal geöffnete Geldbeutel durfte sobald nicht wieder geschlossen werden. Zunächst folgte der Wirth, um die Bezahlung für das Mahl (damals anderthalb Gulden und etwas darüber, jetzt über zwei!) in Empfang zu nehmen. Dann erschienen nach einander der Aufwärter, die Köchin, die Magd und das Mädchen, um die Gäste zu brandschatzen, die aber ihrerseits auch zu immer kleinerer Münze griffen, bis zuletzt in das Pfännchen des Mädchens Kreuzer und nur ausnahmsweise Groschen geworfen wurden. Während diese Schaar sich entfernte, um schnell die Beute zu überzählen und sich nach Verhältniß entweder zu freuen oder zu ärgern, hielten die Musikanten ihren Umgang bei den Tischen, spielten, was ihnen vergessungen wurde, und zogen das Honorar ein, das in jener Zeit um ein Ziemliches bedeutender ausfiel, als heutzutage. Die Hochzeitgäste,

vor allen die aus andern Dörfern, nahmen Abschied. Die Brautleute begaben sich mit befreundeten Paaren in den Hausstennen, wo unter Absingung bezüglicher Liedchen nochmal getanzt und Wein gezecht wurde. Der Bauer liebt die Gründlichkeit auch in der Erholung — wenn er sich einmal darauf einläßt — und das Austrinken des Vergnügens bis zum letzten Tropfen. Darum ließ sich nun der Bräutigam von den Musikanten auch noch „heimmachen", und in seiner Stube erst wurde der Kehraus getanzt. Dehnte sich dieser zu lang, dann konnte Murren unter den jungen Leuten des Dorfes entstehen, die sich zum „Anfang" versammelt hatten. In der Regel aber hatte man diesen schon früher ein paar Musici überlassen, und während in der Wohnung des Bräutigams die Hochzeit endigte, war auf dem Tanzboden die freie Lustbarkeit der Ledigen schon in vollem Gange, die früher erlaubtermaßen bis zum Morgen dauerte.

In der Ordnung des eigentlichen Festes, wie man sieht, waren Geistliches und Weltliches verbunden wie zwei Elemente, die sich zur Bildung eines Ehren- und Freudentages wechselseitig ergänzen sollen. Jeder Moment war ausgefüllt mit dem, was den Bauer ergreift und über die Prosa des Daseins erhebt. Nach der Weihe der kirchlichen Handlung leitete ihn Musik zu dem Orte, wo er fröhlich den Tag verbrachte, der Schullehrer, als Mittelsmann zwischen Geistlichem und Weltlichem, sorgte für den Uebergang und lenkte nach der letzten Mahlzeit die Herzen noch einmal zu einer ernsten Betrachtung des Tages zurück. Die Naivität und, um es nur zu sagen, die geistige und gemüthliche Gesundheit früherer Zeiten nahm an dieser Verflechtung der beiden Elemente sein Aergerniß, und Schreiber dieses erinnert sich noch wohl der ernsten, ja feierlichen Gesichter der Hochzeitgäste beim Absingen des Kirchenliedes. Man muß die Natur des Bauers, die Derbheit seiner Empfindungsorgane, die Hingebung an die Gegenwart — und auf der andern Seite die Einfachheit seines geistigen Lebens im Auge behalten, wenn man über eine solche Ordnung gerecht urtheilen will. Der Bauer quält sich nicht mit dem Gedanken, ob er nicht vielleicht Gott beleidige, wenn er sich nach der kirchlichen Handlung dem Vergnügen überläßt; er tanzt ohne Arg, dem Gebrauch und seinem Drange folgend. Und wenn er nach der

Lustbarkeit den Choral singen hört, so stört ihn nicht die Frage, ob dies wohl auch in's Wirthshaus gehöre; er läßt, die Lustbarkeit vergessend, den Gesang auf sich wirken, nimmt sich's dann aber auch in keiner Weise übel, wenn die ernste Stimmung, in die er versetzt war, nach dem Schlusse des Liedes selbst wieder ein Ende nimmt und erneuter Fröhlichkeit Platz macht. Für ihn ist die sittgeregelte Fröhlichkeit eben selbst eine Erhebung! Was ihm ein solcher Tag bietet, ist ihm Kunst und Poesie; und so wenig man diese der gebildeten Menschheit rauben darf, so wenig darf man dem Bauer nehmen, was sie ihm ersetzt.

In den letzten Jahrzehnten hat das Ganze dieser ländlichen Hochzeitfeier die Begleitung des Zuges durch die Musikanten — die förmlichen Reden des Schullehrers und das Absingen des Chorals nach der Abendmahlzeit — endlich das Tanzen im Haustennen und den Heimgang der Brautleute mit Musik — verloren. Das erste hat die Geistlichkeit anstößig gefunden, das zweite scheint den jungen Lehrern, die das Seminar gebildet hatte, nicht mehr gepaßt zu haben, das letzte untersagte die Polizei. Das besondere Tanzen nach dem Abendessen hat sich der Bauer indeß nicht nehmen lassen. Die Brautleute tanzen jetzt in der untern Wirthsstube und lassen sich beim Abschied wenigstens zum Hause hinaus blasen!

Die Sitte des Volks ist ein natürliches Gewächs; wenn ihre Zeit vorüber ist, läßt sie sich durch Befehle nicht mehr erhalten, und kein Vernünftiger wird darüber klagen, daß das, was kein inneres Leben mehr hat, dem Untergang verfällt. Was aber an überlieferten Gebräuchen vom Volke selbst erhalten, mit Lust und Liebe erhalten wird, das sollte weder von der geistlichen noch von der weltlichen Macht angetastet werden, sofern es nicht einer männlichen, über Nervenschwachheit und Pedanterei erhabenen Sittlichkeit widerspricht. Wollte man dem Bauer die öffentliche Hochzeitsfeier mit Musik und Tanz verbieten, in der Meinung etwa, daß ein solcher Tag in ernster Stille begangen werden müsse, so würde das, außer dem schon erwähnten Uebelstand, für das Rieser Landvolk insbesondere noch die Folge haben, daß die bäurische Natur an Essen und Trinken Ersatz nähme und sich den Magen überladend in dumpfer Gedankenlosigkeit

hinbrütete, was nach der Angabe eines glaubenswerthen Mannes in Tyrol geschehen soll, wo die geistlichen Väter das Landvolk auch dem höhern Leben zu gewinnen glauben, wenn sie ihm das Tanzen ausreden. — Man veredle und bereichere den Geist der Landleute, man befähige sie durch Bildung zu höheren und feineren Genüssen, namentlich zu jenen würdigen und tiefsinnigen Gesprächen, wie sie die Gebildeten bei ihren Diners zu führen pflegen — dann werden sie auf ihre Gebräuche und ihre noch immer beliebten Vergnügungen von selber verzichten. Bis dahin aber lasse man ihnen ihre Sitten, ihre Freuden und, was auch eine gar schöne Sache ist — ihren Humor!

Als Michel in die obere Wirthsstube kam, waren außer dem Brautpaar und seinen Angehörigen nur erst wenige Gäste dort. Er trat stattlich zu den beiden Glücklichen und sagte die Gratulation ohne Anstoß, worauf der Dank mit einem gewissen ernsten Lächeln ausgesprochen wurde, welches namentlich auf dem Gesicht der Braut zu bedeuten schien: Nimm dir ein Exempel dran! An einem benachbarten Tisch hatten schon ein paar ältere Männer aus dem Dorfe und eine Matrone von auswärts Posto gefaßt; er setzte sich zu ihnen, um, da er nicht tanzte, wenigstens eine vernünftige Ansprache zu haben.

Die Gäste mehrten sich. Auf einmal trat auch die Gret ein, die in der schwarzen Spitzenhaube und in dem dunkeln Anzug, wie ihn das protestantische Landvolk bei ernsten Gelegenheiten zu tragen pflegt, ein eignes feierliches Ansehen hatte. Allein nachdem das Auge rasch die Tische überflogen, stimmte das helle Antlitz nicht mehr zu dem ernsten Gewand; es glänzte froh dem Brautpaar entgegen und wünschte schon Glück, ehe die Lippen sich öffneten.

Michel hatte bei ihrem Eintritt in seinem Herzen einen kleinen Ruck empfunden und konnte sich nicht enthalten, sie in der Stellung des Gratulirens anzusehen — und sie wieder schöner zu finden als alle andern Mädchen und Weiber! — Plötzlich verdunkelten sich seine Züge; der Schneider war angekommen in funkelnagelneuem Tuchrock und sehr vergnügten Gesichts. Er sprach einen Glückwunsch, der nur den Sinn der alten Bauernformel enthielt, und setzte sich an die

Tafel, an welcher die Gret Platz genommen hatte, um sofort mit ihr einen Diskurs zu beginnen.

Das Fest begann und verlief nach der Regel, und die Gäste fühlten sich bald wohl und wohler — mit Ausnahme eines Einzigen.

Michel hatte den Entschluß, die Gret nicht mehr anzusehen, während ihrer vergnügten Unterhaltung mit dem Schneider erneuert. Beim Aufstellen des Zugs ging er an ihr vorbei, ohne irgend von ihr Notiz zu nehmen. In der Kirche sah er sich aber unwillkürlich zur Uebertretung des von ihm aufgestellten Gesetzes verleckt. Der Pfarrer hob in seiner Predigt die Bedeutung des Ehestandes so schön hervor; er sprach über den Segen, der an diesen Bund geknüpft sei, mit solcher Weihe, daß Michel instinktmäßig den Kopf nach der Gegend hinkehrte, wo die Gret saß. Diese hatte den ihrigen just in entgegengesetzter Art gewendet — die Blicke trafen aufeinander. Obwohl er nun sein Haupt rasch wieder in die alte Stellung zurückdrehte und eine Miene annahm, als ob nichts geschehen wäre, so fühlte er sich doch ertappt, die Gret konnte von ihm denken, Gott weiß was, ihn auslachen und ihn verspotten. — Er war sehr ärgerlich.

Von da an war unser Bursche kein aufmerksamer Hörer der Predigt mehr, und auch die Rede des Schullehrers ging ungewürdigt an ihm vorüber. Es begann ihn zu reuen, daß er der Mutter nachgegeben; und nur mechanisch ging er mit andern Zuschauern auf den Tanzboden. Was er da sah, war gleichfalls nicht geeignet, ihn aufzuheitern.

Als das Brautpaar die drei Reihen getanzt hatte, wirbelten bald zwölf Paare herum — und unter diesen der Schneider mit der Gret. — — Alles was recht ist: der Schneider tanzte vortrefflich. Er kam dabei sogar ein bischen größer heraus, sintemal er stärkisch büpfte; er hatte die Gret fest am Mittel gefaßt und drehte sie kräftiger herum, als man's ihm zugetraut hätte. Dabei schimmerte sein glattes Gesicht in dem Vergnügen seines Herzens und in anmuthiger Selbstgefälligkeit, so daß er allgemein gefiel. Nur unserm Burschen mißfiel er. Namentlich war diesem das selbstgefällige Lächeln des kleinen Kerls in einer Art zuwider, daß er's ihm gerne durch eine Ohrfeige vertrieben hätte, wobei ihm Hören und Sehen vergangen

wäre. Allein das ging nicht an, er mußte seinen Verdruß hinunterschlucken. Er wäre in die Stube zurückgegangen, wenn er nicht der Gret hätte zeigen wollen, daß ihn diese Tanzerei durchaus nicht schenire! Das schien ihm aber seiner Würde gemäß. Indem er ein gleichgültiges Gesicht zu machen suchte, gelang es ihm wenigstens ein freudloses hervorzubringen, das an ihm Niemand auffiel.

Eine Tänzerin wie die Gret ließ man dem Schneider nicht allein. Ein andrer Lediger nahm sie ihm ab und drehte sich, wenn auch mehr auf dem Boden, ebenso lustig mit ihr im Reihen. Michel hatte wenigstens die Genugthuung zu sehen, daß das Mädchen mit diesem just so vergnügt, ja fast noch vergnügter aussah, wie mit dem Nebenkubler. Es kam ihm der Gedanke, sie könnte den Schneider auch nur für'n Narren halten; und das war ihm ergötzlich und erheiterte seine Züge. Ein Schmunzeln der Schadenfreude umspielte seine Lippen, als er das Bürschchen aus einer Ecke, und zwar mit einem gewissen Ernst im Gesicht, auf das Paar schauen sah. Er verzieh ihm und konnte nicht umhin, die Tänzerin wohlwollender und unbefangener zu betrachten.

Die Gret, obwohl sie ihm nicht ins Gesicht sah, mußte doch etwas gemerkt haben. Als sie wieder im Reihen an ihm vorüberging, glänzte ein Lächeln auf ihrem Gesicht, das ihm galt — ein Lächeln, wie es gefallen muß, kein falsches, sondern ein gutes Lächeln. Das Herz unsers Burschen begann aufzuthauen. Aber es sollte noch besser kommen. Das Wirthsmädchen hatte wiederholt zum Essen gerufen, die Musik verstummte, mit einer Art von Gedränge gings der Thüre zu. Die Gret kam in die Nähe des Burschen, sie schaute ihm ins Gesicht und sagte mit einem Tone, aus welchem die Seele klang, zugleich heiter, weich und süß: „Gerden Dag, Michel! Bist eh auf d'r Hoazet?" Michel konnte in der Ueberraschung allerdings kein ebenso freundliches Gesicht machen — gewissermaßen brummte er nur sein Ja. Allein die Gret schien das nicht schlimm zu deuten; vielmehr sagte sie: „No, mach de nor recht lusteng", nickte ihm aufmunternd zu und setzte sich an ihren Tisch.

Das war denn doch freundlich! Da gebe sich einer nicht erneuerter Hoffnung und glücklichen Empfindungen hin! — Michel

setzte sich an seinen Tisch, und da er dem Frühmahl wenig Theilnahme geschenkt hatte, so aß er jetzt im Verhältniß zu seiner Statur — so ziemlich mit dem Appetit eines Herkules. Ländlich, sittlich. Ein romantisch Gebildeter hätte vielleicht nach einem so holdseligen Gruße der Geliebten lange nichts gegessen und nur von dem geistigen Leben seines Herzens gezehrt; — unsern Burschen trieb eben die Seelenfreude auch zur Erfreuung des Leibes. Das Mahl war vortrefflich — die Schöpfung einer Wirthin, die mehr nach Lob als nach Gewinn trachtete — und er ließ es sich schmecken, so lange der Appetit seine Kraft behauptete. Dies war lange, da das braune Bier, das er sich geben ließ, sie wiederholt erneuerte. Er fügte auch noch dem Braten eine ziemlich bedeutende Wunde zu und konnte nur wenig „einwickeln" lassen, um es der Mutter heimzubringen.

Die Genüsse des Mahles und das Glück der Liebe und der Hoffnung harmonirten in ihm durchaus. Die Blicke, die er zu dem Tisch hinüber warf, an dem die Gret saß, wurden immer herzhafter, und er fühlte sich so wohl wie seit langer Zeit nicht. In seinem Behagen erfüllte er sogar die Unterhaltungspflicht an seinem Tisch und sprach über die Preise, die das Korn, der Roggen und die Gerste im Herbst haben und im Winter behaupten würden, Gedanken aus, die, wenn sie nicht unfehlbar waren, doch mit einer Miene gegeben wurden, als ob sie es wären, und bei den ältern Männern lächelnde Zustimmung fanden.

Der Tanz begann wieder. Michel hatte sich erhoben, und als die Gret von einem dritten Burschen an ihm vorbeigeführt wurde, hatte er schon den Muth, ihr mit einem gewissen väterlichen Wohlwollen zuzurufen: „Scho' widder auf da' Da'zboda'! O nir ihr Weibsbilder!" — „Was will e doa'?" erwiederte die Gret. „Wer a'fangt, muß furtmacha'!" Und nach einem freundlichen Blick auf ihn ließ sie sich hinausführen.

Michel ging nach Hause. Die Mutter sah ihn an und sagte: „No, es schei't doch, 'sgfällt d'r!" — „No ja," erwiederte der Sohn, „'s ist am End doch a Vergnüaga! — Aber," setzte er, das Eingewickelte auf den Tisch legend, hinzu, „i hab' en Gedanka' verstuecht zuag'langt ond breng d'r weng mit!" — „Wann's d'r nor gschmeckt

hot!" rief die gute Alte; und h[illegible] sagte sie: „Du host de am End gar oh scho' recht lusteng gmacht (d. h. getanzt)?" Michel erwiederte: „Bis ietz no' net. Aber wer woeß? Der Letscht hot no' net gschossa'!" — Die Mutter bemerkte: „Wie d'r (ihr) en d'Kirch ganga' send, hab e a baar Mädala' gseha', die wära' wohl wearth, daß ma's romdreha' dät!" — „I wills net verreda'," erwiederte Michel. „Aber z'erst muß e no' a weng zecha'."

Als er wieder dem Wirthshause zuging, begegnete ihm Kasper vor einem ochsenbespannten Pflug, durch dessen Lenkung er sich heute das Vergnügen des Anfings verdienen wollte. Die Ochsen wurden zum Stehen gebracht, der Kamerad fragte, wie sich die Hochzeit anlasse. Michel, in der frohen Aufregung seines Herzens, erzählte, wie die Gret sich gegen ihn benommen. Kaspers Gesicht erhellte sich. „Willst ietz no' allweil zweifla'," rief er aus, „daß des Mädle a'n Og (Aug) auf di hot? O wann e an dei'r Stell wär!" — „Was soll e doa'?" fragte Michel. — „Danza' muest mit'r, wanns oh nor a baar Roea' wära't! Schwätza' muest — en d'Stub muasch (mußt du sie) füara', a Bodell (Bouteille) Wei' muest komma' lossa — Kott's Heidablitz! Wann's doh net got, nocht got's sei' Lebtag nemmer!"

Unser Bursche war bedenklich geworden. „I ka' d's Danza' net rehcht", entgegnete er, „ond du woescht, i hab' O'glück!" — „O'glück!" versetzte der Kamerad etwas ärgerlich. „Jetz kommt 'r widder mit dear Ei'bildeng!" — „Ja, ja," sagte der gute Bursche, „'s ist doch so. Mir got nex naus!" — „Gang weiter! A Kerl, dem d'Mädla' noch loffet!" — Michel, obwohl von dieser Vorstellung erheitert, erwiederte: „Du wurscht seha', 's wurd nex!" — „Ja freile", rief Kasper, „wann's widder so machst, wie d's Wallerstoe!" — „Jetz doh hab koe Sorg", versetzte der Bursche mit einem gewissen Selbstgefühl. „Des passiert m'r nemmer!" — Kasper knallte den Ochsen und rief im Abgehen: „Ha'et Ohbed, hoff' e, ka'st m'r ebbes Nuis verzähla'!" — „'S ka' sei'", erwiederte Michel und folgte den Tönen der Clarinette, die vom Tanzboden herunter in die Gasse drangen.

Michel fühlte, daß er nach dem offenbaren Entgegenkommen der Gret einen Versuch machen und als tüchtiger Bursch handeln müsse. Bei der Vorstellung indeß, wie er nun zu ihr gehen und sie zum

Tanz aufforderu sollte, spürte er doch wieder eine eigenthümliche Bewegung in seinem Herzen. Es fiel ihm ein, daß er beschlossen hatte, vors erste zu trinken und zu rauchen; er trat in die Stube, setzte sich, zündete seine Pfeife an, und führte seinen Vorsatz männlich aus. Nachdem er schweigend und diskurirend zwei fernere Maaß Braunes in sich aufgenommen hatte, fühlte er sich gekräftigt — muthig, lustig und in einer Stimmung, wo er glaubte, daß ihm nichts fehlen könne. — Der Wirth und Bräuer war ein solider Mann und die Gerste von einem Jahr billig.

Er ging auf den Tanzboden. Da er die Gret, die sich nicht in der Stube befand, auch hier nicht erblickte, so war sie offenbar nach Hause gegangen. Die Vertagung seines Unternehmens, welche dieser Umstand nothwendig machte, war ihm nicht unlieb. Er sah den Paaren zu, die es am besten konnten, und überzeugte sich, daß dieses Tanzen am Ende auch kein Heidenwerk sei. Nachdem er genug gesehen, wollte er in die Stube zurück; im Vorbeigehen warf er einen Blick auf die Stiege — und siehe, an der Seite einer auswärtigen Fremdin stieg die Gret herauf.

Bei diesem Anblick fühlte er sich etwas überrascht. Auch sie errothete lieblich; aber in ihrem Herzen regierte der Muth der Liebe und der Wille, einen begangenen Fehler wieder gut zu machen. Sie ging auf ihn zu und sagte gutmüthig fröhlich: „Ne, Michel, bist no' net danza?" Der Bursche, der zu seiner Verwunderung fühlte, daß ihm wieder etwas von seinem Unternehmungsgeist abhanden gekommen war, versetzte: „Allweil no' net!" — Er spürte einen gewissen Trieb, wieder in die Stube zu kommen, und hatte schon seinen Fuß auf die Schwelle gesetzt; aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Die Gret fuhr fort: „Willst denn aber gar net a'fanga'? Willst da' ganza' Tag dobißa', und romstanka' auf 'r Hearet?" — „Wie soll i danza'", entgegnete Michel; „d's ganz Dorf weiß end du wursch (wirst es eh wissa, daß e's net ka')." — „I hab de aber doch früher scho' amol danza' seha'" bemerkte die Gret. — „Ja wohl," versetzte der Bursche mit einer gewissen Laune, — „aber wia?" — „Auf oemel got ner en der Welt", erwiederte das Mädchen tröstend und ermuthigend. „Wamma'n ebbes lerna' will, muaß ma's öfter probiera'" —

Michel, dem in Abwehrungsfällen die Gründe nicht so leicht ausgin
gen, versetzte: „Manch Sacha' ka' ma'n eh ganz bleiba lossa, wamma'
z alt derzue ist!" — „Kott's Blitz", rief die Gret, „wann e nor so
ebbes hear! Z'alt zom Danza! A jenger Bursch wie du! Schäm de
doch!" — Und indem sie ein wenig näher trat, sagte sie mit aller
Güte und Liebe — mit einer Stimme, welcher der Durchbruch ihrer
Empfindung eine honigsüße Weichheit verlieh: „Komm Michel! —
probiers mit mir!" Dem Burschen war es seltsam durch's Herz ge
gangen, er wußte nichts zu entgegnen. „Komm!" rief das Mädchen
heiter und zärtlich, indem sie ihn bei der Hand faßte. Michel begriff,
daß es im höchsten Grade feig und in jeder Beziehung unschicklich
gewesen wäre, jetzt nicht zu folgen. Er wollte handeln wie ein Mann,
er wollte sein Bestes leisten — und entschlossen führte er sie in den
Reihen.

Unser Bursche gehörte vermöge seiner Größe, seiner Stärke und
seines besonderen Wesens noch immer zu den ausgezeichnetsten Per
sönlichkeiten des Dorfs. Dergleichen in eigenthümlichen Situationen
zu sehen, ist interessant, besonders wenn man hoffen kann, daß die
Schadenfreude ihre Rechnung dabei findet. Wie nun einer in die
Stube kam und sagte, der „Schwoba Michel" tanze mit des Maurers
Gret, da verfügten sich schnell noch etliche zu den auf dem Tanz
boden schon befindlichen Zuschauern — begierig der Dinge, die da
kommen sollten.

Der Gang im Reihen war vollendet, das Tanzen begann. Die
Gret wußte sehr gut, welcher Aufgabe sie sich unterzogen hatte, und
war nun darauf bedacht, alle Kraft und Geschicklichkeit anzuwenden,
um das Wagniß zur hinauszuführen. Den Tänzer festhaltend leitete
und drehte sie ihn, so viel sie konnte. Daß ihre Arbeit nicht gering
war, merkte sie freilich bald. Michels wohnte nur eine sehr schwache
Ahnung vom Takte bei und zu gleicher Zeit wirkte in ihm eine ge
wisse Centrifugalkraft, die ihn immer der Wand zutrieb, so daß ihn
die Gute nur mit Mühe im Reihen halten konnte. Trotz alledem —
es ging. Die Kunst und die Liebe des Mädchens triumphirten, und
sie war sich dessen nach Beendigung des Reihens mit Freude bewußt.

Michel war sehr vergnügt. Jeder Spur von Furcht entledigt

blickte er frisch umher — er begriff gar nicht, wie er diese Lumperei für so schwer hatte halten können! „Sikich, es geht“ rief die Gret, indem sie ihn freundlich ansah; und er erwiederte allerdings: „Ja freile, wamma' so a Tänzere het!“ — aber er war doch überzeugt, daß er's konnte, und sein Gesicht schrieb einen guten Theil des Erfolgs auf seine Rechnung.

In dieser Stimmung wollte er's das zweite Mal noch besser machen. Er wollte sich Mühe geben und alle die Kraft und Stärke anwenden, die er in seinen Gliedern fühlte; denn das erstemal hatte er eigentlich nur gespielt! — Er arbeitete nun wie an einer Schanze und machte Bewegungen, als ob er Centnersteine vom Boden lupfen wollte. — Der Gret wurde es saurer als das erstemal, ihn im Geleise zu erhalten, und die Schadenfreude, die aus den Ecken lugte, fand eine reichere Ausbeute. Man lächelte sich an und zuckte die Achseln. „Deicht a Mannsbild!“ rief eine Bäuerin mit gedämpfter Stimme einem Nachbar zu, — „der macht widder a'n Arbet (Arbeit)!“ Und der Andere versetzte: „Er schafft, als ob er mit 'm Tanza' sei' Brod verdiena' müßt! Gemmer (geben wir) a bisle z'ruck, daß 'r es (uns) net doat (todt) trint!“ —

Der Bursche merkte davon nichts. In dem Bewußtsein der Mühe, die er sich gegeben, meinte er seine Sache vorzüglich gemacht zu haben. Er lächelte mit Stolz und erkannte in dem satyrischen Zuschmunzeln einiger Kameraden nichts als den verdienten Beifall. Da die Gret diesmal schwieg, um auszuschnaufen, so sagte er selbst zu ihr: „'S got doch besser, als e gmeet hab'“ — Die Gret dachte in ihrem Herzen: „daß Gott erbarm'!“ — behielt aber diese Meinung wohlweislich für sich und erwiederte: „W'rem sett's net ganga'? Was ander' Leut könnet, wäara' mer doch oh könna?“

Gern hätte sie ihn gebeten, sich dessen ungeachtet etwas weniger anzustrengen, die Sache sich leichter zu machen; aber sie wußte, daß er nicht in der Stimmung war, diesen Rath gut aufzunehmen — und für den Moment war's ohnehin zu spät gewesen. In dem Vergnügen, das ihn belebte, in der Kühnheit, die sein Herz rasch emporwachsend erfüllte, hatte er ein Lied begonnen. Ein Andrer war ihm zuvorgekommen; aber dieser, ein kleiner Kerl, schwieg auf der Stelle,

als er die Stimme des Gewaltigen vernahm, und Michel sang das seine zu Ende, mehr kräftig als schön, aber für seinen Zweck immer passirbar. Dann nahm er die Gret bei der Hand, stampfte, daß der Tanzboden zitterte, „juxte“, daß seine Nachbarn an die Ohren langten, faßte die Tänzerin und drehte sich mit ihr „was best, was geht“ (was hast du, was gibst du, so schnell rc. als möglich). — Und besser gings als das letzte Mal — nach seiner Meinung. Die Bethätigung des Kraftüberschusses, der in ihm wogte — die Freude, die Herzallerliebste herumzudrehen und es zu können — durchgoß ihn mit einem Wohlgefühl, wie er es nie empfunden. Herrlich wars und prächtig gings — bei weitem besser, als er sich's zugetraut hätte! — Jedenfalls hatte die Gret dafür gesorgt, daß er einmal die Wand, an die er streifte, nicht einstieß und dann ein Paar, das vor ihm den gewöhnlichen Bauernschritt einhielt, nicht über den Haufen tanzte.

Die Heiterkeit der Zuschauer war bei dieser neuen Leistung nicht geringer geworden. Ein sonnverbrannter Alter nickte ihm seine Anerkennung mit gemüthlichem Faungesicht zu und rief: „Kreuzschwerneth, Michel! du bist ja der erst' Tänzer em ganza' Land!“ — Michel, in der Freude seines Herzens, entgegnete: „Nei wohr, des hätt'r m'r doch net zuatraut!“ — „Wärle net“, versetzte der Alte. „Zo ebbes muess ma' seha, wamma's globa' soll!“ — Die gute Gret begann es zu reuen, daß sie den Geliebten auf eine Bahn gelenkt hatte, wo er so schlechte Ehre gewann. Aber vielleicht schlug er nun selber eine andere ein, wo er Aussicht hatte, besser zu bestehen. Schon hatte die ungewohnte Anstrengung seine Lungenflügel in Bewegung gesetzt und der Schweiß rann von seiner Stirn. Vielleicht hörte er auf, nahm sie in die Stube — setzte sich zu ihr — und es ereignete sich, was ihr alle Mühen und Leiden tausendfach vergütete.

Fürs erste ging diese Hoffnung nicht in Erfüllung. Michel tanzte aufs neue; und der Umstand, daß es wieder ohne Unglück ablief, steigerte seine Lust und Sicherheit. Sein Hintermann, ein begüterter junger Bauer, klopfte ihn auf die Schulter und rief: „Aber Michel, sag m'r doch, wo host denn d's Danza' so glearnt?“ — „Was woeß ih“, erwiederte der Bursche mit stolzem Behagen — „auf oemal got's

halt'" — Aber Sapperment", setzte er, die Augen sich wischend, hinzu, „doh siehbt's? (staubt's) ja, daß ma' kamm (kaum) sei' Tänzere sieht! — ond des ist doppelt schad', wamma' se a schöana' hot, wie'nih! — He, Mädle!" — Er schaute sich nach dem Wirthsmädchen um, die den Staub mit Wasser zu löschen pflegt; und da er sie nicht gleich erblickte, schrie er aus Leibeskräften und jede Silbe breit ausdehnend: „Mädleh! Auf da' Da'zbodah'! Spretzah'!" — Unter allgemeiner Heiterkeit erschien die Herbeigerufene, ein schnippisches Ding von sechzehn Jahren, mit einem Kübel Wasser, und die Tanzenden traten auf die Seite. „So", rief Michel ihr zu, „ispretz (spritz, sprenge) nor rehcht! D'r Deufel mag doh danza'!" — Das Mädchen sah ihn von der Seite an, murmelte was von einem „Drieschlag", langte mit der Rechten in den Kübel und schleuderte herumgehend das Wasser auf den Boden. „Meaner, meaner (mehr)", schrie unser Bursche, der als ächter Bauer alles gründlich haben wollte. Das Mädchen, durch den herrischen Ton gereizt, spritzte wahre Lachen. „So, itz isch gnua!" rief Michel, stellte sich fest hin, sang ein Lied und tanzte auf dem erfrischten Boden mit erhöhter Lust, in einer wahren Trunkenheit des Eifers und der Liebe zur Sache. Es ging besser und immer besser. In dem Jubel seines Herzens, unwillkürlich sich selber bewundernd, rief er mit strahlendem Gesicht: „Hopp hopp! hopp hopp! Juhu!" — — Plautsch lag er da. Auf der nassesten Stelle war er ausgeglitscht, in dem Schwunge des Tanzens war es auch der Gret unmöglich gewesen, ihn zu halten: sie mußte ihn fahren lassen, um nicht mitzufallen — und der riesige Bursche „schlug hin" (wie der Rieser in solchem Falle treffend sagt), daß der Boden krachte und ein Zuschauer nur durch einen raschen Seitensprung sich vor Zerquetschung rettete. Nach dem triumphirenden Hopphopp dieser Sturz, der Länge nach, auf die Hinterseite des Leibes — es war unmöglich, das Lachen zurückzuhalten. Von allen Seiten des Tanzbodens, aus allen Winkeln, sogar von der Treppe herauf (wo sich ebenfalls Zuschauer befanden) erschallte es laut und seitig; und nicht wurde es beschwichtigt, als Michel nach einem grimmigen Fluch mit der Physiognomie der Wuth und der Scham aufstand, wozu die Gret ihm behülflich war. Diese hatte mit etwas erschreckter Miene einen Augen-

blick auf den Liegenden geschaut; jetzt, als sie ihn wieder strack dastehen sah, wandelte sie das Lachen hinterdrein an, und nur den eigentlichen Ausbruch zurückhaltend rief sie: „Komm, des macht nex", und wollte zum Weitertanzen seine Hand fassen. Aber Michel zog sie heftig zurück.

Der Bursche hatte die Empfindlichkeit des Sonderlings und Anfängers. Ein flotter Tänzer wäre aufgesprungen, hätte mitgelacht und weiter getanzt. Aber den Schüler dünkte der Sturz unauslöschliche Schande — das Selbstbewußtsein des Gewaltigen hatte einen Schlag erlitten, der ihm schrecklich vorkam. Hinzufallen — ausgelacht zu werden von „einfältigen Weibsbildern, alten Eseln und elenden Buben", und nicht dreinschlagen zu dürfen — das nehme ein Michel von der lustigen Seite! — Er trat in eine Ecke, seiner Ansicht nach für sein ganzes Leben beschimpft. Und als die Gret ihm nachging und ihn aufs neue ermahnte, doch fortzutanzen, entgegnete er hochverdrießlich: „Gang weiter! I hab' d'r ja gsakt, daß e net danza' ka'! Du hätt'st me en Rua' (Ruhe) lossa solla'!" — Die Gret erwiederte begütigend: „'S ist ja ganz guet ganga'! Für d's Falla' ka' ma' nex, des ka' n'm G'schicktsta' passiera'! Komm! Wer net omwirft, der lernt net fahra'!"

Bei ihrem heitern Wesen hatte das Mädchen nicht umhin gekonnt, ihm diese Ermahnung mit einem Lächeln zu ertheilen, in welchem die Schelmerei über die Gutherzigkeit den Sieg davon trug. Michel, dies gewahrend, fühlte den schlimmsten Argwohn, den er haben konnte; und im Unmuth desselben rief er: „Höar amol? — suach d'r 'n andera' Narra' — ih mach d'r 'n net zom zwoetamol! — Moest, i ben doh, daß e me auslacha' ond da' Spoht auf m'r haba' loß?" — Das Mädchen, durch diese unerwartete Sprache betroffen und ihrerseits verletzt, erwiederte mit vorwurfsvollem Ausdruck: „Wer hot denn da' Spoht auf d'r?" — „Du!" rief Michel, für den sein Argwohn schon eine bewiesene Sache war, mit erzürntem Ton. Falsch send 'r all mita'nander — ond du bist die fälscht (falscheste)!" — Das war zuviel! Das Mädchen trat zurück und sagte mit Verdruß: „Du bist halt a grober Kerl! Gang he' wo d' willst — ih mueß de wärle net haba' — ih krieg scho' 'n andera' Dänzer!" —

„Mei'thalb danz mit 'm Deufel", rief Michel und ging mit starken Schritten in die Stube.

Die Gret war ernstlich böse. „So 'a'n o'gschickter Mensch — ond so grob ond so hochmütheng! Noe mit deam ist nex a'zfanga' — i mueß 'n aufgeba'!" — Während sie diese Gedanken hatte, machte sie mit weiblicher Geistesgegenwart gleich wieder gute Miene. In die Heiterkeit, welche die letzten Worte Michels und sein wüthender Abgang erregten, hatte sie halb mit eingestimmt. Nun zeigte sie ein Gesicht, daß es schien, als ob sie ihn mit ihrem Tanzen wirklich nur zum Besten gehabt hätte; und als eben der Schneider von Hause zurückkam, reichte sie ihm, der sie schnell aufzog, ihre Hand und tanzte so gut und so schön, als ob sie heute noch an nichts Anderes gedacht hätte. Als der Zierliche von der Affaire des Michel hörte, rief er in seinem Mischmasch von Dialekt und Hochdeutsch: „'S ist nicht z'globa', daß es so ongschickt Menschen geba' ka'" — lächelte selbstzufriedener als je, begann noch flotter den neuen Reihen, rief ebenfalls Hopphopp und Juhu, fiel aber nicht, sondern machte es so gut, daß ihm alle mit Vergnügen zusahen.

Das Gelächter, das unserm Burschen vom Tanzboden nachgeschickt worden war, hatte nicht besänftigend auf ihn gewirkt. Tief ergrimmt setzte er sich an seinen Tisch und patschte gewaltig mit seinem Bierkrug wegen erneuter Füllung. Der Aufwärter eilte, ihn zu befriedigen. Einer der beiden Alten, die in gemüthlichem Diskurs dagesessen hatten, schaute zu ihm auf und rief: „No, Michel, w'rom machst denn du so a Gsicht auf oemol?" — Der Bursche, statt aller Antwort, that einen tiefen Zug aus dem Maaßkrug. Ein dritter Alter, der mit dem Faungesicht, war von dem Tanzboden hereingekommen und begann lächelnd: „Du host a kloes O'glück ghett, Michel? — No, no, desdawega' brauchst de net z'kränka'! 'S ist scho' oft oer g'falla' beim Danza'!" — „So so?" versetzte der erste mit schlauem Gesicht, „des ist 'm passiert?" Und mit der Bosheit, die sich ein alter Bursch gegen einen jungen wohl erlauben kann, setzte er hinzu: „W'rom host denn aber dei' Dänzere net mit rei'brocht? Die hot gwihß 'n rechta' Schrecka' ghett und hätt ob 'n Tro'k (Trunk) zor Stärkeng braucha' könna', so guet wie Du!" — „Oh", antwor-

tete der dritte für Michel, der in stiller Wuth vor sich hinsah, — „die g'fohrts net (achtets nicht)! Sie danzt scho' widder!" — „Welle isch denn?" — „Welle wurds sei'!", erwiederte der dritte, „d's Maurers Great!" — „So!" bemerkte der erste mit einer Miene, als ob ihm ein Licht aufgegangen wäre. Und kopfschüttelnd setzte er hinzu: „Jetz gfällt m'r die Gschicht nor halb! — Die hätt' de zer Noath halta' könna', Michel, — wann's gwöllt hätt'!"

Durch diese Bemerkung sah der Bursche seinen Argwohn bestätigt, er fühlte sich verkauft und verrathen und ließ eine „Schlnap" herunterhängen, daß es die Alten Mühe kostete, ihm nicht geradezu ins Gesicht zu lachen. Nach einem Moment sagte der dritte mit ironischer Tröstung: „Was doh! Gspaß müssa' trieba' sei'! Sott jong Mädla' sticht manchmol der Uebermuth ond doh macha's eba' Norrheita'! A rechts Mannsbild verzürnt se desdawega net — er kriegt's oh widder amol derfür!" — „Ih" rief Michel in stolzem Unwillen, „ben d's erstmol ond d's letztmol von 'r a'gführt — dohfür stand e guet!" — Der erste bemerkte: „Ma' mueß nex verreda'!" Und vergnügt setzte er hinzu: „Wann ih no' mein Zwanzger hätt' (noch in den Zwanzigen wäre), nocht wißt' e, was e dät!" — Michel versetzte: „I woeß oh, was e dua'!" — Und mit einem scharfen Blick und entsprechender Kopfbewegung setzte er hinzu: „Globet 'r mers?" — Der Alte lachte und sagte zu seinem Kameraden: „Was send des für jong Leut ietz! Glei da Kohpf verliera'! Doh hont se o's (haben wir uns) anderst gholfa' zu o'srer Zeit — net wohr?" — Er stieß mit ihm an; der Andre brachte eine Geschichte in Erinnerung, die dies bestätigen sollte — Michel, dem das Vergnügen der „alten Narren" höchlich zuwider war, trat zu einem jungen Burschen, der ihn respektirte, und fühlte sich nach einem Gespräch mit ihm wieder etwas beruhigt.

Der Abend kam heran — man setzte sich an die Tafeln, um das letzte Mahl einzunehmen, das Interesse der Gäste wurde auf andre, wichtigere Dinge gelenkt, und nach dem feierlichen Schluß des eigentlichen Festes dachte mit Ausnahme der Nächstbetheiligten Niemand mehr an das Zwischenspiel auf dem Tanzboden.

Michel hatte wenig gegessen und demgemäß viel eingewickelt.

Er blieb in dumpfer Stimmung sitzen und handhabte nur von Zeit zu Zeit den Bierkrug. Auf einmal erblickte er den Kasper an der Thür; er erhob sich, nahm sein Eingewickeltes und ging auf ihn zu. „No?“ fragte Kasper, den die Neugier so früh zum Anfang geführt hatte, „wie stot's?“ — „Nor still!“ versetzte Michel, „i will d'rs glei verzähla'!“ — Er führte ihn in ein gästeleeres Seitenstübchen, theilte ihm seine Erlebnisse mit und fragte mit der Miene der Unfehlbarkeit: „No, was sakst ietz? Hab' e Rehcht ghett — hab' e O'glück mit deam Mädle?“ — Kasper hatte große Mühe gehabt, bei der Erzählung ruhig zu bleiben; aber auf diese Frage konnte er seine Meinung nicht zurück halten. „Brueder“, rief er, „bedenk doch —“ — „Still!“ fiel Michel, der seine Absicht errieth, erzürnt ein, — „red m'r nex zom Guata', oder du machst me böas! — Mei' Lebteng sig' es nemmer a' — ond mei' Lebteng gang e auf koe Hoaxet mea'!“ — „No, no“, erwiederte Kasper, der wohl sah, daß ihm heute mit Ernst und Vernunft nicht beizukommen war, lächelnd, „du wurscht doch auf dei' oegana' (eigene) ganga'?“ — „Halt's Maul“ rief Michel in Verachtung solcher Späße und stand auf, um heimzugehen. Kasper fühlte die Pflicht, ihn zu begleiten.

Unterdessen hatte das Tanzen wieder begonnen. Der Schneider ging im Reihen, die Gret an der Hand, und sang ein lustiges Stückchen. Wie er den Michel mit seinem Päckchen an der Stiege sah, war er nicht sowohl schadenfroh als schadenselig, — vom Siegesjubel hingerissen juxte er und tanzte er fortjuxend, bis ihm der Athem ausging. „Doh sitsch!“ bemerkte unser Bursche zu Kasper, während sie die Stiege hinuntergingen — „so a miserabler Schneider, dear gar net he'falla' ka', weil 'r fliegt wie a Bettfeder — des ist der recht Ma' für dia! — No so mei'weg — dean soll's ob haba'.“

Ende gut, Alles gut.

Es ist eine eigenthümliche Sache um das Schicksal! — — Der Mensch will an einem schönen, glückverheißenden Ziel anlangen, aber der Weg, den er einschlägt, führt ihn nur weiter ab davon. Er

nimmt die Lehre der Erfahrung an, er geht, die täuschende Bahn vorsichtig meidend, eine andere. Da gewahrt er, daß man durch Schaden immer nur sehr verhältnißmäßig klug wird: der erprobten Fälle entgehend, stürzt er in eine andere. Er sieht den Zweck verloren. Wie sollte er ihn noch erreichen? So und so hat er ihn verfehlt. — Auf einmal bringt ihn sein guter Genius in eine Situation, wo die Anwendung der ihm vorzugsweise verliehenen Gaben zum Siege führt! Und nun kann er sein Schicksal schmieden — wenn er entschlossen ist, den Hammer zu schwingen und die von ihm geforderten Schläge zu führen.

Unser Bursche hatte ein Mädchen, die er liebte, foppen wollen — und war von ihr gefoppt worden. Er hatte sie durch Ausführung ihrer Befehle erfreuen wollen — und hatte sie durch Nichterfüllung ihrer Wünsche böse gemacht. Er hatte sich vor ihr und mit ihr auszeichnen wollen und hatte sich vor ihr und vor dem ganzen Dorfe mit Schande bedeckt. — Was konnte für ihn das Schicksal noch bereit haben?

Zunächst stand seine Sache bei dem Mädchen so schlecht als möglich. Die Gret hatte in der That beschlossen, ihn aufzugeben, und der Unwille, der diesen Entschluß geboren, hatte ihn auch den Rest des Hochzeitabends aufrecht erhalten. Als sie am andern Morgen früh erwachte, war es ihr Erstes, das Geschehene zu überdenken. Und diesmal kam sie kein Lachen an — ein tiefer Ernst nahm ihr Herz ein und blieb darin. „Es soll net sei'" — das war das Ergebniß ihres Nachdenkens. „Er hot ebbes auf me ghalta', des will e net laugna': aber er ist stolz wie a Reichsgrof, empfindlich wie a kleens Ke'd (Kind), grob wie Saukoanaßrea' — ond a Narr, wo ma'n a'sieht! — Nee, nee!" rief sie. „Wann e sei' Weib wearat, hätt e me nex as z'schama', ond wann e'm d'Worat saga' dät, wuhr'r würde er: wüadeng ond —" — Die Gret sah unwillkürlich die Arme Michels in einer gewissen Bewegung — sie zuckte in ihrem Bette und sah mit weiblichem Stolz vor sich hin. „Des wurd m'r net passiera'", rief sie zuletzt, — „koh den i guet derfür!"

Sie faßte mit Ernst und Ruhe den Entschluß, zu thun, als ob Michel nicht mehr auf der Welt wäre — ihn nicht mehr anzusehen

— — und zu überlegen, was sich für sie Anderes und Besseres schicken möchte.

Der Vorfall zwischen ihr und dem Burschen war gestern Abend noch in der untern Wirthsstube erzählt worden, und Niemand zweifelte daran, daß die Gret sich mit dem Ungeschickten einen Spaß gemacht habe. Als sie nun zu ihrem Vater hinunterging, stellte sie der Wackre ernstlich zur Rede und sagte zum Schluß: „Des loß nor enterwegs lenfteng, so'st dischgerier ib a Wöartle mit d'r! Der Michel ist a braver ond a fleißenger Mensch; ond wann 'r net danza' ka', so braucht m'n deßdawega' net für da' Narra' zhalta'! — I hoff", setzte er mit aller Strenge hinzu, deren er fähig war, — „i hoff, daß so ebbes nemmer fürkommt!" — Das Mädchen, die ihrem Vater kein Bekenntniß ablegen wollte, begnügte sich zu erwiedern: „Dob hab koe Sorg! D' Schand ist für mi so groaß gweia' wie für ihn — i hab bodagmuag (bodengenug, genug bis auf den Boden) an dem oezenga mol!"

Bald darauf kam der Schneider — „em Verbeigaanga'", wie er sagte. Er war vergnügt und sprach gemüthlich, indem er gewandt einige seiner städtischen Redensarten anbrachte. Das Mädchen sah ihn freundlich an und der Ernst wich im Geplauder mit ihm wenigstens aus ihrem Gesicht. — Der Maurer schaute mit zufriedenen Blicken auf das Paar. Vetter Jakob hatte eine bessere Sölde als er, und mit der Nadel war's eine gute Mannsnahrung. Die jungen Leute gefielen sich und hatten ihre Freude an einander — die Sache machte sich von selber. — Als der Schneider wieder fort war, zeigte der Alte das Gesicht eines Vaters, der Aussicht hat, seine letzte Tochter nach Wunsch zu versorgen, und sagte: „Der Vetter ist a gueter ond a'n aufklärter Mensch! 'S hot doch ebbes Guet's, wanna'n a biole en der Fremd gweia'n ist! Dean hält gwiß koe Mädle für da' Narra'!" — Die Gret sah für sich hin und ein leises Lächeln ging über ihr Gesicht. — —

Wie das Mädchen, so war auch ihr bisheriger Liebhaber weiter als jemals von dem Punkte entfernt, den er so lang erstrebt hatte.

Michel war nach kurzem Abschied von Kaspar, der zum Anfang zurückverlangte, geräuschlos in sein Haus getreten und hatte der Mutter

das Eingewickelte mit dem Bemerken übergeben: er sei müde und wolle gleich ins Bett gehen. Die Mutter wußte nicht, was sie aus dem ruhigen, aber durchaus unvergnügten Gesicht machen sollte, und fragte: ob er nicht getanzt habe? „Und wia!“ versetzte der Bursche mit einer Art von Humor, „daß i alle Leut' drüber gwundert hem! — Aber ha'et ka'n e nimmer viel verzöhla' — morga' früa' ist eb no' Zeit! Guetnacht!“ — Er ging in seine Kammer.

Bei Tagesanbruch erwachend hatte er das dumpfe Gefühl einer höchst widerwärtigen Geschichte. Als er sich das Vorgefallene deutlicher machte, verlor sich seine fatale Eigenschaft nicht — es grinste ihn widerlich und peinlich und immer peinlicher an. Er seufzte tief auf — und wollte davon wegsehen; aber das ging nicht. Seine Seele kam immer wieder darauf zurück, seine Gedanken liefen sonderbar hin und her. Einmal klagte er sich selbst an und wollte die Hauptschuld haben. Dann erinnerte er sich ihres „boshaften Lachens“ und ihres Tanzens mit dem Schneider, und es schien ihm unzweifelhaft, daß die Gret falsch und er der Angeführte, der mit Fleiß Verhöhnte sei. Zuletzt rief er: „Was plag' i mi viel! — 'S ist aus — hab' Schuld dra' wer will!“ —

Er stand auf und zog sich an. Der Mutter sein Versprechen wegen der Erzählung zu halten, fühlte er sich durchaus nicht in der Stimmung; deßwegen ging er sachte in die Stube, schnitt von dem Brotlaib in der Schublade des Tisches ein tüchtiges Stück ab, nahm eine Schaufel und ging auf's Feld, um an einem Graben weiter zu schaffen, den er herzustellen unternommen hatte. Er arbeitete „wie wild“. In körperlicher Anstrengung suchte er seinen Unmuth mit Gewalt zu vergessen.

Als er um zehn Uhr heimwanderte, begegnete ihm in der Gasse — die Gret. Hätte er beschlossen gehabt, sie zu grüßen, so würde er's nach einem Blick auf sie doch unterlassen haben. Seine scharfen Augen gewahrten in ihrem gespannten Gesicht einen Ernst und einen Trutz, der ihm auf's Deutlichste sagte, sie wolle ihn nicht ansehen, nichts mehr von ihm wissen. Er machte ein Gesicht, dem ihrigen ähnlich, und stumm gingen sie aneinander vorüber. — Sollte er jetzt

noch zweifeln, daß er der Genarrte war und der Schneider der Vorgezogene?

Als er — man sagt sich, in welcher Laune — nach Hause kam, war die Mutter von dem Ereigniß auf dem Tanzboden schon unterrichtet. Durch das Betragen des Burschen stutzig gemacht, war sie bald nach dem einsamen Frühstück zu einer Nachbarin gegangen, die auf der Hochzeit gewesen, und hatte Alles erfahren. Sehr unangenehm berührt von der Niederlage des Sohnes, urtheilte sie doch über die Gret anders als die Leute, und am fatalsten war ihr daher zuletzt Michels Grobheit gegen das Mädchen. Sie nahm sich vor, ihm tüchtig ihre Meinung zu sagen.

Nach einem leichten mütterlichen Tadel, daß er heute ohne etwas Warmes fortgegangen sei, erinnerte sie ihn, ihre Wissenschaft verbergend, an sein Versprechen. „Ach Gott", erwiederte Michel ungeduldig, „'s ist gar net d'r Müa' wearth dervo' z'reda'!" — „Ja, ja", versetzte die Mutter, indem sie ihm sehr ernsthaft in's Gesicht sah, „i glob's scho', daß d' net geara' dervo' redst! Ist des a Benemma' für'n Menscha', der ballvoll (bald voll) semna zwanzg Johr alt ist! Ander Leut wearat gscheidter wann's älter wearat, ond du wurscht allweil o'gscheidter ond allweil dommer!" — Von diesem Vorwurf der Mutter wenig berührt, entgegnete Michel: „Du woescht (weißst) also scho' Alles?" — „Ja freile woeß e Alles!" erwiederte die Mutter. „Redt ma' ja überal dervo' em ganza' Doraf ond lacht de aus!" Und mit einer Miene zugleich der Bekümmerniß und der Anklage setzte sie hinzu: „'S ist also ganz zom Verzweifla' mit dir! So o'gschickt sei'! So grob sei' gega'n a Mädle, die's so guet mit oem moet" — — „So", fiel Michel ein, „die moets guet mit mir? — Wie hätt se's (sie es) denn zoegt (gezeigt)?" — „Des sicht ma'n aus allem", erwiederte die gute Frau. „Ond wannd' a gscheidter Kerl gwesa' wärst, nocht hättst a Weib kriega' könna', wie's koena' mea' git dohrom!"

Diese Versicherung mußte dem Burschen nach der von ihm gewonnenen Ueberzeugung durchaus haltlos vorkommen. In der vollen Gewißheit des Rechthabens entgegnete er: „I will d'r ebbes saga'! Wart no' a baar Wucha' ond dua' dei' Oga'n auf, nocht wurscht

seha', mit weams dia' guet moet!" — Durch den sichern Ton des Burschen etwas getroffen, aber sich nichts ansehen lassend, erwiederte sie: „Du bist a Mensch voller Ei'bildenga'! Ond ih sag: ha'et könntst no' alles guet macha', wann d' a Kerl wärst! Auf da' Sonnteng über vierzea' (vierzehn) Dag ist d' Kirwe (Kirchweih). Gang en d'Zech, führ de auf, wie's 'm rechta' Burscht ghöart, tanz nommol mit'r —" —

Das war dem guten Michel zu viel. Das Zureden der Mutter war mit Schuld an seinem Unfall auf der Hochzeit — — und nun sollte er wieder tanzen — mit derselben, die ihn — Er war in tiefster Seele verdrießlich und erwiederte mit gerechter Entrüstung: „Du hoft haba' wölla', i soll danza' — i hab' danzt en d's Deufels Nama, ben he'schlaga' ond hab' me auslacha' lossa'. Ond ietz bist no' net z'frieda' ond willst, i soll me nommol für da' Narra' haba'n ond auslacha' lossa? A' — doh möcht oen ja glei d's Donner onds Wetter — — — Jetz lohs (höre), i will d'r ebbes saga'! I dua mei' Arbet ond leb wie's 'm ordentlicha' Mensha' ghöart — ond em Uebrenga' bitt e m'r 'n Ruh' aus! Danza' mueß ma' net — ond heiricha' mueß ma'n oh net! Was Sakerment! — soll e denn grad allweil die Sacha' doa', die e net mag?" — Die Mutter konnte hierauf nichts erwiedern als die Achseln zucken, wie über einen Verlorenen. Michel, der sich schon gewendet hatte, ging mit starken Schritten aus der Stube.

Im Verlauf der nächsten Woche kam der Schneider zum Maurer, eröffnete der Gret, daß er in die „Zech" gehen wolle, und fragte mit eben so großer Artigkeit als Zuversicht: ob er sie nicht auf die Kirchweih führen dürfe! — Das Mädchen sah ihn schweigend an und sagte endlich: „I glob net, daß des got!"

Sich von einem Burschen auf die Kirchweih führen lassen und consequenterweise mit ihm auf dem Platz tanzen, hieß so viel als: ein bestehendes oder werdendes Verhältniß mit ihm offen bekennen. Zuweilen geschah es allerdings auch aus Freundschaft, daß man zusammen die Kirchweihfreuden genoß; allein das waren eben nur Ausnahmen und immer hatte das Eingehen auf einen Vorschlag, wie er dem Mädchen gemacht wurde, etwas Verpflichtendes und — Verfängliches.

Das Bedenken der Gret werden unsre Leser nun besser begreifen,

als der Schneider und ihr Vater. Der Bursche rief höchlich überrascht: „Worom denn net?“ Und der Maurer setzte hinzu: „Ja, des möcht' e oh wissa'!“ — Die Gret wollte begreiflicherweise nicht sagen, was sie eigentlich für eine Empfindung hatte; sie erwiederte zögernd: „I muß d'r aufrichteng saga', Jakob, i hab m'r auf d'r letschta' Hoaret gemuag danzt! — i hab koen Luhst mea' derzue! — Der Schneider fragte erstaunt: „Willst also gar net ens Wirthshaus ganga'?“ — „Beinah hab' e so ebbes em Send (im Sinn)“, erwiederte die Gret. — Der Alte rief: „Gang weiter — des ist widder so a'n Ei'fall! Morga' denkst anderst!“ — Die Gret, für jetzt zufrieden, nur Zeit zu gewinnen, versetzte: „'S ka' sei'! — Reda'mer (reden wir) a'nandersmol dervo' — 's hot ja no' Zeit!“ — Dem Schneider war es höchst fatal, einen Antrag halb ausgeschlagen zu sehen, der, wie er gemeint hatte, mit der größten Freude sollte aufgenommen werden. Allein er mußte sich in ihre Laune fügen und ließ die Sache fallen, in der Hoffnung, sie das nächstemal bereitwilliger zu finden.

Ein paar Tage später, an einem schönen, milden Septembermorgen, ging die Gret ins „Ohmed“. Nicht weit vom Dorfe sah sie den Michel gegen sich herankommen, mit einer Miene, die ihr auffallen mußte. — Der gute Bursche hatte sich in der That Ruhe verschafft in seinem Hause — weder die Mutter noch Kaspar sprachen mit ihm fernerhin über die Gret und über's Tanzen. Aber in dieser Ruhe war er traurig geworden; der Unmuth seiner Seele hatte sich in Schwermuth verwandelt. — Ihm war's auch einmal eingefallen, glücklich sein zu wollen, wie andere Leute — doch für ihn gab es kein Glück! Durch seine oder ihre Schuld — sei's, wie's sei — war er drum gekommen und nun hatte er ein Leben vor sich ohne Lust und ohne Liebe und ohne Freude. Dieser Gedanke drängte sich ihm auf, er kämpfte nicht dagegen an, er unterwarf sich — und seine passiv ergebene Seele ward ein Raub der Melancholie.

Die Gret, wie sie ihn einem Träumenden ähnlich, die Miene traurig, aber ruhig und auch in der Trauer noch mannhaft, an sich vorübergehen sah, bekam eine Ahnung von seinem Zustande. Sie schaute ihm lange nach — und ging tief in Gedanken weiter.

Als sie nach Hause kam, war der Vetter wieder erschienen und

erneuerte seinen Vorschlag. Das Mädchen sah ihn mit glänzenden Augen, mit einer Art von wehmüthigem Lächeln an und sagte: „No mei'weg! — — 'S wurd ja nex O'rechts sei, was e dua'!" — Das Gesicht des Schneiders hatte der Schimmer des Triumphes überflogen und mit stolzem Behagen rief er aus: „Ebbes O'rechts? I möcht wissa', worom!" Dann sah er sie schlau an und bemerkte: „Du wunscht m'r doch net zutrana', daß ih ebbes O'rechts im Senn hab?" — Die Gret konnte nicht umhin, ein wenig zu lachen und erwiederte heiter: „Des net." Etwas ernster setzte sie hinzu: „No, du bist mei' Vetter, und von 'm Vetter daut ma' scho'n a Gfalligkeit a'nemma! 'S get eba'n en d' Freedschaft!" — Der Maurer sah vergnügt auf sie und murmelte: „Gut!" — —

Der Inbegriff aller Fröhlichkeit und aller Genüsse des Dorfes — das Hauptfest im ganzen Jahr — die Kirchweih kam heran. — In damaliger Zeit wurde dieses Fest ebenfalls anders gefeiert, als gegenwärtig; bevor wir daher in unsrer Erzählung weiter gehen, ist es nothwendig, auch hierüber einige Bemerkungen vorauszuschicken.

Zur Zeit des alten deutschen Reiches erhielt die Rieser Kirchweih außer der kirchlichen noch eine gerichtliche Sanction. Der Amtsknecht der betreffenden Behörde verkündete feierlich das „Frieden" und tanzte beim „Platzaufführen" die ersten drei Reihen allein — damit erklärend, daß die Lustbarkeit einen Charakter haben müsse, der vor der Macht, die er vertrat, auch bestehen könne. In der Zeit, in welcher unsre Geschichte spielt, war dieß weggefallen, aber die Lustbarkeit verlief doch noch in einer Reihe bestimmter Formen. In gewissem Sinne war an die Stelle des Amtknechts ein Dorfbursche getreten, der „den Platz kaufte", d. h. gegen Erlegung einer gewissen Summe an den Gerichtsdiener den Namen des „Platzmeisters" und eine Anzahl von Rechten erwarb. Er durfte am Kirchweihmontag und an dem darauf folgenden Sonntag, durch einen geputzten dreispitzigen Hut ausgezeichnet, im Verein mit andern Paaren einen Tanz im Freien, auf geebnetem Platz, wo möglich um einen Baum, aufführen und ihn durch dreimaliges Alleintanzen einleiten. Zur Vergütung seiner Auslagen und Bemühungen durfte er am ersten Sonntag eine Ente, am letzten einen Hut oder ein ähnliches Möbel herauspaschen lassen,

wobei der Einsatz den Wert des Gegenstandes natürlich bei weitem überstieg; desgleichen einen Kegelplatz anlegen, der gleichfalls gute Procente abwarf. Verstand der Platzmeister, der in der Regel noch einen zweiten als Gehülfen zur Seite hatte, die Leute recht zum Pachen und Setzen heranzukriegen, und wurde bei guter Witterung fleißig gekegelt, so fiel nicht nur der mäßige Kaufpreis des Platzes ab, sondern auch noch die Summe für die Zeche an den Kirchweihtagen. Daraus ergiebt sich, daß nur unbemittelte Burschе — Feldnersöhne oder Knechte — Platzmeister wurden, indem Bauernsöhne derartige Erwerbungen unter ihrer Würde hatten und sich vielmehr berufen sehen mußten, ungewöhnlich viel Geld springen zu lassen. Für das Dorf waren aber doch die Platzmeister die Hauptpersonen.

Genauer zu reden hätten wir nämlich sagen müssen: das Kirchweihfest *konnte* zu jener Zeit noch in bestimmten Formen verlaufen — eben wenn die Stelle des Platzmeisters erworben wurde. Fand sich dazu Niemand bewogen, dann war die Kirchweih ein einfaches Tanzfest, zum wenigsten in unserm Dorfe. Nicht nur das Kegelspiel und das Tanzen auf dem Platz fiel weg, sondern auch das muntre Abholen der Mädchen mit Musikanten und das Tanzen in den Häusern derselben. Eine solche Kirchweih hatte aber „keinen rechten Ton", jener ächten Bauernnatur mußte dabei etwas fehlen — und das Auftreten eines Platzmeisters, der auch nur ausnahmsweise mangelte, wurde daher immer mit Freude begrüßt.

Die letzten Jahrzehnte sind auch für die Kirchweihgebräuche kritisch gewesen — das Platzaufführen mit allem, was damit zusammenhing, ist aus der Reihe der Festfreuden gestrichen. Während die Alten diesen Brauch als moralisches Mittel benutzten — denn Burschen und Mädchen, die nach dem Bieler Ausdruck „schon so vergekommen", d. h. nachweislich vom Wege der Ehrbarkeit abgewichen waren, durften nicht mit klingendem Spiel ins Wirthshaus ziehen und „auf den Platz gehen!" — erschien in neuerer Zeit das Jauchzen, Zwicken und Tanzen im Freien als ein nicht zu duldender Skandal, der zunächst wenigstens in einen geschlossenen Raum verwiesen werden müsse. In der jüngsten Zeit ist durch den Befehl, daß alle Kirchweihtänze des Kreises Schwaben und Neuburg an einem und demselben

Tag abzuhalten seien, dem Kieler Kirchweihfest die letzte Zierde und Würde des Brauches genommen worden. Von andern profanen Uebelständen abgesehen ist dadurch nämlich die Gastfreundschaft unmöglich geworden, die in den Tagen des Festes von Befreundeten verschiedener Dörfer wechselseitig geübt wurde. Die Bauern können nun höchstens noch die Beamten aus der Stadt „auf die Kirchweih laden", sich selbst aber nicht mehr — die Feier ist auf die Bewohner eines Dorfes oder Dörfleins beschränkt und nichts weiter als ein gewöhnliches Essen und Tanzen ohne bräuchliche und poetische Weihe.

Einem Autor, der sich die Darstellung des Volkslebens zum Ziel gesetzt hat, muß es gestattet sein, gelegentlich eine die Volkssitten und ihre administrative Behandlung angehende Bemerkung zu machen. — Es fällt uns nicht ein, die Vortrefflichkeit der Absicht jenes Befehls, der ja auch in andern Staaten schon ergangen ist, irgend anzufechten. Man will, daß jeder Streit, der auf dem Kirchweihfest eines Dorfs zwischen eingeborenen und fremden Burschen entstehen könnte, zuvor abgeschnitten sei, und — daß der Bauer auf seine Vergnügungen möglichst wenig Geld verwende. Friedlichkeit, Fleiß und Sparsamkeit sollen dadurch gefördert werden bis zu einem noch nie dagewesenen Grade. — Allein im Kieo darf man die früher üblichen Händel zwischen eingebornen und fremden Burschen recht eigentlich als aus der Mode gekommen ansprechen; und was Fleiß und Sparsamkeit betrifft, so übt die große Mehrzahl des dortigen Landvolks diese Tugend von alter Zeit her in einer Weise, die man geradezu musterhaft nennen kann. Ein Staat, der sich einer Beamtenschaft rühmen könnte, die in dieser Beziehung dem Kieler Landvolk ähnlich wäre, dürfte sich nach unserer Ueberzeugung glücklich preisen. Ist es nun geraten, um einiger liederlicher Menschen willen, die überall vorkommen und bekanntermaßen nicht der Kirchweihen bedürfen, um sich zu ruiniren — ist es geraten, fragen wir, jener großen Mehrzahl ihre hergebrachte Lustbarkeit zu verkümmern und für die Söhne und Töchter wohlhabender, ja reicher Landleute die Tanzgelegenheiten auf ein Minimum herabzusetzen, während in Städten nicht nur die höhern Klassen, sondern auch die Massen der Handwerker und Proletarier vor Bällen und Tanzmusiken nicht wissen, wo aus und

wo ein? Hält man etwa das Landvolk im Vergleich mit dem Städter für unmündig und für leichter zu verführen? Schreiber dieses kennt beide aus vieljähriger Erfahrung; er muß aber sagen, daß ihm keine Menschenklasse vorgekommen ist, die sich in ihren Vergnügungen und Geldausgaben mündiger und ordnungsmäßiger zu benehmen wüßte, als eben der Rieser Bauer! — daß mithin Befehle, die sich auf die Annahme einer solchen Unmündigkeit gründen, in keiner Art nothwendig erscheinen.

Ein Schriftsteller, der sich in dieser Beziehung Autorität erworben hat, Riehl, erklärt sich in seiner „bürgerlichen Gesellschaft" mit Entschiedenheit gegen die Vernichtung hergebrachter Bauernfeste durch Zusammenlegung der Kirchweihen auf Einen Tag. Er citirt zu seinen Gunsten den Ausspruch des anerkanntesten Volkskenners — Justus Mösers. — Mögen diejenigen, die durch Einschränkung der gebräuchlichen und natürlichen Lustbarkeit das Beste des Landvolks zu fördern glauben, bescheidentlich mit uns erkennen, daß das in dieser Beziehung Beste in der That noch eine Frage ist, die nur in Erwägung gar mancher Verhältnisse definitiv entschieden werden kann! Steckt man auch dem Landvolk ein höheres Ziel im Leben und Streben, so wird es diesem Ziel nimmermehr durch Verbote, sondern nur durch die ihm entsprechende Bildung näher geführt werden. Das positive Mittel einer solchen Bildung wende man an — dann wird Alles, was sich mit ihr nicht mehr verträgt, im Verhältniß ihrer Ausdehnung von selber zu Boden fallen. Mit Untersagung herkömmlicher Gebräuche sei man dagegen um so behutsamer, als die sich erhaltenden vielleicht eben das Material bieten sollen, welches die fortschreitende Bildung zu läutern und zu einer neuen Poesie des Lebens zu verklären haben wird. — —

Unser Dorf hatte diesmal das Glück, eine „rechte Kirchweih" zu bekommen. Zwei Burschе hatten den Platz gekauft, die in jeder Hinsicht fähig waren, das Amt zu versehen: lustige Kerle, vortreffliche Tänzer und Liedersänger. Der Kegelplatz war schon errichtet; er prangte vor dem Wirthshause, allerdings auf einer etwas geneigten Ebene, was indeß nur zur Folge hatte, daß das Treffen darauf um so ehrenvoller war. Eine ziemliche Anzahl von Ledigen

war „in die Zech gegangen," d. h. sie ließen im Wirthshaus anschreiben, was sie an Essen, Weißbier und Branntwein verzehrten um nach den Festtagen zu gleichen Theilen zu bezahlen. Das ganze Dorf war angedüftet von der Poesie einer Feier, die, erinnerungs- und besinnungerweckend, ein lautes, fröhliches Leben verführen sollte, und von den Torten, Ringen (Kränzen) und Bretzgen, die nach Maßgabe des Vermögens von allen Familien gebacken wurden. „Nach altem Brauch" waren nicht nur im Wirthshaus verschiedene Schweine geschlachtet worden, sondern je eines auch in bedeutenden Bauernhäusern, und eine erkleckliche Anzahl befiederter Geschöpfe war aus den Reihen der Lebendigen gestrichen. Das Dorf brauchte nichts mehr als gutes Wetter — und das kam. Schon am Freitag hatte ein die Gemüther sehr beunruhigender Regen aufgehört, der Kirchweihsamstag war trocken, und am Sonntag stieg die Sonne in einen Himmel mit nur einzelnen dünnen Wölkchen empor. Wer die Empfindungen kennt, die beim Anblick solchen Himmels an dem Hauptfeste des Jahres die genußfähigen Dorfbewohner erfüllt, der weiß, was Freude des Lebens ist!

Der Vormittag des Sonntags und ein Theil des Nachmittags ward in unserm Dorfe der geistlichen Feier gewidmet. Wer es irgend konnte, ging in die Kirche und hörte die Predigt, welche die höhere Bedeutung des Festes darlegte, mit Andacht. Sobald die nachmittägige Betstunde vorüber war, begann im Wirthshause das weltliche Fest. Die Mädchen der in der Zech befindlichen Burschе kamen sachte angeschlichen, thaten zuerst, als ob sie nur da wären, um ein wenig zuzuschauen, ließen sich dann aber von ihrem Verehrern bereitwillig in die obere Stube oder gleich auf den Tanzboden führen.

Unter den „Kirchweihburschen" war auch der Schneider, unter den Mädchen, die sich zum Tanz einfanden, die Gret. Mit der Zuversicht, die man gegen die Seinige an den Tag zu legen pflegt, ging der Bursche dem Mädchen entgegen, tanzte mit ihr und führte sie nach einem Dutzend Reihen in die Stube. Als ein Anderer kam, und mit ihr zugleich ihn fragte: „Ich verlobbt (ist's erlaubt)?" erwiederte er würdevoll: „Du kast danza'" — und der Begünstigte führte die Gret hinaus. Ein Bekannter trät zu ihm und sagte ver-

gnügt: „No, Schneider, hosch (hast du's) wirklich durchgsetzt bei deam Mädle — send d'r oeneng?“ — Der Bursche erwiederte: „Vor der Hand gots wenigstens mit m'r auf d' Kirweih!“ — Dem Bekannten war das genug; er sagte: „Die Schöast em ganza' Dorf! Wie host ietz des a'gfangt, Schlengel?“ — Der Schneider zog statt der Antwort die Augenbraunen in die Höhe und sah mit tiefbedeutsamem Lächeln für sich hin. „Du bist a Hauptspitzbue“, rief der Kamrad und der Schneider machte ein Gesicht, als ob er sagen wollte: „Ich widerspreche nicht!“

Wie Michel — bei dem sich's von selber verstand — war auch Kasper nicht unter den Kirchweihburschen. An einem der letzten Tage war der treue Freund zu dem Traurigen und Düstern gegangen, um ihm eine Mittheilung zu machen und eine Aufforderung daran zu knüpfen. Er begann mit der gemüthlichen Frage: „Was isch, gommer oh en d'Zech desmol?“ — „Frog net so domm!“ erwiederte Michel und drehte sich weg. Kasper lachte: „'S ist oh nor Gspaß! Was sottet o's (sollten wir) dren doa'? Du host koena', ond ih hab grad oh koena'! Doh mag d'r Deufel mitmacha'. — Aber“, setzte er ernsthafter hinzu, „ens Wirthshaus wurscht doch ganga'?“ — „Sell verred'e net“, erwiederte Michel. — Kasper, nachdem er eine Weile für sich hingesehen, begann wieder: „Jetz, wo dein' Pla' mit der Great aufgeba' host, wurd's d'r nex mea' macha', wann da' Schneider mit'r danza' sichst!“ — „Sell got me nex mea' a'“, versetzte Michel ernsthaft. — „Wie e ghöart hab“, fuhr der Andre fort, „got's mit d'm Schneider auf da' Plahtz!“ — Michel zuckte. „Auf da' Plahtz?“ rief er, während dunkle Röthe sein Gesicht übergoß. Kasper sah dem Betroffenen ins Gesicht und fragte: „Aergert de des?“ — „Noe“, versetzte der Bursche mit Anstrengung. Der Kamerad sagte: „So hab e's geara'! — Am End, wer ka's dem Mädle verdenka', wann's da' Schneider nemmt ond ietz mit 'm auf d' Kirwe got? Zwea' oder dreia' (zweien oder dreien) hot sie selber da' Marsch gmacht; du bist abgstanda' von 'r — solls da' Schneider oh no' furtschicka?“ — „Sie hot Recht“, erwiederte Michel mit dumpfer Ruhe; aber auf einmal ballte sich seine Faust wie von selber, und er rief: „O i wott (wollte) —!“ „Was wottst?“ fragte der Kamerad, indem er ihn lächelnd ansah. —

„Nex", erwiederte Michel mit Nachdruck, indem er die Finger zusam menpreßte, um sie dann auseinander gehen zu lassen.

Am Sonntag — um dieselbe Zeit, als die Gret mit dem Bur schen tanzte, der sich vom Schneider die Erlaubniß ausgebeten, ver fügte sich Kasper zu Michel, um ihn in's Wirthshaus abzuholen. Er fand ihn in tief melancholischer Stimmung. Als er seinen Vorschlag machte, gab Michel zur Antwort: „Ha'et no' net — merga'! — Ha'et den e net aufgleg'" — Alle Mahnungen waren umsonst. Kasper sagte mit Ernst: „I will de net néada' (nöthigen) — mei'daweg duesi, was d' willst. Aber ih moe, a Kerl wie du sett grad ens Wirthshaus ganga', en die eber' Stub', end so'm Madle zeega', daß 'r se nex draus macht, gets auf da' Platz mit weam's will! Die möcht'e net gleba' lossa', doß e ihrdawega' von d'r Kirwe derheemt blieb'" — „Des gschicht ob net", versetzte unser Bursche, — „morga' ganq' e drauf!" — „Merga' hoß widder a'n andera'n Ausred!" — Michel wurde ungeduldig. „Doh hoß mei' Ha'd", rief er und streckte ihm fünf Finger entgegen, die ihres Gleichen suchten, — morga' gang e ens Wirthshaus — Sakerment!" — Kasper schied beruhigt und folgte den lockenden Tönen eines Drehers, der ihm vom Wirthshaus entgegenschallte.

Bei seiner Ankunft auf dem Tanzboden ging die Gret mit ihrem Tänzer eben im Reihen. Als sie Kaspers ansichtig wurde, zeigte sie eine gewisse Erregtheit — und schaute sich weiter um. — Der Ka merad hatte sie beobachtet, und nickte für sich.

Er beschloß, den Michel am folgenden Tage ins Wirthshaus zu bringen, koste es, was es wolle.

Kasper hatte ein Gefühl, was er im Sinn trug, könnte nützlich werden. Er sah nicht voraus, was kommen würde; aber er empfand eine lebhafte Genugthuung, als er sich sagte: „Desmol soll' r net derheemt bleiba'!" — Er handelte mit dem Instinkt der Freundschaft.

Der Kirchweihmontag brach so schön an wie der Sonntag. Die jungen Leute, die sich vorsichtigerweise früh zur Ruhe begeben hatten, erwachten fröhlich, und auch die andern, die erst der Morgen nach Hause wandern sah, hatten bald muntere Augen, um einem Tag entgegenzusehen, an welchem das Vergnügen allein regieren und zur

farbigsten Blüthe sich entfalten sollte. — Noch Vormittags, nach früh genossenem Mahle, begaben sich die Zechbursche in's Wirthshaus, und aus den Fenstern desselben erklang sofort stattliche Musik. Das Mädchenholen begann — die Gassen ertönten von Spiel und Jauchzen, und die zinnernen Bierkannen, von rüstigen Armen in die Höhe gehalten, funkelten im Glanz der Sonne.

Vor allen und am feierlichsten — mit sämmtlichen Musikanten — wurden die Geliebten der beiden Platzmeister abgeholt. Sie stolzirten in absonderlichem Putz und trugen zur Auszeichnung vor den übrigen, die nur in der Kappe beim Tanz erschienen, die radförmige Spitzenhaube. Als diese beiden wichtigen Personen sich an der Tafel der Wirthsstube niedergesetzt hatten, theilten sich die Musikanten, und verschiedene Bursche zogen mit je zweien in die Häuser der Erwählten. Das ganze Dorf war bald in freudiger Aufregung: Singen und Springen, Zuschauen und Loben, Austauschen von guten Sachen und Höflichkeiten war die allgemeine Beschäftigung. Die Buben wuchsen in Gedanken beim Anblick der Vergnügungen, die ihnen auch einmal zu Theil werden sollten, und die Alten wurden jung und gedachten der Zeiten, wo sie's — noch besser gemacht hatten.

Nur Ein Haus war ausgenommen von der allgemeinen Fröhlichkeit — das der Familie Schwab. Unser Bursche, nachdem er gestern auch noch einer Ermahnung der Mutter widerstanden, war früh zu Bett gegangen und hatte einen tiefen Schlaf gethan. Wie gewöhnlich aufgestanden, machte er sich in Haus und Hof zu thun und sah nicht aus wie einer, der sich an dem Fest betheiligen wollte. Die Mutter betrachtete den düster Hin- und Hergehenden mit betrübter Miene. Sie gedachte an die Zeiten seines Knabenalters. Wie stolz war sie auf ihn gewesen! Wie viel hatte sie sich von ihm versprochen — und wie wenig hatte er gehalten! Was half es, daß er fleißig war und ordentlich und das Vermögen in den letzten Jahren sich vermehrt hatte? — Er hatte keine Freude, sie hatte keine, und zu hoffen war auch keine! — Als draußen das lustige Spiel und das „Juxen" der Bursche anhub, erschienen ihr die Mängel des Sohnes in immer grellerem Licht. Ein Mensch, der nicht tanzen und sich nicht „aufführen" konnte, ein Mensch, der keinen Schatz und kein Weib zu kriegen

verstand, ein solcher Mensch war gar nichts — und sie die unglücklichste Mutter im ganzen Dorf.

Schon war auch der Schneider mit einem Geiger und Clarinettenbläser am Hause vorübergezogen und hatte einen Tenor gejuxt, wie ihn kein gewöhnlicher Bauernbursche herausgebracht hätte. Die Mutter war eben in der Kammer und hatte den Zug nicht gesehen. Nach einer Weile, als sie wieder in die Stube kam, trat Michel zu ihr, und als von der untern Gasse her ein Freudenlärm erscholl, nahm er sie bei der Hand und führte sie ans Fenster. Jauchzend, obwohl schon mit etwas angegriffener Stimme — mit dem Deckel der leeren Kanne nach Kräften patschend kam der Schneider an der Spitze der Musikanten heran und hinter diesen die Gret mit sittigem Schritt und einem Angesicht, das durch höhere Röthe und einen eigenen feierlichen Ausdruck holder und bedeutender erschien als jemals. „Sikisch iey, mit weam die's guet moet?" fragte Michel in Rücksicht auf seine Rede von letzthin. Die Mutter erwiederte: „Des ist m'r oh nex Nuis mea'! Aber wear ist dra' Schuld?" Michel schwieg einen Moment; dann, indem er mit einer Art von Humor den Kopf in die Höhe warf, erwiederte er: „Bah, a Mädle, die mit 'm Schneider auf d'Kirwe got, doggt (taugt) net für 'n Kerl, wie'n ih ben. Ih trau m'r no' a'n andera' z'kriega', wann's amol gheiricht sei' mueß!" — Mit halb schmerzlichem, halb spöttischem Lächeln versetzte die Mutter: „Du bist der Recht', ja!" Aber Michel fuhr fort: „Loß me nor macha'! Ho'et Nommedag (Nachmittag) gang e ens Wirthshaus — doh passirt ebbes, des sag' d'r e! Ond wanns auf o'frer nex wurd — gits net no' ander' Kirwena? I will doch seha', ob ih nex ausricht', wann e amol drauf ausgang!" —

Es war nicht nur der Geist des Widerspruchs, der Micheln, der anklagenden und ungläubigen Mutter gegenüber, diese herzhaften Worte in den Mund gab. Der Anblick der Gret, die dem Schneider folgte, hatte ihn zugleich gereizt und von der letzten Bürde der Ungewißheit befreit. Nun wars offenbar und nicht mehr zu läugnen! — und nun mußte er entweder die Weibsbilder gehen lassen sein ganzes Leben lang — oder sein Glück mit einer andern versuchen. Aus allen Gründen mußte er ins Wirthshaus gehen — er mußte

sehen und sich sehen lassen — er mußte zeigen, daß er nicht der Mann war, darum, weil er ein Mädchen nicht gekriegt hatte, sein Leben zu vertrauern.

Das Fest hatte seinen Verlauf. Der Platz vor dem Wirthshause und die angränzenden Gassentheile belebten sich mehr und mehr. Unter die Bauern und Bänerinnen mischten sich „Herrn“ und „Frauenzimmer“, die an dem schönen Tage hauptsächlich aus Nördlingen und Wallerstein herbeigekommen waren. Einige flotte Musensöhne im altdeutschen Rock und weiten blauen Hosen, das Mützchen keck auf die eine Seite des Kopfes geklebt, schauten mit vergnügtem Antlitz umher oder „schnitten“ den schönsten und jüngsten der anwesenden „Florbesen“ die Cour. Bauern und Handwerker mittleren Alters hatten schon das Kegelspiel begonnen und suchten auf verschiedene Weise die Ungunst des Lokales zu überwinden, einer davon auch noch durch nachträglich pantomimische Lenkung der schon hinausgerollten Kugel, wodurch er, wenn nicht mehr Kegel, doch die Erheiterung der Umstehenden erzielte. Schulkinder liefen hin und her, begafften Alles und erlabten sich bei den Weibern, die an der Schattenseite des Wirthshauses Obst feil boten. Die jungen Leute drehten sich auf dem Tanzboden und boten gleichsam eine Vorübung zu der Production, die sie vor einer so großen Anzahl von Schaulustigen ausführen sollten.

Der feierliche, zuletzt sehnlich erwartete Moment erschien. Die Tanzmusik im Wirthshause war verstummt, und in die Ohren der bunten Menge, die sich davor angehäuft hatte, ertönte vom Hof her auf einmal ein kräftiger Marsch. „Sie kommen! Sie kommen!“ rief man sich freudig zu und die Vorsichtigen eilten auf die Standpunkte, wo man die Aufführung am besten übersah. Unter einer wahren Kanonade von Jubschreien sämmtlicher Burschc, die zuweilen auch die Blechmusik übertönte, kam der Zug aus dem Hofe: zuerst die sechs Musikanten, dann der „Flur“ (Flurschütz, Gemeindediener) mit einem Stuhl, der Aufwärter mit einer riesigen kupfernen Bierkanne und das Wirthsmädchen mit Krügen; endlich die Paare, geführt von dem ersten Platzmeister, der an der Seite seiner Schönen stattlich daherschreitend einen großen, bändergezierten, in blanker Scheide

ruhenden Säbel trug! An der uralten Linde angekommen machte man Halt, die Musikanten stellten sich herum, der Aufwärter setzte die Bierkanne auf den Stuhl, und die Paare traten an die Seite. Unter allgemeiner Aufmerksamkeit zog der erste Platzmeister den Säbel aus der Scheide, hielt ihn in die Höhe, stellte sich vor die Musikanten und sank das herkömmliche Liedchen;

> Jetz soll e halt danza' drei Roca'n allee!
> I ka's ja kamm (kaum) danza' vor Staub ond vor Stee.

Die Musikanten spielten und der Bursche tanzte allein um die Linde, indem er auf dem mäßig ebenen Boden seinem Titel Ehre machte. Zum zweitenmal sang er:

> Der erst der ist danzt ond der ander' fangt a':
> Jetz will e halt seha', ob es nommol so ka'.

Die Zuschauer, die bei solchen Gelegenheiten, wenigstens eine Zeitlang, empfänglich und anspruchlos zu sein pflegen, nahmen diese allerdings mehr sachgemäßen als poetischen Reime mit heiterem Interesse auf, und da der Platzmeister wieder ohne zu stolpern und in schönem Kreisbogen um den Baum kam, so rief ein lustiger Studiosus ihm ein Bravo zu:

Zum Dritten sang er:

> Ond oemol ond zwoemol ond nommol ist frei!
> Ond des mueß das Best' sei', denn ietz isch vorbei!

Nach glücklicher Vollendung auch dieses Reihens steckte der Bursche den Säbel in die Scheide, übergab ihn dem „Fluer", sah auf die Paare und sang:

> Danzt hab' e so gut als ma's ka'n ohne Schatz.
> Nemm jeder die Sei'n ietz ond rei' auf da' Platz!

Er holte sich die Geliebte, die mit Würde den Leistungen ihres Burschen zugesehen hatte, und begann mit ihr zu walzen. Alle Paare folgten nach.

Der Tanz — die Trinkpausen mit eingeschlossen — dauerte ungefähr eine Stunde. Da die Bursche und Mädchen von verschiedener Gestalt und Schönheit waren, und beim Tanzen verschiedene Manieren an sich hatten, die auf dem schwierigen Terrain um so charakteristischer hervortraten; — da den Musikanten eine Reihe Lie-

der vorgesungen wurden, wovon etliche nicht ohne pikanten Reiz, andere aber in so fern „ächt lyrisch“ waren, als nicht eine Spur von Gedanken darin vorkam — so gab es für das Publikum, namentlich für das gebildete, gar vielerlei zu schauen und zu kritisiren. Einige der Herrn unterhielten ihre Damen mit mehr oder minder gelungener Verspottung und ironischer Belobung der ländlichen Künste. Andre lachten und nickten Beifall. Wieder andere stellten Vergleichungen an und suchten zu entscheiden, welche Mädchen den Preis der Schönheit verdienten, u. s. w.

Die größte Aufmerksamkeit hatte bald von allen Paaren ein uns wohlbekanntes auf sich gezogen — der Schneider und die Gret. Die stattliche Größe des Mädchens und die zierliche Kleinheit des Burschen war zuerst aufgefallen. Bei näherer Betrachtung fand die Schönheit der Blonden lebhafte Anerkennung, besonders von Seiten dreier Studiosen, die ihre Augen je oft nach ihr wandten, daß eine daneben stehende junge Nördlingerin beinahe eifersüchtig geworden wäre. Nicht geringeres Interesse erweckte indeß bei eben diesen Studiosen der Schneider selbst. Glücklicher und selbstbewußter auszusehen als dieser, war nicht wohl möglich. Das schönste Mädchen von allen, die um die Linde tanzten, war die seine! Sie hatte sich erst ein bischen „geziert“, als er sie einlud, mit ihm auf den Platz zu gehen; aber wie bald hatte sie Ja gesagt! — Mit welchem Vergnügen hatte sie's gesagt, und wie gern war sie mit ihm gegangen! Dumme Teufel mußten die gewesen sein, denen sie den Laufzettel gegeben! Er war gekommen, hatte gesprochen, und immer weicher war sie geworden und immer nachgiebiger, und jetzt konnte er mit ihr machen, was er wollte! Es lebe die Fremde! Wer nicht hinauskommt, der kommt nicht heim, und bleibt ein Dummkopf, der überall das Nachsehen hat! — Heute noch, beim Nachhausetführen, wollte er mit ihr reden wegen der Heirath, auf den Winter machte er Hochzeit, und damit basta!

Das Wohlgefallen, mit welchem die drei Studiosen zu ihm hersahen, schmeichelte unserm Dorfschneider ungemein. Er mußte freilich annehmen, daß ein Theil des Beifalls seiner Tänzerin galt — aber war das nicht wieder eine Ehre für ihn? Sein Gesicht wurde

vor Selbstgefälligkeit ordentlich runder, jedenfalls glänzte es „wie Wallerstein des Abends“ (wenn die Sonne aus den Fenstern der terrassenartig aufsteigenden Häuser wiederstrahlt!) — und seine Augen blickten beim Tanzen rechts und links, um nichts von den Eindrücken zu verlieren, die er hervorbrachte.

In solcher Stimmung ist man nicht geneigt, Andern Erfolge zu gönnen; und wenn einer dergleichen erzielt, fühlt man einen Trieb, ihn herunterzustechen. Die Heiterkeit, die ein paar von einem rüstigen Kerl gesungene lustige Liedchen hervorriefen, weckte des Schneiders Eifersucht. Er wollte auch ein Lied singen, das den „Herren“ Spaß machte, und hatte schon den Mund dazu geöffnet — als ihm derselbe Mensch zuvorkam. Verdrießlich hörte er zu, und wie in dem Text statt des Reims eine bloße Assonanz zum Vorschein kam, rief er, das Gesicht satyrisch kritisch den Studenten zugewendet: „Reim de oder i friß de!“ — Der Sänger schaute den Burschen an und nach geendetem Reihen sagte er: „Desmol will e a bessers senga' — paß auf!“ Und er sang:

> Doh droba'n auf dem Bergle bei dera' Kapell,
> Des sitzen drei Schneider beir' Wasserbedell!

Allgemeine Heiterkeit war der Erfolg dieser Schnurre; auch die Gret, die im Verlauf des Tanzens etwas zerstreut geworden war, konnte sich nicht enthalten zu lächeln. Der Schneider ging auf Nadeln. Wie gern hätte er den Kerl zehnmal stärker getroffen! Aber es war ein Maurer, und er wußte kein Spottlied auf dieses Handwerk! Da half ihm die Entrüstung über die dumme Verhöhnung seines Metiers aus der Noth: sie gab ihm einen Reim ein, wodurch er den Hieb mit Zinsen wieder zurückzugeben hoffte. Er stellte sich resolut hin und sang:

> Die Kleider der Leut' hat der Schneider gemacht,
> Und der ist a Narr, der die Schneider veracht'.

Schallendes Gelächter erfolgte auf diesen gewaltigen Rückschlag, in welches der vermeintlich Getroffene herzlich mit einstimmte, während die Gret etwas erröthete und einen mitleidigen Blick auf ihren Tänzer warf. Der Schneider sah dies nicht. Würde ihm nicht schon das Lachen ein Beweis gewesen sein, daß er einen treffenden Reim

gedichtet, so hätten ihn die lebenden Zurufe der Studenten davon überzeugen müssen. Triumphirend sah er umher und tanzte, von dem Hochgefühl des Sieges getragen, mit erneuter Kraft und Leichtigkeit. Während er das Vorsingen Andern überließ, dachte er bei sich: „Wann die Herra' an deana' Bauraliedla' scho' so a Freud hent, nocht will i ihna' doch beweisa', daß e andre ob no' ka'!" — Als die Zeit, die auf dem Platz zugebracht zu werden pflegte, sich ihrem Ende zuneigte, ersah er seinen Moment, nahm eine Stellung, die etwas erwarten ließ, und sang, indem er den Studenten pfiffig zublinzelte, folgende anmuthige Variation eines Burschenliedes:

Der Herr Professor
Liegt in Correctiom,
Drum wär' es besser,
Man trinkt eins rom.
Ebete, bebete, esse coralle!
Was soll das Herula? Bombau, bolla!

Die Studenten horchten mit hochvergnügten Gesichtern, riefen Bravo und lachten königlich zusammen. — Der Schneider war überzeugt, daß er die Palme davongetragen.

Als der Zug unter denselben Jubeltönen, mit denen er gekommen, obwohl etwas langsamer, ins Wirthshaus zurückging, stellten sich die Studenten an den Weg, und einer von ihnen, der in den Dorfverhältnissen genau unterrichtet zu sein schien, sagte fidel zu dem Siegesglücklichen: „Brav, Schneider! — Du bist a Hauptkerl!" — Der Angeredete erwiederte mit Würde: „I hab den Herren nur zeiga' wolla', daß man auf d'm Land auch manchmol ebbes ka', was man oem nicht zutraut hätt'!" — Die Gret warf auf den Studenten einen Blick, der zu sagen schien: „Halt mich ja nicht für so dumm wie meinen Schneider!"

In der obern Wirthsstube gönnten sich Musikanten und Tänzer einige Zeit Ruhe, dann begann die Lustbarkeit auf dem Tanzboden von neuem. Der Schneider war unermüdlich und von einer Hüpflustigkeit, die nicht zu ersättigen schien; er forderte die Gret wieder zum Tanz auf. Das Mädchen, die mehr und mehr das Aussehen gewonnen hatte, als ob ihr etwas abginge, erwiederte, sie sei müde und möchte noch ausruhen. Der Schneider, im Gefühl seiner Würde

als Mann und seinem Stolz als Kirchweihbursche, entgegnete: „Des hilft ner' I will amel danza', end i wear' doch hoffentlich kein Korb kriega' von 'm Madle, die e auf d' Kirwe führt hab? — Komm!“ — Er nahm sie bei der Hand und sie folgte, indem sie den Verdruß ihres Herzens in ernster Miene zu verbergen suchte. Nachdem sie sechs Reihen erduldet hatte, erklärte sie positiv: es liege ihr in den Gliedern wie Blei — es ginge nicht mehr' — Der Bursche mußte sie in die Stube führen. Während sie an der Tafel der Zechburschen Platz nahm, forderte der Schneider eine Andere auf und führte sie auf den Tanzboden.

Die Gret überließ sich ihren Gedanken. Sie hatte etwas unternommen — es war die Frage, ob sie Recht gehabt hatte, es zu thun. Aber jedenfalls hatte sie es umsonst gethan: was sie gehofft hatte, war nicht eingetroffen. — Ein Ernst erfüllte ihr helles Gesicht, der mehr und mehr den Charakter der Trauer annahm. Still und gedankenvoll sah sie für sich hin. — Auf einmal erröthete sie: — durch die Thüre, die kaum groß genug war, ihn einzulassen, trat Michel in die Stube, begleitet von dem treuen Kasper.

Unser Freund erschien in seinem besten Staat und mit einem Ausdruck der Würde in seinem Gesicht, den früher Niemand an ihm wahrgenommen hatte. Seit dem Versprechen, das er seiner Mutter gegeben, war eine neue Veränderung mit ihm vorgegangen. Der momentanen Erhebung, die der Anblick des an seinem Hause vorbeiziehenden Schneiders in ihm hervorgerufen, war eine Herabstimmung gefolgt, die sich in dem stillen, von nahem und fernem Jubeltönen umklungenen Hause zu erneuter, tiefer Schwermuth ausbildete. Der Trieb, glücklich zu sein, regt sich in dem Menschen immer wieder und nirgends stärker, als an einem Tag allgemeiner Freude. Hier ist das Herz von seinem Recht auf auch einen Antheil daran durchdrungen — das Bild dessen, was man wünscht, tritt in höchstem Reiz vor die Seele, die Sehnsucht, es zu erlangen, wird feuriger und inniger — und die Nothwendigkeit, es dennoch verloren geben zu müssen, wirft das Gemüth in Abgründe der Trauer. Was half den guten Michel sein Entschluß, sich nach einer Andern umzusehen! So eine wie die Gret gab's doch nicht mehr — so gern

konnte er keine mehr haben — so glücklich mit keiner mehr leben! Wie schön war sie heute wieder, als sie an seinem Hause vorüberging. Nein! Wenn dieses Mädchen ein Andrer bekam, dann wollte er überhaupt keine mehr, er wollte unglücklich sein mit Fleiß — und sein Leben als Junggeselle beschließen.

In dieser Stimmung, in dem Nachdenken, das sie begünstigte, traten die Fehler, die er gemacht hatte, wieder vor seine Seele; aber sie regten keinen Zorn in ihm an. Er fühlte sich damit behaftet wie durch ein Verhängniß; ihm waren eben die Gaben, womit Andere etwas erreichten, nicht verliehen, er sollte kein Glück haben, er mußte entsagen. — Nach und nach stieg der Muth, der die Frucht der Entsagung ist, in ihm auf. Der männliche Stolz rührte sich in ihm, und er faßte den Entschluß, jetzt wenigstens keinen armen Sünder mehr zu spielen, wie früher, sondern ruhig seines Weges zu gehen — jetzt, wo doch nichts mehr zu verlieren war! — — In dieser Gemüthslage traf ihn Kasper. Michel fügte sich der Aufforderung, mit ihm ins Wirthshaus zu gehen, ohne Widerrede. Er zog seine neue Juppe von dunkelblauem Tuch an, steckte den reich mit Silber beschlagenen Ulmer Pfeifenkopf in den Mund, setzte die breite Fischotterkappe auf und folgte dem Kamraden. Die Mutter hatte mit der Ironie des Unglaubens „viel Vergnügen" gewünscht.

In der Stube setzten sich die Kameraden an einen Seitentisch, wo schon ein Lediger Platz genommen hatte. Kaspar ließ sich hier nicht halten; er hatte bald eine hübsche Braune an der Hand und tanzte mit dem Schneider um die Wette. — Michel unterhielt sich mit dem Ledigen, der wie er ohne Schatz und vom Tanzen kein Liebhaber war. Die Gret hatte er, als er an der Tafel vorbeiging, auf eine ungezwungene Weise nicht gesehen; jetzt, im Gespräch mit dem Burschen, sah er einmal zu ihr hinüber — er sah, daß sie nicht vergnügt war — und eine sonderbare Empfindung regte sich in ihm.

Nach einer Weile kam der Schneider in die Stube. Er hatte einen jungen Mann an der Hand in spießbürgerlicher Kleidung und von einer Statur, die der seinen ähnlich war, — trat mit ihm vor die Gret und sagte: „Des ist mei' Colleg, Herr Bügel, der zu Nörrleng (Nördlingen) arbeitet. Er möcht' gern mit d'r danza'n ond i

hab gsakt, 's wär a'n Ehr'. Komm!" — In ihrer jetzigen Stimmung dem Tanzen ohnehin gänzlich abgeneigt, wäre der „Colleg" der letzte gewesen, der ihr Lust dazu gemacht hätte. Und sich mit ihm zum Tanzen commandiren zu lassen! — Vor Michel — und in solchem Ton! — Ein Widerwille stieg in ihr auf und wuchs zur entschiedensten Widerstandskraft. Sie erwiederte dem Stadtschneider: „I muß danka' für die Ehr'!" und zu dem übrigen bemerkte sie: „I hab d'r scho' gsakt, i ben müed ond hab koen Luhst mea'. 'S ist seitdem net anderst woara' — ond i wear' ha'et gar nemmer danza'!" — Der Schneider runzelte die Stirn. „Des send Ei'bildenga'", rief er, ehe der andre zu Worte kommen konnte: „du bist ja gnuat (ausgeruht)! — Mach'! Komm!" — Das Mädchen rührte sich nicht und mit dem Nachdruck des Abweisens erwiederte sie: „I dank' schöa'!" — Eine Wolke verfinsterte die Züge des Burschen. „Doh ist ner z'danka'", entgegnete er schnell und heftig, — „i hab' gsakt, du danzst mit 'm — ond jetz danz!" — „Ond i sag, i ka' net", versetzte die Gret. Der Schneider warf einen Blick auf sie, als wollte er seinen Ohren nicht trauen. „Des send Dommheita'!" rief er entrüstet; — und großartig setzte er hinzu: „Was ih sag, mueß gscheha'!" — Die Gret sah ihn von der Seite an und sagte: „Aber Alles doch wohl net — hoff e! A viele ebbes wurd wohl no' abganga' (abgehen)!" — Der spöttische Ton dieser Entgegnung indignirte den Schneider auf's Höchste. Bebend vor Zorn rief er: „Zom letschtamol sag e d'r: danz'! Auf der Stell! — Oder 's got d'r schlecht!"

Reden und Gegenreden dieses Dialogs waren so rasch aufeinander gefolgt, daß der Schneidergeselle aus Nördlingen keine Zeit gefunden hatte, zu sagen, was ihm, von der Ehre geboten, auf der Lippe schwebte. Jetzt setzte er's endlich durch. Indem er sich vor der Gret ironisch verneigte, rief er mit höhnendem Ton: „Ich bitt' recht sehr — ich dank' jetzt schön für's Tanzen — und wünsch' der Jungfer gute Besserung!" — Mit dem Bewußtsein, das „einfältige Weibsbild" nach Verdienst getroffen zu haben, verließ er die Stube.

Der Schneider stand da mit gefährlicher Miene. Seine Brust arbeitete, seine Lippen zitterten, seine Rechte gerieth in eine zuckende Bewegung. Das Schlimmste, Peinlichste war ihm widerfahren! Er

war blamirt — blamirt vor einem Collegen aus der Stadt! — War ihm „vor den Leuten“ Zurückhaltung geboten und konnte er nicht wie er wollte, so mußte er der impertinenten Person doch wenigstens die Wahrheit sagen. Nachdem er sie eine Zeit lang angesehen, begann er: „Doh hab e Respekt! Des send Maniera'! Ih führ' de auf d'Kirwe, ond du duast von dem, was e sag, d's Gegendeil ond benemmst de gegen 'n Mann aus der Stadt wie a grobs Bauramädle, daß e an der Schand dohstanda' mueß? — Pfui!“ — Die Wichtigkeit, womit der Bursche die Sache aufnahm, und die drohenden Blicke, die er ihr dabei zuwarf, waren dem Mädchen zum Lachen; aber sie hielt an sich und erwiederte ruhig: „I ben wärle müed gwesa', i hab net g'loga'! Soll e danza', wann e koen Luhst derzue hab?“ — „Ja“, entgegnete der Schneider wild, „wann ih's sag!“ — Das war dem Mädchen zu viel; unwillig und mit der geringschätzigen Miene des Unwillens erwiederte sie: „Ach was! — i ka' doch net mit alla' Schneider danza'n em ganza Boerland?“

Diese Worte, nach welchen die Mienen der Gret überdieß sich etwas erheiterten, rissen die Schranken, die den Zornausbruch des Schneiders noch zurückgehalten hatten, nieder. Mit grimmiger Wuth, am ganzen Leibe zitternd, rief er: „Du bist a'n e'verschämta' Perso'! A frechs Lompamensch! Was? Ih führ' de auf d' Kirwe aus Erbarma', ond du willst me no' verspotta'? I hätt' 'n gueta' Luhst“ —

Auf einmal ließen sich hinter ihm die streng betonten Worte hören: „Wie ka'st du de onderstanda', mit 'm Mädle, wie die Great ist, so z'reda'?“ — Der Schneider sah sich um — und fuhr zusammen. Michel stand vor ihm in dem schreckeneinflößenden Ernst des Richters. — Der Große und der Kleine sahen sich einen Moment an. Plötzlich, wie sich auf etwas besinnend, faßte sich der letztere und entgegnete keck: „Got des dih ebbes a'?“ — „Ja“, versetzte Michel mit Nachdruck. „A'n ordentlicher Kerl leidt's net, wann 'm Weibsbild ebbes gschicht — und (setzte er geringschätzig hinzu) voara' (voran, noch dazu) von 'm Schneider!“ — Der Kleine zuckte; dann streckte er sich, sah zu dem Gegner mit vielsagendem Gesicht empor und erwiederte, indem er drohend den Zeigefinger erhob: „I will d'r ebbes rotha', Michel! — mach de ha'et net z'mausena!“ — Der

Enakssohn lachte herzlich. — „Ja", fuhr der Schneider fort, „lach nor! — für dih fend' ma'n oh no' 'n Moester!" — „Bist am End du's?" fragte Michel heiter; und mit gemüthlichem Selbstgefühl setzte er hinzu: „Gang weiter, Schneiderle! Wann e de a'blos (anblase), no' fliegst zor Stub naus!"

Ein Kichern, das diesen Worten am untern Ende der Tafel folgte, und das unwillkürliche Lächeln der Gret, die aufgestanden und ein wenig zurückgetreten war, machte den Beleidigten rasend und raubte ihm den letzten Rest der Besinnung: — die Zähne fletschend ging er auf Michel los, packte ihn am Arm und suchte ihn niederzureißen. Der Gewaltige schüttelte ihn ab und rief: „Schneider, Schneider! — i roth dr's en Guetem — höar auf!" — Der Schneider, der diese Ruhe mißverstand, attakirte von neuem. Michel faßte ihn beim Arm, hielt ihn zurück und rief mit funkelnden Augen: „Jetz sei ruheng — oder i stand für nex mea' guet!" — Aber der Schneider, der einen Blick auf die Thüre geworfen hatte, machte sich mit wüthender Anstrengung los, packte den Gegner an der Juppe, riß — und riß ein Stück davon herunter. Das war über allen Spaß. Michel nahm ihn und warf ihn zu Boden, daß es krachte.

Es war die erste wohlthätige Empfindung für den guten Burschen seit langer Zeit! — Aber wie dehnte sich nun seine Brust! Welch eine Begier entstand in ihm, fortzufahren und sich durch eine großartige Uebung der Kräfte, die so lange geruht hatten, das gepreßte Herz zu erleichtern! — Es war ihm wie einem Esser, der mit einem Riesenappetit auf dem Tisch nur ein Cotelettchen vorgefunden hat und nach dessen Verschlingung mit schmerzlichem Verlangen eine seiner würdige Mahlzeit herbeisehnt. „Mehr, mehr, mehr!" rief es in ihm, als der aufgestandene Schneider von neuem auf ihn losging. — Sein Wunsch sollte erfüllt werden. Der Schneider, in Gefahr wieder auf den Boden zu fliegen, rief mit desperater, durchdringender Stimme: „Brüder, helft!!" — und in kürzester Zeit fühlte sich Michel von einem halben Dutzend Burschen zugleich angefallen.

Es waren Gegner von ihm, Kameraden des Schneiders und zu Schutz und Trutz mit ihm verbunden, die von andern Tischen und vom Tanzboden herbeigeeilt waren und nun mit vereinten Kräften zu

siegen hofften. Sobald der Enakssohn die Kerle an sich schlagen und zerren fühlte, athmete er tief auf und — begann seine Arbeit.

Er verrichtete Thaten, die würdig wären, von einem Homer Zug für Zug geschildert zu werden. Seine ungeheure Körperkraft im gerechtesten Kampf — der Trieb und die Lust, für sie etwas zu thun, vor ihr in seiner Glorie sich zu zeigen — befähigten ihn zu wahren Wundern. Er schüttelte ab und schleuderte von sich, er drosch und schlug nieder, er ergriff ein paar Kerle, die just zu haben waren, und stieß ihnen die Köpfe zusammen — kurz, er that Alles, was der Verlauf des Kampfes nothwendig machte, — mit unwiderstehlicher Gewalt. Kein Hieb und kein Stoß ging daneben.

Die Unterstützung des Schwaben war zu schnell nöthig geworden, als daß seine Kameraden sich mit den bei solchen Händeln üblichen Waffen, als da sind: Stuhlfüße, Holzscheiter u. s. w. — hätten versehen können. Der Kampf gegen den Unbewaffneten wurde darum ehrlich mit Fäusten geführt. Nur ein Bursch ergriff einen steinernen Maßkrug, um den Simson des Dorfes von hinten auf den Kopf zu schlagen, der nicht mehr von der Fischotterkappe bedeckt war. Er wurde von Kaspar weggerissen und auf die Seite gestoßen.

Der Kamerad Michels war auf den Hauslärm auch vom Tanzboden hergeeilt und eben recht gekommen, diesen Hieb zu verhindern, der dem Schädel Michels, vielleicht aber auch nur dem Krug verderblich werden konnte. Der Kleine war muthig und körperkräftig und hätte dem Freund gerne ferner geholfen — wenn es nur nöthig gewesen wäre. Allein er sah, wie dieser schaffte, — er sah, was er schon geleistet hatte, und überließ ihm den Rest.

Das Getöse des Kampfes hatte bald auch Zuschauer herbeigezogen, und die drei Studenten waren nicht die letzten. Als sie einen Burschen erblickten, der seine Gegner, die sich wie Katzen an ihn anklammerten, immer wieder von sich schleuderte und inmitten eines ihn umdrängenden wüthenden Haufens fest auf den Beinen blieb, ließen sie Ausrufungen der Bewunderung hören und folgten der Scene mit größtem Interesse. Auch ein paar muthige Damen hatten sich an die Thüre der großen Stube gewagt und sahen mit

Antheil auf den Kampf, hauptsächlich aber auf den Kämpfer, der, einen Kopf über die Andern hinausragend, so preiswürdige Dinge that.

Die theilnehmendste und zugleich antheilswertheste Zuschauerin von allen war aber die Gret. Ihr Herz wurde nach einander von Empfindungen ergriffen, die sie in durchaus unbekannte, wunderbar neue Regionen emporrissen. — Die ersten Worte Michels, der so unerwartet und mit solchem Ansehen ihr zu Hülfe kam, hatten sie mit Wohlgefühl überrieselt. Sie starrte ihn an, erröthend, verlegen — mit durchbrechender Freude. Als der Schneider den Gewaltigen anpackte, rief sie: „Bist du rasend?“ — und wollte ihn, von dem drohenden Streit erschreckt, in seinem Interesse zurückziehen. Wie sie nun aber den Vertheidiger umringt sah, da fühlte sie eine andere Regung: muthig stürzte sie auf einen der Bursche zu, ergriff ihn und wollte ihn wegreißen. Allein Michel stieß eben diesen Gegner auf die Seite, daß er über eine Bank taumelte — — und als sie die Riesenkraft sah, mit der er allein sich Aller erwehrte, und der Glaube, daß ihm keiner was anhaben könne, unwiderstehlich in ihrem Gemüth auflebte, da trat sie auf die Seite.

Mit klopfendem Herzen und wogender Brust sah sie auf den Kampf, der wie ein Sturm vor ihren Augen brauste. Sie sah die Uebermacht des Mannes, der ihr immer von allen der liebste gewesen war, mit Staunen, mit Entzücken. Was konnte es für sie Herrlicheres geben? Was konnte sie Schöneres und Rührenderes erblicken? Das that er für sie! Das that er, nachdem sie mit ihm getrutzt hatte wegen nichts und wieder nichts! Er, der größte und stärkste, aber auch der wackerste, der rechtschaffenste Bursche. Verschwunden war Alles, was ihr an ihm jemals lächerlich oder ärgerlich vorgekommen war — verschlungen von der Flamme der Kraft und des Muthes, die vor ihr aufloderte. Sie sah nichts als den Helden, der um ihretwillen kämpfte und Alle niederstreckte! Sie sah ihn mit überströmendem Gefühl, mit wonnigem Stolz. Ihre Lippen zuckten; Thränen traten ihr in die Augen und rollten die glühenden Wangen hinab. — —

Michel war fertig — der Kampf geendet. Drei der Gegner lagen am Boden und versuchten aufzustehen, wozu ihre Mädchen, die sich vergebens bemüht hatten, auszuwehren, ihnen die Hände reichten.

Ein paar andre konnten nicht mehr aus den Augen sehen und traten wankend zurück. Der Schneider und sein Nördlinger College, der ihm tapfer zu Hülfe geeilt war, hatten geschwollene, blutende Nasen, blaue Augenringe und zerrissene, rothbefleckte Kleider. Michel stand siegreich da! Starkathmend, das Gesicht erhitzt und schweißtriefend, die Haare in Unordnung, die Juppe ohne den linken Flügel — aber aufrecht und in der ganzen Freude des Triumphs. Ins Gesicht hatte ihn keiner getroffen, dafür hatten seine Arme gesorgt — und die blauen Flecke auf dem Leib sah man nicht.

Seine Blicke suchten die Gret. Er sah sie, die Wangen thränenfeucht, aber die Augen selig glänzend — und schnell wie der Blitz erhellte seine Seele die Erkenntniß ihres Gemüthes. Mit stolzem Lächeln ging er auf sie zu und rief: „No, Margret, bist z'frieda' mit m'r desmol?" — „O Michel", erwiederte das Mädchen mit einem Ton aus tiefster Seele, — — „o Michel, was bist du für a Burscht!" — Michel sah sie liebevoll an und nahm sie bei der Hand. „Ja" sagte er, „schwätza' ka'n e freile net wie a'n Anderer, ond danza'n ond sprenga' ka'n e net, wie se's ghöart — aber ebbes ka'n e doch doa' für a Mädle, auf die e ebbes halt!" — Die Gret schwieg und drückte ihm zärtlich die Hand.

In der Gewißheit seines Glücks und im Schwunge des Siegergefühls wandelte den Burschen eine heitere Laune an. Die Hand des Mädchens loslassend und einen Schritt zurücktretend sagte er: „Aber wärte — i dua' grad als ob du mei' Schatz wärst, ond vergiß ganz, daß dei' Burscht doh ist, der de auf d'Kirwe gführt hot. Wamma' se von oem ens Wirthshaus führa' loßt ond gar mit 'm auf da' Plahtz got" — — Die Gret war bei den ersten Worten erröthet; nun fiel sie ihm in die Rede mit einem Blick zugleich der Liebe, der Scham und des Vorwurfs: „Ist m'r denn ebbes anderst's überblieba', om di z'ärgera' ond eifersüchteng zmacha?" —

Ein Seufzer ließ sich in der Nähe vernehmen. Er kam von dem unglücklichen Schneider, der an einem Seitentisch in eine wassergefüllte Schüssel sich wusch und nun hören mußte, daß er von der Gret nur als Mittel benutzt worden war. „Des oh no' (das auch noch)", rief der arme Kerl, indem er mit tragikomischer Miene nickend in die

Schüssel sah. Michel aber ging strahlenden Angesichts auf das Mädchen zu, ergriff ihre Hand und rief: „So isch amoet gweſa'? — No, nocht ghöarst mei' — ond der Deufel en der Höll soll de mir net widder nemma'“ —

Die ganze Scene des Streites und der Verständigung unseres Paars war natürlich schneller vorübergerauscht, als wir sie zu schildern vermochten. Jetzt, nachdem sich Alles begreiflich gelöst und der Kampf durch die Reden der Liebenden Licht und Sinn erhalten hatte, drängte man sich theilnehmend zu diesen heran. Der treue Xaver gab erst dem Freunde die Hand, dann, mit heiterm Zunicken, dem Mädchen, und wurde von dieser durch einen herzlich dankbaren Blick belohnt. Die Studenten konnten nicht widerstehen — sie mußten den Triumphator drücken und ihm gratuliren, was der Bursche mit wohlgefälliger Würde entgegennahm. — Allgemeine Heiterkeit füllte die Stube. Sämmtliche Zuschauer hielten es mit dem Sieger und Glücklichen und warfen spöttische Blicke auf die Geschlagenen, die den Schaden hatten. — In dieser Beziehung machen sie's im Ries gerade so, wie anderwärts! —

Michel, in der Höhe seiner Stimmung, wandte sich zu seinem sonstigen Nebenbuhler und sagte halb mit Laune, halb gutmüthig: „Schneider — ner für o'guet! I sig jetz scho' daß eigentlich du an mei'm Glück Schuld bist — ond i bedank' me schöa'!“ — Der Schneider, in welchem die Wuth verdampft war und einem gewissen desperaten Humor Platz gemacht hatte, erwiederte sich die Nase reibend: „I bedank' me oh schöa'!“ — Das Gelächter, das auf diese Art von Witz folgte, war die erste kleine Genugthuung, die dem armen Burschen nach seiner Niederlage zu Theil wurde. Michel fühlte einen Trieb, ihn wieder aufzurichten, und fuhr fort: „Ender o's gsagt, Schneider, du bist a Deufelskerl! Wann alle so gschwend ond so wüadeng gweſa' wäret wie du — i hätt' wärle koe Fetzle Häs mea' auf'm Leib. Aber i will d'r jetz zoega', daß e oh ebbes für de doa' ka'. Weil d'mer mei' Jupp so schöa' verrissa hoscht, jetz sollst m'r grad a nuia' macha' därfa'. Von ha'et a' loß e bei dir arbeta', ond i hoff, i ka' d'r bald meaner z'doa geba'!“ — „Isch m'r a'n Ehr'“, erwiederte der Schneider mit ironischer Höflichkeit.

Die Gret hatte dem Michel mit froher Verwunderung zugehört. Wie kam er plötzlich dazu, mit Andern Spaß zu machen und so nette Dinge zu sagen? — Eine neue Tugend, die sie ihm nicht zugetraut hätte, und deren Hervortreten sie nun in große Freude versetzte.

Die Scene war friedlich, ja ergötzlich geworden. Sie hatte große Aehnlichkeit mit der Auflösung eines Lustspiels, wo Alles in Heiterkeit verschlungen und der heftigste der vorangegangenen Conflikte eben am pikantesten erscheint. Zum Glück hatte der Streit keine tragischen Folgen gehabt. Niemand war gefährlich verletzt. Die Geschlagenen und Betäubten erholten sich wieder, nahmen Trost an und hofften in wenigen Tagen geheilt zu sein. Alles fügte sich in seine Lage, und das Vergnügen wollte eben wieder seinen Lauf nehmen, als auf einmal von außen der entrüstet herrische Ruf erscholl: „Wo ist's? Wer hat die Frechheit gehabt" —

Ein Gendarm trat herein, nicht einer von den gutmüthigen und vollsfreundlichen, wie es deren giebt, sondern ein grimmiger, der als Repräsentant des Gesetzes das Gefühl hatte, daß sich eigentlich Alles vor ihm verkriechen müsse. Er hatte, im Freien spatzierend, erst jetzt von der Schlägerei Kenntniß erhalten und eilte herbei, die Schuldigen herauszufinden und Anzeige zu machen. „Wer hat hier geschlagen? Wie ist der Streit angegangen? — Antwort!" Auf diese mit funkelnden Augen und vernichtender Miene herausgestoßene Rede, trat Michel großartig vor und sagte: „Ih ben's, der Streit ghört bot! — i hab a halbs Dutzet Kerl zammgschlaga' die auf me loasganga' send — ih alloe' Mei' Nam' ist Johann Michael Schwab, und i ben vom Dorf. So, ietz woeß er, was er wissa' mueß. Ietz zoeg 'r me a', und was mr noch'm Rechet ghört, des will e haba'." — Der Gendarm, von dem riesigen Burschen etwas imponirt, aber von dem Stolz dieser Rede noch mehr indignirt, versetzte streng und mürrisch: „Was ist das für a Rüpelei — Raufen!" — Schon war Michel bereit, dem Gendarmen hinauszugeben, was ihm nach seiner Meinung gebührte, als auf einmal ein junger Bursche aus der Menge heraus mit schelmisch heller Stimme rief: „Der Schneider hot a'gfangt'"

Allgemeines schallendes Gelächter folgte dieser Erinnerung an eine komische Wahrheit und ließ sich nicht mehr beruhigen. Der Gen-

darm fand für gut, sein strenges Wesen, auf das niemand mehr achtete, bei Seite zu setzen und mit pflichtmäßiger Ruhe die zu seiner Anzeige nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Während dem faßte die Gret den Michel bei der Hand und sagte im Ton herzlichen Bedauerns: „Jetz kommst no' en O'gelegenheit, Michel — wega' mir! — 'S duet m'r wärle recht von Herza' Loed (Leid)!" — „Bah", erwiederte der Bursche, — „da' Kohpf kost des no' lang net! — Ond wanns anderst ganga' wär' — ond wanns 'n kostadät, — 's dät me net ruia (reuen)!" — Das war ein Compliment für die Gret! — Das Mädchen fand, daß Michel auch besser reden könne, als alle Bursche, die sie bis jetzt gehört hatte — und ihre Freude kannte keine Grenzen.

Nach einer Weile finden wir das Paar auf dem Weg zu dem Hause Michels. Die Fischotterkappe und der abgerissene Juppenflügel hatten sich wieder gefunden und dieser war von der Gret angeglüht worden, so daß unser Held mit Ehren durch die Gasse gehen konnte. Eine Ueberraschung war der Mutter freilich nicht mehr zu bereiten, denn Kasper, der Getreue, hatte sich schon zu ihr verfügt und ihr Alles erzählt. Die gute Alte fühlte eine unendliche Liebe zu der Gret. Wäre sie eine gebildete Frau gewesen, sie wäre der Schönen, Lieben und Klugen mit den zärtlichsten Ausdrücken um den Hals gefallen. Als ein Weib aus dem Dorfe, wo Umarmungen weniger vorkommen, ergriff sie die Hände der künftigen Söhnerin und preßte sie, während die herrliche Erfüllung des so lange versagt gebliebenen und schon aufgegebenen Herzenswunsches ihr Freudenthränen in die Augen trieb. „No", rief der Sohn ihr vergnügt zu, „hab e net gsakt, daß i ebbes durchsetz', wann i amol drauf ausgang'?" — „Ja, des glob e", erwiederte die Mutter, „wamma' des Glück hot, wo du ha'et ghett host; doh ka'n a'n ieder zu ebbes komma'!" — „Ja, lieba' Mueter", versetzte Michel, „Glück mueß ma'n allweil haba', wamma'n ebbes durchsetza' will en dear schlechta' Welt! Ohne des got nex!" —

Wir brauchen nicht zu sagen, daß der wackre Vater der Gret, zu dem man sich gleich nachher verfügte, unserm Paar kein Hinder

niß in den Weg legte. Er mußte sich am Ende auch sagen, daß der Michel als Mann der Gret eine bessere Figur mache als der gute Jakob. Nachdem er seine Einwilligung ertheilt hatte, sah er übrigens die Tochter lächelnd an und sagte; „O nix Weibsbildr, en ui kennt se doch koe Mensch aus!“ — Michel, seinen Arm um die Geliebte schlingend, erwiederte heiter: „I moenet iety doch, i dät me auskenna' en dear doh!“ —

Unsere Geschichte ist zu Ende. Damals glaubte man nicht, daß die bürgerliche Gesellschaft in Gefahr sei, wenn bei einem Bauernfest eine kleine Schlägerei vorfiel. Man faßte bei Gericht die Sache von der heitern Seite auf und die Betheiligten kamen mit verhältnißmäßig leichten Strafen davon.

Auf den Schneider hatte die Erfahrung, die er machte, eine günstige Wirkung. Nachdem er als derjenige, welcher nachweislich zuerst geschlagen, auch noch am bedeutendsten gestraft worden war, fühlte er sich von dem „Tyrnbr“, der ihn bis dahin besessen hatte, so ziemlich geheilt. Er lernte sein Verhältniß zur Welt in richtigerem Lichte sehen und verzieh nach Art der gutmüthig eiteln Menschen nicht nur dem Michel, sondern auch der Gret, welche bei schicklicher Gelegenheit ihn herzlich um Verzeihung bat und hinzufügte: daß sie sich eine solche Freiheit nicht genommen hätte, wenn er nicht ihr Vetter und ihr außerdem als herzensguter Mensch bekannt gewesen wäre' — Bald nachher sagte der Gute zu seinen Kameraden: „Am End isch mei' Glück', daß e die net kriegt hab'“ Und die Kameraden stimmten ihm lachend bei. In der Folge heirathete er eine kleine, feine und gutmüthige, die ihn respectirte, und lebte als Dorfschneider zufrieden und glücklich.

Unser Paar feierte den Ehrentag noch in demselben Jahre. In der Zwischenzeit hatte die Gret den Michel so weit gebracht, daß er nach dem Heimgang von der Kirche zu allgemeinem Beifall mit ihr

tanzte. Unter dem Gemurmel desselben sang Kasper, der Hochzeitknecht, mit fröhlicher Miene das Liedchen, womit wir Erzählung und Buch beschließen wollen:

Die ersten drei Reihen
Dreh auf und vorbei,
Und nun steht das Tanzen
Jedem Anderen frei! –

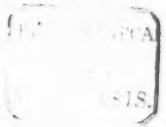
Berlin, Druck von W. Büxenstein.

Neue
Erzählungen aus dem Ries

von

Melchior Meyr.

Berlin, 1860.
Julius Springer.



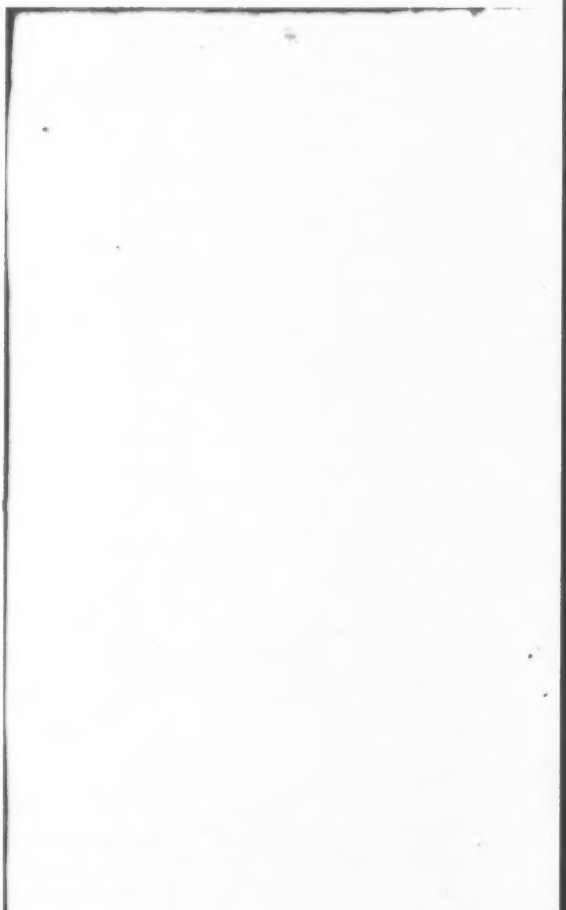
Inhalt.

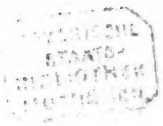
Seite

Regine 1

Der Sieg des Schwachen 177

Regine.





I.

Ein Festtag.

Im Laufe eines wohl sich anlassenden Jahres war der Palmsonntag erschienen, wie man ihn liebt: der Himmel von hellgrauen Wolken überzogen, die Luft milde, der Boden trocken. Eine Regung des Lenzes ging durch den Gau, ahnungsvoll, hoffnungsreich. Der Winter war vergangen, ihn hatte man hinter sich, und vor sich den lieblichen Frühling, den schönen Sommer. Das fühlte der Bauer in seinem Gemüth, und es ward ihm wohl an dem Tag. Aber die Freude behielt ein ruhiges, ernstes Gepräge.

Der Palmsonntag hat für die protestantischen Nieder eine doppelte Bedeutung. Es ist der erste Festtag des Frühlings — der erste Tag, an welchem der Bauer die Ankündigung der schönen Jahreszeit mit besonderer Sammlung empfindet. Man holt sich das Wahrzeichen des Frühlings, den Zweig mit dem Palmkätzchen, die Kinder fühlen das größte Vergnügen, das graue Fellchen zu betrachten und zu streicheln, und die Eltern freuen sich ihrer Freude. Nun werden die andern Zweige bald folgen — das fühlt man, ohne sich's zu sagen — und die Zeit wird kommen, wo es grünen und blühen wird allenthalben. Zugleich ist der Palmsonntag der Tag, wo die Knaben und Mädchen, die das dreizehnte Jahr

überschritten haben, in der Kirche von dem Geistlichen geprüft und confirmirt werden; eine feierliche Handlung nicht nur für die Kinder und deren Eltern, sondern für die ganze Gemeinde. Man ehrt dieses Fest, indem man sich dunkel kleidet, auch am Nachmittag stiller ist als an gewöhnlichen Sonntagen, und auch im Vergnügen die feierliche Art nicht ganz vermissen läßt. Und die confirmirten Kinder erhebt noch ein Gefühl anderer Art. Sie sind „in die Zahl der Erwachsenen aufgenommen", sie gehen dem schönsten Lebensalter entgegen, dem Alter der „Ledigen", dem Alter der Selbstständigkeit, der Freude und der Ehre. Wenn die Prüfung bestanden, der heilige Theil des Tages beschlossen ist, dann regen sich in den jungen Herzen die ersten Triebe, die auf selbstständiges Leben deuten, und die weltlicheren Naturen blicken wohl mit Verlangen in die Zukunft, wo eine unbestimmte Fülle von Genüssen ihrer wartet.

Ueber einem stattlichen Dorfe des untern Rieses lag nach dem Verklingen der Vesperglocke das ganze Schweigen des Tages. Wenige Personen zeigten sich auf der Gasse; wenige saßen im Wirthshaus, und diese waren entweder stumm oder hielten eine würdige Ansprache. Wer indessen an einem hübschen Bauernhause ohnweit des Baches vorüberging, der konnte Laute einer jugendlichen Gesellschaft vernehmen, die zwar in aller Bescheidenheit sich unterhielt, aber doch lebhafter war, als andere im Dorf. Es waren die confirmirten Kinder.

Einem alten Gebrauch zufolge besuchten sich diese wechselseitig und wurden von den Eltern bewirthet. Geringe Familien boten „Vorbrod" oder „Zelten" und einen Trunk Weißbier; die wohlhabenden, wenn sie zugleich gut und freigebig waren, sorgten für Kaffee und wohlgeschmalzenes Backwerk. Zu den guten gehörte die verwittwete Besitzerin jenes

Bauerhofs, und die jungen Leute ließen sich's denn bei ihr auch herzlich wohl sein.

Es waren mehr Mädchen als Buben, denn von diesen hatten sich nicht alle eingefunden. Sie saßen auf der Wandbank und auf Stühlen um den großen Tisch in der Ecke der Stube und waren eben an der zweiten Schale, welche sie nach einigem Zieren einzuschenken gestattet hatten. Daran hatten sie wohl gethan; der Kaffee war vortrefflich. Die Tunke bestand aus Schneckennudeln vom „Rauszug", dem feinsten weißen Mehl. Das Backwerk glänzte ordentlich von Schmalz und war reichlich mit „Mucken", d. h. mit schwarzbraunen Weinbeeren versehen, die zum Theil sich loslösend auf den Boden der Schale fallen und schließlich einen kleinen Nachtisch gewähren. In dem Wohlgefühl, welches diese Köstlichkeiten hervorriefen, hatten sich die Zungen alle gelöst. Das schickliche Nöthigen, wie das eben so schickliche Sträuben, die Prüfung, die Schulerinnerungen — alles das bot hinlänglichen Stoff zur Fortführung des Gesprächs. Die stattliche Bäuerin war, nachdem sie eingeschenkt, auf die Seite getreten und sah gutmüthig auf die Gesellschaft, sich freuend über den Eifer, mit welchem auch diejenigen die zweite Schale leerten, welche hoch betheuert hatten, daß sie durchaus nichts mehr zu trinken vermöchten. Sie gönnte den Kindern den Genuß, der für die Mehrzahl ein seltener war; auf der andern Seite hatte sie aber auch einen gewissen Sinn dafür, daß es Abends in den Familien hieß: „Bei der Gröningerin haben wir eben wieder das Beste bekommen!"

Die Mädchen, obwohl sie natürlich nicht alle hübsch waren, boten in der festlichen Tracht und in dem Vergnügen, das ihre Gesichter belebte und höher färbte, doch einen um so erfreulicheren Anblick, als sie sich eben auch schon besser zu benehmen wußten, wie die Buben. Eine davon mußte

besonders auffallen. Sie war auch im Sitzen größer als die andern, hatte schöne, regelmäßige Züge und in ihrem ganzen Wesen — ich darf nicht anstehen, es so zu nennen — etwas Edles. Ihre Stirn war hoch und unter braunen Wimpern sahen Augen derselben Farbe freundlich, aber doch zugleich mit einer gewissen Ueberlegenheit umher. Sie sprach weniger als die andern, schien aber die Reden derselben im Stillen zu beurtheilen und zeigte überhaupt eine eigene Sicherheit des Betragens. Es war die Tochter des Hauses.

Regine war das jüngste Kind und das einzige Mädchen der Familie. Der Vater, ein tüchtiger Bauer, aber starrsinnig und nach Umständen heftig wie seine Vorfahren — ein „rechter Gröninger", wie man im Dorf sagte — war schon drei Jahre todt, die zwei Söhne führten aber mit der Wittwe das Hauswesen gedeihlicher als er, der so ziemlich alles, was er als guter Landwirth gewonnen, durch Prozesse wieder verloren hatte. Die Familie zählte, wenn nicht zu den reichen, doch zu den mittelbegüterten, und lebte im Ganzen behaglich. Die Söhne waren fleißig und ein gewisser Stolz, den sie als Bauernsöhne und stattliche Bursche empfanden, kleidete sie wohl. Regine, die eben so gut in der Schule wie die Arbeiten zu Hause lernte, war als hübsches Kind, als geschicktes Mädchen von allen wohlgelitten, und hatte zuletzt durch ihr stilles, verständiges, natürlich festes Wesen ordentlich eine Art von Ansehen im Hause erlangt. Ihr Taufpathe, der seinen Hof in der Nähe hatte und öfters einkehrte, sagte einmal zu ihr: „Du bist ein gutes Kind; aber du hast viel von deinem Vater, Mädchen!" Damit wollte er ein gewisses Bedenken aussprechen; allein Regine sah aus, als ob sie das beste Lob erhalten hätte.

Heut, unter ihren Gespielen und Altersgenossen, war sie in der glücklichsten Stimmung. Sie benahm sich, was ihr

auch gebührte, als kleine Hausmutter, redete hübsch zu, wenn sich eines bedachte zuzulangen, und entkräftete die etwaigen Einwendungen durch kurze treffende Bemerkungen. Das Vergnügen der Gesellschaft machte ihr innige Freude, und je mehr die Unterhaltung verrückte, deste mehr sprach auch die Güte ihres Herzens aus den braunen Augen.

Als die Mutter die gefüllten Kannen eben wieder aus der Küche gebracht hatte, ging die Stubenthür auf und ein Bauerbursche trat ein, dessen Erscheinen Aufsehen erregte. Er mochte ungefähr zwanzig Jahre zählen. Das wohlgebildete, runde und rothe Gesicht hatte einen gutmüthigen Ausdruck; aber aus seinem Anzug und seiner Haltung konnte man schließen, daß er zu den vornehmsten jungen Leuten des Dorfes gehörte. Und in der That gehörte er nicht nur dazu, es war eigentlich der vornehmste selber, nämlich der einzige Sohn des Meierbauers.

Der Meierhof ist ursprünglich der bedeutendste im Dorf. Der auf ihm sitzende Bauer heißt der Meier, Rieserisch „Moër“; ein Ehrentitel, den man ihm zu geben nicht unterlassen darf, wenn man nicht bedeutend „daneben heben“ (sich verfehlen) will. Man hat im Ries die Redensart: „I be' Moër“ (ich bin Meier), d. h. ich bin der erste, habe die andern heruntergestochen und gewinne. Moër zu sein ist daher das Ideal des Rieser Bauers, und mancher hat schon bedeutend in den Geldsäckel gegriffen, um mit dem Hof auch den schönen Titel einzuhandeln. Für das Herunterkommen, wenn es seine anderweitigen guten Gründe hat, ist natürlich kein Kraut gewachsen, auch nicht auf dem Meierhof. Der Besitzer muß nicht in jedem Dorf eben der reichste Bauer sein, und er kann auch verderben, wenn er's nicht anders haben will. Aber dem Ansehen des Titels schadet dies nichts und in der Regel entsprechen diesem auch die Mittel.

Bei dem Meier in unserem Dorf paßten Sache und Name durchaus zusammen. Er war der wohlhabendste Mann des Orts. Seine Felder bildeten nicht nur die größte Morgenzahl, sondern waren auch die besten. Er hatte das schönste Anwesen, ja das schönst gelegene. Die Gebäude waren ansehnlich, der Hof im engern Sinn — der von Haus, Stadel, Schuppen, Schweinstall, Zaun und Mauer eingefaßte Raum — von besonders großem Umfang, und ein baumreicher Garten vollendete das prächtige Besitzthum. — Daß unser Meier den ersten Mann im Dorfe vorstellte, leuchtet ein. Er war nicht Vorsteher, nur Mitglied der Gemeindeverwaltung; aber auch der Vorsteher, obwohl dieser in anderer Beziehung der erste war, behandelte ihn als den gewichtvollsten Bewohner. Er selber bewies dagegen wieder dem Ortsvorsteher die gebührende Ehre, denn bei allem Selbstgefühl war er klug, kannte die Menschen und liebte den Frieden. Sein Leben verfloß umsomehr in würdigem Behagen, als auch seine Kinder gerathen waren und ihm Freude machten. Er hatte deren zwei, eine Tochter und einen Sohn. Jene repräsentirte den Stolz des Hauses und gab Aussicht, das zu werden, was im Ries hie und da „eine Regentin" genannt wird. Der Sohn, ohne sich etwas zu vergeben, war gemüthlicher, vergnügter und verkehrte lieber als sie mit den Leuten. Die Arbeit — und das war die Hauptsache — hatten sie beide gern, und die Eltern konnten sich mit gutem Gewissen sagen: „Von denen verdirbt keines!"

Wie leicht ist es für einen Menschen, der Ursache hätte, den Vornehmen zu spielen, und an dem man sogar einen gewissen Hochmuth begreiflich gefunden hätte, durch Freundlichkeit die Herzen zu gewinnen! Es gab im Dorf wohl noch manchen so wackern Burschen, wie den Sohn des Meiers; aber nur an diesem hob man hervor, wie gut er sei und wie

er so gar keinen Stolz habe, obwohl er sich nichts nehmen lasse, woran er auch recht habe. Sogar die Kinder, denen er beim Begegnen zuweilen ein launiges Wort hinwarf oder die er durch Fragen zum Reden brachte, hielten große Stücke auf ihn und gaben ihm in ihrem Kreise, wenn sie auf die Dorfbursche zu sprechen kamen, das unbedingteste Lob.

Als er jetzt nach gesprochenem und erwiedertem Gruß die ihn sichtlich mit Vergnügen betrachtende Gesellschaft übersah, lächelte er und sagte: „Daran hab' ich nicht gedacht! — Nun, ich will euch nicht incommodiren und wünsch' allerseits besten Appetit!" Zu der Bäuerin gewendet, fuhr er fort: „Ich suche den Fritz; ist er im Stall?" — „Nein," erwiederte diese, „er ist schon über eine halbe Stunde fort, ich weiß nicht wohin." Und freundlich setzte sie hinzu: „Magst du nicht auch eine Schal' Kaffee?" — Der Bursch sagte heiter: „Ich dank', Bas," und wollte gehen. Bevor er sich aber wendete, rief ein munterer Bub, den die Wirkung des genossenen Trankes seine eigene Stellung als Gast vergessen machte: „Setz' dich doch ein wenig zu uns! Du brauchst dich nicht zu schämen; wir gehören jetzt auch zu den Ledigen." — „O das ist's nicht," entgegnete der Bursche, indem er ihn mit gutmüthiger Laune betrachtete; „ich weiß schon, was ihr jetzt für Leut' seid." — „So komm," fuhr der Bube fort. Der junge Meier zögerte und hatte schon wieder ein „ich dank'" auf den Lippen, als die Tochter des Hauses, die seit seinem Eintreten mit Wohlgefallen an ihm gehangen hatte, in aller Herzlichkeit rief: „Komm, Johann — setz' dich zu mir!" — Der Bursche, von dem Ton getroffen, sah sie an. Das Mädchen war erröthet und zeigte in ihrem Gesicht eine gewisse Scham und Scheu, als ob sie zu weit gegangen wäre; aber sie überwand diese Regung und wiederholte mit demselben Ausdruck: „Komm!" — Dieser liebevollen Einladung

konnte er nicht widerstehen. „Nun," sagte er lächelnd zur Bäuerin, „eine Schale kann man am Ende trinken." — Die jungen Gäste in der Ecke rückten zusammen und Johann setzte sich neben Regine.

Das Mädchen bot mit einem Gesicht, in welchem sich innige Freude und ein gewisser Stolz, daß ihre Einladung durchgedrungen war, mit jugendlicher Befangenheit mischten, ein überaus anmuthiges Bild. Sie nahm die Schale, welche die Mutter aus dem Kanzlei herbeibrachte, in Empfang, schenkte dem Nachbar ein und legte ihm eine große Schneckennudel hin. Johann zeigte, daß er Lebensart besaß. Er nahm und dankte mit größerer Achtung, als man sie einem Kinde zu erweisen pflegt, tunkte ein und trank und lobte Kaffee und Nudel als ganz „fürnehm." Das hatte freilich nur zur Folge, daß er von beidem eine zweite Portion annehmen mußte — mußte, weil man seine Worte nur unter dieser Bedingung für wahr gelten lassen wollte. Gemahnt, in dieser Richtung der Höflichkeit nicht weiter zu gehen, schlug er eine andere ein.

Er begann seine Nachbarin zu rühmen, wie sie heute in der Kirche so schnell und alles so gut geantwortet habe, obwohl sie am meisten gefragt worden sei. „Andere," setzte er mit heiterem Blick auf die Gesellschaft hinzu, „haben's auch recht gut gemacht, aber mein Bäschen doch am besten." — „Ja, die Regine!" versetzte ein rundköpfiges Mädchen; „die ist freilich die Gescheidteste von uns; die kann aber auch mehr als die Buben." — „Geh, red' nicht so!" fiel Regine ein, indem sie ihr einen tadelnden Blick zuwarf. — „Ist das wahr?" fragte der junge Meier das Bürschchen, das ihn zuerst eingeladen hatte und das für den besten Schüler galt. — „Ich hab' nichts dagegen," erwiederte dieser. „Eins muß das Gescheidteste sein." — „Ja," entgegnete die Rundköpfige, die einige Anlage zum Schnippischen hatte, „und obwohl sie

am meisten weiß, bildet sie sich doch nichts darauf ein. Das kann man aber nicht von jedem sagen." — Der Bube, dem eine Neigung zum Prangen schon Foppereien zugezogen hatte, fühlte den kleinen Stich; aber sei's, daß ihm keine rechte Entgegnung einfiel, oder daß er an dem heiligen Tag sich auf keinen Streit einlassen wollte, er that nicht dergleichen und erwiederte: „'S ist wahr; so eine wie die Regine giebt's nicht mehr."

Nun wurde es aber der Gerühmten zu arg. Ernsthaft sagte sie: „Hört doch auf mit solchen Reden! Es ist grad', als ob ihr mich foppen wolltet!" Und gegen den Nachbar gewendet, setzte sie hinzu: „Was ich kann, kann jedes; ich bin nur mit meinen Antworten gleich parat gewesen, weil der Herr Pfarrer mich gefragt hat, was ich gut gewußt hab'." — „Nun," erwiederte der junge Meier, „da muß es dem Binder-Christoph umgekehrt gegangen sein; denn der hat bös aus dem Weg naus geredet." — „Ja freilich," versetzte das Mädchen; „aber der kann nichts dafür. Wenn's auf den Fleiß ankäm', hätt' er besser geantwortet, als wir alle." — „Mir ist's nur lieb," sagte die Rundköpfige wieder, „daß kein's von den Mädchen so geredet hat. Bei der zweiten Frag' hat ihm der Herr Pfarrer die Antwort ordentlich eingegeben, und doch hat's nichts gehelfen. Wie doch einer seine Gedanken so gar nicht zusammenbringen kann!" — Regine lächelte. „Es ist ein guter Mensch," entgegnete sie, „und das ist am Ende die Hauptsach'. Seine Kübel und Fässer wird er schon zusammenbringen."

Nach dieser Beilegung der Frage ließ man den einzigen wirklich schwachen Moment der vormittägigen Prüfung fallen und das Gespräch bewegte sich weiter über Entfernte, meist anerkennend oder entschuldigend. Es ist im Guten wie im Schlimmen: nicht nur der Tadel steckt an, sondern auch das

Lob, und dieselben Menschen können heute durch Schärfe, ja durch Bosheit, morgen, wenn ein anderer Genius in ihnen herrschend wird, durch Gelindigkeit des Urtheils auffallen. Unsere Gesellschaft war in's Loben gekommen. Die Wittwe Gröninger warf hie und da ein Wort dazwischen, hörte aber meist ruhig zu und wunderte sich gelegentlich, daß der Johann unter dem jungen Volk so lang aushalte. Daß ihre Regine an seinem Bleiben mit Schuld sei, wollte sie sich nicht sagen; aber wie sie beide so vergnügt neben einander sitzen sah, konnte sie sich doch einer wohlthuenden Empfindung nicht erwehren. Es stellte sich ihr eine gewisse Möglichkeit vor die Seele, die sie ergötzte; aber sie schüttelte den Kopf und wendete ihre Gedanken davon ab.

Der Bursche hatte endlich die letzten Tropfen aus der zweiten Tasse geschlürft und Regine war schnell bei der Hand, ihm die dritte einzuschenken. Das verweigerte er aber ernstlich. Er habe schon zu viel genossen und sei schon zu lang dagewesen; jetzt müsse er zu seinen Kameraden gehen. „Noch eine!" rief das Mädchen bittend, aber schon ohne Hoffnung, daß er's annehmen werde. Er stand auf. Regine erhob sich gleichfalls. Sie stellte sich vor ihn und sagte: „Nun, es muß uns eine Ehr' sein, daß du so lang geblieben bist und dir unsere Ansprach' hast gefallen lassen. Hab' eben Dank dafür!" Freundlich reichte sie ihm die Hand und sah ihn dabei mit einem Blick an, daß es ihm durch die Seele ging. Er konnte sich nicht enthalten, die ergriffenen jugendlichen Finger zu drücken. Regine stand erröthet und hielt die gute Hand noch eine Zeitlang fest, ohne zu wissen, was sie that. Endlich zog sie ihre Hand sachte zurück. Der Bursch dankte der Mutter, wünschte der Gesellschaft gute Unterhaltung und verließ die Stube.

Als er auf der Gasse hinschlenderte, hatte er ein ange-

nehmes Gefühl, wie einer, der seine Zeit nicht besser hätte verbringen können. „Die Regine," sagte er sich, „ist ein liebes, gescheidtes Kind und wird einmal ein schönes Mädchen!" Er konnte nicht umhin, die Freundlichkeit, die sie ihm bewiesen hatte, auffällig zu finden; aber das Benehmen schmeichelte ihm und er gedachte es ihr mit ernstlichem Dank. „Sie hält was auf mich, das kleine Bäschen, das ist gewiß. Nun, das ist ja schön!" In der besten Stimmung kam er zu seinen Kameraden.

Die Jugend erging sich über den Abwesenden, nach der herrschenden Stimmung des Tages, in uneingeschränktem Lob; fast jedes wußte etwas Gutes von ihm zu sagen. Regine blieb stumm bei diesen Reden. Sie empfand die größte Freude anzuhören; aber ihre Freude war ernst und innerlich, und keines von den andern merkte, wie es ihr eigentlich um's Herz war.

Der Lauf der Welt.

Man kann das, was Regine für Johann empfand, nicht Liebe nennen, denn dazu gehört mehr Bewußtsein, als das junge Geschöpf haben konnte, mehr Berechtigung des Alters und mehr Gefühl derselben. Es war ein Zug des Herzens, der sie instinktartig regierte, ein inniges Wohlgefallen, halb kindlich, halb jungfräulich — eine Ahnung des glühend süßen Lebens, das die Jungfrau erfüllt, wenn sie liebt. Der junge Mann hatte ihr gefallen, seit sie denken konnte; und es braucht nicht verschwiegen zu werden, daß an dem Zauber, den er auf ihr Gemüth übte, auch sein Ansehen als Sohn des Meiers wesentlich mitgewirkt hatte. Er war der erste, der vornehmste Bursch im Dorf; der Glanz des Ersten flößte ihr Achtung,

Bewunderung ein, und die natürlichen Eigenschaften an ihm erschienen nun alle werthvoller und kostbarer. Sie unterschied dies nicht, sie empfand die Wirkungen und freute sich daher, wenn sie ihn sah, und richtete es gelegentlich auch so ein, daß sie ihn sehen mußte. Ihr Gefühl gab sich an dem Festtag zum erstenmal kund, in der erhöhten Stimmung die Gelegenheit ergreifend und zu Tage tretend wie die aufbrechende Blüthe. Von diesem Augenblick an gewann es aber an Gestalt und Inhalt und wuchs und entwickelte sich unaufhaltsam.

Der Bursche machte aus dem Erlebniß nicht mehr, als bei seinem Alter im Vergleich zu dem seines Bäschens natürlich war. An irgend etwas Ernsthaftes, der Zeit vorgreifend, an ein ernsthaftes Verhältniß in künftigen Jahren dachte er nicht. Die Kleine hielt etwas auf ihn, und das freute ihn von Herzen, viel mehr, als es ihn gefreut hätte von einem andern Mädchen ihres Alters. Allein von einem tieferen Eindruck auf ihn und von einem Wachsen desselben konnte um so weniger die Rede sein, als er im schönsten Lebensalter stand, von Natur der Gegenwart hingegeben und mit Arbeit und Vergnügen vollauf beschäftigt war. Für ihn hatte die schöne Annäherung nur Eine Folge: von den gleichaltrigen Mädchen behielt Regine in seinen Augen die meiste Bedeutung und sein gutes Herz fühlte sich verpflichtet, sie beim Begegnen besonders freundlich zu grüßen und mehr Worte mit ihr zu wechseln, als mit andern. Das war freilich genug, die Entwickelung ihrer Neigung zu fördern und sie mit Wünschen und Hoffnungen zu erfüllen, die eine immer bestimmtere Form annahmen.

Jahre vergingen. Der Bursche lebte in dem Behagen des Hausſohns, wurde unter der Leitung des alten Meiers immer mehr Bauer und besuchte regelmäßig die auskommenden Lustbarkeiten, wo er dann fröhlich war gleich einem und

einen standesmäßigen Aufwand machte. Als Tänzer war er jeder Schönen willkommen, auch wenn ihr Herz an einen andern vergeben war; für den Sohn des Meiers hatte man immer einen Reihen (Reigen), einen holden Blick und allenfalls auch einen Händedruck übrig. Er selbst besaß keine erklärte Geliebte; denn die hohe Stellung hat überall auch ihre Schattenseiten. Für ihn war die Zahl der Mädchen, aus der er wählen durfte, klein, auch wenn die Ebenbürtigen der Nachbardörfer dazu genommen wurden; unter den wenigen fand er keine, die ihm besonders gefiel, er wollte daher mit der Entscheidung warten, bis es nicht mehr anders ging: nämlich bis er heirathen mußte. Bei der sonstigen Beliebtheit, deren er sich erfreute, konnte er diesen Mangel ertragen.

Regine wuchs indessen zur Jungfrau heran. Sie wurde groß, schlank und ihre Züge erhielten einen bestimmteren Charakter. Ihr Humor blieb indessen ernst und eigen, ihre Haltung erschien etwas steif und ihre Figur gewann nicht die Rundheit, ihr Gesicht nicht die Farbe ihrer Gespielen. Als sie das sechszehnte Jahr erreicht hatte, sagte ein Bursche zu einem andern: „Die Regine ist doch nicht so schön geworden, als man gemeint hat. Wie sie noch in der Schule war, gab's keine hübschere; jetzt wär' mir aber manche lieber wie sie." — „Mir auch," erwiederte der andere. Und altklug setzte er hinzu: „So geht's in der Welt!"

Die Reize, die den gewöhnlichen Bauer bestricken, fehlten dem Mädchen in der That. Während ihre Gespielen alles wurden, was sie konnten, ging ihr etwas ab, das sie haben sollte. Der Hauptgrund lag in ihrer eigenthümlichen Natur, die sich langsam entwickelte; aber es kam dazu noch ein anderer. In ihr lebte eine Neigung von einer Tiefe und Stetigkeit, wie sie unter den Naturkindern des Dorfes eine Seltenheit ist. Aeußerlich ging sie ihren Gang; sie lernte

und that alle Arbeiten in Haus und Feld und bildete dabei ihren Verstand und ihr Urtheil aus, daß Mutter und Brüder sie nicht selten um ihren Rath fragten und ihn auch befolgten. Dabei hielt sie sich so, daß man ihr so wenig als möglich einredete; denn sich mahnen zu lassen, liebte sie nicht, weil sie gern von selber that, was recht war. Im Stillen pflegte sie ihr liebes Geheimniß — das Sinnen und Denken an den Erwählten ihres Herzens.

Die freundschaftliche Beziehung zwischen beiden hatte sich bis in die letzte Zeit erhalten, weiter gediehen aber war sie nicht. Das Mädchen fand keine Gelegenheit, dem Burschen zu offenbaren, wie es in ihrem Herzen aussah, und hätte sie eine gefunden, sie hätte sie nicht benützen können. Während er sich gegen sie gleich blieb, war in ihr die Unbefangenheit des Kindes der zurückhaltenden Scheu der Jungfrau gewichen. Sie hoffte noch immer in den Tiefen ihrer Seele, wornach sie verlangte; zuweilen kamen ihr aber jetzt auch Bedenken und Zweifel, die eine Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit erzeugten. Von alledem sollte niemand etwas merken; denn mittheilend war sie nicht und eine Freundin, der sie das Geheimniß ohne Gefahr anvertrauen konnte, hatte sie nicht. Sehnsucht, Hoffnung, Furcht und Sorge — das stille Fortglühen einer tief gegründeten Neigung und das Aufflammen derselben nach einem Gruße, der ihr wieder besonders freundlich erschien — all dieses innerliche Leben, das nicht hervortreten sollte, zehrte an ihr und hemmte mit eine Ausbildung des Aeußern, wie andere sie erreicht hatten.

Als sie im siebzehnten Jahre stand, fanden sich zum Kirchweihfest Gäste eines Nachbardorfes ein, wovon die beiden jungen einige Jahre älter waren als sie. Mit diesen ging sie, das erste mal, zum Tanz in's Wirthshaus. Die drei Leute setzten sich an einen Tisch in der Zechstube, ließen

sich zu trinken geben und plauderten mit einander. Wie sie vergnügt im Zuge waren, kam der junge Meier vom Tanzboden. Er begrüßte sie, trank aus dem dargebotenen Kruge und setzte sich zu ihnen. Nach einer Weile fragte er die Regine lächelnd, ob sie nicht „drei mit ihm machen wolle?“ Das Mädchen, halb erfreut, halb verlegen, daß sie den ersten Reihen, den sie öffentlich tanzte, mit Ihm tanzen solle, versetzte: „Wenn du's mit mir riskiren willst, gern. Aber ich weiß nicht, wie's auf dem Tanzboden gehen wird.“ Der Bursche nahm sie bei der Hand und führte sie hinaus.

Ihr Tanzen ging ordentlich und gut; denn wo wäre ein Mädchen, das im siebzehnten Jahr noch nicht walzen könnte? So leicht und lustig wie die Geübteren bewegte sie sich aber doch nicht. Sie war zu gewissenhaft dabei, sie wollt' es zu correct machen und es ging daher ein wenig schwerer als bei den andern. Aber Johann, gutmüthig wie er war und vergnügt obendrein, lobte sie nach geendetem Reihen dennoch mit Wärme, wies ihre bescheidenen Einwendungen kräftig zurück und benahm sich überhaupt so freundlich, daß der Guten mehr und mehr das Herz aufging. Das glückliche Gefühl und die lebhafte Bewegung machten ihre Wangen röther und ihre Augen glänzender, ihre ganze Person reizender. Der Bursche konnte das nicht übersehen, und als er mit ihr wieder im Reihen ging, sagte er sich: „Die Regine wird doch hübscher, als man gedacht hat. Es kann wohl sein, daß sie die andern noch alle herunter sticht.“

Nach einem Dutzend Reihen führte er sie in die Stube zurück und bot ihr sein Glas, aus welchem sie, fein und sittig, zwei Tröpfchen auf seine Gesundheit trank. Nach einer Weile tanzte er mit dem „andern Bäschen“ und Regine führte der Vetter hinaus. Die Zeit verging, der Abend nahte heran und die Fremden mahnten, das Wirthshaus zu

verlassen, weil sie noch bei Tage heimkommen müßten. Als der junge Meier das hörte, wendete er sich zu Regine und sagte: „Vorher muß ich aber noch mit meinem jungen Bäschen ein wenig tanzen, weil's das erstemal gar so gut gegangen ist.“ Das war eine offenbare Bevorzugung. Das Mädchen tanzte diesmal leichter, das Gespräch beider wurde traulicher und die Blicke der braunen Augen verkündeten die innigste Freude und alle Liebe, die in dem jungen Herzen lebte. Der Bursche gewahrte dies mit Vergnügen; er wurde gleichfalls wärmer, drückte der Guten die Hand und sie erwiederte den Druck leis und schüchtern. Wie glücklich war sie! Die Hoffnung wuchs empor bis zur Höhe der Liebe; die Luft, die sie empfand, war eine vorläufige Erfüllung, und sie hatte ein Gefühl, als ob die rechte unausbleiblich kommen müßte und keine den Schönen und Lieben zum Mann erhalten könnte wie sie.

Endlich trennte man sich. Regine ging mit den Verwandten nach Hause und nach der Abendmahlzeit fuhren diese heim. Als Mutter und Tochter allein waren, erzählte die letztere auf Befragen, wie's eigentlich im Wirthshaus gegangen und mit wem sie getanzt habe. Obwohl sie es mit der möglichsten Ruhe that, konnte sie doch nicht hindern, daß auf ihrem Gesicht nicht die Freude glänzte und namentlich die Lippen von einem glückseligen Lächeln umspielt waren. Die Mutter vernahm den Bericht und sah mit großer Zufriedenheit auf sie. Ihr war das Glück freilich nicht gewiß, nicht einmal wahrscheinlich; denn heirathen thut man eine nicht so schnell, wie man mit ihr tanzt und freundlich ist, und um den Sohn des Meiers gabs viele und viel reichere Bewerberinnen. Aber möglich war es doch immerhin — und unverhofft ist schon oft gekommen.

Zunächst kam indessen unverhofft ein Trauerfall. Der

alte Meier starb eines plötzlichen Todes. Ihn hatte in früheren Jahren nach dem Rieser Ausdruck ein „Schlägle" getroffen; da sich aber der Anfall Jahre lang nicht wiederholte, so wurde er immer sicherer, aß und trank nach Appetit und Durst und strotzte von Gesundheit. Auf einmal traf ihn ein Schlag, der seinem Leben in wenig Sekunden ein Ende machte. Der Schmerz der Familie war groß; denn der Meier war noch in den Fünfzigen und gegen seine Frau und seine Kinder immer gut und freundlich. Die Gröningersleute zeigten herzliches Beileid, wachten abwechselnd bei dem Todten, trösteten die Angehörigen und halfen nachbarlich und freundschaftlich bei den Zurüstungen zur Beerdigung, der sie in zwei Gliedern beiwohnten.

Die Meierin und ihr Sohn — die Tochter war schon seit einem Jahr an den angesehensten Bauer eines zwei Stunden entfernten Dorfes verheirathet — lebten die nächste Zeit still und eingezogen, wie es der Winter gestattete. Ein Verlust, wie sie ihn erlitten hatten, macht ernst und vermehrt zugleich die Pflichten und Sorgen des Geschäfts. Der junge Meier kam selten in's Wirthshaus und ging früh wieder heim. Freundlich war er gegen alle Leute und insbesondere auch gegen die Familie Gröninger; aber je mehr der Winter vorrückte, desto mehr sah man, daß er ein anderer geworden, dem sorglos fröhlichen Wesen den Abschied gegeben und mit dem Amt des Vaters im Hause auch einigermaßen dessen Haltung und Würde geerbt hatte. Mutter und Sohn erschienen nachdenklicher als sonst, man könnte sagen zurückhaltender und geheimnißvoller. In Bezug darauf meinten die Scharfsichtigen im Dorf, dahinter stecke etwas und es müsse was im Werk sein.

Das Frühjahr kam heran. Die Leute arbeiteten wieder im Freien und hatten öfter Anlaß zu vorübergehenden Ge-

sprächen als im Winter. Eine Muthmaßung, die ein Nachbar des jungen Meiers ausgesprochen, beschäftigte sie bald auf's lebhafteste. Der Mann hatte hinzugefügt: „Ich weiß, was ich weiß, und ihr werdet sehen, daß ich Recht habe.“ Man sah es. Wenige Tage darauf hieß es im Dorf: „Der junge Meier hat sich versprochen — mit der Wirthstochter von ***.“

Der Verspruch war eine Thatsache, und hauptsächlich das Werk der Schwester Johanns. Diese, welcher der Glanz des Hauses über alles ging, hatte sich schon seit ihrer Verheirathung nach einer ausgezeichneten Partie für ihren Bruder umgesehen. Als sie nun die Rechte ausfindig gemacht, theilte sie es zuerst der Mutter mit, und beide rückten gemeinsam hinter Johann. Die Erlesene war brav, arbeitsam, kräftig, sogar nicht häßlich; der Vater gehörte zu den reichsten Wirthen der Umgegend und hatte nur drei Kinder; die Verwandtschaft war angesehen und durchweg aus der höhern Schichte des Landvolks; alle diese Vorzüge wurden dem jungen Mann, einer nach dem andern, entwickelt, beredtsam angepriesen, und wie hätte er sich sträuben können, Ja zu sagen? Er mußte heirathen, zur Bewirthschaftung seines Anwesens gehörte ein junges rüstiges Weib, und eine bessere wußte er der Mutter und Schwester nicht entgegenzusetzen. Anfangs dachte er allerdings an Regine, die noch bei dem Trauerfall ihre warme Anhänglichkeit bewiesen hatte. Aber das Mädchen war zu jung, und was das Vermögen betrifft, konnte sie sich mit der Angetragenen nicht entfernt messen; er fand also nicht einmal den Muth, sie nur zu nennen, und ergab sich in den Vorschlag, indem er that, was er nach Erwägung aller Verhältnisse für das Beste halten mußte. Dabei hatte er eine Ahnung, daß es der Regine unlieb, recht unlieb sein würde, und der Gedanke that ihm leid; aber konnte er sich dadurch

von Gründung eines Hausstandes abhalten lassen, der sonst in jeder Hinsicht geboten war? — Die Familien des Meiers und des Wirths kamen zusammen und die Verbindung wurde beschlossen.

Es war ein Glück für Regine, daß sie die Nachricht zum erstenmal vernahm, als sie bei der Mutter in der abendlich dunkeln Stube saß. Ihr Taufpathe brachte sie. Auf die Frage der betroffenen Wittwe, ob's denn auch wirklich wahr sei, erzählte er das Nähere — und Regine hielt sich mit Mühe aufrecht. Sie war auf die erste Rede zu Tod erschrocken und blaß geworden wie die Wand; nach der Frage der Mutter horchte sie mit bebendem Herzen auf die Antwort, und wie sie nicht mehr zweifeln konnte, saß sie erstarrt. Es war ihr, als ob ihr die Seele aus dem Leibe genommen würde.

Der Mann sprach weiter und suchte darzuthun, wie passend eben diese für den jungen Meier sei. Regine hatte die größte Mühe, die Thränen zurückzuhalten, die ihr in die Augen treten wollten. Sie preßte die Lippen zusammen und diese zuckten, wie vor dem Weinen; ihr Herz klopfte mächtig und sie zitterte am ganzen Leibe, aber sie blieb regungslos, und alles das sah man nicht. Nach und nach, während die beiden auf andere Gegenstände übergingen, erhob sich in ihr eine natürliche Kraft des Widerstandes: das Gefühl ihrer selbst, ihr Stolz, wenn man will. Und diesem gelang es, sie ruhiger zu machen und ihr die Stärke zu geben, womit sie sich wieder faßte. Von der Mutter beauftragt, zündete sie in der Küche die Ampel an und kam mit ihr in die Stube. Sie sah nun doch so freudlos und angegriffen aus, daß der Alte sie fragte, was ihr fehle. „Der Kopf thut mir weh," erwiederte sie mit halber Wahrheit; „auch spür' ich ein wenig Frost." — „Dann rath' ich dir," entgegnete jener, „bald in's

Bette zu gehen und dich zu halten, damit du nicht den „Frörer“ (das kalte Fieber) bekommst.“ — Das Mädchen versetzte: „Es wird wohl das beste sein; aber vorher hab' ich noch ein wenig in der Küche zu thun.“

Sie ging hinaus und spülte und richtete den Herd für den andern Morgen. Als sie wiederkam, war die Mutter allein. Regine sagte: „Ich werde nun doch in's Bett gehen, denn die Glieder sind mir wie abgeschlagen.“ Die Mutter ahnte einen Theil der Wahrheit; liebevoll ergriff sie die Tochter bei der Hand, sah sie mitleidig an und sagte mit weichem Ton: „Thu' das, Kind, und schlaf wohl! Ich hoff', es wird vorübergehen!“ Regine zündete ihre eigene kleine Ampel an, sagte, von der Liebe der Mutter gerührt, mit feuchten Augen gute Nacht und ging in die Kammer.

Als sie allein war und keinen Grund mehr hatte, sich selbst zu bezwingen, überließ sie sich ihrem Schmerz und ihre Thränen flossen reichlich. Es war zu schön, was sie gehofft — mit der innigsten Zuversicht gehofft hatte! — und es war zu grausam, daß es dahin sein sollte für alle Zeit! Sie hatte geglaubt, der Geliebte müßte der Ihre werden, weil ihn keine so gern habe wie sie, weil keine so zu ihm passe und er mit keiner so glücklich werden könne, wie mit ihr. Und nun war das alles nichts! Er hatte nicht an sie gedacht, er brauchte sie nicht, sie hatte sich alles nur eingebildet.

Welch' ein Geschenk für das gepreßte Herz — das Geschenk der Thränen! Wie hart und herb das Leid sein möge, wenn diese Quelle fließt, zerschmilzt es, gewinnt Süßigkeit, und eine Lust ist es, ihm zu folgen und in sein Leben aufzugehen. Der Unglückliche, der weint, hat schon halb gewonnen. Die Verzweiflung weicht, der Muth wagt sich wieder hervor und nach dem Sturm kehrt eine Ruhe in das Herz, die etwas innig Wohlthuendes hat. Als Regine sich

herzlich ausgeweint hatte, fühlte sie sich wie eine Genesende. Aber sie war müde, ihre Lebensgeister sanken zurück und sie entschlief. Die Mutter trat in die Kammer; sie hörte den regelmäßigen Athemzug des Schlummers und sagte leise für sich: „Gott sei Dank!“

Am andern Tag fühlte das Mädchen sich kräftiger, obwohl sie aus einem verworrenen Traum früh erwacht und nicht wieder eingeschlafen war. Sie konnte an die Arbeit, unter die Leute gehen. Als sie beim Zusammentreffen mit zwei Freundinnen von der großen Neuigkeit reden hörte, blieb sie ruhig. Sie war ernst und sah etwas bleich aus; aber da sie sich durch Munterkeit und Wangenroth nie hervorgethan hatte, so fiel's nicht auf. Niemand gewahrte etwas von dem Zustand ihres Herzens; denn auf dem Dorf hat man kein Auge für die feineren Offenbarungen des Innern, und zwei junge Leute müssen ihre Neigung schon recht anschaulich machen, wenn sie mit einander in's Geschrei kommen sollen. Die Liebe Reginens blieb ihr Geheimniß und ihr alleiniges Eigenthum. Die zwei Leute, die etwas davon wußten — die Mutter und der Geliebte selbst — hatten keine Ahnung von ihrer Tiefe und Stärke; sie sahen darin nur eine Anwandlung — einen Wunsch, der wieder vergehen mußte, wenn die Hoffnung vergangen war; und Regine sorgte dafür, sie in diesem Glauben zu erhalten.

Drei Tage nach jenem Abend, wo sie die Nachricht erhalten, begegnete sie dem jungen Meier. Sie nahm sich zusammen, grüßte freundlich und eine wahrhaft edle Güte leuchtete aus ihrem Gesicht, als sie sagte: „Ich wünsche von Herzen Glück, Johann!“ — Der Bursche, etwas erröthend und mit einer gewissen Unsicherheit im Ton, versetzte: „Ich dank' dir, Regine. Du meinst's gut, das weiß ich.“ —

„Wirst du bald Hochzeit machen?“ fuhr das Mädchen fort. — „Ja,“ erwiederte der Bursch, „lang darf ich nicht mehr warten. In einem solchen Geschäft muß eine Frau sein, wenn man's ausmachen soll im Sommer.“ — „Ja freilich,“ entgegnete Regine. Und lächelnd setzte sie hinzu: „Du hast dir auch gleich die rechte ausgesucht, die vornehmste in der ganzen Umgegend. Das wird eine prächtige Haushaltung geben! — Nun, meinen Glückwunsch noch einmal!“ Sie ging weiter. Der junge Mann fühlte sich wahrhaft erleichtert. Sie hatte sich getröstet, sie nahm's von der guten Seite! — Er ging ruhig nach Hause, und seine ganze Seele wendete sich den Arbeiten und Vorbereitungen des Bräutigams zu.

Wochen flossen hin. Die Brautleute wurden verkündet, der Tag der Hochzeit erschien. Es war die große Angelegenheit des Dorfs. Der Einzug der Braut erweckte bei Allen wahre Bewunderung. Solche Wagen voll herrlicher Sachen, solche Kästen, solche schwellende Betten und eine solche Reihe von Wägelchen, besetzt mit den näheren Verwandten des Brautpaars, hatte man seit Menschengedenken nicht gesehen. Die Theilnahme wurde zum ordentlichen Jubel, als der Meier an die weniger bemittelten Leute in seinem Hofe Geld und Bier vertheilen ließ und die Beschenkten den Ruhm des Brautpaars und der Ausstaffirung preisend nach allen Ecken und Enden trugen. — Am andern Morgen war alles auf den Beinen. Die Hochzeitlader hatten die im Dorf unerhörte Zahl von sechzehn Tischen, d. h. von hundertsechsunddreißig Gästen angesagt, und obwohl davon immer etwas abzugehen pflegt, so behauptete doch der Schullehrer, er kenne sich darin aus und sehe es einem gar wohl an, wenn er zusage, ohne kommen zu wollen — über fünfzehn Tische würden's gewiß werden. Und unter diesen Gästen, das war bekannt, sah

man fast Alles, was es im untern und mittlern Ries an vornehmen und schönen Leuten gab. Als das Glockengeläute erscholl, war der Weg, auf welchem der Zug in die Kirche gehen sollte, dicht von Zuschauern besetzt. Die große Mehrheit gehörte freilich der Jugend und dem weiblichen Geschlecht an; aber auch an Männern und älteren Burschen fehlte es nicht, welche den seltenen Pomp mit ansehen wollten.

Im Kirchhof, nahe dem Thor, standen zwei Mädchen beisammen, die uns vom Palmsonntag her bekannte Rundköpfige und Regine. Diese war in der Kraft, sich selbst zu beherrschen, fortgeschritten und im Innern auch wirklich ruhiger geworden; da nun ihr jüngerer Bruder, und zwar aus besondern Gründen, auf die Hochzeit gegangen war, so übernahm sie es, ihm für den Gottesdienst das Gesangbuch und zugleich einem auswärtigen Vetter, der unter den Gästen war, einen Gucker (mit Leckereien gefüllte Düte) zu überreichen. Der Zug der Männer, geführt vom Pfarrer und Schullehrer, erschien. Der Bräutigam, mit dem Brautvater in zweiter Reihe, sah ernst, aber tief zufrieden aus: sein Herz war gesättigt von dem Reichthum, der ihm geworden, der Ehre, dem Ansehen, die ihn umströmten und ihm die herrlichste Zukunft verhießen. Als Regine ihn so erblickte, kam doch eine schmerzende Empfindung über sie. Wie glücklich war er, wie hatte er alles, was er brauchte, alles was er wünschte — ohne sie! Wehmüthig verzog sich ihr Mund, und es war ihr lieb, daß der Bruder und der Vetter nachkamen und das Ueberreichen der beiden Sachen sie von ihren Gedanken abzog. Nun aber folgte der Zug der Frauen. Die Braut erschien im reichsten Staat, in blendendem Herbet (Kopfputz der jungfräulichen Bräute). Ihr gesundrothes Gesicht leuchtete ordentlich, und wenn sie nicht in seinem Sinn schön war, so sprach doch ein Selbstgefühl aus ihr, das ihr

ein wahrhaft vornehmes Ansehen gab. Alles staunte, nickte sich zu und flüsterte Bewunderung.

Wie der Zug vorüber war, wendete sich die Freundin vergnügt zu Regine, hatte sie aber kaum angesehen, als sie rief: „Was ist denn dir? Warum siehst du denn so ernsthaft aus?“ Das Mädchen erröthete, versuchte zu lächeln und erwiederte: „Du kennst mich ja; ich hab' eben den Humor nicht wie du.“ — „Nun ja,“ versetzte die andere; „aber wenn man so schöne Sachen sieht! Die Hochzeiterin ist wahrlich prachtvoll angezogen. Was das für ein Herbet ist und was für ein Kleid! Aber einen Stolz hat sie auch, wie er einem nicht alle Tage vorkommt! Der sieht man an, daß sie eine Wirthstochter ist, nur das eine vornehme!“ — Regine, die sich gefaßt hatte, erwiederte mit sanftem Ton: „Warum soll sie sich nicht freuen und sich nichts einbilden? Sie hat ja alles, was man haben kann auf der Welt.“ — „Das ist wahr,“ sagte die andere. „Wenn eine so einen guten und schönen Mann bekommt und so einen Hof, da kann sie den Kopf schon hoch tragen. — Wie doch manche Leute so glücklich sind!“ fuhr sie mit einer Art Seufzer fort. Doch schnell setzte sie in heiterem Tone hinzu: „Nun, in Gottes Namen! Meierin kann nicht jede sein; und am Ende kann man auch glücklich leben ohne das.“ — „Ja wohl,“ sagte Regine; „besonders wenn man einen vergnügten Sinn hat.“ — „Ja, den hab' ich,“ versetzte das Mädchen, „und das ist auch mein Glück. — Kommst du heut auf den Anfang?“ — Regine schüttelte den Kopf. „Meine Brüder geben drauf und meine Mutter hilft der Wirthin, die noch nie eine so große Hochzeit gehabt hat, wie diesmal. Eines muß zu Hause bleiben.“ — „Nun,“ versetzte die andere, indem sie sich zum Fortgehen anschickte, dann laß dir die Weile nicht

lang werden, ich geh' zum Tanz." Sie entfernte sich und Regine ging still nach Hause.

Glückliche Brautleute machen auf das tiefer empfindende Gemüth immer einen eigenen Eindruck. Man fühlt die Poesie des Moments, die Fülle des Glücks, das in der duftigsten Blüthe dem Paare winkt; es ist das holdeste Bild. Aber wer dadurch an eigene Entbehrung erinnert wird, für den mischt sich dem schönen Gefühl des Antheils etwas Melancholisches und eine Art von Leid bei. Die Möglichkeit, ebenfalls glücklich zu sein, stellt sich vor die Seele, die Sehnsucht erwacht — und das Gefühl des Mangels erzeugt eine stille Trauer im Herzen, die geraume Zeit dauern kann, ehe sie wieder verklingt.

Wenn das schon Unbetheiligten begegnen kann, wie muß es erst der Seele sein, die den Heißgeliebten ewig einer andern verbinden sieht! — Um unserem Landmädchen, war bei dem Anschauen der Glücklichen, die nun haben und behalten sollte, was ihr eigenes einziges Hangen und Verlangen gewesen war, alle Leidenschaft und aller Schmerz wieder erwacht. Sie rang mit ihrer Empfindung, kämpfte mit der Bitterkeit ihres Herzens und segnete die Geschäfte des Hauses, die sie heute an Stelle der Mutter zu besorgen hatte und von denen sie hoffte, daß sie ihr zum Trost gereichen würden. Die Bereitung des Mittagessens, das Gespräch während desselben mit dem älteren Bruder und den Ehehalten, die Reinigung der Geschirre mit der Magd erhielt ihren Geist auch wirklich auf der Oberfläche und im Aeußerlichen, indem sie noch dazu Gewalt anwandte, ihn nicht in die Tiefe sehen zu lassen.

Als aber der Bruder mit den Ehehalten zur Tagesarbeit gegangen und sie allein im Hause war, da trat das Herz

wieder ganz in seine Rechte. Es war in der schönsten Zeit des Jahres, im Juni vor der Heuernte, der Tag klar und warm, ohne durch Hitze zu belästigen. Durch die unlängst geputzten Fenster schien die Sonne glänzend auf den Tisch der großen Stube, in der nur Licht und unendliche Stille herrschten. Hier saß Regine bei einer Näharbeit. In der völligen Einsamkeit, in der heute kaum eine Störung zu befürchten war, ließ sie die Gedanken ihrer Seele, die sie so lang im Zaum gehalten hatte, unwillkürlich frei, und diese gingen ihren lieben und schmerzlichen Gang. Alle Gefühle, die jemals ihr Herz durchzogen hatten, erstanden wieder in ihr. Und es war so süß dieses Verlangen, diese Liebe, dieses Leid — dieses Zittern und Bangen im Herzen, das Niemand kannte und das Niemand ihr nehmen konnte. Das schlichte, aber von der Mutter Natur mit lebendigem Sinn und tiefem Gemüth ausgestattete Mädchen fühlte, daß derjenige, den man so schön vor Augen, den man so unendlich lieb hat und um dessen willen man leidet, einem doch auch gehöre, und daß man etwas von ihm habe, wovon die andere, die Glückliche, nichts wisse. Sie feierte in dieser Stunde selbst eine Art Verbindung mit ihm. Ihre Liebe war allerdings nie so schmerzlich wie jetzt, aber auch nie so mächtig, so glühend und so schön emporgelodert.

Auf einmal wurde die Stille des Raums unterbrochen durch Töne der Freude. Das Mahl in dem nur einige hundert Schritte entfernten Wirthshaus war vollendet, die Musik, das Tanzen begann und zu einem lustigen Walzer, den eine gute Clarinette hell vortönte, erschollen die Juhschreie der tanzenden Bursche. — Die Seele des Mädchens wurde dadurch aus dem Innern herausgerissen in die wirkliche Welt. Sie mußte sich vorstellen und sie stellte sich vor, wie's im Wirthshaus zuging — die Lustbarkeit, das frohe Gedräng,

den Bräuteltiſch, die Brautleute. Und wie ſie nun die Braut ſich dachte an der Seite des Bräutigams, wie ſie beide nach Art der Brautleute ſich feierlich liebevoll betrachten und wechſelſeitige Freundlichkeiten erzeigen ſah, da keimte ein Neid — ja, ein Neid in ihrer Seele. Die ſchmerzlich ſüßen, liebenden Gefühle wandelten ſich in dem beraubten, tief gekränkten Herzen in peinvolle. Thränen drangen in ihre Augen. Sie legte die Arbeit weg, ließ den Thränen ihren Lauf und weinte bitterlich.

In der Stadt.

Man hat früher Unrecht gehabt, das Leben auf dem Lande ſich empfindſam idylliſch vorzuſtellen und das Dorf als den Sitz der Unſchuld, der Aufrichtigkeit, der Gemüthlichkeit und der zärtlich uneigennützigen Liebesneigung ohne weiteres anzuſehen. Nicht minder falſch iſt es aber, wenn man, wie es jetzt hie und da geſchieht, dort nur derbe, rohe Natur, gemeinen Weltverſtand und Verſchmitztheit erblicken will. Das Landvolk iſt in ſeinen echten und guten Naturen rührend ſchöner Empfindungen fähig; zärtliche Liebe, ſtandhafte Treue, glückſelige Freude, Entzücken und tiefes Herzeleid finden wir dort ſo gut wie in den höheren Klaſſen. Aber die Formen, in denen alles das erſcheint, ſind ſchlichter, unmittelbarer — gröber, wenn man will, und die Motive dazu müſſen dringender ſein. Vieles, was in den höheren Klaſſen zu Hauſe iſt, trifft man dort allerdings nicht an, und dazu gehört vorſätzliches Leben im Denken und Empfinden, Hegen und Pflegen der Gefühle und namentlich ſtudirtes Reflectiren darüber. Der Bauer kann etwas treu im Herzen bewahren

und auch an sich die Wahrheit des von ihm gebrauchten Sprüchwortes erfahren: „Alte Liebe rostet nicht.“ Aber aus der Erinnerung ein Geschäft zu machen, damit einen Cultus zu treiben, das ist seine Sache nicht und kann es schon darum nicht sein, weil er dazu keine Zeit hat. Die Arbeit, zu der er verpflichtet ist, weist ihn immer wieder in die Sinnenwelt, an's Tageslicht, und bewirkt, daß auch tiefere Herzenswunden sich früher schließen, als in ähnlichen Naturen der höheren Sphäre.

Regine finden wir, nachdem seit der Hochzeit des Meiers Wochen verflossen waren, gefaßt und ruhig. Die Heuernte war vollendet, die Kornernte hatte begonnen, und da nach einigem Warten gutes Wetter erschien, so war die einzige Sorge der Bauern, den Segen des Feldes so rasch wie möglich heimzubringen. Regine schaffte gewissenhaft; ohne unmüßig zu thun, richtete sie aus, was ihr zukam; was man ihr auftrug, war besorgt. An ihrem Wesen bemerkte man gegen früher keine Veränderung, als daß ihr Ton im Gespräch mehr Weichheit, zugleich aber auch eine Ueberlegenheit ausdrückte, die man sonst nur an älteren Personen wahrzunehmen pflegt. Ihre Gestalt war noch etwas „rahnenger“ (schlanker) geworden; das konnte man aber der Arbeit in der Hitze zuschreiben, die in der Regel eine gewisse Abmagerung zur Folge hat.

Als die Haupternten wohl aufgehoben waren, feierte die Familie Gröninger ein seit länger vorbereitetes glückliches Ereigniß: die Heirath des Fritz mit einer wohlhabenden Bauerntochter aus dem mittlern Ries. Der stattliche Bursche hatte sie auf der Hochzeit des Meiers, wo sie als Gast war, so zu gewinnen verstanden, daß sie ihrem Vater, dem ein reicherer Schwiegersohn lieber gewesen wäre, die Zustimmung abnöthigte und er über mehrere gefährliche Bewerber trium-

phirte. Die Hochzeit wurde mit nicht viel geringerem Glanz gehalten wie die des Meiers, und der junge Ehmann übernahm den Hof. Regine zog mit ihrer Mutter in die obere Stube des Hauses und der ältere Bruder verſah bis auf Weiteres die Stelle eines Oberknechts.

Da die junge Frau gutmüthig und verſtändig war, ſo lebten ſie verträglich mit einander fort. Durch die Heirath hatte die Familie einen Schritt aufwärts gemacht; man ehrte die „junge Bäuerin" als die Wohlthäterin des Hauſes, und ſie war dankbar dafür. Die alte Gröningerin konnte gar nicht ſagen, was ſie für eine gute und liebe Schwiegertochter bekommen habe. Regine freute ſich des Glücks, das ihrem Bruder zu Theil geworden; ſie fand aber nach und nach, daß ſie weniger zu thun hatte, als ſonſt, und daß man ſie eigentlich nicht nothwendig brauchte; und da ſie ihrerſeits nicht an's Heirathen denken konnte, ſo hatte ihre ganze Exiſtenz etwas Zielloſes, deſſen Gefühl ſie mehr und mehr in eine traurige Stimmung verſetzte.

Im Dorf gab es kein Mittel, ihr dieſe Stimmung zu benehmen, und einer, der ſonſt alles gekonnt hatte, trug dazu bei, ſie zu ſteigern. Der Meier nahm noch immer einen eigenen Antheil an ſeinem Bäschen. Er grüßte ſie freundlich, wenn er ihr begegnete, und wechſelte, wenn es ſich irgend ſchickte, gemüthliche Worte mit ihr. Aber ſie konnte bald bemerken, daß dieſe Freundlichkeit eine beſondere Art hatte. Auf dem Land erhebt man ſich nämlich durch die bloße Verehelichung auf eine höhere Stufe des Anſehens. Wenn von zwei Burſchen gleichen Alters der eine heirathet, ſo wird er von jüngeren Leuten „geihrzt" (Ihr angeredet) und entſprechend geehrt, während der andere geduzt und als Kamerad behandelt wird. Kommt zu der Würde des Ehemanns noch das Anſehen der Herrſchaft über ein großes Beſitzthum

hinzu, dann hat man alle Ehr' und Achtung, die das Dorf erweisen kann. Im Genuß derselben steigert sich aber das Selbstgefühl auch des Gutmüthigsten, und Niemand könnte verlangen, daß so einer sich immer noch betrage wie vor seiner Erhöhung. Eine solche Umänderung war jetzt deutlich auch an dem Meier zu bemerken. Die Freundlichkeit, die er gegen Regine bewies, hatte etwas Väterliches — väterlich Spielendes. Daß eine solche der Jungfrau nicht wohlthun konnte, begreift sich. Als einmal ein Gruß von ihm geradezu herablassend klang, wie wenn er einem Schulmädchen gespendet wäre, verzog sie, als sie vorüber ging, gekränkt ihren Mund und lächelte traurig für sich hin.

Von dieser Wirkung seines Zurufs hatte der Meier, der in sein jetziges Benehmen ganz unbewußt hineingekommen war, keine Ahnung. Er that seinem Gefühl nach nur, was ihm durchaus zustand; und da zu dem Interesse, das er für das Mädchen noch immer empfand, das Vergnügen kam, welches guten Menschen die Herablassung an sich zu gewähren pflegt, so änderte er seine Begrüßungsart nicht und hatte immer eine angenehme Empfindung, wenn er seine Verwandte sah. —

Auf einmal aber sah er sie nicht mehr. Regine hatte den Ort verlassen; sie war nach Augsburg gegangen, in den Dienst einer ihr verwandten Bürgersfrau.

Zwischen Augsburg und dem Ries besteht eine alte Verbindung. Junge Bursche, sowohl von der Stadt Nördlingen als vom Lande, suchten dort von jeher ihr Glück und siedelten sich nach Umständen auch darin an. Junge Mädchen traten in Dienst, oft mehr zu ihrer Ausbildung, um etwas zu sehen und zu lernen, als durch Noth dazu getrieben. Auch so lange für das Ries Anspach die Kreishauptstadt war, ging der Zug der jungen Leute nach dem Centralort von Schwaben.

Hier war es ihnen am heimlichſten, hier fanden ſie am leichteſten Unterkunft, und das iſt ſo geblieben bis auf den heutigen Tag.

Die Baſe der Familie Gröninger hatte als Tochter eines bemittelten Bauern dort gedient und die Aufmerkſamkeit eines rüſtigen Bäckergeſellen auf ſich gezogen. Als dieſer im Verlauf traulicher Geſpräche die angenehme Kunde von ihrem Vermögensſtande erhielt, nahm er ſie zum Weib und erwarb ſich ein Geſchäft, das er durch fleißigen und gewiſſenhaften Betrieb mehr und mehr emporbrachte. Die Rieſerin wurde eine anſehnliche Bäckersfrau und bildete ſich nicht weniger ein, als eine geborene Augsburgerin. Aber ſtets hing ihr Herz an der Heimath, an den Rieſer Landsleuten; und als ſie durch einen Nachbar ihrer Verwandten erfuhr, daß die Regine ein beſonderes, geſchicktes Mädchen, aber ſeit der Verheirathung ihres Bruders im Hauſe faſt zu viel ſei, beſchloß ſie unter Zuſtimmung ihres Mannes, das Bäschen zu ſich zu nehmen.

Regine hatte von dem aus Augsburg heimgekehrten Nachbar kaum den Wunſch der Bäckermeiſterin vernommen, als ſie ſogleich entſchloſſen war, ihm zu folgen. Mutter und Brüder hatten nichts einzuwenden, und nach wenigen Tagen fuhr ſie mit einem befreundeten Getreidehändler auf offenem Wägelchen der Stadt zu.

Schon auf dem Wege dahin ward es ihr freier und froher zu Muthe. Bei der nicht gewöhnlichen Begabung, die wir an ihr kennen, hatte ſie immer mehr Sinn für die Dinge außer ihr gehabt, als ihre Geſpielen. Nun freute ſie ſich an den neuen Orten, durch die ſie kam, an der Gegend, den Kirchen und Schlöſſern rechts und links, die ſie zum erſtenmal erblickte. Der Tag war einer von den angenehmen der ſpäten Jahreszeit. Weißes „Frauengarn" zog durch die

Luft und hängte ſich an die Kleider; die Landſchaft war ſtill und die Farbentöne hatten die ganze Milde herbſtlichen Duftes. Nach und nach kam über die Seele des Mädchens eine ſanfte Melancholie, wie ſie recht gut mit ſtillem Wohlgefühl ſich verbinden kann. Als ſie nun endlich die Stadt erblickte mit ihren altehrwürdigen Thürmen, ihren Häuſern, Mauern und Wällen, als ſie die Spaziergänger vor dem Thore ſah, welche den vielleicht letzten ſchönen Abend noch genießen wollten, da fühlte ſie ſich ordentlich angeheimelt, und ſie meinte, darinnen gar wohl zufrieden und glücklich leben zu können.

Von der Bäckerin und ihrem Mann wurde ſie freundlich empfangen. Sie glaubte es ihnen anzuſehen, daß ſie willkommen war, und freute ſich darüber.

Nach den erſten Fragen und Antworten beſprach die Frau das Nähere ihres Verhältniſſes. Regine ſollte die Stelle der Hausmagd verſehen, die verabſchiedet worden war, und Lohn und Geſchenke erhalten wie dieſe; wenn ſie aber brav und fleißig wäre, ſollte es ihr wohl gehen und ſie ſollte merken, daß ſie bei Freunden ſei. Die wohlhäbigen Geſtalten — die Frau mit lebhafter, der Bäcker mit ruhig gutmüthiger Theilnahme — flößten ihr Zutrauen ein. Außer ihnen befand ſich noch ein Geſelle und ein Lehrjunge im Hauſe, deren Geſichter und Benehmen beim Abendeſſen auch verriethen, daß ſie zu der beſſeren Menſchenart gehörten, und Regine legte ſich in ihrer Kammer mit der Ueberzeugung zu Bette, daß ihre Hoffnung ſie nicht betrogen, daß ſie hier zufrieden, viel zufriedener leben werde, als zu Hauſe. Sie hatte ordentlich ein ſüßes Gefühl, weit von der Heimath weg und unter fremden Menſchen für ſich allein zu ſein.

Nach wenigen Tagen ſchon gingen ihr die Arbeiten leicht von der Hand und der Gang des Lebens fing an, ihr gewohnt zu werden. Ein ſanftes Behagen erfüllte ihre Seele.

Was ſie erblickte, hatte für ſie den Reiz der Neuheit, beſchäftigte ſie, und ihre Pflichten waren in keiner Art ſchwer. Die häuslichen Dienſte verrichten, der Baſe kochen oder Brod ausgeben zu helfen, Einkäufe zu machen — dies und anderes war viel weniger mühſam, als die ländlichen Arbeiten im Sommer, welche auch die robuſte Natur etwas wiſſen laſſen. Die größere Einfachheit und die Regelmäßigkeit der Geſchäfte war nach ihrem Sinn, ebenſo die ganz beſondere Reinlichkeit des Hausweſens.

Wochen, Monate vergingen unter wechſelſeitiger Zufriedenheit. Regine hatte das Glück, unter glücklichen Leuten zu ſein. Die einzige Tochter war auswärts nach Wunſch verheirathet, der um etliche Jahre jüngere Sohn hatte eine Wanderfahrt angetreten und ſchrieb jetzt aus Berlin erfreuliche Briefe. Mann und Frau waren gleichmäßig geſund und das Geſchäft blühte — wie hätten Menſchen, denen es ſo gut ging, nicht auch gegen Andere gut ſein ſollen? — Die Baſe hatte überdies ihre Freude an Regine, weil ſie ihr verſtändig folgte und der Lehrmeiſterin Ehre machte. Sie konnte nicht umhin, ſie zuweilen von der Seite wohlgefällig anzuſehen und dabei eine Miene zu machen, als ob ſie ihre beſondern Gedanken hätte. Auch der Lehrjunge war dem Mädchen ergeben und half ihr oft, ohne daß es ihm befohlen war, und der Geſelle hatte einmal gar ſchon zu viel Neigung blicken laſſen, in der Art indeſſen, wie Regine ſie aufnahm, keine Ermuthigung, ſondern für gut gefunden, ſein Gefühl in den Grenzen hausgenöſſiſcher Freundſchaft zu halten.

Dieſem Geſellen war es nicht zu verdenken, wenn er, eines Sonntags und durch etliche Halbe kühner gemacht, an Regine eine Art Liebeserklärung richtete. In dem Frieden ihres Lebens hatte ſie ſich nach und nach entwickelt, ihre Gliedmaßen waren runder, die Wangen blühender geworden und

die Gestalt, ohne den Charakter der Schlankheit zu verlieren, war zu der sinnlichen Fülle gereift, in welcher allein die volle Anmuth des Weibes an den Tag tritt. Nun sah man auf einmal, wie schön sie eigentlich war, — wie ungewöhnlich schön. Ein Ausdruck, der immer noch auf ein geheimes Leid, auf inneres Ungenügen zu deuten war, — ein Hauch wehmüthigen Lächelns und ein schamhaftes Abwehren, wenn man sie lobte — alles das that dieser Schönheit keinen Eintrag, sondern erhöhte sie und machte sie bedeutender.

Endlich erschien der Frühling. Das Stadtleben bekam eine neue Annehmlichkeit für unser Bauernmädchen durch größere Spaziergänge, die sie an Ausgehtagen machen konnte. Sie hatte eine muntere Landsmännin kennen gelernt und betrachtete mit ihr an Festtagen Stadt und Umgegend näher, als es bei Geschäftsgängen möglich war. Die schönen Straßen, die prächtigen alten Gebäude sah sie mit großem Wohlgefallen und nicht ohne eine Ahnung von dem Gefühl, das man haben muß, wenn man einer solchen Stadt angehört und z. B. sagen kann: „Das ist unser Rathhaus!“ — Dann war es ein besonderes Vergnügen, vor's Thor und zwischen den herrlich belaubten Baumreihen um die Stadt zu gehen und die Wälle, Gräben, Zwinger und Mauern zu beschauen. Hatte sie längeren Urlaub erhalten, dann besuchte sie die städtchenähnlichen Dörfer der Umgegend, oder Felder und Wiesen, die sie gelegentlich auch näher prüfte und mit den Nieserischen verglich. Sie hatte die Gabe, sich an all diesen interessanten und schönen Gegenständen nicht nur zu freuen, sondern sie auch in sich aufzunehmen und in der Seele zu behalten.

Im Laufe des Sommers wurde sie von der Bäckermeisterin selber zuweilen mitgenommen, wenn diese in Gesell-

ſchaft einiger Freundinnen einen Vergnügungsort außerhalb der Stadt beſuchte. Man wußte, daß es eine Verwandte, die Tochter nicht unbemittelter Leute war, und ſie bekam bei ſolchen Ausflügen auch immer etwas zu tragen und geſellte ſich ſelber beſcheiden zu den geringeren Theilnehmerinnen oder zu einer mitfolgenden Kindsmagd; darum brauchten die ſtattlich geputzten Bürgersfrauen ſich ihrer nicht zu ſchämen und nicht zu fürchten, daß ſie die Geſellſchaft verunziere. Die männlichen Gäſte ſolcher Orte fanden dies auch in der That niemals; gar mancher war der Anſicht, daß Regine vielmehr eine Zierde des Tiſches, ja das Einzige ſei, um deſſen willen es ſich der Mühe lohne hinzuſehen.

Ueberhaupt fand das Mädchen immer mehr Anerkennung, nicht nur bei Männern, ſondern auch bei Frauen und Jungfrauen, die mit ihr zuſammenkamen. Man lobte ſie gegen die Bäckerin wegen ihrer Schönheit, wegen ihres guten Benehmens, ja wegen ihres Anſtandes, und meinte, wenn ſie ihren bäueriſchen Anzug ablegte und ſich ſtädtiſch kleidete, würde ſie hier ihr Glück machen können. Die Baſe fühlte ſich durch ſolche Reden geſchmeichelt und lächelte mit einem Blick, als wollte ſie ſagen: „Das könnte wohl ſein!“

In jener Zeit vertauſchten die dienenden Bauernmädchen ihre Dorfkleidung noch nicht ſo leicht mit der ſtädtiſchen, und wer an Markttagen durch die Straßen Augsburgs ging, der konnte noch eine erkleckliche Zahl von „Rieferinnen“ erblicken, die jetzt dort als ſolche immer weniger hervortreten. Der Regine wäre es im Traum nicht eingefallen, ihre mitgebrachten Kleider — gute für Alltag, ſchöne für Sonn- und Feiertage — als nicht mehr gut genug wegzulegen und ſich andere anzuſchaffen. Sie wollte in Augsburg dienen und etwas lernen, und das konnte ſie recht wohl in ihrer Tracht. Eine

Mamsell zu werden und in der Stadt zu bleiben, war ihre Absicht weder bei ihrer Hierkunft gewesen, noch in der Folge geworden.

Der Bäckerin hatte indeß jene Bemerkung um so mehr eingeleuchtet, als ihr schon der nämliche Gedanke gekommen war. Sie liebte das Mädchen und gönnte ihr ein Glück, das sie hier vor Zeiten selber gemacht hatte. Als Bürgersfrau einer so großen Stadt fühlte sie sich doch um ein Gutes höher wie eine Rieser Bäuerin; und die Regine war geschickt und hübsch genug, um einen zu finden, der sie eben so weit brachte. Sie war auch wirklich zu gut für das Land, zu gut für einen Bauer, der am Ende gar nicht wußte, was er an ihr hatte.

Als sie sich eines ruhigen Nachmittags in der Stube mit ihr allein befand, warf sie einen heiter wohlwollenden Blick auf sie und sagte: „Mädchen, du hast dich gut gemacht bei mir; wahrhaftig, das Stadtleben ist dir angeschlagen.“ — „Nun“, versetzte Regine, gleichfalls heiter, „es geht mir auch grad nichts ab hier bei Ihnen, und ich hab' ein gutes Leben.“ — „Das ist wahr“, entgegnete die Frau. „Du bist aber auch anstellig, weißt dich in alles zu schicken und paßt überhaupt für die Stadt.“ Sie sah einen Moment auf den Tisch und fuhr dann fort: „Weißt du, was ich thäte an deiner Statt?“ Regine schaute sie fragend an. — „Ich thäte diese Bauerkleider verkaufen und mir französische anschaffen.“

Diese Zumuthung kam dem Mädchen so unerwartet, daß sie fast lachend rief: „Ach warum nicht gar!“ — Die Base versetzte: „Ich mach' keinen Spaß, ich red' im Ernst. Die Rieser Tracht steht dir gut, aber die andere würde dir noch besser stehen.“ — „Deßwegen!“ rief Regine, indem sie etwas geringschätzig die Achsel zuckte. — „Nun“, versetzte

die Base, „das ist gar nicht so zu verachten. Man kann nicht wissen, wem man da gefällt und was dann noch möglich ist.“ — „'S kann sein“, erwiederte Regine, diese Worte mißverstehend oder mißverstehen wollend; ich will aber nicht immer hier dienen, sondern einmal mein eigener Herr werden.“ — „Davon ist ja gerade die Rede“, entgegnete die Bäckerin. „Du solltest dich eben anders kleiden, damit du einem gefällst, der dich zu seiner Frau machte.“

Das Gesicht des Mädchens wurde mit einemmal ernst. Nach einigem Besinnen erwiederte sie: „Darauf hin, Frau Base, will ich meine Bauernkleider doch nicht ablegen. Ich bin hierher gekommen, weil Sie mich eingeladen haben und weil ich mich auch in der Welt ein wenig umsehen wollte. Ich hab' aber nie an was anders gedacht, als daß ich wieder zu meinen Leuten heimgehe und mich dort am Ende verheirathe, wenn mich nämlich einer mag. Daß mich einer aus der Stadt heirathen könnte, das ist mir nicht in den Sinn gekommen, und ist auch (setzte sie lächelnd hinzu) eine sehr ungewisse Sache. Wenn ich nun meine Kleider verkaufte und mir französische anschaffte und es käme doch keiner und ich müßte wieder in's Ries heim, dann hätt' ich mir vergeblich Unkosten gemacht und würde nur ausgelacht.“ — „Mädchen“, sagte die Base, „zier' dich nicht so und stell' dich nicht so unschuldig. Du weißt recht gut, daß du hübsch bist und daß die Leute auf dich sehen. Ich wette darauf, wenn du dich darnach kleidest, du gefällst einem vermöglichen Mann und wirst eine angesehene Frau hier.“ — „Ja“, erwiederte Regine bedenklich, „zum Heirathen ist's aber nicht genug, daß ich einem gefalle — er muß auch mir gefallen.“ — „Ei was“, versetzte die Bäckerin, „das giebt sich schon. Du wirst doch nicht eine sein, der keiner gut genug ist?“ — „Das nicht,“ entgegnete das Mädchen, indem eine leichte Röthe

übel: ihr ernstes Gesicht flog. — „Also folg' meinem Rath", sagte die Bäckerin.

Nach einem Moment des Schweigens erwiederte Regine mit einem Gesicht, das einen gefaßten Entschluß verrieth. „Frau Base, nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich's vor der Hand doch nicht thun kann. Wenn ich einem gefallen soll, dann werd' ich ihm auch in diesen Kleidern gefallen. Und wenn einer kommt und er gefällt mir auch, dann ist's immer Zeit, andere zu kaufen. Wegen der bloßen Vermuthung will ich mich nicht anders tragen." — „Du thust unrecht", entgegnete die Base. „Möglich ist's freilich, daß es auch ohne das geht, wie es bei mir selber gegangen ist. Aber wir leben in einer andern Zeit, und besser ist besser. Man muß den Mannsbildern entgegen kommen!" — Regine schüttelte ernstlich den Kopf und versetzte: „Nein, Frau Base, das muß man nicht. Und ich sag' Ihnen jetzt, wie ich's meine: wem ich nicht in diesen Kleidern gefalle, dem will ich gar nicht gefallen." — „Ei, ei", sagte die Frau, „das ist mir ganz neu an dir! Bist du so stolz? Daß dich's nur nicht einmal reut, wenn du dein Glück versäumst, weil du dich so kostbar machst!" — „Mich wird nichts reuen, Frau Base", entgegnete das Mädchen. Nach kurzem Bedenken setzte sie hinzu: „Ich sehe wohl, daß Sie's nur gut mit mir meinen, und ich dank' Ihnen dafür. Aber lassen Sie mich bleiben, was ich bisher gewesen bin." Dies war in einem Tone gesagt, welcher bat: reden wir nicht weiter von der Sache. Und die Bäckerin verstand es und schwieg, indem sie hoffte, die ihr aus Erfahrung bekannte Bauernsprödigkeit werde sich mit der Zeit von selbst mindern und das Mädchen sich nachgiebig finden lassen.

Regine hatte diesen Abend eine eigene Empfindung. Durch die Reden der Base war sie genöthigt worden, an

ihre Zukunft zu denken; und nun fühlte sie plötzlich klar, daß ihr nicht etwas zu Lieb', sondern zu Leid geschähe, wenn ein Bürger von Augsburg sie zur Frau begehrte; gegen den Besten hatte sie etwas, daß es ihr war, als ob sie ihn nicht lieben könnte. — Ihr war das Leben in der Stadt nur eine Auskunft für eine Zeit. Der Gedanke, immer darin zu bleiben, widerstrebte ihr; ihr innerster Sinn stand nach dem Dorf zurück. Auch die Vorstellung, als stattliche Bürgersfrau zu Haus einen Besuch zu machen und dort sogar die Meierin in Schatten zu stellen, reizte sie keineswegs.

Die Bäckerin ließ sie ruhig gehen. War sie ja noch jung und bildsam. Wenn sie noch etliche Monate in der Stadt blieb, kam ihr der Wunsch, sich vornehmer zu kleiden und einem Augsburger zu gefallen, wohl von selber. — Eine geraume Zeit verstrich und Regine dachte nicht mehr daran, daß die Frau ihr Zureden erneuern könnte. Da kam es eines Tages doch wieder dazu.

Die Base hatte einen Verwandten ihres Mannes, den Sohn eines wohlhabenden Bräuers, sagen hören, er habe lang kein so hübsches Rieser Mädchen gesehen wie die Regine. Schade wär's, daß sie noch immer in ihrem Bauernrock umher liefe; wenn sie angezogen wäre, wie sich's gehörte, könnte sie ihm selber gefallen. — Von dieser Bestätigung ihrer alten Ansicht getroffen, ging die Bäckerin heim, erzählte die Rede und knüpfte eine ernstliche Ermahnung daran. Sie sagte: „Du siehst jetzt, wie die Leute denken. Es ist einmal nicht anders: Kleider machen Leute, und wenn man Respekt haben soll vor einem, so muß es wie unser eins aussehen. Drum folg' mir jetzt. Deine Mutter wird's gerne zugeben, wenn ich's ihr schreibe, und das Geld, wenn's nöthig ist, will ich dir vorschießen. Ohne dich zu loben, Mädchen — aber du machst dich wahrhaftig immer besser. Du hast ein Benehmen,

als ob du in der Stadt aufgezogen wärst, und du würdest dein größter Feind sein, wenn du nicht hier bliebst. Wenn du angezogen bist wie andere Leute, kann ich dich auch in Gesellschaft mitnehmen und den Leuten sagen: das ist mein Bäschen. Du wirst sehen, du machst dein Glück!"

Regine hatte während dieser Rede zu Boden gesehen; emporblickend erwiederte sie mit dem Ton des Bedauerns: „Frau Base, es thut mir leid, daß Sie wieder auf diese Sache kommen. Ich hab' Ihnen gesagt, warum es nicht geht, und das hat sich die Zeit her nicht geändert."

Die Frau nahm diese Rede nicht gut auf. „Wie", rief sie mit vorwurfsvollem Blick, „ist das nichts, wenn ein solcher Mensch, der einmal eine von den ersten Brauereien bekommt, so über dich redet?" — Regine's Mund verzog sich zu einem unmerklich spöttischen Lächeln, und indem sie der Base in's Gesicht sah, erwiederte sie: „Glauben Sie, daß der mich jemals heirathen würde?"

Die Base war betroffen; denn ehrlich, wie sie war, konnte sie auf diese Frage nicht mit Ja antworten. Sie schwieg einen Moment und sagte dann ernsthaft und nachdrücklich: „Alles ist möglich." — Ja wohl", versetzte Regine, „aber nicht wahrscheinlich. So einer will eine Frau mit zehnmal so viel Geld, als ich bekomme, und da hat er auch ganz Recht. Von mir, wie Sie erzählen, hat er auch nur gesagt, daß ich ihm in Stadtkleidern gefallen könnte, und nicht, daß er mich dann heirathen möchte. Aber", setzte sie mit Selbstgefühl und einer Andeutung von Geringschätzung hinzu, „um so einem nur zu gefallen, ändr' ich meinen Stand nicht und mach' mich nicht zur Stadtmamsell. Das würde sich der Mühe nicht lohnen."

Die Frau war durch diese Art von Zurückweisung ernstlich verletzt. Mit strafendem Nachdruck entgegnete sie:

„Wenn man ein Mädchen heirathen soll, muß sie einem vorher gefallen. Damit fängt's an. Und wenn's der nicht ist, dann ist's ein anderer. Es giebt Leute hier, die weniger verlangen, was das Vermögen betrifft, und die's auch wohl können, weil sie's nicht brauchen. Und um eine zur Frau zu bekommen, die man gern hat, thut man viel, wenn man sein eigener Herr ist."

„Frau Base", versetzte das Mädchen mit Ernst, „nehmt mir's nicht übel — es geht nicht und es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Stadtkleider anzuthun und damit auszugehen, um einen Stadtherrn zu fangen — das kann ich nicht, das leidet mein Charakter nicht. Wenn einer so kommt und er gefällt mir und ich sehe, daß ich glücklich mit ihm leben kann, dann will ich mich gern anders kleiden und alles thun, was in der Ordnung ist." — „So kommt keiner!", rief die Base mit der Bestimmtheit des Unmuths. „Es wär' einfältig von dir, auf einen zu warten." — „Das thu' ich auch nicht", erwiederte Regine mit Ruhe. „Die Augsburger Herrn können ausbleiben, so lang sie wollen; ich hab' noch an keinen gedacht und es sieht nicht darnach aus, als ob sich mein Sinn ändern würde."

„Gut", versetzte die Frau; „ich sehe nun, wie's steht mit dir. Du bist eigensinnig und stolz, und anstatt dich in die Welt zu schicken, meinst du, die Welt müsse sich nach dir richten. Mit dieser hochmüthigen Einbildung wirst du aber zu nichts kommen und dich nur unglücklich machen auf dein ganzes Leben." — „In Gottes Namen!" sagte Regine nach kurzem Schweigen. „Was einem bestimmt ist, das muß man auf sich nehmen, und ich bin bereit dazu."

Dies war mit einem Ernst und einer Ergebung gesprochen, daß die Base nichts zu entgegnen wußte. Sie blieb

ſitzen und ſah mit Unmuth auf den Tiſch. Regine ging an eine Arbeit.

Das Schmollen der Bäckermeiſterin dauerte mehrere Tage. Es war zu unerwartet für ſie, dieſes gänzliche Verwerfen eines Planes, den ſie zu dem Beſten des Mädchens erſonnen hatte und der ihr ſo verſtändig und natürlich vorkam. Nach der erſten Weigerung hatte ſich Regine im täglichen Verkehr ſo fügſam und ſo entgegenkommend bewieſen, daß anzunehmen war, ſie werde, ohnehin mehr an das Stadtleben gewöhnt, jetzt auch in dieſer Sache nachgeben. Und ſie widerſprach — widerſprach trotzig, hartnäckig, ſo daß man ſchicklicherweiſe gar nicht mehr darauf zurückkommen konnte! Dieſes Benehmen war kränkend und für ſo eine war das freundſchaftliche Sorgen offenbar weggeworfen.

Das Mädchen, die von dem Unmuth bedrückt war, und die Frau, die es doch im Grunde gut meinte, wieder gut machen wollte, richtete nun ihr Betragen darnach ein. Sie war noch eifriger in der Arbeit und noch beſcheidener in ihrem Auftreten und Reden als ſonſt; ein Tadel war unmöglich. Die Frau ſchüttelte den Kopf über eine Perſon, die einmal ſo hoffärtig widerſtand, das anderemal ſo folgſam alles that; allein noch dauerte es einige Tage, bis ſie vom Kopfſchütteln zur alten Freundlichkeit überging.

Zu der gründlichen Herſtellung derſelben trugen zwei Umſtände bei. Jener Bräuersſohn, deſſen Ausſpruch den Anlaß zu der verdrießlich endenden Unterredung gegeben hatte, verlobte ſich mit der Tochter eines reichen Müllers. Durch dieſen ſchnellen Ruin einer Hoffnung, die ſie in dem Mädchen doch zu erwecken geſucht hatte, war die Bäckerin einigermaßen beſchämt; ſie fürchtete ſich vor einer Benützung des Vortheils von Seiten des Mädchens, und als die Verſtändige mit Abſicht ſchwieg, wußte ſie es ihr Dank. Dann

aber fand Regine Gelegenheit, den Wünſchen der Baſe doch in gewiſſem Sinn entgegen zu kommen. Sie brauchte ein neues ſeidenes Halstuch und kaufte ſich eines, wie man es auch zu ſtädtiſchen Kleidern trägt. Neue Schuhe, die ſie ſich machen ließ, gaben an Zierlichkeit denen einer Bürgermamſell nichts nach. Das Rieſer Häubchen legte ſie zwar nicht ab — es wär' auch Schade geweſen, — aber ſie kämmte ihre ſchönen braunen Haare ſtädtiſch an den Schläfen herab, wie es damals unter Bauermädchen noch nicht üblich war. Kurz, ſie ſchaffte ſich einen Anzug, wie er jetzt von Töchtern wohlhabender Eltern auch auf dem Lande getragen wird, und putzte ſich entſprechend heraus. — Die Bäckerin ſah das mit Wohlgefallen und lächelte für ſich. „Sie beſſert ſich", dachte ſie. „Vielleicht thut ſie nach und nach von ſelber, was ſie ſo eigenſinnig abgeſchlagen hat. Das iſt juſt die Art ſolcher Köpfe." Natürlich beſchloß ſie, das Mädchen auf dieſem Wege nicht zu ſtören, auch nicht durch eine Mahnung, ſondern ſie gehen zu laſſen und zu warten.

So verging das zweite Jahr und ein Stück des dritten, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorgefallen wäre. Regine machte Fortſchritte in allen Arbeiten, die ſie zu treiben hatte, und ihre Schule, wenn ſie den Dienſt in der Stadt als eine ſolche anſah, konnte für abſolvirt gelten. Sie empfand indeſſen kein Verlangen, nach Hauſe zu gehen. Das Stadtleben hatte für ſie den Reiz einer Gewohnheit und ſie fühlte ſich in ihrer Art wohl dabei. Die Geneſung ihres Herzens war vollendet; ſie konnte auf das verlorene Glück ruhig zurückſehen, mit einer Empfindung des Troſtes, der aus ihrem Innerſten quoll. Sie war nicht fröhlich, denn dazu hatte ſie keinen Grund, und es lag überhaupt nicht in ihrem Weſen; aber in ihrem Ernſt genoß ſie ein ſtilles Glück, das man wohl begründet nennen durfte. Des Menſchen Wille, heißt

es, ist sein Himmelreich, und Regine hatte einen Willen. Für jetzt war er freilich nur darauf gerichtet, die übernommenen Pflichten zu thun und das Uebrige Gott anheimzustellen.

In diesem Gemüthszustand empfand sie mehr und mehr das eigenthümlich Schöne, man kann sagen, die Poesie des Stadtlebens. Die hohen schönen Häuser und die schmucken Räume darin mit den großen hellen Fenstern, die vielen Leute hohen und niedern Standes, das bunte Gewühl auf der Straße an besonders festlichen Tagen — alles das sprach sie bedeutender und vertraulicher an. Sie fühlte das Heimliche, das es hat, mitten unter so vielen Menschen zu wohnen und rings durch eine Menge von Häusern, durch Mauern und Gräben gedeckt zu sein. Während sie daheim den Himmel wie eine Glocke über sich hatte und nur einige Schritte gehen durfte, um von ihrem Hof auf's Feld zu kommen, sah sie in ihrer Straße von der blauen Wölbung nur ein Stück, und um in's Freie zu gelangen, mußte sie einen langen Weg durch verschiedene Straßen ver's Thor machen. Das hatte aber gerade etwas Angenehmes; der Himmel und das Feld, die sie nur selten erblickte, wurden ihr um so werthvoller, und sie theilte ganz die schöne Empfindung, die das Herz des Städters erhebt, wenn er nach arbeitvoller Woche an einem sonnigen Feiertag durch das Thor in's Freie wandert zum Genuß der Natur und zu verjüngender Fröhlichkeit.

Der Briefwechsel mit den Ihrigen wurde nicht sehr lebhaft geführt. Bis jetzt hatte sie ihrer Mutter drei und diese ihr zwei Briefe geschrieben. Kleinigkeiten, die man sich wissen zu lassen wünschte, ließ man sich indeß gelegentlich hinauf und hinunter entbieten und so blieb man doch in hinreichender Verbindung. Eine Zusammenkunft — ein Besuch der Regine zu Hause oder der Mutter in Augsburg — hatte nicht stattgefunden; denn die Eisenbahn existirte damals noch nicht, und

eine Tagereiſe zu machen, einzig nur, um ſich zu ſehen, iſt nicht Bauernart. Zwar hatte die Bäckerfrau die alte Gröningerin in einem freundlichen Schreiben aufgefordert, bei ihr einige Tage zuzubringen, und die Gröningerin hatte von ganzem Herzen dafür gedankt und erwiedert: wenn's möglich wäre, ſo wolle ſie ſehen. Aber was das zu bedeuten habe, war ſowohl der Tochter als der Verwandten klar, und Regine ſchickte ſich drein. Sie wußte, daß es den Ihrigen wohl ging, daß der jüngere Bruder gut hauste und bald Vater eines zweiten Kindes zu werden hoffte, daß der ältere Ausſicht hatte, ein Mädchen mit einem Hof zu bekommen — und das war für ihr theilnehmendes Herz genug. Sie, noch nicht volle zwanzig Jahre alt, konnte immerhin noch in Augsburg bleiben und den jetzigen Frieden ihres Stadtlebens genießen.

Im dritten Lenz ihres dortigen Aufenthalts war jedoch etwas im Anzug, das die ſchöne Unbeſtimmtheit aufzuheben und ſo oder ſo für ihr Leben eine Entſcheidung herbeizuführen Miene machte.

Der Bäckermeiſter hatte einen Freund, Bräuer und Wirth, in deſſen Gaſtſtube er das Bier zu ſich zu nehmen pflegte, das nebſt den kräftigen Mahlzeiten, die ſeine Frau ihm bereitete, die behagliche Rundung ſeines Leibes erhielt und leiſe ſteigerte. Dieſer „Vetter" — wie er genannt wurde, obwohl ſeine Verwandtſchaft ſehr entfernt war — beſuchte auch den Bäcker zuweilen, und hatte, als er die Regine zum erſtenmal erblickte, nicht umhin gekonnt großes Wohlgefallen an ihr zu finden. Er war eben ſo ſtark wie der Bäcker, aber noch ſtrotzender, derbröther und von ungleich größerem Selbſtgefühl; wenn er Abends im Kreis der Freunde ſaß, war es ſchwer zu ſagen, ob mehr das Bier oder das Vergnügen an ſeiner eigenen Perſon aus den Augen jenen grellen Funkelglanz warf, der ihn auszeichnete. Sein ganzes Weſen

kündigte einen Mann an, der hauptsächlich auf seine Genugthuung bedacht ist, mit Andern wenig Umstände macht und von dem Verdruß, den ein etwa Verletzter äußern mag, sich durchaus nicht anfechten läßt. Als dieser Ehrenmann das Mädchen wiederholt gesehen und sie durch scherzhafte Anreden nach seiner Manier vertraut gemacht zu haben glaubte, wollte er eines Abends, wo er sie allein in der Stube traf, zutulich werden; Regine wies ihn aber auf eine Art ab und sah ihn dabei mit Augen an, daß er trotz aller Schußfestigkeit, welche eine solide Rundung zu gewähren pflegt, doch betroffen war und mit einiger Verlegenheit erklärte, es wäre nicht so bös gemeint gewesen. Nachdem er geraume Zeit sie wenig zu beachten geschienen, nahm er endlich einen andern Ton an — den der väterlichen Protection; er zeigte eine Theilnahme, die für das Mädchen auch durchaus nichts Wohlthuendes hatte, die sie aber doch als nichtsbedeutend unbeachtet lassen konnte. Indem sie ihn reden ließ, meinte sie endlich, daß sie von ihm eben so wenig etwas zu befahren habe, wie er von ihr.

Unverhofft aber wurde die bis dahin rüstige Frau dieses Mannes von einer Krankheit befallen und starb, nachdem sie längere Zeit gesiecht hatte. Die Trauer und die Geschäfte, die aus dem Todesfall erwuchsen, hielten den Wittwer eine geraume Zeit vom Hause des Bäckers fern. Er hatte von der Verstorbenen drei Kinder, darunter eine schon mannbare Tochter, und die Einrichtungen, die er in Bezug auf sie treffen zu müssen glaubte, gaben ihm viel zu thun. Endlich erschien er wieder. Er hatte in seiner dunklen Kleidung ein eigenes würdiges Aussehen und seine Miene verrieth ein bestimmtes Vorhaben. Als Regine zufällig in's Zimmer trat, wurde ihr von der Bäckerin ein Gang aufgetragen, der sie auf eine Stunde von Haus entfernte. Nach ihrer Zurückkunft

war der Beſuch fort, die Bäckerin aber, der ſie Rechenſchaft ablegte, ſah ihr in's Geſicht, als ob ſie es nie geſehen hätte, und ſagte mit bedeutſamem Nicken: „Es iſt gut!“

Der Bräuer hatte dem Ehepaar ohne viele Umſtände erklärt, daß er wieder heirathen müſſe, da er, in der Mitte der Vierziger, noch in den beſten Jahren ſei und ſeine Wirthſchaft noch nicht abgeben könne. Zu dieſer brauche er eine geſchickte, geſunde, arbeitſame Frau, und eine ſolche würde die Regine ſein. Er gedenke um ſie anzuhalten, wenn es ſich wegen der Trauer ſchicken werde; ihnen habe er das aber einſtweilen ſagen wollen, damit ſie wüßten, was er im Sinn habe und ihm nach Umſtänden behülflich ſein könnten. Denn er wolle es nur grad herausſagen, das Mädchen gefalle ihm ſehr und er wünſche ſich nichts Beſſeres, als ſie zur Frau zu haben; er glaube aber auch, daß ſie von Glück ſagen könne, wenn ſie in eine der erſten Wirthſchaften von ganz Augsburg hineinheirathe und einen Mann bekomme, den noch ganz andere Mädchen gern hätten, wenn er ſie nur möchte.

Der Bäcker machte bei dieſer Eröffnung ein bedenkliches Geſicht und ſah den Wittwer mit einem eigenen ſatiriſchen Lächeln an; die Frau dagegen ergriff den Vorſchlag mit Lebhaftigkeit. Das wäre ein Glück, das ſie ihrem Bäschen lange gewünſcht hätte, und ſie müſſe es ſagen, ſie freue ſich über alle Maßen darüber. Schon lange habe ſie auch von dem Mädchen gefordert, ſie ſolle ſich Stadtkleider machen laſſen, weil ſie recht eigentlich für die Stadt paſſe; aber ſie habe nicht gefolgt, weil ihr eben immer noch Bauerngedanken im Kopfe ſteckten. Nun ſei's Gottlob von ſelber gegangen, wie ſie gemeint habe, und nun ſei's um ſo beſſer. Der Herr Vetter ſei noch in den beſten Jahren und geſund und friſch wie ein Zwanziger; die Regine könne ſich gratulir.n, einen Mann zu bekommen, der eine ſolche Wirthſchaft habe und ſo

in Anſehen ſtehe, wie er. Sie werde das auch einſehen und mit beiden Händen zulangen. Indeſſen ſei es doch gut, daß der Herr Vetter zuerſt mit ihnen geſprochen habe; ſie wolle das Mädchen vorbereiten und die Sache ſo einrichten, daß er nur kommen und das Jawort abholen dürfe.

Der Bäcker erklärte nun, er wolle gleichfalls thun, was er könne, da er ſehe, wie viel dem Vetter daran liege. Die Regine werde aber Augen machen, wenn ſie es erfahre; denn daß ſo ein Mann ſie zur Frau begehren könnte, das wäre ihr gewiß im Traum nicht eingefallen. — Nach dieſen ironiſchen Worten zeigte er eine Miene, als wollte er hinzuſetzen: „Das wird nichts!“

Nach dem Abgang des Freiers konnte der Gatte ſich nicht enthalten, ſeine Zweifel laut werden zu laſſen. Vor allem frage es ſich, ob die Regine den Vetter auch möge. Die Frau erwiederte lebhaft, ja faſt hitzig: dafür wolle ſie gutſtehen; denn die Regine ſei verſtändig, und ſolch' einen Antrag auszuſchlagen, wäre ganz verrückt. Sie widerſprach noch mehreren Bedenken, die der Mann äußerte, mit Nachdruck, fand indeſſen doch für gut, dem Mädchen zunächſt auch nicht einmal eine Andeutung zu geben, welch' ein Glück ihrer warte, ſondern entſchied ſich für ein anderes Einleitungsmittel.

Sie ſchrieb an die Baſe Gröninger, ſetzte ihr auseinander, was im Werke ſei, rühmte den Freier und ſeine Wirthſchaft aufs höchſte und forderte ſie auf, nun endlich auf Beſuch zu kommen, damit man alles genau mit einander beſprechen könne. Und nicht acht Tage vergingen, ſo war die alte Bäuerin in Augsburg.

Freudig von der Tochter, ſehr freundlich von dem Ehepaar empfangen, verlebte die Gröningerin die erſten Tage in allen Genüſſen, die ihr die Gaſtlichkeit ihrer Verwandten in

und außer dem Hause bereiten konnte. In einer geheimen Unterredung mit der Bäckerin erklärte sie sich mit dem Plan durchaus einverstanden, denn eine „** Wirthin zu machen", d. h. ihre Tochter dem ** Wirth zu geben, war ihr ein sehr lockender Gedanke; sie meinte indessen, die Regine könnte sich doch zuerst „schraufen" (schrauben, sträuben), und in jedem Fall müsse sie den Herrn Vetter und „sein Sach" zuerst sehen, ehe sie sagen könne, was am besten zu thun sei.

Am folgenden Tage führte die Bäckerin die Dorfbase in die Wirthschaft. Der Eigenthümer begrüßte sie freundlich, mit einer sonderbaren Mischung von Achtung vor der künftigen Schwiegermutter und Herablassung gegen die Bäuerin. Er führte sie in den Verschlag, wartete nach einander mit Bier, Wein und Kaffee auf, ward immer zutraulicher und munterer und behandelte die Rieserin endlich mit all' dem überlegenen Wohlwollen eines alten Bekannten. Streng genommen, lag in seinem Benehmen, wie es nach und nach sich entwickelte, nicht viel Schmeichelhaftes für die Frau; aber diese, obwohl im Dorf gescheidt und scharfsichtig genug, nahm es doch nicht schlimm auf, weil sie glaubte, daß solche Manieren einem „Herrn" zukämen.

Der beleibte, roth glänzende Wittwer hatte auf sie als Freier ihrer Tochter zuerst einen bedenklichen Eindruck gemacht. Sie fürchtete sehr, daß er dieser zu alt und nicht schön genug sein könnte; allein die große, stattliche Wirthschaft, das Bräuhaus und all die schönen Sachen in der Prunkstube, die er ihr zeigte, stachen ihr wundersam in die Augen, und sie meinte in ihrem Herzen, um so herrlicher Dinge willen könnte sich die Regine den Besitzer, der im Grunde noch ein rüstiger, ansehnlicher Mann wäre, doch gefallen lassen und glücklich mit ihm leben. — In lebhafter Erregung, die mehr durch das Gesehene als das Genossene

bewirkt war, nahm ſie von dem Mann Abſchied, beide drückten ſich die Hände und er begleitete ſie bis auf die Straße, wo er ihr ſchmunzelnd „auf Wiederſehen“ nachrief.

Noch an demſelben Tag begann die Gröningerin bei Regine auf den Buſch zu klopfen. Sie fragte nach einem Lob der prächtigen Stadt lächelnd, ob ſie ſich nicht in Augsburg verheirathen möchte. Das Mädchen erwiederte: „Wenn einer darnach käme, ja; lieber würde ich aber eine Bäuerin werden.“ Die Alte meinte, es wäre hier doch gar zu ſchön, ſie hätte das nicht geglaubt, und wenn man eine Bäckermeiſterin oder eine Wirthin oder ſonſt was Rechtes werden könnte, da ſollte man's bei dem Mann ſo genau nicht nehmen, ſollte nicht ſo viel nach Jugend und Schönheit fragen, ſondern ein Aug' zudrücken. — Regine ſchüttelte mit ernſtem Lächeln den Kopf und erwiederte ruhig, aber beſtimmt: „Einen ſolchen, Mutter, wo ich ein Aug' zudrücken müßt', könnt' ich nicht nehmen.“ — „Wie“, rief die Alte, „auch dann nicht, wenn du die erſte und reichſte Bräuerin werden könnteſt von ganz Augsburg?“ — „Nein“, war die Antwort. „Die Ehre und das Geld machen mich nicht glücklich.“ — Dies war mit einem Schatten von Trauer geſagt, der über ihre Züge flog, und mit ſanftem, aber ſo entſchiedenem Ton, daß jedes fernere Zureden unräthlich erſchien.

Die Mutter theilte das Ergebniß der Bäckerin mit. Dieſe war verdrießlich über den „Eigenſinn“, meinte aber, man würde ihr den Kopf noch zurechtſetzen können, wie man ihn ſchon ſo mancher zurechtgeſetzt habe. Nach einer längern Erwägung und Beredung fand man es doch am gerathenſten, zunächſt dem Mädchen nichts weiter zu ſagen. Der Wittwer mußte Anſtands halber noch ein Vierteljahr mindeſtens hingehen laſſen, bis er als Freier und Bräutigam auftreten konnte. So lang wollte man warten und Regine ſollte zu-

gleich mit dem Antrag einen Brief von der Mutter erhalten, worin sie hoch gemahnt wurde, ihn anzunehmen. Sagte man ihr jetzt etwas, so konnte sie's überlegen und tolle Streiche machen; aber wenn Alles mit einemmal an sie kam, da wußte sie nicht, was sie thun sollte, und in der Verwirrung konnte man ihr das Jawort abhaben — zu ihrem Glück.

Die Zeit, welche die Bäuerin für ihren Besuch bestimmt hatte, war verstrichen, ihr Geschäft beendet. Bei dem Abschied war die Bäckerin von Vertrauen, die Mutter von Furcht und Hoffnung erfüllt, und Regine hatte keine Ahnung davon, was man mit ihr vor hatte.

Wendungen.

Der Meier hatte, nachdem die Regine das Dorf mit der Stadt vertauscht, an der Seite des Weibes gesund und froh weiter gelebt. Nach der Ansicht der Leute war er einer der glücklichsten Menschen. Er hatte alles, was der Bauer sich an Lebensgütern zu wünschen und an andern zu bewundern pflegt: Haus und Hof, ein stattliches, rüstiges Weib, die angesehenste Freundschaft und schon zum Beginn ein Vermögen, womit er etwaigen Unfällen ruhig entgegensehen konnte. Ein im Ries geläufiges Sprüchwort sagt: „Mit Unglück muß man auch hausen.“ Und Unglück ist bei einer großen Oekonomie natürlich nicht zu vermeiden. Da giebt es Mißwachs wegen allzutrockener und wegen zu nasser Jahrgänge, Schaden durch Hagel, Ueberschwemmung und Ungeziefer, Viehseuchen aller Art, von mißlichen Zufällen, von Diebstahl und Brand gar nicht zu reden. Alles das kann mehr oder weniger über den Landmann kommen; aber auf

etwas davon iſt auch ſchon gerechnet, gute Jahrgänge gleichen wieder aus, und am Ende muß es bei dem fleißigen und ſparſamen Mann doch vorwärts gehen. Beſſer iſt es freilich, wenn ein Grundſtock des Vermögens beſteht, der durch gewöhnliche Unglücksfälle nicht zu erſchüttern iſt. Der Herr deſſelben kann auch größeren Schaden unbewegter nahen ſehen und ſchneller ſich faſſen, der gewöhnliche kleinere wird ihn aber kaum auf Augenblicke ſeinem Behagen entreißen.

Ein ſo wohlgebetteter Mann war der Meier. Er blieb mit bedeutenderen Einbußen in dieſer Zeit noch dazu verſchont und erfreute ſich daher aller äußern Bedingungen des Glücks.

Seine Ehe begann als eine normal gute Bauernehe. Nachdem die Flitterwochen dahingeſchwunden waren, ſtellte ſich das Verhältniß zwiſchen Mann und Frau bald ſo feſt, wie es dauern ſollte. Die Meierin hatte, von dem ſtandesmäßigen Selbſtgefühl abgeſehen, eine Neigung zur Sparſamkeit und liebte es, unter dem Einfluß derſelben in häuslichen Fragen zu entſcheiden. Da ſie immer mit Gründen verſehen und ausdauernd, der Mann dagegen bequem und läßlich war, ſo kam das Hausregiment mehr und mehr in ihre Hände, und ſie war klug genug, einen Theil davon der Schwiegermutter einzuräumen. Der Gatte fügte ſich nicht einmal ungern; er überließ den Weibern mit dem Regiment auch die entſprechenden Sorgen, wendete Kopf und Arm deſto mehr ſeinem Fach, dem Ackerbau zu und war zufrieden, den Ruhm des Vaters in der Feldbeſtellung zu behaupten.

Wie bei der Verheirathung eigentlich nur Vermögen und Stand ſich geſucht hatten, ſo konnte von Liebe zwiſchen den beiden Eheleuten nicht die Rede ſein. Es war ein Verhältniß der Natur und der Sitte, das ſie verband. Er hätte eben ſo gut eine andere Frau, ſie eben ſo gut einen andern

Mann nehmen können, und beide würden ihr Leben im Wesentlichen gerade so verbracht haben. Nun waren eben sie die Verbundenen, und sie lebten als Eheleute, wie's ihnen zukam. Genau besehen, hatte sie zu ihm, dem stattlichen, hübschen Gatten, mehr Neigung, er vor ihr mehr Achtung, oder, besser gesagt, Respekt; allein ihre Neigung war inniger Liebe nicht viel näher, als seine Achtung, und diese konnte jener gar wohl gleichgeschätzt werden. Entbehrte nun das Zusammenleben allerdings jenes tiefen und feinen Glücks, welches in dem Leben eines Paares aufleuchtet, das sich liebt, so vermißten sie es doch auch nicht und begnügten sich mit dem, was sie hatten. Ein stattliches Dasein, Ehre in und außer dem Hause, Ueberfluß an Gütern und Arbeit hatten sie beide, und damit kann man sich zuletzt auch befriedigt fühlen.

Die Natur und die Sitte, die im Leben des Bauern recht eigentlich eine zweite Natur ist, sind an sich große Mächte. Sie bringen für diejenigen, die ihnen ergeben sind, auch geweihte Momente und steigern ihre Art von Glück auf Augenblicke bis zur Vollendung. Die Meierin gebar nach Jahresfrist einen Sohn, ein kräftiges, gesundes Kind, das alle Verwandten dem Vater zum Sprechen ähnlich fanden. Dieser hatte ein ungeahntes Wohlgefühl und zeigte für die Wöchnerin die eifrigste Sorgfalt. Als er nach der Taufe unter den nächsten seiner Freunde beim Schmause saß und mit ihnen Kaffee und Wein trank und Gratulationen und gute Prophezeiungen zu hören bekam, da war sein Glück das eines Mannes, dem zur vollkommenen Zufriedenheit nichts abgeht; ein wahrhaft schönes Bild männlich würdiger Freude. Und wie er dann in den Verschlag zur Wöchnerin trat, sie und das Kind betrachtete, ihre Hand faßte und sie fragte, wie's ihr ginge, und von dem bleichen, jetzt feiner aussehenden

Weibe die Antwort: „gut", erhielt, und ihr darauf die Hand drückte, da war er ein Beispiel ehelicher Zärtlichkeit, wie man es wackerer und treuherziger nicht wohl sehen kann.

Kinder sind ein Mittel, die Seelen der Eltern näher zu verbinden, manchmal aber auch ein Anlaß, sie aus einander zu bringen. Die Freude der Mutter an dem Sprößling kann die Neigung zu dem Vater steigern; aber jener kann die Liebe der Mutter auch so gewaltig auf sich ziehen, daß für diesen nicht viel mehr übrig bleibt. Die Mutterliebe ist natürlicher, darum gemeiner als die Gattenliebe; und besonders diejenige, der ihr Selbst vor allem werth ist, findet es mehr in dem Kinde, als in dem Gatten, und weiht nun jenem ihre Zärtlichkeit, während sie den Mann schätzt als denjenigen, der ihr dieses Glück verschafft hat und noch öfter verschaffen kann. Der Mann, der zunächst Alles und Zweck war, nimmt mehr und mehr die Gestalt eines Mittels an, eines geachteten Mittels allerdings, aber eines Mittels.

Zu dieser Gattung Frauen gehörte auch die Meierin. Nach der Geburt des Sohnes wurde ihre Denkart noch nicht so sichtbar; ja in der ersten Zeit schien es, als ob die Freude über den Buben ihre Neigung zu dem Manne vielmehr gesteigert hätte. Nach und nach, als jener weiter gedieh, änderte sich dies aber, und zuletzt hatte sie hauptsächlich nur Aug und Ohr für das Kind. Als nun ein Jahr später eine Tochter kam, die der Mutter glich, da ward ihr Herz von ihr ganz ausgefüllt; alle Zeit, welche die Hausgeschäfte ihr ließen, gehörte den Kleinen, und der Mann konnte, wenn nicht seiner Wege, doch seinen Weg gehen — allein und ungestört durch Aufmerksamkeiten von Seiten der Frau.

Der Unterschied ihres Benehmens im Vergleich mit dem der ersten Zeit wurde im Lauf des dritten Jahres so groß, daß er dem Meier verdrießlich auffiel und ihn zuweilen ernst-

lich kränkte. Die Frau hatte ihn an kleine Dienſte gewöhnt, die dem Herrn des Hauſes erwieſen werden, um ihm das Leben bequemer zu machen: ſie hatte Kleider, Geräthe hingelegt, wie er ſie brauchte, ihm geholfen beim Anziehen ſeines Gewandes an feſtlichen Tagen, für ihn gedacht und ihn bei einem Gang über Feld ſorglich gefragt, ob er auch alles habe, was er brauche u. ſ. w. Er war mit Einem Wort gut verſorgt und er empfand es behaglich, denn er gehörte zu den Menſchen, die ſich dergleichen gerne thun laſſen. Nun mußte er ſehen, daß man ihn vergaß und ihn zwang, das, was ihm ſonſt entgegengebracht wurde, eigenhändig herzubefördern. Er mußte, wo er früher etwas gethan fand, ohne daß er es verlangt hatte, fordern, rufen, ſogar ſchreien — ohne daß es geſchah. Er mußte die Antwort hören: man habe jetzt keine Zeit, er möge warten, oder es ſelber thun, — eine Antwort, die durch den ärgerlichen Ton, in welchem ſie gegeben zu werden pflegte, keine größere Annehmlichkeit erhielt.

Wie dies nicht mehr nur hie und da geſchah, ſondern Regel wurde, ſchüttelte der Mann bedeutend den Kopf und fand eine ſolche Veränderung durchaus nicht in der Ordnung. Er fühlte ſich zuletzt recht eigentlich gekränkt und ſagte ſich, daß er wohl eine beſſere Frau hätte finden können.

Als er einſt mit der Mutter allein zu Hauſe war, ſprach er ſeine Wahrnehmung gegen ſie aus, zugleich mit der Abſicht, auch dieſer einen kleinen Stich zu verſetzen, da ſie ſich, in ihre Enkel verliebt, jetzt ebenfalls weniger um ihn bekümmerte, wie früher. Aber die alte Meierin ſchalt ihn ohne viel Beſinnens einen „ungeſcheidten Menſchen.“ So wie im erſten Jahr könne es nicht fortgehen; wenn Kinder daſeien, müſſe man für dieſe ſorgen; das gehe in jeder Haushaltung ſo, und ſie müſſe das beſſer wiſſen.

Der Sohn konnte sich von der Wahrheit dieser Rede mit nichten überzeugen. Eine Nachbarin lebte mit ihrem Mann schon acht Jahre und hatte fünf Kinder und doch that sie ihm stets alles, was sie ihm an den Augen ansehen konnte. Sie hatte ihn eben im Grund ihrer Seele jetzt noch so gern, wie im ersten Jahr ihres Hausens; — sie war eine gute Frau.

Das Benehmen der jungen Meierin gegen ihren Mann hatte noch andere Gründe. Auf dem Lande herrscht eine bräuchlich bestimmte Rangordnung. Nach ihr stehen zunächst die Kleinbegüterten unter den Großbegüterten, unter den letzteren selbst machen sich aber je nach der Gütermasse und der Beschäftigung wieder Unterschiede geltend. Wenn im Vergleich zu den übrigen Bauern der Meier, der es wirklich ist, als der erste sich fühlen kann, so hat er doch noch eine Schichte der Bevölkerung über sich in den Wirthen, die zugleich Bräuer sind, und in den Müllern. Diese nämlich haben mit dem Bauern den Grundbesitz und die Wirthschaftsgebäude gemein, das besondere Metier mit den dafür erforderlichen Räumlichkeiten aber voraus, und bilden überhaupt, in der Tracht und auch im Benehmen, einen Uebergang vom Bauern zum Städter oder „Herrn“. Daß nun so einer, wenn er noch dazu reich ist und die Besitzung, die er inne hat, ihm wirklich gehört, sich über dem Bauer, auch wenn er Meier wäre, erhaben dünkt, ist natürlich, und in der Regel findet dies auch wirklich statt, ungeachtet der Höflichkeit, die er dem Bauern als seinem Kunden zu erweisen so klug ist. Das höhere Bewußtsein theilt sich aber begreiflich auch den Kindern mit, die sich gleicherweise schon früh durch feinere Zusätze zur Landestracht auszeichnen.

Die Meierin, als die Tochter eines der angesehensten Wirthe und Bräuer im ganzen Ries — eines Mannes, auf

deſſen Sommerkeller ſich die Gebildeten der Umgegend mit Vorliebe zu verſammeln pflegten — dünkte ſich bei aller Achtung vor ihrem Manne doch höher als er: ſie war der Meinung, daß dem Hauſe durch ihren Einzug in daſſelbe eine bedeutende Ehre widerfahren ſei, und hielt ſich ſchon aus dieſem Grunde für berechtigt, bei dem, was ſie that, vor allem an ſich und an ihr eigenes Wohlgefallen zu denken. Dazu kam aber noch der Inſtinkt der Herrſchbegier und des kräftigen Willens gegenüber der Gutmüthigkeit und Friedensliebe. Der Meier fügte ſich, nur um Streit zu vermeiden; aber als den Nachgiebigen ſah ihn die Frau nun gleichfalls unter ſich, — in jeder Hinſicht alſo beſtimmt, ihr zu dienen und ſich von ihr führen zu laſſen.

Stolz und Eigenliebe, die ihr angeboren und anerzogen waren, ſteigerten ſich unter dieſen Vorausſetzungen zur Hoffahrt und Selbſtſucht. Der Meier, der zuerſt für einen der glücklichſten Menſchen gegolten, eine Zeitlang auch in der That ein frohes Daſein hatte, fühlte in einſamen Stunden ein wahres Ungenügen und wurde von Herzen traurig. Er ſagte ſich, daß auf's Geld und vornehme Freundſchaft doch lange nicht ſo viel ankomme, wie er gemeint, und er hatte den ſcharfſinnigen Gedanken, daß eine Frau mit weniger Geld, aber mehr Herzensgüte, einen Mann am Ende viel glücklicher machen könnte, als eine reiche und ungute. Einmal, als er vom Säen des Sommergetreides nach Hauſe ging und durch die Stille des Mittags um ihn und den Lerchengeſang über ihm reizbarer geſtimmt war, kam ihm ein ſchlankes junges Mädchen entgegen, die von weitem eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Regine hatte. Er dachte an dieſe und erinnerte ſich nach und nach an alles, was ihm von ihr widerfahren war. Er ſtellte ſich ihre Güte und Liebe vor an jenem Palmſonntag, die Freundlichkeit beim Begegnen und

Grüßen, die glücklichen Augen, mit denen sie ihn beim Tanz ansah, die Gutmüthigkeit, womit sie ihm zur Hochzeiterin Glück wünschte, obwohl — —; und er dachte: die wär' besser gegen mich geblieben, wenn ich die genommen hätte! Ein Seufzer entstieg seiner Brust. Einen Moment später strich er mit der Hand über das Gesicht und sagte für sich: „Nun ist's einmal so! Auf der Welt ist's nie ganz, wie's sein sollte, und andere haben auch nicht alles, was sie wünschen."

Daß solche Stunden des Bedenkens und Missens vereinzelt blieben, dafür sorgten übrigens die Arbeiten des Bauers, die ihn immer wieder in Beschlag nahmen und ihn in die Stimmung versetzten, wo man das, was man entbehrt, nicht fühlt und das Leben nimmt, wie's eben ist. Das Dorf hielt ihn noch immer für einen der glücklichsten Männer. Man wußte freilich, daß die Meierin stolz war und das Heft in der Hand hatte; wie weit das aber ging, und daß der Mann darunter litt, das machte sich nach außen nicht sichtbar. Die Frau stellte den Mann auch nur unter sich und unter die Ihrigen; im Vergleich mit andern im Dorf war er ihr der erste, und sie ließ ihm, wo es darauf ankam, durchaus nichts nehmen und gab ihm vor andern seine gebührende Ehre. So blieb das, was dem Gatten zum wirklichen Glück abging, für die Leute ein Geheimniß. Nur die Nachbarin, die ihren „Bauern" noch immer so gern hatte, machte die Wahrnehmung, daß die Meierin sich gegen ihren Mann nicht ganz so benehme, wie's ihr zukam, und dachte bei sich, daß derselbe doch nicht das Leben habe, das er haben könnte.

Glücklich in ihrer Art, ja vollkommen zufrieden war die Meierin selbst. Sie hatte in der That alles, was ihr Herz begehrte: Geld und Gut, gesunde, hübsche Kinder, einen stattlichen Mann, der ihr folgte, und all die äußere Herrlichkeit,

die ihr gebührte. Mit Ausnahme der Frau Pfarrerin, mit der ſich aber eine ſolche nicht vergleicht, war ſie die anerkannt erſte Frau im Dorf, da ſowohl der Wirth, als der in der Nähe befindliche Müller mit etwelchen Schulden geſegnet waren, und deren Weiber, von denſelben einigermaßen gedrückt, den Kopf nicht ganz ſo hoch tragen konnten. Alles war demnach bei ihr in Harmonie, und wer ſie ſah, wie ſie manchmal in ihrem Hof ſtand und umherſchaute mit den Blicken einer Herrſcherin, der ſagte ſich: „das iſt eine, der's nach Wunſch geht!“

Im beginnenden Frühling war Ausſicht vorhanden auf einen neuen Ankömmling in der Familie. Dieſer Umſtand erhöhte das freudige Gefühl des Weibes, und da die jetzt weniger unmüſſige Zeit es geſtattete, ſo wollte ſie vor ihrer Niederkunft noch einen Beſuch bei ihren Eltern machen. Der Mann wurde beordert, das Gefährt auf's beſte herzurichten, ſie ſelber putzte ſich und die Kinder, und im ſchönſten Staat, bewundert von Alt und Jung, fuhr die Familie aus dem Hof und aus dem Dorf, dem Geburtsort der Mutter zu. Groß war die Freude des Wirths und der Wirthin über das vortreffliche Ausſehen der Tochter, der Enkel und auch des Schwiegerſohns. Das „Ahnfräulein“ und die jüngere Tochter des Hauſes trugen auf, was Speiſekammer und Keller boten; man beſichtigte das Prunkzimmer, die Ställe, das Bräuhaus und machte einen Spaziergang durch's Dorf, um beſſeren Appetit zum Abendeſſen zu bekommen. Der Meier konnte nicht ſagen, daß man im Wirthshauſe nicht auch ihm ſeine Ehre gab; aber er mußte doch fühlen, daß er keineswegs die Hauptperſon war. Als er einmal, an der Seite ſtehend, die Familie betrachtete, kam es ihm vor, als ob ſein Weib doch eigentlich nichts wollte, als ſich ſelbſt mit den Kindern den Ihrigen zeigen, dieſe nichts, als die Tochter

mit den Enkeln sehen, und daß man ihn im Grunde nur so „mit ane kommen“ (mit ankommen, mitgehen) ließ. Diese Wahrnehmung konnte ihm nicht wohlthun, und er fühlte sich denn auch je länger je weniger von dem Besuch erbaut. Die Meierin dagegen, die nicht nur von den Ihrigen, sondern auch auf der Gasse und Abends in der Wirthsstube von Bekannten Lob und Ehre und die schönsten Glückwünsche empfing, schwelgte in der Lust des Tages. Spät entschloß sie sich zur Heimfahrt. Die Nacht war ziemlich vorgerückt und die Luft kühl bis zur Kälte, als sie wieder in den Meierhof einfuhren.

Dies war aber der letzte Freuden- und Ehrentag des Weibes. Ihre Stunde kam. Unter heftigen Schmerzen und Nöthen brachte sie ein todtes Kind zur Welt, und zwei Tage darauf war sie eine Leiche.

Der Mann hatte bei den Leiden des Weibes alles vergessen, was er etwa gegen sie zu klagen gehabt; er war ihr auf's theilnehmendste beigestanden, und seine Trauer über das unerwartete Scheiden der Mutter war ernst und aufrichtig. Daß er aber nach Verfluß einer gewissen Zeit innerlich gefaßt und getröstet war und mit neuem Muth in's Leben blickte, wird man ihm nicht verargen.

Das Hinscheiden und die Beerdigung der Meierin war in eben die Woche gefallen, welche die alte Gröningerin zu Augsburg verbrachte. Auf dem Heimweg hatte diese sich nicht enthalten können, ihrem Kutscher, dem nach Augsburg fuhrwerkenden Nachbar, die Aussicht ihrer Tochter mitzutheilen, eine der ersten Wirthinnen der Stadt zu werden. Und nicht lange, so ging im Dorf die Rede herum: die Regine mache in Augsburg ein Glück, wie es noch keine im Dorf gemacht habe; sie heirathe einen Bräuer, der mehr als fünfzigtausend Gulden Vermögen besitze und der sie einzig nur

allein um ihrer Schönheit und ihrer Geschicklichkeit willen nehme. — Als der Meier dies hörte, ward er betroffen und nickte bedeutsam, als wollte er sagen: „Da!“ — Dem Bringer der Nachricht erwiederte er: „Sie verdient's!“

Drei Wochen vergingen, da flüsterte man sich eine andere Neuigkeit zu. Die Schwester des Meiers habe schon wieder eine für ihn — eine so reiche und vornehme, wie die erste gewesen: die Müllerstochter von ***. Sobald sich's schicke, werde die Hochzeit sein. — Die alte Gröningerin verrieth nach dem Anhören dieser Mittheilung ihre Gedanken, indem sie sagte: „Nun müssen wir doch bei dem Augsburger bleiben.“

An dem Gerücht über die Neue für den Meier war so viel wahr, daß die Schwester, der des väterlichen Hauses Glanz über alles ging, sich die Müllerstochter als künftige Meierin ausersehen und gegen den Bruder sich erboten hatte, einstweilen bei ihr auf den Plan hinzudeuten. Der Bruder hatte ihr erwiedert, er könne jetzt noch nicht an's Heirathen denken. Aber sie hatte doch gethan, was sie nicht lassen konnte, und von den Müllersleuten eine Antwort erhalten, die ihr die beste Hoffnung gab.

Da der Meier, in ernster, fast trüber Stimmung, in der That nicht an's Heirathen, auch nicht an vorläufiges geheimes Unterhandeln denken mochte, so war's gut für ihn, daß die Mutter diesmal nicht mit der Tochter Hand in Hand ging, sondern eine andere Candidatin aufstellte, die sie für passender hielt — nochmals eine Wirthstochter. So lange die beiden sich entgegen waren, konnte der Verwittibte ruhig sein und die Zumuthung der einen wie der andern mit den Worten abweisen, sie möchten doch erst selber einig werden.

Nach Verfluß noch einiger Wochen stand die Sache gleichwohl so, daß er sich zur Entscheidung gedrängt sah; aller-

dings nicht zur öffentlichen Verlobung, aber zu einem vorläufigen stillen Ausmachen derselben. Die Mutter hatte eine Erklärung von den Eltern ihrer Wahl herausgebracht, und es ergab sich, daß die Wirthstochter fünfhundert Gulden weniger mitbekommen sollte, als die Müllerstochter. Dies bewirkte, daß die beiden Frauen sich einigten und nun gemeinsam in den Meier drangen. Ein vorläufiger Bescheid war aber darum nöthig, weil der Müllerstochter noch ein paar Bursche zu Gefallen gingen und einer davon, ein Müllerssohn, gefährlich schien. — Der Meier bat sich zwei Wochen Bedenkzeit aus.

Als diese sich ihrem Ende zuneigten, wußte er den Mahnungen der Mutter, sich zu entschließen, damit die am Sonntag wiederkehrende Schwester erfahre, was sie zu thun habe, nichts mehr zu entgegnen. Er kannte das Mädchen, hatte weder gegen sie, die eine Mittelschönheit war, noch gegen ihre Eltern, die sehr im Ansehen standen, etwas einzuwenden, und am Freitag der zweiten Woche war er so ziemlich entschlossen, Ja zu sagen und der Schwester die erste nähere Besprechung zu gestatten. Da ereignete sich etwas, das die ganze Sachlage mit einem Schlag veränderte: Regine kam zu ihrer Mutter zurück. Der Grund davon lag in Vorgängen, die wir ausführlich berichten müssen.

Das Mädchen hatte nach dem Abschied von ihrer Mutter im Bäckerhause das bisherige ruhige Leben fortgeführt. Der Frau war es eine große Sorge gewesen, dem Stadtwirth beizubringen, daß er gegen Regine nichts von seiner Gesinnung merken lassen dürfe, bevor er mit dem Antrag förmlich herausgehen könne. Sie führte ihm zu Gemüthe, daß diese Regine eine gar eigene sei, seine Freundlichkeit falsch deuten und gegen ihn dann eher eine Abneigung fassen könnte; bei ihrem Kopf müßte sie den klaren Ernst sehen, dann würde

sie sich geehrt fühlen und mit Freuden Ja sagen. Dem Freier war diese Bemerkung zuerst curios vorgekommen. Er hatte sich vorgestellt, wenn er jetzt merken lasse, daß er das Mädchen gern habe, würde es ihr die größte Freude sein und sie würde sich vielmehr bestreben, ihm immer mehr zu gefallen, damit er sie baldmöglichst zu seiner Frau mache. Die Bäckerin wußte ihn jedoch zu überzeugen, daß bei dem Wesen des Rieser Bauermädchens, das sie kenne, die Zurückhaltung das Bessere sei; und der Mann gewann es über sich, bei den Besuchen, die er noch machte, der Erwählten gegenüber die Würde eines väterlichen Freundes und Gönners beizubehalten. Es kam ihm schwer an, sich in dieser Art zu mäßigen; denn das Verlangen, die schöne Jungfrau sein zu nennen, wuchs mit jedem Tage und sein Herz pochte mächtig, wenn er sie erblickte.

Endlich nahte die Zeit heran, wo er glaubte, seinen Antrag stellen zu dürfen. Er theilte der Base seinen Entschluß mit und diese bat ihn, sie nur machen zu lassen und in acht Tagen bei ihr einzukehren. Ungesäumt schrieb sie der Gröningerin, ihr jetzt den Brief an Regine zu schicken mit ihrer Willensmeinung wegen der Heirath, und als dieser in ihren Händen war, glaubte sie alles in Händen zu haben und sagte triumphirend zu dem Bäcker: „Morgen haben wir eine Braut im Hause!“

Der Morgen kam. Eine Stunde vor der Zeit, wo sie den Wittwer als Freiersmann erwartete, nahm die Bäckerin ihr Bäschen in die Nebenstube. Hier machte sie ein feierliches Gesicht und begann: „Nun, Mädchen, jetzt ist doch eingetroffen, was ich dir immer gesagt habe und was du mir nicht geglaubt hast. Ein Augsburger, der eine der ersten Wirthschaften hat und zwanzigmal so viel Vermögen als du, will dich heirathen und wird kommen und um dich an-

halten. Er hat sich in dich versehen — und thut's nicht anders."

Das Mädchen war tief betroffen und erröthet; konnte sie doch nur annehmen, daß von einem jungen Mann die Rede und der Antrag also für sie jedenfalls eine große Frage wäre. Erregt versetzte sie: „Wie kann ich, ohne daß ich vorher mit meiner Mutter gesprochen" — „Was deine Mutter denkt", fiel die Base ein, „das kannst du hier lesen." Sie übergab ihr das Schreiben.

Regine brach es auf und las. Noch war sie nicht in die Mitte der ersten Seite gekommen, als das Rosenroth ihres Antlitzes plötzlich dunkler wurde und ihre Wangen erglühten. Ohne den Brief zu Ende zu lesen, steckte sie ihn ein und rief: „Schicken Sie nur gleich den Lehrbuben zu dem Mann und sagen Sie ihm, daß er zu Hause bleiben soll!" — „Wie!" rief die Frau, die vor Ueberraschung und Schreck ordentlich erblaßte; „bist du von Sinnen?" — „Es wäre kein Wunder", entgegnete das Mädchen mit dem Ausdruck der Gekränktheit und des Vorwurfs. „Eine solche Sache macht man hinter meinem Rücken ab und will mich mit Gewalt dazu bringen? Aber da kennt man mich nicht, wenn man glaubt, ich lasse mich zu so etwas nöthigen."

Die Base schaute sie erstaunt an. Obwohl sie in ihr schon öfter den Geist des Vaters erkannt hatte, auf eine solche Entgegnung war sie doch nicht gefaßt. Sie gab ihrem Gesicht den strengsten Ausdruck, hielt aber noch an sich und sagte: „Was hast du an dem Mann auszusetzen?" — „Alles!" rief das Mädchen. „Er ist mir zuwider gewesen von jeher, erst wegen seiner Zudringlichkeit und dann wegen seiner einfältigen Vornehmheit. Ich erschreck' ordentlich bei dem Gedanken, ihn zum Mann zu haben. Wenn ich seine

Frau sein müßt', ich sag' es Ihnen, augenblicklich lief' ich fort und spräng' in den Lech!"

„Du bist toll und redest gottvergessen!" entgegnete die Base. „Ein Mann im besten Alter, gesund, kräftig, stattlich, ein Mann, der noch ganz andere Mädchen haben könnte, wie du bist — " — „Er soll sich eine nehmen davon!" rief das Mädchen dazwischen. — „Ein Mann", fuhr die Base nachdrücklicher fort, „der wegen seines Vermögens und wegen seiner Geschicklichkeit in der größten Achtung steht, die angesehenste Freundschaft hat, und der dich zur Frau begehrt, weil er eben in dich vernarrt ist; ein Mann, der dich auf den Händen tragen wird und bei dem du ein Leben führen wirst, wie im Himmel. — Ist's denn möglich, so einen Mann zu verschmähen, weil er nicht mehr zwanzig Jahr' alt ist? Ist's möglich, die Gelegenheit zu versäumen, eine der ersten Bürgersfrauen hier zu werden, aus bloßer dummer Ziererei?" — „Nicht aus Ziererei", entgegnete Regine mit nachdrücklichem Ernst, „sondern weil ich den Mann nicht leiden kann."

„Du wirst ihn leiden können", rief die Bäckerin eifrig, „ich steh' dir gut dafür! Du hast die falsche Meinung junger Mädchen, die nicht wissen, was der Ehestand ist. Probir's nur erst und wir wollen sehen, was du nach einem Vierteljahr sagst! So einen Mann kann man nicht anders als gern haben, weil er ein rechter Mann ist und ein ganzer Mann und nicht so einer, wie sie jetzt herumlaufen; einer vom alten Schlag, der nach dreißig Jahren noch gerade so aussehen wird wie jetzt. Und wie ist er verliebt in dich! wie ein Achtzehnjähriger! Er denkt nur an dich, er sehnt sich über die Maßen, dich als seine Frau bei sich zu haben"! — „O", rief das Mädchen, vor dem bloßen Gedanken sich wehrend, „er wird mich nie bei sich haben!" — „Er wird dich

haben, du dummes Ding", rief die Base mit Heftigkeit, „und du wirst Gott danken, daß er dich hat! Er ist der Mann, ein Mädchen glücklich zu machen, ein Ehrenmann, ein Kernmann, ein Mann, wie du keinen mehr finden wirst in der ganzen Welt!"

Die Frau wäre im Zuge gewesen, noch eine Weile so fortzufahren; aber die Geduld Reginens hatte ein Ende. „Base", rief sie, „Ihr Reden ist umsonst! Ich thu's nicht, um die ganze Welt nicht! — Und das ist mein letztes Wort!" Dies ward mit einer Kraft aus dem Innersten gesprochen, daß die Bäckerin verstummte. Sie betrachtete das Mädchen, das hocherregt dastand, forschend, kopfschüttelnd, und sagte dann: „Es ist ja gerade, als ob ein böser Geist in dich gefahren wäre. Einen solchen Antrag auszuschlagen! Ein solches Glück hochmüthig wegstoßen und der Mutter ungehorsam sein und ihren Wunsch verachten! — Was wird die dazu sagen, wenn sie's erfährt?"

Regine schwieg. Aus ihrer Miene wich der Ausdruck der Entrüstung und machte dem des Bedauerns Platz. Dann sagte sie mit dem Ton der Ergebung, aber zugleich der Hoffnung: „Meine Mutter ist eine gute Mutter und eine verständige Frau. Wenn ich ihr alles sage, wie mir's um's Herz ist und warum ich nicht kann, dann wird sie mir verzeihen." — „Du irrst dich!" versetzte die Frau streng. „Ich weiß, was deiner Mutter daran liegt, ich weiß, wie sie sich schon darüber gefreut hat. Sie wird dir's nie vergeben, so lang sie lebt." — Energische Tritte auf der Straße veranlaßten sie, durchs Fenster zu sehen. „Gott im Himmel", schrie sie auf, „da kommt er schon! Er hat's nicht erwarten können! Mädchen!" rief sie zu Regine gewandt in flehendem Ton, „um Gotteswillen, besinne dich, sag' Ja! Ich steh' ja in der Schande da vor diesem Mann! Sag nur nicht Nein!

Sag, du willst's überlegen!" — „Nein, Frau Base", versetzte Regine, „das wär' unrecht von mir. Da es fest beschlossen ist, daß ich unter keinen Umständen seine Frau werde, so muß ich seinen Antrag auch gleich ausschlagen und ein für allemal. Sagen Sie's ihm — und geben Sie's ihm so süß ein, wie Sie können."

Sie öffnete die Thüre und ging durch die große Stube rasch in die Küche. „Unverschämter Bauernstolz!" rief das im Zorn ihrer eigenen Herkunft vergessende Weib, indem sie bis in die Stube nachging. „Das hat man davon, wenn man sich solcher Leute annimmt und was aus ihnen machen will! Aber nun ist's auch aus mit uns zweien! Fort soll sie mir! — fort zu ihren Bauern!"

Die Thür ging auf und herein trat der Bräuer im schönsten Staat. Dunkel waren die Stoffe, wie sich geziemte; aber ordentlich Strahlen gingen aus von dem neuen Tuchrock, von der geblümten Atlasweste und von dem Hut, der so eben aus dem Laden des Verfertigers gekommen war. Das Gesicht des Ehrenmannes verrieth eine gewisse Befangenheit, die indeß bezwungen und niedergehalten war von dem Bewußtsein dessen, was seinen Antrag unwiderstehlich machte; und über den Resten der Sorge triumphirend schritt er mit dem Gruß des Tages zur Frau des Hauses. Diese dankte in einem Ton, der jedem andern aufgefallen wäre; aber der Liebhaber, dem heute ein besonderes Achthaben auf andere nicht zuzumuthen war, fragte mit ungestörter Zuversicht: „Haben Sie mit der Regine gesprochen, Frau Base?"

Die Frau sah ihn an, und halb noch erzürnt über die Widerspenstige, halb mitleidig sagte sie: „Ach, Herr Vetter, das Mädchen ist Sie nicht werth! Sie können ganz andere haben!" — Der Bräuer, diese Worte falsch deutend, erwiederte mit Ernst: „Nun, Frau Base, in dieser Sache kommt's,

wie ich glaube, nur auf meine Ansicht an.“ — „Das eben nicht“, entgegnete die Frau, „sondern hauptsächlich auf die Ansicht des Mädchens, und die ist verrückt!“ — „Wie!“ rief der Freier, indem er sie mit vergrößerten Augen ansah. — „Nun“, versetzte die Bäckerin, in welcher der Unmuth wieder die Oberhand gewann, „heraus muß es einmal! Denken Sie sich — sie will nicht, die dumme Rieser Gans!“ — „Sie will nicht?“ wiederholte der Mann. „Und warum nicht?“ — „Weil sie eine hochmüthige Närrin ist,“ entgegnete die Frau, „in ihrer Entrüstung aller Höflichkeit vergessend und mit der Wahrheit herausplatzend; „weil Sie ihr nicht jung und schön genug sind! — weil sie einen Mann von Ihrem Alter und Ihrer Statur nicht gern haben kann!“

Nach dieser rückhaltlosen Eröffnung zeigte das Gesicht des Freiers eine seltsame Reihe von Empfindungen. Zuerst überkam ihn eine Bestürzung und eine Scham, daß das Blut aus den Wangen zurücktrat und eine bläuliche Blässe darauf lagerte, wie man sie an dem gesunden Mann bisher nie erblickt hatte. Alsbald aber regte sich das Selbstbewußtsein, und das Gefühl der erlittenen Beschimpfung erzeugte eine Entrüstung, die wuchs und wuchs und anschwell zur Wuth und zur tiefen Verachtung derjenigen, die so über ihn zu urtheilen sich erfrecht hatte. „Was“! rief er, nachdem die Blässe seines Gesichts dunklem Roth Platz gemacht hatte, „dieses Rieser Bauernmädchen hat die Unverschämtheit! — Eine Magd, die ich zur angesehensten Frau machen wollte, schlägt mich aus? Einem Bettelmädchen bin ich nicht gut genug?“

Der Mann hatte den Hut abgelegt und ging schnaufend in der Stube auf und ab. „So geht es“, rief er mit gesteigertem Grimm, „wenn man sich mit solchem Volk einläßt! Hoffärtig werden sie, wenn man sich zu ihnen herunterglebt,

und kennen sich vor Einbildung selber nicht mehr. Sollte dieses Affengesicht nicht Gott danken, daß sie ihr Bischen Schönheit so gut anbringen kann? Und sie verschmäht mich, — mich, weil ich — — nun, der wird's gehen, wie sie's verdient! Ein gestandener Mann ist ihr zu alt und nicht schön genug? Sie wird Schöne und Junge haben können, die da; und das Ende vom Lied wird sein, daß sie mit Schand und Spott hinter'm Zaun verhungert!"

Diese Reden der Wuth und der Erbostheit waren so rücksichtslos accentuirt, daß Regine in der Küche jede Sylbe verstand. Ihrerseits entrüstet hatte sie die Klinke gefaßt und die Thüre geöffnet, als der Bräuer eben die letzte Phrase vollendete. Mit der Ueberlegenheit des guten Gewissens die Bäckerin betrachtend, in ruhiger, aber allerdings tiefer Verachtung sagte sie: „Nun Base, hab' ich nicht Recht gehabt, diesen Mann auszuschlagen?"

Beide, Mann und Frau, waren auf diese strafende Frage betroffen. Der letzteren waren die Ausdrücke des Zornigen doch etwas zu stark gewesen, und sie schwieg daher; aber der Abgewiesene faßte sich und begann mit neuem Grimm: „Sie ist eine —" — Weiter kam er nicht. Regine, die eine Schmähung kommen sah, warf einen funkelnden Blick auf ihn und rief mit aller Kraft der Entrüstung: „Schämen Sie sich!" — Der Mann hielt inne und ließ sie ruhig in die Küche gehen.

Nach einer ferneren Explosion seinerseits und beschwichtigenden Trostworten von Seiten der Base, die uns nicht weiter interessiren, begab sich der Wittwer nach Hause und faßte den Vorsatz, nur eine Ebenbürtige glücklich zu machen.

Der Aufenthalt der jungen Rieserin in Augsburg hatte seine Endschaft erreicht. Denselben Tag noch packte sie ein Kistchen mit ihren Sachen, accordirte mit einem nach Nördlingen fahrenden

Lohnkutscher, und nahm, was ihr für den Dienst gebührte, aus den Händen des Bäckermeisters, der dies von ihr gefordert hatte. Am andern Morgen trat sie reisefertig in die Stube. Der Kutscher fuhr eben an, die Minuten waren gezählt. In ihrem Kämmerlein, in der Stille der Nacht, hatten ihr die Auftritte des Tages doch Leid gethan. Sie glaubte gegen die Base, die's am Ende nur gut meinte, zu scharf, zu heftig gewesen zu sein, und hatte sich vorgenommen, sie beim Abschied wo möglich zu begütigen. Mit sanfter, fast trauriger Stimme sagte sie zu ihr: „Frau Base, ich bedaure es von Herzen, daß ich so aus einem Hause scheiden muß, wo ich so viel Gutes genossen habe." — Die Bäckerin erwiederte: „Du hast's nicht anders haben wollen. Nun, such' eben dein Glück wo anders, wenn dir eines bestimmt ist."

Diese Rede war mit einer kalten Gemessenheit gegeben, die noch immer ein unversöhntes Herz verrieth. Das Mädchen versetzte gleichwohl mit Wärme: „Haben Sie Dank für alles und leben Sie wohl!" Sie wollte ihr die Hand reichen; die Frau that, als nähme sie es nicht wahr, und ließ ihren Arm unbewegt; aber die Hand sollte nicht vergebens ausgestreckt sein. Der gute Bäckermeister ergriff sie. Indem er sie väterlich drückte und das Mädchen dabei so liebevoll ansah, wie man es ihm kaum zugetraut hätte, sagte er: „Lebwohl, Bäschen, und sei auch du bedankt! Wir sind gut versorgt gewesen, so lang du im Hause warst, und ich mein', so ein braves, geschicktes und verständiges Mädchen kriegen wir nie wieder. Wenn gute Leute glücklich sind in der Welt, dann wirst du Glück haben! Lebwohl!" — „Lebt alle wohl!" rief das Mädchen, indem sie mit feuchten Augen das Ehepaar, den gleichfalls herbeigekommenen dermaligen Gesellen und den Lehrjungen ansah. „Lebt glücklich und haltet mich in gutem Andenken!"

In wenigen Minuten rollte sie aus dem schönen Augsburg. Abends, nachdem sie ihre Liste zu Harburg abgegeben hatte, wanderte sie nach ihrem Dorf.

Ihre unerwartete Ankunft bei den Ihrigen überraschte höchlich; aber das Gespräch mit der Mutter endete nicht so, wie die Base von Augsburg gedroht, sondern wie's die liebende Tochter prophezeit hatte. Die alte Gröningerin hatte die Verbindung mit dem Bräuer lebhaft gewünscht, aber nie recht daran glauben können. Sogar während sie ihren Brief schrieb, war ein Zwiespalt in ihrem Herzen. Eine reiche Bürgersfrau zu „machen", erschien ihr freilich sehr lockend, und sie stellte sich vor, wie gar manche Heirath eines Wittwers in gewissen Jahren mit einem jungen Mädchen schon gut ausgefallen sei. Auf der andern Seite mußte sie aber doch auch sich denken, daß dieser Mann ihrer Regine nicht gefallen werde, und daß dem hübschen und jungen Kind ein hübscher und jüngerer wohl zu gönnen wäre. Sie tröstete sich mit dem bekannten Wort: „Alles kann eben nicht beisammen sein", und sandte das Mahnschreiben ab, hoffend und fürchtend. Als nun Regine, nach der Begrüßung der Familie, in der oberen Stube ihr erzählte, wie's gegangen sei, und erklärte, sie habe den Mann nicht heirathen können und dürfen, es wäre eine Sünde gewesen, wenn sie ihn genommen hätte; denn sie habe nicht bloß gar keine Liebe zu ihm gehabt, sondern er sei ihr zuwider gewesen, sie könne gar nicht sagen, wie, — da war die alte Bäuerin stumm, und nur ein Seufzer entschlüpfte ihren Lippen. Regine faßte ihre Hand und sagte liebevoll: „Mutter, sei nicht traurig, es ist wahrhaftig nicht der Mühe werth! Ich werde noch einen andern Mann bekommen, als so einen! Einige Jahre kann ich immer noch warten, und es müßte ja sonderbar zugehen, wenn grad' ich keinen kriegte, den ich auch möchte."

— Die Mutter erwiederte: „Wir wollen das Beste hoffen. — Aber ihr Kinder macht einem Sorgen!“ Nach einer Minute setzte sie resignirt hinzu: „In Gottes Namen!“ Sie sagte der Tochter nichts davon, daß unterdeß der Meier auch Wittwer geworden sei; denn sie hätte ja hinzufügen müssen, daß die Familie schon wieder eine neue für ihn habe, und sie wollte es lieber dem Zufall überlassen, diese Nachricht an sie zu bringen.

Wenn das Mädchen diesen Abend nichts mehr von dem Meier hörte, so war es doch vom Schicksal beschlossen, daß dieser noch etwas von ihr vernahm. Regine befand sich eben in der untern Stube bei der Familie und streichelte die Kinder ihres Bruders, die sich zärtlich an sie angeschlossen hatten, gewonnen sowohl durch die Liebenswürdigkeit des „Bäschens“ wie durch einige treffliche Süßigkeiten, welche sie vom Conditor zu Harburg mitgenommen, als ihre rundköpfige Gespielin „Kätter“ (Katharina) rasch hereintrat und sie freudig begrüßte. Diese Treue hatte ihre Ankunft erfahren und konnte aus Anhänglichkeit und Neugier nicht umhin, sie sogleich aufzusuchen. Nachdem sie sich an dem Anblick und dem Benehmen der Freundin geweidet hatte, sagte sie lächelnd: „Nun, und wie lang wirst du bei uns bleiben?“ — „Hier im Dorf?“ erwiederte Regine. „So lang wie möglich, immer, wenn sich's schickt.“ — „Wie!“ rief die andere verwundert, „wirst du denn nicht Wirthin in Augsburg?“ — „Ah so!“ versetzte Regine, ihrerseits lächelnd. „Nein, meine gute Kätter, da wird nichts draus. Der Mann ist nicht nach meinem Geschmack.“ — „Im Ernst?“ — „Im Ernst“, erwiederte das Mädchen ernsthaft. „Kannst's jedermann sagen, wenn du willst.“

Die Kätter verwunderte sich bedeutend, ließ sich aber diese Erlaubniß nicht zum zweitenmal ertheilen. Nach eini-

gen freundlichen Reden und Versicherungen ging sie fort — und eine Stunde später erfuhr der Meier von einer Nachbarin nicht nur, daß die Regine angekommen, sondern daß sie über die Maßen schön geworden sei und daß sie den Augsburger Wirth nicht heirathe, weil er ihr nicht gefalle.

Als am Sonntag darauf die Schwester erschien, hatte der ländliche Wittwer sein Bäschen noch nicht gesehen, denn er trug eine Scheu, die Familie Gröninger zu besuchen; aber auf die Anfragen der beiden Frauen erklärte er, er könne sich noch nicht entschließen, wegen einer neuen Heirath etwas auszumachen, auch nicht im Geheimen. Es schicke sich nicht, jetzt schon wieder an eine andere zu denken, wo sein Weib noch kein Vierteljahr todt sei. Die Sache würde doch nicht verschwiegen bleiben und man würde ihn darum ansehen. Ihm eile es auch gar nicht, er könne recht gut die schickliche Zeit abwarten und er wolle es thun, das sei beschlossen. Alles Zureden war umsonst. Der Meier entgegnete wiederholt, er habe sich die Sache jetzt erst recht überlegt, und blieb bei seinem Satze. Die Schwester, die sich am meisten ereifert hatte, wurde ernstlich böse und verabschiedete sich mit der Drohung, sie ziehe ihre Hand von ihm ab und er solle dann nur sehen, wo er eine kriege. Die Alte machte ein Gesicht, aus dem nicht nur Unmuth, sondern auch Argwohn sprach. Sie hatte eine Ahnung von dem eigentlichen Grund der Weigerung und erleichterte ihr Herz in Andeutungen und ungünstigen Prophezeiungen.

Regine erfuhr den Tod der Meierin und den Plan der Familie wegen der Müllerstochter am andern Morgen nach ihrer Heimkehr von der Schwägerin. Es kostete sie Mühe, die Bewegung zu verbergen, in welche diese beiden Nachrichten sie versetzten. Als sie allein war, schüttelte sie traurig das Haupt. Nach und nach empfand sie doch großes

Verlangen, den „Vetter“ zu sehen. Aber es ging ihr wie ihm: sie trug Bedenken, bei ihm einzukehren, und wartete darum auf ein zufälliges Zusammentreffen.

Dieses erfolgte ein paar Tage später. Wie so oft in früheren Zeiten kamen sie sich auf der Gasse entgegen; aber jetzt mit welch verschiedenen Empfindungen! Der Meier, sie von weitem erkennend, wurde roth; dem Mädchen klopfte das Herz und hob sich der Busen. In Verwirrung beide kamen sie einander entgegen und grüßten sich mit der feierlichen Gutmüthigkeit, womit natürliche Menschen die innere Bewegung zu verbergen streben. Regine faßte sich zuerst und begann mit ernster Theilnahme und sanftem Ton: „Ihr habt unterdessen die Frau Base verloren, Vetter.“ — „Ja“, erwiederte der Meier ernst. „Aber“, setzte er nach kurzem Besinnen hinzu, „warum nennst du mich denn Ihr? Kennen wir uns nicht von Jugend auf und soll ich „per Sie“ mit dir reden?“ — „O nein“, versetzte das Mädchen erröthend, „ich hab' nur gemeint — aber du bist ja mein Vetter.“ — „Das mein' ich auch“, sagte der Meier. — „Und“, fuhr er, durch die erste Annäherung erfreut und seiner Verwirrung entboben, fort, „ich bild mir was darauf ein, so ein Bäschen zu haben. Das Stadtleben ist dir angeschlagen, Regine, wahrhaftig, du siehst aus wie's Leben. — Und du willst jetzt doch wieder bei uns bleiben, wie man sagt? Wirst du dich auch wieder dran gewöhnen?“ — „Ich hoff's“, erwiederte Regine. „Die Stadt hab' ich nun probirt und in den drei Jahren, wo ich droben war, hab' ich zuletzt auch genug dran bekommen.“

Den Mund des Meiers umspielte der Schein einer glücklichen Empfindung. „Man hat hier vor einiger Zeit gesagt, du würdest ganz droben bleiben.“ — „Da hat man eben was Falsches gesagt“, erwiederte Regine, vor sich hin-

ſehend, „wie das ſo oft geſchieht. Ich bleib', wo ich geboren bin und wo ich am liebſten bin. — Nun", fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe ausweichend fort, „und ſonſt geht's dir gut? Du biſt geſund, wie ich ſehe." — „Gottlob", verſetzte der Meier, „das bin ich. Aber wie's einem eben geht, wenn das Weib im Hauſe fehlt. Man hat alle Hände voll zu thun, und iſt doch nichts ausgerichtet." — „Nun", entgegnete Regine, „du mußt dir halt um eine neue ſehen, das geht bei einem ſo großen Geſchäft nicht anders." Und lächelnd ſetzte ſie hinzu: „Man hört ja auch, daß ſchon wieder etwas im Werk iſt und daß mit der Zeit eine kommen wird." — „Bewahre", fiel der Meier haſtig ein; „das iſt ein bloßes Gerede. Angetragen hat man mir allerdings eine, aber ich hab's ganz und gar von der Hand gewieſen. Vorläufig denk' ich —" Er wollte ſagen: „nicht ans Heirathen." Aber das Mädchen war bei den letzten Worten ſo hold erröthet und ein ſolches Licht der Wonne hatte ſich über ihr Antlitz ergoſſen, daß er mitten inne hielt und ihr nach einem Moment des Schauens mit einem Blick der innigſten Liebe in's Geſicht ſah.

Es war gut für beide, daß jetzt ein alter Bauer nahte und ſchon von weitem rief: „Guten Tag miteinander!" Regine dankte und ging weiter. Sie fühlte einen Sturm im Herzen, ſo mächtig und ſo ſüß, daß ſie am ganzen Leib erbebte und ihre Füße ſie kaum nach Hauſe trugen. Der Geliebte liebte ſie — da war kein Zweifel. Und ſie wurde Meierin, keine andere. — Was ihr Geiſt nicht zu denken, ihre Seele nicht zu hoffen wagte, das rief ihr Herz und ihr Blut ihr zu, wieder und wieder. Und das Herz hatte Recht. Der Meier, von der Schönheit des Mädchens gänzlich eingenommen, vollkommen glücklich durch die Nähe erzeugung, daß ihn das Bäschen immer noch lieb habe, ja lieber als jemals,

beſchloß auf dem Heimwege: Die wird Meierin und keine andere!

Er hatte eine Empfindung, wie nie in ſeinem Leben. Die Regine gefiel ihm nicht nur, ſein Herz begehrte ſie nicht nur, er hatte ihr gegenüber ein Gefühl der Hochachtung wie vor etwas Vornehmerem. Allerdings war das Mädchen nicht nur in Schönheit erblüht, aus ihrem Antlitz ſprach ein edlerer Geiſt, ein feſteres Herz, ein tieferes Gemüth, als man ſie auf dem Lande für gewöhnlich zu finden pflegt. Das Stadtleben war in keiner Hinſicht ohne Frucht geblieben. Die Jungfrau war ausgereift nicht nur äußerlich, ſondern auch innerlich; ſie hatte nicht nur äußere gute Sitte und Anſtand gelernt, ſondern auch Erfahrungen gemacht und Proben beſtanden; und das zuſammen gab ihrer Perſon etwas Auszeichnendes, das der Meier fühlte. Er freute ſich, ihr nicht nur die größte Liebe, ſondern auch die größte Ehre erweiſen zu können, indem er ſie als Meierin in ſein Haus führte und zur erſten Frau des Dorfes machte.

Je gewiſſer es indeß beiden war, daß ſie zuſammen gehörten und zuſammen kommen würden, deſto weniger fühlten ſie einen Drang, es nun auch äußerlich ſogleich mit einander richtig zu machen. Sie waren Eins — damit war die Unruhe beſiegt, die Ruhe geſichert — die Ruhe des Innerſten, die gar wohl mit innigem Verlangen und lieber Erregung verbunden ſein, aber auch mit dieſer zuſehen und warten kann. —

Der Meier ſtattete der Familie Gröninger bald ſeinen Beſuch ab, was er ja auch in Abweſenheit der Regine zuweilen gethan hatte. Nachdem man ſich in behagliche Vertraulichkeit hineingeplaudert, lud er das Mädchen ein, auch ſeine Mutter zu beſuchen und den Meierhof wieder einmal zu ſehen. Regine verſprach es. Am nächſten Sonntag Nach-

mittag kam sie. Die Alte, trotz ihres Argwohns, begrüßte die Heimgekehrte mit all der würdigen Freundlichkeit, wie der Brauch sie fordert; sie hob sogar mit Eifer die Ehre der „seltsamen Einkehr" hervor und wünschte nur, daß dem Bäschen nach dem Leben in der Stadt, wo alles besser sei und feiner, ihre Sachen auch noch schmecken möchten. Regine antwortete auf dieses und anderes bescheiden, voll wahrer Achtung und mit so natürlich sanftem und herzlichem Ton, daß die Frau ihr nicht böse sein konnte. Sie betrachtete den schönen Gast mit einer eigen gemischten Empfindung. Ihr Gesicht, ihre Statur und ihr Benehmen gefielen ihr überaus, ja flößten ihr Achtung ein; aber allerdings mußte sie sich sagen, daß sie damit eben nur um so gefährlicher wurde. — Das Mädchen schien auf den anwesenden Meier wenig Acht zu haben und nur für die Mutter da zu sein; und der Meier behauptete seinerseits eine ernste Freundlichkeit, bei der er nicht über die höflichen Formen hinaus ging, die man einem Besuch schuldig ist. Dessen ungeachtet glaubte die Erfahrene in den Gesichtern beider etwas zu bemerken, was auf ein gewisses Einverständniß deutete. Ihr Herz, das an dem alten Plane hing, erhob sich dagegen; allein merken lassen durfte sie nichts. In Folge der Unterhaltung beim Kaffee wurde sie zuletzt so weit gebracht, das Unglück, das ihr drohte, wenn es nun wirklich eintreffen sollte, doch nicht für das größte zu halten, das ihr überhaupt begegnen könnte.

Von dieser Zeit an erschien der Meier bei den Gröningersleuten öfter als sonst, obwohl nicht so oft, daß es auffallend und unschicklich befunden werden mußte; denn der Bauer beobachtet die Formen des ihm eigenen Anstandes vielleicht am gewissenhaftesten. Es war dennoch oft genug, um die beiden Seelen zufrieden zu stellen und sie stets wieder zu still glücklichem Warten zu befähigen.

Den ganzen Sommer über kam es zu keiner Erklärung. Der Wittwer, der Geliebten sicher, wollte jetzt gerade das Trauerjahr oder wenigstens den größten Theil davon hingehen lassen, bevor er um sie anhielt. Beide gingen aber doch schon mit einander um, als ob sie versprochen wären. Wenn sie zusammen kamen, grüßten sie sich mit so herzlicher Freundlichkeit, um die Lippen spielte ein so glückseliges Gefühl der Befriedigung und ihre Augen blickten so verständnißinnig in einander, daß sie eine weitere Erklärung gar nicht für nöthig hielten.

Das Verhältniß war so schön, daß man eine Fortdauer desselben ordentlich wünschenswerth finden mußte. Denn das, was nachher kommen sollte, war freilich noch schöner; aber eben weil es gewiß kam und damit das jetzige Verhältniß zu Ende ging, wollte man diesem nicht mit Fleiß eilend ein Ende machen. In die Gegenwart glänzte die schönere Zukunft schon herein, und sie zogen es vor, diese noch eine Zeit aus der Ferne zu betrachten, weil sie auch da schon überaus lieblich war. Ein Monat verging nach dem andern, und noch immer war der Entschluß nicht gefaßt, das Wort der Verlobung zu sprechen.

Von außen wurde dieser Verkehr des Meiers mit der Geliebten nicht gestört. Die Schwester hatte fortgetrutzt, und als ihr die alte Meierin an einem dritten Ort ihre Vermuthung wegen der Regine mittheilte, konnte sie das nur in ihrem Vorsatz bestärken, einen Menschen, der einen solchen Gedanken zu fassen vermochte, seinem Schicksal zu überlassen. Der Bemerkung der Mutter wegen der Schönheit und des geschickten Benehmens des Mädchens hatte sie ein geringschätziges Achselzucken entgegengesetzt und sich unmuthvoll nach Hause begeben. In dieser Beziehung sicher hatte der junge Wittwer auch von seiner Mutter nichts zu befahren; denn

die alte Meierin befand ſich in jenem Zwieſpalt der Empfindungen, wo man nicht weiß, was man thun ſoll, des Miteingreifens daher überhaupt ſich enthält und die Dinge ihren Gang gehen läßt. Noch weniger kam begreiflicherweiſe eine Einrede von der Familie der Geliebten. Dieſe hatte freilich ſehr bald bemerkt, wo der Meier hinaus wollte; aber was konnte es für ſie Angenehmeres und Ehrenvolleres geben? Die Mutter namentlich dachte, wenn ſie die zwei ſo ſchön beiſammen ſitzen ſah, faſt den Mund nicht zuſammen und verſchönte ſich ordentlich ſelber in ihrer Freude. Wie glücklich pries ſie ſich, daß aus der Heirath mit dem Bräuer nichts geworden, daß ſich Regine nicht dazu hatte nöthigen laſſen, und ſtatt des alten, hoffärtigen Stadtherrn den ſchönen, jugendkräftigen Meier bekam, der ſie ſo gern hatte und zur vornehmſten Bäuerin in der Umgegend machte! Das Wohlgefühl der guten Alten war vollkommen. Ihre beiden Söhne waren verſorgt, denn auch der ältere hatte das Jawort der Hoferbin erhalten und gedachte noch in dieſem Jahr als „Bauer" bei ihr einzuziehen. Wenn ihre Tochter nun überdies noch Meierin wurde — was konnte ſie auf Erden noch wünſchen? Alles hatte ſie — Alles! Sie konnte ihre letzten Tage ſelig verleben und ruhig ihre Augen ſchließen.

Zunächſt ſollte das Glück ihres Aelteſten beſiegelt werden. An einem ſchönen Sonntag des Spätherbſtes fuhr die ganze Familie mit Ausnahme der Regine nach dem Geburtsort der jungen Gröningerin ab, um im Hauſe der ebenfalls dort aufgeblühten Erwählten den Heirathstag zu halten. Mancher Bekannte ſah dem fortrollenden Wagen heiter nach und die am Wege Stehenden riefen dem Hochzeiter wohl auch einen fröhlichen Glückwunſch zu. In Einem erweckte aber der Anblick des Gefährtes eine eigenthümliche Empfindung. Sie waren alle droben auf dem Wagen — auch die

junge Mutter mit den Kindern, die man den Großeltern zeigen wollte — Alle, mit Ausnahme einer Einzigen! Sie hütete das Haus — und war allein. — Bei diesem Gedanken fuhr ein Blitz in das Herz des Meiers und entzündete plötzlich ein Verlangen, die Eine in ihrer Einsamkeit zu sehen. Und wenn heute das schon gereifte Verhältniß besiegelt und verbrieft wurde, so sollte ein anderes doch auch einen wesentlichen Schritt vorwärts gebracht werden.

Regine saß um die dritte Stunde des Nachmittags in der Stube und nähte an einem Kleid für das jüngste Bruderkind. Sie war ganz allein, die Magd in ihrer Kammer, der Knecht im Stall und sonst niemand zu Hause. Die Sonne schien sanft durch das Fenster, tiefes Schweigen erfüllte den Raum und nur die Wanduhr tickte stärker, als sie es sonst am Tage zu thun pflegt. Das Gesicht des zuweilen aufschauenden und von der Arbeit ruhenden Mädchens hatte einen seltsamen Ausdruck: heiter der Grundton, heiter der Blick der schönen braunen Augen, aber um die Lippen ein leises Spiel trämmerischer Wehmuth, auf eine ernste Empfindung deutend, die sich mitten unter frohen, zukunftreichen auch zu regen begonnen hatte. Woran dachte die Jungfrau? Sie war glücklich, sie wußte, daß das höchste Glück, das sie ersehnt hatte von Jugend auf, ihr zu Theil werden sollte, sie wußte es mit völliger Sicherheit. Aber wie viel hatte sie erfahren und wie viel hatte sie leiden müssen, um dahin zu gelangen! Und eine andere mußte fort aus dem Leben, fort, um ihr Platz zu machen und Einlaß zu gewähren in das Haus der Liebe, der Ehre, der Herrlichkeit!

Im Glück, angeglänzt und angeduftet schon von der seligen Fülle der Zukunft, empfand dieses Mädchen, wie nahe der Lust das Leid steht, wie die Lust geboren wird aus dem Leid und dieses einen Schatten wirft in sie, weil die Seele

ſich daran erinnern muß. Es drängte ſich ihr der Gedanke auf, wie aus der Luſt auch das Leid geboren, der Glückſeligkeit ein Ende gemacht werden könnte. War diejenige, die ſie erwartete, doch allzugroß und weit über ihr Verdienſt.

Seltſam! dieſe Regungen mitten im Glück waren dem Mädchen nicht unlieb, und ſie ließ ihnen ihren Lauf. Sie hatte das Gefühl, daß ſie damit nicht verlor, ſondern gewann, daß es beſſer ſei, im Glück an das Unglück zu denken, als blind glücklich zu ſein. Nachdem ſie mit einem Blick vor ſich hingeſehen, als ob ſie dies innerlich erwöge, erhob ſie den Kopf und ſagte mit einer Ergebung, die etwas Feierliches hatte: „In Gottes Namen!“

Die Hausthüre, die nicht geriegelt, ſondern nur „zugeſchnallt“ (eingeklinkt) war, ging auf. Regine erröthete, der Ernſt wich aus ihrem Geſicht und ſie lächelte freudig. Sie wußte, durch Weiſſagung ihres Herzens, daß er's war, daß er ſie beſuchen wollte.

Was für einen Einfall hatte der draußen im „Tennen,“ etwas zu thun, was die Landleute ſonſt nur bei „Herrn“ zu thun pflegen? Er klopfte an die Stubenthür, ſogar mit einer gewiſſen feinen Mäßigung. Aber die Regine ward nicht irre. Sie rief „herein“ und ſah hin — und ſah, was ſie erwartet hatte.

Der Meier trat ein und grüßte. Er war nicht verlegen, nur von einem Hauch natürlicher Befangenheit übergoſſen, der aber weit entfernt war ſeinem freundlichen Geſichte zu ſchaden. — „Du biſt allein, Regine?“ begann er, als ob er verwundert wäre. — „Freilich,“ erwiederte das Mädchen aufſtehend. „Meine Leute ſind ja nach dem Eſſen zum Heirathstag gefahren.“ — „Alle?“ verſetzte der Meier, als ob er nicht eben dieß geſehen hätte. — „Ja wohl,“ ſagte Regine. „Haſt du ſie nicht fahren ſehen?“ Der ehrliche

Mann zeigte bei dieſer Frage eine Miene, die Regine begrif. Zögernd erwiederte er: „Das ſchon, aber der Wagen iſt ſo ſchnell vorbeigefahren!“ — Lächelnd ſagte das Mädchen: „Nimm Platz,“ und ſetzte ſich wieder zu ihrer Arbeit.

Der Meier blieb ſtehen und betrachtete ſie mit einem Ausdruck, als ob er von einem Gedanken getroffen wäre. „Du biſt größer geworden,“ ſagte er dann, „und ſchöner und ſtattlicher; aber wenn ich dich ſo anſeh', muß ich doch an den Palmſonntag denken, wo du confirmirt worden biſt und ich zufällig in eure Geſellſchaft gekommen bin. Grad da biſt du an dem Tag geſeſſen, weißt du noch?“ — „Ja wohl,“ erwiederte Regine. „Damals haben wir uns gut unterhalten. Sei ſo gut und ſetz' dich.“

Der Meier ſchaute ſie an, wiegte das Haupt und entgegnete: „Damals haſt du's beſſer mit mir gemeint, Regine. Du haſt nicht geſagt: „ſetz' dich!“ ſondern: „komm, ſetz' dich zu mir!“ — Das Mädchen ſah für ſich hin und erwiederte: „Das kannſt du auch jetzt thun. — Ich hab' dir den Platz nicht vorgeſchrieben.“

Der Meier ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Er ſetzte ſich an den Tiſch neben ſie, immer noch mit Beſcheidenheit, ſo daß ein kleiner Raum zwiſchen ihnen blieb, aber doch ſo nah, daß er den etwas ausgebreiteten Sonntagsrock des Mädchens berührte. Dieſe nähte weiter und ſah auf ihre Arbeit; er deßgleichen betrachtete das Werk ihrer Hände. Das Geſpräch war abgeriſſen und keines empfand einen Antrieb, es wieder zu beginnen. Man hörte wieder nur die Uhr und leiſe das Athmen der Liebenden. Sie fühlten ſich in einem ſonderbaren Zuſtand; nach der leichten Unterredung auf einmal beſchwert, gehemmt, voll Scheu, aber das Herz voll ſüßer Empfindung, voll inniger Leidenſchaft, die einer-

wogte in ihren Herzen und sich Bahn brechen wollte. Auf einmal richtete der Meier seinen Blick von den Fingern auf das Gesicht des Mädchens; sie, die es wahrgenommen, erhob und wendete ihr Haupt ihm zu — und beide schauten sich etwas verlegen zwar, aber mit der innigsten Liebe in's Gesicht. Da ergriff der Mann ihre Hand, welche die Arbeit sich entsinken ließ, und rief im gutmüthigsten, herzlichsten Tone: „Regine — ich hätt' vielleicht noch länger warten sollen; aber sieh, ich kann nicht! Du weißt, wie ich gegen dich gesinnt bin und was ich vorhab'. — Sag' mir, willst du meine Frau werden?" Regine ward roth über und über, ihre Hand blieb zitternd in der seinen, ihr Herz schlug; aber ihre Lippen bewegten sich nicht, als ob das „Ja" nicht mehr nöthig wäre. — „Sag's, Regine," wiederholte der Mann zärtlich drängend, „willst du die Meine werden?"

Die Augen des Mädchens waren feucht geworden, und glänzend von Liebe, glänzend von dem Thau der Rührung eines dankerfüllten Gemüths, richteten sie sich auf das treue Gesicht. „Ja," rief sie, „ja, Johann, ich will es werden und will's bleiben bis in alle Ewigkeit!" — „O du Gute!" rief der Liebende, indem er ihre Hand drückte. „Wer hätte geglaubt, daß es noch ein solches Glück auf der Welt gäbe für mich? O hab Dank — hab' Dank tausendmal!"

Wie klangen diese Worte in das Ohr des Mädchens, die selbst unter der Last ihres Glückes und Dankes zu erliegen schien! — Es soll nicht verschwiegen bleiben: nun war sie es, die ihre Arme ausbreitete, um den geliebten Mann an's Herz zu drücken und ihre glühenden Lippen auf die seinen. — Endlich, endlich hatte sie ihn! Sie hielt ihn in den Armen — niemand konnte, niemand durfte ihn ihr nehmen — er gehörte ihr allein!

Nach einiger Zeit saßen sie vertraulich beisammen, wie ein

Brautpaar, das nach Sicherung der heiligen Dinge Rath hält über weltliche. Regine hatte an ihn die Frage gerichtet, was die Schwester dazu sagen werde? Und der Meier erwiederte: „Für's Erste nichts — du kennst sie ja. Aber sie wird sich drein ergeben, und wenn das geschehen ist, sich benehmen, wie's einer Schwägerin zukommt. Sie hat keinen Grund sich über mich zu beklagen. Einmal hab' ich ihr nachgegeben, jetzt soll sie mir nachgeben." — „Und die Mutter?" fuhr das Mädchen fort. — „Der hab' ich gesagt, was ich thun will, hab' ihr gezeigt, daß es das Beste ist für mich und für alle — und sie hat's eingesehen und ihre Einwilligung gegeben." — „Das freut mich," rief das Mädchen lebhaft. „Nun," fuhr sie nach kurzem Schweigen gutherzig fort, „die Schwester wird auch wieder gut werden. Sie wird sich überzeugen, daß ich etwas in die Haushaltung bring', was am Ende mehr werth ist als Geld. Und dann," fügte sie heiter hinzu, „ein Bettelmädchen bin ich grad auch nicht! Ich hab' so viel, daß mancher mich gern zu seiner Bäuerin machen würde; und am Ende, von einem Mann, den man lieb hat, kann man sich auch was schenken lassen!"

„O Regine," erwiederte der Meier, „wenn Du nur magst, was ich Dir geben kann! — Ich brauch' ein Weib und meine Kinder brauchen eine Mutter, wie Du bist! Nein, ich schenk' dir nichts, ich verlang' von dir viel mehr, als du von mir bekommst!" — „Nun," versetzte die Jungfrau gerührt, „ich will dir geben, was ich habe, und thun, was ich kann. Du sollst an mir ein Weib haben, die Dir treu ist — treu bis in den Tod — und deine Kinder eine Mutter, die so gut sein wird mit ihnen, wie eine rechte Mutter. Was in meinen Kräften steht, Johann, das soll geschehen. Darauf geb' ich Dir meine Hand!" — Der Meier ergriff die dar-

gebotene Hand und ſein Auge weilte auf der Verlobten mit unendlichem Vertrauen.

Als am Abend die Familie heimkam, wurde ſie von Regine mit Ausrufungen der Freude empfangen. „Alles in Richtigkeit?“ fragte ſie mit ſchönſter Theilnahme. — „Alles,“ erwiederte der Bruder; „Dienſtag über vier Wochen kannſt du eine Brautjungfer machen.“ — „Recht gern,“ verſetzte das Mädchen. „Glück über Glück! Ich gratulir' dir, Bruder!“ — „Ich dank',“ ſagte der wackere Burſch mit ſtolzer Freude, und lächelnd ſetzte er hinzu: „Mach, daß du bald nachkommſt!“

Mutter und Tochter gingen mit einander in die obere Stube. Der alten Gröningerin war der feierliche Glanz in dem Geſicht des Mädchens aufgefallen, und wie dieſe nun plötzlich ihre Hand faßte und zärtlich preßte, da ahnte ſie, was vorgefallen war. „Nun?“ fragte die gute Alte. Regine erzählte ihr alles. Thränen traten dem Weib in die Augen. „Gott im Himmel,“ rief ſie, was bin ich für eine glückliche Mutter! Das hab' ich nicht verdient! Das iſt zu viel für mich! Mädchen, wenn uns jetzt dein Vater ſähe!“

Bevor der Meier und Regine auseinander gegangen, hatten ſie ausgemacht, daß der Verſpruch, ſo lange die Trauerzeit währte, ein Geheimniß der beiden Familien bleiben ſollte. Wenn aber die Dorfleute dieſen ſelber nicht erfuhren, ſo hatten ſie doch gleichfalls lange ſchon gemerkt, was der Meier im Sinn trug, und daß er keine andere nehmen würde, als die Regine. Man machte gegen beide gelegentlich Anſpielungen, aber theilnahmvoller und zarter, als dies ſonſt zu geſchehen pflegt. Beide waren eigentliche Reſpectsperſonen für das Dorf, und von den meiſten nicht nur geſchätzt und gelobt, ſondern geliebt.

Nachdem der Winter und mit ihm das Trauerjahr ver-

floſſen war, ſetzten die beiden Familien den Tag der Hochzeit feſt. Dieſer erſchien und brachte das ganze Dorf in die freheſte Aufregung. Wenn der Bauer vorzugsweiſe Sinn hat für Geld und Gut und für äußere Pracht, ſo iſt er doch keineswegs unempfänglich, ſondern oft ſehr ergreifbar für Eigenſchaften des Gemüthes und des Charakters. Die Theilnahme bei der erſten Verheirathung des Meiers war groß geweſen; die jetzige war größer, ſchöner und wärmer. Man hatte in der letzten Zeit erfahren, wie lang die Regine ihren Bräutigam ſchon im Herzen getragen, wie lange er ſelber an ſie gedacht habe; und man ſah nun eine wunderbare Fügung darin, daß ſie zuletzt doch noch zuſammengekommen waren. Man fand, daß die Regine für den braven und gutmüthigen Meier auch viel mehr paſſe, als die erſte, weil ſie, — geſcheidter, geſchickter und feiner wie jene, — doch ohne allen Stolz und von Herzen gut und freundlich ſei. Man fand es gar ſchön, daß hier doch einmal wieder zwei Leute ſich bekämen, die einander werth waren, daß es auch wieder einmal ging in dieſer Welt, wie es gehen ſollte. Als ſich der Zug, der nicht viel kleiner war, als bei der erſten Hochzeit, in Bewegung ſetzte und der Bräutigam vorüberſchritt, ernſt und freudig, und nach den Männern die Braut erſchien im Kopfputz der Jungfrau, das Antlitz an dem lauen Maitag fein geröthet, feierlich glücklich, über die Maßen ſchön, da wurde manches Aug glänzend von Antheil und manches naß von Thränen herzlichen Mitgefühls.

Das Feſt im Wirthshauſe verlief in ſchönſter Fröhlichkeit. Am Bräuteltiſch ſaßen die Mütter des Paares, der Taufpathe der Hochzeiterin, der ältere Bruder mit ſeinem jungen Weib, der jüngere Bruder und die Schweſter des Meiers. Dieſe hatte ihr Herz endlich doch erweichen laſſen und war zum Einzugstag gekommen, der Mutter zu helfen;

und von Regine liebevoll empfangen und behandelt, hatte sie zuletzt freundliche Miene gezeigt. Jetzt saß sie am Tisch, würdevoll zwar und ernst, aber versöhnt; und als der Bruder ihr im Drang der Freude die Hand reichte, drückte sie diese und nickte ihm schwesterlich zu, als wollte sie sagen: es ist doch recht gegangen! Die Braut empfing reichliche Geschenke vom ganzen Dorf, und alle, Gäste wie Nichtgäste, erfreuten sich der Holdseligkeit ihres Antlitzes. Alles ging nach bester Ordnung. Und wie nun zuletzt der „Anfing" begonnen hatte, machte der Meier den jungen Leuten die Spielleute nicht lange mehr streitig. Er trachtete fortzukommen aus den Lärm in die Stille des Hauses, — und unter dem Blasen der Instrumente, unter dem Jubschreien der Bursche führte der Glückliche die Braut heim.

II.

Das glückliche Leben.

Eine wahre Ehe gehört nicht zu den besonders häufigen Erscheinungen in der Welt. Soll sie möglich werden, so muß die Verbundenen eine Liebe zusammengeführt haben, die zu dauern vermag. Die Naturen müssen einander so ähnlich sein, daß sie gleichmäßig empfinden, und so unähnlich, daß sie sich wechselseitig ergänzen; was aber die Hauptsache ist: sie müssen beide gut sein — beide mehr geneigt zu geben, als zu nehmen, zu leisten als zu fordern. Mit dieser Güte allein ist die Liebe der Treue fähig, und damit wahre Liebe, die, auf das Innerste gerichtet, mit der Zeit nur wachsen, an Umfang, Adel und Stärke nur gewinnen kann. Ist das, was man für Liebe hält, bloß eine Lust an flüchtigem Reiz, dann vergeht sie natürlich, wenn dieser selbst, oder der Sinn dafür schwindet; ist es aber eine Lust am unvergänglichen Wesen des Geliebten und an der ganzen Person, dann besteht sie mit diesem Beständigen und steigert sich, je mehr dasselbe im Leben sich offenbart. Wenn zu alledem nun auch noch ein empfänglicher Sinn kommt für das Schöne und Erfreuliche überhaupt, eine Kraft, das Widrige zu tragen und zum Bessern zu wenden, und wenn die äußeren Verhältnisse den Personen und Fähigkeiten entsprechend, auf ihre Neigungen

und Fähigkeiten berechnet sind, dann knüpft sich allerdings ein Ehebund, wie er soll: eine unerschöpfliche Quelle von Lust für die Gatten, ein erhebender Anblick für den theilnehmenden Betrachter.

Es ist dafür gesorgt, daß uns diese Erscheinung nicht allzu oft vor Augen tritt. Häufiger sind Ehen, die man immer noch gute nennen kann, weil das Gute darin überwiegt. Man hat sich verbunden, man lebt und wirkt zusammen, und Neigung, Gewohnheit und gemeinsame Interessen bilden ein starkes Band für das ganze Leben. Ist man aber in den Hauptsachen einig, so verschlägt dies nicht, daß bei Gelegenheiten, wie der Tag sie bringt, nicht auch entgegengesetzte Meinungen hervortreten und in Kampf gerathen sollten. Dabei wird ein Ehegatte die Ansprüche des andern nichts weniger als angenehm empfinden, das minder Gute, was in dem einen und in dem andern liegt, wird zum Vorschein kommen, und beide werden sich in diesen Momenten keineswegs von der schönen Seite sehen und durchaus nicht geneigt sein, das Glück des Ehestandes zu preisen. Dem Streit folgt allerdings die Ausgleichung, wie dem Regen der Sonnenschein; aber eben so kommt es nach dem Frieden auch wieder zum Kampf und dieser durchläuft seine Entwicklungsstufen. So spinnt sich das Leben im steten Wechsel erfreulicher und unerfreulicher Dinge weiter, und ist es nun auch kein paradiesisches, so muß es doch für irdisch anregend und unterhaltend gelten. Wenn jener seltnere Bund einer Reihe von Festtagen gleicht, so besteht dieser aus rüstigen Werkeltagen, unter denen aber die Festtage zärtlicher Liebe und inniger Hochachtung nicht fehlen — ein Leben, in welchem zuletzt für beide Gatten, wenn sie eins ins andere rechnen, doch ein großer Gewinn übrig bleibt.

Darf man annehmen, daß die Zahl dieser Ehen zweier

Ordnung die der eigentlich schlecht zu nennenden bei weitem übertrifft? Ich möchte es glauben, da in unsern Culturzuständen das Mittelgute überhaupt den größten Raum einnimmt.

Von den schlechten Ehen sind unstreitig die schlechtesten jene, wo die gegenseitige Abneigung zum Grimm über die bestehende Fessel und zum Hasse reift. Hier ist die Trennung ein Glück, der beste Gewinn in jedem Betracht; denn ohne sie kommt es entweder zum Verbrechen des einen Theils, der sich des andern entledigen will, oder wenn beide aus äußern Gründen zusammen fortleben, so machen sie Erfahrungen, nach denen sie in der Hölle nicht viel mehr zu lernen haben. Dagegen können zu den bessern von den schlechten solche gerechnet werden, die auf dem Lande häufiger vorkommen mögen als in der Stadt, Ehen nämlich, wo der Streit zwischen den Ehegatten thatkräftig durchgeführt wird und entweder der Mann, den bei dem Keifen des Weibes die Geduld verläßt, die schwächere, aber unerträglich sich benehmende Hälfte durch die Kraft seiner Arme zur Ruhe bringt, oder das energische Weib den Stiel umdreht und den Mann, der sich Ungebühr zu Schulden kommen ließ, auf dieselbe Weise Mores lehrt. Solche Scenen sind in der Regel so gut motivirt, und die in Thaten und Worten sich aussprechende Leidenschaft ist so wahr, so naturfrisch, daß die Nachbarn oft schon bei ihrem Höhepunkt zur Heiterkeit gereizt werden, nach der Beilegung aber ohne Rückhalt dem Lachen und vergnügter Ausbeutung sich überlassen. Mit Recht: denn die Schläge sind denjenigen, die sie bekommen, in der Regel „gesund," und auch aus solchem Kampf erwächst Frieden und, auf eine Zeitlang, eine ganz wackere Verträglichkeit.

Im Ries wird noch jetzt gern das Lied gesungen:

Hat mich mein Mann geschlagen,
Ist doch mein lieber Mann u. s. w.

Oder wie die Galanterie variirt:

Hat mich mein Weib geschlagen,
Ist doch mein liebes Weib u. s. w.

Diese Reime drücken aus, wie solche Eheleute die Sache wirklich ansehen, mindestens in der Zeit der Versöhnung. Genau genommen führen solche Paare eine gewöhnlich gute Ehe nur in etwas gröberer Form, insofern nämlich die Gegensätzlichkeit, die sich bei ruhigeren und gebildeteren Ehegatten mehr geistig, in Gründen und Gegengründen offenbart, hier in Handlungen sich verkörpert. Sie können immerhin miteinander fortleben und ihre Kinder erziehen, daß sie nicht schlechter und oft viel besser werden, als sie selber.

Der Bauer in der Unmittelbarkeit und Natürlichkeit seines Wesens macht gern Spaß und sieht auch gern etwas als einen Spaß an, so lang es nur immer geht. Da er weder sich noch andern allzuviel zumuthet und nicht leicht zu viel hofft, so wird er auch selten enttäuscht und legt nicht den strengen Maßstab des Getäuschten an die Dinge. Er kennt nur ein Stück vom Leben, aber dieses kennt er genau, und in Bezug darauf macht er viel seltener einen Rechnungsfehler als studirte Leute, die, um sicher zu gehen, erst ihre Ideale und Träume wegzuthun oder zu modificiren haben. Der Bauer ist mit einem Wort ein praktischer Mensch, und wenn er nun einmal bemerkt, daß ein junges Ehepaar von lebhafterer Gemüthsart den Himmel voller Geigen hängen sieht, so braucht er nicht besonders alt zu sein, um sie vor übertriebenen Hoffnungen zu warnen und ihnen die Wandelbarkeit der menschlichen Ansichten und die Vergänglichkeit der irdischen Dinge mit Ernst und Laune vorzuhalten.

Ueberall kommen indeß Ausnahmen vor. Es gibt Personen, von welchen auch der Bauer sieht, daß sie in ihren Eigenschaften und Verhältnissen eine Bürgschaft haben, glücklicher zu sein als andere; und wenn Eheleute gesund, gescheidt und gut sind, Alles genug haben und es auch verdienen, dann wagt auch er ihnen ein besonders schönes Leben in Aussicht zu stellen.

Als unser Meier die schöne Regine Gröninger heimführte, meinten sogar die Besonnensten im Dorf: „Wenn die nicht gut zusammen hausen und nicht ganz glücklich sind mit einander, dann ist's noch niemand gewesen.“ Die lebhafteren Naturen, besonders Weiber, drückten sich noch stärker aus und sagten geradezu: „Die haben den Himmel auf Erden!“ Und in der That, wenn das Paar mit seinem Glück auch immer in den menschlichen Grenzen blieb, so widerlegten sie doch den Kern dieser Prophezeiungen keineswegs. Sie lebten in Liebe und froher Thätigkeit sogar ein reicheres Leben, als das Auge der Welt zu sehen vermochte, und gaben ein schönes Beispiel, wie weit man es in ihrem Stande an Würdigkeit und an Lebensfreude bringen kann.

Für den Beginn war es gut, daß die Verheirathung zugleich in die schönste und die am wenigsten beschäftigte Zeit des Jahres gefallen war. Zur Vertiefung in das Glück und zur Verinnerlichung desselben gehört eine gewisse Muße. Hat es doch Martin Luther an der mosaischen Gesetzgebung gerühmt, daß sie den Bräutigam ein volles Jahr von Aemtern und Lasten entbunden und damit zur vorherrschenden Pflege des Glückes befähigt habe. Unsern Ehegatten waren vor den Haupternten nur einige Wochen gegönnt; aber in ihnen lebten sie den Wonnemond der Ehe und berauschten sich an dem Dufte der Blüthen dieser Zeit, an den Blüthen der Zärtlichkeit, die in dem Verkehr der Liebenden so tausendfach

aufſprießen. Dieſe Tage waren ſo reich für ſie, daß ſie das Gefühl des vollkommenſten Genügens hatten, ohne die Schönheit und den Reiz deſſen, was ihnen zu Theil geworden, auch nur um einen Hauch geringer zu empfinden. Sie gingen durch die ſchöne Zeit hin mit jener frohen, ruhigen, ſtetigen Trunkenheit, wie ſie vielleicht nur bei ſo einfach und ſtark organiſirten Naturen vorkommt.

Die Welt läßt gewiſſe Ausdrücke zu Redensarten werden, wobei man ſich nur mehr theilweiſe zu denken pflegt, was der Erfinder tief und ganz gedacht haben mußte. Die Natur führt aber dann immer wieder Erſcheinungen vor, die auf den vollen Sinn hinweiſen, ſo daß dem Betrachter ein Licht aufgeht über die Bedeutung des Worts und er es wiederholt mit urſprünglicher Empfindung.

Wenige Tage nach der Hochzeit unſerer Leute kam ein ſtudirter Verwandter des Meiers wegen einer Anfrage in Familienſachen zu ihnen. Er traf das junge Weib allein im Hof, erkundigte ſich und hörte ihre Antworten, indem er ſie betrachtete. Aus dem Geſicht ſprach ein ſo innig heiteres Genügen und zugleich malte ſich darin ſo reizvoll die tiefe Süßigkeit ihrer Empfindungen, daß der Gebildete zum erſten Mal die Wahrheit eines oft gebrauchten Wortes begriff, und während er den Meier aufſuchte, für ſich hinmurmelte: „Honigwochen! — wie treffend und wie ſchön!“ — Dieſer noch unverheirathete, aber gleichwohl nicht mehr ganz junge Mann war einer von den Guten; darum hatte er ſeine Freude an der ihm gewordenen Anſchauung und behielt ſie im Gedächtniß.

Die junge Frau richtete vor allem den Haushalt nach ihrem Kopf ein. Ein Sinn für größere Zierlichkeit, als man ſie gewöhnlich auf dem Lande findet, war ihr angeboren und hatte ſeine Ausbildung ſchon im väterlichen Hauſe, noch mehr

in der Stadt erlangt. Mit Luſt ging ſie nun daran, in den Räumen, die ihr gehörten, alles ſo zu ordnen und zu halten, daß es ſchön anzuſehen und leicht zu gebrauchen war. Sie that es ohne Geräuſch, eins nach dem andern. Aber ſchon nach wenigen Tagen bemerkte der Meier, daß er nicht nur ganz wieder in ſeine frühere Bequemlichkeit zurückgekehrt war, ſondern daß auch alles um ihn her freundlicher und appetitlicher ausſah, wie namentlich in der letzten Zeit; er nahm wahr, daß das Eſſen beſſer, der Kaffee wohlſchmeckender ſei: er ſah, daß auch die beiden Kleinen reinliches „abgeleſt" (gewaſchen) und ſchmucker angezogen waren, als ſogar bei ihrer rechten Mutter, und alles das erfüllte ihn mit innigem Behagen.

Durch gelegentliche Vorſchläge und Mahnungen wirkte die Meierin auch auf Räume, die nicht unmittelbar zu ihrem Bereich gehörten. Nicht lange ſtand es an, ſo war der Hof ſorgfältiger gekehrt, wie ehedem, in der „Schupfe" nicht mehr alles ſo durcheinander geworfen und ſogar im Kuhſtall eine verhältnißmäßige Reinlichkeit hergeſtellt. Die Gebäude ſelbſt ließen ohnehin nichts zu wünſchen übrig und harmonirten ohne weiteres mit der Wirthſchaft. Der Bauer pflegt nämlich die unſchönen Mängel daran, die der Zahn der Zeit bewirkt hat, gerne noch vor dem „Einzug" tilgen zu laſſen, und das war auch bei dem Meier geſchehen.

Jeder Stand und jedes Geſchäft hat ſeine eigenthümlichen Freuden, und es iſt eine ſchöne Aufgabe der erzählenden Dichtung, ſie in dieſer Eigenthümlichkeit vorzuführen und der Welt eine Ahnung zu geben von dem unendlichen Reichthum des Lebens. Denn die Menſchen, wie ſie gewöhnlich ſind, kennen ihren eigenen Reichthum nicht, weil ſie, dem Moment hingegeben, das nach einander Folgende nicht zuſammen zu faſſen vermögen; noch weniger geben ihnen fragmen-

tariſche und meiſt nur auf das Aeußere gerichtete Beobachtungen einen Begriff von dem Reichthum anderer. Da haben nun die Poeten, die Künſtler einzutreten und der Welt ihr eigenes Leben erſt kennnen zu lehren.

Der heutige Bauer — man weiß das — hat keineswegs eine Exiſtenz wie die Menſchen im goldenen Zeitalter, und gewiſſe Vorſtellungen, die ſich gewiſſe Poeten und ihr Publikum von dem Landleben gemacht haben, gehören in das Reich der Fabel. Allein mit derberen Organen, als Geßnerſche Hirten ſie beſitzen, und mit der Kraft und Neigung ebenſo zum Böſen wie zum Guten, weilt der Landmann doch in einer beſtimmten Sphäre, und eine treue Schilderung ſeines Lebens, wie es in der Regel iſt, wird immer den Charakter der Idylle an ſich tragen. Die Natur mit ihrer unbewußten Lebensfülle herrſcht nicht nur im Bauer ſelbſt vor, auch nach außen iſt er vorzugsweiſe an ſie gewieſen und an ihre Erſcheinungen gebunden. Das Jahr und die Jahreszeiten, die Witterung, das Gedeihen der Thiere, der Wachsthum der Pflanzen — das iſt's, was ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt und wofür er hauptſächlich Auge und Sinn hat. Alles ſo einzurichten, daß in Feld und Stall die nach ſeiner Anſicht möglichſt reiche Produktion erzielt wird, das iſt ſeine Lebensaufgabe. Handel und Wandel gehören zu dem Geſchäft, ſtehen aber für den rechten Bauer in zweiter Linie; ſeine übrigen Beziehungen, zur Gemeinde oder zum Gericht, ſchließen ſich an die Hauptthätigkeit an; und wenn ſeine Theilnahme an öffentlichen Dingen, an den Geſchicken des Staates in den letzten Jahrzehnten auch gewachſen iſt, ſo gilt ihm doch heute noch, wo er im Wirthshaus neben dem Wochenblättchen auch eine politiſche Zeitung findet und lieſt und die Entwicklung gewiſſer Fragen auch verfolgt, das politiſche Getriebe nur als Nebenſache; er ergeht ſich darüber

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

nur beiläufig und ruhig, und wer ihn wieder belebt und in Eifer ſehen will, der muß ihn auf den Stand der Saaten, auf den Segen des Stalles und auf ſchwebende Gemeindefragen bringen.

Auch der gegenwärtige Bauer bewegt ſich immer noch auf einem abgegrenzten Gebiet, in welches die Erſcheinungen anderer Sphären nur allgemein und nebelbildlich herein ragen, ohne ihn in ſeinem Behagen zu irren. Der Kreislauf des Jahres normirt ſeine Exiſtenz; ihn mitgehend und auf das regelmäßig Wiederkehrende gerichtet, bleibt er in der Ruhe der Natur und dem Drängen des geſchichtlichen Lebens enthoben. Alle ſeine Aeußerungen haben einen vorherrſchend unbewußten und minder zurechnungsfähigen Charakter. Auch die größte hier mögliche Bildung verſetzt die damit Ausgeſtatteten noch nicht in eine höhere Region, ſondern wirkt nur klärend und veredelnd auf die, worin die tägliche Beſchäftigung ſie eben feſthält. Wenn ſich nun im Landleben auch alle Gebrechen der Erde finden, ſo liegt darin doch noch etwas von der Unmittelbarkeit und Naivetät der goldenen Zeit, und in ächter und ſchöner Darſtellung deſſelben wird uns immer ein Hauch davon anwehen — ein Hauch der Natur und der wahren Idylle.

Unter den Landleuten des Rieſes mochte es zu jener Zeit kein Paar geben, daß ſich einer Begabung und Bildung rühmen konnte, wie ſie das unſrige beſaß. War die junge Frau von der Natur bedeutender ausgeſtattet und durch ihre innern und äußern Erfahrungen beſſer geſchult, ſo zeichnete doch auch den Mann ein offener Kopf, ein im Vergleich mit ſeinen Kameraden feinerer Sinn aus, während ſeine bisherigen Schickſale auch ihn mehr zum Nachdenken und zur Einkehr in ſich ſelbſt angeregt hatten. Beide wußten ſich auch äußerlich gut zu benehmen, einen vornehmeren Gaſt, der ſie etwa

besuchte, schicklich zu empfangen und zu unterhalten und der Meierin stand dabei, wenn sie es darauf anlegte, ein fast ganz reines Hochdeutsch zu Gebote. Aber beide waren und blieben doch Landleute, Bauern mit Leib und Seele, und errichteten nur aus dem gegebenen Material ihrer Arbeiten und Freuden das Gebäude ihres Wohlseins. Den reicheren und edleren Schatz im Herzen blieben sie doch ganz in ihrem Kreise und suchten diesen nur so schön als möglich zu gestalten.

Die gewöhnliche Lebensweise im Haus eines begüterten Rieser Bauern ist kurz beschrieben. Früh steht man auf, die Familie trinkt im „Kanzlei" Kaffee, den sie durch ein erkleckliches Quantum Tunke nahrhaft macht, die Ehehalten essen in der Stube Suppe. In der Mitte des Vormittags „geht man zum Brot", das für die Eigenthümer durch Butter oder Fleischreste verbessert wird. Um eilf Uhr, unter dem Läuten der Kirchenglocke, setzt man sich zum Mittagessen. Das Vesperbrod befeuchtet sich die Familie gern durch braunes oder weißes Bier, und noch vor dem Betläuten wird die Abendmahlzeit eingenommen. Man geht früh zu Bette, um früh wieder aufzustehen.

Die patriarchalische Sitte, mit den Ehehalten zu essen, ist bei wohlhabenden Rieser Bauern schon geraume Zeit in Abgang gekommen; wie ich glaube, mit Grund. Daß eine begüterte Familie besser essen will, als ihre Dienstboten, ist ihr nicht zu verdenken; in diesem Falle ist es aber humaner, die leckeren Bissen von ihnen ungesehen — eben im Kanzlei — zu verzehren und in ihnen nicht Begierden, denen die Befriedigung versagt bleibt, und melancholische Betrachtungen anzuregen. Für die Untergebenen muß es genug sein, daß auch ihr Essen verhältnißmäßig gut und reichlich ist; und so wurde es ihnen im Hause des Meiers auch geliefert, was

die runden und rothen Gesichter der drei Knechte und zwei Mägde männiglich bezeugten.

Regine, wenn sie die Ehehalten nicht vernachlässigte, lebte freilich ganz besonders für ihre Familie. Bei ihrem Herzen und ihrem Thätigkeitstrieb war es für sie ein eigentlicher Gewinn, daß sie gleich Kinder zu versorgen bekam und als Mutter sich bewähren konnte. Sie liebte die gutartigen Kleinen mit natürlichem Wohlwollen, doppelt als Kinder ihres Mannes, und behandelte sie ganz, als ob es ihre eigenen wären; und die Kinder gewöhnten sich von Tag zu Tag mehr an sie, vergalten ihre Sorge durch Folgsamkeit und zuweilen, von der Guten und Schönen geliebkost, durch wahre Zärtlichkeitsausbrüche.

Auch eine Schwiegermutter im Hause zu haben, war dem jungen Weibe lieb. Zur ganzen Familie gehört auch die Repräsentation des Alters, der Erfahrung: „der Aeh'le" (das Aehnlein) oder „das Ah'le" (das Ahnlein) — wenn es nicht alle zwei sein können. Es ist gut, wenn das regierende Paar noch eine Respektsperson über sich hat und ihre Stimme hört, sei diese auch nur eine berathende; und in einem gesegneten Hause muß man neben vergnügten glatten Gesichtern auch vergnügte runzliche erblicken.

Auf die Züge der alten Meierin solch Vergnügen zu locken, verstand Regine durch ihr Benehmen sowohl gegen sie, wie gegen ihren Sohn und ihre Enkel, und schon darum freute sie sich ihrer und holte ihr Gutachten ein und ließ sich von ihr helfen oder half ihr selber. Die Alte ihrerseits konnte der freundlichen Söhnerin nicht widerstehen. Hatte sie bei der ersten ihre Ehre gehabt, so fühlte sie, daß sie bei der zweiten das Bessere dazu bekam. Es ward ihr warm um's Herz und immer heimlicher im Hause.

Unter solchen Umständen, bei Gesundheit, Arbeit, wechsel-

ſeitiger Neigung und gemüthlicher Unterhaltung über Dinge, die für ſie thatſächliche Bedeutung hatten, mußte Frohſinn im Hauſe des Meiers regieren und ſchien jeder Werktag ein Tag des Vergnügens ſein. Die ſchönſte Zeit aber wurde für unſer Ehepaar der Sonntag.

Dieſer hat auf dem Lande unſtreitig viel mehr ſeine feſtliche Bedeutung erhalten als in der Stadt, namentlich wenn man die höheren Klaſſen der ſtädtiſchen Bevölkerung in's Auge faßt. Nicht nur gehen die Dorfleute viel allgemeiner und regelmäßiger in die Kirche, der ganze Tag iſt dem Bauer ein weſentlich anderer als die Wochentage, und er ſelbſt hat ſich verwandelt. An den Wochentagen iſt ſein Sinn auf die Arbeit gerichtet und faſt ganz nach außen gezogen; am Sonntag winkt ihm die Ruhe, die nach angeſtrengter Arbeit ſo ſüß iſt; und ihr ſich hingebend und in ihr ſein Inneres gewähren laſſend wird er ein anderes, ſo zu ſagen höheres Weſen. Von Anfang an hat an dieſem Tag alles für ihn einen feierlicheren Charakter. Wiederholt erſchallt das einfache Thurmgeläute, ihm zu ſagen, daß er ſich feſtlich anzukleiden und zum Kirchgang zu bereiten habe. Und er legt ſein beſtes Gewand an — lauter Stücke, die er an Werktagen niemals trägt — und ergeht ſich ſchon vor dem Gottesdienſt, in ſich gekehrt, mit träumeriſchem Ernſt in ſeinem Hof, ſeinem Garten, oder wechſelt mit einem Nachbar trauliche Reden, wobei der derbere Ton der Wochengeſpräche mit natürlichem Takte vermieden wird. Das „Zuſammenſchlagen" (das Läuten mit zwei Glocken) ruft ihn in die Kirche, und wenn die Predigt nicht immer geiſtliche Gedanken in ihm erweckt, ſo regt ſie doch fromme Gefühle in ihm an und gibt ihm eine beruhigte, würdige Haltung. Freier und leichter und für weltlich angenehme Dinge empfänglicher, geht er nach Hauſe und verzehrt in ungeſtörtem Behagen das

beſſere Mahl, um dann ruhend oder langſam umherwandelnd das Wohlgefühl der Sättigung zu genießen. Die Zeit nach dem zweiten Gottesdienſt, der Betſtunde oder der Kinderlehre, wendet er auf einen längeren Spaziergang oder er ſucht Befreundete auf, in ihrem eigenen Haus oder im Wirthshaus. Geſpräche werden gepflogen, ernſter, milder und gehaltvoller als an Werkeltagen, wo das Eingehen auf den Gegenſtand verſagt bleibt. Auch im Wirthshauſe bewahrt der geſtandene Mann ſeine Gravität; und wenn bei gutem Trank die Köpfe ſich endlich erwärmen, die Zungen kecker und die Reden luſtiger werden, ſo iſt das auch nur eine Erhebung in eine höhere Region — in die Sphäre der reinen gemüthlichen Fröhlichkeit.

Am Sonntag concentrirt ſich für den Bauer, was man in der Stadt alle Tage oder wenigſtens öfter in der Woche hat. Am Werkeltag mehr Bauer, iſt er am Sonntag mehr Chriſt und Menſch, innerlich geſammelter, gemüthlicher, beglückter und durch ſeine vollſtändige Tracht ſogar auch äußerlich vollkommener. Der Sonntag iſt für den Bauer nicht nur der vorzugsweiſe heilige Tag, ſondern auch die Zeit, wo ſich nach den Stunden der Andacht alles in ihm regt, was wir als „poetiſch" bezeichnen, er ſelbſt aber mit einem auch nicht übeln Worte „ſchön" zu nennen pflegt. Und wer das Landvolk nicht am Sonntag beobachtet, in allen weſentlichen Momenten deſſelben beobachtet und wiederholt beobachtet hat, der kennt es nicht und weiß nicht, wie viel Schönes in ſeinem Leben vorkommt.

Im Meierhauſe trat dieſer Charakter des Tages unſtreitig reiner hervor, als in irgend einem andern des Dorfs. Schon die Räume hatten hier ein feſtlicheres Ausſehen. Die junge Frau ließ die Stube am Samstag Abends regelmäßig „fegen" (mit weißlichem Sande ſcheuern), früh Morgens aber ſprengen und ſorgfältig kehren, ſo daß die Weiße des Bodens blieb,

während die gröberen Sandkörner entfernt wurden. Die Fenstersimse, der eichene Tisch, die braunen Stühle und Bänke erfuhren eine besondere Reinigung. Und wenn durch die hellen Fenster nun die Morgensonne schien, so gewährte das Ganze einen Anblick, der an Heiterkeit und Heimlichkeit seines Gleichen suchte.

Es begreift sich, daß der Familie in dem Kanzlei, dessen Fenstersims mehrere Blumenstöcke zierten, der Kaffee unter diesen Umständen noch besser schmeckte als an einem Wochentag, zumal das Backwerk in der That feiner und frischer war. Die Kinder erfreuten sich ihres schönen Anzugs und liefen nach dem Frühstück mit größerem Selbstgefühl in Haus und Hof umher, unterhielten einen naiven Discurs mit den freieren Ehehalten oder scherzten mit Hund und Katze. Das Ehepaar, durch das erste Läuten gemahnt, dachte an den Zweck des Vormittags, und der Meier, der einen Theil seiner Kleidung angezogen hatte, rief die Meierin zur Vollendung herbei.

Zu Anfang seines Haushens hatte ihm seine erste Frau (wie es auf dem Lande nicht ungewöhnlich ist) das schwarz seidene Halstuch eigenhändig umgebunden und den weißen Hemdkragen passend darüber gezogen. Später war dieß, wie so manches andere, von ihr unterlassen und der Mann genöthigt worden, sich den Dienst selber zu leisten. Als nun am ersten Sonntag nach ihrer Hochzeit Regine bemerkte, daß er die Arbeit nicht sehr gewandt vollzog, schlug sie ihm heiter vor, sich von ihr helfen zu lassen, und schlang das Tuch so geschickt um den Hals und zog es zurecht, bis es ganz correct saß. Dem guten Meier wurde bei dieser Verrichtung so behaglich zu Muthe, die Finger des lieben Weibes an seinem Halse zu fühlen, erschien ihm so reizend, daß er von da an nie mehr einen Versuch machte, die Kunst selber zu treiben, sondern behauptete, so wie's sein sollte, könne er's doch nicht

machen, und ohne die Meierin ging's nicht. Sie half ihm auch den tuchenen Rock noch anziehen und strich und zog daran, bis er glatt saß, reichte ihm den Hut und weidete sich an dem schönen Mann, oder pries ihn lächelnd mit einer halb scherzenden, halb zärtlichen Miene. Ihren eigenen Anzug besorgte sie dann in der Kammer mit Hülfe der Schwiegerin, und wenn das Läuten anfing, standen beide bereit, zusammen in die Kirche zu gehen.

Im Gotteshause wurden die klaren, einfach herzlichen Worte des dermaligen Geistlichen vielleicht von keinem Besucher ihres Standes mehr begriffen und empfunden, als von der jungen Meierin. Im Ries gibt es fast in jeder protestantischen Gemeinde einzelne „Fromme“ oder „Pietisten“, die zusammenhalten, zusammen sich erbauen und, um ihre geistlichen Bedürfnisse zu befriedigen, oft stundenweit zu demjenigen Prediger in die Kirche gehen, der ihnen die Speise des Wortes am entsprechendsten darreicht. Zu dieser Art von Landleuten, an denen allerdings eben so viel zu rügen wie zu rühmen ist, deren beste und wahrste Repräsentanten aber ohne Frage zu den geistig aufgewecktesten Persönlichkeiten der Bevölkerung zu rechnen und höherer Bildung die Hand zu reichen fähig sind — zu diesen gehörte, wie man gesehen, Regine nicht. Sie war eine Natur — eine gute Natur, treu, liebevoll und dankbar; — allein die Flamme jener besondern religiösen Empfindung, welche in den ächten Frommen brennt und diese in eine eigenthümliche Sphäre des Seelenlebens erhebt, glühte nicht in ihr und konnte sich nicht verwandelnd an ihr bewähren. Sie blieb auf dem Boden des ursprünglichen Lebens, in dem Kreis der Natur; und hier zur schönen, herzerfreuenden Erscheinung auszureifen, war ihr Loos, ihr Beruf. Pflegte sie aber geistliches Leben nicht in der Weise, die den protestantischen Pietisten in ihrer Flucht vor der Welt etwas

Mönchisches gibt, und machte sie aus der Frömmigkeit im guten und schlimmen Sinne des Wortes „kein Handwerk," so war ihr doch eine christliche Religiosität eigen, wie man sie auf dem Lande in den begabteren Naturen glücklicherweise auch nicht selten findet — die natürliche Frömmigkeit eines ernsten, festen und dankbaren Herzens. Sie vergaß Gott über ihrer Liebe, über sich selbst und ihren Tagesarbeiten keineswegs und dachte nicht nur in der Kirche an ihn; in einsamen Momenten, wo sie ihr Glück überlegte, fühlte sie es als unendliche Gnade und es drängte das gerührte Herz, den Geber dafür zu loben und ihn mit kindlicher Innigkeit um Erhaltung desselben anzuflehen.

Für solche Naturen ist aber doch recht eigentlich die Kirche da. Wenn die „Frommen" ihrem Gott bei jedem Schritt zu dienen und dem Wort: „Betet ohne Unterlaß," so vollständig als möglich nachzukommen suchen, so halten sich jene an den Salomonischen Spruch: „Alles hat seine Zeit," und geben sich nach Gottesdienst und Gebet weltlicher Thätigkeit und Freude wieder mit ganzer Seele hin, indem sie sich im Disput mit den Frommen, der natürlich nicht fehlt, auf den angeführten und ähnliche Sprüche berufen. Solche Naturen brauchen denn auch recht eigentlich den Geistlichen, der sie zu rechter Zeit in die religiöse Sphäre, nach der sie verlangen, leitet und ihnen das gewünschte Licht spendet. Sie verehren ihn dann auch als wahren Führer, als den höheren Geist, der es nach ihrer Ansicht verstehen muß und auf den man sich verlassen kann, während die Frommen sich ihm eher zur Seite stellen und unter Umständen merken lassen, daß sie in geistlichen Dingen noch viel besser Bescheid wüßten, als der Pfarrer — was denn zuweilen auch seine Richtigkeit haben mag.

Der Geistliche des Ortes, der einigen darin ansässigen

Pietisten nicht ganz genügte, weil seine Predigten am Ende doch nicht die „Kraft" hatten, die sie verlangten, war aus demselben Grunde der rechte Mann für Regine. Die Art, wie er mit der Wärme des Herzens Klarheit verband und durch eine wohlgegliederte, bündige Rede zu überzeugen, Religion und Natur im Sinne der Religion auszugleichen suchte, entsprach ihrem Wesen, das Ueberzeugung wünschte, aber auch begabt genug war, um die beweisenden Gründe zu würdigen. Sie gehörte zu den wenigen, die der Predigt von Anfang bis zu Ende folgten. Wenn sie in der ersten Reihe der Stühle an dem ausgezeichneten Platze der „Meierin" saß und fast unbewegt für sich hinsah, sprach aus dem Gesicht ein so schöner Ernst, daß jeder feinere Beobachter sich überzeugte: für sie ist die Predigt nicht eine Art Musik, die nur eine Stimmung hervorbringt, sondern eine Entwicklung von Argumenten und eine Beleuchtung, wodurch etwas vorher Dunkles klar gemacht wird.

Was von Regine gesagt werden konnte, galt auch von dem Meier, nur in weniger tiefer und consequenter Art. Von ihm möchten wir gerade nicht behaupten, daß er der Predigt immer gefolgt sei und seine Gedanken niemals entweder zu andern Gegenständen entweichen oder in den Strom eines allgemeinen Gefühls habe versinken lassen. Manchmal, wenn die Meierin auf etwas hindeutete, was ihr in der Predigt besonders gefallen habe, mußte er sich's von ihr wörtlich anführen lassen, um sich dann auch seinerseits lebhaft wieder daran zu erinnern und in ihren Beifall einzustimmen. In der Regel faßte er aber doch auf, besonders wenn ihn Text und Einleitung wißbegierig gemacht hatten; dann ging er nicht nur im gewöhnlichen Sinne erbaut, sondern auch belehrt aus der Kirche.

Wie viel ein guter Geistlicher dem Landvolk werden

kann, ist noch nicht gebührend hervorgehoben. Den Erzähler, dessen Beruf es ist, gerecht zu sein und weder pro noch contra zu übertreiben, hat wiederholt der Gedanke getroffen, wie gegenwärtig in jedem Winkel des Landes die größten Wahrheiten gelehrt und hie und da sogar klarer, schöner und herzlicher erläutert werden als vom Katheder aus. Er hat auch gefunden, daß Einzelne der Gemeinde sie manchmal besser begreifen, als es vom Auditorium aus zu geschehen pflegt, daß am Ende auch dem mindest Fähigen noch immer etwas mitgegeben wird, was ihn respektabler macht, als er vorher war. Diejenigen, die daran denken, von dem Lichte der Wissenschaft auch dem Landvolk einzelne Strahlen zugehen zu lassen, werden finden, daß der Bauer zur Aufnahme derselben durch Unterricht und eigene Erfahrung vorbereiteter, als Unkundige meinen, und eben zur Erkenntniß des Obersten und Besten befähigt ist, wenn ihm dieses nämlich in der Sprache geboten wird, die er gelernt hat und versteht.

Wenn unsere Eheleute vor dem Kirchenthor sich trafen und beimwandelten, fühlten sie sich beide innerlich erhellt und gekräftigt; Himmel und Erde kamen ihnen lichter und schöner vor und hatten sogar an Regentagen einen gewissen Glanz, den sie in der Woche nicht daran bemerkten. Die reingehaltene Wohnung heimelte sie freundlicher an, wie sonst, das Tischgebet wurde mit mehr Empfindung gesprochen und gehört und das Essen schmeckte noch viel besser, als es wirklich besser war.

An diesem Tag gab die junge Frau dem Mahl auch seine Vollendung durch Kaffee, was sonst nur bei achtungheischenden Besuchen der Fall war. Die gemüthliche Beschäftigung des Trinkens begünstigte ein trautes Gespräch, und wenn die Kinder in den Hof gelaufen, die Großmutter in die Betstunde gegangen, blieben die Gatten oft noch eine

Zeitlang allein im Kanzlei. Da kam es, daß mitten im häuslichen Discurs die Liebe in den beiden Herzen zu wallen begann, daß sie sich schweigend die Hand reichten und eines in das andre mit zärtlichen Blicken die ganze Fülle seines Innern ergoß.

War der Tag schön, so zog sie's ins Freie. In der Regel gingen sie in ihren großen, schönen Garten, spazierten umher, betrachteten Bäume und Sträucher, Blumen- und Gemüsebeete, freuten sich an der Schönheit der Blüthen, schätzten den zu hoffenden Ertrag der Nutzpflanzen, machten Verbesserungspläne und gaben sich dem tiefbehaglichen Gefühl hin, daß alles, was sie sahen, ihr Eigenthum sei.

Zuweilen fügten sie daran einen längeren Spaziergang in die Feldung. Sie wandelten neben einander, nach einander Fahr- und Fußwege der Saaten, hatten ihr Vergnügen an dem wogenden Segen, gönnten allen das Ihre, freuten sich aber doch insbesondere an den eigenen Aeckern. Diese wurden von dem Meier näher geprüft, und wenn er sah, daß das benachbarte Stück weniger dicht bewachsen war und mehr Unkraut hatte, so ermangelte er nicht, mit Bedeutung darauf hinzuweisen, wie viel eben darauf ankomme, das Feld gut zu bauen. Begegnete man andern Dorfleuten, so tauschte man heitere Grüße; bei näheren Bekannten blieb man stehen. Man rühmte den Stand der Saaten, der in diesem Jahr freilich kaum etwas zu wünschen übrig ließ; wurde der Wunsch ausgesprochen, daß man auch alles glücklich heimbringen und mit Hagelschlag und „Mausbiß" verschont bleiben möchte, so folgte die tröstliche Antwort, daß es „unser Herrgott noch immer recht gemacht habe," worauf man grüßend seinen Weg fortsetzte. Schien die Sonne zu warm, so ließ sich das Paar wohl noch in die Kühlung eines Waldstücks verlocken, das der Gemeinde gehörte. Hier ergötzten sie sich

kindlich an dem Gesang der Amsel oder der Grasmücke, sogen den erfrischenden Walddust ein, warfen einen taxirenden Blick auf den Holzwuchs und machten sich dann auf den Heimweg. Da sich jetzt eigentlich nichts neues mehr bot, so folgte das junge Weib irgend einem Anlaß, etwas zu erzählen, von dem Leben z. B. in Augsburg, — was es da für reiche Leute gebe und wie vielerlei Leute; wie sich diese und jene unterhielten und was sie sich einbildeten; wie schön es eben auch dort sei, an einem schönen Sonntag in der großen Maximiliansstraße, wenn Alt und Jung, Vornehm und Gering, und jedes in seinem besten Anzug, da spazieren ginge u. s. w. Diese Berichte waren bei all ihrer ländlichen Manier besonders anschaulich und sachlich gefaßt und lehrten den Meier, was er noch nicht recht oder noch gar nicht wußte. Er hörte aufmerksam zu und vertiefte sich einigermaßen in die Bilder; und wundersam war es ihm, wenn er davon aufschaute, die Felder im goldenen Schein der Abendsonne liegen sah und das ewig frische Lied der steigenden Lerche wieder in sein Ohr drang. Einmal blieb er nach einer solchen Erzählung stehen und erwiederte lächelnd: „Nun, in der Stadt mag's schön sein und hundert Sachen mag's geben, wovon wir uns hier nichts träumen lassen. Aber eins in's andere gerechnet läßt sich am Ende doch auch bei uns leben. Wie meinst du, Regine — können wir zufrieden sein?" Die junge Meierin lächelte reizend auf diesen Scherzversuch des Gatten und gab ihm die Hand.

Zu den wiederkehrenden Sonntagsvergnügungen gehörten wechselseitige Besuche der beiden nächstbefreundeten Familien, die natürlich auch sonst im engsten Verkehr standen. Wenn die alte Meierin das Paar mit freundlichen Augen ansah, so hing die alte Gröningerin an demselben mit Bewunderung. Wie oft sie „ihre Meierin" auch gesehen, bei jedem neuen

Anblick erfüllte sich ihr Herz wieder mit stolzer Freude und mit der zärtlichsten Liebe. Auch Bruder und Schwägerin bildeten sich förmlich etwas auf sie ein. Sie hatte es eben von allen doch am weitesten gebracht; sie war die gefeierte Person des Dorfs, die Zierde der Familie, und neidlos ordnete sich ihr auch die Schwägerin unter, zufrieden, so nah mit ihr verwandt zu sein. Wie gut Regine auch war, sie benahm sich doch unwillkürlich wie eine etwas höher Stehende und ließ sich anerkennen und loben, ohne dawider zu reden, wenn es nur nicht gar zu arg wurde. Vielleicht sah sie, daß es den Leuten von Herzen ging und Freude machte, und sie scheute sich, den Erguß wirklicher Liebe zu stören.

Von den Seinen ganz nach Sinn und Wunsch unterhalten, ging der Meier selten in's Wirthshaus; und wenn er sich dazu entschloß, so geschah es um ein Gutes später als ehedem, wo er immer bald nach der Betstunde einzutreffen pflegte. Seine Kameraden machten ihm das erstemal gutmüthige Vorwürfe und neckten ihn; aber ein alter Bauer, der mit einer exemplarisch häßlichen „Granzerin" (Grunzerin, Keiferin) gesegnet war und deßwegen einen natürlichen Hang zum braunen Bier in sich ausgebildet hatte, rief mit Lamm: „Was wollt ihr! Wenn ich ein solches Weib zu Haus hätte, ging' ich gar nicht in's Wirthshaus." Diese Rede war in doppeltem Sinne komisch; die Kameraden lachten und einer versetzte: „Das ist doch zu viel g'redt. Früher wär's vielleicht einmal gegangen, aber jetzt wär's nimmer möglich." — „Bah," erwiederte der Alte, „das versteht ihr nicht. Das Bier ist gut und schmeckt vortrefflich; aber besser ist besser." Und mit dem Meier anstoßend setzte er hinzu: „Nun, Johann, sie soll leben! Was hilft uns das Wünschen? Du hast sie einmal, dir gehört sie, und wir können uns das Maul wischen. G'segn' es Dir Gott!"

Der Meier lenkte das Gespräch auf einen andern Gegenstand, denn er wußte, daß der Alte in der Bierlaune nicht immer „in der Art“ blieb. Als er aber nach der ersten Maaß den Geldbeutel zog, um zu bezahlen und die Kameraden ihn halten wollten, verzog sich die ernst gewordene Miene des alten Gesellen wieder zum Satyrlächeln. „Laßt ihn gehen,“ rief er; „ihr wißt ja, wie's einem ist in den ersten vier Wochen — da hab' ich sogar die Meinige nicht genug kriegen können. Nun,“ setzte er zu dem jungen Manne gewendet hinzu, „grüß mir sie schön! — Und laß dir das Nachtessen mit ihr schmecken!“ Der Meier ging und befolgte den Rath.

Nach der Mahlzeit dauerte die Unterhaltung der Familie niemals lang. In Erwägung und Bestimmung der morgenden Arbeiten schloß man den Sonntag ab, und schon angeweht von dem irdisch frischen Hauch der Arbeitstage, mit den Versätzen neuer Thätigkeit begab man sich zur Ruhe.

Die Flitterwochen des Paars wurden durch eine Anzahl Regentage verlängert, die das ökonomische Herz des Meiers unter andern Verhältnissen mit bedeutendem Unmuth erfüllt hätten, jetzt aber mit bestem Humor ertragen wurden. Endlich kam schönes Wetter und die Ernten begannen. Sie brachten ernstlichere Arbeit, aber für die Bauernherzen zugleich viel mehr Freuden, als Unkundige sich's vorstellen mögen.

Die Heuernte, wenn der Himmel sie nachhaltig begünstigt, ist von allen die anmuthigste. Die erste Arbeit dabei — das Mähen — gehört freilich zu den anstrengenden; aber sie beginnt am frühsten Morgen, die rüstigen Bursche, die taktmäßig die Sense schwingen, sind erquickt von dem Hauch der nächtlich gekühlten Luft, und wenn die Sonne den Thau vom Grase leckt, ist die Hauptsache beendet. Das Machen und Beiführen des Heues ist aber nicht nur die reinlichste, sondern wenn man sie nicht überhasten muß, auch die leichteste und

angenehmste Beschäftigung. Darum pflegen sich Weiber und Mädchen zu ihr auch schmucker anzuziehen und zumal in frisch weißen Hemdärmeln andern und sich selbst gefälliger zu erscheinen. Der sonnige Tag, das von den Dorfleuten weithin belebte Wiesenthal, der Wohlgeruch, den das bewegte Heu verbreitet, alles trägt dazu bei, Sinn und Seele zu erquicken und heiter zu stimmen.

Wie erfreulich ist der Anblick eines hochgeladenen Fuders, das der Oberknecht mit wohlgenährten Rossen langsam dem Dorf zuführt! Mit welchem Behagen geht man an die Ladung des zweiten Wagens! Allein ohne alle Störung verläuft der „Heuet" selten, und manchmal wird den rüstigen Armen eine gewaltige Anstrengung zugemuthet, die indessen als süße Frucht nur ein geschärfteres Vergnügen erzeugt.

Wenn man eine Reihe von Tagen spielend gearbeitet hat, können sich am Horizont Wolken erheben, die als drohend erkannt werden und die Menschen zu einem Wettlauf mit den atmosphärischen Mächten nöthigen. Bei solchen Gelegenheiten pflegen die Landleute sich selbst zu übertreffen und in trunkenem Eifer, übrigens unter humoristisch antreibenden Reden und gelegentlichen Ausbrüchen von Heiterkeit, wenigstens doppelt so viel zu leisten als vorher. Wie prächtig dürr ist das Heu und wie voll von Wiesenklee! wie Jammerschade daher, wenn es der Regen durchnetzte und ihm die Kraft wegnähme! Dieser Gedanke stachelt den Haushalt des Bauern, das fast Unmögliche zu versuchen; und es gelingt. Der Himmel ist tiefschwarz, große Tropfen fallen einzeln herab und erzeugen Blasen im Fluß; aber schon bewegt sich das letzte Fuder auf dem Feldweg rasch in's Dorf, und wenn unter Donner und Blitz der Guß beginnt, ist es auf der Tenne des Stadels geborgen. Welch ein Gefühl des Sieges und der Rettung! Man preist und erhebt sich wechselseitig; man freut sich im

Namen des Viehes, das so glücklich ist, das köstliche Futter zu genießen, und setzt sich schweißbehaut, aber leuchtend zum ertraguten Vesperbrod und Trunk. Mit gründlichem Wohlgefühl hört man das immer stärkere Regengeplatsche draußen, während man selbst so reichlich wie seit lange nicht das Bier in die Kehle strömen läßt. Denn wie dieses dem ermüdeten Leib, so ist der Regenguß der Wiese gesund und giebt ihr Kraft zu neuem Trieb, zur Erzeugung eines eben so guten und reichlichen „Ohmeds."

Die bedeutendste, edelste Ernte — die „Ernte" oder rieserisch „die Aehret" schlechthin — ist die Getreideernte. Daß sie einen glücklichen Verlauf nehme, ist für den Bauer die Hauptsorge, und wenn das geschieht und wenigstens die meiste Frucht unverdorben heimgebracht wird, ist die Befriedigung auch die größte und nachhaltigste. Um dieses Segens willen, der vor allen den Menschen zu gute kommt und die Welt erhalten hilft, kann man sich wohl auch doppelt anstrengen und hie und da in Ertragung der Hitze das Aeußerste leisten. Ist der Schatz in Sicherheit, dann kühlt man sich wieder; die Mühe ist vergangen, die Freude dauert.

Der Anblick einer Getreidefeldung in der Zeit der Ernte hat etwas unendlich Erheiterndes. Diese Wirkung beruht nicht nur in dem Bewußtsein des Segens, der nach Hause gebracht wird, um wieder ein Jahr die Menschen zu nähren und zu erfreuen — auch das Lichte, Sonnige, Geistige der Farbe trägt dazu bei. Ist es nicht eigentlich die Farbe der siegreichen Heiterkeit? Und mitten in diesem Meere von Segen, wie glänzen die Gesichter der Landleute! Wie fröhlich klingen die wechselseitigen Grüße! Wie herzlich empfunden das Lob des Wetters und des guten Gottes, der es so schön werden ließ!

Das Erfreuliche bei der Landwirthschaft ist aber, daß

der guten Jahreszeit die Ernten eigentlich gar kein Ende nehmen. Nach dem Einführen des Getreides werden die Erbsen „gerissen“; die Lieblingspflanze der Weiber, der Flachs, wird „gelochen“ und zum Dörren auf die Stoppelfelder gebreitet. Dann geht es an's „Ohmet“; und wenn dieses auch nicht so reichlich ausfällt wie das Heu, so ist es um so feiner und zarter, ein wahrer Leckerbissen für die Rosse, welche schön herauszufüttern eine Ehrensache des Bauers ist. Endlich sieht man Wagen mit „Erdbirn“, mit Rüben, mit Krautsköpfen beladen in's Dorf und in die Höfe fahren. Lauter wichtige Artikel! Wenn die ersten recht „melbig“, die zweiten recht groß und die letzten zugleich recht fest befunden werden, so herrscht keine kleine Befriedigung im Hause. Neben den Sommer- und Herbsternten hat der Garten schon zu wiederholten malen seinen Tribut entrichtet; die Früchte wurden und werden verspeist oder gedörrt, um im Kochgeschirr auf's neue Saft zu gewinnen. Zu allerletzt „breckt“ man noch die Lederäpfel, um sie an sicherem Orte zierlich aufzustellen, daß sie dauern bis zum grünen Donnerstag — und nun mag der Winter kommen!

Die junge Meierin, bei ihrem willenskräftigen und willensfreudigen Fleiß, betheiligte sich an allen diesen Ernten mit eigenthümlichem Vergnügen. Seitdem sie als Herrin sie mitverrichtete, kamen ihr die so bekannten Arbeiten eigentlich neu vor, und alle Gegenstände hatten eine erhöhte Bedeutung. Es gehörte ihr, was man sammelte, und ihren Lieben sollte es zu gute kommen! Der schöne Zweck wirkte unwillkürlich und verschönerte die Früchte in ihren Augen so, daß sie eine Korn- oder Flachsgarbe betrachten konnte, als ob sie nie dergleichen gesehen hätte.

Indem sie mit stets regem Eifer eine Wiese nach der andern, einen Acker nach dem andern abräumen half, lernte

sie ihren Hof in seiner ganzen Größe und Vortrefflichkeit erst kennen und nahm eigentlich erst Besitz von ihm. Der Meier, der neben ihr arbeitete, so oft es ihm die Pflichten der Oberaufsicht gestatteten, beantwortete ihre Fragen als Kenner, theilte bei diesem und jenem Grundstück mit, wie es an seinen Vater gekommen, wie sie es miteinander verbessert hätten, und freute sich ihres Lobes. Wenn die junge Eigenthümerin auf besonders gutem Ackerland die Größe des Stücks mit der Zahl der gesammelten Schöber (je sechzig Garben) verglich und diese auch das ihr bekannte höchste Maß noch überstieg, brach sie in einen Ruf der Bewunderung aus und lächelte mit dem Vergnügen eines Kindes vor sich hin.

Die Früchte wurden im Ganzen wohl heimgebracht und nur ein kleiner Theil durch Regen beschädigt. Einmal überraschte die Gatten ein Sturm auf einem vom Dorf entfernten Acker; der Regen schoß wolkenbruchähnlich auf sie hernieder, „patschnaß" und triefend wandelten sie nach Hause. Dies hatte nur zur Folge, daß sie sich wechselseitig auslachten und sich in trockenen Kleidern mit um so größerer Heiterkeit zum Vesperbrod setzten.

Auch von den Arten, die insbesondere die Hausfrauen interessiren, wurde auf dem Meierhof so reichlich geerntet, daß es ordentlich Mühe kostete, die verschiedenen Sachen geschickt unterzubringen. Als das Weib alle Räume gestopft, für die Küche weit hinaus gesorgt und neben dem Stadel überdies einen gewaltigen Thurm von Habergarben sah, die unter Dach keinen Platz mehr gefunden hatten, da konnte sie nicht umhin, ein wundersames Behagen zu empfinden und den Boden doppelt so fest unter sich zu fühlen. Der Besitz ist und bleibt trotz aller idealistischen Weltbetrachtung eine sehr schöne Sache. Er setzt auch den starken Gemüthern ein Maß von Stärke zu und erfrischt und erhebt die Seelen, die

fähig sind, mit den rechten Verwendungsgedanken in die Zukunft zu blicken. Für den Bauer ist er um so beglückender, je sichtbarer und handgreiflicher er ist.

Zu den Freuden und Mühen der ländlichen Arbeiten bilden die kleinen Ausflüge, die besonders in schöner Jahreszeit unternommen werden, eine angenehme Abwechselung. An Markttagen geht die Frau in die Stadt, verkauft und kauft und wird heimkehrend von den Kindern mit Jubel empfangen, indem die naiv Lüsternen mit Recht vermuthen, daß für sie etwas „Gut's" im Gretzen ist. Größere Handelsgeschäfte bleiben dem Manne vorbehalten, und auch dieser bringt für die Zungen der Kleinen gern etwas Beglückendes mit; die Hauptsache ist aber der gefüllte Geldgurt, den er nach einer gelungenen Expedition selbstbewußt auf den Kanzleitisch zu legen pflegt. Die Sortirung der Münzen bewährt sich als ein unterhaltendes Geschäft, das sogar die Kinder mit Blicken der Theilnahme betrachten.

Schöner, poetischer sind die gemeinsamen Besuche bei Verwandten in andern Dörfern, die an Feiertagen unternommen werden. Hier fühlen die Herzen guter Landleute nur schöne Regungen und bewegen sich förmlich in einer idealen menschlichen Sphäre. Man bringt Geschenke und nimmt welche mit nach Hause, man speist und preist, man thut sich Ehre an und ergötzt sich an Höflichkeiten; und wenn die Gäste mehr an Gaben empfangen, so spenden sie dafür auch mehr Lob für die Herrlichkeiten, die ihnen gezeigt werden. Feld und Wald erscheinen anmuthiger, wenn sie auf dem Hin- und Heimweg in festlicher Stimmung vom Wagen aus betrachtet werden, und der fahrende Bauer, zum „Herrn" geworden, sieht in heiterer Freiheit gleichsam auf sich selbst herab.

Unser Paar kostete alle diese Freuden von Grund aus und erquickte sich namentlich an den Besuchen, die für sie

zusammen abgestattet allen Reiz und alle Ehre der erstmaligen hatten. — Wie fröhlich sie aber auch immer gewesen sein mochten, beide empfanden doch wieder ein ganz besonderes Vergnügen, wenn das Gefährt in den Meierhof rollte, der Hund freudig bellte und Großmutter und Ehehalten mit herzlichem Gruße nahten. Daheim war es eben doch am schönsten! — freilich nachdem es vorher draußen am schönsten gewesen war.

Der Spätsommer brachte noch einen besondern Genuß — auf einer Hochzeit, welche die Meierin als Gast mitfeierte. Da es gerade wenig zu thun gab, kutschirte der Mann sie selber an Ort und Stelle und benutzte, durch gutes Getränk erwärmt, die Gelegenheit, Abends mit der Lieben zu tanzen und sich aufzuführen wie ein Junger. Bei solchen Anlässen pflegen die Ehemänner auf die Ledigen zu stechen und unter dem Beifall der alten Kenner ihr Bestes zu leisten. Der Meier verjüngte sich in der Freude seines Herzens um ein Jahrzehnt, die Meierin wurde ihm ganz wieder zur jungfräulichen Geliebten, in seinem Herzen erstand nach dem, was ihm gehörte, ein Verlangen, als ob er es erst erwerben müßte, und in mondbeglänzter Nacht führte er die Gattin mit Empfindungen heim, die denen, womit er die Braut heimführte, durchaus ähnlich waren.

Die Extrafreuden der guten Jahreszeit wurden durch die Ortskirchweih abgeschlossen, welche in die Mitte des Oktobers fiel. An dem Haupttage leistete die Meierin reichlichen Ersatz für die bei den nächsten Verwandten genossene Freundlichkeit und bereitete diesen, die als Gäste erschienen waren, ein Mittagsmahl, das wohl ein Diner genannt werden konnte. Abends begab man sich in's Wirthshaus, weilte trinkend, essend und tanzend bis gegen Mitternacht, und der Meier beurkundete seine Stellung im

Dorfe auch dadurch, daß er für sich und seine Gäste die bei weitem größte Zeche bezahlte.

Trotz des Vergnügens, das sie sich den Sommer über gemacht, trotz der Ausgaben, die sie sich gestattet hatten, fanden unsere Eheleute im Spätherbst doch, daß sie etwas Erkleckliches „hinausthun," d. h. auf Zinsen leihen konnten. Die Gewißheit, daß es mit dem Hauswesen vorwärts ging, erfüllte sie mit neuer Zufriedenheit und heiter betrachtete die Frau den Hypothekenbrief, den sie miterwerben zu haben sich bewußt sein durfte.

Der Winter hat auf dem Lande etwas Einförmiges, weil hier für die Natur nicht die Kunst eintritt und durch ihre idealen Belebungen die geflohenen Bilder der schönen Jahreszeit ersetzt. Eine saison morte ist er aber hier doch nur für den Städter, der ein bunteres Leben gewohnt ist, nicht für den Bauer. Diesem kommt er vielmehr nach den Arbeiten und Freuden des Sommers gerade recht und bringt auch seinerseits Genüsse, die nicht zu verschmähen sind.

Vor allem die Ruhe — die leibliche und die geistige. Nach den vielen Anstrengungen, welche die schöne Jahreszeit eben doch mit sich führt, und nach den Befürchtungen, so lange die Ernten noch feindlichen Kräften zur Beute fallen konnten, ist es ein schöner Gedanke, auf eine lange Zeit hinaus mäßig arbeiten, gemüthlich auf der Ofenbank sitzen und, wenn man just darauf aus ist, recht lange schlafen zu können; es ist angenehm, wenn der erste Schneesturm tobt, sich zu sagen: „Rase, wie du willst; dem Korn im Viertel und dem Heu auf dem Boden wirst du doch nichts anhaben."

Der Bauer hat im Winter eine gründlich warme und duftende Stube, weil in dem Rohr des eisernen Ofens gebacken und gebraten wird, und er ist empfänglich für den

behaglichen Dunst und für den leckern Geruch. Ein halbes Dutzend Dreschflegel im Takt auf das Getreide fallen zu hören, hat zumal für den Eigenthümer etwas Ermunterndes; und sehr erfreulich ist es, Nachmittags als Ergebniß davon so und so viel Metzen Korn „aufzuheben."

Natürlich hat der Winter auch auf dem Lande seine eigenen fröhlichen Zeiten. Weihnachten und die Gaben des Christkindles spielen bei dem wohlhabenden Bauer eine große Rolle. Für Neujahr werden vom schwarzen „Lähfel" an bis zum „Krapfen" hinauf eine Reihe von Backwerken hergestellt und Freunde, Bekannte, Ehehalten, Bettler, namentlich aber Kinder damit glücklich gemacht. Schöne Momente bezeichnet die Metzelsuppe, die sich bei dem wohlhabenden Bauer zwei bis drei Mal wiederholt. Und wer es gesehen, der wird uns beistimmen, wenn wir sagen, daß eine speckschneidende, gelegentlich von den eßbaren Theilen naschende, mit allerlei Späßen sich unterhaltende, der milden Autorität des erprobten Metzgers und Wurstmachers sich fügende Bauernfamilie zu den behaglichsten menschlichen Bildern gehört.

Leute, die sich lieb haben, sind gern auf ihren eigenen Umgang beschränkt, und die Aussicht auf ein verhältnißmäßig einsames Leben hat für sie einen ganz besonderen Reiz. Der Meier und die Meierin begrüßten daher den ersten tüchtigen Schneefall mit Freuden und gaben sich ganz dem traulichen Gefühl ihrer Häuslichkeit hin. Und der Winter bot ihnen, was er einer wohlhäbigen Familie irgend bieten konnte, ja noch etwas mehr.

Den anmuthigsten Eindruck machte das Haus um die Weihnachtszeit. Der Meier hatte rechtzeitig einen überflüssigen jungen Weichselbaum im Garten abgehackt und in wassergefülltem Kübel auf der Bank in dem vordern Winkel des

Kanzleys aufgestellt, das bei ihm ziemlich groß war. Als die heilige Zeit heran kam, waren bei der stetigen Wärme des Raums nicht nur die Blätter, sondern auch schon Blüthen ausgeschlagen, und der von der Meierin überdies seiner und reicher als landüblich geputzte und glänzender beleuchtete Baum gewährte am Bescheerungsabend einen so prächtigen Anblick, daß man aus den Nachbarhäusern kam, ihn zu genießen und zu bewundern.

Diese Zierde blieb dem Kanzley bis ins neue Jahr hinein. An der Wand hing ein Käfig mit einem Schwarzblättchen, ein anderer mit einer Grasmücke. Wenn diese nun in der Abendstunde „träumten" — wie der Bauer so schön das leise Singen der kleinen Vögel benennt — und die weißen Blüthen des Baumes durch die Dämmerung glänzten, dann wurde es der beisammen sitzenden Familie unendlich heimlich zu Muth; eine beinahe feierliche Stimmung kam über die Eltern und selbst die Kinder horchten stille. Draußen rieselte der Schnee und der Winter herrschte unumschränkt; im Haus waltete der Lenz, ein süßer, lieblicher Traum des Lenzes.

Der Tag, an welchem ausgedroschen wird, die sogenannte „Flegelhenke", war zu jener Zeit noch mit einem Brauch bezeichnet, der viel dramatisches Leben ins Haus brachte und den wir hier schildern müssen.

Wenn man den letzten Schober drischt, hängt an einem Pfosten des Stadelthores ein Strohband, auf welches von zwei Seiten in verschiedenem Sinne wieder und wieder die Augen sich richten. Das Mädchen (die zweite, jüngere Magd) hat die Aufgabe, dasselbe zu ergreifen und flügelschnell in's Haus, in die Küche zu tragen, daß es in den Ofen geschoben und verbrannt werden kann; die Drescher haben mit noch größerer Geschwindigkeit ihr nachzueilen, sie zu haschen

und es ihr abzunehmen. Wer den Sieg davon trägt, erhält von dem andern Theil ein Präsent. Natürlich wählt die kluge Dirne den Moment, wo die Dreſcher nicht nur den Hintergrund erreicht, ſondern endlich auch in der Aufmerkſamkeit ſchon etwas nachgelaſſen haben. Wie der Blitz fliegt ſie dann mit dem ergriffenen Band über den Hof, wie das wilde Heer jagen die Burſche nach, und wie es nun ausfallen mag, immer giebt's mächtigen Lärm und großen Parteijubel. Denn es begreift ſich, daß es die weiblichen Perſonen ohne Ausnahme mit dem Mädchen halten, und daß es eigentlich ein Kampf zwiſchen den beiden Geſchlechtern iſt. Zuletzt können freilich alle zufrieden ſein: die Hausfrau ſorgt an dieſem Tag für ein beſonders gutes Mittagsmahl und extra geſchmalzenes Backwerk.

Die Meierin ſetzte ihre Ehre darein, den zweiten Knecht, der prahleriſch das Gegentheil vorausgeſagt hatte, bei dieſer Gelegenheit zu beſchämen und den Sieg auf die weibliche Seite zu lenken. Sobald das athemloſe Mädchen den Hausſtennen erreicht hatte, wurde die Thür den Verfolgern vor der Naſe zugeſchlagen und geriegelt; der dritte Knecht, der ſeinen Lauf durch die Stallung nahm, um der Flüchtigen im Tennen den Weg abzuſchneiden, fand die dahin führende Thür verrammelt — und das Band flackerte luſtig im Ofen, als die hereingelaſſenen Burſche den Triumph durch ihren Beredtnß noch mehren halfen. Der langbeinige Pranger entlaſtete ſein Herz durch einige Kernflüche, die bei den Mägden jubelndes Lachen hervorriefen und auch von der alten Meierin nur ſchmunzelnd unterſagt wurden. Zum Glück für ihn trug man bald das Eſſen auf, und Schweinefleiſch und Sauerkraut waren von einer Güte, Weißbrod und Schneckennudeln von einer Feinheit, daß ein Barbar damit beſänftigt worden wäre, geſchweige denn ein bei allem Ehrgeiz ehrlicher und noch

dazu hungriger junger Rieser. Unser Bursche machte denn endlich gute Miene, suchte selber zu spaßen, versicherte dann aber doch mit Zuversicht: „Auf's Jahr geht's anders!“

Der Februar sorgte noch für eine Schlittenbahn, die man lange vergebens erwartet hatte, und verschaffte dem Meier das Vergnügen, auf einem neuen Schlitten, der sich in der Stadt mit Ehren sehen lassen konnte, die Frau nach Nördlingen zu fahren, dort mit ihr Einkäufe zu machen und in den „drei Mohren“ sich gütlich zu thun.

Endlich nahte der „alte Winter“ seinem Ende. Und wie viel Behagen er dem Bauer auch verschafft hatte, er mußte sich doch gefallen lassen, daß diesem bei seinem Hinschwinden und den ersten Regungen der wiedererwachenden Natur das Herz aufging, daß er sich auf die gute Jahreszeit freute, auf die Vögel, wie schön sie singen, auf die Blumen, wie schön sie blühen, hauptsächlich aber auf die Arbeiten des Säens, Pflanzens und Erntens, als wäre dies alles noch nie dagewesen.

Wenn der Landmann auf den Kreislauf der Natur angewiesen ist, so fühlt er glücklicherweise auch für alle Wendungen desselben ein unerschöpfliches Interesse. Seine Empfänglichkeit für den Gegenstand, wenn er sich auch noch so oft wiederholt, bleibt sich völlig gleich; ja die Liebe zu den für ihn schönsten Momenten der Natur scheint mit den Jahren und dem Verstande eher zu wachsen, als abzunehmen.

Unsere Eheleute fühlten sich auf's lieblichste angeweht von den ersten Hauchen des Lenzes. Die Lieder der Vögel machten sie fröhlich, daß es in ihren Herzen selber klang und sang. Mit frischester Lust erfüllte sie der Gedanke, bald wieder thun zu können, was sie voriges Jahr gethan hatten.

In gemeinschaftlicher Arbeit und gemeinschaftlichen Freuden wuchsen die beiden Seelen immer inniger zusammen. Fast

mit jedem Tag wurde eins dem andern klarer und trauter, und jedes fühlte, daß eben nur dieses das rechte wäre und sonst kein anderes auf der ganzen Erde. Wenn das so recht offenbar wurde, indem eines dem andern etwas extra Liebes anthat, konnte man den Ruf hören: „O du bist halt ein Mann!“ oder: „O du bist halt ein Weib!“ — und in diesen Worten, in dem Ton, in dem sie gesprochen wurden, lag alles Glück und alle Liebe des Paars.

Das Verhältniß beider gestaltete sich, wie es in der Natur der Dinge lag. Regine, von Haus aus tiefer und innerlicher angelegt, wurde durch ihre Erfahrung und die Art, wie sie diese benutzte, reicher gefördert, und sie blieb daher die bedeutendere Persönlichkeit. Das ist aber ja die Wirkung der ächten Liebe, daß sie ausgleicht, ohne gleich zu machen, daß verschiedene Naturen in ihr sich Eins fühlen, und daß eine so reich ist wie die andere, weil jede sich selber besitzt und die andere dazu. Im liebenden Verkehr mit der höheren Persönlichkeit muß die minder bedeutende auch in sich selber gesteigert werden und hinanstrebend und hinangehoben sich ihr endlich so zur Seite stellen, daß es schwer zu sagen ist, wo die größere Vortrefflichkeit sei.

Der Meier wurde im Umgang mit seinem Weib innerlicher; er lernte feiner denken und empfinden, ohne daß der Bauer in ihm und seine Naturfrische beeinträchtigt worden wäre. Hatte ihm seine erste Frau Respekt abgenöthigt, so fühlte er für die zweite mit der Liebe eine tiefe Herzensachtung. Er ehrte und verehrte sie recht eigentlich als ein höheres Wesen, er sah zu ihr empor und that nichts, was ihm wichtig erschien, ohne ihre Meinung vernommen zu haben. Ihr Verstand, die Raschheit und Bestimmtheit ihres Urtheils bestrickten ihn eben nicht minder, wie ihre übrigen Eigenschaften. Mit ihrer Beistimmung ausgerüstet war er seiner

Sache gewiß, und wenn er mit einem andern in Disput gerieth, konnte es ihm begegnen, daß er zur Stütze seiner Behauptung hinzufügte: „Meine Meierin hat's auch gesagt!“ was freilich auf dem Gesicht des Gegners zuweilen ein gemüthlich satyrisches Lächeln hervorrief.

Der Meier erfuhr, welch ein wunderbares Geschöpf das Weib ist, wenn es gut ist. Er lernte die herzinnige Liebe und Treue als das Höchste erkennen und als das Schönste. Als er einst mit seinem Schwager Gröninger zusammensaß und auf das Lob der Regine gekommen war, schloß er mit den Worten: „O Bruder, ich sag' dir, so eine wie die ist, gibt's nicht mehr! Mir ist's im Grund immer gut gegangen und ich hab mich nie zu beklagen gehabt. Aber jetzt seh' ich, daß doch eigentlich nichts dahinter gewesen ist; — jetzt erst weiß ich, warum ich leb'.“

Mußte nun aber dieser Mann, den sie geliebt hatte, ohne ihn so zu kennen, einem Weib wie Regine nicht immer lieber werden? — Mit einem stumpfsinnigen und herrschsüchtigen hätte sie nicht zu leben vermocht. In ihr lag ein ungewöhnlicher Sinn für Gerechtigkeit. Recht wollte sie geben und Recht wollte sie auch erhalten; Unrecht zu dulden war nicht ihre Stärke. Sie kannte sich darin selbst und sagte sich, daß sie mit diesem und jenem im Dorf nicht zu hausen vermocht hätte. Welch ein Glück nun, einen Mann zu haben, der ihr sogar mehr einräumte, als sie hätte fordern mögen, der es gern und mit Freuden that! Sie fühlte dies einmal so tief, daß sie ordentlich erschrak, als ihr der Gedanke kam, wie sie ihn auch nicht hätte bekommen können. Aber bald darauf sagte sie sich: Nein, ich hab' ihn bekommen müssen! Er paßt für mich und ich für ihn, wir mußten einander haben.

Mit dieser Erkenntniß freute sie sich nun besonders der

Vorzüge, die er nach ihrer Ansicht vor ihr selber voraus hatte: der gutmüthigen Fröhlichkeit, des lebendigeren Wesens, der Gabe, etwas Unangenehmes leichter zu nehmen, als sie, und eher einen Spaß daraus zu machen. Ja, auch das ergötzte sie an ihm, was man als kleine Schwachheit ansprechen kann. Sie lächelte, wenn sie ihn zuweilen von behaglicher Ruhe langsam und mit humoristischer Klage sich losreißen, nach einer guten Speise oder gutem Trunk mit kindlicher Begierde verlangen, bei andern Leuten hie und da eine ziemliche Neigung zum Prangen entwickeln sah; und wenn jemand sich erboten hätte, ihn von diesen Schwächen zu heilen, sie hätte sich's verbeten. That er ja doch alle seine Arbeit und schaffte mehr als ein anderer, wenn er einmal in's Feuer kam; übernahm er sich ja nicht im Essen und Zechen und schlug es ihm noch dazu vortrefflich an; machte er sich ja doch nicht lächerlich durch Hoffahrt, sondern ließ auch andere gelten und gewann dadurch ihre Freundschaft! — Wenn er für sie der beste Mann war, den sie nur wünschen konnte, so hatten ihn auch die Leute gern und respectirten ihn hoch. Denn ihr gab er nach, wo es darauf ankam, aber andere kriegten ihn nicht klein. Da wußte er sehr gut, was er sich schuldig war, und stellte seinen Mann.

Das Glück auf Erden ist freilich nicht in jeder Beziehung vollkommen, und ich bin nicht gemeint, so eines hier schildern zu wollen. Der Tag ist lang, und neben der Lust hat in ihm auch die Unlust Platz, neben der Fülle die Leere, neben der Wärme die Kühle. Wie nach dem römischen Poeten zuweilen auch der gute Homer schläft, so schläft in dem liebenden Menschen zuweilen auch die Liebe. Der alte Widersacher ist mit bestem Willen nicht immer von uns abzuhalten, und je größer das Geschäft, desto mehr Gelegenheit hat er zum Ueberfall. Da gibt es Ungeschick und Verdruß

und Aufbrausen und Streit über verschiedene Ansichten u. s. w. — Natürlich fehlte dergleichen auch nicht in dem Leben unseres Paars.

Was die Pausen in der Liebe betrifft, so waren sie hier allerdings vielmehr ein Schlaf, ein natürlicher gesunder Schlaf, nach welchem die Zärtlichkeit um so schöner und rosiger erwachte. Wer könnte es auch aushalten, wenn die Flamme des Glücks immer loderte und nicht wieder in ihren Grund zurück ginge? Strebende, forderungslustige Naturen muthen sich eine solche Dauer zu, belehren sich dann aber selbst eines Bessern. Natürliche Menschen wollen es schon nicht anders haben, als es ist, und nehmen es an, wie's kommt.

Bemerklicher machten sich nach und nach widerstrebende Meinungen bei einzelnen Fällen. Der Meier hatte eine Anlage zur Reizbarkeit; im ersten Augenblick zweifelte er nicht an der Unfehlbarkeit seines Urtheils und trat mit Lebhaftigkeit dafür ein. Zum eigentlichen Wortgefecht kam es aber darum doch nicht. Regine, wenn sie bemerkte, das er im Zuge war, ließ ihn reden. Hatte die Sache keine Bedeutung, so gab sie nach; kam es darauf an, so wußte sie ihren Zweck später zu erreichen, indem sie nach Art kluger Frauen die Zeit ersah, wo der Mann ihren Gründen nicht zu widerstehen vermochte.

Zuweilen setzte sie ihren Willen sogleich durch und überwältigte die entgegengesetzte Ansicht des Mannes durch Energie. Im ersten Sommer, Ausgangs der Kornernte, machte ein Bauer ihnen einen Weg über seinen Acker streitig, den der Hof bisher genossen hatte. Der Meier, weil die Sache nicht viel auf sich hatte, war geneigt, Verzicht zu leisten; aber die Frau, über die ungerechte Forderung empört, nöthigte ihn zum Proceß, der denn auch gewonnen wurde. Als ihm der strittige Gegenstand, der ihm einen kleinen Umweg ersparte,

wieder zugesprochen war, fragte er die Frau lächelnd: „Was haben wir nun?“ — Regine versetzte mit Nachdruck: „Unser Recht haben wir! Man muß sich von solchen Leuten nichts nehmen lassen, und wenn's nur eine Stecknadel wär'. Man verderbt sie nur damit!“

Im zweiten Frühjahr kam jener langbeinige Knecht, den wir an der Flegelhenke kennen gelernt haben, wiederholt angetrunken nach Hause und ließ sich einmal gegen das Ehepaar zu einer rohgroben Aeußerung hinreißen. Man kündigte ihm den Dienst. Am andern Morgen erschien er mit einer Armensündermiene, erklärte, daß ihm seine gestrigen Reden über die Maßen leid thäten, betheuerte hoch, daß er künftig nie mehr zu viel trinken werde, und bat inständig, man möge ihn behalten. Der Mann in seiner Gutmüthigkeit wollte schon darauf eingehen; aber die Frau erklärte mit Entschiedenheit, der Dienst sei ihm aufgesagt und er müsse sich um einen andern Platz umsehen. — Ihr war die Frechheit des Ausdrucks auch für einen Berauschten zu groß erschienen, und in seinem heutigen kläglichen Benehmen erkannte sie keine Reue, sondern nur den Wunsch, den guten Platz nicht zu verlieren. Ein solcher Mensch wäre für ihr reines Hauswesen ein Schmutzfleck gewesen — er mußte fort, ihr aus dem Hause.

Dergleichen Vorfälle trübten den schönen Fluß ihres Lebens nur vorübergehend und oberflächlich. Einmal schlug aber ein gewaltiger Blitz in die Seele des Weibes; ein jäher Schreck riß ihre Seele aus allem, was ihr lieb und theuer war, heraus und zeigte ihr das grauenvolle Gesicht des Unheils.

Der Meier war an einem Samstag in Geschäften über Land gefahren. Er blieb länger als es ausgemacht war, die Nacht kam und Regine harrte mit Verlangen auf seine

Rückkehr. Auf einmal trappte und rollte es mit ungewöhnlicher Hast durch das offene Hofthor; das Weib eilte hinaus und sah — die Rosse allein mit dem vordern Gestell des Wagens. Sie fuhr zusammen und schaute erblaßt auf die endlich haltenden Thiere. Diese waren durchgegangen, der Weg führte an Abstürzen, an Wasser vorbei. Das größte Unglück war möglich, und die Angst hatte es schon vor Augen. Außer sich rief sie den herbeigelaufenen Knechten zu, die Rosse zu nehmen, sie den Weg zurückzuführen, und sie selbst eilte im Schein der Mondsichel mit ihnen fort. Auf dem Weg, auf dem sie mit bebenden Knieen hinter den trabenden Rossen lief, sah das spähende Auge lange nichts, tobend klopfte ihr Herz und mit einer Art von Wildheit rief sie: „Wenn er todt ist, dann ist's aus mit mir und ich weiß, was geschieht!"

Doch — im Nebelduft, rechts am Sträßchen, zeigte sich ein dunkler Gegenstand; der Oberknecht schrie darauf hin, und es antwortete die Stimme des Meiers. — „Er lebt!" rief's in ihr. „Gott im Himmel, ich danke dir!" In wenigen Sekunden war ihr Arm um seinen Hals geschlungen, sie fragte und prüfte, und die Ueberzeugung, daß er unverletzt sei, lockte ihr Thränen ins Auge.

Das Unglück, das sie gefürchtet, hatte dem Mann nahe genug gestanden. Er saß, nachdem er das Spritzleder auf beiden Seiten befestigt, ordentlich eingeschlossen im Sitz, und seinen Gedanken hingegeben ließ er, wie er ja schon oft gethan, den heimeilenden Rossen die Zügel. Auf einmal setzten diese mit der Schnelligkeit des Blitzes über die Straße, in der nahen Vertiefung stürzte der Wagen völlig um, so daß die Räder empor standen, und der im Spritzleder steckende Meier hätte, fortgeschleift, den Tod oder grausame Verletzungen gefunden, wenn die Schraube auf dem Eisen, durch das die beiden Gestelle zusammengehalten waren, nicht locker gewesen

und abgesprungen wäre. Nun rannten die wild gewordenen Thiere mit dem vordern weiter; der Meier arbeitete sich vor, erholte sich nach und nach, reinigte sich und stellte den Rest des Wagens zurecht. Das Benehmen der Thiere war ihm unerklärlich; er spähte umher, was daran Schuld sei, und sah auf der einen Seite des Wegs einen alten verlassenen Schäferkarren, der im matten Schein des Mondes gespenstisch glänzte; daran hatten sie gescheut. Ueber das Gespann beruhigt, wollte er jetzt nach Hause gehen, als er bemerkte, daß ihm seine werthvolle silberbeschlagene Tabakspfeife fehlte. Sie konnte nicht weit sein, er suchte darnach und hatte sie eben gefunden, als er den Zuruf des Oberknechts vernahm und mit Freuden die Seinigen erkannte.

Nachdem er dem fragenden Weib dies alles erklärt hatte, konnte sie nicht zärtlich schelten, wozu sie große Lust gehabt hätte. Die beiden Gestelle wurden verbunden, die Knechte führten Roß und Wagen, und der Meier, von der Frau geleitet, ging hinterdrein. Während des Gehens verlor sich auch ein dumpfer Schmerz der Erschütterung aus seinen Gliedern, und in den Hof tretend grüßte er die aufgestandene und angstvoll harrende Mutter mit freundlich tröstenden Worten. Am folgenden Tag, in der Kirche, sendete Regine, heiße Dankgebete zum Himmel für diesen Ausgang empor. Wegen ihres verzweifelten Gedankens empfand sie keine Reue. Das war ein Punkt in ihr, über den sie keine Macht zu haben schien.

Die Arbeiten im Sommer waren in Folge mehrerer unzeitiger Regengüsse beschwerlicher als voriges Jahr, aber im Ganzen konnten die Bauern mit den Ernten wohl zufrieden sein. Als das Wichtigste aufgehoben war, sah man allenthalben das Behagen wieder, das den ländlichen Gesichtern im Herbst eigen ist.

Das Antlitz Regines drückte faſt noch innigere Zufriedenheit aus, als früher. Ihr Wirken als Hausfrau war ihr eine freundliche Gewohnheit und andere Natur geworden, wobei ihr alles ſpielend von der Hand ging. Die Bäuerin hatte die Empfindung des Künſtlers, wenn er ſich der Meiſterſchaft nähert, und für das feinere Auge ſchien ſie nicht nur an Selbſtgewißheit, ſondern auch an Würde gewonnen zu haben.

Ihr ſchönes Daſein wurde durch das Dorf nicht beeinträchtigt, ſondern gefördert. Man ſchätzte ſie als die Erſte ihres Standes, man liebte ſie wegen ihrer Güte, die eben von der Erſten um ſo wohler that, man war ſtolz auf ſie und auf ihren Ruhm in der ganzen Umgegend. Da ſie nicht nur ſchenken konnte, ſondern auch wirklich ſchenkte und es freundlich that, ſo fand ſie unter den Bedürftigen Verehrer, ſogar Schmeichler, und ein Paar alte Bettelweiber, die ſich regelmäßiger Bezüge von ihr erfreuten, trugen ihr Lob im ganzen Ries umher. Die Glückliche hatte Gefallen am Lob, und auch zu Schmeicheleien, wenn ſie nicht gar zu ungeſchickt herauskamen, lächelte ſie oder wies ſie nur lächelnd zurück. Das Gute war, daß ſie die Schönheiten, die man ihr ſagte, auch verdiente und daß man ſie und den Meier nicht nur in's Geſicht lobte, ſondern ebenſo auch hinter ihrem Rücken.

Eine Gattung von Menſchen war indeß mit dem Ehepaar nicht ganz zufrieden, und zwar aus eben dem Grund, warum die Berürftigen ihr Lob ſangen. Ihnen ging in dem Hauſe zu viel auf. Sie räumten ein, daß der Meier ein reicher Mann ſei und daß er nicht zurückkomme, aber das ſei eben der Fehler. So einer müßte weiß Gott wie viel „verhauſen“ und jährlich viel mehr hinausthun, als man höre, daß bei ihm geſchehe. Da dürfte man ſich's aber freilich nicht ſo wohl ſein laſſen bei ihm, und alle müßten

um ein Gutes weniger brauchen und um ein Gutes mehr ſchaffen. — Es gibt nun einmal Bauern und muß es vielleicht geben, deren Gewiſſen ſich nur dann beruhigt, wenn ſie ſich abrackern. Wenn einer dieſes Schlages nicht wie drei Knechte arbeitet und wie ein halber ißt und trinkt, hält er ſich für einen Müßiggänger und Verſchwender und fürchtet zu verderben.

Als ſo eine Stimme zu dem Ehepaar drang, lächelte die Frau, der Mann aber wurde ungeduldig. „Der Weilerbauer," entgegnete er, „iſt ein alter „Ruach" (ein Erwerbgieriger) und ein Narr ſeines Handwerks! Meine Kinder werden einmal genug bekommen, und wenn ſie leben, wie ich, dann wird's auch den ihrigen gut gehen. Wer den ganzen Tag nichts anders tendirt, als Geld zuſammen zu ſcharren, iſt ungeſcheidter als das Vieh im Stall. Gerade bei ſolchen kommt über kurz oder lang ein Lump in die Familie und wirft alles wieder hinaus." — „Das iſt wahr," bemerkte Regine; „aber deßwegen ſeh' ich nicht ein, warum du dich ſo darüber ärgerſt. Solchen Leuten machen wir's nur recht, wenn wir gerade ſo leben, wie ſie, und da behüt' uns Gott davor! Es iſt eine Ehre für uns, wenn ſie uns ausrichten." — „Wohl," verſetzte der Meier beſänftigt. „Man ſpricht aber auch nur davon."

Die Klaſſe der „Ruacher" hat im Ries allenthalben ihre Vertreter, in einem Ort finden ſich aber doch immer nur einzelne Exemplare. Wenn dieſe nun, wie billig, über unſere Leute gerade wegen der Schönheit ihres Lebens den Kopf ſchüttelten, ſo ſchlugen ſich dafür zu der Mehrheit der Anerkennenden auch noch die Repräſentanten des gebildeten Standes, die mit ihnen zuſammen kamen. Der größere Theil des Lobes kam freilich auf die Seite Regines. Wenn die Pfarrersfamilie Beſuch hatte und dieſer dem Gottesdienſt

beiwohnte, fiel das schöne Weib mit der ungewöhnlichen Haltung regelmäßig auf und zumal die Frauen erkundigten sich mit Lebhaftigkeit, wer sie wäre. Die Pfarrerin beantwortete diese Fragen mit einer Art von Selbstgefühl, ein so ausgezeichnetes Exemplar von Bäuerin in der Gemeinde zu haben; sie erzählte, was sie von den Schicksalen des Paares wußte, und die Meiersleute, zumal die Frau, wurden der Gegenstand mancher Unterhaltung in ihrem Hause. Die mit dem Bewußtsein eines höheren Standes Erfüllten pflegten zu sagen: „Für eine Bäuerin hat das Weib ein auffallend hübsches und stattliches Aussehen.“ Wohlwollende Naturen gaben sich der Anerkennung ohne Weiteres hin, und ein poetisches Fräulein, die sich nicht damit begnügt hatte, sie in der Kirche zu betrachten, sondern ihre Bekanntschaft machte und sie beim Kaffee studirte, kam begeistert in's Pfarrhaus zurück und erklärte sie für „das Ideal“ einer Bäuerin. „Sie ist auch sehr verständig,“ setzte sie hinzu, „und in ihrem Benehmen könnte sie mancher Dame zum Muster dienen.“ — „Eine Beobachtung,“ versetzte lächelnd der humoristische Geistliche, „die ich auch schon gemacht, aber natürlich nicht auszusprechen gewagt habe.“

Zu all diesen Erfolgen, zu dem schönen Einverständniß, in dem sie mit ihren Verwandten lebte, war für die junge Frau noch das Glück gekommen, eine Freundin im besondern Sinn, eine Vertraute zu gewinnen. Es war dies das zweite Weib ihres Taufpathen, eine Frau in mittleren Jahren, wacker, theilnehmend und lebenserfahren wie wenige. Die ähnlichen Naturen zogen sich an und bald standen sie in einem Verkehr, welcher der Meierin sehr angenehm war. Man hat vielerlei zu sagen, wenn man Gattin, Mutter und Vorsteherin eines großen Hauswesens ist, und Regine, wenn sie auch nicht zu denen gehörte, die besonders gern und viel

reden, that es doch wohl, gewiſſe, nicht jedermann kundzugebende Dinge einer theilnehmenden Seele anzuvertrauen und dagegen auch ihre Freuden, Plane und Sorgen zu theilen. Sie und die Kirchbäuerin ſaßen an manchem Tag des zweiten Winters neben einander vor dem Rocken, womit eine die andere beſucht hatte, und unter dem gleichmäßiger Schnurren der Räder wechſelten ſie ernſte und launige Reden, die für beide nicht nur unterhaltend, ſondern auch unterrichtend waren, da jede vor der andern etwas voraus hatte. Fand die Zuſammenkunft bei Regine ſtatt, ſo nahm auch der Meier an der „Anſprache" Theil, und während draußen die Wagen knarrten oder die herabwirbelnden Schneeflocken den Tag verdunkelten, ſpannen und redeten ſich die drei in der heimlichen Stube in eine noch heimlichere Welt von Intereſſen hinein.

Muß es nicht jedem ſcheinen, daß das Wohlſein und das Glück des Ehepaars kaum größer ſein konnte? Dennoch erfuhr es im Ausgang des Winters eine Erhöhung und ein roſiger Glanz leuchtete auf im Hauſe des Meiers: die junge Frau brachte einen Sprößling, ein Töchterlein, zur Welt. Die Wonne des Vaters, die theilnehmende Freude der Verwandten und Hausgenoſſen wiederholten ſich bei dieſem Segenszuwachs in erhöhtem Maße. Die Weiber behaupteten einſtimmig, ein ſo ſchönes Kind niemals geſehen zu haben, was freilich auch gar nicht zu verwundern ſei, und der Meier, den man von allen Seiten beglückwünſchte, brachte mit Ausnahme der Zeit, wo er ſchlief, mehrere Tage lang den Mund nicht zuſammen. Das Feſt der Taufe wurde wo möglich noch ſplendider gehalten als die früheren. Da die Wöchnerin ſich völlig wohl befand, mit Entzücken an dem Kind und dem Vater hing, und auch für die Gäſte zärtlich dankende Blicke hatte, ſo kannte das Vergnügen der Geſellſchaft keine Grenzen, und es fand ein ſtaunenswerther Aufbrauch von Speiſe und

Trank statt. Die junge Mutter erholte sich bald; nach vier Wochen machte sie ihren ersten Ausgang, der nach der schönen Sitte in die Kirche führt. Und in der That, wenn eine Gattin und Mutter Ursache hatte, Gott zu danken und in ernster Rührung emporzublicken zu dem liebevollen Geber alles Guten, so war es die junge Meierin.

Es ist schön, gegen das Ungemach zu kämpfen, den wieder und wieder erstehenden Hemmnissen mit immer neuem Muthe zu begegnen und, von Verlusten umringt, nie den festen Sinn zu verlieren. Es ist schön, im Leide sich bewähren, ihm gegenüber die höhere Macht zu offenbaren, die im Ringen mit ihm sich steigert, um endlich den Sieg zu erringen. Die Alten haben es ein Schauspiel für Götter genannt. Allein es ist auch schön, im Glücke sich zu bewähren, in Eintracht mit Natur und Welt sich selber treu und im Genuß alles Guten des Genusses werth zu bleiben. Auch das ist ein Schauspiel für Götter — ein erhebender und wohlthuender Anblick für Menschen.

Nach dem zweiten Winter kamen die Tage des Lenzes besonders früh. Zu den ersten Feldarbeiten sangen die Lerchen und der muntere Fink schlug vom Walde her dazu. Wenn der Meier draußen beschäftigt war, die Stimmung der Einsamkeit ihn beschlich und ihn zum Nachdenken, zum Spiel der Gedanken verlockte, da kam ihm sein Leben und sein Glück manchmal wunderbar vor. Es erschien ihm recht eigentlich als ein Wunder in seinem Alleinsein, und als ein Traum, dessen Gegenstand wir zugleich besitzen und nicht besitzen.

Das erste Erwachen der Natur übt unter gewissen Voraussetzungen eine seltsame Wirkung auf das menschliche Gemüth. Das Keimen und Entstehen erinnert an das Vergehen, die süßen Empfindungen, die jenes erweckt, erhalten unwillkürlich einen Zusatz von Schwermuth, die hellen und dunkeln

Gefühle gehen träumerisch durcheinander und auch die festere Natur kann in eine Verfassung kommen, wo sie, um den Ausdruck des Kaufmanns von Venedig zu brauchen, „mit genauer Noth sich selber kennt.“ Hat sich der Schatz des Frühlings zu ganzer Herrlichkeit erschlossen, dann kann bei dem Anblick derselben die wonnige Regung sich steigern, aber auch die traurige. Welches tiefere Gemüth hat nicht schon erfahren, daß es mitten in der Freude über die strahlende Pracht von einer Wehmuth befallen wurde, daß ein Gefühl in ihm aufstieg, als ob dicht hinter dem holden Leben das Verderben stünde? Dann kann eine Bangigkeit es ergreifen, Todesahnungen können sich in ihm erheben und die Seele ganz in die Empfindung der Vergänglichkeit sich auflösen. — Es ist aber wohl nicht unrichtig, wenn wir sagen, daß nur der den ganzen Zauber des Frühlings kennen gelernt hat, der seine Schönheit mit solcher Trauer im Herzen gesehen.

Unser Bauer hatte im Vorfrühling ähnliche Empfindungen; freilich wie er sie haben konnte. In die Sphäre, in welcher die gebildete Seele weilt, hatte der Meier keinen Zugang, aber er stand doch eben so sehr über dem gewöhnlichen Bauer. Sein Temperament, der weichere, ja einigermaßen weibliche Sinn, der im Verkehr mit Regine sich stufenweise verfeinert hatte, machte ihn erregbarer als seine Standesgenossen und entwickelte mit der Einbildungskraft auch die Gabe des Nachdenkens in ihm. So geartet versank er jetzt im Felde draußen in eine stille Träumerei, bei der er sich selber fragte, woher es denn eigentlich komme? — was denn das auf einmal mit ihm sei?

Auf solche Fragen ist es bekanntlich schwer eine Antwort zu geben. Vielleicht trug zur Erweckung dieses Hanges auch der Umstand bei, daß in den letzten Wochen das Glück zweier Ehen im benachbarten Dorf, durch den Tod der jungen Frauen

mit einemmal ein trauriges Ende erfahren hatte. Wie dem sei, das melancholische Wesen in ihm artete mitunter in förmliche Unruhe aus, und einmal steigerte sich diese zu so banger Sorge, daß er die ackernden Knechte sich selber überließ und nach Haus eilte, nur um sich zu überzeugen, daß sein Weib lebe und gesund sei. Das Aussehen derselben aber mußte ihn wieder trösten und ihm die sorgenden Gedanken benehmen. Die Meierin erfreute sich des besten Wohlseins, ihr Antlitz hatte den frischesten Glanz gewonnen. Sah sie durch das gute Geschick jetzt doch auch den letzten Wunsch erfüllt! Sie war nicht nur glückliche Gattin, sondern auch Mutter. Sie hatte ihr eigenes Kind und in ihm, wie sie mit jedem Tag zu größter Freude sich mehr überzeugte, das gemeinsame Bild des Vaters und ihrer selbst. Wie lieb ihr die zwei Kinder des Meiers auch gewesen waren, das war doch ein anderes Gefühl, wenn sie in die blauen Augen der kleinen Annemarie sah — in die Augen des Vaters. Mit einem Ausruf jubelnder Liebe drückte sie den Mund auf Wangen und Lippen und konnte sich an der Kleinen nicht satt sehen.

Diese war aber in der That allerliebst und hätte einen gewissen Vorzug verdient, auch wenn es nicht ihr eigen Blut gewesen wäre. Mit den andern verglichen, hatte sie geradezu etwas Vornehmes. Die Kinder der ersten Frau, wenn ihre Gesichter immerhin auf den Charakter der obersten ländlichen Klasse deuteten, waren doch Bauernkinder; das neue Töchterchen sah dagegen aus wie ein Herrenkind. Und wie einem Herrenkind, wie etwas ganz Apartem, wurde ihr auch gehuldigt. Hausgenossen und Besuchende liebkosten sie bewundernd, und wenn sie ihr Auge auf irgend eine Loberin richtete, kam es auch fast heraus, als ob sie begriffe, was man ihr Schönes gesagt hatte. Um die ersten Kinder war auch lange nicht so viel Sorge im Haus gewesen, daß ihnen nichts wider-

fahre und daß sie zu rechter Zeit Alles erhielten. Es war allen, als ob sie in diesem Mädchen ein Kleinod besäßen, das auf's treulichste zu pflegen ihre heilige Pflicht wäre. Auch die alte Meierin war davon durchdrungen und sagte einmal zu einer Nachbarin: „Bas', auf die muß man sehen, denn das ist doch noch gar die fürnehmst' von allen!"

Ostern fiel dieses Jahr ziemlich weit in den April und war so „grün," wie seit langer Zeit nicht. In der Charwoche hatten warme Regen stattgefunden, am Sonntag trocknete es und der Montag war so frisch und so mild, daß Eine frohe Empfindung durchs ganze Ries ging.

Es ist gar schön, daß die hohen Feiertage einen zweiten an der Seite haben, der einen weltlicheren Charakter trägt und von dem hohen Ernst des ersten gewissermaßen eine Erholung vergönnt. Im Ries kleidet sich das protestantische Landvolk am Ostersonntag feierlich dunkel, am Montag wählt man auch für den Kirchgang helle Farben, und zumal die Jungfrauen zeigen sich in ihrem fröhlichsten Putz. Es ist der Tag der Freude, der Geselligkeit vorzugsweise, und wer es irgend einrichten kann, der geht zu guten Freunden im Dorf, über Feld oder in die Stadt.

Der Meier hatte sich nach dem Essen in das nächstgelegene Städtchen begeben, um bei einem Handwerksmann eine Bestellung zu machen. Er hatte Kameraden gefunden und bei gutem Bier sich länger unterhalten, als es seine Absicht war. Spät, aber noch bei Tage kam er heim.

Die beiden Kinder liefen ihm jubelnd entgegen, das Mädchen faßte seinen Rockzipfel und fragte nach den Eintritt in's Kanzlei schmeichelnd, ob er nichts „Guts" mitgebracht habe. Der Vater griff in die Tasche, legte eine Gucke voll „Schifflein" und eine städtische Bretzge (Bretzel) auf den Tisch; das Mädchen griff nach den Schifflein, der Bube nach

der Bretzge. Während sie in Kauintervallen die Leckerbissen rühmten, kam die Mutter, die bei der Schwieger gewesen war, mit ihrem „Fätschenkind“ in die Stube. Wie prächtig nahm sich dieses aus! In ganz neuen Windeln, die mit einem farbig seidenen Band künstlich umzogen waren, den klaren ovalen Kopf mit rosig angehauchten Wangen auf das blüthenweiße Kissen gelegt, sah das Kind im Arm der Mutter wie ein kleines Prinzeßchen vor sich hin. Der Meier grüßte das Weib, betrachtete mit allem Entzücken eines Vaters die Kleine, schmeichelte und streichelte sie, bis sie beidselig lächelte. „A-ah!“ riefen jetzt der Bube und das Mädchen, die auch herzugetreten waren, mit jenem liebevoll spielenden Tone, wie er nur Kindern eigen ist. Die Kleine war wieder ernsthaft geworden, und beide versuchten nun auch ihre Aufheiterungskünste. Eine Zeitlang vergebens; endlich, indem sie abwechselnd den Ruf des Kuckucks nachmachten und drollige Gesichter schnitten, gelang es. Triumphirend rief der Bube: „Mich hat sie auch angelacht!“ Das Mädchen setzte gleich darauf hinzu: „Mich auch! — ganz deutlich!“ — Mit Entzücken rief sie: „O du Liebe!“ und streichelte das Kind auf's zärtlichste.

Die Mutter sah umher, von einem auf's andere, die Augen wurden ihr feucht. Ihre Freude war so groß, daß nur ein gerührtes Herz sie ertragen konnte. Eine selige Wehmuth floß darein, wie immer, wenn sie über das irdische Maß hinausgehen will. Im linken Arm die Kleine haltend ergriff die Glückselige mit der Rechten die Hand des Gatten, sah ihn eine Zeitlang mit inniger Zärtlichkeit an und sagte: „Wenn ich jetzt auch sterben würde, ich könnte nicht sagen, daß ich nicht gelebt habe und glücklich gewesen bin!“ — „Still!“ entgegnete der Mann, der heute frohen und festen Sinnes war. „Nichts vom Sterben jetzt! Wie kommst du auf den Gedanken?“ — „Wir stehen alle in Gottes Hand,“

erwiederte Regine mit ſanftem Ernſt. — „Das wohl,“ verſetzte der Mann. „Aber Gott wird uns beiſammen laſſen. Geh! Was ſollt' ich anfangen ohne dich?“

Das Geſicht der Treuen und Geliebten heiterte ſich liebend auf. „Nun,“ erwiederte ſie, „ich fürcht' es auch nicht. Ich vertrau' auf Gott und hab' guten Muth. So lang du mir bleibſt, werd' ich auch leben!“

Ende.

Gibt es wirklich ein Leben, das zu ſchön iſt für dieſe Welt und darum, wenn es im lieblichſten Licht aufgeleuchtet hat, hinwegſchwindet eben um ſeiner Schöne willen? Iſt den Sterblichen ein Maß von Freude verliehen, das die einen auf lange Zeit ausdehnen, die andern in glühendem Drange raſch verzehren? — Oder ſollen diejenigen die im Glück ſich erprobt haben, auch zeigen, wie ſie dem Unglück Stand halten, diejenigen, die ſich im Frieden des Daſeins gebildet haben, auch im Leid und Kampf ihre Wahl treffen und ihr endliches Loos ſelber entſcheiden?

Man kann ſolche Fragen bei überraſchenden und ergreifenden Schickſalswendungen ſich aufwerfen; aber ihre volle Beantwortung entzieht ſich dem Geiſt. Das menſchliche Leben webt ſich aus Verhängniß und eigenem Thun; — wer will entſcheiden wie viel der unwiderſtehliche Drang und wie viel die Kraft, die zum Kampfe mit ihm gegeben iſt, an dem Geſchicke Theil hat? Wenn dieſes abgeſchloſſen vor uns liegt, dann ſchimmert uns doch ein Sinn entgegen, der uns genügen muß, und wir können vertrauen, daß ihm die letzte Vollendung durch eine höhere Macht nicht entſtehen werde.

Im Meierhauſe ging wenige Tage nach jenem ſchönen Abend, den wir geſchildert haben, eine Veränderung vor. Die Schweſter des Mannes verlor ihre Schwiegermutter durch

plötzlichen Tod, während sie in den Wochen lag. Die alte Meierin konnte den Bitten der Tochter nicht widerstehen, sie mußte sich entschließen, die Stelle der Verlebten auszufüllen. Als sie von der Söhnerin schied, drückte sie ihr zärtlich die Hand und sagte: „Du bist gut gegen mich gewesen, Regine, und ich werd' es dir nicht vergessen. Wärst du nicht Meierin geworden, ich wär' vielleicht nicht von meinem Sohn gegangen; aber bei dir ist er versorgt." — „Darauf," erwiederte Regine, „könnt Ihr Euch verlassen, Schwieger! Lebt wohl und besucht uns bald!" — Lange schaute sie dem Wagen nach, den ihr Mann aus den Hof gelenkt hatte. Die alte Frau war ihr lieb geworden und ihre Erscheinung gehörte so sehr zum Wohlgefühl des Tages, daß eine wahre Trauer über sie kam, als sie das Fuhrwerk verschwinden sah und allein ins Haus zurückkehrte. Die Familie brauchte mehrere Tage, um sich an den Verlust einigermaßen zu gewöhnen. Das „Abfräle" ging namentlich den Kindern ab, und die Eltern konnten sich nicht enthalten, halb lächelnd in die naiven Klagen einzustimmen.

Die Familie des Meiers wurde noch immer als Exempel menschlicher Wohlfahrt angeführt. Es waren und blieben die Leute, die Alles hatten auf der Welt, denen es besser ging, als den Andern, und die es auch werth waren. Da fuhr auf einmal ein Wetterstrahl in dieses Gebäude des Glücks und riß eine schmerzliche Lücke in das schöne Ganze.

Das Töchterlein der Meierin erkrankte und starb nach wenigen Tagen. Alle Sorge und Pflege der Eltern, alle Hülfe des Arztes war umsonst — das von allen gepriesene, Alles versprechende Kind lag am dritten Monatstag seiner Geburt auf der Bahre. Noch immer war es schön; das blumenumgebene Köpfchen ruhte wie im Schlaf auf dem linnenen Kissen, die Haut blendend weiß, die Wangen noch mit einem matten Roth überhaucht. Aber die Seele, die Urheberin

dieſer Schöne, hatte ſich ihr entzogen; es war der Schein des Scheins, der vor Augen lag — das Grab verſchlang ihn.

Regine erduldete Alles, was ein Mutterherz erdulden kann, das unendlich liebt und weiß, was es verliert. Angſt Schrecken, tiefe Pein hatten ſie ergriffen, und eine Erlöſung waren die Thränen, die zu fließen begannen, eine Erlöſung die Trauer, in der wenigſtens die Stiche der Verzweiflung endeten. — Früher gleichwohl, als ihre Verwandten es gedacht, errang ſie ihre Faſſung wieder. Ihr Glaube half ihr und der Geiſt in ihr erhob ſich zu Troſtgedanken. Der Engel war im Himmel bei Gott, wohin er gehörte; ihre Pflicht war es, mit neuem Muthe für die zu leben, die ihr auf der Erde geblieben waren.

Als ſie ſich einige Tage nach dem Begräbniß mit den Kindern des Gatten allein befand, ſchaute ſie auf die rothwangigen Kleinen mit wehmüthiger, inniger Liebe; ſie ſtreichelte ihnen Haar und Geſicht, nahm ſie in ihren Arm und herzte ſie. Und die Kinder ahnten die Bedeutung dieſer Zärtlichkeit; das Mädchen liebkoſte ſie mit einem ſcheuen Ernſt, der dem gutmüthigen Geſichtchen etwas innig Rührendes gab.

Während ſie an der erwiederten Liebe der Kleinen ſich aufrichtete und wirklichen Troſt fand, kam der Meier vom Felde heim. Die Treue gab ihm die Hand, drückte ſie zärtlich und ſuchte ihn durch wirthſchaftliche Fragen zu zerſtreuen, durch liebevolle Worte gleichfalls zu tröſten.

Der Mann bedurfte es. Gegen das Erwarten der Seinen dauerte bei ihm die Traurigkeit an, da es doch natürlich und gewöhnlich iſt, daß dem Vater die Ruhe früher zurückkehrt als der Mutter. Nach den erſten Ausbrüchen des Schmerzes ging er mit trübem Geſicht, das Verdroſſenheit und Müdigkeit ausdrückte, in Hof und Feld umher, wich dem Geſpräch aus, das er ſonſt geſucht hatte, und ſah zuweilen

aus, als ob ihm alle Freude des Lebens vergällt wäre. Die Bauern sagten: „Der nimmt sich's mehr in den Kopf hinein, als man's ihm zugetraut hätte!"

Der Meier hatte an seinem Töchterlein eine außergewöhnliche Freude gehabt. Er war stolz auf sie, fast hätte man sagen mögen, verliebt in sie, und er hatte sich nicht enthalten können, dies gegen Andere kundzugeben. Nun fühlte er sich zu allem Schmerz noch seltsam gekränkt, daß sie ihm gestorben, daß der Tod ihm das liebste, feinste, schönste Kind genommen, während Andere die ihrigen behielten. Er war an's Glück gewöhnt und durch die Dauer desselben verwöhnt. Die Sorge, die ihm wegen seines Weibes gekommen, hatte sich als eine Einbildung erwiesen; er war dadurch um so sicherer geworden und hatte sich wieder der zuversichtlichen Hoffnung auf die Dauer des schönen Zusammenlebens hingegeben. Und nun war doch ein Streich dagegen geführt und der Liebling seines Herzens ihm entrissen!

Ein Gefühl kam über ihn, als ob der Anfang gemacht wäre zum Unglück — als ob er auf nichts mehr bauen könnte und es eine Thorheit wäre, an etwas Freude zu haben und sein Herz daran zu hängen. Wie ganz andere Geister und Charaktere nach einer Reihe von Erfolgen bei einem ersten Mißgeschick nicht blos von dem Schaden, sondern noch mehr von seiner Bedeutung und damit von der Furcht betroffen werden, daß ihr Stern von ihnen gewichen sei, so hatte auch der Bauer eine Ahnung, daß es mit dem Unglück weiter, daß es mit ihm und den Seinen abwärts gehen könnte. Warum sollte es nicht so kommen? Geschah es nicht auch andern Leuten, und hatte er einen Brief dagegen, daß ihn nichts mehr treffen könnte? — Auf dieser Welt ist Alles möglich und auf Alles muß man sich gefaßt machen.

Solche Gedanken erhoben sich in dem Herzen des Mannes

und erfüllten ihn immer wieder mit traurigen Empfindungen, über die er nicht Herr werden konnte – und auch nicht wollte. Er war gereizter als sonst, und ein kleiner Fehler, der beim Geschäft verfiel, konnte ihm unverhältnißmäßig Verdruß machen; es entfuhren ihm dabei heftige Worte und eine Röthe flog über sein Gesicht, wie man sie früher nicht an ihm gesehen. Die Ehehalten, so ungewohnt es ihnen war, von ihm angefahren zu werden, nahmen es ihm doch nicht übel. Sie sahen ihn ernst von der Seite an und schüttelten den Kopf.

Nur gegen sein Weib war und blieb er gut. Bei ihr erhellte sich auch jetzt das trübe Gesicht wieder und dankbar versuchte er einzustimmen, als sie das Gespräch wieder auf erfreulichere Gegenstände lenkte. Er wurde auch wirklich munterer und schaute, zum erstenmal nach dem Begräbniß des Töchterleins, seine Kinder wieder mit dem zärtlich frohen Blick des Vaters an. Die Meierin lächelte ernst; die Liebe tilgte fast alle Trauer aus ihrem Gesicht, und in ihrem Herzen erstand eine Zuversicht, als ob es nun auch bei ihm gänzlich vorüber sei und alles wieder gut werden müßte.

Einige Tage gingen hin. Die Stimmung des Meiers änderte sich aber nicht zum Bessern, sondern zum Schlimmern. Er sah verdrossener und angegriffener aus und konnte seine Ungeduld bei Anlässen, die es gar nicht werth schienen, auch in Gegenwart der Frau nicht bemeistern. Diese begann ihn mit ernstlich besorgten Blicken anzusehen. Eines Nachmittags war die Kirchbäuerin bei ihr eingekehrt. Der Meier kam herein, klagte über einen Fehler, den der Oberknecht sich hatte zu Schulden kommen lassen, erklärte mit rothem Gesicht, das könne so nicht länger gehen, der Mensch tauge nichts und müsse fort. — Die Frau, der die Sache durchaus unbedeutend vorkam, bat ihn dringend, es nicht zu thun, und

rühmte den Knecht, bis der Aufgebrachte erwiederte, ihr zu Liebe wolle er' ihm diesmal noch hingehen lassen, aber das sei das letztemal; wenn er ihm wieder so komme, müsse er sich um einen andern Platz „lugen."

Als der Mann die Stube verlassen hatte, sagte Regine bedenklich, ja betrübt zu der Freundin: „Es ist sonderbar: der Mann ist so empfindlich geworden und nimmt alles so schwer auf. Wenn er nicht arbeitete wie sonst, ja fast noch mehr dahinter her wär', ich müßte glauben, daß ihm etwas fehlte." — Die Kirchbäuerin entgegnete tröstend: „Mach dir keine Sorgen! Die Männer haben nicht immer den gleichen Humor, und bei einem solchen Geschäft kommt gar manches vor, was einen aufbringen kann. Ueberhaupt" — setzte sie mit einem ernsten Lächeln hinzu — „so gar glatt, wie im ersten Jahr, gehts später nicht immer ab. Ich halt's nur für eine Laune, die wieder vergehen wird." — Die Meierin beruhigte sich und die Kirchbäuerin verließ das Haus, nachdem sie ihr herzlicher als sonst, man hätte sagen können zärtlicher, „behüt dich Gott" zugerufen. Als sie nach Hause ging, schüttelte sie den Kopf mit traurigem Ernst. Die wahre Meinung ihres Herzens verrathend, sagte sie: „In dem Mann steckt etwas, und ich fürcht', ich fürcht', wir sehen bald was."

Sie hatte Recht. Am andern Vormittag klagte der Meier über eine ungewöhnliche Mattigkeit in seinen Gliedern. Eine Hitze schoß ihm in den Kopf, daß er sich wie trunken fühlte, die Zunge wurde brennend, ein unheimlich irrender Glanz ging aus seinen Augen. Er mußte sich zu Bette legen. —

Der herbeigerufene Arzt erkannte sogleich den Beginn einer Krankheit, die erst unlängst in einem benachbarten Dorf ihre Opfer gefordert hatte. Er machte jedoch der Familie gute Hoffnung, indem er sich hütete den Namen des Leidens

auszusprechen, traf seine Anordnungen, versprach dem flehenden Weib, so oft als möglich nachzusehen, und nahm sich dies selbst vor; denn er schätzte das Ehepaar ganz besonders und wollte alle Kunst und Sorgfalt aufwenden, der Gegnerin die Beute, auf die sie sich mit großer Heftigkeit geworfen hatte, wieder abzuringen.

Die Krankheit entwickelte sich rasch. Nach wenigen Tagen war sie so weit vorgeschritten, daß sie auch von Laien mit einer gewöhnlichen Unpäßlichkeit nicht mehr verwechselt werden konnte. Der Arzt hatte für gut gefunden, das Uebel, das nach seiner Ueberzeugung schon vorhanden war, als möglich hinzustellen. Jetzt, als er wieder erschienen war und den Leidenden untersucht hatte, nahm ihn die Gattin in die Stube und fragte entschlossen: „Nun, Herr Doktor, — ist es das? — Sagen sie mir's, ich muß es wissen!"

Der alte Herr sah die Festigkeit des Weibes, ohne das Herzklopfen wahrzunehmen, womit sie auf seine Antwort harrte, und erwiederte: „Allerdings, aber —" Er setzte noch einige Worte des Trostes hinzu, die Meierin hörte sie nicht mehr. Die Gewißheit, daß ihr Mann von dem Fieber ergriffen sei, das in dem nächsten Dorf Männer und Weiber in der Blüthe des Lebens hingerafft hatte, die Vorstellung dieses Unheils erschreckte sie dermaßen, daß ihr Gesicht ordentlich davon entstellt wurde. „Gott im Himmel!" rief sie, athmete schwer und preßte dann mit schmerzlich bitterem Gefühl die Lippen auf einander. Aber bald verwandelte sich ihre Miene und spiegelte eine stille, flehentliche Bitte zu Gott. „Nein, nein," rief sie endlich, sich selber tröstend, „so wird's nicht kommen! Das wird uns Gott nicht anthun!"

Der Arzt ergriff ihre Hand, und sagte: „Faßt Euch, liebe Frau! Diese Krankheit ist auch zu heilen; ich habe in meiner Praxis mehr solcher Patienten davon gebracht, als

mir gestorben sind. Habt Vertrauen und" — setzte er warnend hinzu — „regt Euch nicht selbst zu sehr auf!" — „Ja, ja," erwiederte die Frau mit dem Ton rührend gutmüthiger Ergebung, „ich will auf Gott vertrauen! Er hat mir mein Kind genommen, und ich hab' mich getröstet; er wird mir nicht alles nehmen wollen."

Als der Arzt sich verabschiedet hatte, ging sie in die Kammer zu dem Kranken. Dieser erwachte eben aus halbem Schlummer und schaute, als er sie erkannte, mit einem rührenden Schein von Lächeln auf sie. Regine erwiederte es mit einem Blick der innigsten Liebe, antwortete auf seine Fragen im sanftesten Ton, versorgte ihn, sprach ihm guten Muth ein und streichelte ihn mit der Zärtlichkeit einer Mutter. Bald versank er wieder in Schlummer. Sie betrachtete ihn und murmelte für sich: „Nein, es ist nicht möglich! Nein, so schwer kann uns Gott nicht heimsuchen!"

Ein Besuch des Geistlichen und eine Unterredung mit ihm stärkte sie in ihrem Glauben. Der scharfblickende, theilnahmvolle Mann hatte allerdings mit Vorsicht auch auf die Christenpflicht gedeutet, alles für gut anzunehmen, was Gott sende, und auch in dem Schlage, womit er die Menschen treffe, den Grund der Liebe und die Absicht des Heiles zu erkennen; aber er hatte mit Worten des Trostes, mit der Aussicht auf Rettung geschlossen, und in seinem herzlichen Mitgefühl einen Ton gefunden, der eine unwiderstehlich ermuthigende Wirkung hervorbrachte.

Das treue Weib kam fast nicht von der Seite des Leidenden. Die Kinder schliefen im Kanzlei, und auch für sie war dort ein Lager aufgeschlagen; aber sie hatte sich ein zweites in der Kammer eingerichtet und ruhte hier, wenn die Müdigkeit sie übermannte, angekleidet in der Nähe des Gatten, um auf den leisesten Ruf zur Pflege bereit zu sein.

Die Wirthschaft entbehrte derweil keineswegs der nöthigen Leitung. In dieser Hinsicht üben gute Naturen auf dem Lande die Verwandten- und Freundespflicht in rührend anspruchsloser Art. Der Bruder und der Taufpathe Regines ersetzten den Kranken abwechselnd in den Geschäften der Oekonomie und ihre Frauen halfen im Hause. Wiederholt wurde beiden versichert: sie sollten nur nicht sorgen; die Arbeiten würden eben so geschehen, als ob sie selber dabei wären. Und beide waren ruhig; sie wußten, daß davon keine Silbe abging.

So schwand die zweite Woche der Krankheit — der zweite, als entscheidend angenommene Tag ging vorüber. Der Arzt kam, untersuchte den Mann im Beisein des Weibes — und konnte sich nicht enthalten, eine ernste Betroffenheit merken zu lassen. Im Augenblick zwar gebot er seiner Miene und gab ihr einen Ausdruck fast, als ob er zufrieden wäre; aber die ängstlich Spähende hatte die Bestürzung wahrgenommen und die Deutung derselben übte eine grausame Wirkung auf sie. Sie zeigte ein Entsetzen in ihrem Gesicht, daß es den Alten auf einen Moment selber überlief; ihr Busen hob sich und den Arzt aus der Kammer ziehend rief sie mit dem heftigsten Ton der Gewißheit: „Mit meinem Mann geht's schlechter, ich seh's! — Leugnen Sie's nicht — ich muß das Schlimmste fürchten.!" Der Arzt konnte und wollte ihr jetzt nicht das Gegentheil der Wahrheit sagen. Er erwiederte mit Ernst: „Es geht nicht besser, und das ist schlimm genug; aber noch ist nichts verloren, und Ihr habt keinen Grund, die Hoffnung aufzugeben. Ich habe schon Kranke aufkommen sehen, an deren Heilung ich selbst nicht mehr glaubte, und das ist hier noch keineswegs der Fall." Doch Schmerz und Leidenschaft übermannten das Weib „Nein, nein," rief sie mit einem scharfen Blick auf den Arzt,

„Sie hoffen selber nichts mehr! Gott hat uns verlassen, mit meinem Mann geht's zum Tode!“ Verzweifelnd rang sie die Hände; Angst und tiefe Seelenqual sprachen aus dem verdunkelten Gesicht.

Der Arzt sah, daß er ein ihrem Charakter entsprechendes Mittel versuchen mußte. Mit einem Ausdruck von Strenge sagte er: „Ihr habt Unrecht, so zu reden und Euch so zu geberden, Meierin! Wer soll den Kranken pflegen und trösten, wenn Ihr den Kopf verliert? Bedenkt was ihr für Pflichten habt, und faßt Euch um Eures Mannes willen!“

Das wirkte. Durch die Worte getroffen, nahm sich die Frau mit Macht zusammen und erwiederte nach einer Pause mit Ergebung: „Verzeihen Sie, Herr Doktor! Sie haben Recht! — ich muß mich halten, ich seh's wohl und ich will's auch. — Verlassen Sie sich drauf!“ — Der alte Herr ergriff ihre Hand und entgegnete herzlich, beinahe gerührt: „Bleibt dabei! — Wir wollen das Unsere thun und in Geduld des Kranken warten. So lang er athmet ist Hoffnung.“

Die Geduld und die Charakterkraft der Gattin wurden bald auf die stärkste Probe gesetzt. Die Zeit kam heran, wo den Kranken alle Besinnung verließ, Denken und Wollen völlig aus ihm entwichen schien und die lallende Zunge nur wilden Geburten und monströsen Verbindungen der Phantasie diente. Welch eine Empfindung für sie, wenn sie hinhorchend Worte ohne Sinn vernahm und er sie anstarrte, als ob er sie nie in seinem Leben gekannt hätte! Und doch war das noch nicht das Schlimmste. Aus jenen Reden der irrenden Seele tönten manchmal Worte der Liebe zu Weib und Kind, die ihre Augen mit Thränen füllten und ihr Herz mit schmerzlicher Süßigkeit. Sie sah ihn dann mit weinender Zärtlichkeit an und meinte, ein Mann der so viel auf sie hielte, so treu an den Seinen hinge, könnte nicht sterben. Aber ein

andermal ſchien alle Lebenskraft aus dem Leib geſchwunden; das Haupt ſank vor, die Arme zurück, und wenn er aufgerichtet und gewendet werden ſollte, war ihr die Hülfe eines Wärters nöthig, den ſie in's Haus hatte nehmen müſſen. Die Fragen, die ſie an ihn richtete, wie dringend ſie betont waren, trafen ſein Ohr nicht mehr. Nicht nur die Zunge verſagte ihm den Dienſt, die Augen ſchienen ſich nicht mehr wenden zu können und ſtierten unter halb geſenktem Lide wie die eines Todten vor ſich hin.

Das arme Weib fuhr einmal ſelbſt einer Irrſinnigen gleich über ihr Antlitz, um ſich zu überzeugen, daß kein Spuk ſie täuſchte, daß das Elend, welches ſie vor Augen hatte, wirklich war. „Iſt es denn möglich," rief ſie, während es um ihre Lippen zuckte, „kann's denn ſein, daß es ſo weit mit ihm gekommen iſt? Ein Mann, der immer ausſah wie das Leben, der die ſchwerſten Arbeiten that, als ob ſie ihm bloßer Spaß wären! — Ja wohl, der Menſch iſt nichts! Heute ſtark und kräftig wie ein Baum im Wald, und morgen welk und hinfällig, wie gemähtes Gras!" Ihre Thränen rannen; ſie hinderte nicht das laute Schluchzen, das ſie ergriff, und hatte es auch nicht nöthig; der Gatte wurde nicht davon geſtört.

Ein Jammer wie der welcher die liebende Regine erfaßte, wäre gar nicht zu ertragen, wenn allzuſtarke Eindrücke, die ſich wiederholen, die Seele nicht endlich abſtumpften, daß ſie nicht mehr fühlt, was ihr zugemuthet wird. Der Menſch, der nur im Graus lebt, gewöhnt ſich zuletzt an ihn und findet ihn natürlich, weil er nichts anderes mehr gewahr wird. Er ſtellt keine Forderungen mehr, hofft nichts mehr und macht ſich vertraut mit dem Gedanken des Verderbens.

Regine hatte in dieſer Leidenszeit nur die Hülfe und den Umgang der Freundin und ihrer eigenen Familie. Die

Schweſter des Mannes litt noch an die Folgen der Niederkunft. Die alte Meierin hatte den Sohn beſucht, war aber von ſeinem Anblick ſo erſchüttert worden, daß ſie, zur Heimkehr genöthigt, dort ſelber das Bett hüten mußte. Bekannte Frauen des Dorfes ſcheuten die Anſteckung und amen nur auf wenige Augenblicke oder gar nicht. Um ſo rührender war der Einſamen nun das treue Aushalten derer, die auch ſie am meiſten liebte. Die junge Gröningerin und die Kirchbäuerin waren jeden Tag im Hauſe. Ihre Mutter, eigne Gliederſchwäche nicht achtend, kam am Stock gegangen und ſuchte Beiſtand zu leiſten und Troſt und Muth einzuſprechen.

Am Ende der dritten Woche ſchien es, als ob diejenigen Recht gehabt hätten, die dem geprüften Weibe gute Ausſichten eröffneten. Der Leib des Kranken hatte wieder Leben gewonnen, ſein Geſicht war ſchmaler und bleicher, aber auch klarer geworden, ſeine Augen, aus wie tiefen Höhlen immer, ſchauten fragend umher, ſein Geiſt erkannte die Seinen wieder. Die Krankheit ſchien ausgetobt zu haben und verſchwinden zu wollen, um den Lebenskräften des Abgezehrten zu neuem Emporgang Raum zu geben. Als die Gattin mit einem Strom wiedererregter Hoffnungen ihn zärtlich anſah und ihn bei der Hand faßte, zeigte ſich ſogar etwas wie dankbares Lächeln um die blaſſen Lippen. Er begann zu reden, ſich zu erkundigen und zu horchen. Durch Regines Antworten befriedigt, lag er ruhig und verſank in einen Schlummer, der erquickend und kräftigend ſchien.

Die günſtige Wendung dauerte an. Der Kranke ſammelte ſich mehr und mehr, beſchäftigte ſich aber dann mit ſich ſelber und ſchien über ein inneres Anliegen nachzudenken. Am andern Morgen verlangte er nach dem Geiſtlichen. Dieſer kam, ſprach mit herzlichem Ernſt ſeine Freude aus, ihn in der Beſſerung zu ſehen, und ſeine Hoffnung, daß er darin

fortſchreiten werde. Der Leidende zeigte weder Glauben noch Unglauben; er horchte und ſchwieg; dann ſprach er ſeinen Wunſch aus, das heilige Abendmahl zu empfangen.

Nach einer halben Stunde reichte es ihm der Pfarrer im Beiſein des Arztes und der Gattin, indem er die Bedeutung dieſes Actes durch eine Rede erhöhte, deren Salbung aus dem Herzen kam. — Das Haupt des Kranken ſank auf das Kiſſen zurück, aber ein Blick bezeugte, daß ſeine Seele getröſtet war. — Nach der Entfernung des Geiſtlichen tröſtete der Arzt ſeinerſeits die Frau, indem er bemerkte, daß ein ſolcher Act durch ſeinen allgemein beruhigenden Einfluß nicht ſelten zur Geneſung des Kranken beigetragen habe.

Am folgenden Tage ſchien ſich der Zuſtand des Mannes noch mehr zur Beſſerung zu neigen. In dem Herzen der Gattin wuchs die Hoffnung empor wie eine Flamme, Bilder des Lebens, der Geſundheit und des Glücks traten vor ihre Seele und regten lockend innige Sehnſucht auf. Glühendes Verlangen nach der Rettung des Geliebten ergriff ſie, nach der Fortſetzung des Lebens mit ihm, das ſo ſchön und glückſelig begonnen hatte. Mit klopfender Bruſt ſchaute ſie auf ihn, der auch jetzt noch dalag wie ein Kind und mit einem Ausdruck, der gleichſam um Hülfe bat, um eine Handreichung zum Leben hinan. Wenn ihr liebender Wille helfen, wenn ſie eingreifen könnte in die Natur der Dinge durch eine Wunderthat! Sie empfand einen Drang, ihn zu halten, ihn aufzurichten, die Kraft, die in ihr wogte, in ihn überzuſtrömen! Sie ſtreichelte ſein Haupt, rief ihm die liebevollſten Namen zu; — und ein Schein flog über ſein Geſicht, ein Blick des Dankes, der Liebe, der Hoffnung war die Antwort des Leidenden. Das Verlangen des Heils ſtieg in dem Herzen des Weibes empor, wie eine Springfluth, und ſie meinte, wie ihre Liebe anſchwölle, müßte ihre Kraft wachſen; — aber bald,

im Schein ihrer Blicke, ſchloß er wieder ermattet die Augen und fiel in Schlaf. — Da trieb es ihre Seele zu dem Allmächtigen. Sie faltete ihre Hände zum Gebet und mit heißen Thränen flehte ſie, daß Gott ſich ihrer erbarmen, daß er den Kranken erretten, den geliebten Mann und Vater ihr und ſeinen Kindern wieder ſchenken möge.

Es war anders beſchloſſen. Der Kranke ſank mit einem mal in noch größere Schwäche; — nach zwei Tagen war er verſchieden. — Das Gefürchtetſte, Schrecklichſte ſtand als Thatſache vor den Augen der Gattin — unwiderruflich, unabänderlich. —

Der Menſch im Glück und in der Geſundheit des Leibes und der Seele lebt in einer tiefen Illuſion: er vergißt der Mächte des Verderbens und der Hinfälligkeit des irdiſchen Daſeins. Andere um ihn herum können von den Pfeilen getroffen hinſinken, das ſieht er und begreift er; ihn ſelbſt aber, und die in Kraft und Leben blühenden Seinen geht das nicht an, für ſie iſt das Unheil nicht vorhanden. Da greift die kalte Todeshand plötzlich herein in ſein Haus und raubt ihm das Liebſte. Was nur in den ernſteſten Augenblicken als entfernte Möglichkeit an ihm vorüberſchwebte, das blickt ihn ſchrecklich leibhaft an, und im Innerſten ſchauernd erkennt er: es iſt nichts mit dem Leben, nichts mit dem Glück des Lebens! —

Und er war ſo ſicher in der Fülle des Guten! — Blindheit war ſein Glaube, Leichtſinn die Freude — der Traum eines Nachtwandlers, der nichts ahnend an dem Abgrund hingeht. — Mit ſchreckengeöffnetem Auge ſieht er plötzlich die Wirklichkeit. Die Farben der Luſt ſind erblaßt, die Bilder des Glücks wie Spuk verweht — nur das Verderben iſt wahr und nur der Jammer gebührt ihm.

In der zweiten Stunde nach dem Hinſcheiden des Meiers

war der Sturm des Weinens und Wehklagens, in welcher die verzweifelten Angehörigen ausgebrochen waren, vorüber, der Schmerz floß milder in den Seelen, die Thränen rannen spärlicher von den Wangen. Zuletzt hatten noch alle Verwandte die junge Frau, deren Anblick ein Leid verrieth, wogegen ihnen das ihre als nichts erscheinen mußte, zu trösten versucht. Mutter, Bruder und Schwägerin nahmen Abschied mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, und führten die Kinder mit sich fort, die bei ihnen übernachten sollten. Zuletzt entfernte sich noch die Kirchbäuerin mit tief bekümmerten Blicken und mit einer eigenen Sorge in ihrer Miene. Regine war allein.

Sie stand in der Kammer wie eine Bildsäule, bleich, starr, mit einem schmerzlich bittern Zug um den Mund. Alles war dahin, alles für sie verloren! Die treueste Liebe, die sorgsamste Pflege, die heißesten Gebete — nichts hatte geholfen! — Der Mann war todt wie ihr Kind — alles war ihr genommen. Eine Anklage gegen Gott, der kein Erbarmen gezeigt, bildete sich in dem wunden Herzen und stieg empor und wollte laut werden. Mit Mühe hielt das bessere Selbst den Gedanken nieder; aber auch dieser Genugthuung beraubt, schaute sie trostlos vor sich hin.

Das Bewußtsein, daß ihr Alles entrissen sei, durchdrang sie verzehrend. Was sollte sie beginnen? Wie sollte sie fortleben? Sie versuchte sich zu denken, wie sie das Hauswesen führte ohne ihn — und schrak zusammen. Die Räume, die ihr so schön vorgekommen waren in den Tagen der Freude, dünkten ihr entsetzlich öde, die Arbeiten, die sie mit ihm und für ihn so glückselig verrichtet hatte, schienen ihre eine unerträgliche Last, das ganze Thun und Treiben fürchterlich zwecklos und sinnlos. Die ganze Nichtigkeit eines Lebens ohne Ziel, der Wahnwitz des Sorgens um Nichts trat vor ihre

Seele; der tiefſte Ekel vor dem Daſein ergriff ſie, erfüllte und ſchüttelte ſie, daß ſie ſchauderte. Der Kopf begann ihr zu ſchwindeln, die Glieder bebten, ſie mußte ſich auf ihre Ruheſtatt niederlaſſen.

Eine Viertelſtunde ſaß ſie da, dem Gefühl der Verzweiflung hingegeben, von der immer tiefer in ſie eindringenden Ueberzeugung der Rettungsloſigkeit gleichſam ausgehöhlt, ſo daß ſie ſich ſelbſt wie ein Schatten vorkam, ohne Kraft, ohne menſchliche Empfindung.

Das Rollen eines in den Hof einfahrenden Wagens brachte ſie wieder zu ſich. Es war der Arzt; ſie kannte das Geräuſch und ging ihm entgegen. Ein Blick auf das Weib ſagte dem Erfahrenen alles. Er nickte nach erwiedertem Gruße für ſich, trat in die Kammer zu der Leiche, betrachtete und unterſuchte ſie, fragte nach der Sterbezeit und ging in die Stube, um den Todtenſchein für den Geiſtlichen zu ſchreiben. Erklärender, tröſtender Reden, wie er ſie ſonſt wohl an die Hinterlaſſenen richtete, enthielt er ſich gegen dieſe Frau, deren ungewöhnlicher Charakter und wahres Leid ihm Achtung abzwang; aber hinter dem äußerlich ruhigen Ernſt den er zeigte, konnte man eine größere Theilnahme nicht verkennen. Als er den Todtenſchein überreichte, fiel ihm die Bläſſe ihres Geſichts, das Zittern ihrer Glieder auf, er blickte ſie forſchend an, unterſuchte ihren Puls und ſagte: „Liebe Frau, Ihr ſeid ſehr angegriffen. Das iſt freilich kein Wunder, denn Ihr habt Euch nun wochenlang Tag und Nacht keine Ruhe vergönnt. Aber Euer Ausſehen gefällt mir nicht, Ihr ſeid unwohl.“ — Regine, ſchmerzlich lächelnd, erwiederte: „Kann wohl ſein.“ — Der alte Herr ergriff ihre Hand und ſah ihr mit einem herzlichen Blick in's Auge. „Meierin,“ ſagte er, „wir haben den Mann nicht retten können. Wir haben das Unſere gethan und uns kein Verſäumniß zu Schulden kommen

laſſen — es hat nicht ſein ſollen. Nun müßt Ihr für Euch ſelber ſorgen. Ihr habt mir letzthin etwas geklagt; das könnte wieder kommen und weiter gehen —“ Eine Bewegung des durch dieſe Worte getroffenen Weibes in ſeinem Sinne deutend fuhr er fort: „Keine Sorge! Es hat keine Gefahr! Aber Ihr müßt Euch ſchonen — Ihr müßt Eurem abgematteten und aufgeregten Leib Ruhe gönnen, damit er ſich wieder erholen kann.“ Als die Frau hierauf nichts entgegnete, ſetzte er mit beinahe väterlich liebevollem Antheil hinzu: „Ueberlaßt die Sorge, den Todten einzukleiden und dieſe Nacht zu wachen, andern. Ihr habt ja Verwandte und Freunde — brave Leute, die Alles thun werden. Legt Euch fern von dem Lärm in der obern Stube zur Ruhe; haltet Euch warm und ſcheuet Euch vor Kälte, denn die könnte Gefahr bringen. Folget mir, die Nacht wird kühl werden — ſorgt dafür, daß ihr wieder zu Kräften kommt. Verſprecht mir's!“ Das Weib ſchaute den Arzt an, gab ihm die Hand, drückte ſie und rief bewegt: „Ich dank' Ihnen, Herr Doktor, ich dank' Ihnen von Herzen!“ Der Arzt, mit dieſen Worten zufrieden, ſagte Lebewohl und verabſchiedete ſich.

Als der Wagen aus dem Hof rollte, trat Regine wieder in die Kammer. Sie war tief aufgeregt, ihr bleiches Geſicht hatte einen ſeltſamen Glanz, um ihre Lippen irrte ein Lächeln, das ſchwer zu charakteriſiren war. Der Arzt mit ſeiner Warnung hatte einen Vorhang aufgeriſſen vor ihrer Seele. Sie konnte hinüber — ſie konnte hinweg aus dem Elend — ſie konnte hingehen, wo der Geliebte weilte. Die Macht, die ihr gegeben war und an die ſie glaubte, erfüllte ſie mit wohligem Schauer und lockte und drängte ſie und hob ihr den Buſen. Die Ausſicht, die ſich vor ihr aufthat, beſtrickte ſie dermaßen, daß ihre Seele unbeweglich darauf gerichtet

war. „Ich kann, wenn ich will!“ rief's in ihr. — „Und wenn's geſchieht, ſolls auch ſein!“ rief's zum andern.

Der Austritt aus dem öden, leeren, nichtigen Leben erſchien ihr als eine Rettung; der Tod lockte ſie wie das Liebſte, denn er brachte ſie zu ihrem Mann. Eine unwiderſtehliche Sehnſucht ergriff ſie, ihr Herz pochte gewaltig, ihr Kopf ſchwärmte. Gott wird es mir verzeihen, rief ſie bebend und flehend; „ich kann nicht länger leben! — ich kann nicht! — Und,“ fügte ſie mit Nachdruck, mit einer Art von ſchmerzlichem Trotz hinzu, „ich will nicht!“ Sie richtete ſich auf — ihr Entſchluß war gefaßt.

Mit dieſem Entſchluß — zu gleicher Zeit magiſch gezogen und in tiefſter Seele wollend — ging ſie ihren Gang in der gemeſſenen Weiſe, die ihr eigen war. Der Abend nahte. Sie ließ durch das Mädchen eine alte Frau holen, die das Reinigen und Einkleiden der Leichen zu beſorgen pflegte, und machte ſich, jede weitere Hülfe ablehnend, mit ihr ſelber an die Arbeit. Noch vor dem Eintritt der Nacht war alles vollendet. Der Todte lag im feinſten Hemd, Füße und Leib mit weißem Tuch umwunden, in friſch überzogenem Bette, die dunkelblonden Haare gekämmt, das abgezehrte Geſicht von den letzten Makeln der Krankheit befreit und ſchärfer, aber auch zugleich feiner, als es im Leben geweſen. Die Alte entfernte ſich. Regine kehrte die Kammer, brachte alles in Ordnung, reinigte ſich und rüſtete Speis und Trank für die Todtenwache, die ſie zur Nachtzeit erwartete.

Verwandte und Bekannte erſchienen, die neu Angekommenen condolirten, man ſah den Todten, zog mit Ernſt und Würde die üblichen Sprüche an und ſetzte ſich dann in die Stube, um ſich bei Eſſen, Trinken und Diskuriren munter zu halten.

Der gewöhnliche Bauer iſt auch in der Trauer natürlich,

er dehnt ſie nicht länger aus, als es Natur und naturgewordene Sitte verlangen, und folgt inſtinctmäßig wieder dem Zuge zu beruhigender Unterhaltung. Die Geſellſchaft wurde bald lebendig, und als die beiden nächſten Verwandten ſich entfernten, weil ſie ſich ihrerſeits Ruhe gönnen mußten, kamen ſie in ein ſo intereſſantes Geſpräch, daß ſie den eigentlichen Zweck ihres Hierſeins beinahe vergaßen. Ein Alter, der in ſeiner Jugend Feldzüge mitgemacht und gegen menſchliches Leid immer etwas abgehärtet geblieben war, hätte in der Genugthuung wegen des Beifalls, den eine ſeiner Geſchichten fand, nicht übel Luſt gehabt, auch die Meierin in die Unterhaltung zu verflechten, wobei ihn freilich auch die gute Abſicht leitete, ſie ein wenig von ihrer Trauer abzuziehen. Die Kirchbäuerin aber, die ihr in der Küche geholfen hatte und ſich nun anſchickte nach Hauſe zu gehen, zeigte dem kupferbraunen Geſicht des alten Soldaten eine mißbilligende Miene und ſagte zu der Wittwe mit ernſter Mahnung: „Geh' jetzt in's Bett, ich bitte dich! Die Geſellſchaft unterhält ſich ſelber, wie du ſiehſt, und hat Alles, was ſie braucht.“ — „Ja wohl,“ fiel eine ältere Verwandte ein; „leg Dich nieder, Meierin, und ruh' aus. Ich bleib' und ſorg' für Alles.“

Regine überblickte die Verſammlung mit feuchten Augen. „Ich geh',“ ſagte ſie mit ſanfter Stimme. „Habt meinen Dank für eure Freundſchaft! Gute Nacht alle mit einander!“ — Sie verließ die Stube in Begleitung der Freundin, drückte dieſer auf die nochmalige dringende Mahnung, ſich Ruhe zu gönnen, ſtatt aller Entgegnung wiederholt die Hand und ging, während die andere den Hof verließ, die Treppe hinan.

Die Geſellſchaft war durch den Anblick der Wittwe in eine ernſte Stimmung verſetzt worden und die Lippen ruhten eine Weile. Dann ſagte einer der Anweſenden mit ehrlichem Antheil: „Der Frau geht's ganz beſonders nah, das ſieht

man. So ein Gesicht ist mir lang nicht vor Augen gekommen.“ — „Es ist auch kein Wunder,“ bemerkte die erwähnte ältere Verwandte mit gedämpfter Stimme. „So gut wie die mit einander gehaust haben! Da hat man keine unschöne Red' gehört das ganze Jahr; lauter Lieb's und Gut's haben sie einander angethan, diese Leute — und haben so bald von einander scheiden müssen!“ — Diese Worte machten auch auf den alten Soldaten Eindruck. „'s ist wahr,“ sagte er mit Ernst; „gelebt haben sie mit einander, daß es eine Freude war. Aber die Menschen müssen sterben, wenn ihre Zeit gekommen ist, die jungen so wie die alten; davon kann ich was erzählen. 's hart für das was übrig bleibt; aber am Ende tröstet man sich doch wieder. Was kann man machen? Man muß sich drein ergeben, und zuletzt vergißt man's wieder und lebt eben so fort, wie andere auch.“

Während diese Reden geführt wurden hatte Regine die obere Stube erreicht, sich dort einiges zu thun gemacht und endlich ihre Schuhe ausgezogen. In Strümpfen, leise wie eine Liebende zu einer heimlichen Zusammenkunft, mit klopfendem und verlangendem Herzen schlich sie nun die Treppe hinab zur Kammerthüre, öffnete sie mit Vorsicht, trat ein und schob den Riegel vor. Aufathmend fühlte sie sich allein mit dem Gatten, und gesichert. Die Wolken, die zweitägigen Regen gebracht hatten, waren in der Nacht verschwunden, der Mond, der sich am Horizont erhoben, schien durch das Fenster und erhellte die Kammer mit seinem bleichen Licht. Schauernd vor Sehnsucht, Liebe, Leid und Bangigkeit, trat das Weib an's Bette des Mannes, schlug die Decke zurück und hing mit ihren Blicken an dem theuern Haupt. Das Mondlicht spielte auf dem blassen Gesicht und gab ihm einen Schein von Leben. Thränen füllten die Augen der Guten. Sie streichelte sein Haar, wie das eines geliebten Kindes, neigte

ſich über ihn und küßte ſeine Stirn, und heiße Zähren fielen auf die kalten Wangen.

Nach einer Weile holte ſie einen Stuhl und ſetzte ſich am Bett nieder. Sie athmete leiſe und ſchaute mit geſenktem Haupte vor ſich hin. Die Seele ging zurück in die Vergangenheit. Ihr ganzes Leben zog an ihr vorüber, ihre frühe Liebe zu ihm, ihre Freuden und Leiden, ihr Kummer und zuletzt ihr unſägliches Glück. Die Erinnerung irrte umher in dem blüthenreichen Garten der letzten Jahre und der bleiche Mund des Weibes lächelte. „O," rief ſie endlich mit tiefſter Empfindung, „ich kann ſagen, daß ich nicht umſonſt gelebt hab' auf der Welt! Ich hab' alles gehabt, was des Menſchen Herz begehrt — und wahrlich — ich kann ſterben!"

Ein Zittern ergriff ihren Leib, ihr Herz ſchlug heftig, das Blut ſchoß ihr in's Haupt und röthete ihr Antlitz. War es ein Fieberanfall — war es der Vorſatz, der ihr in's Bewußtſein kam und ihr Innerſtes erſchütterte? Der Kopf brannte ihr wie einer Trunkenen — dumpfig und drückend erſchien ihr die Luft — entſchloſſen riß ſie ſich das Halstuch von der Bruſt, trat an's Fenſter, öffnete es und ſog mit Gierde die kühle Luft ein, die ihr entgegen drang. Lange blieb ſie da und ließ ſich anwehen. Erquickend war der feuchte Nachtwind, unwiderſtehlich der Gedanke, der ihr in der Seele lebte. Sie war gebannt, ſie konnte nicht anders, ſie wollte nicht anders.

Endlich ſchauerte ſie zuſammen und eiſig ging's ihr durch den Leib. Sie erhob ihr Haupt, athmete tief und rief mit gedämpfter Stimme: „Es iſt geſchehen!" Mit feſter Hand ſchloß ſie das Fenſter und trat zu dem Todten. Sie legte die Hand auf ſeine Stirn und ſagte mit innigem Liebeston: „Nun, Johann, wirſt du nicht lange mehr auf mich warten dürfen! Ich glaub', ich kann ſagen: Auf Wiederſehn!" Leiſe,

wie ſie genaht, verließ ſie die Kammer. Die Laute eines lebhaften Geſprächs, in das die Wache neuerdings gekommen war, drangen in ihre Ohren. Sie ſtieg die Treppe hinan und trat in die einſame Stube, um ſich niederzulegen. Die Liebende hatte dem Geliebten ſich anvermählt für eine andere Welt — und nun keinen Wunſch mehr auf dieſer, als bald von ihr zu ſcheiden und bei dem Gatten zu ſein.

Den andern Morgen erwachte ſie aus dumpfem, unerquicklichem Schlummer fiebernd. Sie ſchaute umher, erinnerte ſich — und erſchrak. Ernſt überlegte ſie ihre Handlungsweiſe und eine Stimme in ihr wollte ſie verklagen, verdammen. Aber ihr Geiſt, ihr Charakter erhob ſich; feſthaltend an dem, was ſie gethan, ſagte ſie: „Ich hab' nicht anders gekonnt! Was über mich kommt, das will ich tragen!“

Später als gewöhnlich, aber gleichwohl ſtand ſie auf und dankte Gott, daß ihr die Glieder den Dienſt noch nicht verſagten, um alles anzuordnen für das Begräbniß des Mannes und dieſem ſelbſt die letzte Ehre zu erweiſen. Mit der Würde, die ihr eigen war, wir möchten ſagen mit der Feierlichkeit des Leides traf ſie die nöthigen Anſtalten, ſprach mit dem Geiſtlichen und dem Lehrer, beſtellte den Sarg, wie er dem wohlhabendſten Mann des Dorfes zukam, wählte die alten Frauen, die im ganzen Ries „mit der Leiche zu ſagen“ (zum Leichenbegängniß einzuladen) hatten, ſchickte einen beſondern Ehrenboten an die nächſten Verwandten und an ſtädtiſche Freunde, ließ Einkäufe machen und Vorbereitungen treffen zur Bewirthung derer, die aus entfernten Orten zum Begräbniß kommen würden. Die Faſſung, die ſie bei alledem bewahrte, fiel den Ihrigen auf; die weichere Schwägerin wußte nicht recht, was ſie denken ſollte; auch die vertraute Freundin ſchüttelte einmal den Kopf und ſagte für ſich: „Iſt

das ihr Ernſt, oder zwingt ſie ſich nur dazu? Ich hab' ſie am Ende doch nicht ganz gekannt."

Als die Treue am folgenden Morgen erwachte, fühlte ſie ihre Schwäche bedeutend vorgeſchritten. Sie gehörte jedoch nicht zu denen, die ſich ohne Kampf ergeben, ſie rang mit dem Anfall und bezwang ihn noch einmal. Den Gatten mußte ſie zum Grabe geleiten, wie es der alte Gebrauch verlangt, den Leib mußte ſie in die Grube ſenken ſehen, dann war ſie fertig mit der Welt. Mit aller Kraft des Willens, aber zugleich gehoben durch den Gedanken der Seele, verrichtete ſie die Pflichten des Vormittags. Sie hatte dabei nur die Hülfe der nächſten Angehörigen; Mutter und Schweſter des Verſtorbenen lagen gleichfalls krank darnieder, nur der Schwager war gekommen.

Die Stunde des Begräbniſſes erſchien. Nähere Verwandte und Freunde traten nach einander in's Trauerhaus, reichten der Wittwe die Hand und ſprachen die Worte des Beileids, die vielleicht nie ſo von Herzen gegangen waren. Die Truhe mit dem Todten wurde in den Haustennen getragen, der Geiſtliche und der Lehrer mit der Schuljugend ſtellten ſich im Hof auf, gefolgt von einer Anzahl Bekannter und Verwandter, die aus Nähe und Ferne gekommen waren, ſich dem Zuge der Leidtragenden anzuſchließen, — und plötzlich ertönte aus allen Kehlen das Lied: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan!"

Ein ungeheures Wort in Fällen wie der gegenwärtige! Aber es gibt Seelen, denen der Sinn dafür aufgethan wird eben in ſolchen Fällen, die an ſeine Wahrheit glauben und gläubig die Kraft der Unterwerfung und Troſt finden. Regine wurde davon in's Herz getroffen, als ob ſie es noch nie vernommen, weil ſie es nie ſo begriffen wie jetzt. Unmerklich nicht

ſie mit dem Haupt: ſie konnte beiſtimmen, ſeitdem ſie die Zuverſicht hatte, dem Gatten zu folgen.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Er war ſo groß, wie man ſich's im Orte kaum erinnerte, und mancher Zuſchauer dachte gerührt bei ſich: „Der Mann hat viele Freunde gehabt, — aber er hat's auch verdient; — er war ein bedeutender Mann und ein guter Mann.“

Als der Geiſtliche vor dem Grab die Leiche eingeſegnet hatte und die Ehrenträger den Sarg hinabließen, weinten und wehklagten die Kinder des Verſtorbenen laut und wenige blieben ohne Thränen. Die Wittwe aber ſtand ohne die leidenſchaftlichen Aeußerungen des Schmerzes, wie man ſie an hinterlaſſenen Ehefrauen zu ſehen gewohnt iſt. Starren Blickes, unbeweglich ſchaute ſie hernieder. Manche ſahen verwundert auf das Weib, die ihren Mann ſo lieb gehabt und von der man geglaubt hatte, ſie müßte ihm in's Grab nachſinken. Gereiftere Herzen legten ſich's in ihrem Sinne gut aus, den wirklichen Grund errieth niemand. Niemand ahnte auch, wie viel ſie's koſtete, die wenigen Schritte vom Grab in die Kirche würdig aufrecht zurückzulegen und ihren Stuhl zu erreichen.

Der Geiſtliche hielt eine ergreifende Rede. Der Leichentext gab ihm Gelegenheit, mit Nachdruck und Wärme die Tugenden hervorzuheben, die gegenüber der Unbegreiflichkeit göttlicher Rathſchlüſſe erfordert ſind, und auf den Ort hinzuweiſen, in welchem die herbſten Schmerzen eben in die höchſten Wonnen, das tiefſte Dunkel eben in das beglückendſte Licht wird verkehrt werden. In die Seele des Weibes fielen aber nur einzelne Strahlen ſeiner Darſtellung — der Mahner, den ſie zweimal abgewieſen hatte, pochte ſtärker und ſtärker an. Als ſie aus der Kirche in die ſchwüle Luft hinaus getreten war, drohte ſie zu ſinken, und nur mit der größten

Anſtrengung erreichte ſie die Stube. Dort brach ſie zuſammen.

Die Verwandten, die ihr gefolgt waren, richteten ſie erſchreckt empor. Sie hielten den Zuſtand indeß für eine Schwäche, die bei der Plage, die ſie gehabt, und bei den Leiden, die ſie ausgeſtanden, natürlich war, und die Frauen brachten ſie zu Bette, indem ſie tröſteten, eine ruhige Nacht werde ſie ſchon wieder zu Kräften bringen.

Im Hauſe befand ſich indeß eine Perſon, die den wirklichen Sachverhalt ahnte. Es war die Magd. Dieſe hatte in jener Nacht bei einem Gang über den Hof die Frau mit bloßem Hals am offenen Fenſter geſehen und ſich ihre eigenen Gedanken darüber gemacht. In die Kammer zu ihr gerufen, ſah ſie nun auf die Leidende mit den ſcheuen Blicken des Argwohns, um ſo mehr, als das Geſicht derſelben eine ſonderbare Zufriedenheit ausdrückte. Ein ernſtes, wackeres Geſchöpf, die ihre Frau lieb hatte, beſchloß ſie, niemand etwas von ihrer Vermuthung zu ſagen, außer Einer, auf deren Verſchwiegenheit ſie ſich verlaſſen konnte. Dieſe ſollte es wiſſen: denn wer weiß, wozu es gut war.

Die Nacht verging; als aber Bruder und Schwägerin früh Morgens nachzuſehen kamen, hatten die geſtrigen Prophezeihungen ſich nicht erfüllt. Der Bruder beſtand darauf, daß der Doktor geholt würde, und die Kranke mußte es geſchehen laſſen. Der alte Herr ſah auf den erſten Blick, wohin es mit den Anwandlungen von letzthin gekommen war. „Habt Ihr gehalten, was Ihr mir verſprochen habt?“ fragte er ernſt. Die Frau erwiederte: „Ich habe zwei Nächte geſchlafen.“ Nach weiteren Erkundigungen ſchrieb er mit reſignirter Miene ein Recept, gab der Magd die zur Pflege nöthigen Verhaltungsregeln und fuhr hinweg. Er

war der Meinung, daß die Frau den Keim der Krankheit ſchon ſeit dem Tode ihres Mannes in ſich getragen habe.

Kaum war er fort, ſo traten die beiden Kinder, welche auch dieſe Nacht noch bei der „Gröningers-Ahnfrau“ geſchlafen hatten, in die Kammer und eilten an's Bett. „Mutter,“ rief der Bube mit gutmüthig traurigem Ton, „biſt du auch krank?“ Und das Mädchen, ohne recht zu wiſſen, was ſie ſprach, ſagte kindlich bittend: „Stirb nicht auch in's Grab ·nein, Mutter, wie der Vater!“ Dem Buben war dies zu viel; er verſetzte mit dem Ton des Vorwurfs: „Red' nicht ſo! Man ſtirbt nicht gleich!“ Und herzlich ſetzte er hinzu: „Die Mutter muß uns bleiben. Wenn die auch ſterben thät', hätten wir ja gar Niemand auf der Welt!“

Die Augen des Weibes füllten ſich mit Thränen bei dieſen Aeußerungen liebender Kinderſeelen. Reue, tiefe Reue ergriff ihr Herz, es war ihr, als ob ſie ein großes Unrecht, ein Verbrechen begangen hätte. Indem ſie einen mitleidig zärtlichen Blick auf ſie warf, antwortete ſie den Kleinen mit dem ſanfteſten Ton, gab ihnen die beſten Namen und tröſtete ſie, daß ſie beruhigt die Kammer verließen.

„Gute Kinder!“ rief ſie tief ergriffen, „an Euch hab' ich nicht gedacht! Doch“ ſetzte ſie nach einem Moment des Nachdenkens hinzu — „es iſt auch für Euch ein Vortheil. Der Schwager wird euch beſſer aufziehen, als es ein Weib könnte, die keine Freude mehr am Leben hat. Und für euer Fortkommen — Gott ſei Dank! — iſt geſorgt. Ihr könnt' mich gerathen (entrathen) und Gott wird euch in ſeinen Schutz nehmen.“

Nachmittags, als ſie bei einem Geräuſch der Thür aus leichtem Schlummer erwachte, ſtand die Kirchbäuerin vor ihr. Der Blick der Freundin ſchien nur der einer theilnehmenden Seele zu ſein; aber ein Kundiger hätte es ihr doch anſehen

können, daß ſie etwas Beſonderes auf dem Herzen hatte und da war, um über etwas in's Klare zu kommen.

Mit halb fragendem Tone begann ſie: „Du biſt nun auch krank, Regine.“ — „Es ſieht ſo aus, Margret,“ entgegnete die Leidende; und inſtinktartig ſetzte ſie hinzu: „Was kann ich machen? Ich muß es hinnehmen!“ — „Jetzt freilich,“ erwiederte die Freundin ernſt nickend. — „Was meinſt du?“ fragte Regine.

Die Kirchbäuerin konnte nicht länger an ſich halten und warf einen Blick des Vorwurfs auf ſie. „Du biſt in der erſten Nacht, anſtatt in's Bett zu gehen, wie du mir verſprochen haſt, bei der Leiche in der Kammer geweſen und haſt dich mit bloßem Hals am offenen Fenſter erkältet. Man hat dich da geſehen.“ — Regine war betroffen und ſchwieg einen Moment. „Ich hab' nicht wiſſen können, daß es ſo ſchlimm wird,“ entgegnete ſie endlich mit unwillkürlicher Abwehr.

Die Augen der Freundin wurden feucht, und mit dem Ausdruck einer Perſon, der es leid thut anklagen zu müſſen, rief ſie: „Geh, du machſt mir nichts vor! Du haſt dich mit Fleiß erkältet, damit du krank würdeſt! Du willſt ſterben!“ Regine zuckte im Bette. Dann aber richtete ſie ſich auf, erhob mit Selbſtgefühl das Haupt und verſetzte: „Weil du's denn weißt und weil's ſo iſt, will ich's auch nicht läugnen. Ja, Margret, ich hab's gethan; ja, ich will ſterben!“ — „Und du haſt dir nicht Sünden gefürchtet?“ rief die andere erſchreckt. — „Nein,“ erwiederte Regine; und wie in der Erinnerung ſchauernd, ſetzte ſie hinzu: „Ich hab' mir nicht anders helfen können.“

Die Freundin trat näher, ſah auf die wieder Zurückgeſunkene mit wehmüthigem Blick und ſagte: „So jung, ſo kräftig — und ſo ſchön! — O Regine, hätteſt du dich in

dein Schickſal ergeben, du hätteſt anders gedacht ſpäter. Man erträgt gar viel in der Welt — und man tröſtet ſich wieder, nachdem man geglaubt hat, man könne nicht anders und müſſe verzweifeln.“

Die Treue ſchüttelte den Kopf und mit einem eigenen Lächeln, halb wehmüthig, halb geringſchätzig, erwiederte ſie: „Ich bin nicht wie jedermann, und was für andere paßt, das paßt nicht für mich. — Ich hab' nicht mehr leben können, Margret! Eben weil ich jung bin und für die Kinder und für das Geſchäft ein Mann nöthig iſt, hätt' ich wieder einen nehmen müſſen. Man hätte mich geplagt von allen Seiten, ich hätte keine Ruhe mehr gehabt. Aber — ich will nicht mehr heirathen! Ich will keinen Mann mehr!“ Nach kurzem Innehalten fuhr ſie milder fort: „Du weißt ja, wie wir mit einander gelebt haben, Margret. Du haſt's ja geſehen. Kennſt du einen Mann, der beſſer wäre gegen ſein Weib, als der meine gegen mich geweſen iſt? O“ — rief ſie mit ausbrechender Empfindung — „ich hab' mit ihm den Himmel gehabt auf der Welt, und darum will ich auch mit ihm aus der Welt! — Ich kenne die Männer wohl. Meinſt du, ich könnt' mit einem wilden und unguten Menſchen leben, nachdem ich ſo einen gehabt hab'? Nein, Margret! Einen ſolchen krieg' ich nicht mehr, und darum will ich gar keinen mehr. Ich will's nicht beſſer haben als er! Hat er ſo jung ſterben müſſen, ſo will ich auch jung ſterben — und du wirſt ſehen, ich werd' ſterben!“

Die Kirchbäuerin ſah halb erſchrocken, halb ſtrafend auf ſie und rief: „Du haſt einen Gröningerskopf.“ Ein wehmüthig ſtolzes Lächeln zuckte um den Mund der Leidenden. „Ja,“ entgegnete ſie, „den hab' ich — und dem muß es auch nachgehen!“

Die Kirchbäuerin, lebenserfahren, verſtändig und religiös

im Sinne einer wackern Frau ihres Standes, konnte sich doch der Wirkung des Heldenmüthigen in dem Thun Regines nicht entziehen. Mit Trauer und Bewunderung sah sie auf die Freundin, mit einem Gefühl von Stolz, daß sie's war und so ihr Herz vor ihr aufthat. Aber die Bewunderung zerschmolz in Rührung. „O Regine," rief sie, „wer hätte an eurer Hochzeit daran gedacht, daß es nach so kurzer Zeit dahin mit euch kommen würde! Zwei Leute, die Alles hatten, was des Menschen Herz verlangen kann — reich, gesund, gut!" — Ueberwältigt von Mitleid und Zärtlichkeit wollte sie die Hand ergreifen, die auf dem Bette lag — Regine zog sie zurück. „Die Krankheit ist ansteckend," rief sie, „du weißt es!" Hierauf aber antwortete die Kirchbäuerin mit einem gekränkten Blick, faßte die Hand rasch und hielt sie fest. „Schäm' dich," entgegnete sie, „und red' nicht so! Ich fürchte mich nicht, mir thut's nichts! Und," setzte sie milder hinzu, „wenn ich auch krank würde und Gott meinem Leben ein Ende machte, ich bin älter, und unsere Kinder sind versorgt — um mich wär's nicht Schad'; aber um dich ist's Schad'; daß so ein Weib sterben soll, wie du bist, das ist ein Unglück und ein Jammer! — Das behaupt' ich und dabei bleib' ich!"

Regine, von so inniger Freundschaft gerührt, schaute sie dankbar an. „Bedaur' mich nicht," erwiederte sie. „Was hat man denn in der Welt? Mühe, Sorge und Kummer! Und wenn eines glücklich lebt, so ist's als ob's nicht sein sollte, und auf einmal kehrt sich Alles in Jammer und Elend! — Geh mir mit deinem Leben! Wenn man weiß warum, ja, dann kann man sich Mühe geben und Alles ertragen; aber wenn man keinen Zweck mehr hat, wenn das, um deßwillen man gelebt hat, einem genommen wird — wenn's im Hause so todt ist!" — Ein Grauen faßte sie bei dieser Vorstellung,

ein Seufzer entrang ſich der Bruſt und die Lippen verſtummten.

Der Freundin erſchloß ſich dadurch das Herz der Leidenden völlig. Sie fühlte, daß dieſes Weib nicht mehr leben könne, und ihre Thränen fingen an zu fließen.

„Weine nicht!“ ſagte Regine ſanft. „Behalte mich in gutem Andenken, darum bitt' ich dich! — O, wenn du wüßteſt, wie gern ich ſterbe! wie ich mich ſehne, hinüber zu gehen!“ Die Bäuerin nickte traurig und ſagte: „Das begreif' ich. Aber,“ ſetzte ſie mit dem Ausdruck des Zweifels und der Sorge hinzu, „wie wird man dich dort aufnehmen? Was wird derjenigen geſchehen, die ihrem Leben ſelber ein Ende gemacht hat?“

Regine ſchwieg einen Moment; dann erwiederte ſie mit Faſſung: „Ich bin dazu gekommen, ich weiß ſelber nicht wie. Ich hab's gewollt und gewünſcht, und doch iſt mir's, als ob's ohne mein Wollen geſchehen wäre. Seis wie's ſei; ich glaube, daß unſer Herrgott mir vergeben wird, und in dieſem Glauben ſterb' ich. Mein Mann iſt, wo die guten Leute ſind, und ich werde zu meinem Mann kommen. Glaub's nur, Margret,“ ſetzte ſie mit eigener tiefer, Sicherheit hinzu, „uns wird niemand von einander ſcheiden können, denn wir laſſen nicht von einander!“

Die gute Frau ſtand von dieſen Worten treueſter Liebe erſchüttert. „Sollt' man's denn glauben,“ rief ſie, „daß ſo etwas möglich wär'? Du biſt immer ein beſonderes Mädchen geweſen, haſt immer etwas Apartes gehabt, aber das hätt' ich dir nicht zugetraut! — Es gibt alſo doch noch Weiber, die ihre Männer ſo gern haben?“ Und mit der Leidenſchaft der Rührung ſetzte ſie hinzu: „Ja, Regine, ja, Gott wird dir verzeihen, und du wirſt zu deinem Mann kommen! Ver-

trau' nur und glaub' feſt daran! Eine ſolche Liebe kann keine Sünde ſein!"

Sie ergriff die Hand der Kranken und drückte ſie zärtlich, während dieſe ihr mit einem gerührten Blick antwortete. Endlich ſchickte ſie ſich zum Gehen an. Sie traute ſich nicht zu ſagen: „Gute Beſſerung!" und wünſchte einfach mit gedämpfter Stimme guten Abend. Regine hielt ſie noch. „Sorg' dafür," rief ſie ihr zu, „daß die Sache nicht weiter auskommt." — „Ich will's," verſetzte die Kirchbäuerin. „Verlaß dich darauf." — „Daß du's erfahren haſt," fügte die Kranke hinzu, „iſt mir lieb. Du biſt eine treue Seele; — und Eine ſoll mich kennen — Eine ſoll's wiſſen, warum ich geſtorben bin!"

Die Zuverſicht, womit Regine das Erreichen ihres Zieles als gewiß anſah, betrog ſie nicht. Die Krankheit nahm einen milderen Verlauf, als bei dem Mann, aber ſie ſchritt unaufhaltſam vor. Am zweiten Sonntag kam auf ihren Wunſch der Schwager des Verſtorbenen mit ſeinem jüngeren, noch unverheiratheten Bruder. Man einigte ſich, wie die Kinder erzogen, der Meierhof dem Söhnlein erhalten werden ſollte, und dem jungen Vetter fiel dabei die Hauptaufgabe, der Familie Gröninger die Mitwirkung zu.

Regine empfand eine große Beruhigung. Der Vetter war einer von den Menſchen, die ihre Ehre darein ſetzen, ehrenwerth zu handeln: man konnte ſich völlig auf ihn verlaſſen. Als der Schwager Abſchied nahm, ſagte er: „Es iſt nur für alle Fälle, Schwägerin. Du kannſt ja recht gut wieder aufkommen und dann ganz nach deinem Gutdünken handeln. Hoffen wir das Beſte!" — „Hoffen wir's," entgegnete Regine. „Wenn ich dich aber nicht mehr ſehen ſollte, leb' wohl! Grüße mir dein Weib und die Ahnfrau und ſag' ihnen, ich laſſ' ihnen gute Beſſerung wünſchen."

Zwei Tage darauf begann die Kranke zu phantasiren. Die verschlungenen Reden wie die abgerissenen Worte zeigten, daß ihre Seele fast ausschließlich mit den Verstorbenen beschäftigt war. Einmal befanden sich die beiden Wissenden, die Freundin und die Magd, allein bei ihr in der Kammer. Die Träume ihrer Seele offenbarten so viel Zärtlichkeit, auch in dem kindlich gutmüthigen Ton der Sprache, daß denen, die alles verstanden, die hellen Zähren von den Wangen liefen.

Doch auch dieses Herz sollte nicht brechen, ohne das Grauen des Todes, ohne die Angst vor dem Schritt in's Jenseits empfunden zu haben. Waren es körperliche oder geistige Ursachen, oder beide zusammen, die eine plötzliche Wendung in ihr hervorbrachten? Den schönen Phantasien folgten mit einemmal andere, die eine tief bedrückte Seele verriethen. Auf dem Gesicht malten sich bei fliegender Hitze Bangigkeit, Sorge, Furcht. Eine gewaltige Unruhe ließ unter schwerem Athmen den ganzen Leib erbeben, die Lippen sichtbar zittern. Die Seele, wie es den Anschein hatte, rang zu einem Ziele hinan und verzweifelte es zu erreichen. Als der Geist sich wieder gefunden hatte, lag die Kranke still und ruhig und sah lange ernst vor sich hin. Dann trug sie der Magd auf, den Pfarrer zu holen.

Der würdige Seelsorger hatte sie schon zweimal besucht. Mit der ihm eigenen Feinheit des Gemüths zeigte er aber nur den Freund des Hauses gegen sie und ließ, was er Geistliches bemerken wollte, in natürlicher Sprache blos gelegentlich einfließen. Als er jetzt wiederkam, begann er mit theilnehmender Erkundigung. Die Leidende erklärte ihm, sie fühle, daß es mit ihr zu Ende gehe. Sie sterbe gern, aber sie wünsche zu thun, was ihr als Christin zukomme und was ihr

Mann gethan habe — ſie bitte ihn, ihr das heilige Abendmahl zu reichen.

Der Geiſtliche hatte während dieſer Rede in ihr Innerſtes zu ſehen verſucht. Er ſagte ihr mit Ernſt die ſofortige Gewährung ihres Verlangens zu, entfernte ſich und kehrte nach einer Weile mit dem Lehrer zurück. Indem er die Formen der Kirche erfüllte, benutzte er die Gelegenheit zu einer Rede, mit der er eine ganz beſondere Abſicht verband.

In kurzen, aber mächtigen Worten ſchilderte er die Heiligkeit Gottes und ihr gegenüber die Sündhaftigkeit des Menſchen, die Unzulänglichkeit und Gebrechlichkeit auch der Beſten. Wie darf der ſündige Menſch von dem heiligen Gott Gnade erwarten? Wie hat er Hoffnung ſie zu erlangen? — Etwa ſo, daß er, über ſeinen Werth verblendet, mit dem eiteln Gefühl der Selbſtgerechtigkeit vor ihn tritt und ſie als eine ihm zukommende Sache in Anſpruch nimmt? Kann Gott der Sündhaftigkeit vergeben, die nicht fühlt, daß ſie es iſt und kühn für ſich fordert, was die Reinheit ſogar in Demuth zu erwarten hätte? Nein, die mängelvolle Seele muß erkennen, was ihr fehlt, und worin ſie gefehlt hat, ſie muß tiefe Reue darüber empfinden, muß fühlen, daß ihr von Rechtswegen Strafe gebührt, und mit dieſem Bewußtſein demuthsvoll an die göttliche Gnade ſich wenden, die ſich in Chriſto geoffenbart; ſie muß glaubend an dieſe Gnade und liebend um dieſer Gnade willen der göttlichen Barmherzigkeit ſich anheimgeben. Dadurch allein kann die ungeheure Kluft überbrückt werden zwiſchen der Heiligkeit Gottes und der Sündhaftigkeit des Menſchen, und dieſer kann hinüberſchreiten zu dem Richter, der ihm ein väterlicher ſein wird. Dadurch allein kann das Brod und der Kelch würdig empfangen und genoſſen werden.

Der Geiſtliche hätte damit ſchließen und zur unmittelbaren

Einleitung des heiligen Aktes übergehen können. Er that es nicht. Nach kurzem Innehalten fuhr er fort und sagte: „Es ist nicht jedem leicht gemacht, seine Sündhaftigkeit Gott gegenüber zu erkennen, und eben der Gerechte ist darin gegen den Ungerechten im Nachtheil. Wer in Fleiß und Thätigkeit, in treuer Liebe zu den Seinen, in herzlicher Erfüllung christlicher Pflichten seine Tage verbracht hat, der kann meinen, ganz nach den Geboten der Religion gelebt zu haben, und mit gutem Gewissen unmittelbar vor Gott treten zu können. Und während der Verbrecher die göttliche Gnade gewinnt, eben weil er sie anruft, kann der Gerechte sie verlieren, weil er glaubt, sie müsse ihm von selber zu Theil werden. Der Gerechte, der Gott und sein heiliges Leben vor Augen hat, wird freilich in diesen Irrthum nicht verfallen. Er wird, indem er sich mit dem ewigen Vorbild vergleicht und an seiner Vollkommenheit das Auge schärft, erkennen, wie oft sich ihm gute Gedanken in böse verkehren, wie oft ihm reine Gefühle befleckt werden durch unreine, wie oft er das Gute, das er thun mußte, versäumt, wie oft er den Segen der Tugend durch selbstgerechten Stolz aufzehrt und sich wieder zum Bettler macht; und indem er tief empfindet, wie weit er trotz allem guten Thun noch hinter dem wahren Ziele zurückgeblieben ist, wird Gott ihm die Hand reichen und ihn eben zu diesem Ziele hinanführen."

„Es gibt aber im Leben des Menschen doppelseitige Handlungen, die nach der einen Seite rühmlich, nach der andern frevelhaft erscheinen, Handlungen, durch die wir ein geringeres Gebot erfüllen, während wir ein höheres verletzen und kränken. Welche Gefahr, wenn Thaten dieser Art nur von der schönen Seite angesehen werden, wenn die Seele mit Selbstzufriedenheit erfüllt wird, statt mit reuevoller Demuth! Hat der Mensch eine solche That begangen und er

will vor Gott hintreten, dann faſſe er mit ernſter Erhebung des Geiſtes die Seite in's Auge, wonach ſie dem Gerichte verfällt, und mit flehender Seele rufe er empor zu der Macht, welche die Sünde vergeben, die Strafe erlaſſen kann. Der Barmherzige wird dem Erkennenden den Frevel wegnehmen — nur das Gute der That und nur ihr Segen wird übrig bleiben."

„Bei Gott" — ſchloß der würdige Redner mit bewegtem Ton und glänzenden Augen — „iſt kein Ding unmöglich! Was die glaubende und liebende Seele von ihm bittet, das wird er ihr gewähren. Aber er will, und er hat ein Recht zu wollen, daß man ſich liebend an ihn wende, und nicht über der Gabe den Geber vergeſſe; er will, und er hat ein Recht zu wollen, daß man das Geliebteſte, welches er gegeben, in ſeine Hand wieder zurückſtelle, damit er es der Seele, die ihn ehrt, neu verleihe für die Ewigkeit. Er will, daß man zu dem Guten das Beſſere und Beſte füge, daß man durch die Uebung der chriſtlich höchſten Tugend vollkommen werde. Iſt dieſer Wille aber nicht eben der Wille der höchſten Liebe? Und iſt es möglich, ſolche Liebe zu ſchauen, ohne den, der ſie beweiſt, über alles wieder zu lieben und ihm liebend ſich und all das Seine anheimzuſtellen? — Auf, o Seele, und unternimm es, Gott zu lieben, und dich und das Deine in Demuth und Ehrfurcht vor ſeinen ewigen Thron zu legen! Wenn du auch dieſe Probe beſtehſt, dann wird er ſich dir ganz erſchließen; wenn du ausharrſt bis zum Letzten, dann wird er dir mit himmliſcher Hand die Krone des Lebens geben."

Der Geiſtliche — das war offenbar — wußte um die That der Gattin, oder er vermuthete ſie. Hatte er aus Reden der Leidenden, aus unbedachten Aeußerungen der beiden Mitwiſſenden einen Schluß gezogen, und wollte er nun, als

wahrer Seelsorger der Sterbenden, die er hoch hielt, zu letzten Erhebung und Reinigung der Seele Anlaß geben? Wie dem sei, die Worte, die er sprach, drangen dem Weib in das Herz, und erhellten dieses mit klarem Licht. In solchen Momenten erhebt sich auch die gewöhnliche Seele über sich selbst, um wie viel mehr die edle und die begabte. Regine hatte kaum einen flüchtig forschenden Blick auf den Redner geworfen. Ihr Geist erkannte, daß er die Wahrheit sprach, und ihr Herz nahm an, daß er von Gott gesendet sei, ihr sie vorzuhalten. Wie aber gerade in den größten Dingen das, was die Welt Bildung nennt, nicht vonnöthen, sondern durch Begabung und Erweckung ersetzbar ist, so wurde vor der Seele der Sterbenden der Vorhang weggezogen von dem Allerheiligsten Gottes. Tief ergriffen und erschüttert, die Pflichten erkennend, die sie verletzt hatte, und reuevoll hinanblickend zu der Majestät des himmlischen Richters, mit demüthigem Glauben und Verlangen empfing sie das Mahl und in ihm die Gewähr des Heiles. Anstatt es Gott zu überlassen, sie zu finden, hatte sie ihn gesucht, und in seinem ewigen Angesicht das Wort der Gnade gelesen.

Der Geistliche warf auf das Antlitz der Sterbenden, das durch den heiligen Act eine höhere Weihe erhalten hatte, noch einen Blick herzlichen, gerührten Antheils und entfernte sich still. Ihm schuf das Bewußtsein, der ihm theuer gewordenen Seele einen Dienst geleistet zu haben, mitten in der Wehmuth über ihr frühes Hinscheiden ein schönes und erhebendes Gefühl. — In Regine dagegen keimte und wuchs eine andere Empfindung. Sie hatte die ganze Gewißheit, daß sie wieder zu dem geliebten Manne kam — sie hatte sich ihn erobert und gewonnen für alle Ewigkeit! Nun erst war ihr das Sterben eine Lust — und ein reiner Gewinn.

Ihre Stunde kam. Als sie die Körperkräfte schwinden

ſah, ließ ſie die Ihrigen herbeirufen und nahm Abſchied von allen. Und während nun die Kraft des Leibes zu Ende ging, war es, als ob die Seele ſich in all ihrer Güte und Schönheit noch einmal aufſchwänge, den Leib zu durchdringen und zu verklären. Das bleiche, ſchmale, aber noch jetzt edle Geſicht leuchtete in magiſchem Glanz, die Augen waren emporgerichtet, als hingen ſie an einer wunderbaren, himmliſchen Viſion. Mit Staunen ſahen die Trauernden auf ſie. Die gebeugte Mutter nickte mit dem Haupte und Thränen rollten über die gefurchten Wangen, die noch eine andere Quelle hatten als den Schmerz. „Noch jetzt ſo ſchön!“ rief ſie für ſich. „O, mein Kind, mein Kind!“ — Die Flamme war im Erlöſchen. Ein tiefer Athemzug — das Haupt des Weibes lag unbewegt — ſie war geſchieden.

Die Nachricht von dem Tode der im Dorf und in der Umgegend hoch angeſehenen Frau, obwohl man nichts anderes erwartet hatte, brachte doch einen ungewöhnlich tiefen Eindruck hervor. Manche ernſte Betrachtung wurde daran geknüpft über die Hinfälligkeit des Menſchen, über den Schein des irdiſchen Glücks, und eine wenig bemittelte Bäuerin ſagte mit ernſter Miene: „Die beiden Leute haben den Himmel auf Erden gehabt, und das ſoll eben nicht ſein. Wir, die ſich plagen und abſorgen müſſen, um nur fortzukommen, wir bleiben am Leben!“

Das Leichenbegängniß fand an einem ſonnigen Tage ſtatt, daher die Verſammlung zahlreicher war, als ſelbſt bei dem Begräbniß des Mannes. Als der Geiſtliche, ſelbſt bewegt, in der Grabrede das Verhältniß der Eheleute ſchilderte und ihr einträchtiges Leben mit innigen Worten vor die Seele der Hörenden rief, da weinten alle, die das Paar gekannt hatten, die Kinder ſchrieen laut, und auch die Augen derer, die nur äußere Rückſichten hergeführt hatten, oder die zufällig ge-

kommen waren, brachten dem thränenwerthen Geschick ihre Spende.

Und nun ruhten sie beisammen, die im Leben so liebevoll verbunden waren, das Kind, der Mann, das Weib. Die Gräber lagen an einem heimlichen Platz an der Mauer des Kirchhofs, und bald waren sie nicht nur durch ein Grabmal bezeichnet, sondern auch mit Blumen bepflanzt. Die Mutter Gröninger ließ es Jahre lang ihre angelegentlichste Sorge sein, diesen Schmuck darauf zu pflegen und zu erhalten, daß sie hervorleuchteten unter allen und dem Grabe des zuletzt verstorbenen Geistlichen zu vergleichen waren. Die gute Alte vergoß noch manche Thräne darauf und sprach am liebsten und öftesten von „ihrer Meierin.“ Endlich starb auch sie. Die Erinnerung an das vielgerühmte Paar fing an zu erblassen und wenige gedachten seiner noch, unter den wenigen am treuesten die Vertraute Regines.

Es ist das schöne Vorrecht der Dichtung, ein liebenswerthes, rühmliches Dasein, wenn es von der Erde geschieden ist, wieder erstehen zu lassen in der ganzen Fülle des Lebens, im Lichte der Schönheit, und den engen Kreis der Wirklichkeit durchbrechend es vor alle Seelen zu führen, die fähig sind, es zu erkennen und hoch zu halten. Aber nichts ist wohl des Andenkens und des Mitgefühls edler Seelen würdiger, als eine Liebe, die sich treu bewiesen hat bis zum Tode.

Der Sieg des Schwachen.

I.

Unter den Handwerkern iſt der Schneider von Alters her eine humoriſtiſche Figur geweſen; die Thatſache iſt unläugbar und nicht ſchwer zu erklären. Die ſitzende Lebensart und die Beſchäftigung mit der Nadel ſind nicht geeignet, die Gliedmaßen imponirend auszubilden und dem Körper jene Derbheit und Schlagkraft zu geben, die in rohern Zeiten vor allem Reſpekt einflößen. Die verhältnißmäßige Feinheit und Friedlichkeit der Arbeit begünſtigt die Reflexion, und wenn der Mangel an tüchtiger Bewegung eine Schwächung des Leibes zur Folge hat, ſo pflegt der Schneider ſich auch gewöhnlich noch „des Gedankens Bläſſe anzukränkeln.“ Das Metier weiſt ihn endlich darauf hin, ſeiner Erſcheinung etwas Zierliches zu geben und ſich ſelbſt den höhergeſtellten Perſönlichkeiten, die er durch ſein Talent ſtandesmäßig auszuſtaffiren hat, nach Möglichkeit anzunähern. In Folge von alledem wird der Schneider in der Regel eine ſchmächtige, bläßliche, reizbare, nette und putzige Figur mit einer überwiegenden Tendenz zur Vornehmheit in Haltung und Benehmen. Wie leicht er damit der komiſchen Nemeſis verfällt, ſieht man. Seine Reizbarkeit und ſeine Meinung von ſich ſelbſt verwickeln ihn in Händel, die ſeine Gliedmaßen ſiegreich durchzufechten außer Stande ſind. Das Bewußtſein,

den Willen ſeines Herzens nicht durchſetzen zu können, giebt ſeinem Weſen ein eigenthümliches Gepräge von Reſignation, einen Ausdruck, der jedermann verräth, daß ein etwaiger Anlauf ſeinerſeits nicht gar ſchwer in einen Rückzug umzuwandeln iſt. Gleichwohl kann er ſeine Anſprüche nicht ganz verbergen, und der böſe Feind treibt ihn zuweilen an, vermeſſen damit hervorzutreten. — Ein trefflicher Gegenſtand offenbar für die heitere Laune, das Necken und das Hänſeln, womit die gute alte Zeit, die vor allem Spaß verſtand, die Zeit abzukürzen pflegte.

Die Wirklichkeit hat ſtets für eine gute Zahl rühmlicher Ausnahmen geſorgt; aber die Ausnahme beſtätigt nur die Regel, und ſo iſt der Schneider als ſolcher für den Humor im Leben und in der Kunſt ein Typus geworden und hat die Sprache mit charakteriſirenden Ausdrücken bereichert. Wenn in einer Erzählung ein Schneider auftritt, ſo denken wir uns nothwendig eine Figur, die der oben gegebenen Schilderung entſpricht. Hätte der Poet nun die Abſicht, durch einen Vertreter dieſes Handwerks gewaltige Thaten thun zu laſſen, ſo müßte er ſeine Fähigkeit dazu ganz beſonders nachweiſen. Der Hufſchmied kann ohne Weiteres ein halbes Dutzend Schneider in die Flucht ſchlagen; wenn aber ein Schneider ein halbes Dutzend Hufſchmiede niederſtreckte, ſo wäre das eine That, über deren Möglichkeit wir uns eine nähere Erklärung ausbitten müßten.

Auf dem Dorfe erleidet dieſes Verhältniß eine naturgemäße Abänderung. Der Schneider iſt hier zugleich Beſitzer einer kleinen Oekonomie und legt die Nadel vielfach weg, um den Pflug, die Senſe, den Dreſchflegel in die Hand zu nehmen. Dies erhält ihn friſcher und läßt zwiſchen den Geſtalten ſeiner Nachbarn und der ſeinigen keinen allzu großen Unterſchied aufkommen. Dennoch äußert das Metier

auch hier ſeine Einwirkung, und zumal auf dem jungen Schneider pflegt im Punkte des Muthes und der Körperſtärke für die andern Burſche eine levis notae macula zu ſitzen. Der Name bezeichnet weder einen Goliath, noch einen David, und wenn der Träger deſſelben dem alten Vorurtheil nicht mit Geduld oder guter Laune begegnen will, ſo muß er es für ſeine Perſon durch Thaten entkräften. Es kommt nun auch wirklich vor, daß zu irgend einem gefährlich ſcheinenden Unternehmen juſt ein Schneider ſich meldet, der den Verdacht der Feigheit von ſich abwälzen will; ſein Entſchluß erweckt aber bei den Uebrigen ſtets eine gewiſſe Verwunderung, und unter Umſtänden Heiterkeit.

Ein Dorf, das im mittlern Rieſe gelegen iſt, beſaß in ſeinem Hauptſchneider — neben ihm exiſtirte noch ein geringerer für die geringeren Leute — eine der ehrenvollſten Ausnahmen, die je das Metier zierten. Balthaſar Eber war nicht nur der Starken einer im Orte, ſondern geradezu der Stärkſte ſelber, groß, von tüchtigem Knochenbau und eine Muskelkraft, der ſchon in ſeiner Jugend keiner ſeiner Altersgenoſſen zu widerſtehen vermochte. Er wurde Schneider, weil es ſein Vater war, trieb aber das Handwerk in geſunder Abwechſelung mit der Landwirthſchaft, und es bekam ihm und er behauptete den Ruf, den er ſich als lediger Burſch im Meiſtern und ernſtlichen Fauſtkampf erworben hatte, bis in ſein reiferes Alter. Als einſt ein reicher Bauer aus dem untern Ries, den ein Geſchäft ins Dorf und der Durſt ins Wirthshaus geführt hattei, nach Vertilgung der zweiten Maß Braunes den Mann mit einem gewiſſen Hochmuth anredete, und von der rückſichtsloſen Erwiderung beleidigt, ihn verächtlich als „Schneider“ behandelte und ſchmähte, erhob ſich unſer Mann, packte ihn und warf ihn zur Thüre hinaus. Schäumend vor Wuth, ebſchon etwas

hinkend, drang der Bauer wieder herein und wollte auf den Frechen losgehen; Bekannte traten dazwischen. „Was," schrie der Gedemüthigte, „von einem Schneider soll ich mir so was gefallen lassen?" — „Ja das ist halt einmal ein solcher," entgegnete man ihm, und der Bauer konnte nichts thun, als schimpfend einspannen lassen und davon fahren, während Eder schmunzelnd seine Maß austrank und noch eine zweite kommen ließ, „auf den Schrecken." Das Siegesgefühl, das aus seinen Mienen sprach, hatte nun doch einen besondern Charakter. Ein Schmied oder Zimmermann hätte durch eine solche That nur das Ordentliche gethan, der Schneider that das Außerordentliche, und das Bewußtsein, durch eine solche Leistung seinen Stand geächt zu haben, verstärkte den Ausdruck des Triumphes auf seinem Gesicht durch einen Zusatz von Schelmerei, der ihn förmlich pikant erscheinen ließ. Die Dorfgenossen beobachteten ihn mit großem Vergnügen, und auch ein paar „Vettern" des Bauern konnten's nicht lassen, ihn lächelnd einen „verfluchten Kerl" zu nennen.

Balthasar Eder war zweimal verheirathet und begrub die zweite Frau noch in den Dreißigen seines Lebens. Die erste war durch Sanftheit und Gutmüthigkeit fast ein Engel zu nennen, zartgebaut, hübsch und von Herzen fromm; die andere, von derber Constitution und selbstsüchtiger Gemüthsart, nöthigte den Mann zuweilen, ihr die Faust zu weisen, und einmal, seine Oberherrlichkeit thatkräftig festzustellen, wurde aber als tüchtiges Hausweib von ihm nicht weniger betrauert, als die Gute. Jede hatte ihm einen Sohn geschenkt. Der ältere, Tobias, war das Abbild der Mutter, der jüngere, nach dem Großvater Kaspar genannt, ließ Vater und Mutter gleichmäßig erkennen.

Tobias ist im Ries kein gewöhnlicher Name. Der

Schneidersohn hatte ihn von einem nahen Verwandten seiner Mutter, der im „Württembergischen“ ansäßig war, woselbst er zu den „Frommen“ gehörte. Dieser wackere Mann besuchte die Familie auch nach dem Tode seiner Base jährlich ein paarmal und arbeitete, nachdem die Bekehrung des alten Schneiders und seiner zweiten Ehehälfte sich als unmöglich erwiesen hatte, an der geistlichen Erziehung seines Pathen, der ihm gutartig zuhörte und mit häufigem „Ja, ja“ beistimmte. Wäre er nicht gestorben, so würde er den Burschen vielleicht ganz zu dem Seinen gemacht haben. Vielleicht! Denn in Tobias, als er heranwuchs, trat immer mehr ein Charakterzug hervor, den wir nicht anders als „weltliche Eitelkeit“ nennen können. Von seinen Kameraden einmal wegen seines Vornamens verspottet, beklagte er sich darüber gegen den „Doten“ und sprach sein Bedauern aus, keinen „schönern“ zu haben. Der Fromme, der dadurch nicht nur den Tobias der Schrift, sondern auch sich selber beleidigt und einen gefährlichen sündlichen Hang in dem Burschen zu Tage treten sah, ereiferte sich gewaltig und hielt ihm eine Strafpredigt, in welcher er seine gewöhnliche Sanftmuth ganz bei Seite setzte und ihm die fleischliche Dummheit mit einer fleischlichen Heftigkeit vorhielt, deren sich ein tüchtiger Naturmensch nicht hätte schämen dürfen. Der gute Junge stand höchst betroffen da und bekannte, niedergedonnert, sein Unrecht einzusehen; gleichwohl flüsterte eine Stimme in seinem Innern, daß es eben doch viel besser wäre, wenn er Fritz hieße. — Als der Pathe gestorben war, stand diesem Hang kein frommer Zuchtmeister mehr entgegen und seine Bildung und sein Schicksal nahmen einen andern Verlauf, den ich eben hier zu erzählen habe.

Tobias lernte von dem Vater das Handwerk und wurde ein Schneider im reinsten Sinne des Worts. Um einen

halben Kopf kleiner als der Alte, die Gliedmaßen zart, das Gesicht hübsch und zierlich, die Farbe hell, die ganze Person leicht und fein, schien er von dem Starken nichts geerbt zu haben, als das Selbstgefühl, das bei ihm aber einen vorherrschend mädchenhaften Charakter annahm. Er war ein guter, ein ungewöhnlich guter Mensch, unser Tobias, wohlmeinend gegen alle Welt, und begriff nicht, wie man ein Vergnügen daran haben könne, Andere ohne Noth zu vexiren und zu plagen. Von Natur leicht erregbar und phantasiebegabt, konnte er unschwer seine Fassung verlieren, desgleichen in jene Gemüthslage kommen, wo einem nach dem Rieser Ausdruck „alle seine Sünden einfallen." Er pflegte sich dann nicht besonders aus der Affaire zu ziehen und sich über sein Mißgeschick, auch über seine Dummheit, bedeutend zu ärgern, bis ihn sein leichtes Blut alles wieder vergessen ließ. Sein Element war der Friede, und im Frieden glücklich zu sein, hatte er alle Eigenschaften. Leider besaß er aber auch ein paar, die recht darnach angethan waren, seine Ruhe zu stören und ihn in die Aufregung und Unlust des Kampfes zu verwickeln.

Wer die Menschen kennt, der weiß, daß man eigentlich nur auffallend gutmüthig zu sein braucht, um den Geist der Bosheit gegen sich in Bewegung zu setzen. Ist der Gutmüthige noch selbstgefällig und empfindlich, dann ist das Maß der Anziehungskraft voll, und es scheint, als ob niemand ein anderes Geschäft hätte, als so einem den Humor zu verderben und Verdruß zu bereiten. Tobias hatte als Inhaber dieser Eigenschaften bereits als Schuljunge viel zu leiden. Es war, als ob die andern Buben kein größeres Vergnügen finden könnten, als ihn zu „trätzen"; und wenn ein Schlingel den Anfang machte, so hatte er augenblicklich Genossen, und was dem einen nicht einfiel, wußte der andere.

Fing der Geärgerte in der Verzweiflung endlich an zu ſchimpfen oder gar zu ſchlagen, ſo machte er ſeine Sache nicht beſſer. Er bekam die Hiebe zehnfach wieder, und wenn er zuletzt heulend davonging, ſo wurde ihm noch ein boshaftes Gelächter nachgeſchickt. Nach und nach fing er an zu fühlen, was für ihn das Geeignetere ſei, und hütete ſich, es ſo weit kommen zu laſſen; er zog es vor, lieber gleich Geduld zu haben und die Spottreden der kleinen Böſewichter, wie ſehr ſie ihn kränkten und ſchmerzten, mit Reſignation auszuhalten, bis ſie aus Mangel an Wirkung verſiegten.

Als er herangewachſen war und mit den ledigen Burſchen ins Wirthshaus und auf die Gaſſe ging, wurde dasſelbe Stückchen, nur in einer andern Tonart, weiter geſpielt. Es waren ja meiſt die nämlichen Menſchen, die ihn als Buben geplagt und erfahren hatten, wie ſehr er ſich dazu eigne und wie trefflich man an ihm den Uebermuth, der ein Opfer haben muß, auslaſſen könne. Lange hielt er an ſich oder antwortete mit Entgegnungsverſuchen, womit er's nach ſeiner Meinung den unverſchämten Menſchen tüchtig hinausgab, die aber im Grunde bloße Empfangsbeſcheinigungen der erhaltenen Stiche waren und als ſolche erheiternd nur zu geſteigerten Angriffen reizten. Eines Tages verließ ihn aber die Geduld. Am Wirthstiſch von den boshafteſten Burſchen des Dorfes in die Mitte genommen und durch anzügliche Reden über ſeine Perſon und ſeinen Stand endlich raſend gemacht, griff er in dem inſtinktmäßigen Gefühl, daß ſeine Fauſt auch im Schwunge des Zorns nicht gewichtvoll genug ſein möchte, nach dem Bierkrug und ſchlug den Aergſten, der ihm eben am weheſten gethan, mit „'ner höllenmäßigen Geſchwindigkeit" hinter die Ohren, daß die Folgen ſogleich ſichtbar wurden und Blut mit Bier vermiſcht von dem dicken Schädel herabfloß. Das war unerhört, und recht

eigentlich empört mußten die Kerle über den unverschämten Schneider sein, der nicht einmal Spaß verstand und ihnen so einfältig ihre Freude verdarb. In gerechter Entrüstung fielen sie über den Armen her, zerdroschen ihn jämmerlich, und schleuderten ihn, der im höchsten Grimm sich wehrte und auch seinerseits noch ein paar unangenehme Stöße austheilte, in die Nacht des Wirthhaushofes hinaus. Genau genommen war es für den Einen und Feinen keine Schande, von vier Lümmeln überwältigt zu sein, vielmehr der Umstand, daß Viele gegen Einen beschäftigt waren, eine Ehre; aber so groß war die Ungerechtigkeit schon in Bezug auf ihn, daß am andern Tag die Leute, die ihm begegneten, doch Spottmienen zeigten, und seine etwas prahlende Versicherung gegen einen Bekannten, daß vier Kerle nöthig gewesen seien, ihn aus dem Wirthshaus hinauszuwerfen, nur ein vergnügtes Lachen hervorrief. So von mehreren Seiten zum Nachdenken gemahnt, erkannte er wieder das Rathsamere und faßte den Entschluß, zum bösen Spiel höhnender Worte gute Miene zu machen und sich hauptsächlich auf das zu legen, worauf er am Ende doch von der Natur am meisten angewiesen war — auf die Geduld.

Er hatte die Kraft, diesem Entschluß, äußerlich wenigstens, nachzuleben. Er setzte dem hie und da wiederkehrenden Gestichel ein ruhiges Gesicht oder ein stilles Achselzucken entgegen, bis es endlich ganz aufhörte. Erneuerte Attaken, die an fernere Gelegenheiten anknüpften, suchte er mit Reflexen abzuweisen, die er bei Andern wirksam gesehen hatte, und den stärksten gelang es nur, ihm jenes schmerzliche Lächeln abzunöthigen, wodurch verletzte Seelen einen Theil ihrer innern Bewegungen verrathen. Denn die Verletzlichkeit selbst konnte er freilich nicht ablegen; — immer mußte es ihn verdrießen, daß er, der durch Feinheit und guten Charakter

offenbar weit über den groben Burschen stand, von diesen sich begegnen lassen sollte, als ob er tief unter ihnen stände. — Aber konnte er sich nicht auf andere Weise helfen? Konnte er die Menschen nicht in seinen Gedanken heruntermachen und ihnen die Titel geben, die ihnen gebührten? Ja, konnte er sie hier nicht auch thatsächlich behandeln, wie sie's verdienten? — Er machte denn zuletzt, wie es mancher ehrliche Deutsche thut, eine Faust in der Tasche und regalirte seine Feinde mit ideellen Schlägen, denen zu seinem vollständigen Triumph nichts abging, als eben die gemeine Wirklichkeit. Hatte man ihm eines Abends übel mitgespielt und er saß zu Hause und arbeitete mit der Nadel, so stach er diese nicht ins Tuch, sondern ins Fleisch irgend eines Unverschämten, daß es Blut gab und der Tropf zuckte und Ach und Wehe schrie. Wenn er den Schneiderhammer schwang, so klopfte er nicht eine Falte, sondern den breiten Rücken eines boshaften Spötters aus, wobei ihn namentlich dessen klägliche Widerstandslosigkeit innig erfreute. War er besonders erzürnt und handhabte er die Sense auf der Wiese, so mähte er statt des Grases seinen Widersachern die Beine weg, daß sie jämmerlich um und um purzelten und dalagen, daß es eine Schande war. Eine solche Strafe war indessen für bloße Worte, so impertinent sie auch gewesen sein mochten, doch etwas stark; die Rachbegierde des Guten war hier schneller gesättigt, und indem er die Handlung nun selber grausam fand, war es ihm zuletzt lieb, daß er eigentlich doch nicht die Beine von Menschen, sondern bloß Gras entzweigeschnitten hatte, worüber der Augenschein keinen Zweifel ließ. Er konnte dann auch über sich selbst lächeln, der gute Tobias; aber die Sense wetzte er doch mit Behagen und schritt mit aufgehellter Miene zur Fortsetzung der Arbeit.

Die Natur mit ihrem sichern Takt findet in allen Ver-

hältniſſen die entſprechende Arznei für die Wunden des Lebens, und ſo lernte auch unſer Freund die Mängel des irdiſchen Daſeins, die ihm oft ſo ſchweren Verdruß bereiteten, durch die Phantaſie heben und ſich das in der Wirklichkeit für ihn nicht Exiſtirende wenigſtens einbilden. Das gute Hausmittel half bei ihm wie bei Andern; er wurde heiterer und nach und nach in der That fähig, die Unbilden leichter hinzunehmen, die ſich ihm nun auch weniger andrängten. Ganz nach ſeinen Vorſätzen kann freilich niemand leben und Rückfälle giebt es immer und überall. Bei Tobias führten aber dieſe wenigſtens nichts Außerordentliches mehr herbei. Er war eben der „junge Schneider“ oder der „Schneiders-Tobies“ und ſpielte als ſolcher eine Rolle im Dorf, an die ſich die Leute und endlich er ſelber gewöhnten.

Die Geduld, die zur Durchführung derſelben immerhin erforderlich war, hatte er indeß nicht nur unter den Leuten, ſondern auch zu Hauſe nöthig, und da zeitweis mehr als draußen. Sein Vater mochte ihn nicht. Einem Mann, den Keiner zu vexiren wagte und der, wenn's darauf ankam, eher Unrecht thun als leiden konnte, dieſem mußte es natürlich ſehr fatal ſein, einen Sohn zu haben, der von Andern Kränkungen hinnahm. „Wie komm' ich zu dieſem Menſchen?“ fragte er ſich manchmal im Unmuth über irgend einen ihm zugegangenen Bericht. Die Antwort, daß er eben der Mutter nachſchlage, lag freilich nahe; aber er ſagte dann: „Was ſich für ein Weib ſchickt, das iſt für einen Mann eine Schande. Sich ſo etwas gefallen laſſen! Aus dem wird nie etwas, nicht einmal ein rechter Schneider!“ Wenn Tobias folgſam war und ehrbar ſeine Arbeit that, ſo half ihm das nicht viel; denn in den Augen des Alten that er damit nur ſeine verdammte Schuldigkeit, und am Ende, was war er denn, wenn er nicht einmal das konnte? Machte er aber zufällig

einen Fehler oder ließ er ſich gar eine Anwandlung von Selbſtändigkeit beikommen, dann loderte in dem Alten der Verdruß über den Wicht um ſo raſcher und heftiger auf und die Verachtung ſchärfte die Strafe, welche die väterliche Gerechtigkeit fiktiren zu müſſen glaubte. Der Gedemüthigte konnte ſich dann nicht einmal an dem Bruder erholen, und die ſchönen Titel, die er erhielt, an dieſen weitergeben; denn Kaſper, obwohl zehn Jahre jünger, war ein trotziger Burſch, der ſich gegen ihn ſtellte und um ſo kecker wurde, je mehr er wahrnahm, wo es bei Tobias eigentlich hoppte und daß er im Nothfall mit Sicherheit auf den Beiſtand des Alten rechnen konnte.

Eine Entſchädigung gewährte dem Schneider doch auch die wirkliche Welt — in dem Wohlwollen des ſchönen Geſchlechts. Der hübſche, feine Menſch mit der geraden, zierlich kleinen Naſe, wie es im Dorf keine zweite gab, hatte den Beifall der Mädchen; und das Unrecht, das man ihm anthat, flößte den guten Seelen keine Geringſchätzung, ſondern ein gewiſſes Mitgefühl ein, das dem, der es erregt, ſtets nützlich zu werden pflegt. Sie lächelten zwar gelegentlich auch über ihn, aber mit Freundlichkeit und mit einem Blick, als ob ſie an dem Angefochtenen gar viel Gutes wüßten, wo Andere froh ſein könnten, wenn ſie's hätten. Tobias tanzte vortrefflich, ſchwätzte, wenn er in Laune war, nicht übel; konnte als Schneider, der in allerlei Häuſer kam, ſo manches erzählen und war eben ein ſeelengutter Menſch, dem man nicht bös ſein konnte. Hie und da nahm ſich eine Wohlmeinende, die zugleich etwas älter war, ſeiner mütterlich an und führte einen Angreifer durch luſtig eifrige Vorhaltung der Tugenden ab, die den Tobias vor ihm auszeichneten. Und wenn es nun freilich nicht ſehr ſchmeichelhaft war, daß ein Mädchen für ihn einſtehen mußte, ſo lag in der Lobhaf-

tigkeit des Beistandes doch auch wieder etwas Angenehme für ihn, und er konnte behaglich vor sich hinsehen oder durch eine gelungene spöttische Bemerkung gar die Niederlage des Gegners vollenden.

Auch zu Hause hatte er einen Rückhalt an einem weiblichen Wesen — an der ältern Verwandten, die dem Vater die Wirthschaft führte. Diese, die ehemalige Schusterin Walpurg, war froh, als arme Wittwe ein solches Unterkommen gefunden zu haben, und hütete sich wohl, den alten Schneider durch Widerspruch zu erzürnen. Sie erfreute aber den jungen Vetter im Geheimen durch gute Reden und gute Bissen, die sie ihm zusteckte; und wenn's der Alte nach ihrer Meinung gar zu arg machte, so wagte sie auch, ihn bescheiden inständig zur Nachsicht zu ermahnen und ihm die unläugbare Thatsache vorzuhalten, daß Tobias — kein böser Mensch sei.

Bei der Gunst, welche dieser bei den Schönen des Ortes fand, konnte es auffallen, daß er mit keiner in ein Verhältniß verflochten wurde. Das lag aber in einer Eigenheit seines Wesens, die er nur ganz im Geheimen pflegte: in einem besonders feinen Geschmack und in ungewöhnlichen Ansprüchen, die er machen zu können glaubte. Er wollte zum Schatz und zum Weib etwas Apartes, ein Mädchen, das ihm ganz und gar gefiel und in jeder Beziehung Ehre machte — und so eine konnte er unter den Dorfkindern, so weit sie für ihn erreichbar waren, dermalen nicht finden. Durch Reden Erfahrener, durch Lieder und durch Erzählungsbücher, wie sie auch dem Bauer in die Hand gelangen, hatte er einen höhern Begriff von der Liebe erhalten, und er setzte nun bei sich fest, nur eine solche zu nehmen, die er liebte, wie es im Buche stand. Die Freundlichkeit der Mädchen mit Artigkeit erwiedernd, freute er sich ihrer und that sich in munterer Stimmung an der Seite der guten Geschöpfe recht von Her-

zen gütlich; aber er band ſich nicht, weil ihm eben am Ende doch keine gut genug war. So täuſchte er hie und da eine Hoffnung, ſtürzte indeſſen keine der Enttäuſchten in Verzweiflung, weil die Liebesdeſperation auf dem Lande, des vorherrſchend geſunden Sinnes und der Leichtigkeit des Erſatzes wegen, überhaupt nicht ſehr üblich iſt.

Eine indeß richtete ihr Abſehen länger auf ihn und hatte von ſeiner Kaltſinnigkeit auch zu leiden, weil er ihr beſonders anſtändig war und ein Anderer, der ſie hätte tröſten können, ausblieb. Es war die Tochter eines nicht unbegüterten Webers, die in der Taufe Sibylle genannt, mit Tobias einen ungewöhnlichen Vornamen gemein hatte, ſonſt aber keine ungewöhnliche Eigenſchaft beſaß, es müßte denn die ſein, daß bei einer etwas kurzen Statur die eine Schulter ein wenig mehr in die Höhe ſtrebte als die andere. Ein reguläres Dorfgeſicht mit einem regulären Bauerverſtand, die ſich beide durch entſchiedene Einfachheit und eine gewiſſe Mannesähnlichkeit auszeichneten. So eine konnte einen Tobias freilich nur um ſo weniger einnehmen, obwohl ihre Arbeitſamkeit und Sparſamkeit über allen Zweifel erhaben waren, und der Alte ihr eine ganz annehmbare Ausſteuer zu geben vermochte. Die gute Sibylle, die ſich nach jahrelangem Hoffen und Bemühen keines Erfolges rühmen konnte, empfand dies in Augenblicken, wo die Beſorgung des Hausweſens ihr Muße zum Nachdenken ließ, recht bitter, ließ ſich aber nicht abhalten, ihrem Herzen mit erneuter Hoffnung zu ſchmeicheln.

Unter ſolchen Erfahrungen und Beziehungen wurde Tobias vierundzwanzig Jahre alt. Trotz dem höhern Streben, das in ihm lag, war er ſtets im väterlichen Hauſe geblieben. Auf die Wanderung hatte er ſich nicht begeben, weil der Vater ihn nicht entbehren konnte, und in die Reihen der Landesvertheidiger war er nicht eingetreten, weil er ſich

freigespielt hatte. Nun handelte es sich aber darum, an das Scheiden aus dem bisherigen Verbande gleichwohl zu denken: er mußte die Frage der künftigen Existenz ins Auge fassen. Das Haus des Schneiders war, Kasper bestimmt, Tobias mußte sich einen eigenen Heerd erheirathen oder mit Hülfe einer wöhldotirten Hochzeiterin kaufen. Durch die Sorge der Mutter war ihm eine bestimmte Summe ausgemacht worden, aber keine sehr bedeutende, und wenn sie der Vater nicht großmüthig ergänzte (was wenig Wahrscheinlichkeit hatte), so mußte Tobias, sofern er weise handelte, entweder unverheirathet bleiben oder sich nach einem Mädchen umsehen, die ein ordentliches Vermögen hatte.

Die Alternative war vor ihn gestellt; und indem er sie reiflich erwog, ging in seinem Innern eine gewisse Veränderung vor.

Erfahrene wissen, daß die poetischen Träume recht schön sind für die Jugend, daß aber nach und nach eine Zeit herankommt, wo sie weniger befriedigend erscheinen und sehr an Werth verlieren, während etwas Reelles, das man bisher für unannehmlich, ja in stolzen Momenten für unwürdig gehalten hatte, ein freundlicheres Ansehen bekommt und im Preise steigt. Das wirkliche Leben tritt mit den Idealen des Herzens in Kampf, und dieser endet in der Regel damit, daß die ätherischen Mächte weichen müssen und der große Begriff der Versorgung das Feld behauptet. Wenn dies feinerzogenen und zartgesinnten Stadtkindern begegnet, um wie viel mehr dem Dorfsohn, dem praktischeres Wesen angeboren ist und der nur ausnahmsweise städtischer Idealität etwas näher treten kann. Tobias hatte sich freilich immer ein Mädchen gewünscht, die nicht nur ausnehmend schön und angenehm, sondern auch bedeutend reich war, die er über alles liebte, die ihn durchaus wollte, und von der auserwählt

e. alle seine Neider und Feinde und sogar seinen Vater, der ihn so sehr verkannte, tief beschämen konnte. Allein bis jetzt hatte sich eine solche nicht gezeigt, und es war nicht viel Aussicht vorhanden, daß sie sich demnächst finden werde. In einzelnen Momenten stellte sich ihm nun der Gedanke dar, daß er am Ende gar keine kriegen könne! Und in dem bänglichen Gefühl, welches diese Vorstellung in ihm erweckte, mußte jede gewinnen, die, von andern Eigenschaften abgesehen, mindestens den Vortheil hatte, daß sie eine war.

Als er sechs Wochen ins fünfundzwanzigste Jahr ging, sah es aus, als ob just das geschehen sollte, was von allem das Unwahrscheinlichste gewesen war. Seine Gutmüthigkeit hatte dem Schneider einen Streich gespielt. Bei einem Geschäftsbesuch, den er im Hause des Webers machte, hatte Sibylle die Wünsche ihres Herzens wieder so deutlich merken lassen auf ihn dabei mit ihrem halb männlichen Gesicht so weiblich verlangend angesehen, daß er, geschmeichelt und gerührt, den Blick viel freundlicher erwiderte, als er's je für möglich gehalten hätte. Ihre Hoffnungen wurden dadurch allgemein belebt und traten im Lauf des Gespräches in einer Zudringlichkeit hervor, die niemand mißverstehen konnte. Ein zufällig Anwesender theilte seine Vermuthung bei der nächsten Gelegenheit dem alten Eber mit, und dieser fand die Sache nicht unerwünscht. Er sprach den Sohn gleich darum an; und als Tobias bemerkte, daß er die Freiheit haben könne, wenn er sie wollte, versetzte der Alte: „Schön ist sie nicht, und gar so viel wird sie auch nicht mitkriegen; aber ein rechtes Mädchen ist sie sonst, und du darfst auch nicht heiraten sein. Ich glaub', du thätst gut, wenn du's richtig machtest mit ihr; denn eine andere, die was hat, kriegst du doch nicht!" — „Oho!" entgegnete Tobias im Gefühl der Liebhaben, deren er sich bei den Mädchen immer noch erfreu

— Der Alte sah ihn spöttisch lächelnd an. „Ja, in deiner Einbildung kannst du alle haben, das weiß ich schon! — Nun, überleg' dir die Sach'!“ — Dieser letzte Satz war mit einem Blick begleitet, der einen Befehl enthielt; und Tobias, dort gelockt, hier getrieben, fing an, die Sache näher zu betrachten. In kurzem war er mit der Vorstellung schon vertraut, und ein paar Tage darauf beinahe damit befreundet.

Die Sache war: der Alte hatte recht mit seiner Ironie. Sibylle war gegenwärtig ohne Mitbewerberinnen; denn Tobias hätte zwar in früherer Zeit Andere haben können, dermalen aber war jede, die er der Sibylle hätte vorziehen müssen, versehen, und diese die einzig Mögliche. Der Gedanke, durch die Heirath der Zuchtruthe des Alten zu entgehen und sein eigner Herr zu werden, hatte unvermerkt auf die Gestalt des Mädchens eine metificirende Einwirkung geübt. Die hohe Schulter war niedriger, so niedrig geworden, daß man sie von der andern kaum mehr unterscheiden konnte; das robuste Gesicht, letzthin schon von Wunsch und Sehnsucht erweicht und durchglänzt, erlangte in der Verliebtheit, die er sich immer größer denken mußte, einen beinahe schönen Ausdruck. Noch eine Zusammenkunft und dazu die Beihülfe guter Geister — und Sibylle war glücklich, der Schneider gefangen.

Da geschah es, daß die bisherige Pfarrmagd ihren Dienst verließ, und an ihre Stelle ein Mädchen kam, die, aus dem benachbarten Nesselthal gebürtig, das letzte Jahr in Ulm gedient hatte und der Pfarrerin von dort recommandirt worden war. Tobias, der dem geistlichen Herrn einen ausgebesserten Rock heimzutragen hatte, sah sie, sprach sie — und kam als ein Verwandelter nach Hause.

Barbara, tiefernst Bäbe, war aus einem protestantischen

Dorfe jenes Thals, das von bewaldeten Höhen eingeschlossen, von der kleinen, mühlentreibenden Kessel durchströmt ist, und dessen Bewohner, obwohl sie einzelne Ausdrücke und Manieren für sich haben, im Ganzen von den Riesern wenig unterschieden sind. Das Kind unbemittelter Eltern, hatte sie früh dienen müssen, aber gute Häuser gefunden und als regsames Mädchen endlich in der Stadt ihre Geschicklichkeit vervollkommnet. Bei dem Ruf in das Dorf war ihre Neigung zum Landleben wieder erwacht, und sie gab ihr nach — vielleicht getrieben von dem Geschick, das eben hier eine Lebenswendung für sie bereit hatte.

Das Mädchen gehörte zu den glücklichen Geschöpfen, die mit Gesundheit und Tüchtigkeit an Leib und Seele eine gewinnende natürliche Anmuth verbinden. Stattlich, wohlgebaut und von gedrungenen Formen, in ihrem Benehmen sicher und ruhig, flößte sie auf den ersten Anblick Vertrauen ein. Der Kopf war mehr rund als oval, die Stirn nicht sehr hoch, weil die urkräftigen, dunkeln Haare etwas tiefer als gewöhnlich heruntergingen. Mit dunkelbraunen Augen und einem Gesicht, dessen frisches Roth sich ins Bräunliche verlief, war sie, was man auch im Ries „a schwarzbrauns Deandel" zu nennen und sehr zu schätzen pflegt.

Die Anmuth in ihrem Wesen beruhte in angeborner Gutmüthigkeit und einer natürlichen Schlauheit, die sie in ihren verschiedenen Dienstverhältnissen ausgebildet hatte. Sie half gern, nahm sich gern der Bedrängten an, erreichte aber auch gern selber ihre Zwecke, die wesentlich praktisch waren und am Ende darauf hinausgingen, in einem guten Dienst bei stetigem Fleiß das bisher ersparte Sümmchen Jahr für Jahr zu vermehren, um endlich, wenn's Gottes Wille wäre, einen braven Mann damit glücklich zu machen. Vergnügten Sinnes von Natur, wurde sie leicht heiter und zeigte beim

Lachen hinter frischen, sinnlich behaglichen Lippen schöne mittelgroße Zähne. Wenn sie Eines leiden mochte, sah sie es mit unverhohlenem Wohlwollen und einer Art von mütterlichem Ausdruck an; hatte sie aber entschiedenes Gefallen an Jemand und wollte sie selber gefallen, so gewann ihr Gesicht einen Glanz bis zum Reizen, ihre Stimme eine Weichheit bis zum Süßen.

Ich glaube durch diese naturgetreue Schilderung unsern Tobias gerechtfertigt zu haben, wenn er aus dem Pfarrhaus mit Empfindungen heimging, die ihm durchaus neu waren, die er aber sogleich als die „rechte Liebe" erkannte und mit freudigem Schreck als langersehntes Glück begrüßte, trotzdem daß ein lebhaftes Beben ihn auch schon das damit verbundene Verhängnißvolle ahnen ließ. Zu seiner Bezauberung mochte das dunkle Gefühl beigetragen haben, daß dieses Mädchen eben an sich hatte, was ihm fehlte, daß er ihr sich anvertrauen und an ihr eine Ergänzung finden konnte. Die Bäbe gab sich allerdings nicht viel mit Einbildungen und Erwägungen ab. Sie war von denen, die wissen, was sie wollen; und was ihr recht und gut schien, das führte sie mit geräuschloser Festigkeit aus, ohne sich durch den Gedanken, was wohl andere Leute dazu sagen möchten, allzusehr beunruhigen zu lassen. Ihre Fassung zu verlieren, lag nicht in ihrem Wesen, vielmehr konnte sie im Nothfall entschlossen auftreten und kräftig ihre Rechte wahren. Von alledem erhielt der junge Schneider eine Ahnung, als er sie in Abwesenheit der Pfarrleute vor sich stehen sah und nach den ersten Fragen und Antworten in ein kleines Gespräch mit ihr kam. Er freute sich ihrer Statur, ihrer schönen Rundheit und ihrer theilnehmenden Reden. Als aber der nette Bursch, das gute, feine, an ihr mit offenbarem Wohlgefallen hängende Gesicht auch vor ihren Augen Gnade fand und sie sich nicht

erwehren konnte, ihn mit liebevollen Blicken anzusehen und ihrer Stimme dabei einen holdern Klang zu geben — da war er fertig.

Die ersten Stunden nach der Zusammenkunft vergingen dem erregbaren Herzen in einem förmlichen Rausche. Als die Wogen der Gefühle zu sinken begannen, fing er an zu überlegen — und erkannte klar das Aengstliche seiner Lage. Sibylle erschien ihm jetzt fatal, ja, sofern sie ihm zum Mann begehrte, recht eigentlich anmaßend. Wie konnte er eine solche Person heirathen — er, den die Bäbe angelächelt hatte, die Bäbe, die Schönste, die er je gesehen, die in ihrem städtischen Kleid etwas Vornehmes hatte und aussah wie ein Frauenzimmer? Aber die Sibylle wollte der Vater und hatte, wie es schien, seinen Kopf darauf gesetzt; und die Bäbe, das wußte er aus dem kurzen Gespräch, hatte nur noch eine Mutter und einen Stiefvater, die sich kaum selber durchbringen konnten, und von ihnen so gut wie nichts zu hoffen. Die städtische Tracht, in seinen Augen ein Vorzug, war dem Alten zuwider; denn dieser war ein ganzer Bauernschneider, fand nur die Rieser Tracht schön, legte selber die kurzen Lederhosen nie ab und hatte auch dem Sohn lange tuchene nicht früher gestattet, als bis der junge Schuster des Dorfs ihm darin vorangegangen war. Das gab einen bösen Handel, wenn er diesem Mann sagte, er wolle nicht Sibylle, sondern die Pfarrmagd! Aber es mußte gleichwohl heraus aus ihm, wenn's einmal nicht anders ging; denn die Sibylle nahm er nicht — um die ganze Welt nicht.

Für's erste konnte er freilich Ruhe haben. Er brauchte ja dem Alten nichts zu sagen, konnte sein Glück für sich behalten und mit der Sibylle die Sache hinziehen, sich durch Ausreden helfen! — Unterdessen fiel etwas vor; ihm oder der Bäbe stand unverhofft ein Glück an, und alles machte

ſich endlich von ſelber — wer wußte das? — Er wollte die ſchöne Pfarrmagd vor der Hand im Stillen lieben, ganz im Geheimen, ſo daß Niemand etwas davon wußte, als ſie beide. Aber dazu mußte er natürlich vor allem erfahren, ob denn ſie auch wirklich ihn mochte. —

Zwei Begegnungen, zwei kurze Unterhaltungen ohne Zeugen, die ihm ſein gutes Glück beſcheerte, gaben ihm in dieſer Hinſicht Gewißheit. In der erſten redete er von gleichgültigen Dingen, aber ſeine Augen ſprachen mit einer Deutlichkeit, daß die Bäbe ſeinen ganzen Zuſtand erkannte. Es ſah ordentlich komiſch aus, wie er ſie anguckte, als ob er gar nicht genug bekommen könnte; aber die Bäbe fand das nicht komiſch, ſondern dieſe Liebe rührte ihr Herz, und zum erſtenmal zuckte auch in ihr der holde Blitz auf, der uns bezeugt, daß wir fortan nicht mehr uns ſelbſt, ſondern demjenigen angehören, der uns angehört.

Das zweitemal grüßte er ſchon munterer und ſprach ſie vertrauter an. Da ſie gar ſo gut und freundlich derſah, begann er ſie zu loben, wie ſie ſo ſchön ſei und ſo geſchickt, und daß es kein Mädchen im ganzen Dorf gebe, wie ſie. Darauf konnte ſie das begreiflich nur ablehnen und ihrerſeits ihn loben, und das machte ſich der Schneider zu nutze. Ja, entgegnete er, wenn er ſo einer wäre und wenn ſie wirklich ſo von ihm dächte, das wäre eine Red' werth; denn ſo ein Mädchen, wie ſie, hätte er ſein Lebtag nicht geſehen, und wenn ihn ſo eine möchte, dann würde er mit dem König nicht tauſchen. Hierauf lächelte die Bäbe gar nicht abſchreckend und Tobias rief in aller Treuherzigkeit der Hoffnung und der Freude: „Könnteſt du mich gern haben, Bäbe? Könnt's möglich ſein? — Sag's!“ Und die Bäbe erwiderte mit Holdſeligkeit: „Ich ſag' nicht nein! Aber ſo ſchnell geht das doch auch nicht; wir müſſen uns doch erſt näher kennen

lernen!“ — „Was braucht's da näher kennen lernen,“ rief der Schneider heroisch; „wir sind ein Paar — komm, gieb mir deine Hand darauf!“ Als der Schneider die seine hinstreckte, zögerte das Mädchen; aber er drängte, und sie gab ihm ihre Hand, indem sie sagte: „Nun, in Gottesnamen — weil du's nicht anders thust!“

Der Bund war geschlossen — der Schneider im höchsten Aufschwung der Freude. Als er wieder heimkam und in die Stube trat, mußte er sich ordentlich Gewalt anthun, um die Lust, die ihn durchwogte und ihm wie Feuer aus dem Backen ging, nicht so auffällig werden zu lassen, daß zuletzt der Alte etwas merkte und ihn durch Fragen in Verlegenheit setzte. Dieser hielt ihn aber bloß für erhitzt und trug ihm eine Arbeit auf, ohne ihn weiter anzusehen; und nach und nach lernte der Gute in sein Glück sich finden und empfand die Seligkeit jener heimlichen Liebe, die bekanntlich heißer brennt, als eine glühende Kohle, eine Reihe von Tagen — den schönsten seines Lebens. Ohnehin war's im Monat Mai, wo alles in Blüthe stand, die Vögel in Lüften und auf Bäumen wonniglich sangen und auch der gewöhnliche Bauernbursche die Welt „liebte“ findet, um wie viel mehr ein liebender Schneider, der schon an sich zarter empfinden konnte, als irgend Einer im Dorfe! — Die Beiden wußten es einzurichten, daß sie sich wenigstens flüchtig sahen — und was brauchten sie zunächst mehr? Sie hatten ja die Gefühle der ersten Liebe, die herrlicher sind als alles, was die Welt bieten kann. In dem Licht der Freude war es dem Schneider, als ob es kein Hinderniß gäbe für ihn und er alles durchsetzen müßte, was er nur ernstlich wollte; und darum belebte fröhliche Hoffnung sein Herz und er sah in die Zukunft, als ob er das Wünschhütlein besäße und nur sagen dürfte, das möcht' ich, — so hatt' er's!

Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, das ihn aus dem Paradies, in welchem er sich mit die Welt vergessen hatte, gewaltsam herausriß, indem es von ihm eine Entscheidung und, statt heiter und beglückender Vorstellungen, eine That verlangte.

II.

Der Weber hatte außer der Sibylle noch zwei Kinder, einen Sohn, der Soldat war, eine jüngere Tochter, die noch in die Schule ging. Dem Sohn war natürlich die Stelle zugedacht, und da er im letzten Dienstjahre stand, so hätte er sie um so früher übernommen, als er dadurch auch den Wünschen des nicht mehr ganz rüstigen und etwas bequemen Vaters entgegenkam. Da traf eines Tages die Meldung ein, daß er in der Garnison an einer dort grassirenden Seuche plötzlich gestorben sei. Durch diesen Todesfall war der Stand der Dinge mit einemmal verändert; und nachdem eine Woche in aufrichtiger Trauer und Theilnahme verflossen war, konnten die Betheiligten nicht umhin, ihn zu betrachten und ihre Entschließungen darnach einzurichten.

Sibylle war jetzt nicht nur eine bessere Partie, sondern hatte auch Aussicht, Hauserbin zu werden, und eine solche hat für den Bauern stets einen eigenthümlichen Werth, indem sie das Herumsuchen nach einem Anwesen überflüssig macht und als der Vogel, der im Neste bleibt, auch bei der Theilung am besten wegzukommen pflegt. Bei der Gesinnung des Alten hatte es alle Wahrscheinlichkeit, daß er die Stelle an die ältere Tochter abgab, sofern sich ein Mann fand, der ihm besonders erwünscht sein mußte.

Diesen Umstand erwogen vor allen Sibylle und der alte

Schneider. Das Mädchen behielt ihre Gedanken für sich und besorgte ruhig ihre Geschäfte, indem sie annahm, daß sich der Tobias nun schon bald selber einstellen werde. Der alte Schneider, für den der Handel nachgerade ernsthaft zu werden anfing, wollte nichts versäumen, ihn so bald als möglich zur Entscheidung zu bringen.

Eines Tages, als er sich mit dem Sohn allein in der Stube sah, faßte er diesen ins Auge und sagte: „Nun, wie stehst du mit der Sibylle? Hast du mit ihr gesprochen“ —? Tobias, der bei der unerwarteten Frage ziemlich „verhofft“ war, entgegnete mit angenommenem Ernst: „Noch nicht. In der Zeit, hab' ich gedacht, wird sich's doch nicht schicken —.“ — „In der Zeit,“ fiel der Alte ein, „schickt sich's grad, daß du mit dem Mädchen die Sach' richtig machst. Wenn jetzt einer kommt und ist der Mann darnach, dann giebt ihm der Weber das Haus; das wissen Andere so gut wie ich, und drum sorg' ich, wer jetzt nicht bald vorwärts macht, der hat das Nachsehen.“ — „Nun,“ wagte Tobias einzuwenden, „gar so arg würd' ich mich dann grad auch nicht kränken!“ — Der Alte sah ihn befremdet an, und Tobias, dem die Liebe den Muth zu einer Art von Widerspruch gab, fuhr fort: „Ich muß dir sagen, Vater, die Sibylle — ich weiß nicht — aber sie gefällt mir nicht.“ — „Das sind Redensarten,“ entgegnete der Alte, indem er die Stirn runzelte. Und ganz ernsthaft setzte er hinzu: „Was fehlt dem Mädchen?“ — „Nun,“ sagte Tobias mit halbem Lächeln, „zum Lieben ist sie doch wahrhaftig nicht gemacht. Und wenn man eine heirathet und man sie haben muß sein ganzes Leben lang, da sollte man sie doch auch gern haben, sollt' ich meinen. Die Eh' ist am End' eine heilige Sach', und da geht's hernach doch nicht so mir nichts dir nichts.“

Das Befremden des Alten war bei diesen Worten in

einem Grade gestiegen, daß er den Sohn braunern Gesichts mit großen Augen ansah und ihn unterbrechend rief: „Was sind das für Einfäll'? Steckt dir von deinem Doten noch was im Kopf? — Die Sibylle ist brav, ist geschickt und fleißig bei der Arbeit, und ich hab' in meinem Leben gar manche gesehen, die lang' nicht so schön gewesen ist und doch einen Mann gekriegt und gut mit ihm gehaust hat. Willst du etwa gar heikel sein und den Vornehmen spielen und aus dummem Stolz dein Glück verpassen? Oder — hast du vielleicht eine Andere?" — Tobias erröthete bei dieser Frage, rief aber schnell mit so tiefer Empfindung: „Ach, wie sollt' ich zu einer andern kommen!" daß der Vater bei der geringen Meinung, die er überhaupt von seinen Fähigkeiten hatte, die Röthe falsch deutete und spöttisch erwiderte: „Ja, das möcht' ich auch wissen!" Ernsthaft setzte er hinzu: „Also laß diese Späß' jetzt und mach' vorwärts! Du weißt, lang Streiten ist meine Sach' nicht. Ich hoff', ich hör' die Woch' noch, daß du im Reinen bist!" — „Aber so schnell, Vater —." — „'s ist schon ausg'red't jetzt," versetzte der Alte und kehrte ihm den Rücken zu.

Die Sache stand schlimm für Tobias. Der Vater hatte einen festen Beschluß gefaßt, und ihm, obwohl er jetzt noch gar nichts wußte, schon eine Miene gezeigt, die ihn erschreckte; — was war erst von ihm zu erwarten, wenn er die Wahrheit erfuhr? — Das mußte jeder einsehen: diese ihm jetzt zu sagen, war unmöglich! Ebenso unmöglich war es aber, seinen Willen zu thun und die Sibylle zu heirathen. Und was konnte sonst geschehen?

Nach einiger Ueberlegung erhielt das erbangte Gesicht des Guten einen getrösteteren Ausdruck. Es war ihm ein schon früher erwogenes Mittel eingefallen. Ging's nicht mit der Wahrheit, so ging's mit dem Schein. Konnte er dem

Alten nicht wirklich folgen, so konnt' er sich doch anstellen, als ob — und das beschloß er. Er wollt' es klug machen und in Bezug auf den Fortgang der Bewerbung Hindernisse erfinden, die ihn eben nicht zum Zwecke gelangen ließen; so hoffte er wenigstens für die nächsten Tage Frieden und zum Ausdenken von Rettungsgedanken Zeit zu gewinnen.

Obwohl er den Webersleuten rechtzeitig condolirt hatte, sprach er jetzt doch wieder bei ihnen ein und drückte mit ernstem Gesicht und würdiger Haltung sein Bedauern aus über das Unglück, das sie betroffen, indem er die gewöhnlichen Trostgründe anfügte, die man auf dem Lande zu wiederholen nicht müde wird. Der alte Weber dankte und Sibylle sah ihn mit Augen an, als ob sie nun wenigstens eine Anspielung erwartete, die zu dem Heirathsantrag hinüberführte. Tobias behielt aber eine Miene, deren Ernst zu sagen schien, daß man jetzt an nichts anderes denken könne, als an den Trauerfall; und Sibylle, die sicherer geworden war, fand sich auch nicht bewogen, ihm entgegenzukommen. Man sprach nur noch Einiges vom Wetter, das einige Tage trocken gewesen war, kam darin überein, daß jetzt „a kloes Regale" (ein kleiner Regen) nicht schaden könnte, und Tobias verabschiedete sich.

Heimgekehrt und vom Vater befragt, erzählte er, wo er gewesen, fügte jedoch hinzu, die Leute wären noch so traurig, daß es ihm jetzt nicht möglich gewesen sei, ihnen mit einem Heirathsantrag zu kommen. Er habe indessen gesehen, wie es stände, und die Sache habe wirklich keine Eile. Bei der Sibylle werde ihm keiner den Weg verlegen, das wisse er nun genau. — Der Alte war beruhigt und prägte ihm nur noch ein, die nächste passende Gelegenheit ja nicht zu versäumen. —

Tobias lächelte schlau für sich hin. Er fühlte zum

erstenmal den Reiz, den es hat, einen Despoten, der auf seine Herrschaft losfündigt, durch List zu bekämpfen und ihn tüchtig anzuführen. — Was einmal gegangen war, konnte öfter gehen. Auch sollte ihm schon wieder etwas Neues einfallen, womit der Alte wieder zufrieden war; unterdessen wurde die Sibylle, die ihm schon diesmal nicht mehr so eifrig geschienen hatte, ungeduldig, es kam ein Anderer an sie und nahm sie ihm weg, — er hatte von dieser Seite mindestens Ruhe und konnte daran denken, die Heirath mit der Bäbe eben so fein durchzusetzen.

In dem süßen Bewußtsein, für seine Liebe etwas gethan zu haben, wollte er sich nun auch durch ihr Anschauen belohnen. Er wußte, daß die Bäbe heute in der Dämmerung Milch holen mußte, und fand sich rechtzeitig in dem Gäßchen ein, durch das der Weg zur Verkäuferin führte. Und richtig, sie kam daher mit dem leeren Gefäß, und schon von weitem, als sie ihn erkannte, blinkten ihm ihre holden Augen entgegen! Nachdem sie sich vorsichtig nur wie Bekannte, nicht wie Liebende, gegrüßt, blieb Tobias doch um so muthiger bei ihr stehen, als er in der von Gartenhecken eingeschlossenen Gasse niemand gewahrte. Und nun sahen sie sich wenigstens an wie Liebende, und Seligkeit füllte das Herz des Schneiders. Was war das, mit der Sibylle verglichen, für ein Mädchen! Wie schaute sie her, wie glänzte ihr Gesicht, wie lachte sie ihn an! — Ach, ihr nur die Backen zu streicheln, muß ja besser schmecken, als Zucker! Ihr nur die Hand zu drücken, muß ein Glück sein für Kaiser und Könige! Und dieses Mädchen, das ihn liebte, sollte er nicht zum Weibe haben? Er sollte die „Wilde" nehmen, und die Schöne einem Andern lassen? Nein, dies geschah — dies litt er nicht, und wenn er in Stücke zerrissen würde!

Das Pärchen wurde in ein Gespräch verwickelt, das

wir nicht weiter verfolgen wollen, da es den Lesern schwerlich so wunderschön vorkommen möchte, wie ihnen, und nichts zur Geschichte Gehöriges darin verhandelt wurde. Sie fragten sich, rühmten sich und fragten sich noch einmal, wußten eigentlich selbst nicht, was sie sagten, und fühlten nur, daß es köstlich war und daß man so fortreden könnte ohne aufzuhören. Und beide gefielen sich besser als je vorher. Der Bäbe kam das Gesicht des Tobias heute entschlossener, männlicher vor; und sie schien dem Tobias sogar bei der Liebeserklärung nicht so lieb gewesen zu sein wie jetzt „zwischa' Liecht" (zwischen Licht, in der Dämmerung). — Endlich hörten sie starke Schritte von weitem und schraken auf, — Tobias, wenn ich die Wahrheit sagen soll, etwas lebhafter, als die Bäbe. Ein Mann kam die Gasse herauf. Bäbe sagte mit gedämpft süßer Stimme Gutenacht und ging mit ruhigem Schritt und unbefangener Haltung den Weg zur Bäuerin. Tobias eilte in die Hauptgasse zurück und begab sich heim.

Es war das letzte reine Glück, welches unserm Paar das Schicksal gönnte. Der Mann, der die Gasse heraufkam, war jener Bekannte des alten Schneiders, der ihm schon seine Beobachtung wegen der Sibylle mitgetheilt hatte. Den jungen Schneider so vertraulich bei der Pfarrmagd stehen zu sehen, fiel ihm auf; und so unbefangen die Bäbe an ihm vorüberging, so merkte der alte Praktikus doch aus einem gewissen Leuchten des Gesichts, daß es keine gewöhnliche Ansprache gewesen sein konnte, welche die beiden mit einander gehabt hatten.

Als Tobias am andern Morgen in die Stube trat, bemerkte er in dem Gesicht des Alten einen Ernst und zumal in den hängenden Lippen eine Strenge, die ihm sehr verdächtig vorkam. Augenblicklich fielen ihm seine begangenen Sünden ein und er harrte mit Bangigkeit auf die erste Rede.

Sie kam schneller und schlimmer, als er gedacht. Mit der Miene des Anklägers fragte der Alte barsch: „Was hast du denn des Abends um Betläuten mit der Pfarrmagd zu reden?“ — Tobias fuhr zusammen und erblaßte. „Ich?“ brachte er endlich mit Mühe hervor. — „Ja du!“ entgegnete der Vater. „Von dir ist die Sprach'!“ — „Nun,“ erwiderte der Gute, der sich einigermaßen gesammelt hatte, „wie man eben in eine Ansprach' kommt mit einander. Ich hab' gefragt, wo sie hinginge, und sie hat gesagt: ins Wirthshaus; und wie eine Red' die andere giebt —.“ — Der Alte, der aus dieser Erklärung und der ganzen schuldbewußten Haltung des Burschen gesehen, daß die hübsche Pfarrmagd ihm nicht gleichgültig sei, fiel ihm ins Wort und versetzte: „Los' (höre), wir wollen Deutsch mit einander reden. Du hast mir versprochen, daß du's mit der Sibylle so bald als möglich richtig machen willst; — ist's so oder nicht?“ — „Ja,“ erwiderte der Ueberführte mechanisch. — „Du hast nichts gethan in der Sach'! Dafür muß ich hören, daß du mit der Pfarrmagd vertraut discurirst und daß sie aussieht, als ob du ihr, Gott weiß was, in den Kopf gesetzt hättest. Willst du mich hinter's Licht führen? Willst du deinen Vater für'n Narrn haben?“ — „Ach,“ rief der erschreckte Tobias, „warum nicht gar! Wie kannst du nur —“. — „Gut,“ versetzte der Alte. „Wenn du's nicht willst, so zeig's! Die Pfarrmagd hat nichts und paßt nicht für dich; bei der Sibylle bist du versorgt, bleibst im Dorf und kannst einen rechten Mann machen. Ich verlang', daß du zwischen heut und morgen mit den Leuten red'st, oder — ich red' selber!“ — „Aber mein Gott,“ rief der Unglückliche, „so über's Knie kann man die Sach' doch nicht abbrechen!“ — „Ich hoff' doch,“ entgegnete der Vater, indem er den Widerstrebenden argwöhnisch betrachtete, „daß du's kannst. Sonst könnt' ich am End' dich über's Knie

nehmen und —". Er machte eine deutliche Bewegung. — Tobias war in verzweifelter Lage. Er mußte sich sagen, daß sein Vater nur verlangte, was er ihm versprochen; er hatte sich ihm nie widersetzt und wußte gar nicht, wie er sich dazu anstellen sollte; sein Kopf war überdies in einer Verwirrung, daß alles, was er vorbringen würde, nothwendig ungeschickt herauskommen mußte: — aus allen Gründen konnte er ihm jetzt nicht mit der Wahrheit entgegentreten. Instinktmäßig trachtete er nur darnach, einige Frist zu erlangen, und rief mit dringlichem Ton: „So laß mir nur wenigstens noch acht Tage Zeit! Ich will ja alles thun, was ich kann! Es eilt ja nicht so! Man kann ja so eine Sach' nicht in jeder Stund' vorbringen! Man muß ja doch auch im rechten Humor dazu sein!" — Der Alte war kein böser Mann; er fühlte, daß er am Ende nichts gut machte, wenn er den Sohn mit Gewalt zum Weber hinnöthigte, und von dem wahren Verhältniß mit der Pfarrmagd hatte er noch keine Ahnung; daher sagte er nach kurzem Bedenken: „Nun gut; ich will zeigen, daß ich auch dir deine Weis' lassen kann. Acht Tag' will ich warten. Aber dann hab' ich die Antwort?" — „Dann hast du die Antwort," erwiderte der Sohn. — Mit Nachdruck, obschon in etwas milderem Ton, setzte der Alte hinzu: „Das Reden mit der Pfarrmagd laß jetzt unterwegs. Ein junger Mensch kann wohl einmal einen Unterhalt haben mit so einer — ich weiß wohl, wie man in den Jahren ist; für dich aber schickt sich's jetzt nicht mehr. So! Ich geh hinaus auf's Feld — und du mach' das „Leible" (Weste) fertig. — Wenn du verständig bist und mir folgst, dann sollst du sehen, daß auch ich als Vater an dir handeln kann. Willst du mir aber was vormachen und gehst mit Lügen um, dann sei dir unser Herrgott gnädig!" — Nachdem

er dies mit entsprechendem Schwingen des Zeigefingers gesagt, setzte er den Schaufelhut auf und verließ die Stube.

Tobias fühlte sich tief niedergeschlagen, oder besser zu reden, vernichtet. Das letzte Mittel, wodurch er die Sache glaubte hinziehen zu können, bis irgend eine rettende Wendung eintrat, war ihm genommen. Er mußte sich entscheiden, mußte entschlossen mit der Farbe herausgehen — aber das war ja gerade das Unmögliche! Wenn er nach allem, was bis jetzt geschehen und was er jetzt wieder versprochen hatte, vor seinen Vater hintrat und ihm erklärte, er wolle die Pfarrmagd heirathen — den Auftritt, den es da gab, wollte er nicht einmal denken, geschweige denn erleben! Wenn er's aber doch that, so half es nichts, denn der Alte gab nach einem solchen Auftritt nur um so weniger nach. — Es war ihm, als ob ihm Hände und Füße mit Stricken gebunden wären und er nichts thun könnte, als ruhig dasitzen und alles über sich ergehen lassen. Eine Zeitlang gab er sich stillem Brüten hin und kostete das Gefühl der Rettungslosigkeit von Grund aus. Dann raffte er sich auf und arbeitete an dem Leibchen und nähte hastige Stiche und riß wiederholt den Faden ab. Es war zu arg, wie es ihm ging! Sein Lebelang war er schlecht behandelt worden, und während Andere ihr Glück machten, hatte er nur Verdruß und Unehr' gehabt in der Welt. Und jetzt, wo auch er glücklich werden konnte, sollte er dies expreß nicht, nein, sondern unglücklich sollte er werden! Das war ja doch, um ins Wasser zu springen! Wahrhaftig, wenn er ein rechter Kerl war, lief er jetzt fort und machte seinem Leben ein Ende! Gab's noch einen Menschen wie er einer war? Der Teufel hatte sein Spiel mit ihm ganz extra! Nur ihm sollte alles conträr gehen — sonst Niemand! — Der gute Tobias, auf dieser Höhe des Zorns angekommen, stieß einen Fluch aus, der einem Stärkern Ehre

gemacht hätte, ſtrampfte mit dem Fuß und warf die Arbeit auf den Tiſch, daß es klatſchte — zum Glück für den Eigenthümer des Leibchens, der ein kläglich genähtes Stück auf den Leib erhalten hätte.

Nach und nach legte ſich der Sturm ſeiner Aufregung. Er begann wieder zu nähen und ſuchte in akkurater Arbeit die Qualen ſeines Innern zu vergeſſen. Als er ſo mit ſtillgefaßtem Duldergeſicht daſaß, kam die Walpurg von der Küche herein und ſah ihn von der Seite an. Sie wußte nichts von der Bäbe, kannte aber den Plan mit der Sibylle und hatte als erfahrenes Weib ihre Gedanken. Mitleidig ſagte ſie: „Ja, ja, Tobias, ich glaub' ſchon, daß du nicht dran willſt! Die Schönſt' iſt ſie freilich nicht, die Sibylle; aber du mußt halt ein Aug' zudrücken. In der Eh' geht's manchmal gar kurios, und es hat ſchon manchem eine nachher beſſer gefallen als vorher. Dir kann's wohl auch ſo gehen!" — Tobias ſtarrte ſie an; „'s mag ſein," erwiderte er und nähte weiter.

Er hatte einen elenden Tag, unſer Schneider; aber das Elend, die andauernde Geſunkenheit ſeines Weſens, machte ihn müde, und er ſchlief beſſer, als man's hätte denken ſollen. Frühmorgens erwachend, fühlte er ſich erfriſchter, geſtärkter, und als er im Schein der Morgenſonne die Situation überdachte, kam ſie ihm ſchon viel weniger deſperat vor; ja, zuletzt begann ſogar ſchüchtern, aber ſüß, die Hoffnung ſich wieder zu regen. Er freute ſich, daß er ſeinem Vater noch acht Tage Zeit abgewonnen, und war ſich deſſen als einer Art von That bewußt. In acht Tagen — was konnte da nicht alles geſchehen! Welche Auskunftsmittel konnten ihm da nicht einfallen! —

Für ſich war er entſchloſſen. Das Geſicht der Bäbe, wie er es zuletzt geſehen, glänzte wieder ſo wunderſchön vor

seiner Seele — von ihr zu lassen konnte ihm nicht einen Augenblick in Gedanken kommen! Er wollte das auch seinem Vater sagen, wenn's noth that — nur jetzt nicht. Jetzt wollte er eben warten und das Glück der achttägigen Frist auch wirklich benützen. Er wollte sinnen und denken, wie er möglicherweise am besten und leichtesten zu seinem Zwecke und zunächst um die Sibylle herumkomme.

Zwei Tage sann er nach und kein Gedanke bot sich ihm dar, welcher brauchbar gewesen wäre. Endlich hatte er einen Einfall — augenscheinlich den besten, den er haben konnte, und den er auch ohne weiteres ins Werk setzen mußte. Er wollte mit der Bäbe eine Zwiesprach halten, ihr wollte er alles entdecken, wie es stand — und sie sollte ihm rathen, was nun zu thun sei. — Dieser Gedanke mehrte das Vertrauen, das ihn wieder zu beleben angefangen hatte, mit einemmal um das Doppelte. Die Bäbe, die in verschiedenen Diensten herumgekommen, die sogar in Ulm gewesen war, die überhaupt aussah, als ob sie durch nichts in Verlegenheit gebracht werden könnte — sie mußte eine Auskunft wissen.

Er überlegte, an welchem Tag, zu welcher Tageszeit er sie sprechen könne, ohne daß es jemand sah und sie störte, und kam endlich mit sich überein, sie für den nächsten Sonntag Abends zu sich in seinen Garten einzuladen. Sonntag Abends war der Alte regelmäßig im Wirthshaus, der Kasper trieb sich mit seinen Kameraden herum, und die Walpurg benützte sehr häufig die Gelegenheit, mit einer Bäuerin, die einige hundert Schritte weiter ihren Hof hatte, auf der Hausbank zu schwätzen. Der Garten ging, wie die meisten dörflichen, aufs Feld hinaus, hatte eine Hecke und neben alten Obstbäumen eine zu dichtem Buschwerk verwilderte Laube, hinter der man sich wohl verbergen konnte, falls auch Eines

auf dem Feldweg vorbeiging, das über die Hecke ſah. Gegen die Gaſſe ſchützte das eigne Haus und der Stadel des Nachbars, nebſt einer kurzen, aber hohen Mauer, die beide verband. Es war freilich hier nicht vollkommen ſicher, möglicherweiſe konnte man ſie doch ſehen — aber das mußte eben riskirt werden! — Den Eingang konnte die Bäbe vom Feld aus durch ein zerriſſenes Eck der Hecke nehmen, das man glücklicherweiſe noch nicht ausgebeſſert hatte; und ſie mußte eben ſo geſcheidt ſein und nur hineingehen, wenn niemand um den Weg war!

Als er ſich das alles ausgedacht hatte und lebhaft vorſtellte, wie's gut ging, war er ordentlich erheitert. Er wollte ſich um nichts kümmern, bis er mit der Bäbe geſprochen hatte; denn am Ende, — wurde es anders, wenn er ſich abſorgte? Als er mit ſeinen Leuten zu Mittag aß, betrachtete ihn die Walpurg und dachte: er hat ſich dreingefunden. Und der Vater ſagte ſich im Stillen: der Humor ſcheint ihm zu kommen. Laut ſagte er nichts; denn er hatte dem Sohn acht Tage Friſt gegeben und die ſollte er ungeſtört haben bis zur letzten Stunde. Dann wollte er ſchon mit ihm abrechnen. —

Tobias hatte zunächſt die Einladung zu machen. Dieſe ging nicht wohl ohne eine vorläufige Aufklärung der Bäbe über den Stand der Dinge, alſo nicht ohne ein kleines Geſpräch bei irgend einer Begegnung, und das war jetzt in keiner Art rathſam. In der Noth, in welche ihn dieſe Frage verſtrickte, hatte er eine Idee, auf die bis jetzt noch kein Liebender im Dorf gerathen war: er ſetzte ſich in ſeiner Kammer hin, ſchrieb mit Bleiſtift nieder, was er der Geliebten zu ſagen hatte, ging dieſer in der Abendſtunde zu Gefallen und drückte ihr im Vorbeigehen nach leichtem Gruß das Briefchen in die Hand. Die Bäbe nahm es, ohne überraſcht

zu sein und ohne sich etwas merken zu lassen. So gut wußte sie sich in allen Verhältnissen zu benehmen.

Wie sie zu Hause das Schreiben las, gerieth sie doch in große Aufregung. Solche Gefahr drohte ihrer Liebe? Der Tobias sollte gezwungen werden, eine Andere zu heirathen? Und die Sibylle, die letzte von den Mädchen im Dorfe, — diese Sibylle sollte den lieben Menschen haben? Da wollte sie doch auch ein Wort mitreden! Das wollte sie doch erst sehen, ob man ihr nehmen könnte, was ihr gehörte von Gott und Rechtswegen!

Daß Tobias ihr geschrieben und sie zu einer geheimen Unterredung einlud, freute sie herzinnig. Sie hatte schon vernommen, daß er nicht gerade der Herzhafteste sei und sich aus Gutmüthigkeit manches gefallen lasse, was Andere zum Beißen und Kratzen brächte: um so mehr schmeichelte ihr die Entschlossenheit, um ihretwillen etwas zu wagen und dem Vater sich entgegenzustellen. Die Gefahr, das treue Herz zu verlieren, machte ihr ihn nochmals so theuer — und als sie am andern Tag wieder an ihm vorüberging, sagte sie nach dem lauten, gewöhnlichklingenden „Gutentag," mit gedämpft entschlossener Stimme: „ich komm'!"

Dies war am Samstag. Der Sonntag brach herrlich an und versprach das schönste Juniwetter. Am Freitag hatte nicht nur „a floes Regale" die Wünsche der Landleute erfüllt, sondern ein echter Landregen, der Abends begann und die Nacht durch währte, sie übertreffen. Nachdem am Samstag bei aufgeklärtem Himmel die Trocknung begonnen hatte, war am Sonntag von den Wirkungen des Erusses nichts mehr übrig als die Staublosigkeit und die allgemeine Frische der Natur. Die Vögel sangen mit Jubel und die Landleute grüßten sich mit jenen halbfeierlichen, tiefzufriedenen Mienen,

die ihnen am heiligen Tag eigen sind, wenn die Sonne scheint und der Stand der Saaten eine ergiebige Ernte verheißt.

Tobias war in guter, ja heiterer Stimmung. Das allgemeine Vergnügen der Natur und der Menschen wirkte magisch auf ihn, und eine Hoffnung belebte sein Herz, die zur förmlichen Zuversicht wurde. Des Abends ging alles nach Wunsch. Man aß früher als gewöhnlich und Kasper eilte sogleich hinweg. Als die Walpurg mit dem Geschirr in die Küche gegangen war, sah der Alte den Erstgeborenen mit einem eigenen Lächeln an und sagte: „Nun, gehst du nicht auch in's Wirthshaus?“ — Tobias, die Frage verstehend, zeigte sich der Situation gerecht und erwiderte mit einem täuschend schlauen Ausdruck: „Vorderhand nicht; ich hab' erst noch ein Geschäft abzumachen.“ Der Vater, der nichts Anderes denken konnte, als daß er sich bei dem Weber das Jawort holen wollte, meinte mit freundlichem Gesicht: „So so!“ Nach einer Pause setzte er hinzu: „Nun, ich wünsch' viel Glück,“ und verließ behaglich das Haus. Die Walpurg folgte ihm, nachdem sie noch den Kühen etwas aufgesteckt hatte, wenige Minuten später — und Tobias war allein.

In der Einsamkeit überkam ihn ein wundersames Gefühl. Es begann in ihm zu beben, erst leise, dann stärker; aber dieses Beben hatte etwas Süßes, das Bangen vor dem Unternehmen war gepaart mit der Lust der Heimlichkeit und mit dem Reiz der lieblichen Erwartung. Er hätte ordentlich noch länger so dasitzen mögen! Doch die Zeit war gekommen, er mußte der Geliebten den Weg bereiten; mit sachten Tritten begab er sich in den Hof, und von hier in den Garten. Möglichst unbefangen ging er zu der schadhaften Stelle der Hecke, machte sie durch Knicken und Zurechtbiegen hindernder Aeste zum Eingehen noch etwas bequemer und kehrte zurück, um sich hinter die Laube zu stellen. Und in kurzem vernahm

er ein feines Geräuſch; ein freudiger Schreck durchfuhr ihn; er lugte vor und ſah die Bäbe leicht und raſch über's Gras, durch die Bäume herwandeln.

Mit leiſem Gruße, kurz Athem holend, ſtellte ſie ſich zu ihm. Die Bewegung, in die das Wagniß am noch hellen Tag auch ihr Gemüth verſetzt hatte, gab ihr eine feinere Röthe und ließ ihr ganzes Weſen ätheriſcher erſcheinen — Tobias war von ihrer Schönheit ordentlich geblendet. Sie reichte ihm zärtlich lächelnd die Hand, er drückte ſie, die Augen beider erglänzten — halb zog ſie ihn, halb ſank er hin — und auf einmal hingen ſie im erſten, brennenden Liebeskuſſe zuſammen. Ach, ſo ein Kuß, im Augenblick des innigſten Verlangens gegeben und empfangen, iſt ſicher das höchſte Glück, das den Sterblichen auf Erden vergönnt iſt, und wenn auch nur von der Dauer eines Blitzes, dennoch werth, daß alles dafür gewagt und alles dafür erduldet werde! —

Tobias, die Geliebte betrachtend, die im hübſchen Sonntagskleid wunderbar vor der grünen Laube ſtand, rief in tiefgefühltem Flüſterton: „O Bäbe, wie kann man dich mir nicht laſſen wollen? Geld und Gut iſt ja gar nichts gegen das Glück ſo ein Weib zu haben!“ — Geſchmeichelt, erfreut entgegnete das Mädchen: „Ja, ſo red'ſt du, Tobias; aber die Leut' ſehen das ganz anders an, und die Leut' —.“ — „Die Leut'“ fiel Tobias mit einer Art von Geringſchätzung ein, „was gehen mich die Leut' an? Ich hinder' ihnen nicht, was ſie wollen, und ſie ſollen mir nicht hindern, was ich will! Und ich will einmal dich, Bäbe, und keine andere!“ Die Bäbe erwiderte dieſe Worte mit einem ſüßen Blick und einem unmerklich wehmüthigen Zug um den Mund. „Du guter Tobias,“ ſprach ſie und faßte ſeine beiden Hände. — Tobias gerieth über dieſe Liebe ganz außer ſich, und indem er ſie

fest ansah, rief er: „Mädle, ich laß dich nicht! Weiß Gott, ich laß dich nicht! Mag mein Vater anfangen was er will — er kennt mich nicht! Ich bin freilich ein guter Mensch und geb' lang nach; aber auf einmal, da —." Er konnte den Satz nicht vollenden. Ein Getöse, wie von einem Schlag oder Stoß, vom Hof her, war in sein Ohr gedrungen, er fuhr zusammen und horchte mit dem ebenfalls betroffenen Mädchen in athemloser Spannung. Plötzlich richtete er sich auf, bedeutete der Bäbe still zu bleiben, und ging klopfenden Herzens, aber die Unruhe bezwingend und für den Vater, wenn er ihm entgegenkam, auf eine gute Ausrede sinnend, vor gegen den Hof. Im Garten sah er niemand. Ermuthigt trat er zu der Thüre, die in den Hof ging, öffnete sie und erblickte auf der Gasse den Kasper, just bevor er hinter dem Hause verschwand. Hatte dieser sie gesehen und wollte sie verrathen? — Es konnte nicht sein. Er war nur im Hof, nicht im Garten gewesen — und wie hätte er sie hinter dem Gebüsch wahrnehmen können? Offenbar hatte er nur etwas vergessen gehabt, was ihm schon öfters passirt war, und suchte jetzt wieder die Kameraden auf.

Tobias kehrte zurück. „Es ist nichts," sagte er zu der Bäbe. „Auch auf dem Feld ist niemand — wir können ganz außer Sorge sein." — Erheitert schaute das Mädchen den Wackern an, der bei erneuter Röthe des Gesichts und entsprechendem Selbstgefühl wegen bewiesener Geistesgegenwart ein stattlicheres Ansehen erlangt hatte. Sie freute sich, daß er der Gefahr so beherzt entgegengegangen war, um sie zu beruhigen, und belohnte ihn mit einem Blick voll Erkenntlichkeit. Dann fragte sie: „Du bist so gut, Tobias; — hast du mich denn wirklich so gern?" — Wie kannst du nur so fragen," rief Tobias. „In's Feuer thät' ich gehen für dich, wenn's nöthig wär'! Umbringen ließ ich mich — auf der

Stell'!" — „Nun," entgegnete die Bäbe, „so weit wird's nicht kommen!" Lächelnd ließ sie ihren Blick auf ihm ruhen. Sie sah, daß er viel versprach, aber sie sah auch, daß er's aus Liebe und aus ganz ehrlichem Herzen that. Sie fühlte, daß er ihr gehörte, und gab sich schweigend der Lust dieser Empfindung hin. Nach einer kleinen Weile rief sie kindlich erfreut und emporbeutend: „Ei sieh!" — Eine Grasmücke hatte auf dem nächsten Baum ihren holden, heimlichen Sang begonnen; eine zweite, durch sie angeregt, antwortete ihr aus benachbarter Baumkrone. Die Liebenden horchten mit Ausrufungen des Vergnügens. Sie hörten nun auch den Lerchensang, der fern und hoch herab ertönte, eine Himmelsmusik, die feiner, ätherischer und allseitig erscholl, so daß die ganze Welt von Klängen umfaßt schien und die fernen die nahen nicht störten, sondern recht eigentlich dazu stimmten.

Der Abend war köstlich. Die ungewöhnlich klare Luft hatte von den Strahlen der tiefstehenden Sonne einen goldenen Ton erhalten, der ihr Blau lichter und wärmer erscheinen ließ, und die grünen Bäume hoben sich in reinster Frische davon ab. Es war alles verschönt und wahrhaft verklärt. Die Blumen von dem kleinen Beet hinter dem Hause leuchteten aus dem Schatten mit auffallendem Schein; sogar das Unkraut im Winkel sah fett und behaglich her, und den Nesseln schien es wohl in ihrer stachelgeschützten Haut zu sein.

Die Bäbe fühlte sich so glücklich, daß sie das ernste Gespräch, um dessentwillen sie gekommen war, nicht sogleich begunnen, sondern lieber noch den Augenblick genießen wollte. Sie sah umher und sagte zu Tobias: „Wie schön ist's jetzt im Garten! Sieh nur, so hell ist mir der Himmel nie vorgekommen wie heut, und so schön hab' ich die Vögel' noch nie' singen hören, mein' ich. Jetzt horch nur!" — Tobias horchte ein wenig, sah aber hauptsächlich dem Mädchen ins Gesicht

und meinte: Nun, 's freut mich, daß es dir gefällt! — Aber ich hab's doch noch besser, als du!" — „So?" — „Ja; denn ich seh' das Allerschönste!" — Die Bäbe lachte über das Kompliment, das der Gute halb wohlgefällig, halb geschämig vorgebracht hatte, und erwiderte neckend: „Du bist ein rechter Schmeichler und Lügner! Sei still mit solchen Reden, oder ich geh' fort!" — Tobias hatte ihre Hand gefaßt und rief: „Das probir' einmal!" Sie zog ein wenig, er drückte stärker, und sie ließ sich gerne drücken und den Geliebten, den Mann, seine Kraft an ihr beweisen. „Ach," rief sie, „wer hätte geglaubt, daß du so stark bist! — Hör' auf oder ich schrei!" — Tobias, dem das Lob seiner Stärke wohler that, als alle Schönheit des Abends, steigerte das Drücken zum förmlichen Pressen, und die Bäbe that den Mund auf, als ob sie schreien wollte. Er aber kehrte sich nicht dran und leistete nochmals das Allerbeste, kam erst ließ er sie los. Die Bäbe, mit der Miene jenes Schein-Vorwurfs, der die beste Anerkennung enthält, sagte: „Du bist aber bös! Wenn ich jetzt geschrieen hätt' und man hätt's gehört und uns hier getroffen?" — „Bah," rief Tobias in stolzer Sicherheit; „so hitzig geht's nicht! Und am Ende — was wär's dann?" — Sie, die muthige Weise ihm lassend, versetzte mädchenhaft: „Ja, das glaub' ich, du hast gut reden! Aber wenn man mich bei dir im Garten träfe, da würde es schön über mich hergehen!" — „'s hat keine Gefahr," entgegnete Tobias. „Kein Mensch ist um den Weg, 's ist ordentlich als ob's so sein sollt', daß wir hier ungestört beisammen sind. Schau doch herum — siehst du was?" — Das Mädchen sah und hörte niemand; aber sie sah, daß die Helle sich gemindert hatte, daß die Sonne untergegangen und die Frist beinahe schon verstrichen war, die ihr die Pfarrerin ausnahmsweise zum Besuch einer Kamerädin vergönnt hatte. Sie sagte:

„'s wird dunkel, Tobias, und die Zeit vergeht. Wir müssen jetzt von dem reden, warum wir zusammen gekommen sind!

Tobias war ernsthaft geworden. Die Mahnung hatte ihn mit einem Ruck aus dem heitern Gebiete der Phantasie in die wirkliche Welt versetzt, wo man sich nicht so frei und schön bewegen kann, sondern vor Hindernissen steht, die aus dem Wege geräumt sein wollen. Bedeutsam nickend, sagte er: „'s ist wahr!" — Die Bäbe begann: „Du hast mir geschrieben, daß du die Sibylle heirathen sollst und nicht weißt, wie du's anfangen sollst, um von ihr am besten loszukommen. Nun sag' mir vor allem Eins: hast du mit ihr, eh' du mich kennen gelernt hast, vom Heirathen gesprochen?" — „Nein!" versetzte Tobias, froh, diese Antwort geben zu können. — „Auch mit ihrem Vater nicht?" — „Nein," wiederholte er. „Ich hab' wohl gesehen, daß sie mich gern hätt' und sich vielleicht auch einbildet, ich wolle sie; aber geredt ist nichts worden in der Sach'!" — „Nun, das ist gut," sagte die Bäbe. „Wir haben's also nur mit dem Vater zu thun!" — „Ja," versetzte Tobias; „nur mein Vater will's haben! Aber das ist ein gewaltthätiger Mann, der sich nicht weisen läßt, und wenn der sich einmal was in den Kopf gesetzt hat, dann meint er, es muß ausgeführt sein, bieg's oder brech's. Darum hab' ich dir eben geschrieben, ob Du mir keinen Rath geben kannst, wie wir auf irgend eine Weis' —." Er hielt inne und schaute sie fragend an. — Nach kurzem Bedenken entgegnete sie: „Wir können zweierlei thun. Wenn's dir wirklich ernst mit mir ist und du etwas wagen willst für mich —." — „Bäbe!" rief Tobias mit der Miene des Vorwurfs, „kannst du daran noch zweifeln? — Alles wag' ich für dich — alles, was du willst, gar alles!" — „Nun," erwiederte das Mädchen, „dann hat's keine Noth und die Sach' ist einfach. Du gehst zu deinem Vater, sagst, du kannst die Sibylle nicht nehmen, und

er solle und müsse ein Einsehen haben; du würdest unglücklich sein dein ganzes Leben lang — es ginge nicht und du könntest's nicht thun — um die ganze Welt nicht!"

Tobias hatte betroffen gehorcht und sah nun sehr betreten vor sich hin. Um ein solches Gespräch mit seinem Vater zu vermeiden, hatte er ja gerade an sie geschrieben und von ihr einen Rath gewünscht — und jetzt war das der Vorschlag, den sie machte? Nun, den hätte er sich auch wohl selber machen können und nicht nöthig gehabt, deßwegen an sie zu schreiben und mit ihr im Garten zusammenzukommen! — Er hatte gedacht, sie wüßte eben ein Mittel, wo er mit seinem Vater gar nicht mehr zu reden brauchte! So ein Mittel, wo die Sache auf irgend eine andere Weise ging, ohne einen Auftritt, und ohne daß er —! —

Kleinlaut fragte er: „Ist das der Rath, den du mir gibst?" — „Ja," versetzte die Bäbe; „und ich weiß keinen gescheidteren. Das ist der gerade Weg, und der ist immer der beste. Frisch gewagt und gesagt, wie die Sach' ist, und wenn's nicht gleich durchgeht, wie zu vermuthen ist, dann Stand gehalten!" — Tobias nickte bedenklich. „Diesem Mann so was sagen," erwiederte er, — „meinem Vater!" — „Grad weil's dein Vater ist," versetzte das Mädchen, „mußt du vor allen Dingen mit ihm den Versuch machen und ihm die Ehr' anthun!" — „Ja," entgegnete der Bursche mit einem kuriosen Lächeln, „dann wird aber er mir auch die Ehr' anthun — fürcht' ich!" —

Die Bäbe verstand diese ironischen Worte nur halb; in der Meinung, Tobias befürchte nur heftigen Widerspruch und Schimpfreden, fuhr sie fort: „Nun, den ersten Zorn mußt du eben aushalten. Du hast ja vorhin gesagt, daß du etwas wagen wolltest für mich — oder hab ich nicht recht gehört?"

— „Ja," erwiederte Tobias, „das hab' ich schon gesagt!" — Und ganz im Ernst und in bester Meinung hatte er's gesagt. Er wollte etwas, er wollte alles wagen für die Bäbe; aber es mußte etwas Außerordentliches, Unaussprechliches sein, und besonders etwas, das weit vom väterlichen Hause weg vor sich ging. So etwas, hoffte er, würde die Bäbe wissen; und jetzt wollte sie just das gewagt sehen, welches zu vermeiden er gerade alles Andere wagen wollte!

„Ja," begann er nach einer Pause auf's neue, wagen will ich etwas, ganz natürlich, und recht gern will ich's thun; aber —." Er hielt wieder inne. — Die Bäbe wurde ungeduldig. Mit einem Ton, der ihre Empfindung verrieth, bemerkte sie: „Es scheint, du willst just das wagen, was niemand von dir verlangt; das, was man verlangt und was nöthig ist, aber grade nicht!" — „Nicht so," erwiderte Tobias; „aber siehst du, Bäbe, vor meinen Vater hintreten, nach allem, was jetzt geschehen ist, und nachdem er glaubt, ich sei mit seinem Plan einverstanden —." — Er stellte sich vor, wie er das machen sollte, dachte sich das Gesicht des Vaters, seine ersten Reden und Antworten — und es war ihm, als ob's eben nicht ginge. Er stand rathlos da.

Die Bäbe fühlte sich ernstlich gekränkt. Sie verzog den schönen Mund und sagte mit dem Nachdruck eines verletzten Herzens: „Nun, ich seh' schon, daß du trotz deiner schönen Reden nichts für mich thun willst, daß du mir nur was vorgemacht hast und daß es mit deiner Lieb' zu mir nichts ist. Ich bin recht dumm gewesen, daß ich geglaubt hab', du hättest mich so gern, wie ich dich! Jetzt seh' ich wie's steht, und jetzt will ich schnell gehen, eh' man uns hier bei einander sieht und ich mit dir ins Geschrei komm' wegen nichts und wieder nichts!" Sie drehte sich, um fortzugehen; Tobias hielt sie am Arm. „Aber Bäbe," rief er vorwurfsvoll, „wie kannst

du mir so unrecht thun! Hab' ich denn schon gesagt, daß ich's nicht thun will? Ich hab's ja nur überlegt — und das wird man doch dürfen? Nun gut, ich will mit meinem Vater reden — wenn du's durchaus haben willst!"

Das Mädchen war begütigt, und aus dem dunkelbraunen Auge ging ein Strahl auf ihn, der Lieb' und Lob ausdrückte. „Das laß ich mir gefallen," rief sie freundlich. „Und sieh, das ist auch bei weitem das Beste, was wir thun können! Man sucht oft etwas in der Ferne und hat's ganz in der Nähe. Ich sag' dir Tobias: reden, aushalten, und auf seinem Sinn bleiben — das führt zum Ziel." — „Nun," versetzte Tobias mit Ergebung, „in Gott's Namen! — Aber — du hast ja vorhin gesagt, du wüßtest noch etwas! Möchtest du mir nicht vorher auch noch sagen —?" — „Nein," rief die Bäbe mit Nachdruck. „Es wäre sündhaft, wenn wir etwas Anderes thäten, eh' du mit deinem Vater gesprochen hast und eh' wir's mit ihm versucht haben. Wenn's da nicht geht und wenn alles nichts hilft, dann ist's immer noch Zeit!" — Tobias machte ein Gesicht, das zu sagen schien: alles gut; aber man könnte doch auch das andere Mittel vorher noch überlegen! — Die Bäbe, die seine Gedanken errieth, fuhr fort: „Wenn man zu etwas kommen will in der Welt, muß man sich resolviren können und frischweg thun, was man sich vorgenommen hat. Dann setzt man dem Andern was in den Weg, und er mag dann zusehen, wie er damit zurecht kommt. Wenn dein Vater so gewaltthätig ist, wie du sagst, dann wird er freilich meinen, was er im Kopf hat, das müss' durchgehen. Aber du sagst eben: ich kann nicht und ich mag nicht — und was will er dann machen? Fressen wird er dich nicht; und vielleicht schimpft und tobt er nicht einmal so arg, wie du meinst." — „Ja, ja, Bäbe," bemerkte Tobias mit dem Ausdruck tieferer Einsicht, „arg wird's wohl werden!" — „Nun,

dann mag's arg werden!" erwiderte die Bäbe entschlossen. „Wenn man haben will, was man gern hat und was einem das Liebste ist, da muß man auch was dafür dulden können. Aber," „setzte sie in ermuthigendem Tone hinzu, „bedenk, Tobias, wie schön wirds sein, wenn wir uns haben und glücklich sind, und du kannst dir sagen: daran bin ich selber schuld, weil ich kuraschirt gewesen bin und ausgehalten hab' und mein Vater seinen harten Sinn hat brechen und nachgeben müssen! — Da schmeckt ja alles noch tausendmal besser, wenn man so was sagen kann!" —

Tobias hatte doch aufgehorcht und fand diesen Gedanken sehr schön. Lebhaft erwiderte er: „Ja, das ist wahr!" — Das Mädchen, den Erfolg ihrer Rede bemerkend, fuhr fort: „Und wenn's dann bekannt wird — denn verschwiegen bleibt nichts in der Welt! — daß dein Vater dich zur Sibylle hat zwingen wollen, und hat gemeint, es ging' ganz leicht, weil du eben so gutmüthig bist und gerne nachgibst — hat aber seinen Mann in dir gefunden und selber die Segel streichen müssen — was meinst du, daß man da für einen Respekt haben wird vor dir? Das ist ein anderer, wird man sagen, als wir gedacht haben! Und wenn's ihm jetzt gut geht, so gehört's ihm auch, denn er hat sich's selber gut gemacht!" — Tobias war ergriffen. Seine Wangen färbten sich höher, seine Augen glänzten und mit Selbstgefühl nickend, rief er: „Ja, wahrhaftig, so wird man sagen müssen!"

„Nun," fuhr die Bäbe fort, und was ist's denn, was du dafür thun sollst? Eine Zunge hast du und reden kannst du, also hast du nichts mehr nöthig als ein bischen Kurasche. Kann dich dein Vater denn nöthigen ein Mädchen zu heirathen, die du nicht magst? Wie sollt er's denn anfangen? — Kann er dich in die Kirch schleppen und dich zwingen, ja zu sagen?" — Tobias zuckte die Achsel und sagte: „Das wär' eine neue

Manier! — Das wird er wohl nicht versuchen!“ — „Ein Einsehen wird er haben,“ versetzte das Mädchen, „still wird er sein, wenn er sieht, was bei dir die Glocke geschlagen hat! Wer sich zu Klei macht, den fressen die Schwein'; aber wer die Zähne weist, dem geht man aus dem Weg!“

Der Schneider, von der Wahrheit dieser Worte getroffen, war entzündet bis zur ausbrechenden Flamme. „Ja,“ rief er mit einer Art von Entrüstung über sich selbst, „du hast recht! Ich bin ein Narr gewesen, daß ich mir so viel aus dem Mann gemacht und mich vor ihm gefürchtet hab' wie ein kleines Kind! Was kann er denn anfangen mit mir? Wenn er mir was zu Leid thut, so ist's sein eigner Schaden — er wird sich wohl hüten! Und dann soll er erst sehen, wie ich bin, wenn ich Ernst mach'! Kreuz Donner und's Wetter! Wenn ich vor ihn hintret' und sag': ich will nicht, geh zum Henker mit deiner buckligen Sibylle! Heirath' sie selber, wenn du sie mit Gewalt haben willst! Ich bin zu gut dafür — ich halt' zu viel auf mich, als daß ich so eine möcht'! Pfui Teufel! Eine mit einer hohen Schulter! 's ist eine Sünd und eine Schand, daß du von deinem Sohn verlangst, er soll so eine nehmen, wo er die Schönste haben kann und die Geschickteste und die Gescheidteste!“ — Er holte Athem und fuhr dann in erhöhtem Tone fort: „Ja, ich will ihm den Kopf zurecht setzen, diesem dockbeinigen Mann; ich will ihm sagen, was er noch von keinem gehört hat, ich will ihm —.“

Plötzlich hielt er inne. Wie durch einen Zauberspruch gelähmt, weiß wie Kreide stand er da und starrte mit halboffenem Munde nach rechts, als ob er dort etwas Entsetzliches erblickte. Die Bäbe sah erschreckt auf ihn; sie meinte, es hätte ihn der Schlag getroffen und wollte ihn halten. Da rief neben dem Busch eine Stimme voll Grimm und

Hohn: „So! Das willst du thun?“ — und der alte Schneider trat hervor und heftete seinen Blick auf den Unglücklichen.

Es war kein Ungefähr, das ihn hieher geführt. Kasper hatte in der Alltagsjuppe den Tabak vergessen gehabt, den er in Gesellschaft zweier Kameraden heimlich zu rauchen pflegte; auf dem Weg nach Hause sah er die Pfarrmagd, und von dem Alten schon früher beordert, auf sie und Tobias ein Auge zu haben, schlich er ihr nach. Als er sie in seinen Garten schlüpfen sah, ging er in den Hof und bestieg eine an die Schupfe angelehnte Leiter, um zu sehen, was dort geschehen sollte. Bei der Begrüßung der Bäbe hatte Tobias einen Arm neben dem Gebüsch hervorblicken lassen, und der feindliche Bruder wußte genug. In der Freude seines Herzens riß er die Leiter um, stürzte selber mit ihr und begab sich erst, nachdem er sich erholt und gesäubert hatte, ins Wirthshaus. Es verging einige Zeit, ehe er den in behaglichem Diskurs begriffenen Vater dazu bringen konnte, ihm in den Wirthshof zu folgen und seine Zeitung zu vernehmen. Um so heftiger wirkte diese. Mit dem größten Zorn über den heimtückischen Verräther ging der Alte nach Hause, grimmige Gedanken schossen auf dem Weg in ihm auf, aber sein starker Geist blieb Herr der Situation. Vorsichtig öffnete er die Gartenthüre am Hof, leise schlich er ans Gebüsch und kam eben recht, die letzten Reden des Sohnes zu vernehmen.

Wie er dastand vor Tobias, hätte er auch einem Andern, der sich gegen ihn vergangen, schrecklich erscheinen können. In dunklem Gewand, die Pelzkappe auf die Stirn gedrückt, die Augenbrauen zusammengezogen und starrend, die Nasenflügel in Bewegung, die Lippen aufeinandergepreßt, das ganze Gesicht in dem unheimlichen Schein zurückgehaltener Wuth glänzend, schien er ein böser Geist zu sein, der aus der Erde

emporgeſtiegen war, um ein Opfer zu holen. In der Rechten hielt er ſeine Tabackspfeife, einen großen Ulmerkopf, der in ſeiner Hand genügt hätte, einem Widerſpenſtigen den Garaus zu machen. Doch er bediente ſich dieſes Inſtrumentes nicht, ihm genügte der Blick ſeiner Augen; mit dieſen, die feſt auf ihn gerichtet waren, durchbohrte er den Ertappten und Erſtarrten und ſchien ihn völlig vernichten zu wollen.

Tobias hatte nur das fürchterliche Bild vor Augen und die Strafen, die ihn jetzt wegen des verübten Frevels unausbleiblich treffen müßten. Alle andern Kräfte waren aus ihm gewichen, er konnte nichts mehr denken und ſich vorſtellen, er hatte keinen Willen und kein Gedächtniß mehr, er war nichts mehr als ein Gefäß der Sündenangſt und der Gerichtsfurcht. Aber plötzlich machte er eine Anſtrengung. Es ſchien, als wolle er ſich aus der Betäubung reißen, in die ihn das überraſchende Phantom verſetzt hatte; als wolle er ſich ermannen, den Zauber brechen, der auf ihm laſtete, und ein Menſch dem Menſchen entgegentreten. Seine Glieder bewegten ſich, er erhob den Kopf, wendete ſich und — lief davon. —

Die Bäbe hatte ſich nach einem kurzen Moment der Betroffenheit gefaßt; aller Muth war ihr gekommen und damit der Gedanke, daß man dieſen Ueberfall benutzen müſſe, um die Sache ſogleich zur Entſcheidung zu bringen. Als Tobias ſich aufrichtete, hatte ſie gehofft, er wollte in dieſem Sinne handeln und ſeine Verzagtheit, welche durch die Ueberraſchung erklärlich war, gutmachen — und jetzt ſah ſie ihn Reißaus nehmen wie einen Schulbuben, und ſie, ſeine Geliebte, auf die feigſte Manier im Stich laſſen! In tief ſchmerzlicher Verachtung zuckte ſie die Lippe, unendliche Bitterkeit erfüllte ihr Herz! — Sie wußte nicht, wie ein plötzlich ſich darſtellendes „Ungeheure" auf gewiſſe Nerven und Gemüths-

eigenſchaften wirken kann! Sie wußte nicht, daß in einem Menſchen von ſolcher Beſchaffenheit die Mannheit unter Umſtänden ſuspendirt werden kann, ſo daß er nichts mehr iſt, als ſeine ſchwache, willenloſe Hälfte, die dann eben handelt, wie's ihr zukommt! Sie beurtheilte den Schneider nach ſich, und er kam ihr über alle Maßen erbärmlich vor.

Auch der Alte ſah ihm verachtungsvoll nach und ließ ihn laufen, denn er war ſeiner Sache ſicher. — Mit Strenge wendete er ſich zu dem Mädchen und ſagte, indem er ſie mit geringſchätzigen Blicken maß: „Was hat die Jungfer hier in meinem Garten zu thun? Wie komm' ich zu der Ehr? Hab' ich ſie eingeladen?“

Wenn er glaubte, die Bäbe einſchüchtern zu können, wie den Tobias, irrte er ſich. Die Geringſchätzung ſeines Blickes mit dem ihrigen übertrumpfend, entgegnete die Beleidigte: „Er nicht — aber ſein Sohn hat mich eingeladen; und ich bin gekommen, weil ich geglaubt hab', ſein Sohn ſei ein Mannsbild und hab' ein Herz und wiſſe was er wolle!“ — „Sie hat meinen Sohn verführt,“ rief der Alte, „und ihn aufgehetzt gegen ſeinen Vater!“ — „Das iſt verlogen!“ verſetzte das Mädchen mit Entrüſtung. „Ich hab' ihm gerade geſagt, was ſeine Schuldigkeit iſt gegen ſeinen Vater. Aber er, anſtatt ſie zu thun, iſt davongelaufen wie ein Tropf. Nun, daran bin ich unſchuldig. Mein Sohn iſt er nicht und ich hab' ihn nicht aufgezogen.“

Der Alte ſah ſie betroffen an. Fühlend, daß er mit der da nicht fertig würde, ſprach er: „'s iſt genug. Geh' Sie aus meinem Garten 'naus jetzt und komm' Sie mir nicht wieder! — Mein Sohn iſt nicht für ſo eine — das laß Sie ſich geſagt ſein.“ — Die Bäbe zuckte verächtlich die Achſeln. „Hab' Er keine Sorg', Herr Schneidermeiſter,“ rief ſie ihm entgegen, „daß ich von dem noch was wiſſen will. — Ich

bin nicht darauf aus, einen ſo armſeligen Menſchen zum Mann — und einen Grobian zum Schwiegervater zu haben! — So! Adieu, Herr Eber!“ — Mit einem Blick voll Ueberlegenheit und Stolz und mit einer Haltung, deren ſie ohne die Ausbildung in Ulm nicht wohl fähig geweſen wäre, ſchritt ſie an ihm vorüber und ging auf die Thüre zu, die in den Hof führte, um aufrecht die „Ewend“ des Schneiders zu verlaſſen.

Dieſer ſchaute ihr erſtaunt nach. Er konnte ſich eines gewiſſen Reſpekts, ja einer gewiſſen Anerkennung ihres Auftretens nicht erwehren. „Das iſt eine Perſon!“ rief er aus. „Die hat das Maul am rechten Fleck! Tauſendſapperment!“ Zugleich fühlte er ſich aber höchlichſt erleichtert. Das Gefühl, daß es jetzt aus ſei mit den Beiden, ließ die Zornwogen in ſeinem Herzen ebben und gab ſeinem Geſicht für den Moment beinahe den Ausdruck der Zufriedenheit. — Des Sohnes gedenkend wollte er ſehen, wohin der ſeinen Lauf genommen habe. Er ging einige Schritte in der Richtung, die der Flüchtige eingeſchlagen, ſah umher, — und ein trauriges Schauſpiel bot ſich ihm dar!

Tobias war in der Angſt ſinnlos weggelaufen und ſeine Beine hatten ihn an etlichen Zwetſchgenbäumen vorüber in den Winkel zwiſchen ſeinem Haus und dem Nachbarſtadel gebracht. Hier befand ſich eine Grube, in welche durch eine Oeffnung, die unten am Mauerſtück angebracht war, von der Goſſe das Regenwaſſer floß; ein anderer Zufluß kam aus dem Kuhſtall, und die Miſchung war trefflich zum Bewäſſern des Graſes und zum Begießen der Pflanzen. In ſeiner Gemüthsverfaſſung hatte der Burſche an die ihm ſo wohlbekannte Grube, die gegenwärtig allerdings auch durch üppig herumwuchernde und überhängende Brenneſſeln faſt verdeckt war, nicht gedacht, er ſprang hinein, ſtürzte nach vorne,

beſudelte ſich ſchlimm und verbrannte ſich Geſicht und Hände. Durch den Unfall zur Beſinnung gebracht, erhob er ſich mit einem Weheruf, trat auf das Unkraut heraus, ſchüttelte ſich und ging endlich mechaniſch einige Schritte vorwärts. Was er gethan, wie er gehandelt, ſtand plötzlich im klarſten Licht vor ſeiner Seele. Die Flamme der Scham ergriff ihn und brannte ihn ſtärker als die Neſſeln. Mit einem Innern, das noch ſchlimmer zugerichtet war, als durch den Sturz in die Grube ſein Aeußeres, bot er ein Bild des Jammers, wie es nicht vollkommener geſehen werden kann. Der Vater, als er ihn erblickte, wußte ſogleich was. Gegen einen ſo beſtraften Sünder noch Unwillen zu fühlen, war unmöglich, Spöttiſch lächelnd rief der Sieger ihm zu: „Du willſt mir den Kopf zurechtſetzen? Du? — Ja, du biſt der rechte Mann dazu! — So, nun geh' hinein und waſch' dich. Morgen reden wir weiter!"

III.

Die Bäbe war von dem Stelldichein mit dem Gefühl nach Hauſe gekommen, daß es mit ihr und dem Schneider aus ſei und aus ſein müſſe. In der Aufregung ihres Zorns hatte ſie all ihre Selbſtbeherrſchung nöthig, um ſich nichts anmerken zu laſſen; ſie ging zu Bette, ſobald es möglich war, konnte aber lange nicht einſchlafen und hätte Thränen vergießen mögen, aus bloßem Verdruß über den Menſchen den ſie ſo gern gehabt und der ſich ſo kläglich benommen hatte.

Am andern Morgen war die Entrüſtung nicht mehr in erſter Stärke vorhanden, aber ihrem Spruch mußte der erwägende Verſtand beitreten. Wer ſeinen Vater ſo fürchtete, wie der Tobias, der wagte und that nie etwas gegen ihn

und konnte alſo nie ihr Mann werden. Aber angenommen, ſie bekäme ihn doch noch, ſo oder ſo, was hätte ſie für eine Gutthat als ſein Weib? Schande mußte ſie ausſtehen mit ihm und ärgern mußte ſie ſich über ihn — weiter nichts.

Nach einer ſo ruhigen Erwägung, wie das verletzte weibliche Selbſtgefühl und die Geringſchätzung eines Mannsbildes ohne Herz irgend zuließ, beſchloß die Bäbe, den Schneider ohne weiteres aufzugeben — ihn ſeinem Vater und der ſchönen Sibylle zu überlaſſen. — Sie traute ſich am End' auch noch einen zu kriegen, und das einen andern, als ſo einen!

Wenn das Verhältniß damit in ihren Augen zu Ende war, ſo konnte es doch noch üble Folgen für ſie haben. Ein Vorfall wie der geſtrige pflegt im Dorfe nicht leicht verſchwiegen zu bleiben, und die Bäbe mußte annehmen, daß außer den beiden Schneidern noch irgend ein ſchlechter Menſch davon wußte, der die Zuſammenkunft dem Alten verrathen hatte. Kam es auf, daß ſie bei Tobias heimlich im Garten war, dann hatte ſie einen ſchlimmen Stand im Pfarrhaus und verlor vielleicht den Dienſt, der ihr liebgeworden war, und für welchen den Eheſtand einzutauſchen ſie nun keine ſo nahe Hoffnung mehr hatte.

Indem ſie von Tobias den Blick mit Fleiß wegwendete, richtete ſie ihn um ſo mehr auf die Pfarrleute und forſchte wiederholt in ihren Mienen, ob ſie ſchon etwas erfahren hätten oder nicht. —

Der geiſtliche Herr und ſeine Gattin führten zuſammen ein ſtilles, friedliches und in ſeiner Art glückliches Leben. Er, ein geborner Franke, ſtand hoch in den Fünfzigen und war nicht von rüſtiger Geſundheit, ſah darum etwas bejahrter aus, litt aber an Unpäßlichkeiten, bei denen man alt werden kann, zumal wenn man der Pflege einer Frau genießt, wie die Pfarrerin eine war. Dieſe ſtammte aus der Umgegend

von Ulm und gehörte zu jenen Schwäbinnen, deren Herzensgüte durch eine bedeutende Gabe von Klugheit geschützt ist. Damit paßte sie vortrefflich zu dem Geistlichen, dessen natürliche Gutmüthigkeit im Umgang mehr mit sich selbst und mit Büchern als mit der Welt einen kindlichen Charakter behalten hatte und dem im Punkte der praktischen Gewandtheit, die zur Führung eines Hauswesens doch auch gehört, eine Ergänzung nicht schaden konnte. Beide waren vermalen allein; ein Sohn und eine Tochter waren versorgt, und ihre Besuche brachten nur zuweilen ein geräuschvolleres Leben ins Pfarrhaus. —

Daß die Bäbe sich in dieser Familie wohl fühlte, begreift sich um so mehr, als die Leute auch eigenes Vermögen hatten und die Pfarrerin, die einen geordneten Haushalt führte, an nichts zu sargen brauchte, auch nicht am Lohn und an der Beköstigung der Magd. Beide hatten sich aber auch schon an die Bäbe gewöhnt und würden sie ungern vermißt haben. Ihr guter Humor, ihre unverdrossene Art zu arbeiten und ihre natürliche Schmeichelkunst, gegründet auf die schnelle Erkenntniß dessen, was den Menschen angenehm war, hatte sie bald beliebt gemacht, und da sie auch die Probe der Zeit bestand und in ihren Tugenden sich gleich blieb, so war das Gefallen wechselseitig. — Kein Wunder, daß das Mädchen jetzt, wo sie den Schneider verloren hatte, wenigstens ihren guten Ruf und den Dienst zu behalten wünschte.

Acht Tage vergingen, und sie bemerkte keine Aenderung in dem Betragen ihrer Herrschaft. Durch vielfache Erfahrung belehrt, wie derartige Vorgänge im Dorf aufzukommen pflegen, mußte sie diesmal im Punkte der Geheimhaltung an ein Wunder glauben. Das Wunder war allerdings geschehen; aber es hatte einen natürlichen Grund.

Der alte Schneider, der nach dem Abgang der Bäbe

das seinem Plan entgegenstehende Hinderniß weggeräumt sah, erkannte vor allem die Nothwendigkeit, dafür zu sorgen, daß Tobias mit dem Mädchen nicht ins Geschrei komme, damit nicht zuletzt die Sibylle empfindlich wurde und von ihm abstand. Er untersagte dem Kasper und der Walpurg, die zur Waschung des Tobias heimgekommen war und ebenfalls eingeweiht werden mußte, das Ausplaudern der Geschichte mit harter Drohung, daß beide sich hüteten, auch nur davon zu schnaufen. — Daß der Bursche selber und die Pfarrmagd die erlebte Schande für sich behalten würden, nahm der Alte mit Recht an; und auf diese Art geschah es, daß ein Skandal, so köstlich zu vernehmen und weiter zu verbreiten, wie ein vergrabener Schatz unbenutzt liegen blieb, und Dorf und Umgegend um die angenehmste Unterhaltung gebracht wurden.

Gegen Tobias verfuhr der Alte anders, als er in der ersten Aufregung gedacht hatte; that aber das Beste, was zunächst geschehen konnte. Er theilte ihm die Ausdrücke mit, deren sich die Bäbe über ihn bedient hatte — und überließ ihn dann sich selbst.

Wer die Eigenthümlichkeit des jungen Schneiders erfaßt hat, der denkt sich, in welchem Gemüthszustand er sich befand. Die Natur, die keinen Widerstand hat für das erschreckende Annahen feindlicher Gewalten, hat auch keinen für die Angriffe der Reue über die Folgen jenes Mangels; der Eigenschaft der Furchtsamkeit entspricht in der Regel das Talent der Selbstquälerei. Wenn aber phantasiebegabte Menschen sich eine Zeitlang über sich selbst täuschen können, so öffnen ihnen gewisse Erfahrungen um so grausamer die Augen, und es beginnt die Schmerzensepoche der Selbsterkenntniß. — Dies bewahrheitete sich nun auch in unserm Burschen.

Nachdem derselbe die Nacht in dumpfer Verzweiflung und kurzem Schlummer voll quälender Träume zugebracht

hatte, zerfleischten ihn am folgenden Tage die Furien der Selbstanklage, daß es eine theilnehmende Seele erbarmen mußte. Er konnte nicht begreifen, wie es möglich war, so jämmerlich zu handeln, wie er gehandelt hatte. Und doch war's geschehen — nicht zu läugnen und nicht mehr zu ändern. Er war der erbärmlichste Gesell, der auf der Erde herumwandelte — daran war gar kein Zweifel! Konnte es noch einen Menschen geben, der, anstatt das Maul aufzuthun und zu reden wie sich's gehörte und wie er noch im Augenblick vorher versprochen hatte, schmählich durchging und seinen Schatz verließ, wo man ihr den ärgsten Schimpf anthun konnte? Es war unmöglich, — so einen gab's nicht mehr. Wenn er früher geglaubt hatte, er sei auch etwas und er bedeute etwas, so war er nur ein Esel und ein eingebildeter Narr! —

Die Welt mußte ihn verachten von Grund ihres Herzens; wenn sie es that und wenn sie ihn jetzt mit keinem Aug' mehr anschaute, so hatte sie vollkommen recht. Und wenn der Vater ihn behandelte wie einen Buben, so hatte er auch recht. Denn so einem Menschen, wie er einer war, mußte man's so machen; je ärger, je besser!

Die Wuth über seine Feigheit, die ihn um alles brachte, steigerte sich eines Abends, wo er allein in der Kammer war, zu einer solchen Höhe, daß er auf sich selber losschlug. Er fühlte aber bald, daß er damit nichts besser machen konnte, und hörte auf, mit schmerzlichem Lächeln über seine Tollheit.

Einen Menschen, der nach dem rieser Wort „aussah, als ob ihn die Hexen geritten hätten," kennen Blutsverwandte, wie sehr sie gegen ihn eingenommen waren, nicht mehr höhnen. Man behandelte ihn als einen Kranken, wofür ihn der Vater gegen andere, um seine Blässe und seine Zurückgezogenheit zu erklären, auch ausgab. Sogar Kasper

trug Scheu, eine gewiſſe Schadenfreude, die er doch noch empfand, merken zu laſſen; die Walpurg gab ihr Mitgefühl in Blick und Ton unverholen kund, wenn ſie auch nicht wagte, die verfängliche Sache zu bereden. Sie, die Erfahrene, begriff, daß ihm die Pfarrmagd lieber war, als die Sibylle; ſie begriff auch, wie der plötzlich vor ihm ſtehende Vater mit ſeinem „fürchterlichen Geſicht“ ihn erſchrecken konnte, daß er in der Angſt fortlief und an das Mädchen nicht mehr dachte, obwohl er ſie gern hatte. Was der Tobias ſich ſelbſt nicht denken konnte, das konnte ſie, das gute Weib ſich denken; aber ſie konnte ihm leider nicht helfen.

Die Hoffnungen, die der Alte auf die letzten Reden der Pfarrmagd ſetzte, gingen übrigens nur zum Theil in Erfüllung. Tobias ſah dadurch beſtätigt, was er ſchon vorher wußte: daß das Band der Liebe zerriſſen ſei und daß er nicht wagen könne, in dieſer Beziehung noch irgend etwas zu unternehmen. Allein der Geliebten die Schmähworte übel zu nehmen und ihr böſe zu werden, wie ſie ihm, das verhinderte ſeine Denkweiſe. Im Gegentheil, er gab ihr auch bei ruhiger Ueberlegung durchaus Recht und ſchätzte ſie nur um ſo mehr, weil ſie auch bei dieſer Gelegenheit that, was ihr zukam. — Die Bäbe hatte in allen Stücken gehandelt, wie ein rechtes Mädchen, er dagegen hatte miſerabel gehandelt über alle Begriffe, und wenn ſie ihm nun die Titel gab, die ihm gebührten, und nichts mehr von ihm wiſſen wollte, ſo machte ihr das nur Ehre. —

Nach Verfluß einiger Tage wurden die Angriffe, womit unſer Schneider ſich ſelbſt befehdete, weniger heftig und kehrten ſeltener wieder. Der Zorn, den er über ſein Betragen empfand, und die Quellen ſeines Bewußtſeins legten ſich und eine ſtille Niedergeſchlagenheit, die Trauer der Entſagung trat an ihre Stelle. Seine Arbeiten im Haus und Feld

that er nachgerade wie ſonſt, ſprach mit den Leuten und beantwortete ihre Fragen wegen ſeiner Geſundheit ſchicklich, indem er ihnen verſicherte, daß es jetzt beſſer ginge und er von dem Fieber, welches er gehabt habe, wenig mehr verſpüre, ſo daß er hoffe, es werde bald alles vergangen ſein.

In der Verfaſſung, die er erlangt hatte, kam ihm ſeine Schuld, auch wenn er ſie genau betrachtete, doch nicht mehr ſo ganz unverzeihlich vor. Was konnte er dafür, daß er ſo ein Menſch war? Er hätte ſich dieſe Gemüthsart nicht gegeben; wenn er vorher gefragt worden wäre, hätte er ſich ſchon eine beſſere beſtellt! Er war eben, wie ihn Gott geſchaffen hatte, und konnte ſich ſo wenig anders machen, wie andere Leute. — Wenn ſolche Gedanken dazu dienten, ihn ruhiger zu ſtimmen, ſo bewirkten ſie doch nicht, daß er neue Forderungen erhob. Er konnte nicht dafür, daß er ſo war, aber weil er ſo war, ſo hatte er auch kein Recht auf Ehre und Glück in der Welt; er mußte darauf gefaßt ſein, zu nichts zu kommen, weil er eben nicht der Mann war, ſich etwas zu verſchaffen.

Die Ergebung iſt jedoch in der Regel auf dem Weg zur Beſſerung. In ihrem Frieden kommt über die Seele, wenn nicht das Licht der Sonne, doch der Schein des Mondes, jene ſanfte, melancholiſche Klarheit, die gleichwohl etwas Tröſtliches hat, und wenigſtens das allgemeine Gedeihen wieder fördert. Tobias bekam ſeine Farbe wieder; der Ausdruck der Entſagung ließ ihm gut, und wenn er nicht mehr ſo friſch und munter ausſah, wie vor dem Ereigniß, ſo war er doch in ſeinem ſtillen Weſen ebenſo hübſch und — intereſſanter als vorher.

Der alte Schneider ſah dieſen Fortſchritt mit Befriedigung. Da er den Burſchen jetzt in der Hand hatte, ſo wollte er ihn noch nicht drängen, die Sache mit der Sibylle richtig

zu machen. Für einen Freier ließ er noch immer zu ſehr den Kopf hängen. Aber das mußte in wenigen Tagen aufhören, und dann ſollte der Handel raſch abgemacht ſein.

Zehn Tage waren verfloſſen ſeit jenem tragiſchen Auseinanderkommen, und Tobias und die Bäbe hatten ſich auch nicht aus der Ferne geſehen. Endlich geſchah doch, was auf dem Dorf unvermeidlich iſt, — ſie begegneten ſich; und zwar in dem Gäßchen zwiſchen Hecken, das ſie früher ſo liebend und glücklich geſehen. Wie der Burſche das Mädchen von fern erblickte, gab es ihm einen Stich ins Herz; aber er faßte ſich und ging mit dem Ausdruck ernſter Entſagung an ihr vorüber. Nur von weitem hatte er ihr Geſicht ſo roth wie früher, aber ſtolz und gleichgültig geſehen; als ſie ihm näher kam, lenkte er den Schritt etwas auf die Seite und ſah gerade vor ſich hin. Die Gelegenheit, ihn ungehindert zu betrachten, blieb von dem Mädchen nicht unbenutzt. Sie glaubte in ſeinem Geſicht Reue zu erkennen und fand es gut und lobenswerth, daß er wenigſtens einſah, wie er ſich gegen ſie verfehlt hatte! —

Zwei Tage darauf begegneten ſie ſich wieder — in der Hauptgaſſe des Dorfs — in ſchöner, milder Abendſtunde, die das Herz unſeres vereinſamten Burſchen weich geſtimmt hatte. Das erſtemal war ihm das fremde Weſen des Mädchens natürlich und in der Ordnung erſchienen; als er ſie aber jetzt mit ſeinem guten Auge wieder ſo gegen ihn herankommen und dadurch ihre Unverſöhnlichkeit an den Tag legen ſah, that es ihm doch weh. Ihm hatte ſein Fehler ſo leid gethan, er hatte ſo viel ausgeſtanden, er hatte ſie ſo gern und ſchätzte ſie ſo hoch — und ſie that, als ob ſie ihn nie gekannt hätte, und er gar nicht in der Welt wäre. Die Augen wurden ihm feucht, als ſie mit unveränderter Miene näher kam; und als ſie an ihm vorübergegangen war, hatte er

Mühe, ſeine Thränen zurückzuhalten. Das hieß einen Menſchen, wie er war, doch gar zu ſehr verachten! Daß ſie ihn nicht grüßte, war natürlich; aber daß in ihrem Geſicht gar nichts zu ſehen war von der alten Liebe, gar keine Spur, daß ſie miteinander bekannt geweſen, das war nicht ſchön, — und er hätte gedacht, daß ſie ein beſſeres Herz hätte!

Würde der Burſche in dieſes Herz geſehen haben, ſo wäre ſein Schmerz um ein Gutes linder worden. Ein Blick auf ihn hatte das Mädchen erkennen laſſen, was in ihm vorging; er dauerte ſie, ſeine Traurigkeit rührte ſie, und als ſie einige Schritte weiter gegangen war, ſagte ſie leiſe für ſich: „Es iſt Schade!“ —

Zu Hauſe bei einer einſamen Arbeit hing ſie den in ihr rege gewordenen Gedanken weiter nach. Er hatte ſie wirklich geliebt, der gute Tobias, und liebte ſie noch — das war augenſcheinlich. Wenn er ein rechtes Mannsbild wäre, ja nur ein bißchen mehr Kurafche hätte, einen beſſern, was die Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit betrifft, könnte ſie nicht leicht bekommen. Daß er gar ſo wenig Schneid' hatte, war doch recht ärgerlich! Sie würde ihm ja den Fehler von jenem Sonntag verzeihen, wenn ſie nur ſähe, daß er ihn wieder gutmachen könnte. Manchmal geht's einem freilich ſehr kurios; es iſt einem wie angethan und man macht eine Dummheit, die man gar nicht für möglich gehalten hätte; aber dann handelt man das nächſtemal mit Fleiß geſcheidter und arbeitet ſich wieder heraus. Dem Tobias iſt aber das nicht zuzutrauen! Er hätte ein Mädchen werden ſollen, ſo ſchön und ſo gutmüthig, wie er war. — Sie lächelte über den Gang, den ihre Gedanken nahmen, und ein Ruf der Pfarrerin ſchnitt ihn vorläufig ab.

Ein paar Tage ſpäter traf ſie mit einem Dorfmädchen zuſammen, die mit ihr bekannt geworden war und ſich ver-

traulich an sie angeschlossen hatte. Auf die Frage, was es Neues gebe, versetzte die rüstige Dirne mit einer Art von Duckmäuserei: „Nicht viel! Beim Schneider hat's was gegeben; der Alte und der junge haben Streit gehabt mit einander.“ — Die Bäbe war betroffen und erwiderte, ohne einen gewissen schlauen Zug um den Mund der Freundin zu bemerken, hastiger als gewöhnlich: „Streit? Und wann denn?“ — „Heut früh.“ — „Und warum denn?“ — „Der Alte will haben, daß der Tobias des Bach-Webers Sibylle heirathe, aber der Bursch mag sie nicht und thut's nicht.“ — Die Bäbe hatte eine sonderbar angenehme Empfindung. „Er thut's nicht?“ rief sie, indem sie unvorsichtig ihre Freude blicken ließ. Nach einem Moment setzte sie gleichgültig hinzu: „Wenn aber sein Vater durchaus will, dann wird er doch daran müssen. Das soll einer sein, der seinen Kopf hat!“ — „Ja,“ sagte die Andere, „dasmal richtet er aber doch nichts aus, wie's scheint. Meine Schwester ist grad im Hof gewesen, wie sie an einander gerathen sind, und hat das Meiste mit angehört.“ Diese bedenkliche Nachricht setzte die Bäbe einigermaßen in Verlegenheit, sie mußte sich zusammennehmen, um mit dem Ton einer Unbetheiligten zu sagen: „Der Tobias ist nicht gescheidt; die Sibylle hat Geld und kriegt vielleicht das Haus; warum will er denn nicht?“ — „Ja,“ erwiderte die Kamerädin, „er soll eben eine Andere im Sinn haben, eine Schönere, Geschicktere, Feinere.“ — Dabei schaute sie die Bäbe schelmisch lächelnd an. Diese erkannte, daß in der Stube des Schneiders ihr Name genannt worden und das Geheimniß verrathen sei; sie erröthete und schaute einen Moment verwirrt für sich hin. Aber eine sehr wohlthuende Empfindung durchdrang sie; und schnell gefaßt und lächelnd wendete sie sich zu dem Mädchen und sprach: „Nun ich weiß jetzt genug von der Geschichte. Aber ich glaube,

dem Tobias und der, welche er im Sinn haben soll, geschähe ein Gefallen, wenn du dafür sorgen würdest, daß die Sache nicht weiter auskäme.“ Und mit ihrem holdesten Schmeicheltón setzte sie hinzu: „Willst du das? Bist du so gut? Gib mir deine Hand!“ — „Nun,“ versetzte die Andere, indem sie einschlug, „weil du so ehrlich bist und bekennst — da hast du meine Hand darauf.“

Die Freundin wünschte nun ihrerseits zu erfahren, wie die Bäbe mit dem Tobias denn eigentlich stände. Aber darauf entgegnete diese: „Das kann ich dir nicht sagen, lieb's Mädchen. Wir stehen eigentlich gar nicht mit einander, und weiß Gott, was noch geschieht. Wenn die Sache ein Gesicht bekommt, sollst du's erfahren.“ —

Die Nachricht der Kamerädin war gegründet. Der alte Schneider hatte von einem Bekannten gehört, ihm scheine es, als ob der junge Schuster ein Aug' auf die Sibylle habe; dies hatte ihn aufgeregt und bestimmt, den Angriff auf Tobias früher zu unternehmen, als er im Sinn gehabt. Zu seinem Erstaunen fand er den Burschen widerspenstig. Er sei jetzt nicht in der Laune, um ein Mädchen anzuhalten; wenn der Schuster sein Glück versuchen wolle, könne er ihn nicht hindern, und wenn er sie kriege, werde er sich darum auch keinen Tod anthun. — Der Alte machte Vorstellungen, er ereiferte sich, er drohte — Tobias blieb bei seinem: „Es geht nicht, ich kann nicht.“ Nun fing der Gewaltige an zu schmähen und stellte ihm nicht undeutlich Schläge in Aussicht. Der Sohn, mit dem Duldermuthe der Resignation, erwiderte: „Das wird die Sach' auch nicht anders machen.“ — Der Alte stand rathlos da; er fühlte, daß er jetzt doch nicht gleich zur That schreiten könne, und nachdem er ihn einen Moment angesehen sagte er: „Was ist denn nun mit dir auf einmal? — Ist am Ende die Pfarrmagd wieder an dich gekommen,

trotz ihrer Reden?“ — Darauf aber verſetzte Tobias mit Würde: „Zu ſo etwas hat die Bäbe viel zu viel Charakter! Du weißt recht gut, wie ich und das Mädchen mit einander ſtehen und daß ich ſie gar nicht werth bin. Sie hält mich für einen elenden Menſchen, und ſie hat Recht und ich geb' ihr Recht.“ — „Und denkſt am End' doch noch an ſie, du Dummkopf!“ rief der Alte. — „An ſie denken thu' ich,“ bemerkte Tobias mit Ruhe; „aber weiter auch nichts.“ — Der Alte, der nicht mehr wußte, was er entgegnen ſollte, verſtummte, und nur ein gewiſſes Schnaufen ließ ahnen, was in ihm vorging. Unter dieſen Umſtänden fand es der Sohn für gerathen, den Auftritt zu beendigen; er ſagte: „Plag' mich jetzt nicht, Vater; denn jetzt geht's einmal nicht. Es kann wohl ſein, daß es mir in kurzem anders iſt, und dann will ich dir nicht entgegen ſein. Der Schuſter wird mir die Sibylle ſo ſchnell nicht wegnehmen.“ — Der Alte fand nun auch für gut, abzubrechen und mit einer Art von Knurren die Friſt zu gewähren. Ein Troſt war es für ihn, daß der Schuſter zwar ein derber Burſche war, aber lange nicht ſo ſchön wie ſein Tobias; daher es allerdings keine Wahrſcheinlichkeit hatte, daß er dieſen bei ihr, die ihn liebte, ſo geſchwind ausſtechen werde.

Dieſer erſte Beweis von Selbſtändigkeit gegenüber ſeinem Vater, die Ermannung wenigſtens zu „paſſivem Widerſtand“, trug unſerm Burſchen ſehr gute Früchte. Die Bäbe kam verwandelt nach Hauſe: ſie ſah plötzlich alles umgekehrt. Der gute Tobias! So brav war er, ſo treu hing er ihr an, obwohl ſie ihn gekränkt und ſich angeſtellt hatte, als kennte ſie ihn nicht! Er ſtemmte ſich gegen den Vater und riskirte ſeinen Zorn um ihretwillen! Und was hatte ſie gethan? Sie hatte ihn verachtet und verlaſſen, weil ihm einmal in ſeinem Leben etwas begegnet war, das ihr nicht gefiel. Kann das nicht

auch andern Leuten geschehen, wenn sie plötzlich erschreckt werden? Hat noch niemand den Kopf verloren? Ist es noch keinem passirt, daß er sich nicht mehr „verwißt“ und eine Dummheit gemacht hat, daß es eine Schande war? — Sie hatte wenig Liebe bewiesen bei dieser Gelegenheit, und wenig Geduld! Sie hatte dem braven Menschen Unrecht gethan, großes Unrecht! Aber sie wollt' es auch wieder gutmachen, — sobald als möglich!

Am andern Morgen erhielt der junge Schneider einen Brief durch die Kamerädin zugesteckt, folgenden Inhalts: „Liebster Tobias! Du wirst Dich wundern, daß ich an Dich schreibe, wo ich doch gesagt hab', ich wolle nichts mehr von Dir wissen, und zweimal an Dir vorbeigegangen bin, ohne Dich anzusehen und zu grüßen. Aber da hab' ich eben unrecht gegen Dich gehandelt, und ich schäme mich, daß ich's gethan hab'. Wie mir gesagt worden ist, hast Du mit Deinem Vater Streit gehabt, weil Du die Sibylle nicht willst und mir treu bist trotz meines schlechten Benehmens gegen Dich. O liebster Tobias, Du bist besser als ich! Was Du gefehlt hast, das ist geschehen ohne alle Ueberlegung; aber ich hab's überlegt, was ich gethan hab', und das ist eben das Schlechte. Du hast den Schwur der Liebe gehalten, und ich hab' ihn gebrochen, weil ich Dir nicht verziehen hab' sondern gleich bös geworden und bös geblieben bin! Aber wenn Du wüßtest, wie leid es mir thut und wie ich mir jetzt Vorwürfe mache, du würdest mir gewiß vergeben und mich wieder gern haben! — Vergib mir, Tobias — mein Auserwählter! Vergib Deiner dich ewig liebenden Bäbe! —

„Wenn Du das Geschehene vergessen kannst, und wenn Du noch immer der Alte bist gegen mich, so komm heut Abend eine halbe Stunde nach Betläuten in die Nähe des Pfarrhofs: ich hab' mir was ausgedacht, wie wir ungestört mit einander reden

können, trau mir's aber nicht auf's Papier herzuſchreiben und will dir's lieber ſagen. Ich hoff', wir können dann in aller Ruhe überlegen, was wir anfangen ſollen. Dein Vater läßt uns in Güte nicht zuſammen, das ſeh' ich nun ſchon auch ein, wir müſſen an etwas Anderes denken, und wir wollen über etwas einen Rath halten, woran ich ſchon früher gedacht hab'. Ich will nach Betläuten an den Zaun kommen bei unſerm Stadel. Man kann uns da vom Pfarrhaus aus nicht ſehen, wegen des Holderbaums, der davor ſteht und deſſen Aeſte faſt bis an den Boden gehen. Auf dem Wege draußen wird um die Zeit wohl auch niemand ſein; du mußt dich eben umſehen! —

„Auf Wiederſehen, liebſter, beſter Tobias! — Ich mein' halt, es kann nicht anders ſein und Du wirſt mir doch wieder gut und kommſt zu mir. Du wirſt Dich dann überzeugen, wie ich bin und wie ernſt es mir iſt mit meiner Lieb' zu Dir, und was ich für Dich thun kann, weil ich Dich liebe! —

Liebe fürchtet keine Noth,
Scheut auch nicht den bittern Tod.
Wahrer Lieb' iſt nichts zu viel,
Denn ihr winkt das höchſte Ziel!

„Auch wir werden zuſammenkommen, gewiß, und es wird uns noch wohl gehen in dieſem Leben! — Ich verbleibe Deine bis in den Tod getreue Bäbe."

Die Wirkung dieſes Briefs auf Tobias iſt ſchwer zu beſchreiben. Er fühlte ein Entzücken, wie er nicht geglaubt hätte, daß es menſchenmöglich wäre. Die Bäbe bat ihn um Verzeihung! Die Bäbe ſchrieb, er habe den Schwur der Liebe gehalten, und ſei beſſer als ſie! Die Bäbe liebte ihn ewig und war ihm treu bis in den Tod — ihm, der geglaubt hatte, er ſei ein Menſch', von dem ein rechtes Mädchen gar nichts mehr halten könne! — Die wiedergewonnene Liebe,

die wiedergewonnene Ehre — es war zuviel auf einmal! — Wie ſchön, wie herrlich war es, daß ſie ihm nun den andern Vorſchlag machen wollte, auf den er ſchon ſo viel Vertrauen geſetzt hatte, bevor er ihn nur kannte! Nun gab es gewiß etwas ganz Beſonderes zu wagen, etwas gegen den Vater ohne daß er ahnen konnte, was! Und das geſchah ihm recht, dem gewaltthätigen, „zähbäſtigen“ Mann, der ihm immer wieder mit dieſer Sibylle daherkam und ihm keine Ruhe gab, und dem man zeigen mußte, daß ſolche Leute auch noch ihren Meiſter finden!

Liebe fürchtet keine Noth,
Scheut auch nicht den bittern Tod!

Das läßt ſich hören! Das kann man ſich gefallen laſſen! — Er fühlte Muth für Zehne, der Glückliche, von der Geliebten Geprieſene! Er wollte mit dem Teufel „reißen“ (raufen), wenn's drauf ankam — um ein Mädchen wie die Bäbe! —

Dieſen Gedanken, ſtillen wie lautwerdenden, gab ſich unſer Schneider nur in geſicherter Einſamkeit hin. Vor ſeinen Leuten mäßigte er ſeine Freude zu dem Ausdruck heiterer Zufriedenheit; und in dieſer, die man ſo lange nicht an ihm geſehen hatte, gefiel er dem Vater und der Walpurg und erweckte neue Hoffnungen für die Zukunft.

Abends, zu der beſtimmten Zeit näherte ſich Tobias umſichtig dem Zaun des Pfarrhofs. Nicht lange, ſo kam die Geliebte angewandelt. Mit leiſer Stimme, in der aber doch die innigſte Freude ſehr merkbar ſich kundgab, ſagte ſie: „Guten Abend, Tobias! Ich dank dir für dein Kommen!“ — „Und erſt ich dir!“ rief der Gute, ordentlich zerknirſcht von ſeinem Glück. „O Bäbe, wie gut biſt du! Was thuſt du alles für mich, für einen Menſchen, der dich —.“ — „Still,“ entgegnete das Mädchen, „dazu iſt jetzt keine Zeit!

— Du willſt alſo etwas wagen um meinetwillen, Tobias? Du biſt entſchloſſen?“ — „Zu allem, Bäbe! Sag's, und auf der Stell' —.“ — „Für's erſte handelt es ſich um was Anderes. Wenn ich dir meinen Plan auseinanderſetzen ſoll, müſſen wir Zeit dazu haben und Ruhe, und die haben wir jetzt nur an Einem Ort. — Wirſt du aber auch kommen, wann ich dir ihn ſage?“ — „In die Hölle geh' ich für dich,“ rief Tobias. „In die Hölle — zum Teufel ſelber, wenn's ſein muß! — Nur heraus damit!“ — Die Bäbe lächelte. „In die Hölle ſollſt du nicht, im Gegentheil, du ſollſt an einen ganz andern Ort!“ — „Alſo in's Paradies!“ verſetzte der Schneider mit Feinheit. — „Wenn du's dafür nehmen willſt!“ entgegnete das Mädchen erheitert. „Kurz von der Sach: in's Pfarrhaus ſollſt du kommen, wann alles ſchläft — zu mir — in meine Kammer!“

Dieſe Worte trafen den Burſchen wie ein Donnerſchlag. Das Entgegenkommen war ſo über alle Erwartung, daß es ihn förmlich blendete. Zu gleicher Zeit fühlte er aber auch unwiderſtehlich, was er dabei riskirte und — verübte. Die Wohnung des Geiſtlichen war für den wohlgezogenen Burſchen ein Ort, vor dem er eine heilige Scheu trug. Er hatte ein dumpfes Gefühl von etwas Verbotenem, Nichtſeinſollendem, ja Frevelhaftem, was er begehen ſollte, um dafür die grauſamſte Strafe zu empfangen. Von entgegengeſetzten Gefühlen bewegt, erwiderte er erſt nach merklicher Pauſe und das Wort hinausdehnend: „Ins — Pfarrhaus?“ — „Nun ja,“ verſetzte die Bäbe. „Um elf Uhr ſchlafen ſie feſt. Dann kommſt du, ich laß dich ins Haus, wir gehen ſachte in meine Kammer, und ich ſage dir in aller Ruhe was wir thun müſſen um zuſammen zu kommen und glücklich zu werden.“ — „Bäbe,“ rief der geängſtete Schneider, deſſen Phantaſie bei den Worten des Mädchens lebhaft gearbeitet hatte, „ich muß dir ge-

ſtehen — wenn du einen andern Ort wüßteſt —." — „Nun," fragte die Bäbe, „ſchreckt dich denn der? Du wollteſt ja vorhin in die Hölle gehen, wenn's darauf ankam!" — „Ja," meinte der Tobias, „in die Hölle lieber, als ins Pfarrhaus!" — „Aber warum denn?" fragte das Mädchen, indem ſie ihre Ungeduld zu bemeiſtern ſuchte. — „Wenn man was hörte, wenn man uns beiſammen träfe — der Teufel hat ſein Spiel! — Die Schande! — im Pfarrhaus!" —

Die Bäbe mußte ihr von Unmuth gedrücktes Herz durch einen Seufzer erleichtern. „Aber ſag' mir doch," erwiderte ſie mit dem Ton des Vorwurfs und der Klage, „wie du zu dieſen Einbildungen kommſt? Wollen wir denn zuſammenkommen, um was Unrechts zu thun? Wir wollen ja mit einander ausmachen, wie wir's anfangen ſollen, damit wir Mann und Frau werden; und eine andere Gelegenheit gibt's nun einmal hier nicht!" — „Das wohl," verſetzte Tobias; „aber —." — „Aber?" wiederholte das Mädchen. „Nun, ich ſeh' ſchon, wie viel die Glocke geſchlagen hat. Du traust dir wieder nichts und haſt mir wieder nur was vorgeprahlt! In Gott's Namen! Ich hab' das Meine gethan; wenn du nicht willſt, iſt's deine Sach'! — Gutnacht!" — Sie drehte ſich um und wollte gehen; aber ein leidenſchaftlich geflüſtertes „Halt" hemmte ihren Schritt. „Halt!" wiederholte Tobias; „ich komm', ohne Weiters — und wenn der Teufel alles holt!" — Das Mädchen hatte ſich ihm wieder zugewendet und konnte nicht umhin zu lächeln. „Wann ſoll ich kommen?" fuhr der Burſche fort. — „Morgen Nacht; die Hofthür' wird auf ſein, und nach elf Uhr ſchließ ich die Hausthür auf." — „Gut, ich komme," rief der durch die zweite Furcht von der erſten befreite und zum Heroismus aufgeſtachelte Schneider. „Kreuzſchwerenoth! Du haſt Recht, ich bin ein Narr, daß ich mir ſolche Skrupel mach', wo wir doch gar nichts Unrechtes im

Sinn haben!“ — „Du guter Tobias,“ erwiederte die Bäbe mit einem Lächeln, halb mitleidig, halb ſchalkhaft. — Dieſer fuhr fort: „Es iſt ja wahr! Soll ich mich ſcheniren, wo ſich's um unſer Glück handelt? Das wär' ja der gröſte Unſinn! Scheniren ſich denn ander' Leut'?“ — „Seiner Lebtag nicht,“ verſetzte die Bäbe. „Jeder braucht halt das Mittel, das ihn zu ſeinem Zweck führt, und wenn er's dann hinausgeführt hat, lobt ihn alle Welt. — Aber jetzt muß ich fort. Gutnacht, ſchlaf wohl!“ — „Du auch,“ rief Tobias, ihr nachſehend. Langſam ging er in die Gaſſe zurück, entſchloſſen trat er den Rückweg nach Hauſe an. —

Der Geſichtspunkt, den er in Bezug auf ſein neues Unternehmen gewonnen hatte, bewährte ſich nicht nur am ſelben Abend noch, ſondern auch am andern Tage. Er war heiter erwacht und machte ſich im Laufe des Vormittags die ſchönſten Vorſtellungen von der Zuſammenkunft und ihrem Ergebniß. In Folge davon erlangte er eine Munterkeit, die endlich zum förmlichen Uebermuth gedieh. Beim Mittageſſen blieb er keine Rede ſchuldig und hatte Einfälle, worauf die Andern entweder lachen oder ſchweigen mußten. „Wie ſchnell ſich doch jung' Leut' wieder tröſten!“ ſagte die Walpurg in der Küche für ſich, als ſie das Geſchirre ſpülte.

Der Alte hatte einen ähnlichen Gedanken, knüpfte aber einen Vorſatz daran. Er ſchickte den Kaſper in den Hof und ſagte dann zu Tobias: „Nun, du ſcheinſt dein trauriges Weſen jetzt ganz ausgeſchwitzt zu haben. — Iſt endlich die Zeit gekommen, wo du dein Verſprechen halten kannſt?“ — Dieſe Frage hätte den Tobias zu einer andern Zeit in Verlegenheit gebracht. Jetzt, im Vorausbeſitz eines Rettungsmittels, das die Bäbe ihm heut Nacht an die Hand geben mußte, fragte er ruhig: „Was denn für ein Verſprechen?“ — „Nun, daß du mit der Sibylle reden willſt!“ — „Ja ſo,“ erwiderte der

Burſche. Und in dieſem Augenblick ſtieg ein Gedanke in ihm auf, ein vortrefflicher Gedanke. Er konnte Nachts fortgehen, und braucht' es nicht zu verbergen; er konnte ausbleiben, ſo lang er wollte; er erſparte ſich einen Streit, der üble Folgen haben konnte, und machte den Vater gläubig und ſorglos — wenn er jetzt zum Schein auf ſeine Anſichten einging. — Mit einem Lächeln, deſſen Schlauheit einem feinern Beobachter, als der alte Schneider war, verdächtig vorgekommen wäre, fuhr der zum Schelm gewordene Burſche fort: „Nun am End', ein Weib muß ich doch haben! — In Gott's Namen — heut Nacht will ich mein Glück einmal verſuchen."

„Heut Nacht?" fragte der Alte, indem er das letzte Wort betonte. — „Ja wohl," erwiderte der Sohn; „bei den Mädchen richtet man da am meiſten aus. Ich will's friſch angreifen und der Sach' mit einemmal ein End' machen." — „Ei," rief der Alte, indem ein Schmunzeln über ſeinen Ernſt ſiegte, „du haſt dich aber gebeſſert! Seht, ſeht! Am End' erleb' ich noch meine Freud' an dir!" — „Ich hoff's," verſetzte Tobias. „An mir ſolls wenigſtens nicht fehlen!" —

Dieſe ſchöne, muthige Stimmung währte mit leichten Schwankungen den ganzen Tag. Als es zu dunkeln begann, trat der Burſche vor ſeinen Vater und ſagte: „So, ich geh' jetzt ins Wirthshaus." — Der Alte ſchmunzelte wohlwollend und ſagte: „Willſt du dir Kuraſche trinken?" — Dann ſetzte er hinzu: „Halt nach ein wenig, ich geh' auch mit!" — Während er die Juppe anzog und die Pelzkappe aufſetzte, lächelte Tobias für ſich hin, und beide wandelten dann in einer Eintracht, wie man ſie nie bei ihnen geſehen hatte, der Schenke zu. Dort angekommen, ſetzte ſich der Sohn zu einigen Ledigen, der Vater zu älteren Männern, und beide Tiſche unterhielten ſich gemüthlich über das Wetter, die zu erwartende Ernte und andere ländliche Geſprächs-Gegenſtände. Als der Zeiger

der Wirthsuhr zehn und ein Viertel wies, leerte Tobias den Reſt ſeines „Krügle's", trat zu ſeinem Vater und ſagte mit einem Blick, der ſeine Worte Lügen ſtrafte: „Ich bin müd und will einſtweilen heimgehen. Du ſcheinſt dich hier ſo gut zu unterhalten —." — „Geh nur zu," fiel der Alte in behaglichem Brummton ein, „ich brauch' dich nicht zum Heimgehen!" — Tobias wünſchte allerſeits Gutnacht und verließ die Stube.

Er ſchlug den Weg zum Hauſe der Sibylle ein. Dieſe Vorſicht war ſehr nöthig. Der Alte, plötzlich von einem Gedanken beunruhigt, verließ bald nach ſeinem Abgang die Stube, um vom Hof die Gaſſe hinabzuſehen, die zum Weber führte. Als er den Sohn langſam darauf hinſchlendern ſah, freute ſich ſeine Seele; er ging in's Wirthshaus zurück, beſtellte noch eine Maß Braunes und pflanzte ſich in die Ecke mit einem Behagen hin, als ob er heute die Polizeiſtunde nicht zu beachten gedächte.

Tobias ging bis zum Hauſe des Webers.* Die Fenſter waren dunkel — die Leute zu Bette. Da er noch Zeit herumzubringen hatte, ſo folgte er einem Gelüſten, das plötzlich in ihm aufgeſtiegen war. Er ging um's Haus und ſtieg über den niedern Zaun in den Garten, auf welchen das Kammerfenſter der Sibylle hinaus ging. Hier war noch Licht. Der Burſche näherte ſich demſelben bis auf einige Schritte, blieb dann ſtehen, und weidete ſich an der Möglichkeit etwas thun zu können, was er zu unterlaſſen entſchloſſen war. „Du gute Sibylle," dachte er: „dir könnt' ich eine Freude machen — wenn ich möcht'! — Aber jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte." — Das Licht erloſch. „Sie geht zu Bett," ſagte er zu ſich. „Nun, ſie mag ſchlafen!" — Er ging vorſichtig zurück, ſtieg auf den Waſen hinaus und ſchlug den Weg ein, der zum Pfarrhaus führte.

Auf dem Gang zur Sibylle war er ruhig; als er aber langsam dem Ziel des Abends entgegenwandelte, fing sein Herz an zu schlagen. Er verwunderte sich über die erneuerte Bangigkeit, wo er doch ganz entschlossen gewesen war, und ärgerte sich darüber; aber das bewirkte nicht, daß sie nachließ. Das Herzklopfen und Beben dauerte fort und gerieth in einen Gang, als ob es heute nicht leicht mehr aufhören wollte. Am Zaun des Pfarrhofes angekommen, machte er Halt und verlor sich wartend in dumpfes Sinnen. Auf einmal schlug die Glocke auf dem nahen Kirchthum so stark, wie er nie geglaubt hätte, daß es möglich wäre. Nach leichtem Schreck sich fassend, zählte er die Schläge. Es waren elf. — Die Zeit war gekommen — es mußte gewagt sein! —

Indem er sich vorsichtig umschaute und zu seinem Troste niemand gewahrte, schlich er zu der Hofthüre, öffnete sie, lehnte sie wieder an und zog sich hinter den Holderbaum zurück. Hier konnte er nicht gesehen werden, aber auf den Ruf der Geliebten gleich erscheinen. —

Die Stille des Grabes umgab ihn. Die dunkle Nacht, die nur von einzelnen, zwischen Wolken verblickenden Sternen erhellt war, der heilige Bezirk, in dem er sich befand, und der ganze feierliche Umkreis stimmten ihn ernst und ernster. Er begann zu überlegen, was er eigentlich im Sinn habe, und wie es ausfallen könnte. Bei tieferregter Empfindung, bei einem Geist, der durch Furcht und Sorge geschärft und zu lebhaften Vorstellungen befähigt war, sah er die Größe seines Wagnisses in hellem Licht, und wurde besonders durch diejenige Seite des Unternehmens getroffen, wonach es als eine Entweihung des Pfarrhauses angesehen werden konnte. Zur Nachtzeit, heimlich wie ein Dieb, drang er in die Wohnung des Geistlichen! — Wenn es nun unglücklich ablief? Wenn die Pfarrleute erwachten und ihn bei dem Mädchen

trafen, was dachten ſich dieſe von ihm? — Daß er der unverſchämteſte und gottloſeſte Menſch ſei auf der ganzen Welt! Und ſie behandelten ihn, wie er's nach ihrer Meinung verdiente — die Sache kam auf, kam im Dorf herum — und ſein Vater, den er auf alle Weiſe angelogen hatte, ſchlug ihn zum Krüppel! Die Bäbe verlor den Dienſt und mußte aus dem Dorf — alles war aus und alles verloren! — Wer konnte gutſtehen, daß es nicht ſo ging? Alte Leute haben keinen feſten Schlaf; — und es gibt Dinge, wo der Teufel Heu 'runterwirft und alle Vorſicht zu Schanden macht, weil's eben nicht ſein ſoll, daß ſie durchgehen. —

Dieſe Gedanken und Vorſtellungen erzeugten ſich unaufhaltſam nach einander in ihm und verſetzten ihn in eine Beſorgniß, eine Angſt, daß er unwillkürlich hinter dem Baume vortrat und ſeinen Blick nach der Hofthüre richtete. Es war der böſe Feind, der die Bäbe bewogen hatte, ihm dieſen Vorſchlag zu machen, und ihn und ſie zu Grunde zu richten! Das war ja grade das Allerſchlimmſte und Allergefährlichſte, was ſie unternehmen konnten! — Und mußte er ihr nun folgen, blos weil er's verſprochen hatte? War es nicht vielmehr ſeine Pflicht, für ſie geſcheidt zu ſein und ſich in die Gefahr, worin ſie umkommen würden, gar nicht zu begeben? War es nicht jetzt, wo es noch Zeit war, das Allerbeſte für beide, wenn er den Pfarrhof ſachte verließ und ruhig nach Hauſe ging? —

In dem Augenblick, wo er dieſe Erwägung machte, drehte ſich ein Schlüſſel im Schloß der Hausthüre, und wie von ſelber trug ihn ſein Fuß hinter den Baum. Die Thüre ging auf, die Bäbe trat auf die Schwelle und ſah umher. Wie ſie den Erwarteten nicht erblickte, entſchlüpfte ein aus der tiefſten Bruſt kommendes „Ah" ihrem Mund. In dieſem „Ah" lag ſo viel Bedauern, ſo viel getäuſchte Hoffnung, ſo

viel Gekränktheit, daß es den Burschen in die Seele traf. Er ging vor, und richtete seine Schritte nach der Thüre. Und nun folgte ein anderes „Ah", das Freude, Liebe, Beifall ausdrückte und auf seine Seele noch ergreifender wirkte. An dem Auftritt angekommen, bot er ihr leise guten Abend; die Bäbe rief in kräftigem Flüsterton: „Komm!" und winkte ihm energisch. In demselben Moment glaubte er von der Gasse die Schritte eines Vorübergehenden zu vernehmen — hastig stieg er hinan und trat über die Schwelle.

Es war geschehen. Der Pfad war ihm gewiesen, er konnte nicht mehr zurück und mußte vorwärts — zum Heil oder zum Verderben. Aber wie sollte er vorwärts? Die Bäbe hatte die Thür wieder zugemacht und eingeklinkt — tiefes Dunkel umfing sie. In der schauerlichen Finsterniß wurde ihm das Schwarze seiner That wieder recht fühlbar und das Herzklopfen begann aufs neue. Er ergriff die Hand der Bäbe mit dem Instinkt der Furcht, die nach der Verbindung mit dem Muthe trachtet, und drückte sie — die gute Bäbe meinte, aus Liebe! Aber gleich sollte sie enttäuscht werden. „Bäbe," flüsterte der Schneider, „eh' wir weiter gehen, laff' uns überlegen! In dem Haus ist's fürchterlich dunkel, ich seh' nicht einen Stich und bin nicht so bekannt hier, daß ich blind hin und her gehen könnt'. Wenn ich falsch treten und an etwas anstoßen thät und die Pfarrleut' würden aufwacheit —." Ein Beben seiner Hand ergänzte den Satz. — Das Mädchen hatte überlegt. Um in ihre Kammer zu gelangen, mußte man die Stiege hinauf und oben im Gang an der Schlafstube der Herrschaft vorbei. Eben im Gang standen aber zwei Kästen, an die ein Unkundiger sich wohl stoßen konnte. Tobias war in einer Gemüthsverfassung, in der man nicht sicher zu gehen pflegt — er hatte Angst, der gute Bursch, und ein Fehltritt war möglich, auch wenn sie

ihn führte. Sie mußte ein übriges thun, das ſah ſie ſchon, und er, der ungeachtet ſeiner Furchtſamkeit gekommen war, um von ihr einen kühnen Vorſchlag zu hören, verdiente es auch.

Mit dem Wohlwollen halb einer Liebenden, halb einer Mutter, ſagte ſie: „Du haſt recht. — Weißt was? Ich kenn' mich um ſo beſſer aus hier und ich „gock'" dich hinauf (trage dich Huckepack)." — „Ah," entgegnete der Schneider, durch dieſen Vorſchlag höchlich überraſcht, „Gocken! — was fällt dir ein!" — „Nun," verſetzte die Bäbe mit einem Lächeln, das Tobias nicht ſah, wohl aber aus dem Ton entnehmen konnte, — „glaubſt etwa, du biſt mir zu ſchwer?" — In dieſer Frage und in der muntern Art, womit ſie geſtellt war, ſchien dem Burſchen ein Stich auf die Schmächtigkeit ſeiner Figur zu liegen; ein gewiſſer Schneiderſtolz rührte ſich in ihm und geſellte ſich zu der Furcht, und mit dem abweiſenden Ton eines Verletzten erwiderte er: „Geh doch! Gocken! Mich! Wie ein kleines Kind!" — „O," verſetzte die Bäbe mit Heiterkeit, „das wär' nicht das erſtemal, daß man ein Mannsbild gockt! In der Noth greift man eben zu dem was hilft!" Und ernſter ſetzte ſie hinzu: „Was bleibt uns ſonſt übrig! Die Leut' aufwecken wollen wir nicht, und hier ſtehen bleiben können wir auch nicht. Alſo?" — „Wir könnten aber doch noch was Anderes thun," meinte Tobias zögernd. — „Nun?" — „Wir könnten's uns geſagt ſein laſſen, daß es nicht ſein ſoll, was wir vorhaben, und —", er hielt inne. — „Und du," ergänzte das Mädchen, „könnteſt wieder gehen, meinſt du? — Allerdings, das könnteſt du; und du kannſt es auch wirklich. Geſehen und gehört hat dich bis jetzt noch niemand, und die Thür iſt gleich wieder aufgemacht; ich für meine Perſon will dich aber durchaus nicht aufhalten!" — Tobias, der aus dem Ton, in dem ſie dieſe Worte ſprach,

die Geſinnung des Mädchens errathen hatte, ſagte: „Wir könnten ja ein andresmal zuſammenkommen, an einem Ort, wo —.“ — „Nein,“ verſetzte die Bäbe mit Ernſt und Entſchiedenheit, „dafür bedank' ich mich! Mit uns Zweien iſt's dann aus für immer! So einen „Ich möcht' gern und trau' mir nicht“ kann ich nicht brauchen — da käm' ich nie zu etwas! — Ich hab' dir bis jetzt vieles nachgeſehen, Tobias; aber zuletzt hat alles ein End'. Was zu miſerabel iſt, das iſt zu miſerabel!“ —

Der Unmuth hatte ſie die letzten Worte etwas kräftiger betonen laſſen, als es urſprünglich ihre Abſicht geweſen. Tobias ſah ſie erſchreckt an und flüſterte: „Nur nicht ſo laut! Du biſt immer gleich ſo hitzig! — Mir iſt's mehr um dich geweſen, als um mich, wenn ich gemeint hab', ich könnt' wieder gehen! Am Ende, was frag' ich darnach? Aber du biſt hier im Dienſt —.“ — „Ich fürcht' mich aber nicht, mein lieber Tobias,“ entgegnete die Bäbe. — „Nun,“ verſetzte der Burſche, aus der Noth eine Tugend machend, nach einer kleinen Pauſe, „wenn du dich nicht fürchteſt, dann fürcht' ich mich auch nicht. — Ins Teufels Namen — ſo geck mich!“ — Das Mädchen, welche die Zeit verſtreichen ſah, ſtellte ſich zurecht, rief mit einem gewiſſen Kommando-Ton: „Mach!“ — und nach einer Sekunde faß Tobias wie Eginhard oder wie die Männer von Weinsberg, ſeine glücklichen Vorgänger.

Die rüſtige Bäbe trug den ebenſo geliebten wie leichten Scheider ohne Schwierigkeit die Stiege hinan. Da ſie in Strümpfen ging, ſo war ihr Tritt faſt unhörbar, und mit Sicherheit wurde eine Stufe um die andere überſchritten. Tobias hatte die ſeltſamſten Gefühle. Ihm war's, als ob er träumte — und doch war's keine Einbildung, was ihm widerfuhr. Er hielt mit ſeinen Armen den Hals der Geliebten umſchlungen und fühlte an ſeinen Händen den Hauch

ihren Mundes. — Wie mußte ſie ihn lieben, die gute Bäbe, daß ſie das für ihn that und für ihn riskirte! Ja, ſie hatte ihn wirklich gern! Sie war brav, ſie war herzhaft und entſchloſſen, — ſie war das beſte Weib, das er finden konnte!

Die letzte Stufe war überſchritten. Oben auf dem Gang war es heller, als ſie hätten erwarten können. Der abnehmende Mond war aufgegangen, die Wolken im Oſten hatten ſich verzogen, und der Schein fiel durch das hintere Fenſter. Mit um ſo größerer Sicherheit getraute ſich die Bäbe geräuſchlos an der Thüre des Schlafzimmers vorbeizukommen, das auf der Gartenſeite lag. Sie wendete ſich und ging vorwärts. Als ſie aber noch zwei Schritte von der Thüre entfernt war, fing es drinnen an zu huſten. Es war der geiſtliche Herr, der an ſolchen Anfällen zu leiden pflegte. Er huſtete ſtark, nachhaltig, und mußte völlig wach ſein. Die Möglichkeit, gehört und entdeckt zu werden, ſchreckte einen Moment auch das Herz des Mädchens.

Den Schneider überkam eine unausſprechliche Angſt. Bei dem erſten Laut in der Kammer hatte er mit ſeinen Händen inſtinktmäßig den Kopf der Bäbe zurückgezogen, wie ein Reiter die Zügel anzieht, und ſein Herzklopfen war ſo ſtark geworden, daß es die Trägerin an ihrer Schulter ſpürte. Schnell ergriff ſie ſeine rechte Hand und gab ihr einen Druck, der die Bedeutung hatte: „Um Gotteswillen, ſei ruhig!“ — und ſtand. Und Tobias ermannte ſich; er ließ ihren Kopf und Hals in Frieden, hielt ſich gelaſſen feſt und blieb ſtumm. Das Schlagen ſeines Herzens und das Athmen der Angſt zu verhindern, ging natürlich über ſeine Kräfte.

Nach zwei peinlichen Minuten wurde das Huſten ſchwächer und endlich hörte es ganz auf. Die Bäbe ſetzte ſich wieder in Marſch. Sie ſchritt beherzt an der Thür vorüber und unaufhaltſam weiter in dem Gang, bis ſie an das ent-

gegengesetzte Fenster kam. Dann öffnete sie links an der Wand eine Thüre, die geräuschlos aufging, weil die Kluge sie vorher geölt hatte, bückte sich, trat ein und ließ den Schneider vorsichtig herunter. Unverweilt machte sie die Thüre wieder zu, und schob sachte ein kleines Riegelchen vor. Ein wenig Quieken des Eisens bei dieser Gelegenheit ging dem Burschen noch durch die Seele. Doch — der Hafen war erreicht, die Fracht geborgen.

Die Kammer der Bäbe machte auch bei der gegenwärtigen Beleuchtung den Eindruck der Sauberkeit und Nettigkeit. Auf der Seite gegenüber der Thüre stand das Bett, das schön gemacht war, und davor ein Stühl, auf welchem ein Oberkleid lag. Hinter dem Bett erhob sich ein Tisch mit Leuchter, Wasch- und Trinkgefäß. An der Thürseite lag ein Schrein, der die Habseligkeiten des Mädchens enthielt, und die Wand zierte ein Spiegel mit einem kleinen Bild, dem Präsent einer Ulmer Freundin. Das alles war sehr einfach, aber ansprechend vertheilt und ein Beweis für die Ordnungsliebe des Mädchens.

Tobias, der sich nach dem Vorschieben des Riegels von seiner Bangigkeit erholt hatte, sah beim Schein der Sterne, die zum offenen Fenster hereinblickten, umher und sog die erquickende sommerliche Nachtluft ein. Der Zauber, mit der Geliebten in gesichertem Raum allein zu sein, ergriff ihn und tilgte den letzten Rest der Furcht und Sorge aus seinem Herzen. Er faßte die Hand des Mädchens und drückte sie wiederholt; er sah ihr ins Gesicht und sein Herz begann wieder zu klopfen, aber diesmal aus schönern Gründen. Beide setzten sich auf den Schrein.

Mit den Armen sich umfassend und Wang' an Wange gelehnt saßen sie ein Weilchen ohne zu sprechen. Es dünkte den Burschen hier so schön und so reizend, daß er sein Sträu-

ben, herauf zu kommen, ſchwer begreiflich fand. In dem Glück, das ihn erfüllte, wurde ſein Herz gerührt durch die Liebe und den Muth, welchen die Bäbe bewieſen hatte, damit ſie ſoweit kamen, wie ſie waren. Er fühlte, daß er ihr alles zu danken hatte, daß ſie ihn glücklich gemacht habe trotz ſeines Widerſtrebens, und indem ſie für ihre Perſon alles auf's Spiel ſetzte. Sein Herz zerſchmolz in Dankgefühl und der Strom deſſelben ſtieg endlich empor und öffnete ihm unwiderſtehlich die Lippen.

„O Bäbe," rief er mit der Innigkeit eines bewegten Herzens, „o Bäbe, was biſt du für ein Mädchen! Du unternimmſt ſo viel und riskirſt ſo viel für mich, als ob ich der fürnehmſt' wär' in der Welt! Und weiß Gott, ich bin's nicht! Wenn ich noch ſo gute Vorſätz' faſſ', immer gerath ich wieder in meine Dummheiten und benehme mich — nein, ich bin's nicht werth, was für mich geſchieht!" — Der Bäbe war der Ton, den der Burſch anſchlug, zu ernſthaft; ſie erwiderte munter und wohlwollend: „Laſſen wir jetzt die Dummheiten Dummheiten ſein! Ich hab' dich nun einmal gern mit ſammt deinen Dummheiten!" — Dem Burſchen gefiel dieſe Entgegnung ungemein; aber ſein im Glück bereuende und nach Abſolution ſtrebende Seele ging unwillkürlich weiter. „'s iſt merkwürdig," fuhr er fort, „daß man ſo ſein kann, wie ich bin! Einmal iſt's mir, als könnt' ich alles thun und es müßt' mir alles durchgehen! Und wenn's nun drum und dran kommt, läuft mir plötzlich alles davon und es iſt mir, als ob ich gar nichts könnt'! — Er hatte bei dieſer Selbſtbeurtheilung den Arm von dem Mädchen niederſinken laſſen auf den Schrein und ſchüttelte ſeinen Kopf ſo bedenklich, daß die Heitere faſt gelacht hätte. Sie fand es auch jetzt „merkwürdig, daß man ſo ſein konnte, wie er war", und verſetzte mit freundlicher Ungeduld: „Mach dir doch keinen Kummer! Das ſind menſch-

liche Dinge, die du ſchon ablegen wirſt.“ — „Ich hoff's,“ erwiderte Tobias; „und Mühe will ich mir geben. Aber ich ſag' dir's voraus, Bäbe, ſo ſchnell wird das nicht anders werden. Es kommt über mich, wie ein großes Waſſer, auf einmal, ſo daß alles erſäuft wird.“ — „Uebertreib's doch nicht,“ entgegnete die Bäbe. „So etwas ſteckt in jedem Menſchen, und es kommt nur darauf an —.“ — „Ja,“ fiel der unbeugſame Tobias ein, „in mir ſteckt aber mehr davon als in andern Menſchen. Red' mir's nicht aus und mach mich nicht beſſer als ich bin! Es iſt einmal ſo, und ich will nicht haben, daß man ſagt, ich ſei anders als ich bin. — 's iſt mir halt angeboren,“ fuhr er mit einem Seufzer fort, „und von Jugend auf hat man auch ſo gegen mich gehandelt, daß ich eben geworden bin, wie ich bin! Ganz wird das nie aus mir herauskommen!“

Das Mädchen, deſſen Ungeduld bei dieſen Reden begreiflich gewachſen war, erkannte, daß ſie einen andern Ton anſchlagen mußte; ſie erwiderte reſolut: „Nun, ſo mag's drin bleiben in dir! Wenn wir einmal Mann und Frau ſind, dann ſtehen wir zuſammen, und wenn's bei dir fehlt, dann bin ich da!“ — „Ja,“ rief Tobias, „das iſt auch mein Troſt! du biſt für mich geboren, und wenn ich dich hab', dann trau' ich mir ſelber etwas zu. Daß du mich nur magſt, das iſt das Wunderbare! Aber du biſt halt ein gutes, liebes Mädchen, — und haſt das beſte Herz in der ganzen Welt!“

Während dieſer Erwiderung hatte er den Arm um ſie geſchlungen, und ſtreichelte mit der andern Hand das Haar und die Wange der Geliebten ſo zärtlich als nur möglich. „Gott ſei Dank,“ ſagte ſich dieſe erfreut, „er wird wieder vernünftig!“ Und liebevoll entgegnete ſie: „Warum ſoll das ein Wunder ſein, daß ich dich mag? Du biſt der beſte Menſch, der mir in meinem Leben vorgekommen iſt, und haſt mich ſo

lieb und hältſt ſo viel auf mich — wo könnt' ich denn einen beſſern Mann finden, als dich? Und was du auch an dir haben magſt, ſieh, wenn ich jetzt die Wahl hätt' unter allen Burſchen, die ich kenn', hier und anderwärts — ich würde nie und zu keiner Zeit einen andern wählen, als dich!"

Das war zu viel für den Schneider. Von einem Wonneblitz durchzuckt ſtand er auf, zog die Bäbe mit empor, und die Liebenden, für einander Gebornen, fielen ſich in überquellender Zärtlichkeit in die Arme und küßten ſich nach dem Bedürfniß ihres Herzens. Der Kopf des Tobias fing an zu wirbeln; im Rauſche der Glückſeligkeit ward jeder Blutstropf in ihm ein Mann; er fühlte ſich von einer Kraft und einem Muthe durchgoſſen, daß es ihm eine Kleinigkeit gedünkt hätte, nun ſeinerſeits die Geliebte zu tragen, wohin ſie wollte. Mit einer gewaltigen Stärke preßte er ſie an ſich, als wollte er ſie nie wieder loslaſſen; die Bäbe hauchte bittend: „Tobias!" und ſuchte ſeine Glut zu mäßigen —

In demſelben Moment pochte es an die Thüre. Das Liebespaar fuhr zuſammen, ſtand und horchte athemlos. „Bäbe," rief es draußen. Das Mädchen, unwiſſend, was ſie antworten ſollte, ſchwieg. „Bäbe!" wiederholte es ſtärker. — Es war die Pfarrerin. — Hatte ſie etwas gehört? — bedurfte ſie ihrer ſonſt? — Was es ſein mochte: die Bäbe hatte ihre ganze Geiſtesgegenwart wieder. Nach einem ſchläfriggedehnten „Ah," als ob ſie eben erwachte, fragte ſie: „Wer — ruft?" — „Ich, die Pfarrerin," — erwiderte es draußen. „Kennſt du meine Stimme nicht mehr, oder biſt du noch im Schlaf?" — Der Ton dieſer Worte hatte etwas Eigenthümliches, was der zur Bildſäule gewordene Tobias nicht herausfühlte, wohl aber das Mädchen. Es lag etwas Spottendes darin, was der Frau ſonſt nicht eigen war, und die Bäbe fühlte ſich bei dem Gedanken durchſchauert, daß ſie

wiſſen oder ahnen könnte, wer bei ihr war. Trotzdem ſpielte ſie ihre Rolle beherzt fort. „Ah ſo,“ rief ſie, indem ſie die Decke von dem Bette zurückſchlug, vor dem ſie ſtand, „Sie ſind's! Befehlen Sie was? Soll ich aufſtehen?“ — „Allerdings,“ war die Antwort, „ich muß dich ſchon bitten! Der Herr hat einen Anfall von Huſten und kann nicht mehr einſchlafen. Geh hinunter und mach ihm den Thee!“ — „Im Augenblick, Frau Pfarrerin.“ — „In zehn Minuten komm' ich und hol' ihn! Sorg, daß alles in Ordnung iſt bis dahin!“ — „'S wird alles recht werden!“ — „Soll mich freuen,“ verſetzte die Pfarrerin und ging feſten Schritts zurück in die Schlafſtube.

Die Bäbe ſtand mit wogendem Buſen und glühenden Wangen da. Die Stimme der Frau hatte denſelben Klang behalten — ſie konnte faſt nicht mehr zweifeln, daß die Schlaue geſehen oder gehört hatte, was geſchehen war. Möglich, daß ſie ſich doch irrte, und daß nur das böſe Gewiſſen ſie den Spott heraushören ließ! — Möglich, aber nicht wahrſcheinlich! — Nach einem Moment der Ueberlegung faßte ſie einen Entſchluß nach dem Gebot ihres Argwohns — und ſie that wohl daran.

Die Pfarrerin wußte allerdings, wer im Hauſe war. Die gereizten Worte der Bäbe, mit denen ſie im Haustennen den Burſchen ſeine Zaghaftigkeit verwieſen hatte, waren in ihr Ohr gedrungen und hatten ſie aus leichtem Schlummer erweckt. Sie beſaß ein feines Ohr, die kluge Pfarrerin, und indem ſie es anſtrengte, vernahm ſie ein Gewisper, das ſie die Sachlage augenblicklich errathen ließ. Sie ſtand auf, ging im Nachtkleid ſachte zur Thür und hörte, wie's die Stiege herauf kam und in den Gang einbog. Sie legte das Aug' ans Schlüſſelloch, wartend der Dinge, die da kommen ſollten, ungeſtört ſogar durch das Huſten des Gemahls. Und es ſetzte ſich

wieder in Bewegung, und ſie ſah die ſeltſamſte aller Cavalcaden an ſich vorüberziehen! —

Im erſten Moment konnte ſie ſich nicht enthalten, das eigenthümlich Lächerliche derſelben und eine gewiſſe Freude über die Entdeckung zu empfinden. Aber dieſe Regung wich alsbald der Entrüſtung über die Dreiſtigkeit des Mädchens und über den ihrem Haus angethanen Schimpf. — Was ſollte ſie beginnen? Wenn ſie die Thür öffnete und das Paar überraſchte, verſuchte der Burſche zu entſpringen, es gab Lärm, und der Herr, den ſie ſich mindeſtens halb wach denken mußte, vernahm den Scandal! Er, der ſolchen Unfug gar nicht für möglich hielt, gerieth außer ſich, kam in Amtseifer — und der Scandal wurde öffentlich. Konnte ſie ſich aber ruhig verhalten und dem Leichtſinn, der Frechheit das Feld überlaſſen? Unmöglich! — Das Huſten des Gatten, das ſich endlich, wenn auch minder ſtark, erneuerte, gab ihr eine Idee. Sie trat an ſein Bett und ſagte: „Du haſt's heut wieder ſtark, lieber Mann; ich will dir deinen Thee machen laſſen!“ — Der Pfarrer, durch die Anrede völlig munter geworden, glaubte, es wäre nicht mehr nöthig, weil es ſich ſchon gemindert habe. Die Frau drang aber ſo zärtlich in ihn, ſie hielt ihm die Nothwendigkeit, einem möglichen heftigern Ausbruch durch das erprobte Mittel zuvorzukommen, ſo lebhaft vor, daß er ſich fügte. Sachte verließ die Kluge das Schlafzimmer, über ihr Verfahren mit ſich einig. Sie wollte durch den Ton ihrer Stimme dem Mädchen zu verſtehen geben, daß ſie alles mit angeſehen, und ihr eine Friſt beſtimmen, damit ſie in derſelben den Liebhaber aus dem Hauſe ſchaffte. Wurde ſie nicht verſtanden und blieb der Burſche, ſo wollte ſie ein anderes Mittel ausdenken, das Aergerniß nicht weiter gehen zu laſſen. — Wir haben geſehen, daß ſie verſtanden wurde.

Nach gefaßtem Entſchluß wandte ſich die Bäbe zu dem

Burſchen. — Dieſer hatte in der kurzen Zeit die ſeltſamſte Reihe von Gefühlen durchlaufen. Als er in dem erſten Zuruf die Stimme der Pfarrerin erkannte, wirkte dieſelbe, namentlich in der verſtärkten Wiederholung, wie ein Poſaunenſtoß des jüngſten Gerichts. Die Blutstropfen in ſeinen Adern, die noch eben kraftерfüllt und angriffsmuthig wie Löwen ſich erhoben hatten, rannten und tummelten durch einander, wie eine vom Wolf angefallene Schafheerde; mit Mühe hielt er ſich aufrecht. Die Geiſtesgegenwart des Mädchens, das täuſchende Spiel des Aufwachens und Aufſtehens erfüllte ihn mit Staunen über ſolch unbegreifliche Geſchicklichkeit; er traute ſeinen Augen und Ohren kaum; aber ſeine Seele wurde erhellt durch einen Schimmer von Hoffnung, aus der ſchrecklichen Falle zu kommen, in der er ſich gefangen hatte, und ſeine Gefühle nahmen in dieſem Schein eine ruhigere Bewegung an. Es war möglich, daß er nicht als frecher Entweiher des Pfarrhauſes entlarvt und gebrandmarkt wurde! Es war möglich, daß er mit der Angſt davon kam, daß ihm die ärgſte Strafe erlaſſen wurde! Hatte er ungeſehen die Kammer erreicht, ſo konnte er auch ungeſehen den Hof und die Gaſſe erreichen!“ —

Der Abgang der Pfarrerin ſtärkte dieſe Hoffnung bedeutend. Um ſo inniger trachtete ſeine Seele nun, aus dem Hauſe zu kommen, und er war eben im Begriff, der Bäbe einen Vorſchlag zu machen, als dieſe zu ihm ſprach: „Tobias, wir können nicht länger beiſammen bleiben, du mußt fort! — Sag nichts dagegen,“ ſetzte ſie hinzu, als dieſer ſich anſchickte, ſeine vollkommenſte Beiſtimmung auszudrücken, „es geht nicht anders, du mußt aus dem Hauſe!“ — „Ich hab' ja gar nichts dagegen,“ erwiederte der Schneider lebhaft; „ich ſeh's ein, es geht nicht anders!“ — „Das iſt mir lieb,“ verſetzte das Mädchen. Nach einer kleinen Pauſe fuhr ſie mit weicher,

trauriger Stimme fort, indem ſie die Hand liebevoll auf ſeine Schulter legte: „O Tobias, es iſt recht ſchade, daß wir nicht beiſammen bleiben können! Wir haben bis jetzt wenig Glück mit einander gehabt; aber ich hoff', es wird ſich eine andere Gelegenheit finden.“ — „Sie wird ſich finden,“ entgegnete Tobias. „Aber jetzt —.“ — „Du haſt Recht“ verſetzte die Bäbe, zog leiſe den Riegel zurück, öffnete die Thüre und ſagte mit einem Lächeln, das aber nicht umhin konnte, eine gewiſſe Schelmerei auszudrücken: „So, jetzt nimm deinen alten Platz wieder ein, weil's doch nicht anders hat ſein wollen!“ — Tobias faßte mit einer Art von Gewandtheit Poſto, das Mädchen trat hinaus und ging vorwärts im Gang, leiſe, auf's leiſeſte. Und der getragene Schneider gerieth zwar auf's neue in Aufregung, wie ſie gegen die Thüre der Schlafſtube kamen, aber doch in eine gelindere, als beim Hinaufgehen. Als es die Stiege hinäb ging, wurde es ihm leichter und freier mit jeder Stufe.

An der Hausthüre machte das Mädchen Halt, ließ ihre Bürde langſam auf den Boden gleiten und öffnete die Thüre. Ihrer Meinung nach hatte ſich der Liebhaber in der zweiten Hälfte des Unternehmens doch ganz wohl benommen und ſeine anfängliche Zaghaftigkeit wieder gut gemacht. Als ſie ihn nun wiederum entlaſſen ſollte, ohne mit ihm zur Sache gekommen zu ſein und ſeine Seele durch Mittheilung ihres Plans beruhigt zu haben, fühlte ſie einen Antrieb ihn zu entſchädigen; ſie umfaßte ihn, und gab ihm einen Kuß voll inniger Zärtlichkeit, machte ſich auch nichts daraus, daß er ein wenig hörbar endete — was fragte ſie nach den Leuten? Dem Schneider hätte dieſer Kuß bei anderer Gelegenheit wunderſam gemundet; jetzt würdigte er ſeine Süßigkeit nur halb, denn noch immer waltete in ihm der Drang, hinaus zu kommen in die Freiheit! — Er gab der Geliebten raſch

die Hand, ſagte Gutnacht und ſchritt vorſichtig über die Stufen in den Hof.

Die Bäbe ſchloß die Thüre, ging in die zu ebener Erde befindliche Küche, machte Feuer, und bei der Ankunft der Pfarrerin war der Thee fertig. Als ſie derſelben die Gefäße überreichte, glaubte ſie durch den Ernſt ihres Geſichts eine gewiſſe Schadenfreude durchblicken zu ſehen. Dies beſtärkte ſie in ihrem Argwohn und ſie machte ſich auf eine bezügliche Anrede gefaßt. Die Pfarrerin ſagte indeß nichts als: „Gut, nun kannſt du wieder zu Bett gehen," und entfernte ſich. Während der alte Herr trank, wandelte die Bäbe ſtill in ihre Kammer zurück; und nach Verfluß einer halben Stunde herrſchte die vollkommenſte Ruhe im Hauſe. Dem Pfarrer hatte der Thee die Wohlthat des Schlummers verſchafft, der Pfarrerin die gelungene Verhinderung des Aergerniſſes, der Bäbe ihre geſunde Natur und der Entſchluß, muthig allem zu begegnen, was das Geſchick gegen ſie im Schilde führen mochte.

Anders endete das Abenteuer für den Schneider. — Als dieſer durch das Hofthor unangefochten auf die Gaſſe gelangt war, athmete er tief auf und koſtete von Grund aus das Glück der Rettung. Daß das Aergerniß ſeines Betroffenwerdens bei der Pfarrmagd vermieden worden war, konnte er nicht dankbar genug bewundern und preiſen. Er ging vorwärts und ſog in durſtigen Zügen die friſche Luft ein. Mit jedem Schritte fühlte er ſich ruhiger, geſicherter, glücklicher. Der abnehmende Mond ſchien ihm in's Geſicht; aber das unter gewiſſen Umſtänden ſo ſeltſam wirkende, tiefromantiſche Gefühle ins Innere ſchauernde Licht machte auf den Erlöſten nur einen erfreulichen Eindruck.

In die Hauptgaſſe einbiegend und im Schatten der Gebäude hinſchlendernd ward er frei von den letzten Spuren

der Erregtheit, und ſeine Seele ging zurück in die Erlebniſſe des Abends. Er vergegenwärtigte ſich dieſe ſo deutlich, daß er ſie ordentlich wiedererlebte. Er kam an im Hof und im Pfarrhaus; er ward in die Kammer getragen; er ſaß neben der Geliebten auf dem Schrein! — Hier blieb die Phantaſie haften. Es war doch ſchön, als er ſo neben ihr ſaß! — und daß ſie ſo geſtört wurden, fatal, über alle Maßen fatal! — Am Ende — was hatten ſie denn vor? — Sie wollten ſich heirathen; und weil man ſie nicht zuſammenließ, wollten ſie berathen, was ſie zu thun hätten, um doch an's Ziel zu gelangen! — Kann man etwas Beſſeres thun, als ſich heirathen? — Wenn man ſich aber heirathen will, dann muß man doch nothwendig vorher ein paarmal zuſammen kommen und mit einander reden, und zwar allein und ungeſtört mit einander reden! —

Als ſeine Gedanken dieſen Lauf genommen hatten, fand es Tobias ſchwer begreiflich, daß die Menſchen zweien Liebenden aus ihrem heimlichen Zuſammenſein ein Verbrechen machen wollten. Ja, er fand es impertinent und lächerlich. Daß man ſich heirathe, und zwar aus Liebe heirathe, das verlangt man! Wenn aber dann Zwei, die ſich gern haben, das thun, was nothwendig geſchehen muß, damit das Heirathen vor ſich gehen kann, dann ſoll das eine Miſſethat ſein, als ob man einen hätte umbringen wollen! — Ein offenbarer Unſinn!" —

Unſer Burſche, auf dieſer Höhe der Betrachtung angelangt, empfand die von den Liebenden aller Zeiten beklagte Anmaßung der Welt ſo tief — er war von der Wahrheit, daß andere Leute hier eigentlich gar nichts drein zu reden haben, ſo gänzlich überzeugt, er war ſo voll von ſeinem Recht, die Bäbe zu lieben, und zu ihr zu gehen und glücklich zu ſein, daß er ſich nicht mehr begnügen konnte, bloß ſtille Gedanken

zu bilden, sondern laut und mit kräftiger Betonung ausrief: „Donnerwetter! ich möcht' wirklich wissen, wen das was anging!“

Auf einmal bekam er von hinten eine Ohrfeige, daß ihm für den Moment Hören und Sehen verging. Rasch folgten zwei andre nach und eine Stimme voll Wuth und Hohn rief: „Da, du Racker! Ich will dir zeigen, wen das was angeht!“ — Es war der alte Schneider. —

Tobias, durch die Stimme wieder zu sich gebracht, fühlte über die erlittene Beschimpfung einen Zorn, der sogar über seinen Schrecken Herr wurde; sich schnell umdrehend streckte er dem Alten, der die Hand wieder erhob, den Arm entgegen, stieß ihn seinerseits unter das Kinn und rief ergrimmt: „Ich bin kein Bub' mehr! Ich laß mich nicht schlagen!“ — „So,“ rief der Alte, durch diese Abwehr völlig rasend gemacht, „du läßt dich nicht schlagen? Das wollen wir sehen!“ — Und, seinem tiefsten Gefühl nach doppelt und dreifach zu einer exemplarischen Abstrafung berechtigt, fiel er über den rebellischen Sohn her, faßte ihn, warf ihn zu Boden und zerdrosch ihn auf's jämmerlichste. Tobias, von der ungeheuren Uebermacht bewältigt, konnte nichts thun, als in ohnmächtigem Grimm und Schmerz dumpf stöhnen — und leiden als der ärmste aller Menschen. —

Der alte Schneider hatte in der Freude seines Herzens im Wirthshaus fortgetrunken und war bis nach elf Uhr geblieben. Als er gemüthlich heimging, begegnete ihm ein junger Mensch, der mit ihm verwandt war und den er in seinem Behagen scherzend fragte: „Nun Hans, was streichst denn du noch auf der Gass' herum? Kriegt etwa die Ev' noch eine Visit'?“ — „Das könnt' ich nicht sagen, Vetter,“ entgegnete der Bursch, indem er ihm spöttisch lächelnd ins Gesicht sah; „es sind nicht alle Leut' so keck, wie Euer Tobias! — Wißt

Ihr, wo der iſt?“ — Nun, verſetzte der Schneider, „ich kann mir's denken. Er macht's halt wie die Andern!“ — „So?“ erwiderte der Burſch, „es iſt Euch alſo recht, Vetter, daß er zu der Pfarrmagd geht?“

„Was,“ rief der Schneider auffahrend, „bei der Pfarrmagd iſt er?“ — „Allerdings; ich hab's mit meinen eigenen Augen geſehen, wie ſie ihn zur Hausthür hineingelaſſen hat!“ — „'s kann nicht ſein,“ ſchrie der Alte. „Du haſt dich verſehen!“ — „Nun,“ entgegnete der Burſche ruhig, „Ihr könnt ja paſſen, bis er wieder heraus kommt — wenn's Euch nicht zu lang dauert. — Gutnacht, Vetter!“ Er ging behaglich weiter. Der Alte war durch den Gedanken, von dem Sohn aufs neue und mit ſo ausſtudirter Tücke genarrt zu ſein, faſt bis zur Sinnloſigkeit aufgebracht. Er faßte den Entſchluß, auf den Schändlichen zu warten, wenn er auch bis zum lichten Morgen warten und daſtehen ſollte, und ihm dann das Bad ordentlich zu geſegnen.

Doch es ging beſſer als er dachte. Ueberraſchend bald ſah er von der Ecke der Haupt- und der Quergaſſe, wo er ſich aufgeſtellt hatte, Tobias aus dem Pfarrhof ſchleichen, wodurch ſeine Wuth freilich nicht gemindert wurde. Er eilte voraus, ſtellte ſich in einem Winkel hinter ſeinem Nachbarhaus auf und lauerte mit geballten Fäuſten, um auf ſein Schlachtopfer hervorzuſtürzen.

Er ſchlug, bis der Zorn in ihm völlig ſatt war — mehr als genug für Tobias. Als er endlich nachließ, erhob ſich der Gezüchtigte mit Mühe, und ſtieß, vor Wuth und Scham heulend, die Worte aus: „Das iſt ſchändlich! Ich geh' nie mehr in dein Haus! Fort! Laß mich fort!“ — „Du gehſt mit mir,“ verſetzte der Alte mit dem Tone der Allgewalt, faßte ihn mit ſeiner Rechten, wie mit einem eiſernen Haken, und zog ihn mit ſich. Anfangs ſtemmte ſich der Arme, dann

ließ er sich zerren und endlich ging er wie ein Lamm ins Haus. Todmüde, in jedem Betracht gemartert und zerschlagen, hatte er kein anderes Verlangen mehr, als zu Bette zu gehen, und taxte und taumelte in seine Kammer. Nachdem er noch eine Weile schmerzlich athmend sein ganzes Elend empfunden hatte, erbarmte sich der Schlaf über ihn, und tauchte ihn und sein Leid in's Meer der Bewußtlosigkeit.

IV ~~VI~~

Es gibt Menschen, denen alles hingeht; sie wagen unbedenklich das Keckste, und es gelingt ihnen; sie greifen rücksichtslos durch, ohne sich im Geringsten um die Ansprüche Anderer zu kümmern, und werden nicht zur Rechenschaft gezogen. Während ihre Ueberschreitungen ohne Ahndung bleiben, ist ihre Kühnheit zuletzt mit Genuß und Ruhm gekrönt. Müßten sie Strafe leiden, sie würden sich nichts daraus machen — aber sie werden nicht gestraft; es ist, als ob sie einen Freibrief erhalten hätten oder die ausübende Macht der Gerechtigkeit Scheu trüge, sich mit ihnen einzulassen.

Andere dagegen verfolgt die Nemesis unerbittlich. Die geringste Abweichung von der Linie des Gesetzes wird geräcbt; eine kleine Schelmerei wird als Vergehen, ja als Verbrechen behandelt; erdreisten sie sich aber einmal eines kühnern Wagnisses, dann wirft die Göttin, gleichsam empört über solche Anmaßung, ihre schärfsten Geschosse gegen sie und stürzt sie erbarmungslos in den Abgrund der Schmach und der Schmerzen. Und sie begnügt sich nicht mit der einmal verübten Rache; sie läßt aus dem Leid sich Leid erzeugen, sie weidet sich an dem Opfer und scheint der Verfolgung gar nicht satt werden zu können. —

Tobias ſchlief ununterbrochen bis zum hellen Morgen. Als er erwachte, hatte er ein dumpfes Gefühl von körperlichem und geiſtigem Weh. Er erinnerte ſich die Erlebniſſe der vergangenen Nacht traten vor ſeine Seele bis zum letzten, und die erlittene Schmach ging ihm ſiedendheiß durch den Leib. Er athmete ſchwer und ſah, auf's tiefſte gekränkt und gequält, vor ſich hin.

Von den Empfindungen, die in ſchmerzender Verwirrung durch ſeine Seele gingen, blieb zuletzt eine ſtehen. Er hatte etwas erfahren, das ſich niemand gefallen laſſen darf, wenn noch ein Funke von Ehrgefühl in ihm iſt. Eine ſolche Behandlung durfte nicht mehr vorkommen, er durfte ſie nicht dulden — und wenn alles zu Grunde ging! — Aus der Pein und der Entrüſtung erhob ſich ein Geiſt des Trotzes in ihm; ein Durſt nach Rache erfaßte ihn, und er befriedigte ſein Gemüth nur durch den feſten Entſchluß: nun auf keinen Fall nachzugeben, ſondern der Bäbe treu zu bleiben, und wenn ſich die ganze Welt darüber zu Tod ärgerte!"

Das Aergſte war geſchehen. Der Vater hatte ihn gezüchtigt wie einen Buben, hatte ihn über alle Begriffe ſchmählich tractirt. Was konnte ihm jetzt noch widerfahren? Was hatte er noch zu verlieren? — Jetzt gings in Einem hin, was noch geſchah. Auf etwas mehr oder weniger Schande und auf etwas mehr oder weniger Schläge kam's jetzt nicht mehr an.

Die Wahrheit war an den Tag gekommen und nicht mehr zu vertuſchen. Keine Ausrede, keine Lüge half mehr. Jetzt galt es, bei der Wahrheit zu bleiben und auszuhalten und gradaus vorwärts zu gehen.

Für ihn gab es jetzt nur noch Eine Pflicht in der Welt. Die Leute hatten ihren Spott mit ihm und ärgerten ihn; der Vater und der Bruder verachteten ihn und thaten ihm

Böſes an, ſo viel ſie konnten; nur die Bäbe hatte ihn gern — ſie hielt alles auf ihn und ſchätzte ihn ſo hoch mit allen ſeinen Fehlern. Sie war die einzige Seele, die's wirklich gut mit ihm meinte — die einzige auf der ganzen Welt! Von ihr nicht zu laſſen, ihr anzuhangen, und ihr alles Liebes und Gutes zu thun, was er nur vermochte, das war das Einzige, was er jetzt noch zu thun hatte.

Thränen füllten die Augen des guten Burſchen, als er in der Hülle und Fülle ſeiner Schmach an die Liebe der Bäbe dachte, an die Freundſchaft und die Güte, die ſie ihm bis jetzt bewieſen hatte. In der Rührung ſeines Herzens erneuerte er das Gelöbniß der Treue mit feierlichen Betheurungen und faßte wiederholt den Entſchluß, um ihretwillen alles zu dulden, was der Teufel ihm auch noch anthun mochte! — Und nun, in dieſer Verfaſſung ſchämte er ſich nur der Scham und der Furcht vor den Leuten. Daß er im Pfarrhaus ſolche Angſt hatte und daß er ſo froh war, es im Rücken zu haben, — das war elend von ihm! Die Bäbe riskirte ſo viel für ihn, und er ſelbſt wollte nur immer gut wegkommen, und trachtete, wenn's gefährlich wurde, nur immer darnach, weit davon zu ſein! Nicht dafür, daß er den Vater angelogen, wohl aber für dieſes ſchlechte Benehmen hatte er die Schläge gar wohl verdient. —

Solche Gedanken und Empfindungen übten ſchließlich auf den Burſchen eine tröſtende, ſtärkende Wirkung. Der Vorſatz, unbedingt alles auszuhalten um der Geliebten willen, und das Gefühl, ihrer dadurch immer würdiger zu werden, warfen einen veredelnden Schein auch auf die bisher erduldete Schmach; ſie beruhigten ihn und gaben ihm Haltung, ſogar eine Art von Würde. — Er kleidete ſich an und ging hinunter in die Stube.

Bei dem Vater, der auf der Bank ſaß, ſtand die Wal-

purg: Tobias konnte, ohne sich etwas zu vergeben, guten Morgen sagen, und er that es mit ruhigem Ernst, und möglichst in der hergebrachten Weise. Die Haushälterin dankte freundlich, und sogar der Alte gab mit geschlossenen Lippen eine Art Laut von sich, der als eine Erwiderung gelten konnte. Man rief den Kasper von der Kammer und aß die Morgensuppe. — Der alte Schneider, als er frühmorgens neben dem schnarchenden Kasper erwachte, hatte doch eine gemischte Empfindung. Der Sohn hatte eine Züchtigung verdient, das war augenscheinlich; aber die Art, wie er sie ihm angedeihen ließ, war doch sehr stark. Er hätte ihm ein Glied abschlagen können und mußte jetzt nur froh sein, daß es nicht geschehen war. Ein verwünschter Handel, und ein Elend, so einen Menschen zum Sohn zu haben! — In den Tiefen seiner Seele über den Ungehorsam und den Betrug entrüstet, andrerseits aber von der Thatsache erfüllt, daß er's ihm doch insam eingetränkt habe, wußte er jetzt nicht recht, was er thun sollte, und griff auch seinerseits zu dem Auskunftsmittel, seine Gefühle hinter tiefernsten Mienen zu verbergen.

Daß der Alte und Tobias „solche Gesichter machten," fiel der Walpurg auf; allein sie hatte, im ersten Schlafe liegend, von dem Auftritt auf der Gasse so wenig vernommen, wie der Kasper, und wenn sie nun auch denken mußte, daß die beiden wieder einen „Stuß" mit einander gehabt, so war ihre Seele doch weit entfernt, die Wahrheit zu errathen.

Nachdem die Löffel am Tischtuch abgewischt und in die Tischlade gelegt waren, ordnete der Vater die Arbeiten des Tages an und die ganze Familie begab sich auf die Wiese. Hier führte Tobias seinen Theil regelmäßig aus, indem er den Ernst und die würdige Ruhe, die er angenommen hatte, zu behaupten wußte. Der Alte, nachdem er ihn einmal prüfend von der Seite angesehen, schüttelte den Kopf. Er be-

griff nicht, wie der Burſch zu einem Geſicht kam, das mit ſich und ſeinem Schickſal zufrieden ſchien. Er hatte gemeint, er würde heut noch viel ſchlimmer ausſehen, als nach dem Auftritt im Garten; und jetzt ſchien er völlig getröſtet zu ſein! Sogar eine geſunde Farbe hatte er, und bewegte ſeine Glieder ganz leicht — an nichts konnte man ſehen, was ihm geſtern paſſirt war. — Nach dem letzten Gedanken erhellte ſich übrigens das Geſicht des Alten in einem eigenen Lächeln. Es war ihm eingefallen, daß er nach den erſten Ohrfeigen dem zu Boden Geworfenen hauptſächlich die Schultern und den Rücken der ganzen Länge nach bearbeitet hatte und demgemäß die Folgen der Züchtigung von den Kleidern bedeckt ſein mußten. —

Während in der Schneiderfamilie die Beziehungen ſo hinliefen, hatte im Pfarrhaus eine entſcheidende Scene ſtatt.

Die Bäbe war früh aufgeſtanden und zur Bereitung des Frühſtücks in die Küche gegangen. Das Bewußtſein, ſich etwas Ungewöhnliches herausgenommen zu haben und deßwegen zur Rede geſtellt werden zu können, äußerte ſich in einer eigenen Miſchung von Ergebung und Gefaßtheit. In ihrem Bette erwachend, hatte ſie die Vorgänge der geſtrigen Nacht erwogen, und es war ihr möglich, ja wahrſcheinlich vorgekommen, daß die Pfarrerin nichts Beſtimmtes wußte, ſie nicht wirklich geſehen, ſondern nur etwas gehört und etwas geargwöhnt hatte. In dieſem Falle war ihr nicht nur im eigenen Intereſſe, ſondern auch um des Geliebten willen ein beſtimmtes Benehmen vorgezeichnet, und ſie beſchloß es genau einzuhalten.

Wie ſie dem geiſtlichen Ehepaar den Kaffee in die Stube brachte, grüßte ſie wie ſonſt, und nur die Pfarrerin, deren Augen durch Einſicht geſchärft waren, bemerkte im Ton eine größere Weichheit und im Geſicht einen Schein von Weh-

muth. Der alte Herr war aufgeräumt. Er befand ſich körperlich wohl, und in dieſem Zuſtand war er nicht nur munterer, ſondern auch noch gutmüthiger als gewöhnlich, namentlich aufgelegt, Andere durch Lob zu erfreuen. Mit der würdigen Freundlichkeit eines Herrn und Seelenhirten begann er: „Der Thee iſt dir geſtern gerathen, Bäbe; er iſt mir ganz gut bekommen; ich habe vortrefflich darauf geſchlafen und vom Huſten iſt keine Spur mehr da.“ — Mit einem Erröthen, das der Geiſtliche für die Wirkung ſeiner Anerkennung nahm, erwiderte das Mädchen: „Das freut mich, Herr Pfarrer! — Mühe hab' ich mir gegeben!“ — „Haſt aber auch aufſtehen müſſen,“ fuhr der alte Herr fort, „aus dem erſten Schlaf!“ — „O,“ verſetzte die Bäbe, „das iſt meine Schuldigkeit. Und für den Herrn Pfarrer würd' ich mit Freuden ganze Nächte durch wachen, wenn's ſein müßt'!“ — Durch dieſe Huldigung befriedigt, nickte der Geiſtliche, während die Pfarrerin mit ſonderbaren Augen vor ſich hin ſah.

Nach dem Frühſtück begab ſich der Herr in ſeine Studirſtube, recht erheitert durch den Gedanken, daß es eben doch noch gute, wackere, aufmerkſame Leute und treue Dienſtboten gebe. — Die Pfarrerin dagegen ſagte zu der Gerühmten, als ſie das Geſchirr hinaustragen wollte: „Ich hab' mit dir etwas zu reden, Bäbe.“ — Das Mädchen ſtellte das Kaffeebrett wieder auf den Tiſch, und bot alles auf, den Effect dieſer Worte auf ihr Gemüth nicht ſichtbar werden zu laſſen. Die Frau ſtellte ſich vor ſie hin, ſah ſie an und begann: „Nun, ſagt dir dein Gewiſſen nichts?“ — „Mein Gewiſſen?“ entgegnete die Bäbe mit großer Verwunderung. — „Ich ſollt's meinen,“ verſetzte die Frau. Und mit ſtrengem Ausdruck fuhr ſie fort: „Du haſt geſtern Nacht einen Burſchen in's Pfarrhaus gelaſſen!“ Das Mädchen zuckte unmerklich, faßte

ſich aber im Moment und ſchien höchlich überraſcht und ſchmerzlich befremdet zu ſein. Mit der Miene einer unbegreiflich Angeklagten erwiderte ſie: „Frau Pfarrerin, wie können Sie denken —.“ — „Läugn' es nicht,“ unterbrach ſie die Frau; „ich weiß es!“ — Noch hielt die Bäbe Stand. Die Sorge für den Geliebten und für ihr Verhältniß ſchien ihr eine viel höhere Pflicht zu ſein, als Aufrichtigkeit, und muthig antwortete ſie: „Ach, Frau Pfarrerin, das muß Ihnen geträumt haben! So wahr ich —.“ — „Schweig,“ ſprach dieſe mit heftigerm Ton, „und lüg' nicht! Ich habe es durch's Schlüſſelloch mit meinen eigenen Augen geſehen, wen du in deine Kammer getragen haſt.“ — Das machte freilich dem Läugnen und zunächſt auch dem Reden ein Ende. Ben Röthe übergoſſen, mit athmendem Buſen, aber trotzdem noch mit einer gewiſſen Haltung ſtand die Entlarvte da und ſchwieg. „Bekenn' es,“ rief die Pfarrerin gebieteriſch, mit leuchtenden Augen, — „oder du mußt mir im Augenblick aus dem Haus!“ —

Nun ſah die Bäbe den Moment gekommen, wo die Verſicherung der Unſchuld nicht mehr am Ort, vielmehr ein offenes Bekenntniß in jeder Hinſicht erfordert war. Mit reuigem Geſicht, mit feuchten Augen und weichem Ton begann ſie: „Frau Pfarrerin, ich will's Ihnen geſtehen, ich hab' mich vergangen, und bitte Sie um Verzeihung! Aber mein Fehler iſt nicht ſo groß, wie Sie vielleicht denken. Der Tobias hat mich gern in allen Ehren, er will mich heirathen, aber ſein Vater will's nicht leiden, und wir haben eben keine andre Gelegenheit gewußt, wo wir uns ruhig über dieſe Sache berathen können. Sie dürfen mir's glauben, Frau Pfarrerin, es iſt nichts geſchehen —.“ — „Ich glaub' dir's ſchon,“ fiel die Frau ein, indem ein kaum merkbares Lächeln um ihre Lippen ſpielte. Mit erneuter Strenge fuhr ſie dann

aber fort: „Was du gethan haſt, iſt unrecht genug. — Wenn es nun der Herr geſehen hätte? Du kennſt ihn. Dieſer Unfug in ſeinem Haus wäre für ihn die größte Kränkung geweſen — er hätte vor Zorn und Kummer gar nicht gewußt, was er anfangen ſollte. Und wenn's nun jemand anders geſehen hätte, und es würde bekannt, daß die Pfarrmagd des Nachts Liebhaber zu ſich einläßt — was würde man im Dorf ſagen, und was würde man von uns denken?" — Das Mädchen war durch dieſe Worte ernſtlich getroffen, und mit aufrichtiger Bewegung erwiderte ſie: „Ach ja, Frau Pfarrerin, ich ſeh's ein, ich hab' recht gefehlt! Aber man überlegt halt nicht alles!" — „Das ſeh' ich," entgegnete die Frau. Nach kurzem Bedenken ſagte ſie: „Nun horch! Ich will kein Aufſehen machen und kein Gerede veranlaſſen. Du bleibſt bis zum Ziel und ſuchſt dir unterdeſſen einen andern Dienſt — in einem andern Ort." Die Bäbe ſah wehmüthig ergeben vor ſich hin. „Ich ſeh's ein, daß Bitten mir jetzt nicht mehr helfen würden. — Es ſoll geſchehen." — „Bis dahin," fuhr die Pfarrerin fort, „kommt ſo etwas in meinem Haus nicht mehr vor." — „O Frau Pfarrerin," rief das Mädchen, „ich verſprech' Ihnen —." — „Ich will ſchon auch ſelber ſorgen," verſetzte die Frau. „Der Hausſchlüſſel bleibt künftig in meiner Verwahrung." — Ein leichtes ſchmerzliches Lächeln flog über die Züge der Magd, die aber alsbald ruhige Faſſung zeigten.

Die Pfarrerin fuhr nach einer kleinen Pauſe fort: „Es iſt mir ſehr unlieb, daß ein Mädchen, die durch mich in's Dorf gekommen iſt, einen jungen Burſchen verlockt und Unfrieden in eine Haushaltung gebracht hat. Der alte Schneider will ſeinen Sohn mit der Tochter des Bachwebers verheirathen — ich weiß es von guter Hand. Und nun kommſt du und machſt den Sohn ungehorſam gegen den Vater und

stiftest Händel an zwischen ihnen! — Du würdest wohl daran thun, diesen Liebeshandel ganz und gar aufzugeben. Der Eber ist nicht der Mann, dem Tobias seinen Willen zu lassen, und der, obwohl er gestern gezeigt hat, daß er auch frech sein kann, wird nicht im Stande sein, etwas gegen ihn durchzusetzen. Du solltest das einsehen und den jungen Menschen überhaupt gehen lassen, nicht nur so lang du noch bei mir bist, wo sich's von selber versteht!" — „Frau Pfarrerin," erwiderte die Bäbe mit bescheidenem Ernst, „nehmen Sie mir's nicht übel — aber das kann ich Ihnen nicht versprechen. Ich will alles thun, was Sie verlangen. Ich will dem Tobias nicht nachgehen, und in das Pfarrhaus und in den Pfarrhof soll er um meinetwillen nicht mehr kommen. Aber wenn er mich zum Weib haben will, dann kann ich nicht zu ihm sagen: geh und heirathe die Weberstochter, weil's dein Vater verlangt! Der Vater meint, weil die Andere mehr Geld hat, darum wär' sie besser. Aber ich kann etwas, das auch Geld werth ist, und es ist sehr die Frag', ob er mit mir nicht weiter kommt, als mit der Andern, — von der Lieb', die er nun einmal zu mir hat, gar nicht zu reden. — Ich muß mir jetzt alles gefallen lassen, was mir geschehen ist; aber was mein Verhältniß zum Tobias angeht, Frau Pfarrerin, da will ich nichts dran ändern, weder so, noch so. Vielleicht geht's doch noch anders, als man jetzt denkt!" — Die Frau versetzte: „Ich kann dich nicht zwingen, meinen Rath anzunehmen, und will mich in deine Angelegenheiten nicht mischen. Handle, wie du's vor deinem Gewissen glaubst verantworten zu können. Aber so lang du bei 'mir bist, kommst du mit dem Burschen nicht mehr zusammen, weder im Pfarrhaus noch anderswo. Das verlang' ich von dir. — Später kannst du's halten, wie dir's beliebt." — Nach einem

Moment ſetzte ſie hinzu: „Trag' das Geſchirr jetzt hinaus — die Sache iſt abgemacht.“

Die Bäbe ergriff das Kaffeebrett und wollte die Stube verlaſſen. „Noch eins!“ rief die Frau. „Ich brauch' dir nicht erſt zu ſagen, daß von dem, was paſſirt iſt, nichts bekannt werden darf!“ — „O,“ antwortete das Mädchen, „ich habe keine Urſach', davon zu reden!“ — „Aber der Burſch?“ — „Der wird nicht davon ſchnaufen,“ erwiderte die Bäbe mit halbem Lächeln; „dafür ſteh ich gut.“ — „Um ſo beſſer,“ verſetzte die Frau. „Dann können wir hoffen, daß es für jetzt aus iſt.“ —

Der alte und der junge Schneider gingen den ganzen Tag um einander herum, indem ſie nur das Nöthigſte mit einander ſprachen und dabei möglichſt vermieden, ſich ins Geſicht zu ſehen. Beim Abendeſſen war die Familie ſtumm; jedes machte ſich ſeine Gedanken. Das Geſicht des Alten drückte Unſchlüſſigkeit und Unzufriedenheit aus; man ſah, daß ihn etwas plagte. Nach dem Tiſchgebet ging er in den Hof, Kaſper folgte, die Walpurg begab ſich in die Küche und Tobias war allein. Von der Arbeit müde, lehnte er ſich in eine Ecke und gab ſich ſeinen Gedanken hin. Er hatte eine Empfindung, die faſt ans Angenehme ſtreifte. Mit ſeinem Verhalten den Tag über konnte er nur zufrieden ſein. Er war nicht davon gelaufen — was er ſchon der Bäbe wegen nicht durfte! — aber er hatte ſich nicht ſchwach gezeigt, und es war ihm, als ob jetzt der Alte ſich ſchämte und ſich vor ihm ſcheute. Die Sache konnte nun von ſelber eine ganz andere Geſtalt bekommen. Und wenn das geſchah, war ihm doch eigentlich aus den Schlägen das Heil erwachſen! — Allerdings war die Lage, in der er ſich befand noch ungewiß und dunkel; aber in das Dunkel fiel der Schein begründeter

Hoffnung, und darum füllte sein Herz ein düsterwohles Gefühl, dem er sich in der Dämmerung gern hingab.

Aus dem traumhaften Zustand weckte ihn der alte Schneider, der allein zurückkam. Diesem war es schon seit einigen Stunden im Kopf herumgegangen, daß die Sache so nicht bleiben könne und daß er mit dem Burschen reden müsse, um zu sehen, wie sie nun eigentlich mit einander ständen. Einen Theil des Tages hatte er wirklich Scheu getragen, den wunden Punkt zu berühren; aber nach und nach war ihm das Gefühl der väterlichen Gewalt wiedergekommen; er sagte sich, daß dem Burschen gestern nur Recht geschehen sei und daß er das begonnene Werk, wenn auch mit andern Mitteln, heute fortsetzen müsse.

Als er den Sohn in der dunkelnden Stube sah, schien ihm der rechte Moment gekommen. Durch keine Erinnerung mehr befangen, trat er gegen ihn vor und sagte: „Es ist gut, daß ich dich allein treff'. Wir zwei haben noch was miteinander auszumachen." — Tobias erhob etwas betroffen den Kopf; aber die Wirkung der Anrede war nicht, wie sie der Vater erwartete. Mit einem gewissen Humor erwiderte der Bursche: „So? — Noch was?" — Der Alte, die Entgegnung verstehend, lächelte spöttisch. „Du meinst," versetzte er auf ihn herabsehend, „ich wär' schon fertig mit dir?" — „Allerdings!" antwortete der Sohn. „Vorderhand hätt' ich gemeint —." — „Weder vor der Hand, noch nach der Hand," unterbrach ihn der Alte mit Schärfe. „Was dir gestern passirt ist, das ist nur die Strafe gewesen für deine unverschämte Heimtücke. Hat man je so was gesehen? Mir sagen, daß es mit der Personen aus sei, zum Schein folgen, zur Sibylle gehen und um's Haus herum zur Pfarrmagd schleichen — ist das nicht schändlich?" — „Du willst's ja nicht anders haben," entgegnete Tobias seinerseits anklagend. „Du

weißt, daß ich die Sibylle nicht mag, und doch nöthigst du mich zu ihr hin und willst mich freſſen, wenn ich nicht gleich geh! Was bleibt mir da anders übrig, als dir was vorzumachen?“ — „Sauber, das muß ich ſagen!“ erwiderte der Alte. „Alſo wenn der Vater nicht gleich thut, was der Sohn in ſeiner Dummheit verlangt, dann darf ihn der für'n Narrn halten, und an der Naſe herumführen?“ — „Er kann eben dann nicht anders,“ verſetzte Tobias, „und es geſchieht eben!“ — „Halt's Maul,“ rief der Alte entrüſtet, „und laß das einfältige Geſchwätz!“ — Nach einer Weile fuhr er fort: „Ich habe aber doch recht gehabt neulich? Die Perſon iſt doch wieder an dich gekommen, trotz ihrem Schimpfen? Der „miſerable Kerl“ iſt ihr nun wieder gut genug? — Das iſt die rechte Waar'!“ — „Die Bäbe,“ entgegnete Tobias mit dem Ernſt eines verletzten Gemüths, „hat gehandelt wie ein braves Mädchen. Sie hat mir verziehen, weil ſie erfahren hat, daß ich ihr im Herzen doch treu geblieben bin, wie's auch wahr iſt. Die Bäbe iſt das beſte Mädchen von der Welt, ſie hat mich lieb, ſie thut alles für mich — ſie allein meint's gut mit mir, ſonſt niemand. Und das Mädchen laſſ' ich nicht, die muß mein Weib werden, und wenn die ganze Welt des Teufels wird. Ich laſſ' mir's nun einmal nicht nehmen, ich thu's nicht anders — und damit Punktum!“

Der Alte hatte dieſe Rede, in welcher ſich Tobias zum Gipfel des Muthes und Trotzes hinaufſteigerte, mit einer Anwandlung von Schrecken gehört, wie man ihn empfindet, wenn man jemand plötzlich gegen alle bisherige Gewohnheit und Natur handeln ſieht. Er betrachtete ihn mit immer größer werdenden Augen von oben bis unten und nur durch Schnaufen erleichterte er ſein Herz. Endlich fand er Worte und rief: „Dahin iſt's gekommen! — Ich hab' dir alſo die Narrheit noch nicht ausgetrieben?“ — „Im Gegentheil erwiderte

der jetzt im Zuge befindliche und von der Wirksamkeit seines Verfahrens überzeugte Bursch: „hineingetrieben hast du's in mich, nicht ausgetrieben!“ — Das war zuviel — es war nicht nur Trotz, sondern Hohn! Bebend vor Zorn stellte sich der Alte vor den Rebellen hin und rief: „Jetzt horch, ich will dir was sagen! Ich hab' dir gestern gezeigt, wie man's ungerathenen Buben macht, auch wenn sie so alt sind wie du bist. Aber das ist noch nicht das Beste gewesen, ich kann's noch ganz anders! Und wenn du mich erzürnst —!“ Seine rechte Hand ballte sich und seine Augen sprühten Feuer, als ob er den Burschen verbrennen wollte. Dieser, der sich erhoben hatte, entgegnete jedoch fest und nachdrücklich: „Du bist mein Vater, du bist stärker als ich, und du kannst mich schlagen. Ich kann nichts dagegen thun und muß es mir gefallen lassen. Aber das sag' ich dir: wenn du mich todt schlägst, laß' ich die Bäbe nicht. Dann erst recht nicht!“ — Dies war mit einem Ausdruck von Märtyrer-Entschlossenheit gesprochen, daß der Alte erstarrte und verstummte. Er sah ihn an wie einen, mit dem's nicht richtig ist, gegen den man aber ebendeßwegen vorderhand nichts machen kann, und erwiderte nur: „Gut, das wollen wir sehen!“ — Und Tobias versetzte keck: „Ja, das wollen wir sehen!“

Die Walpurg erschien mit der brennenden Ampel — eine Unterbrechung, die dem Alten lieber war als dem Sohn. Das Weib machte ein sonderbares Gesicht. Sie hatte die zankenden Stimmen gehört und war bald aus Neugierde, bald um einen schrecklichen Auftritt zu verhindern, in die Stube gegangen, stellte sich aber nun, als ob sie von nichts wüßte. Sie suchte den Alten durch häusliche Fragen auf andere Gedanken zu bringen, verlor die Geduld nicht, als dieser sie anschnauzte, und erlangte es endlich, daß er ihr Gehör gab. Nach einer Weile erhob sich Tobias, der sich wieder gesetzt

hatte, wünschte gelassen und wohlwollend Gutenacht und ging in seine Kammer.

Ein erhebendes Gefühl durchdrang ihn. Er hatte mit seinem Vater gekämpft und — gesiegt. Er hatte nichts mehr verheimlicht, ihm nichts vorgespiegelt, sondern ganz ehrlich alles gesagt wie's war — und der Alte hatte nichts darauf machen können! — Sinnend stand er da, plötzlich glänzte er in einem Lächeln, wie ein Mensch, der auf's angenehmste überrascht ist. Was die Bäbe von ihm verlangt, und er für ganz und gar unthunlich gehalten, das war ja nun doch geschehen — und ohne daß er's drauf angelegt hatte! Er hatte dem Vater gesagt: die Sybille mag ich nicht, ich will die Bäbe — und der Vater hatte zwar gethan, als ob er ihn fressen wollte, aber es zuletzt doch schön bleiben lassen! — Ja, die Bäbe hatte recht, die war gescheidt und kannte die Menschen! Aber er hatte sich auch viel besser benommen, als er sich's zugetraut: er war denn doch der armselige Kerl nicht, für den er sich selber gehalten, sondern es steckte noch was ganz anderes in ihm! — Der Anfang war gemacht, er war auf dem rechten Weg, und nun gings weiter an's Ziel — da war kein Zweifel mehr.

Er legte sich vergnügt zu Bette und schlief bis zum lichten Morgen.

Als er erwachte, hatte sich die Sonne, durch dünne Wolken scheinend, bereits eine ziemliche Strecke über den Horizont erhoben. Es war indeß Feiertag, er konnte sich noch im Bette dehnen, und er that es. Seine Glieder waren von Schmerzen beinahe ganz frei, und ein Lächeln erfreute es ihm, als er zwei Mäler an seinem Oberarm, die gestern noch blau gewesen waren, heute schon ins Grünliche übergehen sah. Er wußte aus Erfahrung, daß sie dann bald ganz verschwinden und nichts mehr übrig bleiben würde, als die guten Folgen. —

Während er sich anzog, kam ihm der Gedanke, ob er nicht seine günstige Stellung benutzen und dem Alten sogleich die Einwilligung zur Heirath mit der Geliebten abnöthigen solle. Es kam ihm nicht ganz unmöglich vor, daß er am Ende nachgab, wenn er sah, wie viel bei ihm die Glocke geschlagen hatte. — Mit Entschlossenheit ging er hinunter in die Stube.

Der Alte saß allein hinter dem Ofen, und das war günstig. Tobias sagte Gutenmorgen und trat näher. Wie er ihm aber in das erhobene Gesicht sah, fühlte er gleich, daß die rechte Zeit für sein Unternehmen noch nicht gekommen sei. Der Alte sah gefährlich aus. Die Schlappe, die er gestern erlitten hatte, nagte an ihm, er war in tiefen Unmuth versunken. Ruhig saß er da; aber es war eine Ruhe, die ein einziges schiefes Wort in den wildesten Sturm verwandeln konnte. — Nachdem der Sohn dies erkannt, wandte er sich, stimmte sein Triumpfgefühl herab und ging still mit ehrbarer Miene hin und her, indem seine Stimmung wieder eine bedrückte zu werden begann.

Die Glocken erschollen vom Thurm. Er zog seinen Tuchrock an und setzte seinen Schaufelhut auf, um in die Kirche zu gehen. Sein Inneres erfüllte sich mit resignirtem Ernst, und er war sehr geneigt, andächtig zu sein, wie irgend einer der ledigen Bursche. Auf dem Wege begegnete ihm jedoch ein Bekannter, der auf seinen Gruß mit auffälliger Miene dankte. Es war ein guter Mensch, aber jetzt lächelte er fast so, als ob er ihn auslachte. — Nicht lange, so ging einer seiner frühern Widersacher an ihm vorüber. Dieser zeigte ein Gesicht, aus welchem die Schadenfreude ordentlich leuchtete, und Tobias sagte sich augenblicklich: man weiß es!

Darauf war er nicht vorbereitet. Sein Herz fing an zu pochen, Schamröthe übergoß ihn. Wenn es die zwei

wußten, dann wußte es das ganze Dorf — und dann war Spott und Schande nicht zu vermeiden. — Es half nichts, daß er ſich die Möglichkeit vorhielt, ſeine Vermuthung könnte doch irrig ſein. Ein drittes Geſicht von einem ältern Verwandten ſprach viel zu deutlich. Er täuſchte ſich nicht. Es war ausgekommen — Gott weiß wie! — Die Leute wußten, daß er Schläge bekommen und warum, ſo ſahen ſie aus! —

Mit Gefühlen, die wenig Kirchliches hatten, trat er in das Gotteshaus ein, und ging auf die „Borkirche“ (Emporkirche) an ſeinen Platz unter den Ledigen. Er fürchtete, aller Augen würden ſich auf ihn richten, ſah daher grad vor ſich hin und gab ſich die größte Mühe, ſeine Verlegenheit hinter einer feierlichen Miene zu verbergen. Mit dieſer ſeiner Furcht ging er indeß zu weit; denn ſo wichtig erſchien er im gegenwärtigen Augenblick der Gemeinde doch nicht, daß ſie nur Augen für ihn haben ſollte. Einige mitleidige Blicke von Seiten junger Burſche — das war alles, was er erreichte; und das dauerte nur einen Moment. Als das Lied begann, dachte niemand mehr an den Schneider.

Er fing an ſich zu gewöhnen, und ſang kräftig mit. Plötzlich traf ihn ein anderer Gedanke. Wenn der Pfarrer ſelbſt etwas wußte und von der Kanzel her ſeinen Blick auf ihn richtete — oder gar in der Predigt eine Anſpielung auf ihn machte, wie das ſchon vorgekommen war? Und wenn dann erſt recht alles auf ihn ſah und er daſtand wie ein Gerichteter? — Aengſtlich und bekümmert folgte er dem Gange des Gottesdienſtes. Bei Leſung des Textes ging ihm ein Stich durch's Herz: es war die Parabel vom verlorenen Schaf! Wie leicht war da eine Hindeutung auf ihn! — Er bebte merkbar, und nur mit der größten Anſtrengung gelang es ihm, die Empfindungen, die ihn in Bewegung ſetzten, nicht ganz deutlich werden zu laſſen. — Die zweite

Sorge war indeſſen noch unnützer als die erſte. Der Pfarrer hielt eine warme, herzliche Rede, die ſich durchaus im Allgemeinen bewegte, und Tobias fing an zu begreifen, daß, wenn ſeiner darin gedacht worden wäre, dies für ihn nur ehrenvoll hätte ſein können.

Viel ruhiger als er ſie betreten verließ er die Kirche. Auf dem Heimweg ſah er zwar noch einige lächelnde Geſichter, aber die Heiterkeit derſelben ſchien ihm doch viel weniger boshaft zu ſein und er empfand ſie denn auch viel weniger peinlich. — In einer mittlern Stimmung kam er nach Hauſe und behauptete dieſelbe während des Mittageſſens. Später lockte ihn das ſchöne Wetter in den Garten. Er ging hin und her, ſetzte ſich auf eine Bank unter den dickſten Baum, und in der friſchen Luft, unter dem freundlichen Himmel wurde er ruhiger und heiterer. Die Geſchichte konnte auch leichter vorübergehen, als er ſich dachte; ja, ſie konnte ſogar zu ſeinem Nutzen ausſchlagen — wer wußte das! —

Eine geraume Zeit verging. Als es vier Uhr ſchlug, erhob ſich in ihm die Frage, ob er ganz zu Hauſe bleiben oder noch unter die Leute gehen ſollte. Das erſte war gefahrlos, aber auf die Dauer langweilig; das zweite gewagt, aber ehrenvoller und ſo oder ſo unterhaltender. Nach kurzem Beſinnen rief er: „Was da! — ich geh' ins Wirthshaus!“

In dunkelblauer Juppe, die Pelzkappe ein wenig auf's rechte Ohr geſetzt, ging er muthig die Gaſſe hinab. Er ſuchte munter auszuſehen und grüßte ein paar Mädchen, die am Wege ſtanden, luſtig, ſo daß ſie ihm verwundert dankten. Als er das Wirthshaus erblickte, wurde er ernſter. Die Gefahr, der er entgegenging, kam ihm zum Bewußtſein und er waffnete ſich darauf.

Im Tennen traf er das Wirthsmädchen. Diese sah ihn gemüthlich an und sagte: „Die ledigen ‚Burschi' sind im Garten." Tobias überlegte einen Moment, ob er nicht lieber in die Stube gehen sollte; aber der Muth siegte und er ging durch die Hinterthüre zu seines Gleichen.

Eine frische, heitere Scene bot sich ihm dar. Rechter Hand vor einem Kegelplatz standen junge Leute und versuchten auf der unbedeckten, von den Wirthsleuten stiefmütterlich behandelten Bahn mehr ihr Glück, als ihre Kunst, vollführten aber dabei nur einen um so fröhlichern Lärm. Links an einer Tafel saßen ältere Burschi, die sich mehr an's Trinken des kräftigen braunen Biers und an ergötzliches Gespräch hielten. Die Sonne war über die zarten Wolken, die sie Vormittags schleierartig umzogen hatten, völlig Herr geworden, der Garten stand im herrlichsten Frühsommerglanz, Laub und Gras leuchteten, in den warmen Strahlen erlustigten sich Käfer und Fliegen und oben in der Luft weißbauchige Schwalben, die zwitschernd hin und her flogen und auf und ab tauchten wie in einem Bade. Die Natur war glücklich, und die Menschen so vergnügt, wie es Bauern am Sonntag nur irgend sein können.

In der Unterhaltung der Trinker war eine kleine Ebbe eingetreten; aber im Schweigen saßen die tüchtigen Burschi so behaglich da, wie vorher im Discurs. Als sie des Tobias ansichtig wurden, belebten sich die braunen Gesichter plötzlich und mehrere Stimmen riefen wie aus einem Mund: „Ah, der Schneider!" — Es war eine eigene Mischung von Bosheit und Wohlwollen, womit sie den Ankömmling betrachteten; man konnte sagen: sie empfanden Wohlwollen gegen den, der ihrer Bosheit als Opfer entgegenkam! — Als Tobias die Mienen sah, erkannte er sein Schicksal und lenkte seinen Schritt gegen die Kegelbahn. Da öffnete ein breit-

köpfiger, urgesunder, grundvergnügter Kerl an der Schmalseite der Tafel eine Art Wolfsrachen und rief so gutmüthig als möglich: „Schneider, Bruderherz! Da komm her und setz' dich zu uns!“ — Tobias zauderte, denn der Bursch, Namens „Leard“ (Leonhard) war ein bekannter „Uhzer;“ aber dieser fuhr fort: „Laß die Buben kegeln und setz' dich zu deinen Kameraden. Komm, da neben mir ist noch Platz!“ — Tobias, in Ermangelung einer Ausrede, folgte willenlos und setzte sich.

Aller Augen wandten sich nun auf Tobias und Leard. Dieser hatte dem Schneider mit seinem Krug aufgewartet und sah, während er trank, vor sich hin. Dann begann er: „Nun sag' mir, Schneider, wie geht's allweil? Ich hab' dich lang nicht gesehen!“ Und indem er ihn betrachtete, fuhr er theilnehmend fort: „Du bist ein wenig bleicher als sonst; — ist dir vielleicht etwas zugestoßen?“ — Tobias, der allerdings etwas bleicher war als sonst, aber nur, weil er merkte, was der Leard mit ihm vorhatte, versetzte trotzig: „Bah, was sollt' mir zugestoßen sein? Ich wüßt' nicht was!“ — Dieser Antwort folgte ein Ausbruch von Heiterkeit, der den Humor des Burschen nicht heben konnte. Leard versetzte: „Nun, nun, zustoßen kann einem immer etwas — für Unglück kann kein Mensch. Man kann verschreckt werden, man kann hinfallen, gefährlich hinfallen —.“ — „Besonders bei der Nacht,“ warf ein feiner junger Bursch ein, „wenn's finster ist.“ — „Ja wohl,“ fuhr Leard fort; „bei der Nacht ist viel möglich, da hat der Teufel sein Spiel, namentlich wenn man auf Wegen geht, die man noch nicht recht gewohnt ist.“ Und den Tobias betrachtend, der nun in der That wie ein armer Sünder dasaß, rief er plötzlich: „Schneider, Schneider, ich hab's getroffen! Dir ist etwas passirt, und das was recht Widerwärtigs! — Sag's, Tobias! Sag's deinen Kameraden!“

— Dieſe Aufforderung war mit aller Theilnahme eines ächten Freundes geſprochen, und Tobias, der vergebens nach einer paſſenden Entgegnung ſuchte, fühlte ſich in der unbehaglichſten Lage. Da es mit ſeinem Humor gänzlich vorbei war, legte er ſich auf den Aerger und rief: „Was habt ihr denn aber heut? Ich weiß ja gar nicht, was ihr wollt! — Laßt mich gehen — oder ich geh!“ — „Ah,“ entgegnete Leard mit vorwurfsvoller Miene, „das wirſt du uns doch nicht thun? Fortgehen von deinen beſten Kameraden?“ Und zu den Andern gewendet, rief er: „Haben wir uns nicht alle gefreut, wie er gekommen iſt?“ — „Ja wohl! Freilich!“ war die Antwort. — „Siehſt du?“ fuhr Leard fort. „Und da kommt ohnehin dein Bier!“

Das Wirthsmädchen kam über's Gras gegangen mit einem Maßkrug und ſetzte ihn vor Tobias. Sie trat einen Schritt zurück und blieb ſtehen; denn ſie wollte auch ihren Antheil am Vergnügen haben.

Leard nahm ſeinen Krug, ſtieß an den des Tobias und rief munter: „Sauf, Bruder, und ſag' uns dann, was dir paſſirt iſt!“ — Tobias trank und verlängerte den Zug ſo viel er konnte, in der Hoffnung, dadurch der Antwort überhoben zu werden. Aber ſein Quälgeiſt war nicht gemeint, ihn in Ruhe zu laſſen. Nachdem er ſelber einen tüchtigen Schluck zu ſich genommen, begann er: „Nun alſo — was iſt dir geſchehen? — Sag's!“ — Jetzt verlor Tobias die Geduld. „So ſei doch geſcheidt,“ rief er mit hohem Verdruß, „und laß mich gehen mit deinen einfältigen Fragen! — Nichts iſt mir geſchehen!“ —

Leard ſchüttelte den Kopf und verſetzte: „Du biſt nicht höflich, Tobias, und vergiſt mir meine Freundſchaft ſchlecht.“ Ein vierſchrötiger Burſch ergriff jetzt das Wort und ſagte: „Ich hab' bis jetzt geſchwiegen; aber weil der Schneider gar

nicht bekennen will, so muß ich doch reden. Gestern in der Früh bin ich in meinem Garten gewesen und hab' ihn sechs Schritt' hinter seinem Vater nach der Wiese gehen sehen. Das Gesicht, das er da gemacht hat, wird mir im Gedächtniß bleiben. Wie soll ich nur gleich sagen? Er hat ausgesehen, als ob ihn die „Wura'moesa'" (Ameisen) auf'm Brachacker 'rumg'schleift hätten!" — „Da haben wir's," rief Leard. „Also gestern? Dann muß ihm das Unglück am Freitag Nachts zugestoßen sein!" Und vor sich hinsehend, fragte er sich: „Was ist's jetzt wohl gewesen?" — Der feine junge Bursch sagte lachend: „Ich glaub', er ist auf'm Gaisbock spazieren geritten und der hat ihn 'runtergeworfen!" — Leard entgegnete: „Nichts da! Das ist eine alte Sag'! Heutzutag reiten die Schneider nicht mehr auf Gaisböcken, sie sind auch aufgeklärter geworden und suchen sich jetzt schon andere Rößlein!" — Heiteres Lachen erscholl um die Tafel, und ein entfernter Schein von Lächeln flog sogar über das verlegene Gesicht des Gehöhnten. „Das mag sein," erwiederte der Feine; „wie ist er dann aber zu dem Gesicht von gestern gekommen?" — „Nun, wie geht's nicht?" versetzte Leard gemüthlich. „Wenn einem ein rechtes Glück angestanden ist, dann wirft der Teufel immer Heu 'runter! Ist's etwa das erstemal, daß einer, der just von seinem Schatz herkommt, tüchtige Prügel kriegt?" Und den Schneider betrachtend, setzte er hinzu: „Nun, nun, du brauchst dich nicht zu schämen, Tobias. Von seinem Vater kann man am End' noch Schläg' annehmen, und daß dich der Alte gezwungen hat, das nimmt dir kein Mensch übel."

Der Schneider saß da mit den peinlichsten Empfindungen. Alles war heraus, alles — sogar die Art, wie er in die Kammer der Bäbe befördert worden! — Wie konnte man das wissen? Hatte das Mädchen geschwätzt? Hatte man sie im Pfarrhaus gesehen? — Er wußte nicht, was er denken sollte; rathlos

ſah er auf den Tiſch, der Schweiß ging ihm aus. — Wenn er noch einige Hoffnung gehabt hätte, die geheimſten der geſtrigen Vorgänge könnten doch noch unbekannt ſein und er möchte nur falſch gerathen haben, ſo wäre er gleich enttäuſcht worden.

Der Feine richtete ſeinen Blick auf ihn und ſagte: „Freund Tobias, du nimmſt dir die Geſchichte mehr zu Herzen, als nöthig iſt. Geh, ſei g'ſcheidt! Ein Glied hat er dir nicht abgeſchlagen, und für ſo einen Schatz, wie die iſt, kann man ſchon was aushalten!“ — „Das mein' ich auch!“ rief Leard. „Das ſchönſte Mädchen im Dorf — ſogar die meine nicht ausgenommen! — Und ſolch ein Einfall! Gecken! — So geſcheidt ſind ſie nur im Keſſelthal — bei uns thät' keine drauf kommen!“ Und zu der Kellnerin gewendet, rief er: „Nicht wahr, Mädle?“ — „O wahrlich nein,“ entgegnete dieſe mit einem Geſicht, das vor Vergnügen leuchtete. „Im Ries ſind wir nicht ſo g'ſtudirt!“ — Leard ergriff den Maßkrug und rief: „Nun, ſo ſtoß an, Schneider! Sie ſoll leben!“ — Tobias verſuchte noch auszuweichen und entgegnete mit der wankenden Stimme eines ſchlechten Gewiſſens: „Aber was willſt du denn? Ich weiß ja gar nicht, wen du meinſt?“ — In das neue Gelächter hinein redete aber Leard: „Nun, wir wiſſen's ſchon. Komm, ſtoß an!“ — Tobias, gedrängt und in Ermangelung einer beſſern Auskunft, nahm den Krug, ließ den Andern anſtoßen und that einen großen, weit hinausgedehnten Zug. — Leard, nachdem er ebenfalls keinen ſchlechten gethan, rief: „Bravo! Nun haſt du gehandelt wie ein rechter Burſch! Seinen Schatz muß man nicht verläugnen, am wenigſten, wenn man ſo einen hat, wie du!“ — Tobias erwiederte hierauf nichts, und auch die Andern, die einigermaßen genug zu haben ſchienen, ließen ihre Zungen in Ruhe. Der Geplagte hoffte es überſtanden zu haben.

Diese Hoffnung hätte sich vielleicht erfüllt und die Burſche beliebt, einen andern Gegenſtand vorzunehmen und den Schneider für heute in Ruhe zu laſſen. Aber nun fuhr der böſe Feind in ihn ſelber und bewog ihn, ſich ein unbefangenes Anſehen gebend zu fragen: „Giebt's nichts Neues?“ — Das Gelächter, das auf dieſen ſchwachen Verſuch, dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, ſich hören ließ, war nicht das ſchlechteſte, und Leard rief mit angenehmer Verwunderung: „Wie, haſt du noch nicht genug an dem, was geſchehen iſt? Kott's Tauſend, bei uns kann nicht jeden Tag ſo was paſſiren! Seit geſtern ſpricht man von nichts anderm im ganzen Dorf, und in vier Wochen haben wir noch genug daran!“ — Der Feine bemerkte: „Das Neueſte, Tobias, mußt du machen! Du biſt jetzt im Schuß — mach' vorwärts und ſorg' dafür, daß wir dir bald auf die Hochzeit gehen können! Wenn auch der Alte nochmal wild wird und die „Ehlamäß“ (das Ellenmaß) nimmt! Das kommt jetzt auf eins heraus!“ — „Ja freilich,“ rief Leard. „Etliche Schläg' mehr oder weniger, das bedeutet nichts; aber ſeinen Schatz heimführen, das muß ein rechter Kerl, bieg's oder brech's! Wenn ich die Keſſelthalerin kriegen könnt', hol mich der Teufel, ich ließ mir eine Woch' lang jeden Tag aufmeſſen! So ein Mädchen bekommt man nicht umſonſt! Eine „Langrockete“ und rund wie ein Apfel! Ein Kreuz und ein paar Schultern, die noch einen ganz andern tragen könnten, als einen Schneider, und die geſchickteſten Manieren, und einen Gang, den ſich jede im Dorf zum Muſter nehmen könnt'. — Tobias, Tobias, du haſt doch den beſten gezogen und lachſt uns noch alle aus!“ — „Ja, ja,“ warf der Vierſchrötige ein, „wenn er ſich nicht abſchrecken läßt, dann glaub' ich's ſelber!“ — „Abſchrecken?“ rief Leard. „Der Tobias? Die Schneider ſind von je die bockbeinigſten Kerle geweſen, und das iſt natürlich! Der führt die Sach'

'naus, das werdet ihr ſehen!“ Und mit aller Theilnahme, welche die lachende Bosheit aufkommen ließ, fragte er: „Wann wirſt du Hochzeit machen, Tobias? Fällt's noch in den nächſten Monat?“

Tobias zitterte vor Verdruß. Er hatte das Gefühl eines angeſpannten Roſſes, das von Bremſen bedeckt und umflogen iſt und, trotz alles Schüttelns, des Geplagtwerdens von Seiten des blutgierigen Ungeziefers kein Ende ſieht. Seine Seele trachtete hinwegzukommen; er nahm ſeinen Krug, ſetzte an und leerte den Reſt auf einen Zug. Der Uhzer hatte ihn beobachtet; ſeine Abſicht errathend faßte er ſchnell den Krug und rief: „Mädle, da iſt's leer!“ — Der Schneider ergriff den Krug ebenfalls und ſchrie: „Nichts da! Ich muß fort!“ — „Wie,“ entgegnete Leard, „du willſt fort, jetzt, wo wir in der beſten Unterhaltung ſind? — Laß mir dir handeln! Eine Halbe!“ — Er lenkte den Krug nach der Kellnerin und rief: „Geſchwind, Mädle! Nimm und lauf!“ — „Nein,“ rief Tobias ergrimmt, indem er ſich nun mit dieſer um den Krug ſtritt; „ich trink' nichts mehr, Kott's Himmelſakerment!“ Er war aufgeſtanden, ſetzte die Pelzkappe feſt auf den Kopf und ſagte: „Ich bin nicht hergekommen, um mich von euch für'n Narrn halten zu laſſen, das könnt ihr mir glauben!“ — „Wir glauben's auch,“ verſetzte Leard, „und drum fällt's uns gar nicht ein. Bleib da!“ — „Ja, bleib da!“ riefen mehrere Burſche. — Das Mädchen, die nun im unbeſtrittenen Beſitz des Kruges war, fragte: „Wie iſt's, ſoll ich einſchenken? Das Bier iſt fürnehm, grad hat man angeſtochen!“— „Nein,“ entgegnete der Schneider energiſch, „ich mag nichts!“ — „Komm,“ rief Leard, ſeine Hand faſſend, „gib nach! — Setz' dich wieder! Wir haben dich ſo gern!“ — „Ihr könnt mich auch gern haben!“ rief der Schneider, ſeine Hand losreißend,

„alle mit einander!“ — Und unter allgemeinem Gelächter schritt er von dannen.

Bevor wir ihn weiter begleiten, müssen wir auf eine Frage antworten, die auch der Leser aufgeworfen haben wird. Daß der nächtliche Besuch im Pfarrhaus und die darauf erfolgte Scene durch jenen Vetter Hans, der die letztere mit angesehen haben konnte, verrathen worden sei, wird man sich selbst gesagt haben. Es war auch in der That so. Wie konnte aber auch der eigenthümliche Liebesdienst bekannt geworden sein, den die Bäbe dem Schneider erwiesen hatte? Dieser, wie sein Staunen gezeigt, hatte ihn keiner Seele mitgetheilt. Außer ihm war aber die Thatsache nur der Bäbe und der Pfarrerin bekannt — der Pfarrerin, welche die Geheimhaltung befohlen, der Bäbe, die sie zugesagt hatte!

Der Autor muß bekennen, daß er eine bestimmte Erklärung in dieser Frage selbst nicht abzugeben vermag. Er kann nur auf Möglichkeiten hinweisen, und bittet den Leser, seine Entscheidung selber zu treffen.

Die Bäbe hatte eine Kamerädin, und diese eine Schwester. Es ist denkbar, daß sie der Getreuen, die ohnehin schon Mitwisserin geworden in der Bedrängniß ihres Herzens, nach dem abgenommenen Versprechen einer vollständigen Geheimhaltung natürlich, den Handel erzählt, und diese wirklich keiner Seele davon gesagt, ausgenommen ihrer Schwester, die dann, durch ihre gleichfalls ertheilte Zusage schon weniger beengt, das Weitere sich erlaubt hatte. Auf der andern Seite stand aber die Frau Pfarrerin in einem Verhältniß wechselseitiger Mittheilungen mit der Frau Lehrerin, und diese hatte wieder eine Beziehung zur Frau Wirthin. Es ist möglich, daß die gute und im Grund ihres Wesens heitere Dame dem Reiz nicht widerstehen konnte, die ihr noch nie vorgekommene und darum höchst pikante Thatsache unter dem Siegel der

tiefſten Verſchwiegenheit der Vertrauten zu ſchildern, da nach der ſtrengen Juſtiz, die ſie gegen die Uebelthäterin geübt hatte, doch auch die komiſche Seite derſelben ausgebeutet ſein wollte. Daß dann die Frau Lehrerin die prächtige Geſchichte nicht ganz und gar für ſich behalten, ſondern ſie unter der nämlichen ſichernden Bedingung der Wirthin vertraut, wäre ihr kaum zu verdenken geweſen. Um ſo weniger aber der Wirthin die Mittheilung an irgend einen ihrer Gäſte, für deren Unterhaltung zu ſorgen ja zu ihren Pflichten gehörte! — Genug, die Sache war ausgekommen, ging wie ein Lauffeuer im Dorf herum und der Schneider hatte die Folgen zu dulden.

Mit welchen Empfindungen dieſer den Wirthsgarten verließ, kann man ſich denken. Das ihm angeborne Ehrgefühl, durch die übelſten Erfahrungen nicht unterdrückt, war nach dem geſtrigen Sieg über ſeinen Vater mächtig emporgelodert; ſeine Anſprüche auf Achtung hatten ſich erneuert, und er glaubte ſich durch die Erreichung ſeines Zweckes, die er für gewiß annahm, allgemein in Anſehen bringen zu können. — Nun war alles wieder zu Waſſer geworden. Das heutige Geſicht des Alten hatte ihn belehrt, daß er ſeine Einwilligung in die Heirath mit der Bäbe weniger als jemals hoffen könne — daß er die Schläge fruchtlos erduldet hatte! Und zu alledem war ſeine Schmach öffentlich geworden — er, der Geſchädigte war dem Spott und der Mißhandlung preisgegeben, wer weiß auf wie lange! — Der Boden brannte unter ihm, er fürchtete ſich unendlich, jemand zu begegnen, und eilte auf dem kürzeſten Weg aus dem Dorf ins Feld, wo er den am wenigſten betretenen Fußpfad aufſuchte.

Als er hier weitherum niemand gewahrte, entlaſtete er das gepreßte Herz und brach in laute Verwünſchungen aus. Er ſagte ſich in wilder Leidenſchaft vor, was er erduldet, ſchmähte, daß ihm — grad ihm das begegnen ſollte, malte

sich aus, was er ferner werde zu leiden haben, und wühlte sich immer tiefer in sein Elend hinein. Die Worte gingen ihm endlich aus, aber nicht das Wallen und Sieden des Herzens, dem sie entstiegen waren. Er lief zwischen herrlichen Saatfeldern hin, aber er nahm sie nicht wahr, so wenig als er die Lerchen hörte, die nach und nach die Luft zu beleben anfingen. Sein Geist war der Außenwelt entnommen, seine Füße trugen ihn nur mechanisch weiter.

Ein Markstein, an den er stieß, brachte ihn wieder zur Besinnung. Er sah auf und bemerkte, daß er in die Feldung des Nachbardorfes eingetreten und diesem näher war, als dem seinen. Das stimmte ihn ruhiger. Es war sicherer hier und darum für ihn heimlicher. Einen Seitenpfad einschlagend ging er langsamer, aber um vieles gemüthlicher vorwärts. Nach und nach legte sich der innere Aufruhr ganz, der Muth kam ihm wieder und die Kraft der Vertheidigung regte sich in ihm. Die Phantasie, die größte Trösterin, erhob sich, fühlte sich und begann ihr Geschäft, die erlebten Unbilden umzubilden und das, was geschehen war, so darzustellen, wie es hätte geschehen *sollen*. —

Er dachte sich die Kerle im Garten, wie sie an der Tafel saßen und von ihm sprachen. Es gab ein Gerede hin und her und mancher dumme Spaß wurde über ihn gemacht. „Wenn er jetzt käme," rief einer der Lümmel, „dem sollt' es gut gehen!" — Und siehe da, er kam, er setzte sich zu ihnen — aber die Sache ging anders, als sie gedachten! — Das Trätzen fing an, einer half dem andern. Eine Zeitlang hörte er es ruhig an, indem er nur diesem und jenem eine Red' hinschmiß, daß er daran zu schlucken hatte. Endlich kriegte er's genug, und er rief zum Leard: „Halt's Maul jetzt! Ich hab' das dumme Gered' satt!" Der Leard gab nicht nach. Nochmal rief er ihm zu: „Halt's Maul, oder es reut

dich!“ Der Leard lachte laut und fing wieder an. Da war's mit seiner Geduld zu Ende; um nicht lange herumzufackeln, ergriff er den Maßkrug, holte aus und schlug den Kerl auf den Kopf, daß er in's Gras hinpurzelte. — Alle sprangen auf und schrieen: „Auf ihn! — Er hat den Leard todt geschlagen! Haut ihn nieder!“ — Aber solch Geplärr konnt' ihn nicht aus der Fassung bringen; er trat zurück, schwang den Krug und rief: „Drei Schritt' vom Leib! Wer mich anrührt, ist des Todes!“ — Die Bosheit und die Wuth trieben doch ein paar Bursche vorwärts, obwohl ihnen der Schrecken aus dem Gesichte sah; grimmig gingen sie auf ihn los, der Kampf begann — und ihm gelangen die größten Thaten seines Lebens.

Den ersten schlug er ins Gesicht, daß er rückwärts auf die Andern stürzte und das Blut ihm aus der Nase lief. Dem andern gab er eins hinter die Ohren, daß er taumelte, mit dem Gesicht auf den Boden fiel und Achtund Weh schrie. Nun würden die Uebrigen rasend, einer hetzte den andern, und auf einmal stürzten sie alle zugleich gegen ihn. Da half kein Feiern! Er setzte mit der Schnelligkeit des Blitzes und mit ungeheurer Kraft den Krug in Schwung, daß er umging wie ein Triebrad und es ganz unmöglich war, ihm anzukommen. Wer am weitesten vorkam, der kriegt' es mit fürchterlicher Gewalt an den Kopf, an die Arme, daß er bei Seite geschleudert um und um torkelte. So ging's fort, bis sie alle zu Boden lagen und stöhnten, sogar flennten, ausgenommen die zwei jüngsten, die sich hinten gehalten hatten und ihn zitternd baten, ihnen nichts zu thun! — Während dies geschah, waren die übrigen Gäste herbeigekommen, hatten zugesehen und ihm Lob zugerufen. Er setzte den blutigen Krug auf den Tisch, schnaufte ein paarmal und rief: „So geht's den Kerlen, die mich für'n Narrn haben wollen! Wem

ich gut zum Rath bin, der läßt's bleiben!“ Die Umstehenden schauten sich an und sagten: „Wer hätt' dem Schneider das zugetraut? Das ist ja ein Herrgottsakkerment!“ Er aber griff in die Tasche, warf dem Wirthsmädchen einen Zwölfer hin und schritt triumphirend durch die Leute, die ihm rechts und links Platz machten! — —

Als er mit diesem idealen Gebilde so weit gekommen war, hörte er Fußtritte. Ungern wendete er den Blick von der schönen Scene auf die gemeine Wirklichkeit, und vorwärtsblickend erkannte er einen Bauern vom Nachbardorf, der in Begleitung eines Buben gegen ihn herankam. Schon von weitem nahm er in dem Gesicht des Alten das unangenehme Lächeln der Schadenfreude wahr und eine Ahnung erregte sein Herz. Der Bauer grüßte schmunzelnd und sagte: „Nun, Tobias, hast du's zu Hause nicht mehr aushalten können? Es geht dir wohl recht schlecht jetzt bei euch, daß du zu uns herüber kommst?“ —

Er hatte recht gerathen — der alte Esel wußte die Geschichte auch schon — der Teufel hatte in dieser Sache noch ein Uebriges gethan. Allein jetzt war er im Zug, und schnell gefaßt erwiderte er: „Bei euch, wenn ich deswegen gekommen wär', thät' ich auch nicht viel profitiren; denn da giebt's so große Narren, wie ich seh', als bei uns!“ Und rüstig schritt er vorüber, während der Alte und der Bube zusammen lachten. — Seine Wanderung hatte indessen ihr Ziel erreicht. Wenn es so stand, dann war's hier nicht besser als bei ihm, und er konnte wieder nach Hause gehen. Die Sonne neigte sich schon gegen Nordwesten — er drehte sich und ging langsam heimwärts. Gehend und zeitweise stehend und umherschauend, wußte er es so einzurichten, daß er just zur Dämmerzeit ins Dorf kam.

Auf dem Rückweg hatten ſich Wolken erhoben, die den Schein der untergegangenen Sonne verdeckten; — es war ziemlich dunkel, als er die Hauptgaſſe entlang ging. Dennoch erkannte er ſogleich eine Geſtalt, die langſam gegen ihn heranwandelte und die ihm Gott entgegenſandte — die Bäbe. Nach gewechſelten Grüßen begann das Mädchen in melancholiſchem Ton: „Es iſt gut, daß ich dich treff': uns iſt das Aergſte paſſirt, was hat paſſiren können!“ — „Was?“ rief Tobias auffahrend, „geht das ſo fort? — Nun?“ — Die Bäbe verſetzte: „Wie ich dich im Pfarrhaus den Gang hintergetragen hab', ſind wir geſehen worden — von der Pfarrerin.“ — „Von der Pfarrerin!“ wiederholte Tobias. „Alſo daher kommt's!“ Und mit dem Humor der Verzweiflung ſetzte er hinzu: „Nun — und was weiter?“ — „Den andern Morgen hat ſie mir's vorgehalten und mir den Dienſt gekündigt.“ — „So!“ erwiderte der Schneider. „Und mich hat mein Vater aus dem Pfarrhaus kommen ſehen, hat mir aufgepaßt und mich geſchlagen, bis er genug gehabt hat!“ — „Ach du armer Tobias!“ rief die Bäbe und faßte ihn mitleidig bei der Hand. — „Und die Leute wiſſen alles, die Ledigen haben heut ihren Spott mit mir gehabt im Wirthshaus und haben mich beinah aus der Haut heraus geärgert — in drei Tagen wird man im ganzen Ries davon reden!“ — „Da haben wir's,“ verſetzte die Bäbe. „Wer hätte gedacht, daß es uns ſo unglücklich ginge!“ — Im Tone ſeines desperaten Humors fuhr der Schneider fort: „Was kann uns denn jetzt eigentlich noch paſſiren?“ — „Nicht viel mehr,“ antwortete die Bäbe. — „Das mein' ich auch,“ ſagte der Burſche.

Schweigend ſah er vor ſich hin. Nach einer Weile richtete er ſeinen Kopf empor, ſeine Augen erweiterten ſich und er rief: „Nun paß auf, was ich dir ſag'! Ich hab'

um dich Angſt ausgeſtanden; ich hab' Schläg' ausgehalten und Schande verſchluckt an allen Ecken und Enden. Jetzt bin ich fertig mit der Welt — und jetzt ſag' ich dir: du, die Bäbe, die hier vor mir ſteht — du wirſt mein Weib und keine andere!" — „O du guter Tobias," rief die Bäbe, halb anerkennend, halb nicht zu glauben wagend. — „Bäbe," rief der Schneider, „ich verlang', daß du mir glaubſt! Meine Geduld iſt am End' — kein Menſch geht mich jetzt mehr was an als du, und um keinen Menſchen kümmer' ich mich jetzt mehr was! — Ich bin vierundzwanzig Jahr alt, ich hab' mein eigenes Vermögen, wenn's auch wenig iſt, und kann thun, was ich will. Und ich ſag' dem Alten auf, ich verlang' mein Geld heraus und wir gehen mit einander fort in die weite Welt!" —

Die Augen des Mädchens richteten ſich freudig und liebend auf den Schneider. „Wenn du das könnteſt," entgegnete ſie, „dann wär' noch nichts verloren. — Du weißt, daß ich mir noch was ausgedacht hab', was ich dir noch immer nicht hab' ſagen können. Wenn du wirklich ſo denkſt, dann können wir's mit einander thun und die Leut' hier auslachen." — „Bravo," rief Tobias. „Hier meine Hand! Was ich geſagt hab', geſchieht!" — Die Bäbe drückte ſeine Hand und rief: „Ich dank' dir! — Aber dort kommen Leute, und ich ſoll noch Milch holen. — Gutnacht! Für heut iſt's genug!" —

V.

Die Wolken, die ſich erhoben und das kurze Geſpräch unſres Liebespaars begünſtigt hatten, brachten ein nächtliches Gewitter, und dieſes hatte eine Reihe von Regentagen zur Folge. Die Bauernfamilien ſahen ſich auf Arbeiten in Stube

und Stadel angewiesen und lebten jede möglichst für sich. In solcher Zeit bietet das Dorf einen öden, ungeselligen Anblick. Man sieht nur selten Leute über die Gasse gehen, und diese nicht im vortheilhaftesten Aufzug; Weiber, die den veralteten Oberrock wie eine Kapuze über den Kopf gezogen haben, Männer in abgebleichtem Zwilchkittel und bräunlich gewordenem Schaufelhut. Die grauschmutzigen Wege und Plätze mit größern und kleinern Regenlachen gewähren kein sehr erfreuliches Bild und das regelmäßige Prasseln und „Pflatschen" macht auf die Dauer einen kaum anders als langweilig zu nennenden Eindruck. Glücklich diejenigen, die ihr Vergnügen nicht außen zu suchen haben, sondern in sich selbst und bei den Ihrigen finden! Solchen freilich klingt der fallende Regen wie Musik, und das bescheiden graue Tageslicht thut ihren Augen wohl; denn wer bei sich selbst daheim ist, dem wird alles heimlich.

Unser Bursche saß am Schneidertisch und nähte. Er war nicht glücklich; aber in Folge des gefaßten Entschlusses und des Abschlusses mit der Welt, hatte doch eine gewisse Zufriedenheit in ihm Platz genommen. Der dunkle Himmel und das eintönige Geprassel harmonirten mit seiner Stimmung und schufen ihm ein düsteres Behagen. Ergebung und Hoffnung erfüllten sein Herz; er wußte, was er zu thun hatte, und brauchte sich darum auch nicht zu eilen, sondern konnte sich vorderhand noch ganz ruhig gehen lassen. Zuweilen sah er von seiner Arbeit auf und betrachtete gedankenvoll die herabstürzenden Tropfen, die ihn wie ein bewegtes Gitter von der Außenwelt schieden und einfriedigten.

Wenn er die Ausführung seines Entschlusses vertagte, hatte er nicht ganz unrecht. Einen Bruch mit seinem Vater gab's zwar immer; aber es war doch nicht einerlei, ob er unter gelindern oder heftigern Formen statt hatte. Dermalen

war für die Antragstellung in der That die ungelegenste Zeit. Der Alte zeigte sich in den tiefsten Unmuth versunken und ging mit einem Gesicht herum, das auch einem Andern scheugebietend vorgekommen wäre. Er hatte seinerseits erfahren, daß man die Streiche des Burschen und seine Abstrafung kannte und daß sie beide in den Mäulern der Leute herumgetragen würden. Er mußte sich denken, daß auch die Sibylle unterrichtet sei und daß die Hoffnung, den Burschen mit ihr zu verheirathen, auf den schwächsten Füßen stehe. Die Schande der Familie war dem Mann, der nach außen eine Art von Würde behauptet hatte, ebenso empfindlich, wie der mögliche Verlust eines schon besessenen Vortheils ärgerlich und die Ungewißheit der Lage peinlich. Wer hätte an eine solche Person Worte richten mögen, welche die gährenden Stoffe zur Eruption bringen mußten? Tobias konnte froh sein, daß der Alte nicht anfing; und er war es auch. Mit der Zeit wurde der Erboste ja doch anders — dann konnte man „in der Art" mit ihm reden und er nahm Raison an.

Vater und Sohn bedienten sich im unumgänglichen Verkehr der äußersten Einsilbigkeit und saßen meist beisammen oder liefen um einander herum, als ob sie sich gar nichts angingen. Tobias nähte mit immer größerm Eifer und schien an nichts anderes zu denken, als an die Stoffe, die unter seiner Künstlerhand Form gewinnen und Leute machen sollten. Auch durch Anreden von den übrigen Hausgenossen wurde er nur wenig gestört.

Kasper, in alle Vorgänge und üblen Erfahrungen des Tobias eingeweiht, fühlte ein entschiedenes stiefbrüderliches Vergnügen, das er nicht umhin konnte, auf seinem Gesicht merken zu lassen. Die gute Walpurg dagegen empfand Mitleid, herzliches Mitleid. Der Streich, den Tobias gewagt, der Betrug, den er dem Vater gespielt hatte, schadete dem

Burſchen bei ihr nicht, ſondern nöthigte ihr im Geheimen ein beifälliges Lächeln ab. Nach ihrer Meinung war er völlig im Recht; und wenn ſie die Härte des Alten auch begriff, ſo wünſchte ſie doch lebhaft, der Streit möchte damit enden daß der Tobias ſeinen Willen durchſetzte und die ſchöne Pfarrmagd kriegte. Zunächſt ſuchte ſie ihn durch die Theilnahme ihres Blicks, die Sanftheit ihres Tons beim Morgen- und Abendgruß und, wenn ſie mit ihm allein war, durch Anſpielungen zu tröſten, die ihn das beſte hoffen ließen.

Dem Regenwetter folgte ein „Saumwetter", d. h. eines, das vorbereitende Arbeiten auf der Wieſe geſtattete, aber mit der Einheimſung der Frucht zu ſäumen gebot, weil kleinere Regenſchauer die völlige Trocknung verhinderten. Die Nothwendigkeit, das ſchon ziemlich verdorbene Heu noch ein paarmal umzukehren, war nicht geeignet, den Humor des Alten zu verbeſſern und ſein Geſicht aufzuklären; der Sohn fand für gut, das entſcheidende Geſpräch noch weiter zu vertagen und in jeder Beziehung erſt gutes Wetter eintreten zu laſſen.

So verging beinah eine Woche, in der unſere Geſchichte um keinen Schritt vorwärts rückte. Tobias ſah weder die Bäbe noch die Sibylle, und Bekannte, die ihm begegneten, verriethen lange nicht mehr das Intereſſe der ſonntäglichen Schadenfreude, ſondern gingen meiſt theilnahmlos an ihm vorüber. Die Ruhe ſeines reſignirten Herzens wurde durch nichts geſtört, als an einem der letzten Tage durch eine Begegnung der Pfarrleute. Dieſe kamen mit einander, ohne daß ſeine Seele daran dachte, hinter einer Hausecke hervor, und der überraſchende Anblick verſetzte den Unvorbereiteten in eine Aufregung, die ihn faſt ganz aus der Faſſung brachte. Auszuweichen und zu thun, als ob er ſie nicht ſähe, war unmöglich; er mußte ihnen entgegen- und an ihnen vorübergehen. Nach einem flüchtigen Blick in das Geſicht der Pfarrerin,

dessen Ernst ihm nichts Gutes anzukündigen schien, zog er die Kappe, und legte in Ton und Geberde des Grußes die demüthigste Verehrung zur Schau, während der Tumult seines Herzens den höchsten Grad erreichte. — Zehn Schritte weiter erkannte er, was ihm trotz aller Vorsätze wieder begegnet war. Er sagte zu sich: „Hilft also gar nichts an mir?“ Traurig schüttelte er den Kopf.

Am Samstag, bei lebhaftem Nordost, trennten sich die Wolken in weißliche Haufen und der kundige Bauer hoffte auf schöne Tage. Als die Schneiderfamilie beim Mittagessen saß, begann der Alte zur Walpurg: „Ich sollt' eigentlich heut noch in die Stadt (d. h. nach Nördlingen); ich brauch allerhand Sachen; aber ich hab' keine rechte Lust dazu.“ Die Meinung war, daß die Haushälterin statt seiner die Einkäufe machen sollte. Tobias bemerkte ruhig und bescheiden: er wolle hineingehen, denn er habe auch für sich etwas anzuschaffen. Nach kurzem Besinnen erwiderte der Alte: „Meinetwegen.“ Er nannte ihm die Bedürfnisse für Handwerk und Landwirthschaft, zählte ihm Geld vor, und Tobias machte sich auf den Weg.

Auf dem hübschen Fußpfad, der schon wieder trocken war, durch Wiesen und durch Felder, auf denen das üppige Getreide, durch den Regen gebeugt, streckenweise am Boden lag, wanderte der junge Schneider der Zierde des Rieses, dem großen, schönen, grauen Thurm der Hauptkirche von Nördlingen entgegen, jetzt still gedankenlos, dann wieder „sinnirend.“ Den Gegenstand seiner Erwägung bildete der Vorsatz und dessen mögliche Folgen. Wenn er seinem Vater aufsagte und sein Vermögen herausbekam, brachten sie wenig zusammen — sehr wenig, zum Hausen fast zu wenig; denn die Bäbe hatte bis jetzt nur etwas über hundertundfünfzig Gulden erspart. Freilich war sie geschickt, arbeitsam und

brauchte wenig; aber mit dem gemeinsamen Vermögen konnten sie auch nicht eine mittelmäßige Sölde kaufen, ohne bedeutende Schulden zu machen; und wenn dann Kinder kämen —! — In seinem Innern stieg der lebhafte Wunsch auf: er möchte mit dem Vater gütlich auseinanderkommen und ihn bewegen, ein Uebriges zu thun; denn das konnte der Alte, wenn er wollte. — Die Nothwendigkeit, mehr Geld zusammenzubringen, erschien ihm so dringend, daß er bei sich ausmachte, sein Gesuch bescheiden vorzutragen, etwaige harte Reden sich gefallen zu lassen und alles zu versuchen, um das väterliche Herz zu erweichen. Es handelte sich um das Glück der Bäbe, und da war es keine Schande, zu thun, was die Klugheit gebot! Der Auftritt konnte arg, sehr arg werden — der Alte konnte sich lange „spreißen"; aber Aussicht auf endlichen Erfolg gab unstreitig auch der Umstand, daß der Plan mit der Sibylle durch das Bekanntwerden seiner Geschichten doch gewiß einen bedeutenden Riß erhalten hatte. —

Die Stadt lag vor ihm. Der Gang durch die auch Nachmittags noch immer belebten Straßen und der Besuch der verschiedenen Kaufläden, nebst Fragen, Sehen und Feilschen zog ihn von den bisherigen Gedanken ab und machte ihn ganz zum praktischen, seinen Vortheil erwägenden Bauer. Nachdem er alles möglichst wohlfeil eingekauft hatte, schlenderte er zufrieden durch die Straßen, grüßte und wurde gegrüßt und freute sich der Stadtleute wie der Bauern, die ein gemüthliches Wort für ihn hatten. Endlich empfand er einen soliden Durst, und da er erfragt hatte, daß gegenwärtig das beste Bier der Lammwirth schenke, kehrte er bei diesem ein.

Er setzte sich in eine Ecke und bemerkte mit Vergnügen, daß kein Mensch aus seinem Dorf in der Stube war, den die Langeweile vielleicht getrieben hätte, ihn durch Aufsuchen

aus seiner Ruhe zu stören. Das Bier war vortrefflich, ebenso stark als angenehm schmeckend, und er leerte ziemlich schnell seinen Maßkrug. Während des Laufens hatte sich auch das Mittagessen wieder in ihm „gesetzt", er fühlte nach Stillung des Durstes Appetit, aß zwei Grefchenwürste und einen „Kemmicher" (Weißbrod mit Kümmel bestreut), ließ sich noch eine Maß geben, und hatte ein Wohlgefühl wie seit langer Zeit nicht. —

Als er so dasaß, kam eine Person aus seinem Dorf, aber eine ungefährliche — ein gutes altes Weiblein. Tobias rief ihr gleich freundlich zu, sie möge sich zu ihm setzen. Die Alte zeigte sich von einem ungewöhnlichen Vergnügen belebt, und wie sie am Tisch ankam, rief sie: „Ach Tobias, es ist gut, daß ich dich treff'! — Aber ich hab' eine Freud'!" — „Nun," fragte der Schneider die Wittwe, die sich neben ihm setzte und ihre Nöcke auf der Bank zurechtzog, „was ist denn Gut's angekommen?" — Die Alte langte in ihre Seitentasche, zog ein zerknittertes Papier heraus und sagte: „Was meinst jetzt, daß ich da hab'?" — „Einen Brief," erwiderte Tobias. — „Ja, aber von wem und woher?" — „Nun, vielleicht von Eurer Rebeck aus Augsburg?" — „Nein, von meinem Andres aus Amerika!" — „Was nicht noch!" rief Tobias. „Und der schreibt also gut!" — „O ganz gut," versetzte die Alte; „er verdient sich ein schönes Geld und lebt wie ein Graf. Da, lies selber!" — Der Schneider, theilnehmend und neugierig, nahm, entfaltete bedachtsam und fing an zu lesen, und zwar, für sich und das Weib, mit halblauter Stimme.

Der Brief war aus einem kleinern Ort in Michigan. Der Schreiber, der im Ries Bauernknecht gewesene Andreas Holl, meldet, daß er endlich einen Platz gefunden habe ganz nach Wunsch, und gibt zunächst eine Schilderung der Ueber-

fahrt. Für den Sohn des Rieſes, wo auch die geringern Leute verhältnißmäßig nicht ſchlecht leben und insbeſondere auch die Ehehalten ihre Anforderungen zu ſteigern beginnen, iſt es charakteriſtiſch, daß er ſich über die Schiffskoſt aufhält und von Erbſen und Bohnen ſagt, man hätte mit ihnen ſchießen können! Die Fahrt, ohne beſondere Abenteuer, währte lang. „Sechsundſiebzig Tage mußten wir auf dem Waſſer herumſchwimmen, aber dann kamen wir nach Quebec in der Früh wo die Sonne aufging; das ſchaute uns herrlich entgegen, da war Freude auf dem ganzen Schiff!“ Nach einer Schilderung ſeiner weitern Erlebniſſe, woraus hervorgeht, daß er erſt nach Verſuchung mehrerer den ihm entſprechenden Dienſtherrn gefunden hat, fährt er fort: „Nun geht's mir ſo gut, daß ich's für's erſte gar nicht beſſer wünſche. Aber in Amerika denkt man nicht dran, immer zu bleiben, wo man iſt; denn da kann's einem immer beſſer gehen, und Gott weiß wie weit man's noch bringen, und was man da am Ende noch werden kann. Denn da iſt kein ſolches Lumpenleben wie bei Euch in Deutſchland!“

Als Tobias ſo weit gekommen war, hielt er inne. Der Andres war in der Schule einer der beſten geweſen, obwohl nicht ſo fleißig wie er — ein geſcheidter, luſtiger, ſpäter indeß zum Leichtſinn, zum „Prangen“ (Prahlen) und Rechthaben geneigter Burſch, der nicht überall gutthat und ſchon im Ries mehrfach die Plätze gewechſelt hatte. Daß er nun ſo ſchreiben konnte, war doch auffallend! Das hatte alles Händ' und Füß' und klang ſo vornehm! Der Stolz namentlich in der letzten Zeile flößte ihm Reſpekt ein und erregte ſein ganzes Weſen. Er ſah mit Ernſt auf den Tiſch. Die Alte, die aus dem Bisherigen nur das Geſchick und Glück ihres Sohnes herausgehört hatte, war erfreut, gerührt, und ermunterte, nach mehr begierig, zum Weiterleſen.

Tobias las eine Schilderung des Dienstes. Wie er an die Summe kam, welche der Andres täglich erhielt, entfuhr ihm ein Schrei der Ueberraschung — es war viermal so viel, als er im besten Fall mit der Nadel verdiente! „Was muß das für ein Land sein!“ murmelte er und las weiter. „Das Leben ist freilich auch theurer als bei euch; aber man lebt besser und kann sich doch noch etwas ersparen. Wer etwas gelernt hat und brav arbeitet, der muß hier vorwärts kommen, es kann sich gar nicht fehlen — besonders, wenn einer ein Handwerk versteht und die Landwirthschaft dazu! Dann ist sein Glück so gut wie gewiß!“

Der Schneider hielt wieder inne. Die letzten Zeilen woren ihm wunderbar durch die Seele gegangen — er verstand ja ein Handwerk und die Landwirthschaft dazu! Er war ja derjenige, dessen Glück in dem Lande gewiß war; denn fleißig und arbeitsam war er ja auch! — Sein Gesicht erhielt einen muthigen Ausdruck, er erhob den Kopf und zu der Alten gewendet rief er nachdrücklich: „Euer Andres hat den Gescheidten gemacht — das sag' ich Euch!“ — „Ja du lieb's Gottele,“ erwiderte das Weib, „wenn's nur alles so ist, wie er schreibt! Nun, wir wollen das Best' hoffen!“

Tobias, den Umstand benutzend, daß sie an ihrem Tisch allein saßen und auch der benachbarte leer geworden war, las den Schluß des Briefes mit erhöhtem Ton und einem Ausdruck, der dem Inhalt entsprach. Er lautete:

„Ja, ein andres Leben hat man schon hier wie bei den Bauern in Deutschland. Wie sich mancher Dienstbote von früh Morgens bis in die Nacht plagen muß um seine etliche Kreuzer, wo er verdient, es ist wirklich bedauernswerth, wenn man zurückdenkt. Dem Pfarrer und Beamten muß der Bauersmann das Geld hintragen, wo er das ganze Jahr mit seinem Schweiß verdienen muß. Das ist in Amerika nicht; da leben

wir ſo gut jede Mahlzeit, wie die Herren Beamten in Deutſchland. So lang der Bauer bei euch noch einen Kreuzer im Beutel hat, ſo lang iſt er immer zufrieden und giebt her, was er hat; da kann man freilich dem Dienſtboten nicht ſo viel Lohn geben. Bei uns, was einer ſich mit Rechtem erworben hat, das gehört ihm, und er läßt dann ſeinen Dienſtboten ſo viel zukommen, daß ſie mit der Zeit auch Herren werden können. Wo will bei euch daheim einer weiterkommen? Wenn einer ein armer Teufel iſt, dann bleibt er es eben ſein Lebtag! — Hier iſt auch keine Polizei und kein Schandarm; wenn wir gerade beiſammen ſitzen des Nachts, gehen wir heim, wenn es uns freut, manchmal ſpät, auch manchmal früh. Hier giebt's keinen Unterſchied unter den Menſchen, einer iſt ſo gut wie der andere. Mein Herr muß mir die Ehr' anthun, wie ich ihm; er zahlt mir den Lohn, ich thu ihm die Arbeit, und im Uebrigen ſind wir gleich, wie's auch recht iſt. Der Beamte iſt hier unſer Beamte, und muß thun, was uns zum Nutzen iſt und was wir gerne ſehen; und grad ſo der Pfarrer auch. In Amerika hat man keinen Reſpekt vor ſo einem, als ob's unſer Herrgott ſelber wär'! Man läßt ſich von ihm unterrichten, aber nichts drein reden und befehlen. Wenn der Bauer in Deutſchland zum gnädigen Herrn auf's Gericht muß, da ſchlottern ihm die Knie; und wenn ihn der Pfarrer einmal krumm anſieht, da meint er, er hätt' ein Verbrechen begangen und er wär' ein ſchlechter Kerl. Wie können die Menſchen nur ſo einfältig ſein! Iſt nicht einer den andern werth, und muß ſich nun einer fürchten vor dem andern und ſich abängſtigen aus lauter Dummheit? Solch elende Leut' ſollte man nach Amerika ſchicken, da würden ſie bald anders werden! Ich hab' die Herren grad nicht ſo arg gefürchtet, wie mancher andere, aber doch noch viel zu viel, und ich kann jetzt gar nicht be-

greifen, wie ich so ein Narr hab' sein können! Was der Mensch aus sich macht, das ist er! Wer seinen Charakter nicht behauptet, ist ein Tropf und an seinem Elend nur selber schuld! — Liebe Mutter und Geschwister, ich zweifle daran Deutschland noch einmal zu sehen; ich wüßte nicht, was ich draußen thun sollte. Den Herren einen Sklaven machen? — Nein, das thu ich nicht, und ich danke Gott, daß er mir dies eingeträgt hat. Lebt alle wohl und gesund; mit dem nächsten Brief will ich euch ein Päckchen Thaler schicken, und lang wird's nimmer dauern, so kann ich euch auf mein Gut nach Amerika einladen!" —

Dieser im ersten Amerika-Stolz geschriebene und schon eine gewisse Journalbildung verrathende Brief übte auf unsern Schneider die tiefste Wirkung. Das Selbstgefühl des Andres erhob seine Seele, die verachtungsvollen Ausdrücke über die Furchtsamen trafen ihn ins Herz; aber er las sie nicht klanlaut, sondern mit Kraft, denn er wollte sich ja strafen durch die Wahrheit! Indem er die Schwäche seines Wesens mit dem neuen Amerikaner verdammte, tilgte er sie weg und konnte völlig eins werden mit ihm. Die letzten Sätze las er mit einer Miene, als ob er der Andres selber wäre und als ob sich die Herren im Ries nun vor ihm zu verkriechen hätten. Nachdem er eine Minute bedeutsam geschwiegen, gab er der Wittwe den Brief zurück und sagte: „Der Andres ist ein Mann, vor dem man Respekt haben muß. So ist's, wie er sagt, und nicht anders!" — „Nicht wahr?" versetzte die geschmeichelte Mutter; „er schreibt beinah so schön, wie ein Pfarrer!" — „Bah," entgegnete Tobias verächtlich, „wie ein Pfarrer! Die wann so schreiben könnten, ja, dann wär's gut! Aber so kann man nur in Amerika schreiben, sonst nirgends in der ganzen Welt!" — Er ergriff den Krug, dem er schon während des Lesens zugesprochen hatte, und

leerte ihn mit einem Zug, bereitsch wie seine Empfindungen. Dann zahlte er und fragte die Alte, ob sie mit ihm nach Hause gehen wolle. Diese war mit der Halben, die sie sich hatte bringen lassen, gleichfalls zu Ende und freute sich, auf dem Heimweg „einen Unterhalt" zu haben. —

Wie sie hinter einander den Fußweg hingingen, der sie nach Hause führte, war die Unterhaltung doch nicht so groß, wie das Weib gehofft haben mochte. Den Geist des Schneiders beschäftigte das Gelesene. Er sah mit rothem Gesicht schweigend vor sich hin; zuweilen erhob er den Kopf, blickte stolz und wild in die blaue Luft und nickte gewichtig. Schon hatten sie die Hälfte des Weges hinter sich, als er endlich den Mund öffnete und seine Gedanken verrathend sagte: „Das muß ein merkwürdiges Land sein, das Amerika! Euer Andres hat mit der Sprach' gut fort gekonnt, schon wie er noch hier gewesen ist; aber so einen Brief schreiben! — solche Dinge sagen! Das muß ja eine Luft dort sein, wo einem die Dummheit von selber vergeht und wo man gescheidt und kuraschirt wird im Schlaf!" — „Ja, ja, 's ist wahrhaftig wahr," erwiderte die Alte; „wer hätte das geglaubt?" — Tobias fuhr fort: „Und Geld verdient man sich auch mehr als der Brauch ist? Kreuzfakkerment — da begreift man ja gar nicht, warum noch ein Mensch bleiben mag in dem Deutschland da? — „'s ist schier so," versetzte das Weib; „aber es kann halt auch nicht gleich jedes so fort, wie's will." — „So ist's," bemerkte der Schneider. „Mancher könnt' aber wohl fort und ging auch fort, wenn er wüßt, wie's wär'! — Ich glaub', es werden noch viele hineingehen von unserer Gegend." — „'s kann wohl sein," versetzte die Alte. — Tobias verstummte wieder und verharrte in seinem Schweigen, bis sie ans Dorf kamen.

Als sie in die Gasse einbogen, kam ihnen der geistliche

Herr entgegen, der den schönen Abend zu einem Spaziergang benutzen wollte. Tobias beschloß sogleich zu handeln, wie es seinen jetzigen Ansichten entsprach; vorübergehend rückte er mir ganz leicht den Hut und sagte: „Guten Abend, Herr Pfarrer," in einem Ton, als ob er einen Kameraden grüßte. Der alte Herr war zufällig in Gedanken und konnte also die Großthat gar nicht würdigen; den Burschen laufen lassend, dankte er der Wittwe, die sich vor ihn hingestellt und ihn mit einem förmlichen tiefen Knix geehrt hatte, freundlich und richtete, bevor er weiter ging, einige wohlwollende Fragen an sie, die sie demüthig beantwortete. Tobias wartete und sah die Nachkommende mit einem Blick an, als wollte er sagen: „O du gute Alte — wie wenig hast du den Brief deines Sohnes begriffen!" — Auf dem Weg, den sie noch mit einander zu machen hatten, fand er seinen ruhigen Ernst wieder, gab dem Weibe zum Abschied die Hand und sagte: „Ich dank' Euch, daß Ihr mich den Brief habt lesen lassen. Ihr habt mir einen Gefallen gethan, wie mir kein Mensch einen größern hätte thun können!" —

In seine Stube eintretend, fand er den Vater allein. Er grüßte ihn leicht, zeigte ihm die gekauften Sachen und empfing dafür seine Anerkennung, denn sie waren gut und billig erworben. Nachdem der Alte das Lob gespendet, verrieth er eine eigenthümliche Unruhe, und eine Verlegenheit, als ob er nicht recht wüßte, was er nun thun, ja nicht einmal, was für ein Gesicht er machen sollte. Er rückte mehrmals an der alten Pelzkappe, die er im Hause trug, stellte sich dann zum Fenster und sah durch zwei Geranienstöcke, womit „der Sims" geziert war, auf die Gasse hinaus. Tobias betrachtete ihn und schüttelte den Kopf; er war seinerseits mit einem Vorsatz gekommen, überlegte nun, wie er die Sache einleiten sollte, und war eben daran, das Wort

zu ergreifen, als der Alte ſich umdrehte und entſchloſſen begann: „Hör', wir müſſen heut noch ein ernſthaftes Wort mit einander reden. — Ich hoff', du kannſt etwas Vernünftiges anhören?" — „Das ſchon," erwiderte Tobias verwundert. „Grad heut!" — „Das iſt gut," verſetzte der alte Schneider. „Alſo kurz von der Sach' g'red't! — Der junge Schuſter hat heut Vormittag um die Sibylle anhalten laſſen, die hat aber nicht Ja geſagt, ſondern ſich drei Tage Bedenkzeit ausgebeten, weil ſie dich immer noch lieber hat und hofft, daß du jetzt, wenn du den Ernſt ſiehſt, deinen dummen Handel mit der Pfarrmagd laſſen und zu ihr kommen wirſt. Das hat mir einer geſagt, der von dem Weber dazu den Auftrag gehabt hat. Der Weber gibt auch das Haus ab, und noch dazu weit billiger, als ich gedacht hab'. Alſo entſchließ dich kurz, zieh dich an und wir machen den Handel heut noch richtig." — Tobias hatte mit ſteigender Verwunderung gehorcht; jetzt verzog er den Mund zu einem ſpöttiſchen Lächeln und erwiderte ſpielend: „Ich glaub's nicht! Das machſt du mir nur vor!" — „Ich mach' dir nichts vor," entgegnete der Vater ſtreng. „Was ich ſag' iſt die lautere Wahrheit!"

In der That verhielt es ſich ſo. Die Sibylle, die von dem Verhältniß des jungen Schneiders zur Bäbe keine Ahnung gehabt und immer hoffend gewartet hatte, war freilich tief beleidigt durch die Streiche, die ſie von ihm erfuhr, und verachtete ihn drei Tage lang von ganzem Herzen. Nach und nach trat aber doch die alte Neigung wieder hervor, ſie dachte ſich das Zuſammenleben mit dem hübſchen, böſen Menſchen angenehmer als jemals und freute ſich, daß die Anfrage des jungen Schuſters ihr Gelegenheit gab, gegen die hergelaufene Perſon noch mit allen ihren Vortheilen in's Feld zu rücken. Sie ſprach kräftig mit dem Vater, hielt ihm namentlich den

wichtigen Umstand vor, daß Tobias wenigstens zweihundert Gulden mehr Heirathgut bekommen werde als der Schuster, daß die Geschichte mit der Pfarrmagd eine Dummheit sei, wie sie der Schuster wohl auch schon gemacht haben werde, daß man solche Sachen verzeihen müsse, besonders weil der gute Mensch gewiß nur von der Person verführt worden sei, und daß Tobias, wenn man ihn wieder ins rechte Geleis bringe, der beste Ehemann sein werde. Sie überredete den Weber, das Haus abzugeben, wie sie's für billig fand, indem sie die schönsten Versprechungen machte — kurz, sie lenkte den Handel so praktisch, wie man es von einem Dorfmädchen gewöhnlichen Schlags nur immer erwarten konnte. Den Unterhändler, der zum Schneider gehen sollte, belehrte sie selbst, und hoffte um so mehr auf einen guten Ausgang, als sie doch glauben mußte, daß es am Ende Vater und Sohn lieb sein würde, auf diese Art mit einemmal aus dem wüsten Gerede und aus der Schande zu kommen. — Bei dem Alten traf sie es. Dieser athmete auf, als er die Kunde vernahm, die der Mittelsmann natürlich nur als von ihm ausgehend brachte, ohne indeß dem Schneider die Wahrheit verbergen zu können. Er sprach mit würdigem Ernst seinen Dank aus und beschloß augenblicklich, zur Erreichung dieses guten Zwecks von allen Mitteln seines väterlichen Ansehens Gebrauch zu machen. Wie gewaltthätige Menschen sich an eine beinahe schon verlorene Sache um so hartnäckiger anklammern und meinen, gerade jetzt müsse sie noch gewendet und gerettet werden können, so empfand der alte Schneider eine förmliche Wuth, seinen Willen durchzusetzen und sich durch den Sieg über den Burschen für allen Verdruß der letzten Zeit schadlos zu halten.

Als Tobias auf die erste Erklärung nicht gleich antwortete, fragte der Alte: „Nun, werd' ich was hören?" —

Der Sohn zuckte die Achseln und erwiederte lächelnd: „Vater, du hast's heut schlecht getroffen!“ — „Wie so?“ rief der Alte, indem er ihn staunend ansah, „schlecht getroffen?“ — „Ja,“ versetzte Tobias; „weil du mich heute weniger als jemals dazu bringen wirst, diese einfältige Person zu heirathen.“ Der Vater betrachtete ihn von oben bis unten, trat dann einen Schritt näher und sagte mit tiefem Ernst: „Tobias, ich rath' dir's in Gutem, mach' mich nicht zornig. Ich versteh heut gar keinen Spaß, und du hast mich noch lange nicht kennen lernen, wie ich eigentlich bin! Das kann ich dir sagen!“ — Tobias, der seinen Kopf erhoben, entgegnete: „Und du hast mich auch noch nicht kennen lernen, wie ich eigentlich bin!“ — Der Alte machte ein Gesicht, wie einer, den seine bisherigen Begriffe zu verlassen anfangen. „Was ist denn aber das?“ rief er endlich. „Wo nimmt denn der Mensch auf einmal die Unverschämtheit her?“ — „Ja,“ erwiederte Tobias mit halbem Lachen, „das glaub' ich schon, daß du dich darüber wunderst!“ Ernster setzte er hinzu: „Ich hätt' mich eben früher schon so benehmen sollen gegen dich. Es ist eine Dummheit gewesen, daß ich mich vor dir gefürchtet hab', ein reiner Unsinn! — Das hat aber jetzt ein Ende!“ — Das Staunen und die Entrüstung des Alten erreichten den höchsten Grad. Auf einmal ihn von der Seite betrachtend, rief er verächtlich: „Hast du ein Glas Bier zuviel getrunken und spielst jetzt den großen Hansen? — Dem will ich abhelfen!“ Mit heftig strengem Ton und den Arm gebieterisch ausstreckend, rief er: „Zieh dich an! Es ist die höchste Zeit, daß wir hingehen! — Schnell! Auf der Stell'!“ — Tobias erwiderte ruhig und bestimmt: „Ich mag nicht!“

Jetzt verließ den Alten die bisher mühsam behauptete Geduld. „Wie,“ rief er mit Wuth und mit aller Verachtung der Wuth, „wie, du willst dich gegen deinen Vater

stemmen? Du elender Mensch! Du erbärmlicher Kerl! Du Tropf! Du Garnichts! Du willst —." — Tobias war einen Schritt zurückgetreten und blaß geworden wie die Wand. Die so unsägliche Geringschätzung ausdrückenden Schmähreden waren wie vergiftete Pfeile in sein Herz gedrungen; bebend vor Entrüstung sah er den Alten an und rief: „Schimpf nicht so! Es ist eine Schand', wenn ein Vater so zu seinem Sohn red't! Pfui, was ist das für ein Benehmen! Was sind das für gemeine Manieren! Da sieht man schon —!" —

Weiter konnte er nicht reden. Der Alte, aufs höchste erzürnt über die Widersetzlichkeit und über die Vorwürfe, die er von „seinem Buben" zu hören bekam, ging auf ihn los, um die ultima ratio der Despoten gegen ihn anzuwenden; aber Tobias trat rasch weiter zurück, ergriff schnell wie der Blitz die auf dem Tisch liegende große Tuchscheere, erhob sie und schrie mit flammenden Augen: „Schlag' mich nicht — oder es giebt ein Unglück!"

Der Alte hielt inne und starrte ihn an. Er war erschreckt — nicht von der Scheere, obwohl die an rechter Stelle sehr gut treffen konnte — sondern von dem Anblick des Tobias. Bleich bis in die Lippen, schnaubend und zitternd stand er vor ihm. Aus den Augen blitzte rasender Grimm und aus dem Gesicht ging der tiefunheimliche Glanz eines bis zum Wahnsinn gereizten und rachewüthigen Menschen. Der Vater, obwohl erzürnt, war doch nüchtern und sonst bei gesunden Sinnen — er trat zurück, wie der Vernünftige vor dem Tollen, indem er nur mit gedämpfter Stimme gleichsam für sich ausrief: „Das muß ich sagen!" — Mit ordentlicher Spannung sah er den Burschen an, mit dumpfer Neugier, was er nun beginnen werde.

Tobias ließ den mit der Scheere bewaffneten Arm ſinken, aber nur ſo weit, daß er gegen einen erneuerten Angriff immer gerüſtet war, und mit einem Ton, der halb wüthend, halb klagend und weinend klang, begann er: „Nein, es iſt zu arg — es iſt eine Sünd' und eine Schand', wie man mit mir umgeht! Von Jugend auf hat man mich verſpottet, geärgert und geſchlagen und alle ſind zuſammengeſtanden gegen mich! Daheim, wo man eine Hülf' haben ſollte, macht man mir's ärger als draußen — mein leiblicher Vater verachtet mich und ſchimpft und ſchlägt und ſtößt mich, wenn's ihm einfällt. Und ich bin der gute Eſel und laſſ' mir's gefallen und geb' nach und was iſt der Dank? Daß man ein Recht draus macht, daß man mich kommandirt wie einen Hund und traktirt wie einen Hund und auf mir herumtrampelt, als ob ich von unſerm Herrgott extra dazu geſchaffen worden wär'! Wenn ich alles thu', dann hab' ich nichts gethan; und wenn ich einmal mucke, dann iſt's ein Verbrechen, daß ich augenblicklich todtgeſchlagen werden muß! Jetzt, wo ich ins fünfundzwanzigſte Jahr gehe, ſoll ich ein Mädchen heirathen, das ich nicht leiden kann, wegen ſeinem Bettelgeld, blos weil's ein Anderer haben will! Ich werd' gar nicht drum gefragt, ob ich ſie auch mag oder nicht, ich bin der Garnichts und muß! Jeder hat ein Recht und eine Ehr' und einen Willen in der Welt, nur ich allein nicht! Ich bin alſo wirklich die erbärmlichſte Kreatur auf Gottes Erdboden? Ein Kerl, der nichts kann und nichts darf, der nur zu thun hat, was andere haben wollen, und dafür Schläg' und Verachtung annehmen muß? Ein elender Menſch — ein Tropf? Ei, da ſoll ja gleich das Donner und d'r Wetter alles zuſammenſchlagen! Kreuz Herrgott Millionen!" —

Mit einem bis zur Sinnloſigkeit geſteigerten Grimm und einem Rachegefühl, das ſich nur durch Vertilgung genügen

konnte, ſah er um ſich und hieb mit der Scheere in den Spiegel an der Wand, daß er in tauſend Trümmer zerſprang. Heiſer ſchrie er: „Alles muß hin ſein!“ — ging über das benachbarte „Rantenbrett“ her, und die Scherben von Krügen, Tellern und Schüſſeln flogen klirrend auf den Boden. Er war förmlich raſend geworden. In einer Erregtheit, als ob alle Furien in ihm tobten, Schaum auf der Lippe, die Augen rollend, fuchtelte er mit ſeinem Inſtrument, ſchlug blind um ſich, ſchlug die Hand in einen Splitter, daß das Blut herunterreſſ, ſchimpfte und fluchte. — Die Maßloſigkeit des Gebahrens, der giftige Blick, das Schäumen des Mundes und das Zucken der Glieder machte förmlich den Eindruck des Gräßlichen.

Der Alte hatte während der Rede nichts einzuwenden gefunden — er war von der Wahrheit, die in den Vorwürfen lag, getroffen. Als Tobias immer leidenſchaftlicher wurde und endlich um ſich ſchlug wie ein Beſeſſener, erſchrack er zu Tode, — er hielt ihn für wirklich verrückt und ging, kein Auge von ihm verwendend, rückwärts und rückwärts. Der Burſche drang nach und fuchtelte wild — der Alte ſprang hinter den Ofen, ergriff einen Stuhl und hielt ihn als Schild vor.

So hatte ſich denn das Blatt unerwartet, aber begreiflich gewendet. In dem entſetzten Alten waren Stolz und Zorn ſo ganz und gar der Angſt gewichen, daß er nicht dazu kam, den Sohn in ſeinem Vertilgungswerke zu ſtören, obwohl der dadurch angerichtete Schaden ihm ſehr empfindlich ſein mußte. Nur als Tobias endlich auch die in der Nähe des Ofens aufgeſtellten „Milchſcherben“ (Töpfe) zerſchlug, daß die „geſtockte“ Milch in der ganzen Stube herumflog, da rief er dringend, ja flehentlich: „Um Gotteswillen, To-

bias! Hör' auf! Biſt du denn ganz raſend? Hör' doch auf! Ich bitte dich!"

Dieſer Zuruf brachte den Fürchterlichen wieder zu einiger Beſinnung. Durch die letzten Thaten gekühlt, mit geſtilltem Vernichtungsdurſt, hielt er inne. Die Zornwogen ſanken und Vernunft kehrte wieder in ſein Haupt zurück. Als er nun aber umherſchauend die Splitter und die Milchflocken auf dem Boden und den Vater ſeinen Stuhl vorhaltend hinter dem Ofen erblickte, da empfand er nicht Scham und Reue, vielleicht gar Schreck über das verübte Werk, nein, Stolz, höchſten Stolz — und die Süßigkeit der vollgeſättigten Rache. Endlich hatte er ſeine Rede wahr gemacht und ſeinen Willen behauptet, nicht wie ein Eſel, der ſich ſchlagen ließ, ſondern wie ein Löwe, der auf ſeine Gegner losgeht und alles in die Flucht jagt! Ein Gefühl durchdrang ihn, ſo herrlich wie niemals in ſeinem Leben — die Seligkeit eines durch Muth und Schlagkraft errungenen vollſtändigen Sieges! Und in dem Bewußtſein des Geleiſteten, erhelte ein Genius ſeinen Geiſt und gab ihm die Fähigkeit, den Sieg auch zu benutzen. Hatte die Springflut des Zornes ihm vorhin den Sitz des Verſtandes überſchwemmt, weggeſpült hatte ſie dieſen nicht; und als die Wellen ſich verliefen, erhob er ſich, wie von dem Bade geſtärkt, mit erneuter Kraft, um das, was er ſeit Jahren verſäumt, mit Einem Schlage wieder gut zu machen.

Auf den nochmaligen Zuruf des Alten: „Hör' auf, ich bitte dich!" trat er, die Scheere in der blutenden Rechten, zum Ofen und verſetzte: „Ich will aufhören — weil du mich drum bitteſt! — Aber die Bäbe muß ich heirathen dürfen! — Mein Geld muß ich herauskriegen — was ich von der Mutter hab' und was mir von dir gehört! — Und thun muß ich dürfen, was ich will, nicht was andere Leut' wollen! — Kreuz Herrgott!" — Der Alte, der ihn bei dieſen Worten

auf's neue die Augen verdrehen sah und immer noch nicht sicher war, daß er's nicht mit einem wirklich Tollen zu thun hatte, entgegnete: „Alles, alles! Heirath' wen du magst, nimm, was dir gehört, und thu, was du willst!" — „Schwörst du mir's?" rief Tobias. — „Ich schwör' dir's," erwiderte der Alte. — „Nun, dann ist's gut," versetzte der Bursch und ließ den Arm mit der Scheere niedersinken. Mit Stolz fügte er hinzu: „Ich bin alt genug, um selber einen Mann zu machen; ich hab' meinen Verstand (daß Gott erbarm'! dachte der Alte) und werde dir beweisen, was ich für ein Kerl geworden bin!" — Indem er ihn dabei ansah, fuhr er lächelnd fort: „So geh jetzt nur wieder vor — ich thu dir nichts!"

Der Alte, der den Stuhl in die Ecke gesetzt, ging langsam vor, indem er ihn scharf im Auge behielt; denn die Veränderung an dem Burschen war so vollständig, daß er noch immer nicht wußte, was er von ihm denken sollte. Tobias, mit einer Sicherheit, als ob er unnahbar geworden und ihm keine Gewalt der Erde mehr was anhaben könnte, legte die Scheere weg. Seine Gesichtszüge milderten sich, seine Augen blickten in schönem Glanze immer verständiger, und das angenehmste Selbstbewußtsein sprach aus dem hübschen Gesicht. Ruhig ging er in die Küche, brachte eine Schüssel mit Wasser zurück, wusch sich die Rechte, nahm aus dem Wandschränkchen ein Pflaster heraus und beklebte die Wunde. Dann ergriff er die Scheere, betrachtete die Waffe, mit der er so große Dinge gethan hatte, einen Moment wohlgefällig, wusch auch sie und legte sie sorgfältig getrocknet auf den Tisch. Der Alte sah ihm schweigend zu; er sah das Vernünftige, Bedachtsame seines Thuns, er sah, daß er nicht nur nicht verrückt, sondern mehr als jemals bei gesundem Verstande sei. — Er hatte verspielt. —

Wer das menschliche Herz kennt, weiß, daß der Streit

damit in der That aus war. Der Alte hatte ein Verſprechen gegeben, einen Schwur gethan. Durch die Klagrede des Sohnes über ſein eigenes Unrecht aufgeklärt, fühlte er zugleich, daß ein Menſch, der ſich ſo benahm, ihm in dieſer Sache nicht mehr nachgeben, und daß die Erneuerung ſeiner Gewaltſamkeit ihn zu nichts führen würde, als allenfalls zu häuslichem Unglück. Was aber die Hauptſache war — der Burſch hatte ihm Reſpekt eingeflößt; er hatte gezeigt, daß er ſich auch rühren konnte, wenn man's ihm zu arg machte — daß er doch nicht bloß der Mutter nachſchlug, ſondern auch was von ihm hatte. Dieſer Gedanke ſchmeichelte dem Vater und er konnte nicht umhin, gegen den „verfluchten Kerl" ſogar eine gewiſſe Neigung zu empfinden. Zu alledem kam noch die Anmuth des Sohnes, die Folge der wiedereroberten Ehre — die ſchöne Sicherheit, der kindliche Glaube, der aus ihm ſprach, daß er ſein Glück ein für allemal geſchmiedet und von jetzt an nur gute Tage möglich ſeien. Wer hätte ſo brutal ſein können gegen den Unbewaffneten der phyſiſchen Uebermacht zu gebrauchen und ihn aus dem Himmel ſo ſchöner Freude wieder herabzuſtürzen? Ein normaler Rieſer wenigſtens nicht! In einem ſolchen ſtieg jetzt der Humor auf, der zu denken vermochte: Hol' die ganze Geſchichte der Teufel! —

Während Tobias die abgetrocknete Scheere weglegte, ſah der Alte mit tragikomiſchem Lächeln in der Stube umher. Auf die Splitter und Scherben deutend, ſagte er: „Da kann ich mir jetzt eine neue Einrichtung kaufen!" — Der Sohn entgegnete mit Würde: „Das geht dich nichts an, Vater! Ich hab' die Sachen zerſchlagen und ich ſchaff' ſie auch wieder an — von meinem Geld!" — „So ſo," verſetzte der Alte. „Nun, du kannſt freilich zahlen — du biſt jetzt ein Kapitaliſt!" — Tobias ſah ihn auf dieſe Rede zugleich ſchelmiſch und gutmüthig an und ſagte: „Vater, nimm die Sach', wie

sie ist. Du hast deinen Willen oft genug durchgesetzt, die Reih hat auch einmal an mich kommen müssen. Bedenk', daß ich vierundzwanzig Jahr' alt bin, und daß es für dich eine größere Ehr' ist, wenn dein Sohn Haar auf den Zähnen hat, als wenn er ein Tropf wär' und sich alles gefallen ließe. Beim Teufel! Kurasche muß man haben, dann setzt man seine Sachen durch! Du sollst sehen, wie's mit mir nun vorwärts gehen wird, und nicht reuen, sondern freuen wird es dich, daß du mir nachgegeben hast!" — Der Vater zuckte die Achseln und sagte: „Wir wollen sehen!"

Die beiden Schneider waren so ausschließlich mit sich beschäftigt, daß sie einen Trupp Menschen, der sich auf der Gasse angesammelt hatte, durch die freilich kleinen, etwas trüben, und überdies von Geranien verdunkelten Fenster entweder nicht wahrnahmen, oder wenigstens nichts darauf gaben. Jetzt aber mußten sie emporsehen — die Thür ging auf und die Walpurg trat ein, mit allen Zeichen des Schreckens in ihrem Gesicht.

Die Haushälterin war bei dem Krämer des Ortes, der am andern Ende des Dorfes sein Haus hatte. Wie sie eben nach abgeschlossenem Kauf mit dem Weib desselben noch eine gemüthliche Plauderei begann, ging ein Bauer vorbei, sah die unter der Thür Stehenden und rief: „Walpurg, macht, daß Ihr nach Haus kommt, sonst schlägt Euer Alter den Tobias noch gar todt! Es geht fürchterlich zu bei Euch!" — „Um Gottes Himmelswillen," rief das gute Weib und eilte, was sie eilen konnte. Wie sie den Haufen Menschen vor ihrem Hause sah, erschrak sie dermaßen, daß sie beinahe nicht mehr gehen konnte. „Nun," rief sie einer Alten zu, „was ist's denn?" — „Jetzt ist's wieder ruhig," sagte diese; „aber," fügte sie mit einem Schauerton hinzu, „da ist's arg hergegangen! Weiß Gott, was du sehen wirst da drinnen!" —

Die Walpurg bebte am ganzen Leibe; aber Pflichtgefühl und Neugier siegten über ihre Furcht und sie ging ins Haus.

Wie sie den Tobias dastehen sah, athmete sie auf: es war wenigstens nicht zum Todtschlag gekommen! Aber sie sah die Zerstörung in der Stube, sie sah Milch und Blut auf dem Boden, sah das Pflaster an der Hand des Tobias — das Verbrechen des Alten war klar! Und nun mochte es gehen, wie es wollte — sie mußte reden und dem Alten sagen, was er für ein Mensch sei. Indem sie die tiefste Mißbilligung auf ihrem Gesicht ausdrückte, rief sie: „Ist jetzt das auch recht, sein eigenes Kind so zu behandeln — einen Menschen in dem Alter so zu schlagen, daß das Blut in der Stube herumläuft? Das ist gottvergessen! Und wenn Ihr mich gleich aus dem Haus jagt, so muß ich Euch sagen —" — Das Angesicht des Tobias hatte sich bei diesen Worten erheitert, und der Alte fiel mit humoristischem Unmuth ein: „Sei ruhig mit deinem dummen Geschwätz! Ich bin froh, daß er mich nicht todtgeschlagen hat, der Blitzkerl!" — „Ja, ja, Vas," fügte Tobias lächelnd hinzu, „dasmal ist's anders gegangen, als Ihr meint. Ich hab' den Spieß umgedreht!" — „Ach, das ist nicht möglich!" rief sie. — „Nicht möglich?" fragte Tobias, indem er die Stirn runzelte. „Warum nicht möglich?" — „Nun weil —" entgegnete das Weib, indem sie lächelnd ihren Blick von ihm zum Vater gleiten ließ. — „So," versetzte Tobias, „Ihr glaubt, daß ich nichts durchsetzen kann? Ihr haltet mich für einen elenden Kerl?" — „Gib dich drein, Walpurg," rief der Vater, „und mach' ihn nicht bös, sonst geht es über Dich her!" — „Ja, du lieber Himmel," versetzte das Weib immer noch zweifelnd, „da muß sich ja dann die ganze Welt verwandelt haben!" — „Die ganze Welt nicht," bemerkte der Sieger wieder freundlich, „aber ich hab' mich verwandelt, Vas! Ich hab' endlich gethan, was ich schon lang

hätte thun sollen!“ — „So?“ versetzte die Walpurg, indem sie den Blick auf die Verwüstung richtete; „das muß ich sagen!“ — Tobias, ihre Gedanken errathend, entgegnete: „Darauf kommt nichts an. Mit einer Karlin ist der Schaden wieder gut gemacht: was es mir aber genutzt hat, das würd' ich nicht um tausend Karlin hingeben! — So, klaubt die Scherben zusammen und macht dann, daß wir eine Suppe kriegen!“

Während das Weib die Trümmer auflas, öffnete die Thüre sich wieder und Kasper trat ein — von einem Gang herkommend, den ihm der Vater aufgetragen. Auch er hatte die Leute vor dem Hause gefragt, aber schon eine weniger tragische Antwort erhalten, und er ging in die Stube mit der Aussicht auf die gänzliche Demüthigung des Bruders. Als er diesen stolz und zufrieden neben dem Vater stehen sah, gaffte er ihn an. Tobias rief: „Ah, du kommst grad recht!“ Und mit dem Blick eines Gebieters fügte er hinzu: „Hilf der Bas die Sachen zusammenklauben. Mach!“ — Der Bube, mit entrüstet trotziger Miene, sagte: „Klaub du mr selber zusammen!“ — Da ging Tobias auf ihn zu, erhob die Rechte und rief: „Willst du gleich helfen, dummer Bub, oder ich geb' dir eine Ohrfeig', daß du den Himmel für eine Baßgeig' ansiehst!“ — Kasper, der den Bruder entschlossen, den Vater unbeweglich sah, bekam eine Ahnung von dem Stand der Dinge, ging knurrend bei Seite und gehorchte. Nachdem so ziemlich aufgeräumt war, eilte die Walpurg aus der Stube. Bald ließ sich auf der Gasse ein Gemurmel hören nebst Ausrufungen der Verwunderung, und der Haufe zerstreute sich. Die Alte kam dann mit einem Kübel voll Wasser und einem Waschlappen zurück und begann die völlige Reinigung der Stube. —

Nach einer guten halben Stunde saß die ganze Familie

friedlich beim Abendeſſen. Alle Spuren der Zerſtörung waren verwiſcht — die Stube friſcher als vorher und ſo heimlich als jemals. Tobias hatte die Zeit zu ſeiner Exekution in ſofern gut gewählt, als am Samstag Boden, Tiſch und Bänke ohnehin geputzt werden mußten; es machte kaum beſondere Arbeit nöthig und die Haushälterin konnte noch am Tag die Suppe auftragen. Die gute Alte war nach ihm am vergnügteſten. Ueber die Ereigniſſe des Abends in der Hauptſache unterrichtet, freute ſie ſich herzinniglich, daß ihr geheimer Liebling den böſen Alten ſo „gekriegt" hatte und ſeinen lieben Schatz zum Weib haben ſollte. Einen ganz beſondern Spaß machte es ihr, daß der Kasper, der auch ſie durch grobe Reden ſchon öfters geärgert hatte, lächerlich verdutzt dreinſchaute und nicht „Mau'" zu ſagen wagte. Sie betrachtete ihn und den Vater, und eine Schadenfreude umſpielte ihre Lippen, ſo tief und friſch und doch ſo gutmüthig, daß ſie dem alten Geſicht ordentlich etwas Anmuthiges gab.

Gegen das Ende des Eſſens veränderte ſich die Miene des Alten und er machte ein ſeltſames Geſicht. Nachdem der Auftritt in jedem Betracht geendigt war, hatte er ihn doch wieder überdenken müſſen, und ſtaunte nun hinterdrein über ſeine Möglichkeit. Das Ganze erſchien ihm wie ein toller Traum, lächerlich und deſſenungeachtet über die Maßen ernſthaft. Soll ich dem Burſchen jetzt wirklich nachgeben müſſen? Soll ich verloren haben? Dieſe Frage erhob ſich noch einmal in ihm und er überlegte. Aber alle beſſern Gründe ſprachen für's Nachgeben — die Quelle gewaltſamer Thaten ſprudelte nicht mehr in ihm — er beſchloß mit guter Manier ſich zu fügen.

Tobias erhielt eine Ahnung von dieſen innern Vorgängen und fühlte ſich durch Gutmüthigkeit und Klugheit getrieben, den Ueberwundenen durch freundliche Reden munterer zu machen und ihm namentlich durch kindliche Beſcheidenheit

wohlzuthun. Er war, wie gesagt, erleuchtet — und hatte noch einen Zweck; er wollte, das Eisen schmiedend, so lange es warm war, heute noch die Geldfrage erledigen. —

Als die Walpurg in die Küche, Kasper aus der für ihn höchst unheimlichen Atmosphäre in den Hof abgegangen war, sagte er: „Vater, ich glaub', es ist das Beste, wenn wir heut auch gleich ausmachen, was ich von dir zum Heirathgut bekomme." — Der Alte, das Praktische dieses Antrags erkennend, erwiderte mit kurioſem Lächeln: „Ja, das glaub' ich schon auch, das dies das Beste ist!" — „Nun," rief unser Bursche treuherzig, „so sag' mir gleich, was du über das mütterliche Vermögen von dir noch geben willst!" — Der Alte besann sich und nannte ihm endlich eine Summe, die nach Verhältniß seines von Tobias nicht ganz gekannten Vermögens gering war, so daß der geliebtere Kasper immer noch um ein Gutes besser bedacht werden konnte. Der Sohn erkannte wohl, daß der Vater ihn keineswegs begünstigte, aber er war in höherem Schwung der Seele — nebenbei gesagt auch um dieses froh! — und versetzte: „Damit bin ich zufrieden und dank' dir schön!" — Er reichte dem Alten die Hand, und dieser, von solcher Bescheidenheit und Bravheit beinahe gerührt, drückte sie ihm väterlich.

Nach einer Pause begann derselbe mit theilnehmend zweifelndem Ausdruck: „Was willst du denn aber jetzt eigentlich thun? — Wenn das Mädchen hundert Gulden hat, wird's alles sein; oder hat sie mehr?" — Tobias erwiderte groß: „Darnach frag' ich gar nicht." — „So!" meinte der Alte mit ironischer Bewunderung. „Aber auf die Art bringt ihr nicht viel über tausend Gulden zusammen, und du bist das nothige Leben nicht gewohnt." — „Noth werden wir nicht leiden," warf Tobias bestimmt ein. — „Wo wollt ihr denn aber hin?" fragte der Alte. „Im Dorf ist nichts frei. Und als Dritter

könntest du von der bloßen Schneiderei ohne ein ordentliches Anwesen hier gar nicht leben."— „Im Dorf will ich auch nicht bleiben," versetzte der Sohn. — „Wo denn?" fuhr der Alte fort. „Weißt du etwas in der Nachbarschaft? Oder," setzte er etwas spöttisch hinzu, „im Kesselthal?"

Tobias zeigte ein Gesicht wie einer, der seiner Sache gewiß ist, und erwiderte: „Vater, ich mein, wir haben heut genug mit einander ausgemacht. Lassen wir's dabei bewendet sein, morgen ist auch noch ein Tag. Ich weiß, wo ich hingehör' und wo ich mein Glück machen muß — und wenn ich das sag', dann ist's genug." — Der Alte schaute ihn an und schüttelte den Kopf. „Darf's der Vater nicht wissen?" — „Jetzt noch nicht," versetzte der Bursche, und da er im Gesicht des Alten tiefen Unglauben erkannte, stand er auf und sagte: „Vater, vertrau' mir! Ich hab' dir heut gezeigt, daß ich etwas kann, was du mir vorher nicht zugetraut hätteſt („Unverschämter Mensch!" dachte der Alte) — und jetzt soll's immer so fort gehen („Gute Aussichten!"). Vom heutigen Tag hebt für mich ein neues Leben an. Ich werde glücklich, ich werde, und das in nicht gar zu langer Zeit, ein reicher und angesehener Mann sein — und du wirst deine Freude an mir haben." — Der Alte war versucht, ihm ins Gesicht zu lachen; er begnügte sich indessen mit einer Geberde, die ungefähr sagte: „Ich muß dich jetzt gehen lassen! Wenn du ein Narr und Bettler wirst, ist's deine Sache." —

Tobias beachtete diese Bewegung um so weniger, als es unterdessen dunkel geworden war und die Glocke „bedächtig" neun Uhr schlug. Der Glückliche hätte nun zur Bäbe gehen und der Guten, Lieben und Treuen den Erfolg mittheilen können; aber er hatte sich etwas anderes ausgedacht, was ihm schöner dünkte; und da ihn die Ereignisse

des Tages doch ermüdet hatten, sagte er dem Vater herzlich Gutnacht und ging zu Bette.

VI.

Am andern Morgen war unser Schneider der Löwe des Tages. Der Abend des Samstags ist auch für den Bauer eine Ferienzeit; man besucht sich mehr als sonst in der Woche, das Wirthshaus hat größern Zuspruch und man überläßt sich mit reinerem Behagen der Lust des Gesprächs. Daß nun ein Auftritt, wie der zwischen Tobias und seinem Vater, mit der größten Schnelligkeit im ganzen Dorf herumkam, ist bei dem Interesse, das die Familie schon auf sich gezogen hatte, nicht zu verwundern. Aus den Vermuthungen des Trupps, der vor dem Hause stand, aus der Nachricht der Walpurg, die den Streit als nicht der Rede werth darstellte, und endlich aus den Zusätzen phantasiebegabter Erzähler bildeten sich verschiedene Lesarten, die sich zum Theil stark widersprachen. Nach den Ansichten der meisten gab es in dem Schneiderhaus eine „schreckliche Geschichte;" denn die Walpurg mochte sagen, was sie wollte — daß weder der alte, noch der junge Schneider ins Wirthshaus kamen, was sie sonst an diesem Tag nie versäumten, das war deutlich genug. Nach den Einen jedoch hatte der Vater den Sohn halb todtgeschlagen, nach den Andern der Sohn den Alten mit einem Hammer oder Beil auf den Kopf getroffen, daß das Blut in der Stube herumlief — daß er einen „Treff" hatte auf sein Lebtag und am Ende noch das Gericht einschreiten mußte. — Sonntags in der Früh klärten sich die Meinungen. Die Ansicht vieler kam der Wahrheit ziemlich nahe; nur blieb das letzte Ergebniß des Streites unbekannt. Daß der junge Schneider diesmal über den alten Herr ge-

worden, das stellte sich eine halbe Stunde vor der Kirche bei den meisten als gewiß heraus. Und diese Thatsache erschien allen ungemein spaßhaft, wenn man auch noch nicht wußte, was nun daraus werden sollte.

Als zur Kirche geläutet wurde, sah man den alten Schneider allein aus dem Hof treten und still und ernst dem Gotteshaus zugehen. Weder auf dem Weg noch in der Kirche selbst konnte man an seinem Kopf die geringste Spur einer Verletzung wahrnehmen; diejenigen, die noch daran gehalten hatten, mußten ihre Meinung verbessern. Von der Kirche ging er erbaut und, soweit es die andächtige Stimmung zuließ, heiter nach Hause. Er war aber zugleich so in sich gekehrt, daß ihn auch nähere Bekannte nur grüßten und nicht zu fragen den Muth hatten.

Im Pfarrhaus war das Ereigniß erst kurze Zeit vor dem Beginn des Gottesdienstes bekannt geworden. Der Grund war, daß sich die Frau Lehrerin am Samstag unpäßlich fühlte, Abends nicht mehr ausging und auch am Sonntag erst spät sich erheben konnte. Die Lesart, die durch ein Bauernweib an die Pfarrerin kam, meldete arge Händel zwischen Vater und Sohn, wobei sie sich wechselseitig beschädigten und viele Geschirre zu Grunde gingen. „Also wieder!“ sagte sich die Frau mit Ernst und Unmuth, wie sie allein war. „Nun wird's bald unmöglich, den Skandal vor meinem Mann länger zu verbergen! — Daß er von der letzten Geschichte nichts erfahren hat, ist schon ein Wunder“ — (übrigens aus dem Charakter des Geistlichen und aus ihren eigenen Vorkehrungen zu erklären!) „Aber jetzt, wo die Sache wieder aufgerührt ist, wird am Ende doch etwas an ihn kommen und es wird vielleicht nothwendig werden, ihm alles zu sagen. Wollte Gott, das Mädchen hätte mein Haus nie betreten!“ — Das Zusammenschlagen der Glocken mahnte

sie, die sonntägliche Toilette zu vollenden und sich ins Gotteshaus zu begeben. Hier konnte sie von ihrem Stuhl den alten Schneider nicht sehen und auf dem Heimweg fragen wollte sie nicht; ihre bedenkliche Stimmung erfuhr daher keine Milderung. —

Sie war in der untern Stube allein — der Geistliche erquickte sich in der Gartenlaube, — als die Bäbe von der Küche hereinkam, um eine Frage wegen des Mittagessens an sie zu richten. Das Mädchen zeigte das gefaßte, stillhoffende, sanft melancholische Gesicht, das man seit dem entscheidenden Gespräch im Haus an ihr gewohnt war. Die Frau gab ihre Anweisung und fuhr dann mit der Miene des Bedauerns, ja der Anklage fort: „Bei dem Schneider hat's gestern wieder Streit gegeben! Hast du schon was davon gehört?“ — „Ja,“ versetzte die Bäbe mit dem Ton der Ergebung; „aber nichts Genaueres. Man hat mir nur gesagt, daß Vater und Sohn hintereinander gekommen sind.“ — Die Pfarrerin fuhr fort: „Mir ist dieser ewige Unfriede fatal, sehr fatal! Ich wüßte nicht, was ich drum gäbe, wenn ich nichts mehr davon hörte!“ — „Ich bedaur' es auch,“ erwiderte die Bäbe, „aber ich kann nichts dafür.“ — „Wirklich nicht?“ versetzte die Frau. „Hast du dir keinen Vorwurf zu machen? Hast du das Wort, das du mir gegeben, nicht gebrochen?“ — „Nein, Frau Pfarrerin,“ entgegnete das Mädchen. „Einmal, vor acht Tagen, Abends gegen neun Uhr, sind wir uns zufällig auf der Gasse begegnet; aber wir haben kaum eine Minute mit einander gesprochen und uns nur unser Leid geklagt.“ — „Und du hast nicht an ihn geschrieben? Hast ihn nicht durch Klagen dazu gebracht, daß er seinen Vater mit Zumuthungen erzürnte?“ — „Nein,“ war die entschiedene Antwort. „So wahr ich vor Ihnen stehe!“

Die Frau schwieg. Nach einer Pause begann sie:

„Der Handel iſt um ſo unangenehmer, als man in dem Fall, daß Tobias auf ſeinem Kopf bleibt, kein Ende davon abſehen kann. Den alten Eber bringt ihr nicht dazu, daß er euch nachgiebt. Den kenn' ich beſſer!" — „Es mag ſein," verſetzte die Bäbe. „Ich muß es eben annehmen, wie's kommt." — Das Geſicht der Pfarrerin erhellte ſich, wie durch eine Anwandlung von Laune, und ſie ſagte: „Das Geſcheidteſte wär', wenn für dich jetzt eine gute Partie auskäm'! So ein reicher Wittwer etwa, der oft froh iſt, wenn er ein tüchtiges Hausweib kriegt zu ſeinem Geld und ſeinen Kindern. Und das würdeſt du abgeben, dafür könnt' ich einſtehen!" — Die Bäbe ſchüttelte unwillkürlich den Kopf und ſah zu Boden. — „Wie," rief die Pfarrerin, „du würdeſt ſo einen Antrag ausſchlagen?" — „Ja, Frau Pfarrerin," erwiderte das Mädchen. „So lang der Tobias keine Andere heirathet, heirath' ich auch nicht!" — „Das iſt ja ernſthafter als ich gedacht hab'," rief die Frau. „Aber," ſetzte ſie nach einer Weile hinzu, „was findeſt du denn nur ſo Beſonderes an dem Menſchen? Ein nettes Bürſchchen iſt er; aber ſo lang' ich ihn kenne, der Spott des Dorfes, furchtſam wie ein Haſe und doch wieder eitel und prahleriſch — kurz, ein Schneider, wie's nur einen geben kann! — Haſt du denn das nicht auch gehört und geſehen?" — „Allerdings, Frau Pfarrerin," entgegnete die Bäbe mit Ernſt; „aber das macht mir nichts, ſeitdem ich ihn beſſer kennen gelernt hab' und weiß, wie er's in ſeinem Herzen meint. Seine Fehler ſind Kleinigkeiten, die er ablegen wird mit der Zeit. Und wenn ihm auch was davon bliebe — meinen Sie, Frau Pfarrerin, daß ich nicht im Stande wär', mich ſeiner anzunehmen? In meinem Beiſein würd' ihm Niemand etwas thun — dafür ſtänd' ich gut!"

Die Wangen des Mädchens hatten ſich höher gefärbt und ihre Augen einen ſo muthigen Schein bekommen, daß

die Frau sich nicht enthalten konnte, sie beifällig anzusehen und zu nicken, als ob sie sagen wollte: „Du würst's im Stande!“ — Die Bäbe fuhr fort: „Der neue Streit zwischen Vater und Sohn ist zu bedauern; und ich kann ganz ehrlich sagen, daß er mir so unlieb ist, wie Ihnen. Aber was wird dran Schuld sein? Daß der Vater ihn wieder hat zwingen wollen, die Andere zu nehmen, und daß er sich nicht dazu hat bringen lassen. Und das muß mir doch auch wieder gefallen an ihm, und ich muß denken: wenn ihm auch manches fehlt zu einem rechten Mann — die Hauptsach' hat er doch! Wenn er so furchtsam gewesen ist von jeher und sich nichts getraut hat und nun einem so starken und gewaltthätigen Mann, wie sein Vater ist, doch nicht nachgiebt, sondern sich gegen ihn stellt und lieber alles aushält, als von mir läßt — muß ich ihm nicht auch lieber sein als alles? Und so einen Menschen sollt' ich lassen? Lieber sterben, Frau Pfarrerin, — gleich auf der Stell'!“

In die Augen des Mädchens waren Thränen gekommen, die sie nicht zu verbergen bemüht war. Die Pfarrerin schwieg, denn hierauf war nichts mehr zu sagen. Zu rechter Zeit ließ sich aus der Küche ein Gepraſſel hören, wie von einem überlaufenden Hafen. Die Bäbe wischte sich die Augen mit ihrer Schürze und eilte hinweg.

Das Mittagessen verlief ruhig; für den Geistlichen, der auf den Ruf der Bäbe schon sehr vergnügt vom Garten gekommen war, ungemein heiter. Der würdige Herr befand sich dermalen ganz und gar wohl und damit fähig, sich an allem aufs Innigste zu freuen. Die Blumen im Garten hatten ihn nie so glücklich gemacht, wie heute, und an dem Schatten in der Laube hatte er sich noch nie so wunderſam gelabt, wie bis zu dem Augenblick, wo man ihn zum Essen rief. Ein frischgedeckter Tisch am Sonntag, mit blankem

Tischtuch, blanken Servietten, Reinheit und Reinlichkeit strahlend und duftend, und dazu die sichere Aussicht auf ungewöhnlich gute Speisen, können die Laune eines Mannes nicht niederschlagen, der sich bei höherem Wohlsein auch eines stärkern Appetits erfreut. Unser Geistlicher, liebevoll, wie er war, unterhielt das Gespräch wieder mit Loben; nach den Blumen und der Laube pries er die Suppe, das Rindfleisch und den Braten — und schwer war es zu sagen, welche Anerkennung gefühlter klang. Er nickte dankbar der Gattin zu, und ein paar freundliche Blicke fielen auch auf das Werkzeug, das die Gebote der Anordnerin vollstreckend den zweiten Preis errungen — auf die ab- und zugehende Bäbe. Nach Tisch zog er ein Cigarrentäschchen, das er für seltene Gelegenheiten bei sich führte, aus der Tasche des Ausgeh-Rocks — er wollte heute sogar rauchen! Die Frage der Pfarrerin: „Wird es dir nicht schaden, liebes Männchen?“ mit einer Hinweisung auf seine völlig hustenfreie Kehle beantwortend, zündete er an und war mitten im behaglichsten Dampfen, als die Bäbe den Kaffee brachte.

Auf einmal, wie sich auf etwas besinnend, rief er: „Mein, Frau, wie ich aus der Kirche gegangen bin, ist mir's gewesen, als hätt' ich hinter mir sagen hören, beim Schneider Eber hätt's Händel gegeben zwischen Vater und Sohn. Hast du was erfahren?“ — Das Mädchen konnte, wenn auch jede sonstige Bewegung, doch ihr Erröthen nicht verhindern; die Frau bemerkte: „Ja wohl, unsere Nachbarin hat mir dasselbe gesagt.“ — „Was haben denn aber die auf einmal mit einander?“ fragte der Pfarrer ernsthafter. „Sie sind doch immer ganz gut ausgekommen?“ — „Man sagt allerhand,“ versetzte die Gattin. „Der Vater will, daß Tobias die älteste Tochter des Bachwebers heirathe —“— „Und der mag sie nicht?“ fiel der alte Herr ein. — „So scheint's,“ bemerkte

die Frau. — „Hm, hm," verſetzte der Pfarrer. „Das Mädchen iſt nicht die ſchönſte, aber ordentlich und fleißig, und der Weber iſt ein Mann, der gut ſteht. Iſt er wirklich ſo heikel, der junge Burſch — oder hat er ſein Aug' auf eine Andere geworfen?" —

Die Pfarrerin ſchwieg hierauf, weil ihr nicht gleich eine in ihren Sinn paſſende Antwort einfiel; die Bäbe fühlte, daß ihr Geſicht hochroth war, und wendete ſich ab, um in die Küche zu gehen. Die Verlegenheit dauerte indeß nur einen Moment; denn nach kurzer Pauſe klopfte es ſtark an die Thüre, wie „Herren" nicht zu klopfen pflegen, und auf das „Herein" des Geiſtlichen traten durch die geöffnete Thür der alte Schneider und Tobias.

Beide waren in ihrem beſten Staat; ihre Mienen ernſt, feierlich, namentlich die des Alten. Etwas ungelenk, aber doch mit jener Würde, die der Bauer bei Gelegenheit anzunehmen pflegt, verneigte ſich dieſer und ſagte: „Guten Tag, Herr Pfarrer! Guten Tag, Frau Pfarrerin!" — „Guten Tag, Eber," erwiderte der überraſchte Herr, indem er die Beiden verwundert betrachtete. „Was führt Euch zu mir?" — Der Alte trat einen Schritt näher und ſprach: „Eine eigene Sach', Herr Pfarrer — mein Sohn will heirathen." Tobias ergriff jetzt ſeinerſeits das Wort und ſagte mit einigem Erröthen: „Ja, Herr Pfarrer, das will ich."

Die Pfarrerin ſah ſtaunend auf die zwei Leute, die offenbar einig waren, und wußte nicht, was ſie denken ſollte. Die Bäbe ſtand an der Seite wie angewurzelt, ihr Geſicht brannte und ihre Bruſt bebte. Tobias hatte ihr keinen Blick zugeworfen — der Vater war zufrieden, durchaus zufrieden — der Sohn hatte ſich ihm gefügt — ſie war aufgeopfert!

Mit dem reinſten Vergnügen erwiderte der alte Herr: „Alſo der Tobias hat nachgegeben und heirathet die Tochter

des Bachwebers? — Ihr seht, ich weiß schon alles!" — Der alte Schneider zauderte zu reden, indem er bescheiden für sich hinlächelte. Der Pfarrer erinnerte sich, daß die Magd in der Stube war, und in der Meinung, daß der Vater vor dieser nicht mit der Sprache herauswolle, winkte er ihr und sagte: „Bäbe, geh' in die Küche!"

Das Mädchen hatte gesehen, wie Tobias auf die Rede des Pfarrers höher geröthet vor sich hinschaute, just wie einer, der sich schämt! Mit dem schwersten Herzen von der Welt, mit unendlicher Bitterkeit und kaum ihre Thränen zurückzuhalten vermögend, schickte sie sich an, die Stube zu verlassen. Da rief aber der alte Schneider: „Ja," Herr Pfarrer, „die darf nicht fort — die gehört zur Sach'!" — „Die Bäbe?" rief der alte Herr verwundert. — „Ja, Herr Pfarrer," versetzte der Schneider. „Die ist's ja grad, die mein Sohn heirathen will!" — „Ja wohl, Herr Pfarrer," rief Tobias, „die will ich heirathen!"

Nun war die Reihe zu staunen und nicht begreifen zu können, an dem alten Herrn. Die Pfarrerin hatte ein „Ah" ausgestoßen, in welchem eben so viel Vergnügen als Ueberraschung lag; denn sie war gut und freute sich des Ausgangs nicht um ihret-, sondern um der Bäbe willen. Dieser hatte sich im eigentlichen Verstande das Herz im Leibe umgedreht. Die plötzliche Versetzung aus dem Abgrund der Pein in den Himmel des Glücks wirkte auf sie wie ein Schreck; aber schnell erholte sie sich und strahlte nach der ersten Verwirrung die Seligkeit ihres Innern um so schöner aus den schwarzbraunen Augen, in die jetzt zum Ueberfluß noch ein liebevoller und stolzer Blick des Burschen fiel.

Der alte Herr, alles dies nicht gewahrend, weil er nur auf den alten Schneider sah, rief endlich mit der herzlichsten Verwunderung: „Die Bäbe? — Ja, wie kommt er denn auf

die?“ — Die vollkommene Unkenntniß dieser Frage hätte die Pfarrerin beinahe lachen gemacht. Wenn sie aber die Verlautbarung ihrer Heiterkeit unterdrückte, so konnte und wollte sie doch den Schein auf ihrem Gesicht nicht zurückhalten; sie sah mit wahrem Vergnügen, mit der angenehmsten Frauenschelmerei vor sich hin.

Der alte Schneider antwortete: „Du lieber Gott, — wie geht's nicht in solchen Sachen? Sie gefällt ihm halt, und er meint eben, nur die könnt' sein Glück machen!“ — „Ja,“ fügte Tobias hinzu, „das ist auch wirklich meine Meinung, Herr Pfarrer. 's ist nicht nur darum, weil sie mir von Person am besten gefällt, sondern weil sie so geschickt ist und so fleißig und alle Arbeit so gut kann, wie ich gesehen hab': deßwegen hab' ich sie gewählt!“

Ueber den Vater kam jetzt der Schalk. Ueberzeugt, daß der alte Herr von dem Vorgang in seinem Haus keine Ahnung hatte, und verlangend, der so sehr gerühmten Bäbe, allenfalls auch der Frau Pfarrerin, etwas hinausgugeben, fuhr er fort: „Und dann, Herr Pfarrer, denkt man eben auch: im Pfarrhaus lernt man gute Sitten und einen frommen Lebenswandel — und das ist am End' doch die Hauptsach'!“ — Die Pfarrerin warf einen Blick auf ihn, als ob sie sagen wollte: „Du impertinenter Spitzbube!“ während das Mädchen ein wenig betroffen zu Boden sah. Der alte Herr dagegen nickte, wie zu einem Ausspruch, mit dem er auf's Innigste übereinstimmte. „Ja, ja, Eber,“ versetzte er würdig, „da habt Ihr recht! — Und es ist wahr, die Bäbe hat bei uns etwas gelernt, so kurze Zeit sie da ist, und macht jetzt dem Pfarrhaus Ehre. Sie ist brav, thätig, gehorsam, gutwillig — und hat sich immer musterhaft aufgeführt.“

Das war der Pfarrerin denn doch zu bunt; unfähig ihr Gerechtigkeitsgefühl länger zurückhalten, bemerkte sie: „Nun,

nun, ſo ganz ohne Geſchichten, die man gern anders gewünſcht hätte, iſt's doch nicht abgegangen! Fehler hat ſie ſchon auch gemacht und ein ganzer Engel iſt ſie grad nicht!" — Der alte Herr, mit dem wohlwollend ſatyriſchen Lächeln eines Mannes, der ſeine Hälfte necken will, entgegnete: „Ja freilich, ihr Frauen wißt immer was und habt immer was zu klagen. Euch kann man nie genug thun! — Aber," ſetzte er gegen die beiden Schneider gewendet hinzu, „gegen mich iſt ſie immer gut und dienſtwillig geweſen, und ich hab' nie was Unrechtes von ihr geſehen. — Was wahr iſt, muß man ſagen."

Tobias und die Bäbe hatten ſich während dieſer Reden unbemerkt vergnügte Blicke zugeworfen, womit ſie ſich wechſelſeitig erklärten: „Wir bedauern's doch nicht!" Nach den letzten Worten trat das Mädchen ein wenig vor und ſagte, das Haupt ſenkend mit einer reizenden Miſchung von Ernſt und Scheinheiligkeit: „Ach Herr Pfarrer, die Frau Pfarrerin haben die Wahrheit geſprochen! Es iſt allerlei geſchehen, was nicht hätte geſchehen ſollen, und ich hab' mich gar mancher Fehler anzuklagen! Ich bin lange nicht ſo gut, wie Sie meinen, Herr Pfarrer, — nein, ich hab' meinen Theil Sünden trotz der Mühe, die ich mir gebe, beſſer zu werden. Aber Sie halten eben andere Leute für gut, weil Sie ſelber ſo gut ſind, Herr Pfarrer, und in Ihrer Güte nur das Schöne an Andern ſehen und Tugenden, die Sie am Ende nur ſelber haben. Ich dank' Ihnen für Ihre Meinung von ganzem Herzen; aber leider, ich verdiene ſie nicht!"

Der geiſtliche Herr war im Innerſten befriedigt. Dieſe Geſinnung machte dem Mädchen ebenſoviel Ehre, wie ihre Art, ſich auszudrücken, und er konnte nicht umhin, ſie auf's freundlichſte dafür anzuſehen. Dann wendete er ſich zu den Brautwerbern und ſagte mit heiterer Würde: „Ja - nun — ich hab durchaus nichts gegen dieſe Heirath, obwohl ich nicht

ſo leicht wieder ein Mädchen ins Haus bekommen werde, wie die Bäbe. — Wenn Vater und Sohn einig ſind —". — „Das ſind wir, Herr Pfarrer," fiel Tobias ein, und der alte Eber ſtimmte mit Nicken zu. — „Dann fehlt nichts mehr als die Einwilligung der Erwählten und ihrer Eltern! — Nun," fragte er das Mädchen, deren Miene die Antwort ſchon gegeben hatte, mit freundlichem Lächeln, — „nun Bäbe, ſagſt du Ja dazu?" — „Mit Freuden, mit Dank und Freuden, Herr Pfarrer," rief die Glückliche. — „Dann," fuhr der Geiſtliche mit beinahe väterlichem Wohlwollen fort, welches das Mädchen nach ſeiner Anſicht durch ihr Benehmen verdient hatte, — „dann reicht einander die Hände!"

Die Liebenden, durch dieſen Zuruf von den Rückſichten, die ſie bisher gebunden hatten, befreit, gingen auf einander zu, gaben ſich die Hände und drückten ſie wiederholt mit größter Zärtlichkeit. Sie ſahen ſich dabei ſo gerührt und doch ſo verſtändnißinnig an, daß auch dem Geiſtlichen, der ſich die Freude des Mädchens bis jetzt aus der angetragenen guten Partie erklärt hatte, der Gedanke kam, es möchten zwiſchen beiden doch ſchon intimere Beziehungen obgewaltet haben. —

Die Bäbe ging von Tobias zu ſeinem Vater, reichte ihm die Hand und ſagte: „Herr Eber, ich dank' Euch! Ich weiß nicht, wie ich zu dem Glück komme, daß Ihr ſo gut gegen mich ſeid und mich zur Schwiegertochter wollt; aber ich nehm's in Demuth an, und ich verſprech' Euch, es ſoll Euch nicht reuen!" — Der Alte betrachtete ſie mit Wohlwollen, erwiderte indeſſen nicht ohne merkbare Schalkheit: „Es iſt mir eine Freud' und eine Ehr', ein Mädchen zur Schwiegertochter zu bekommen, die von dem Herrn Pfarrer wegen ihrer Tugenden ſo gerühmt worden iſt!" — Ein Druck ſeiner Hand und ein Blick ſeines Auges gaben dafür eine um ſo ernſtere Antwort.

Das Mädchen, die ihren Takt auch in der Fülle des

Glücks nicht verläugnete, trat wieder zurück und nahm die Haltung einer Magd an, indem sie nur ihre Augen die einer Braut sein ließ. Die Pfarrerin, dies bemerkend, gab um so eher den Regungen ihres guten Herzens nach. Frauen pflegen gewisse Vergehungen bekanntlich nachsichtiger zu beurtheilen, wenn sie in die Vergangenheit gerückt sind; der Ehebund der nachfolgt, hat eine sanktionirende Macht, und es heißt auch hier: Ende gut, alles gut! Mit wahrhaft froher Theilnahme gratulirte die Frau der Bäbe, indem sie hinzufügte: „Das Glück ist bis jetzt mit dir gewesen, Mädchen, es wird auch ferner mit dir sein!“ —

Tobias hatte während dessen nachdenklich dagestanden. Jetzt wendete er sich zu dem Geistlichen und sagte: „Herr Pfarrer, ich bitt' um Verzeihung, aber ich muß noch etwas zur Sprach' bringen, denn es gehört nothwendig zur Sach'. Ich will eine Frau, nicht um mit ihr hier im Dorf zu bleiben; auch nicht in der Nachbarschaft —.“ — „Willst du aus dem Land?“ fiel der alte Herr verwundert ein. „Ins Würtembergische?“ — „Nein Herr Pfarrer,“ erwiderte Tobias, indem er mit Selbstgefühl den Kopf schüttelte; ich will weiter.“ Und entschlossen setzte er hinzu: „Ich geh' nach Amerika!“ — „Nach Amerika?“ rief der Pfarrer, indem er ihn überrascht und befremdet ansah. — „Nach Amerika!“ setzte die Pfarrerin etwas gedämpfter hinzu, während die Bäbe mit der seltsamsten Miene von der Welt vor sich hinsah.

„Ja, Herr Pfarrer!“ wiederholte Tobias mit Nachdruck, „nach Amerika! — Wir bringen nicht so viel zusammen, daß wir hier gut fortkommen könnten; aber dazu reichts, daß wir mit einander hinüberfahren und auch für den Anfang dort etwas haben. — Es ist mir berichtet worden von einem alten Bekannten, daß es mir in Amerika besonders gut gehen muß, weil ich nicht nur ein Metier gelernt hab', sondern auch das

Bauernhandwerk verſtehe. Was ich nicht kann, das kann meine Braut; und da hab' ich keine Sorg', daß es mit uns nicht vorwärts geht. Und alle Achtung vor unſerm Ries, Herr Pfarrer; aber wenn man von Haus aus nicht viel hat, dann kommt man hier nicht gar weit; da drüben aber, da läßt ſich noch ein Glück machen, wenn man ſeine Sachen verſteht und Kurasche hat! Da kann man reich werden — Gott weiß, wie!" — „Aber auch um alles kommen, wenn man Unglück hat," bemerkte der Geiſtliche warnend. — „Ich hab' was Gut's im Sinn," verſetzte Tobias mit Ernſt, „und ich vertrau' auf Gott! — Meinem Vater habe ich die Sache ausgelegt; er hat zugeben müſſen, daß ich recht hab', und willigt ein." — „Das thu' ich, Herr Pfarrer," bekräftigte der Schneider mit dem Ernſt eines Ueberzeugten. — „Nun," rief der gute alte Herr, „dann in Gottes Namen! — Aber," ſetzte er halblächelnd hinzu, „was wird die Jungfer Braut dazu ſagen?" — „Das möcht' ich ſie eben fragen," erwiderte Tobias, mit Ihrer Erlaubniß!" — Nun Bäbe," rief er zu dieſer gewendet, mit herzlichem Ton, aber ſchon mit zärtlicher Gewißheit im Auge, „gehſt du mit hinüber?"

Das Mädchen war mit hochrothem Geſicht dageſtanden und aus ihrer Miene ſprach eine Freude, die noch auf etwas ganz Beſonderes deutete. „Ich geh' mit dir, wohin du willſt," antwortete ſie, „und wenn's an's Ende der Welt wäre; am liebſten aber da hinüber! Ich hab' ja zwei genaue Freunde dort, meines Vaters Bruder und ſeinen Schwager, und hab' ſelber ſchon daran gedacht, wenn es hier zu Lande nicht mehr ginge, dort mein Glück zu verſuchen." Und indem ſie den Geliebten mit feuchten, aber ſchelmiſchen Augen anſah, fügte ſie leiſer hinzu: „Das iſt's ja eben, was ich gemeint hab' —." Sie hielt inne, um ſich vor dem Geiſtlichen nicht zu verrathen. Aber Tobias brauchte nicht mehr: er hatte im Nu den viel-

berührten, aber ſtets ein Myſterium gebliebenen zweiten Plan erkannt! Dieſes Zuſammentreffen erfüllte ſein Herz mit der feinſten Luſt, die nicht umhin konnte, ſich in einem tiefempfundenen „Ab“ auszuſprechen. Das Mädchen theilte dieſes Gefühl und rief: „Nun muß es uns gut gehen da drüben!“ — „Ja,“ entgegnete der Burſche, „das muß es und das wird es auch!“

Mit Selbſtgefühl, aber zugleich mit dankbar gerührter Seele ſtellte er ſich vor den Geiſtlichen. Der blinde Amerika-Hochmuth von geſtern war aus dem guten und im Grunde ſeines Weſens rechtlich denkenden Burſchen gewichen. Er fühlte die ganze Liebenswürdigkeit des ehrwürdigen Herrn, und in dieſem Gefühl ſprach er: „Herr Pfarrer, ich dank' Ihnen für Ihre Güte. Wir laſſen uns hier noch zuſammengeben — von Ihnen, Herr Pfarrer — anders würd' ich's nicht thun. Und wenn ich hinübergehe, werd' ich den Unterricht, den ich von Ihnen erhalten habe, nie vergeſſen und immer bedacht ſein, ihm Ehre zu machen.“ — „Brav, mein Sohn,“ rief der alte Herr. „Mit dieſer Geſinnung wirſt du überall glücklich ſein, wohin du auch kommen magſt.“ — „Auch Ihnen, Frau Pfarrerin, dank' ich — für alles!“ Den Ton, womit der Burſche die zwei letzten Worte ſprach, würdigend und den kleinen Stich erkennend, verſetzte die Frau mit Lächeln: „Nichts zu danken! — es iſt alles gern geſchehen!“ — Vater und Sohn verabſchiedeten ſich.

Auf dem Heimweg dachte der in den Tiefen ſeiner Seele befriedigte junge Schneider, daß der Andres in ſeinem Brief wegen der geiſtlichen Herrn doch ſehr übertrieben habe. Denn wenn es auch welche gäbe, die ungefähr ſo wären, wie er meine, ſo gäb's doch auch wieder andere, die nicht wackerer ſein könnten. Und daß die gleichſam gar nicht nöthig wären und ihr Brod umſonſt verdienten, das war doch, genau ge-

nommen, eine Dummheit. Der gute Tobias hätte diese gerechte Unterscheidung vielleicht auch in Bezug auf die übrigen „Herren" gemacht, wenn nicht plötzlich eine bekannte Stimme in sein Ohr gedrungen wäre, die nicht ohne den Accent der Verwunderung den Gruß der Tageszeit rief.

Es war der „Leard", der mit jenem feinen Burschen, den wir auch vom Wirthsgarten her kennen, aus einer Seitengasse kam. „Nun," begann der Erstere nach erhaltenem Dank indem er Vater und Sohn mit den Augen maß, „ihr geht ja mit einander so einträchtig, als ob ihr ein Herz und eine Seele wärt?" — „Das sind wir auch, versetzte Tobias mit Selbstgefühl. „Wir sind eben beim Pfarrer gewesen und haben um die Bäbe angehalten, die jetzt meine Hochzeiterin ist." — „Ah! Wahrhaftig?" riefen die beiden Burschen wie aus einem Munde. — „Allerdings," erwiderte der Alte mit Ernst, „so ist's."

Das breite Gesicht des „Uhzers," der nur zum Spaß ein böser, sonst aber ein guter Kerl war, erhellte sich in wahrer Theilnahme, die aber natürlich durch einen Schein von Satyre belebt blieb. „Das freut mich," rief er, „und ich wünsche von Herzen Glück!" Dann des jungen Schneiders Hand schüttelnd, setzte er lächelnd hinzu: „Nun, was hab' ich gesagt? Gelt, ich hab' dich besser gekannt, als du selber? Ich hab' dir angesehen, was du für ein Teufelskerl bist, wenn du einmal anfängst!" Zum Alten gewendet, sagte er schon mehr in seiner bekannten Art: „Schneider, Ihr seht, man muß nur warten können! Mit der Zeit kommt alles. Aus Kindern werden Leute, und aus einem jungen Schneider kann immer noch ein Mordkerl werden — wenn er einen Vater hat, wie Ihr seid!" — Während der Alte hierauf mit halbem Lächeln antwortete, begann der Feine: „Nun gib's gleich zwei Paare. Sorben hat der Schuster das Jawort von der Sibylle davon-

getragen, und die beiden Leute sehen aus, als ob jedes das Fürnehmste gekriegt hätte im ganzen Dorf!" — „So!" versetzte Tobias erheitert. Und indem er auf seinen Vater einen bedeutsamen Blick warf, setzte er hinzu: „Lassen wir ihnen ihr Vergnügen!" —

Als sie wieder allein waren, begann der Sohn um einem allenfallsigen Gedanken des Alten zu begegnen: „Nun Vater, hast du dir heut die Bäbe recht betrachtet? Wie meinst du? Ist das Mädchen nicht werth, daß man ihretwegen einige hundert Gulden mehr oder weniger nicht ansieht?" — Der Alte, von der Schönheit der Erwählten, die heute freilich im höchsten Glanze geleuchtet hatte, selber eingenommen — denn er war ein Kenner und seiner Zeit ein Verehrer des Geschlechts! — durch die guten Aussichten in Amerika nicht nur beruhigt, sondern gehoben, versetzte lächelnd: „Mensch, du hast mehr Glück gehabt, als du verdienst! Meiner Lebtag hätt' ich nicht geglaubt, daß du so ein Weib zu kriegen verständest!" — „Nicht nachgeben, lieber Vater," erwiderte Tobias heiter, „nicht nachgeben! Das ist's!" —

Wenn der Erzähler ein Liebespaar im Ries zur Hochzeit befördert und auf einem Bauerngut oder einem Söldgut untergebracht hat, dann kann er mit gutem Gewissen schließen. Für das Wohlsein der Gepürften ist gesorgt und ihr Leben, sofern nicht außerordentliche Zufälle eintreten, nimmt den gewöhnlichen dorfmäßigen Verlauf, den sich Theilnehmende beliebig ausmalen können. Ist aber ein Paar in dem Fall, sein äußeres Glück, das unter Umständen zu dem innern so wesentlich gehört — in fernem Lande erst suchen zu müssen,

dann hat die Erzählung kein Ende, wenn nicht gezeigt wird, daß ſie es auch gefunden, wenigſtens den Grund dazu gelegt haben. —

Schreiber dieſes iſt glücklicherweiſe in dem Fall, ſeiner Geſchichte, nachdem ſeit der letzten Scene im Pfarrhaus Jahre verfloſſen ſind, durch den Hinweis auf Thatſachen das erforderliche Ende geben zu können.

Tobias und die Bäbe machten ſo bald als möglich Hochzeit, verlebten die Honigwochen unter Zurüſtungen auf die große Wanderung, und traten dieſe, verſehen mit Geld und Segenswünſchen, noch im Laufe des Sommers an. Ohne beſondere Erlebniſſe in der neuen Heimat angekommen, ſuchten ſie die Verwandten der Bäbe in Wisconſin auf, trafen glücklich dort ein und nahmen Dienſt bei einer engliſchen Familie. Dies meldete Tobias dem Vater, indem er allerlei Tröſtliches und Hoffnungsreiches beifügte, ohne indeß, ähnlich dem Andres, in Lobeserhebungen über das neue Land auszubrechen. Nach dem erſten Schreiben kam lange kein zweites, und der Vater mußte den Freunden und Dorfgenoſſen, die ſich nach dem Paare erkundigten, beſorgte Antworten geben. Endlich langte ein großer Brief an von der Bäbe. Er enthielt Aufklärung und Nachrichten, die den alten Schneider um ſo mehr erfreuten, als die Schwiegertochter noch während ihres Hierſeins durch ihr liebenswürdiges Benehmen ihn ganz einzunehmen gewußt und er ſie förmlich in ſein Herz geſchloſſen hatte. Die Hauptſtellen ſind folgende:

„Ich hab' euch beim Abſchied verſprochen, keine Lüge zu melden, und ſo dachte ich, ich wollte mit dem Schreiben warten, bis es uns beſſer hier gefiele. Mir hat es im Anfang ſehr „ant gethan," und meinem Mann auch. Es iſt hart für Eines, wenn es gleich zu engliſchen Leuten kommt

und verſteht ihre Sprache nicht; wenn man aber ſprechen kann mit ihnen, dann hat man es gut, und als wir dieſes lernten, befanden wir uns gleich viel beſſer. Jetzt brauch' ich niemand mehr zu fragen, was das Engliſche bedeutet; ich kann ſo gut Engliſch wie eines von den Deutſchen hier, und jetzt gefällt es mir und meinem Mann ganz gut, und es geht uns auch gut, beſſer als wir denken konnten.

„Wir ſind nämlich jetzt nicht mehr in Dienſten, ſondern haben eine Farm angenommen. Wir haben uns Vieh angeſchafft und Samenkorn, auch einen Wagen um fünfzig Dollars, und unſer Herr, der kein Kind und zuſammen über dreihundert Acker Land hat, läßt uns machen, was wir wollen; er nimmt nur einen Theil, und zwei Theile von allem, was wir bauen, gehören uns.

„Es iſt noch nicht lange her, da überfiel den Herrn plötzlich eine Krankheit; der Tobias mußte einen Arzt holen und ich war allein bei ihm; ich machte ihm warmes Waſſer für ſeine Füße und pflegte ihn, und er wurde beſſer. Nun ſagt er, ich hätte ihm ſein Leben errettet und er habe mich in ſeinem Teſtament bedacht mit eintauſend Dollars, macht nach bayeriſchem Geld 2500 Gulden; das bekomme ich, wenn er ſtirbt.

„Aber nun muß ich euch doch das Beſte ſchreiben! Ich bin ſchon vor einem halben Jahr niedergekommen mit einem Buben, der dem Tobias gleichſieht, aber nach meiner Anſicht „ſtockhafter" wird. Nach ſeinem Großvater hab' ich ihn Balthaſar taufen laſſen. Mein Mann hat eine außerordentliche Freude an ihm, und ſeit wir das Kind haben, iſt es uns erſt, als ob wir hier daheim wären. Wir ſind jetzt vollkommen zufrieden. Tobias iſt gut gegen mich und ich gegen ihn, und wenn man geſund iſt und ein geſundes Kind hat

und vorwärts kommt, was kann man sonst noch verlangen? Unser Herrgott ist gnädig gegen uns gewesen, das müssen wir anerkennen, und wir thuns auch. Wir haben jetzt ein paar Ochsen, drei Kühe, ein Joch Stiere, ein Kalb und ein Pferd. Wir werden aber bald mehr bekommen. Unser alter Herr mag noch lange leben, wir erwerben uns jetzt schon selber immer mehr.

„Wenn Ihr Euern Tobias jetzt sehen würdet, thätet Ihr Euch gewiß verwundern. Er hat seinen Bart stehen lassen und sein Kopf ist röther und runder als sonst. Gedanken macht er sich nicht mehr so viel wie sonst, und die Schneiderei treibt er nur soviel wir's für uns nöthig haben: er geht seinen Gang fort und ist ein ganzer Bauer geworden. Zuweilen, des Abends oder auch des Nachts, reden wir von den alten Zeiten und freuen uns über die närrischen Sachen, die uns begegnet sind, und lachen laut mit einander

„Wenn ich manchmal wünsche, noch einmal nach Deutschland zu kommen, ist's nur, weil ich Euch nochmal sehen möchte, lieber Schwäher. Ihr habt mich so gut leiden können in der letzten Zeit und habt mich so freundlich behandelt, wie wir's beide nicht geglaubt hätten nach dem ersten Diskurs, den wir mit einander gehabt haben in Eurem Garten — wißt Ihr's noch? Es ist alles viel besser gegangen, als wir gedacht haben! — Nun lebet wohl und gebt uns Nachricht von Euch und grüßet unsere ganze Freundschaft von uns und auch den Herrn Pfarrer und die Frau Pfarrerin. Sie sind doch recht gut gewesen gegen mich, und ich werd' es ihnen mein Lebtag nicht vergessen."

Daß diese Meldungen dem alten Eber in der Seele wohl thaten, kann man sich vorstellen. Aber es kam noch besser. Der letzte Brief, von Tobias geschrieben, berichtet,

daß der alte Herr gleichwohl gestorben, daß sie das Ausgemachte bekommen haben — daß er Eigenthümer des Gutes und überdies Vater eines Mädchens geworden sei, „so schön, wie er noch kein Kind gesehen habe!“ Nach diesen ausgezeichneten Neuigkeiten folgt das Geständniß, daß er sich zuerst freilich über die Maßen nach Deutschland heimgesehnt und weiß nicht was darum gegeben hätte, wenn er nur eine Stunde bei den Seinigen oder im Wirthshaus bei seinen Kameraden hätte zubringen können! Denn es sei ihm in Amerika eben gar nicht heimlich vorgekommen, und wenn er die Bäbe nicht gehabt hätte, wäre er verzweifelt. Nun sei's aber grad umgekehrt und es gefalle ihm jeden Tag besser. — Eine eigene Notiz in dem Briefe war: daß der Andres bei ihnen sei und ihnen als Knecht diene!

Diesem scheint die Gesinnung, die ihn in dem Schreiben an die Seinigen Amerika unbedingt erheben und Deutschland heruntersetzen ließ, in Amerika selber Schwierigkeiten bereitet zu haben. Er wechselte mehrmals die Herren, ohne sich zu verbessern, ersparte nichts und ist jetzt froh, bei seinem Schulkameraden ein Unterkommen gefunden zu haben. Tobias, in dankbarer Erinnerung an die Anregung, die er durch seinen Brief empfangen, hält ihn wie einen Freund, giebt sich Mühe, ihm sein prangendes, mehr auf's Wort, als auf die That gerichtetes Wesen abzugewöhnen und „hofft noch einen rechten Mann aus ihm machen zu können!“ — „Ja, lieber Vater,“ heißt es zum Schluß, „ich tausche jetzt nicht mit dem reichsten Bauern im Ries. Vergessen kann ich die Heimath und die guten Leute darin freilich nicht. Wir reden hier oft mit einander davon, und wenn wir vergnügt sind, sagen wir zu einander: wenn jetzt nur der und der auch dabei wär'! — Ich hab' auch einen Garten angelegt mit einer Laube, grad wie

der unſre; und wenn auch die Bäume noch nicht ſo groß ſind, ſo iſt's doch in der Laube ſchon recht plaiſirlich. In Amerika iſt einmal jetzt meine Heimat, und daß ich wieder nach Deutſchland komme, daran iſt vorderhand nicht zu denken. Nun will ich Euch deſto mehr im Gedächtniß behalten, von Zeit zu Zeit Nachricht hinüber ſchicken und mich hier ſo betragen, daß die Leute in Amerika Reſpekt kriegen vor den Riefern." —

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Berlin, Druck von W. Büxenſtein.

Erzählungen aus dem Ries.

Von

Melchior Meyr.

Neue Folge.

1. Der schwarze Hans. — 2. Georg.

Hannover.
Carl Rümpler.
1870.

450

Vorwort.

Die erſte der hier zuſammengeſtellten Erzählungen iſt 1867 geſchrieben und im Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Preſſe“ erſchienen. Auf den Rath urtheilender Freunde habe ich an dem Ausgang eine Aenderung vorgenommen, die ich für glücklich halten muß. Das Gemälde geht jetzt aus dem ländlichen Charakter nirgends mehr heraus und der Schluß entbehrt nicht des verſöhnenden Elementes.

In „Georg“ hab' ich erlebte Geſchicke dargeſtellt und die Treue gegen die vorliegenden Thatſachen höher geachtet, als eine mögliche Umdichtung, die mir wohl auch gelungen wäre. Nun wird man mir vorhalten, was ich ſelber weiß. „Die Erzählung iſt in ihrem Verlauf mehr Geſchichte als Poeſie.“ Sei es! Die ausgeführte Schilderung der Kämpfe, die ein begabter, ſtrebender, charaktervoller junger Mann zu beſtehen hatte, kann ſich

ein Novelliſt ebenfalls zur Aufgabe ſtellen. Sind die Entſcheidungen des wirklichen Lebens anders, als der Leſer ſie zunächſt wünſcht, ſo liegt in wirklichen Begebenheiten doch wieder eine eigene Kraft; und wenn die erſten Eindrücke überwunden ſind, kann ſich das Herz des tiefer Nachdenkenden mit dem dargeſtellten Lebensloſe einverſtanden fühlen. Irdiſche Geſchicke haben ihren eigenen Sinn, ja ihren eigenen Tiefſinn! In denen unſres Georg wird mancher, wenn er das Weſentliche im Auge behalten will, die ſeinen wiederfinden.

Durch die Hauptperſonen der neuen Erzählungen glaube ich die Sammlung meiner Rieſer Figuren bereichert zu haben. Der „ſchwarze Hans“ (nach den Mittheilungen eines Geiſtlichen!) iſt eine Art Don Juan auf dem Lande. In „Georg“ iſt ein junger Menſch dargeſtellt, der in die Sphäre der Bildung hineinſtrebt, ohne daß er aufhörte, Bauer zu ſein. Daß mit dieſem Beruf eine gewiſſe Cultur auf eine geſunde, gedeihliche Weiſe verbunden werden kann, das hat unſer Rieſer in der That gezeigt; und vielleicht wäre er ähnlich Angelegten unter ſeinen Standesgenoſſen zur Beachtung und Nachfolge zu empfehlen.

Der ſchwarze Hans.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

I.

Am Anfang der Neunziger-Jahre des vorigen Jahrhunderts standen zur Maienzeit in einem Dorfe, das im Süden des Gaues nahe dem Wald gelegen war, Samstags nach dem „Betläuten“ einige junge Burſche auf dem Platz vor der Schmiede in traulicher Unterhaltung. Die Nacht war vom erſten Viertel des Mondes beleuchtet, die laue Luft erquickend, der Boden trocken. Das Behagen, das die Landleute am Ende der Woche zu empfinden pflegen, wo ſie die Ruhe und das Vergnügen eines Feiertags vor ſich haben, wurde dadurch erhöht, und das Geſpräch wendete ſich munter hierhin und dorthin. Endlich langte es an einem Gegenſtande an, bei dem es zu verweilen pflegt.

„Ja“, fuhr ein braunhaariger, mäßig großer Burſche nach einigen Zügen aus ſeiner Ulmer Pfeife fort, „ich kann euch ſagen, daß ich mich über das Mädchen verwundert hab'! Sie iſt nimmer zum Kennen! Voriges Jahr iſt ſie noch mager geweſen und hat nichts gleichgeſehen, jetzt iſt ſie rund und „g'ſchlacht“ und glänzt im Geſicht! Schön, ſag' ich euch!“

„Bei ihrer Baſ' iſt ſie in einer guten Nahrung geweſen!“ bemerkte ein Burſche, bei dem eine ſolche gleichfalls merklich angeſchlagen hatte.

„Und den Winter über iſt ſie g'ruht!“ fügte ein ſchlanker junger Menſch von heiterm Geſichtsausdruck hinzu.

„Die Veränderung iſt doch ſehr groß!“ begann der Erſte wieder. Die Kathrine iſt jetzt das ſauberſte Mädchen im ganzen Dorf! — Und vergnügt, und lebhaft! — 's iſt eine rechte Hex' geworden!“

„Du red'ſt, als ob du ſie gern möchteſt!“ bemerkte der Zweite.

„Thät mich nichts helfen,“ erwiderte jener. „Sie iſt ſchon verſorgt! Der Heinrich Bühler iſt ihr ſchon voriges Jahr nachgelaufen, und jetzt läßt er ſie gar nimmer aus.“

„Das thät mich nicht abſchrecken,“ bemerkte der Dritte mit Laune. Ein Mädchen kann man einem immer noch wegnehmen, wenn man's geſchickt angreift!“

„Da geht's nicht, mein lieber Mathes! 's iſt ein hübſcher Burſch und ſeine Mutter übergibt ihm den Hof. Wenn die Kathrine Kohlbäuerin werden kann, dann greift der Schreiner mit beiden Händen zu — und das Mädchen auch!“

„Ich thät doch nicht verzagen!“ entgegnete jener. „Die Weibsbilder haben oft wunderliche Sachen im Kopf!“

„Die hat nichts im Kopf als den Heiner!“ verſetzte der Erſte.

Der Schlanke machte eine Bewegung des Bedauerns. „Dann thuſt du mir leid, Kasper! Von Herzen!“

„Bah," entgegnete jener mit einem Nachdruck, der den Scherz zurückweisen sollte. „Mich geht sie nichts an! — Man red't nur davon!"

Nahende Tritte machten sie aufschauen. Von einer Seitengasse kam ein hochgewachsener, stattlicher Bursch gelassen auf sie zu und sagte guten Abend. Die jungen Leute erwiderten den Gruß auf eine Weise, die etwas Eigenthümliches hatte. Der Ton verrieth eine gewisse Zurückhaltung, drückte jedoch keine Geringschätzung, sondern eher eine Art Scheu, jedenfalls Respect aus. — Der Ankömmling war der „schwarze Hans".

Auch im Scheine des Mondes konnte man noch sehen, warum er so genannt wurde. Er hatte schwarze Augen und Haare und eine dunkle Gesichtsfarbe. In seiner ganzen Erscheinung lag etwas nicht Gewöhnliches, man konnte sagen Fremdartiges. Er war sehr gut gebaut: schlank von Wuchs, breit von Schultern. Seine Züge waren nicht nur schön, sondern fein, und sein Benehmen ungezwungen, sicher — fast wie das eines Herrn, der zu Untergebenen tritt.

„Ich hab' euch eifrig reden hören," begann er. „Gibt's was Neues?"

„Nichts Besonderes!" erwiderte Kasper.

Mathes schüttelte mit Laune den Kopf. „Da müßt' ich doch bitten!" rief er. Und zu Hans fuhr er fort: „Der Kasper hat uns eben verzählt, daß er sich in die älteste Tochter des Schreiners, in die Kathrine, verliebt habe!"

„Lüg' in deinen Hals hinein!" rief der Angeschuldigte.

Hans betrachtete diesen. „Nun," versetzte er, „häßlich ist

ſie nicht, aber dürr wie ein Zaunſtecken — nimm mir's nicht übel, Kasper!"

Dieſer lächelte. „Du haſt ſie auch noch nicht geſehen, wie ich mein! Seit vierzehn Tag iſt ſie von ihrer Baſ' im obern Ries heimkommen — und wie? Schau ſie dir erſt an!"

„Du mußt natürlich ſo reden!" bemerkte Hans mit Humor.

„Ich red' ſo, weil's ſo iſt!" erwiderte Kasper. „Wenn du ſie geſehen haſt, wirſt du mir Recht geben! — Du verſtehſt dich ja drauf!"

Die letzten Worte hatten einen etwas ſpöttiſchen Klang; Hans lächelte wie zu einer Schmeichelei. — „Du machſt mich neugierig," ſagte er.

Kasper wollte ſeine Meinung ganz darlegen und fuhr fort: „Bild' dir nicht ein, daß ſie auf einmal gar zu ſtark geworden iſt. Sie iſt nur „vollkommen", wie's ein Mädchen ſein ſoll. Alles iſt wie man's wünſcht! Ein Geſicht weiß wie Milch und roth wie eine Roſ' — wunderſchön!"

„Und der will nicht verliebt ſein!" rief Mathes.

„Ich hab' nur Augen!" verſetzte Kasper.

„Aber keine Courage!" entgegnete jener. „Er leugnet nur," fuhr er zu Hans fort, „weil er ſich nichts zutraut. Nämlich der Kathrine läuft ſchon der junge Kohlbauer nach, und gegen den, meint er, kommt er nicht auf!"

Hans richtete ſein Auge auf Kasper und rief mit offener Geringſchätzung: „Gegen den Heiner? Bah!"

Kasper sah ihn verwundert an. „Ist der so schlecht?“ versetzte er.

„Ein Milchgesicht,“ entgegnete Hans. „Wenn den ein Mädchen mag, dann ist nichts hinter ihr!“

„Das sind Ansichten,“ versetzte Kasper. „Von deinem Schlag ist er freilich nicht!“

„Nicht einmal von deinem,“ erwiderte Hans ungezwungen. — „Wenn ich du wär', in drei Tagen gehörte sie mir!“

„Und wenn ich du wär',“ versetzte Kasper, „ich hätt' keine Aussichten!“

Hans zuckte die Achsel. „Da sieht man schon,“ sagte er, „daß du mich nicht kennst!“

„Nun,“ entgegnete Kasper, „das hätt' ich denn doch geglaubt! (Und sein Blick schien zu sagen: Dich kennt man nur gar zu gut!) „Aber,“ fuhr er fort, „es gibt halt Mädchen, die zu g'scheit sind, und zu diesen gehört die Kathrine. Die wird Kohlbäuerin!“

Hans mit einem Lächeln der Gleichgiltigkeit sagte: „Wenn's ihr Freud' macht — meinetwegen!“

Kasper hatte nach der Seite gesehen und erhob den Kopf. „Da kommt einer,“ sagte er, „der uns berichten kann! — Michel,“ fuhr er zu einem untersetzten Burschen fort, der eben zu der Gruppe trat, „du kannst unserm Streit ein End' machen! Nicht wahr, dein Vetter Bühler hat ein Aug' auf die Schreiners-Kathrine und will sie heiraten?“

„So viel ich weiß,“ versetzte der Bursch, „ist man einig.“

„Da!“ rief jener. „Das ist mehr, als ich gewußt hab'!“

Hans machte ein Geſicht wie einer, der genug hat.

„Unter dieſen Umſtänden," ſagte er zu Kasper, „müſſen wir uns eben nach einer Andern umſehen! Nicht den Muth verloren — es gibt ſchon noch Mädchen im Ries! — Guten Abend beieinander!"

Mit dieſen Worten ging er ſeines Wegs.

Die Burſche ſchwiegen eine Weile. Dann ſagte Jacob, der Wohlbeleibte: „Der iſt aber heute geſprächig geweſen! Sonſt geht er an einem vorüber, als könnt' er gar nicht Deutſch!"

„Er iſt heut' guter Laune," ſagte Kasper. „Aber was ſich der Menſch für ein Anſehen gibt!" fuhr er fort, als Hans hinter der Schmiede verſchwunden war. „Er benimmt ſich grad, als ob er der Herr vom Dorf wär'! Ein Söldnersſohn und Maurer! So viel ſind wir doch ungefähr auch!"

„'s iſt ein aparter Menſch," bemerkte Mathes. „Aber wenn er ſich was rausnimmt, ſchlecht ſteht's ihm nicht an, und wer weiß, von wem er herkommt! Seine Mutter hat ihn ledigsweis gehabt — wer weiß, wer ſein Vater iſt!"

Kasper ſchüttelte den Kopf. „Wenn's ein Herr wär'," entgegnete er, „dann wär' beſſer für ihn geſorgt worden!"

„Iſt nicht immer nöthig, mein guter Kasper! Die ſind nicht immer ſo gewiſſenhaft! — Nun, am Ende, der Hans verſchafft ſich ſelber, was er braucht!"

Kasper nickte mit Bedeutung. „Aber nicht blos mit der Kelle!" bemerkte er.

Der andere sah ihn an und lächelte. „Man sagt ihm nach, daß er auch eine Büchs hat!“

„Man sagt's ihm nach!“ wiederholte Kasper foppend. „Bis jetzt hat man ihn noch nicht erwischt; aber er mag sich in Acht nehmen!“

„Wenn ihn einmal ein Jäger trifft,“ entgegnete Mathes, „dann mag sich der Jäger in Acht nehmen!“

„Dann hätt's auch für den Hans ein End'!“ versetzte Kasper.

„Was wär's?“ erwiderte der andere. „Dann ging er halt über die Grenze! Aber den kriegt schon keiner! Dem geht Alles durch! Die Hirsch' und die Reh' und die Mädchen gehören sein — und wer ihm dazwischen kommt, der kann sich vorsehen. Sein Vater mag gewesen sein, wer er will — Schand macht ihm der Hans keine!“

„Buben,“ rief hierauf der dicke Jacob, „jetzt spür' ich aber einen Durst, daß ich's nimmer länger aushalten kann! Gehen wir in's Wirthshaus!“

Der Vorschlag wurde angenommen, und langsamen Schrittes wandelte man ins „grüne Bäumle“, wo man einen Tisch besetzte, Bier und Branntwein kommen ließ und sich dann mit dem üblichen Kartenspiel unterhielt.

II.

Den anderen Morgen stieg die Sonne am wolkenlosen Himmel empor und brachte einen jener festlichen Vormittage, die man nur auf dem Lande in ihrer ganzen Schönheit fühlen kann. Es kommt da mit dem Schimmer zugleich eine Stille über die Welt und eine Gelassenheit, eine Ruhe in die Gemüther, daß die Leute träumend umhergehen, wie im Paradiese. Und ein Paradies ist in dieser Zeit auch das Dorf — mit seinen blühenden Gärten und Gärtchen, mit den Wohlgerüchen des Wonnemonds, mit der leise fächelnden, köstlichen Luft. Die jungen Gesichter lächeln, ohne zu wissen warum, und die alten sind von einem Behagen erfüllt, dem eine gewisse Feierlichkeit einen höheren, man kann wol sagen poetischen Ausdruck gibt.

Es sind die Stunden, wo sich die Landleute innerlich am glücklichsten fühlen. Der Gedanke an den Gottesdienst weckt einen Ernst in den Seelen, der unter anderm dazu dient, die Sorgen vergessen und die Herzen empfänglicher zu machen für angenehme Regungen. Man ist am Sonntag allerdings from-

mer als an Werkeltagen, hauptsächlich aber auch verlangender nach Wohlgefühl und geeigneter, Freude zu empfinden. Und daß Menschen, die ohnehin in eine schöne Zukunft sehen, in dieser Zeit lauter Licht und Vergnügen sind, das ist natürlich.

Die Tochter des Schreiners, die schöne Kathrine, war in der großen unteren Kammer, welche dazu mehr Bequemlichkeit bot, als ihr eigenes, nach hinten gelegenes Dachkämmerchen, eben beschäftigt, sich zu waschen und sich für den Feiertag anzuziehen. Sie hatte die Arbeiten gethan, die ihr für das Hauswesen oblagen, jetzt konnte sie mit gutem Fug die Sorge auf ihre Person richten. Die Sonne schien zum Fenster herein — in die mit Wasser gefüllte irdene Schüssel auf dem Sims, und der goldene Widerschein gaukelte an der geweißten Decke hin und her, was die Heimlichkeit der hellen Kammer noch vermehrte. Kathrine mit einem großen Schwamm „koste“ sich behaglich „ab“. Sie wusch Gesicht, Hals, Brust und Arme — und zwar mit Eifer. Als sie sich genug gethan hatte, preßte sie den Schwamm aus und hing ihn an einem Nagel der Wand auf. Dann trat sie wieder vor den Spiegel.

Die abgekosten Wangen der Jungfrau glänzten in der frischesten Röthe, die reizend aufgeworfenen Lippen lächelten, die großen blauen Augen schimmerten inniges Vergnügen. Woran mochte sie denken? Was sie von ihrer Gestalt unmittelbar oder im Spiegel sah, schien ihre Seele vorzugsweise zu beschäftigen. Sie hatte Freude an sich selber, die achtzehnjährige Blonde — und man konnte ihr das auch nicht verargen! Das Gesicht hatte in seiner heiteren Anmuth etwas

ganz besonders Einnehmendes. Die Schönheit ihres Wuchses sprang in die Augen. Von Hals und Vorderarmen war die Helle, die sie im Winter zu erlangen pflegen, kaum noch wieder geschwunden: sie zeigten nur einen Hauch jener bräunlichen Röthe, die erst der Sommer mit seinen Arbeiten im Freien ihnen wieder verleiht. Oberarme, Schultern und Brust glänzten in reinster Weiße.

Wenn Kathrine nicht selber gesehen hätte, daß sie wirklich und sonderlich schön war, sie wäre doch nicht ohne Kunde davon geblieben! In der kurzen Zeit, wo sie sich bei ihren Eltern befand, hatte sie es zum Ueberfluß gehört! Auf dem Lande noch mehr als in der Stadt ist es vor Allem das körperliche Aussehen und das Befinden, wovon man den ersten Anlaß zum Gespräch nimmt; und in der Regel befleißigt man sich dabei einer großen Aufrichtigkeit. Hat Jemand, den man eine zeitlang nicht gesehen, merklich an Farbe und Rundung verloren, so darf er sich darauf gefaßt machen, daß man ihm die bedenkliche Sachlage mit allem Nachdruck ungeheuchelten Staunens ins Gesicht erklärt. Dagegen wird ihm eine Zunahme mit redlicher Bewunderung als wirkliches Verdienst angerechnet; und wenn er dadurch gar noch sichtlich hübscher geworden ist, so kann die Anerkennung, die man ihm zollt, den Charakter wahrer Hochachtung an sich tragen.

Kathrine, nach halbjähriger Abwesenheit heimkehrend, erhielt von Verwandten und Bekannten des Lobes eine Fülle. Und wenn sie sich auch dagegen wehrte und entgegnete, das werde wol so arg nicht sein, oder gar: man treibe nur sei-

nen Spott mit ihr und das sei gar nicht recht! — so zog sie doch in ihrem Innern von dem Gehörten nur wenig ab und überließ sich ganz dem Bewußtsein des Glückes, so zu sein wie sie war. — Es ist so schön, gepriesen zu werden — in einer Welt und von Menschen, die manchmal ihre Stimme nur erhalten zu haben scheinen, um andere damit zu tadeln und zu schmähen!

Am meisten hätte das Mädchen von der Macht ihrer Lieblichkeit der junge Bauer überzeugen müssen, von dem in dem Gespräch bei der Schmiede die Rede gewesen. Heinrich Bühler hatte in der That schon ein Auge auf sie, als sie noch allzu schlank war und böswillige Burschе mit einer Anspielung auf das Handwerk ihres Vaters behaupteten, sie wäre aus Holz geschnitzt! Aber die feiner fühlende Seele ahnte in der Knospe die entwickelte Blüthe und war im Stande, sich schon in das zierliche Profil und in das sprechende Auge zu verlieben. Heinrich hatte der Kathrine nicht nur seine Neigung zugewendet, er hatte ihr's auch schon zu verstehen gegeben und sich um ihre Gunst beworben, obgleich noch in einer vorläufig sehr bescheidenen Weise. Als er sie nach ihrer Heimkehr in zufälliger Begegnung zum erstenmal wieder sah, war er ganz außer sich. Er starrte sie an wie ein Wunder, fragte sie wiederholt, ob es denn wirklich die Kathrine sei, und brach immer wieder in die Rufe glückseligen Staunens aus. Das Mädchen, durch diese Anerkennung geschmeichelt, gerührt, lächelte sehr freundlich, und ihre Blicke weilten auf dem blonden Burschen mit offenem Wohlgefallen. Dadurch wurde er von seinem ersten

Schrecken geheilt; er überwand seine natürliche Schüchternheit und sprach endlich seine Wünsche und Hoffnungen ohneweiters deutlich aus. Die Schöne erröthete, aber die Miene sagte nicht Nein, wenn auch der Mund noch Ausflüchte suchte. Bei der nächsten Zusammenkunft, die nicht mehr zufällig war, kam es nach einer näheren Erklärung auch zum Ja des Mundes — und Kathrine war Heinrich's Mädchen!

Nun kannten aber das Glück und die Zärtlichkeit des Burschen keine Grenzen mehr! Wenn er bei der Geliebten war, brachte er buchstäblich den Mund nicht mehr zusammen. Er verschlang ihre Züge und hing mit förmlicher Trunkenheit an ihr. Sagte er ihr etwas Schönes, so wurde seine Stimme weich und unsicher, und die Augen bekamen einen feuchten Glanz. Kathrine, als sich dies wiederholte, konnte nicht umhin, mit einem gewissen Lächeln vor sich hinzusehen und den Kopf zu schütteln. „Was ist das für ein guter Mensch!" sagte sie zu sich selbst. „So etwas ist mir meiner Lebtag nicht vorgekommen!" — Bei den bekannten ländlichen Rangvorstellungen hatte sie den Antrag des jungen Bauers zuerst für eine große Ehre genommen; jetzt fühlte sie sich ihrerseits als kleine Herrin und widerstand gelegentlich nicht dem Verlangen, mit ihm — wie freundlich immer — ihren Scherz zu treiben.

Nachdem sie sich angezogen, so weit es im Hause nöthig war, und zuletzt auf die zurückgestrichenen Haare noch ein Häubchen gesetzt hatte, ging sie in die Stube hinüber, wo Vater und Mutter im Behagen des Feiertags auf der Wandbank saßen. Beide schauten auf sie mit Wohlgefallen. Den

Mund der ansehnlichen Schreinerin umspielte ein glückliches Lächeln und sie sagte: „Du hast dich ja geputzt wie an der Kirchweih'! — Du könntest geradenwegs zum Tanz gehen!"

Die Tochter verzog ein wenig die Lippe. „Ich hab' meine gewöhnlichen Sonntagskleider an," entgegnete sie. „Nur der Schurz ist neu — "

„Und die Kappe!" ergänzte die Mutter.

„Nun ja," versetzte das Mädchen. „Einmal muß man sie doch zuerst anthun!"

Der Schreiner, eine magere Gestalt mit einem gesund röthlichen, nicht unfeinen Gesicht, schmunzelte. Er machte gern sein Späßchen — was er nämlich dafür hielt — und sagte jetzt: „Wenn sie auch heute nicht zum Tanz geht, umsonst wird sie die schöne Kappe doch nicht aufhaben. „Ebber" (etwer, Jemand) wird sie schon darin sehen!"

Die Schreinerin lächelte. „Wie viel ist's denn?" sagte sie, indem sie das Auge auf die Wanduhr richtete. „Bald halber Neune! — Mich nimmt's Wunder, daß er noch nicht da ist!"

„Mir ist's auch auffallend," erwiderte der Schreiner mit einer scheinheiligen Sorge. „Vorgestern ist er schon nach Sieben gekommen, weil er ganz nothwendig etwas von mir gebraucht hat! Wenn er heut' nicht auch nothwendig was braucht und ausbleibt — dann mach' ich mir Gedanken!"

Die Züge des Mädchens drückten eine glückliche Selbstgewißheit aus; die Anspielung auf eine Möglichkeit, die nicht möglich war, konnte sie nur erheitern. „O je!" rief sie zu dem Alten.

Die Mutter war zu guter Laune, um das Spiel nicht fortzuſetzen. Nun," ſagte ſie, „Alles kommt vor in der Welt! Und grad einer, der's ſo übermäßig treibt und ganz weg iſt, der kann am eheſten — "

„Einmal wegbleiben," ergänzte der Schreiner.

Kathrine zeigte mit einem ſonderbaren Aufziehen der Lippe ihre weißen Zähne. „Wenn ich Alles ſo gewiß wüßt'," erwiderte ſie, „dann wär's gut!"

Die Mutter zuckte die Achſel. „Ich wär' nicht ſo ſicher an deiner Stell'!" entgegnete ſie. „Die Mannsbilder taugen alle nichts — Jeder kann falſch ſein! Der Beſte kann einmal umſtehen!"

„Der Heiner," verſetzte Kathrine, „brächt's nicht zu Stand, wenn er ſich's auch vornähm'! Geh weiter! Er iſt nur gar zu — "

Sie fühlte, was ſie ſagen wollte, und ſchwieg.

Der Alte ſchenkte ihr den Satz nicht. „Nur gar zu treu, willſt du ſagen?" Und zur Mutter gewendet, fuhr er fort: „Da ſiehſt du! Die Weibsbilder taugen nichts! Der wär' nun offenbar ein Bischen Falſchheit am Heinrich lieber, weil ſie ſelber gern ein wenig falſch ſein möcht'! — Wie?" ſetzte er mit einem begütigenden Tone hinzu, als er ſah, daß die Tochter den Spaß ernſthaft nahm.

„Der Heiner," verſetzte Kathrine, „iſt mir lieb, wie er iſt — ich will und mag keinen Andern! Ich hab' nur gemeint, er thut mir eigentlich gar zu viel Ehr' an!"

Die Mutter ſchüttelte den Kopf und ſagte dann gutmüthig:

„Laß dir's nur gefallen! Wenn er dein Mann iſt, wird's noch eine Zeit lang dauern; dann hört's aber auf einmal auf, und du wirſt mit Seufzen an die Höflichkeiten und die ſchönen Reden denken, die dir jetzt zu viel ſind!“

Die Miene der Tochter ſprach die Erwartung aus, daß ſie dieſe Erfahrung an ſich nicht machen werde. Auf einmal, nach einem Blick durch's Fenſter, wurde ſie roth und rief: „Aha!“

Die Mutter ſagte zum Alten: „Für heut' haben wir noch nicht Recht gehabt, Vater!“

Nach einer Weile ging die Thür auf, und der erwartete junge Bauer trat ein. Er trug eine dunkelgrüne Sammtjuppe mit verſilberten Knöpfen und eine Fiſchotterkappe, die er erſt geſtern vom Markt aus Nördlingen mitgebracht hatte. Mit verhältnißmäßiger Würde grüßte er und gab der Schreinerin, die ihm entgegengekommen war, die Hand. Nach einigen herkömmlichen Reden ſagte der Schreiner mit wenig verhüllter Schlauheit: „Kann ich dir vielleicht mit etwas dienen, Heinrich?“

Dieſer, die Frage würdigend, entgegnete mit entſprechender Laune: „Heut' nicht, Schreiner, heut' bring' ich was!“

„Ei,“ rief Kathrine, „da bin ich neugierig!“

Die Mutter ſah ihn an und verſetzte mit einem gewiſſen Ernſt: „Du wirſt da doch keine Unkoſten gemacht haben, Heinrich?“

„Keine Sorg', Baſ',“ entgegnete jener, „ich hab' keinen Kreuzer ausgegeben!“ Er griff in die innere Taſche ſeiner

Juppe und zog einen Strauß von Aurikeln und Narciſſen hervor, in deren Mitte ein Röschen ſteckte.

„Ei, die prächtigen Blumen!“ rief die Alte. „Und,“ ſetzte ſie ſchalkhaft hinzu, „die bringſt du mir?“

Der Burſche lächelte etwas „verhofft“. Aber er war heute feſter als ſonſt und erwiderte nickend: „Euch, Bäſ' — wenn Ihr ſie annehmen wollt!“

„Ich dank' ſchön,“ verſetzte dieſe und nahm den Strauß in Empfang.

Kathrine mit einem angenehmen Mäulchen trat näher. „Darf man,“ ſagte ſie, „ein wenig dran riechen?“

„Warum denn das nicht?“ verſetzte die Alte und gab ihr den Strauß. Das Mädchen brachte die Roſe an ihr Näschen, ſog den Duft ein und rief: „Ah, das ſchmeckt herrlich!“

„Und die ſchönen Blumen,“ fragte die Schreinerin den Burſchen mit Anerkennung, „ſind alle aus deinem Garten?“

„Meine Mutter,“ erwiderte Heinrich zur Erklärung, „iſt eine Liebhaberin! Sie hat immer was drauf gehalten!“

Kathrine wollte der Alten den Strauß zurückgeben.

Dieſe lächelte gutmüthig. „Behalt ihn nur,“ ſagte ſie. „Der Heinrich wird mir's wol nicht übelnehmen, daß ich ihn wieder verſchenk', und jetzt muß ich ohnehin in die Küche!“

„Und ich,“ bemerkte der Schreiner, „in den Stall: denn von der Kathrine iſt nicht zu verlangen, daß ſie jetzt nach den Kühen ſchaut. Es wär' auch wirklich ſchad' um den Anzug!“

Beide gingen hinaus.

Die Liebenden, allein gelassen, schwiegen. Heinrich schaute in der Stube umher, als ob er sie noch nie gesehen hätte.

Wäre dies der Fall gewesen, sehenswerth erschien sie allerdings. Sie war zierlicher und reinlicher, als es sonst bei ländlich Mittelbegüterten der Fall zu sein pflegt. Das Handwerk hatte mit Behagen für sich selber gesorgt! Alles was von Holz war, nahm sich besonders nett aus und zeigte frische hellbraune Farben, und die Strahlen der Sonne, welche durch die blanken Fenster hereinschienen, gaben dem Ganzen einen sehr traulichen Charakter.

Das Mädchen brach das Schweigen. „Nun," sagte sie, indem sie gefällig auf den Strauß blickte, „darf ich ihn behalten?"

„Du hast ihn ja geschenkt bekommen!" erwiderte der Bursche.

„Aber er muß mir auch von dir vergönnt sein!" sagte das Mädchen.

Heinrich zuckte die Achsel. „Geh!" versetzte er. „Uebrigens," fuhr er lächelnd fort, „wenn ich dich allein getroffen hätt', von dir hätt' ich mir doch etwas dafür ausgebeten!"

„Ei!" rief Kathrine mit einem guten Theil wirklicher Verwunderung. Und schalkhaft setzte sie hinzu: „Gewiß einen „Bahtsch" (Patschhand)? — Da hast du ihn!"

Sie gab ihm die Hand, er schlug ein — mit einer Miene, als ob das nicht ganz seine Rechnung gewesen!

Das Mädchen betrachtete ihn mit schelmischem Vergnügen. „Weil du's wirklich so gut mit mir gemeint hast," fuhr sie fort,

„so will ich dir jetzt auch eine Ehr' anthun: ich will den Strauß anstecken und ihn tragen den ganzen Tag!"

Sie schaute an ihrer Brust hernieder, um die rechte Stelle ausfindig zu machen.

„Halt!" rief der Bursch und trat schnell an sie heran. Er hatte den Gedanken gefaßt, ihr ihn selber ans Leibchen zu stecken.

„Wie?" rief Kathrine mit neckender Ausweichung, „soll ich ihn nicht tragen?"

„Doch! Freilich!" erwiderte er unentschlossen. Das scheinbare Mißverstehen hatte ihn gestört und ihm den Humor zum Muthe genommen.

Kathrine sah ihn an — und von dem Gefühle, das in ihr sich erhoben, drückte sich eine merkliche Andeutung in ihrem Gesicht aus. Dann steckte sie sich den Strauß selber „ans Herz" und sagte: „Ich will ihn tragen dir zu Ehren! Und wenn sich eine Gelegenheit gibt, daß ich dir dafür auch eine Freud' machen kann, so will ich's nicht versäumen! Da," setzte sie hinzu, indem sie ihm gutmüthig die Hand reichte, „sei nochmal bedankt!"

Heinrich drückte die Hand und behielt sie in der seinen. Er sah die Geliebte zärtlich mit glänzenden Augen an; — zu seinem Glücke fehlte nichts mehr!

Die Thür ging auf und es erschien die Mutter. „Heinrich," sagte sie, „da fällt mir grad was ein! Ich hab von deiner Mutter einen eisernen Hafen „verdliehen" (entlehnt) und jetzt brauch' ich ihn nicht mehr, weil ich mir selbst einen gekauft

hab'! Sag' ihr, daß ich ihn heut' noch bringen werde, wenn mir nichts dazwiſchen kommt — ich hab's nur vergeſſen!"

Heinrich ſah ſie galant an. „Aber warum ſolltet Ihr —?" ſagte er: „kann ich ihn nicht ſelber heimtragen?"

„Warum nicht gar!" rief die Schreinerin. „Das würde ſich nicht ſchicken! Ein junger Burſch mit einem Hafen!"

„Wenn's weiter nichts iſt," verſetzte Heinrich, „da mach' ich mir nichts draus!"

„Am Sonntag!" fuhr die Schreinerin fort.

„Einerlei!" entgegnete jener entſchloſſen, obwol ihn ſelbſt eine Vorſtellung überkam, daß er damit auffällig werden könnte. „Gebt ihn nur her!"

„Er iſt zwar klein," ſagte die Schreinerin, „und nicht ſchwer; aber es geht doch nicht! Es geht wirklich nicht!"

„So macht doch keine Umſtände!" rief der Burſche faſt gereizt.

Kathrine, ohne eine gewiſſe Schalkheit in ihrem Blicke verbergen zu können, ſagte: „Wenn er's durchaus haben will, ſo laß ihm doch die Freud'!"

Die Mutter ging in die Küche, kam mit dem Hafen zurück und übergab ihn dem Burſchen, indem ſie ſagte: „Aber nur, weil du's nicht anders thuſt!" Heinrich lächelte, reichte Mutter und Tochter die Hand, ließ einen Gruß für den „Vetter" zurück und verließ die Stube.

Die Schreinerin ſah ihm nach, dann richtete ſie auf die Tochter einen Blick, deſſen Ernſt durch eine Andeutung von Lächeln gemildert war, und ſagte: „Mädchen, du bekommſt

wahrhaftig einen guten Mann! Er wird dich in Ehren halten und thun was dich freut — und er wird so bleiben, wie er iſt! Dieſer Schlag ändert ſich nicht!"

* * *

Der ſchwarze Hans war am geſtrigen Abend von der Schmiede weg nach Hauſe gegangen. Er hatte etwas Anderes vorgehabt, er wollte noch „über Feld" gehen; allein durch das Geſpräch der Burſche war er davon abgebracht worden. Die Unterhaltung im Nachbardorfe, die er aufſuchen wollte, reizte ihn nicht mehr: ſeine Gedanken hatten ſich auf das gerühmte Mädchen gerichtet und er fand ein Vergnügen darin, ſich mit ihr zu beſchäftigen. Es entſtand in ihm eine Neugierde, zu erfahren, ob der Kasper die Wahrheit geſagt habe, und er wollte ſich davon ſo bald als möglich überzeugen. Indem er ſich vorſtellte, daß der Heinrich, der ihm von Jugend an zuwider geweſen, einen ſo ſchönen Schatz haben ſollte, empfand er einen gewiſſen Verdruß. „Das wär' ja gegen alle Regel," ſagte er zu ſich ſelber, „ein ſolcher Kielhaf'!" Und mit dem Humor ſeiner Gattung ſetzte er hinzu: „Wenn das ſein könnt', dann gäb's keine Gerechtigkeit mehr in der Welt! Ich will's noch nicht glauben!"

Den ſchwarzen Hans charakteriſirte eine gewiſſe Ruhe, die aus einem großen Selbſtvertrauen ſtammte. Er hatte ſchon ſo viel erreicht — im Grunde war ihm bis jetzt Alles durchgegangen; er glaubte feſt, daß, wenn er etwas ernſtlich haben

wollte, er es auch erlangen werde! Mit einem Gefühl unbedingter Zuversicht ging er zu Bette und schlief den Schlaf des Gerechten.

Am andern Morgen, als er, in seinem Garten spazierend, des gestrigen Abends dachte, lächelte er über sich selber. Es kam ihm närrisch vor, daß er aus der Rede des Kasper so viel gemacht, und um eines Märchens willen, die er noch nicht kannte, den beabsichtigten Gang zu einer andern aufgegeben hatte, bei der er der besten Aufnahme sicher war. Wer wußte, ob ihm die Kathrine überhaupt gefiel. Sein Geschmack war nicht immer der der andern!

Endlich erhob sich in ihm doch die Neugierde wieder. Er wollte die Gepriesene sehen und ging deßwegen, als die Zeit gekommen war, in die Kirche. Indessen, wie er von der „Borkirche" zu den Weibern niederlugte, sah er im Kirchenstuhl die Schreinerin.

Der schöne Nachmittag gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Er wollte den gestern unterlassenen Gang nachholen, den Tag im dortigen Wirthshaus verbringen und dann ein Haus aufsuchen, wo man ihn freundlich willkommen hieß.

Mit einem tüchtigen Knotenstock bewaffnet, einsam, wie er zu thun pflegte, trat er die Wanderung an. Sein Haus (nämlich das seiner Eltern) stand auf der Anhöhe zunächst dem Walde; er ging die Gasse hinunter, dem Bache zu, über welchem der kleinere Theil des Dorfes lag, den man „das Weiler" nannte. Als er den Steg hinter sich hatte und auf dem Fußweg des Angers weiter ging, kam ihm lebhaften Schrittes ein

Mädchen entgegen. Er faßte sie ins Auge und rieth richtig. Es war Kathrine.

Eine kleine Strecke vor ihr blieb er stehen, betrachtete sie und rief mehr im Tone der Anerkennung als der Bewunderung: „Bist du's oder bist du's nicht?"

Das Mädchen, welches noch einen Schritt vorgegangen war, sah ihn von der Seite an. „Nun," erwiderte sie schnippisch, „ich werd's ja doch wohl sein!"

Hans lächelte. „Du darfst mir die Frag' nicht übelnehmen, Kathrine! Sapperment, du bist verwandelt! Und — verloren hast nichts dabei!"

Diese Bemerkung war dem Mädchen nicht neu; vom schwarzen Hans machte sie aber doch eine eigene Wirkung. Sie verzog den Mund, nicht ohne Vergnügen.

„Weißt du," fuhr der Bursche mit der Ungezwungenheit eines gewiegten Kenners fort, „daß du jetzt das schönste Mädchen im Dorfe bist?" Und mit Sicherheit setzte er hinzu: „Keine kann gegen dich aufkommen! Nicht eine einzige!"

Kathrine, wenn sie auch für das Anmaßliche in diesem Benehmen ein Gefühl hatte, konnte doch dem Wohlklang des Ausspruches nicht widerstehen. Sie erröthete. Den Hans kannte sie gut. Es war ein gefährlicher, „böser" Mensch, und ein ordentliches Mädchen durfte sich vor ihm in Acht nehmen. Aber er war der Keckste und Stärkste im Dorf, er war gefürchtet in der ganzen Umgegend, und das hatte auch bei ihr ein Gefühl des Respects erzeugt. Mochte man gegen ihn haben, was man wollte — das waren ihre Gedanken — zum

Lügen war er zu ſtolz; und was er ihr jetzt geſagt hatte, das ſagte er nicht einer jeden! — Indeſſen die Schmeichelei durfte ſie nicht annehmen; mit einem gewiſſen Eifer entgegnete ſie daher: „Ich bin, wie ich bin, und ich will nicht anders ſein, als andere!“ — Dann, mit einem Nachklang des Unwillens, aber doch ſchon wieder gutmüthig, ſetzte ſie hinzu: „Guten Abend für heut'“ und wollte gehen. Hans trat ihr in den Weg. „Wohin willſt du denn ſo ſchnell?“ rief er.

„Ich muß eine Kamrädin beſuchen!“

„Das wird keine ſolche Eil' haben!“ Und mit einem Lächeln, das die ſcherzhafte Abſicht verrieth, ſagte er: „Ich hab' dich ſo lang' nicht geſehen — und bin doch dein Vetter!“

„Sehr weitläuftig!“ entgegnete das Mädchen ſpitzig.

Hans lachte. „Nah' genug, daß ich mich darüber freuen kann, wie gut du ausſiehſt und wie ſchön du geworden biſt! Du biſt ausgeſchlagen wie eine Blum'!“ Kopfſchüttelnd fügte er hinzu: „Ich fürcht', ich fürcht', da wird's Geſchichten geben im Dorf!“

Nun wurde es dem Mädchen zu viel. „Mit mir gibt's keine Geſchichten!“ verſetzte ſie ſcharf.

„Weißt,“ erwiderte der Burſch mit einer Art von Gutmüthigkeit, die aber etwas Vornehmes hatte, „auf dich allein kommt's hier nicht an! Du verrückſt den Burſchen die Köpf' — und dann iſt der Teufel los!“

„Ich verrück' Keinem den Kopf,“ entgegnete Kathrine mit Nachdruck; und nicht ohne Selbſtgefühl ſetzte ſie hinzu: „Ich bin verſehen!“

Hans nickte. „Ich hab' davon gehört!“ ſagte er. „Nun — es muß dich aber nicht verdrießen! — an die Geſchichte glaub' ich noch nicht recht!“

Das Mädchen ſah ihn betroffen an. „Nicht glauben!“ rief ſie. „Wir ſind ſo gut wie verſprochen!“

„Das iſt ſo gut wie nicht verſprochen!“ entgegnete Hans. „Geh',“ fuhr er geringſchätzig fort, „der Heiner! — Er verdient dich nicht, trotz ſeines Bauernhöfles!“

„Das iſt meine Sach',“ verſetzte Kathrine ſtolz. „Wenn er mir recht iſt —“

„Er kann dir nicht recht ſein!“ widerſprach Hans. „Er paßt nicht für dich!“

Jetzt riß dem Mädchen die Geduld. „Aber das iſt ja unverſchämt!“ rief ſie erröthend. „Der Heinrich ſoll nicht für mich paſſen! Warum? Was iſt gegen ihn einzuwenden?“

„Er iſt ein guter Kerl! Pah!“

„Ein ſchöner Fehler,“ entgegnete ſie höhniſch.

„Er iſt kein rechtes Mannsbild! Er hat keine Schneid!“

Nach dieſem Einwurf trat das Mädchen vor den Burſchen, ſah ihn an und rief: „Jetzt hör' auf Hans — jetzt hab' ich's ſatt. Der Heinrich iſt gutmüthig und thut einem lieber einen Gefallen, als daß er einem einen Streich ſpielt — aber gelitten hat er noch von keinem was! Und er iſt ein braver Menſch: ein Menſch, der hält, was er verſpricht, und auf den man ſich verlaſſen kann wie auf unſern Herrgott! Wenn der mein Mann iſt, dann weiß ich, was ich hab'. Er macht nicht jeder das Maul und hat nicht in jedem Dorf eine andere!

Er läuft nicht des Nachts herum mit einem genagelten Stock und ſchlägt einen nieder um ein gutes Wort! Er iſt von Leuten da, auf die man ſich etwas einbilden kann, und mir iſt er lieb und ſonſt geht's Niemand was an! — So, jetzt wünſch' ich guten Abend!"

Hochgerötbet, mit kräftigen Schritten ging ſie an ihm vorüber.

Hans ſchaute ihr nach — keineswegs verletzt, ſondern mit einem ſpöttiſchen Lächeln, das aber alsbald in einen Ausdruck von Anerkennung überging. „Das Mädle," rief er, „hat ein Maul wie ein Schwert; — und das hat juſt noch gefehlt! — Zum Teufel! Sie gefällt mir, und ich hätt' ſie um den Hals nehmen mögen am hellen Tage!"

Er ſtand eine Weile nachdenklich; dann ſagte er: „Wir wollen ſehen!"

Mit gemeſſenen Schritten ſetzte er ſeinen Weg fort.

III.

Es war vierzehn Tage ſpäter. Die Familie des Schreiners hatte das Abendeſſen eingenommen, die beiden jüngeren Kinder, ein Burſche von vierzehn Jahren und ein Mädchen von zwölf, waren auf den Anger gegangen, um ſich noch mit ihresgleichen zu beluſtigen — ſtatt ihrer ſaß am abgedeckten Tiſch Heinrich neben der Geliebten. Die jungen Leute ſchauten vergnügt zuſammen, und die Schreinerin betrachtete ſie mit zufriedenen Blicken.

In der letzten Zeit war der erfahrenen Frau die Tochter einigemal ſonderbar vorgekommen. Kathrine hatte ihr von den Reden des Hans erzählt und wie ſie ſich über den unverſchämten Menſchen geärgert, es ihm aber auch gehörig hinausgegeben habe, und die Alte hatte ſie gelobt und ſie dringend ermahnt, dem Burſchen ſo wenig Audienz zu geben als möglich: denn es ſei ein gefährlicher Menſch, der ſchon manche närriſch gemacht habe, von der's Niemand geglaubt hätte. Und Kathrine war darauf böſe geworden und hatte geantwortet: ihr ſei er nicht gefährlich, und wenn ſie ihm keine Audienz mehr gebe,

ſo ſei es nicht, weil ſie fürchte, zuletzt auch närriſch zu werden, ſondern, weil ihr ſo freche Menſchen in der Seele zuwider ſeien und ſie einen Ekel vor ihnen habe. Damit ſchien die Sache abgemacht. Aber ſpäter war das Mädchen zuweilen dageſtanden, als ob ſie von einem Gedanken gedrückt und geplagt wäre, und gegen den Heinrich war ſie manchmal ſehr kurz angebunden, als ob ihr etwas an ihm nicht recht wäre. Das hatte der Alten wahre Sorgen gemacht. Aber gottlob, dieſe Laune verlor ſich nach und nach — und jetzt ſaßen ſie neben einander wie Leute, die ſich gern haben und die zufrieden ſind von ganzer Seele.

Jene Laune an Kathrine war in der That nicht nur der Mutter aufgefallen, ſondern auch Heinrich. Für ihn wurde ſie aber eben der Grund einer vortheilhaften Aenderung. Durch einen gelegentlichen Ausbruch davon betroffen, gekränkt, dachte er über ſich nach und überzeugte ſich, daß er gegen das Mädchen gar zu gut und zu weichherzig ſei. Er fühlte, daß er ſich dadurch etwas vergebe, ſich bei ihr ſelber ſchade, und machte ſich von dem Augenblicke an eine ruhigere Haltung zum Geſetz. Die Wirkung zeigte ſich alsbald. Kathrine ſchaute den Geliebten, der nun in einem gewiſſen freundlichen Stolze vor ihr ſtand, mit Blicken des Wohlgefallens, der Freude, der Achtung an, und eben darin lag die Urſache, daß ſie heute wieder ſo glücklich neben einander ſaßen.

Bald nach dem Weggehen der Kinder war man auf ein dörfliches Ereigniß zu ſprechen gekommen, das in denen, die es nichts anging, eine billige Schadenfreude zu erwecken pflegt,

und nicht nur der Alte scherzte darüber, sondern auch Heinrich. Die ganze Familie war von dem Vergnügen belebt, das man hat, wenn von andern etwas zu Tage kommt, das sie gerne verborgen hätten.

Die Thür ging auf, und mit einem guten Abend trat der uns vom Gespräche bei der Schmiede her bekannte Kasper herein. Er zeigte in seiner Miene einen Ernst und eine Wichtigkeit, die ihm nicht gewöhnlich waren; Heinrich sagte daher: „Kasper, du kannst uns was verzählen — ich seh' dir's an! Sag's — wir sind just im Zug!"

„Allerdings," erwiderte Kaspar, nachdem er auf der Bank Platz genommen hatte, „kann ich was verzählen! Aber — nicht grade was Gut's!"

„Nun," rief die Schreinerin, „es wird doch kein Todtschlag vorgekommen sein!"

„Hat nicht viel gefehlt!" entgegnete der Bursch.

„Wie!" rief die Frau einigermaßen erschrocken. „Aber sag', verzähl' uns!"

Man rückte zusammen und Kasper begann: „Ihr habt vorgestern gehört, daß der Weberfritz von B. in eine Heugabel gefallen sei und sich den Arm durch und durch gestochen habe?"

„Ja wol!" sagte die Schreinerin.

„Der Stich ist richtig; aber die Heugabel ist falsch."

„Es hat ihn also," versetzte Heinrich, „einer mit einem Messer gestochen?"

„So iſt's! — Und wer hat's wieder gethan? Der ſchwarze Hans!“

Kathrine richtete ſich neben dem Geliebten auf. Die Mutter rief: „Das iſt aber doch gar zu arg mit dem Menſchen!“ — Der Schreiner ſchüttelte bedenklich den Kopf.

Kasper fuhr fort: „Seit der Faſtnacht geht der Hans mit der Schneidersgret in B.— ein ſaubres Mädle, das ganz vernarrt iſt in ihn. Die Beſuche, die er des Nachts bei ihr macht, haben natürlich die dortigen Burſche geärgert; denn einen Fremden läßt man nicht gern herein, zumal wenn eine ſo ſchön iſt, wie die Gret. Man hat dem Hans gedroht und ihm geſagt, er ſoll in ſeinem Dorf bleiben, ſonſt werde man ihn einmal zuſammenſchlagen, daß er das Aufſtehen vergeſſe. Es gibt dort wilde Kerle, und mancher andere hätte ſich ſchrecken laſſen. Der Hans ging aber nach wie vor in aller Ruhe zu ſeiner Gret, immer mitten durch die Dorfgaſſe, als ob ihm kein Menſch was anhaben könnt'. Freilich hatte er immer den dicken Stock bei ſich, den er ſich extra für die Nacht gemacht hat, unten mit Eiſen beſchlagen: in ſeiner Hoſentaſche ſteckt das Meſſer, das er ſich ſpitzig zugeſchliffen hat wie ein Stilet: und man weiß, er führt dieſe Sachen nicht zum Spaß bei ſich! Wegen deſſen wurden die Burſche immer wieder ſcheu gemacht. Aber der Weberfritz, der die Gret ſelber gerne haben möcht', hat ſeinen Kameraden keine Ruh' gelaſſen, und am letzten Dienſtag wollte man ihn endlich abſtrafen! Die Burſche, ſechs an der Zahl, ließen ihn ruhig zum Schneider hineingehen, warteten aber, bis er wieder herauskam. Es war um die

zweite Stunde. Als Hans die Gasse herunterging, rannten sie mit Holzscheitern auf ihn los; aber er hatte sie zu rechter Zeit noch gesehen, er schwang seinen Stock, und wie, das könnt' ihr euch denken. Es gab Löcher im Kopf und Beulen; drei von den Burschen hatten bald genug und gingen blutig auf die Seite. Die anderen schlugen um so wüthender drein; der Hans kriegte seinen Theil auch, das Blut rann ihm über's Gesicht und endlich riß ihm der Weberfritz noch den Stock aus der Hand. Da wär' doch jeder andere verloren gewesen! Aber der Hans, was thut er? Er fährt schnell ein paar Schritte zurück, zieht sein Messer, stürzt mit rasender Schnelligkeit auf den Fritz und sticht ihm den rechten Arm mitten durch. Der Fritz thut einen Schrei, läßt den Stock wieder fallen; Hans nimmt ihn wie der Blitz und schlägt zu, bis sie Alle davenlaufen. Dann nimmt er sein Messer vom Boden und steckt's ein, wischt sich das Gesicht mit seinem Sacktuch, schüttelt sich und geht weiter, als ob nichts vorgefallen wär'!"

„Das ist aber doch ein verfluchter Kerl," rief die Schreinerin.

„Und anhaben," bemerkte der Schreiner, „kann man ihm wieder nichts! Er hat sich gewehrt, das kann man Niemand verbieten!"

„Natürlich," erwiderte Kasper. „Darum hat der Webersfritz auch die Heugabel erfunden. Aber die Geschichte ist jetzt doch 'rausgekommen. Ich hab's von einem, der dabei gewesen ist und am ersten aufgehört hat, weil er nur aus Gefälligkeit

mitgegangen iſt. Ich hab' ihm aber verſprechen müſſen, daß ich ihn nicht angeb'!"

Die Hörer ſaßen da mit Geſichtern, die alle, jedes in ſeiner Art, mitten in der Mißbilligung eine eigene, tiefe Zufriedenheit ausdrückten. — Der Hans war ein unheimlicher Menſch; ſeine Vornehmheit kränkte, ſeine Anmaßung beleidigte und ſein Lebenswandel gab großes Aergerniß. Aber er war vom Dorf, er hatte geſiegt über ein halbes Dutzend Burſche des andern Dorfs: jedes vom Dorf konnte mit ihm triumphiren! Und ſo vermochte nun ſelbſt die Schreinerin ihre Genugthuung nicht zu verbergen; und Kathrine ſah vor ſich hin, bewegt, ernſt, mit einem Ausdruck förmlicher Anerkennung im Geſicht.

Das Schweigen, das eingetreten war, unterbrach Heinrich. „Es iſt merkwürdig," ſagte er, „wie die Menſchen ſich eigentlich gleich bleiben! So iſt jetzt der Hans von Jugend auf geweſen! Immer hat er gethan, was er gemocht hat, und vor Niemand hat er ſich gefürchtet! Immer iſt er gern allein geweſen, und wenn er mit ſeinen Kameraden zuſammengekommen iſt, dann hat er ſie entweder commandirt oder er hat ſich mit ihnen rumgeſchlagen!"

Kathrine, wie aus einem Nachdenken erwachend, ſagte: „Ein ſonderbarer Menſch!"

Heinrich fuhr fort: „Wie er noch in die Schule ging, ſind wir öfter zuſammengekommen, obwol er über zwei Jahr' älter iſt, und wir haben allerlei Sachen mit einander gemacht. Ein Hauptvergnügen von ihm war, die Buben anzuführen, wenn ſie „in die Birn" oder „in die Aepfel gehen" wollten. Er hat uns

da befohlen wie ein General. Die einen mußten mit ihm in den Garten und auf die Bäume ſteigen, die andern mußten an verſchiedenen Stellen Wache halten, und er hat ihnen geſagt, wie ſie rufen oder pfeifen ſollten, wenn Jemand des Wegs käme. An Tagen, wo die Leute im Feld waren, iſt es uns öfter gelungen, daß wir mit gepfropft vollen Taſchen davongingen, ohne daß Einer von uns erwiſcht worden iſt. Und ſagen muß ich es, wie 's iſt: der Hans machte ſich nichts aus der Beute; er warf ſeine Aepfel, oder was es eben war, meiſtens Einem hin, den er gerade leiden mochte. Aber es freute ihn, wenn recht viel zuſammengekommen war und wenn Jeder ſeine Schuldigkeit gethan hatte."

„Sieh, ſieh!" rief hier der Schreiner mit ſchlauen Augen, „jetzt merk' ich, wer mir damals meine Bäume geleert hat! Du, Heinrich, und deine Spießgeſellen!"

Der Burſche lächelte wie zu einem Vorwurf, der einem Ehre macht, während die Andern ihn vergnügt betrachteten. Nach einer Weile ſagte er: „Einmal hab' ich mit dem Hans einen Handel gehabt, der wol mit dran Schuld ſein mag, daß er immer etwas gegen mich gehabt hat bis auf den heutigen Tag."

„Was iſt das geweſen?" rief Kathrine. „Erzähl's uns!"

„Du mußt dir nicht zu viel erwarten," entgegnete der Burſch, „es iſt eben ein Bubenhandel geweſen; aber man lernt doch den Hans daraus kennen und auch uns Andere. Ich hab' ſchon geſagt: entweder hat der Hans commandirt oder er hat zugeſchlagen! Eine Zeitlang hat er's vornehmlich auf drei

Bauernsöhne abgesehen gehabt, wovon ich einer war. Wenn er einem von uns ankommen konnte, so gab's was. Das wurde mir denn doch endlich zu arg, und ich beschloß, mich zu rächen. Ich beredete die andern, die ein paar tüchtige Kerle waren, daß wir ihn zusammen angreifen, niederwerfen und uns an ihm satt schlagen wollten. Eines Abends sollte die Sache vor sich gehen. Wir standen auf dem Anger beisammen zu einer Zeit, wo der Hans auch gewöhnlich herunterkam, und nicht lange, so sahen wir ihn anrücken. Er hatte einen braungebeizten Stock in der Hand, wir waren ohne Waffen — unverzagt begannen wir ihn herauszufordern und ihn zu schimpfen. Er stellte sich hin und rief: „Kommt, wenn ihr Courage habt! Kommt, ihr elenden Bauernsöhne!" Dabei fuchtelte er mit seinem Stock, daß es pfiff. Als wir uns besannen, verhöhnte er uns, und es schien ihm das größte Vergnügen zu machen, unsere Furcht vor seinem Stocke zu sehen. Ich, vorne stehend, wurde zornig über meine Kameraden und mich und beschloß, mich zu opfern. Muthig ging ich auf ihn zu und nahm die Hiebe auf Kopf und Schultern in Empfang, wie sehr sie mich brannten, und es gelang mir, ihn um den Leib zu fassen. Er hatte aber den Arm mit dem Stock frei und schlug mich damit fortwährend, und meine guten Freunde zauderten immer noch! Da, nachdem ich ihnen alle möglichen Scheltworte zugerufen, kamen sie endlich herbei. Daß ich's kurz mach': vereinigt warfen wir ihn hin und legten uns über ihn: ich zerbrach ihm den Stock und schlug ihn mit der Faust nach Herzenslust. Er war in unserer Gewalt; wie grimmig er sich wehrte, gegen uns

Drei konnte er nicht mehr aufkommen. Da rettete ihn ein närriſcher Umſtand!"

Heinrich hielt inne. Die Andern ſchauten ihn neugierig an.

„Er blutete," fuhr der Burſch mit einem Lächeln fort, das nicht ohne Beſchämung war. „Er blutete an der Stirn und aus der Naſe, und namentlich von dieſer ging eine dunkle Rinne die Backe und das Kinn herunter. Nun weiß unſer Herrgott, wie's über mich kam: kurz, ich glaubte, wir hätten ihn todtgeſchlagen und er wäre nicht weit vom Sterben! Ein fürchterlicher Schrecken packte mich an und brachte mich bald von Sinnen; ich hielt noch einen Arm von ihm, aber ich ſchlug nicht mehr und ſtarrte ihm in's Geſicht. Den Andern war's ähnlich zu Muth, wie ſie mir nachher geſagt haben: kurz, wie auf eine Verabredung, ließen wir ihn los und — liefen davon!"

„Ach!" rief Kathrine ſpöttiſch lächelnd. Und mit einem Ton des Mitleids, ihn mütterlich ſtreichelnd, ſetzte ſie hinzu: „O du guter Heinrich!"

Der Burſch zuckte die Achſeln. „Was willſt du?" ſagte er. „Es war eine Dummheit, aber ich hab' ſie gemacht!"

Die Schreinerin, gleichfalls mit einem Licht des Spottes in ihrem freundlich breiten Geſicht, fragte: „War's denn aber dann aus mit eurem Davonlaufen?"

„Für den Tag, ja. Später bekam jeder meiner beiden Kameraden noch ſeine Tracht Prügel von ihm — ich ging leer aus. Er traf mich nicht mehr ſo, daß er mir ankommen konnte; das nächſte Frühjahr kam er aus der Schul' — und nun war ch ihm zu klein! Er hätte ſich geſchämt, einen Schulbuben zu

ſchlagen! Aber gemocht hat er mich von dieſer Zeit an nicht mehr. Während er mir doch früher zuweilen großes Lob gegeben, wenn ich beim Aepfelſtehlen meine Sache gut gemacht hatte, lief er jetzt an mir vorüber, ſprach nur mit mir, wenn's durchaus nicht anders ging, und machte ein Geſicht, als wenn er ſagen wollte: „Ich kann dich nicht leiden!“

Kathrine und Kasper zeigten eine Miene, als ob ſie das beſtätigen könnten. Der Schreiner, nach einer Weile, bemerkte: „Der Hans iſt von ſeiner Mutter her mit uns verwandt: mein Vater und ihr Vater waren Geſchwiſterkindskinder; aber er hat nichts von uns! Er hat andere Manieren — ſein Geſicht iſt nicht wie man's bei uns hat, und ſeine Farbe nicht!“

„Bei uns im Ries gibt's allerhand,“ ſagte die Schreinerin. „Aber,“ ſetzte ſie dann aus tiefem Herzensgrund hinzu, „wie dem noch ein Mädchen trauen kann! Sechs, die er gehabt und wieder verlaſſen hat, weiß nur ich! Und allemal iſt wieder eine ſo dumm!“

„Baſ',“ verſetzte Kasper, „ich glaub', Ihr ſolltet ſagen: ſo leichtſinnig! Dumm iſt die Schneidersgret nicht; im Gegentheil, ſie iſt ein geſcheites Mädchen! Wenn man ihr ins Herz ſehen könnt', ich glaub' auch nicht, daß ſie wirklich hofft, der Hans werde bei ihr bleiben. Aber ſie iſt eben toll mit ihm — ſie iſt ſtolz darauf, daß ſie jetzt diejenige iſt, der er nachläuft — und ſie lügt ſich ſelber an!“

Die Wangen der Kathrine hatten ſich geröthet. „Wie es ſolche Mädchen geben kann,“ rief ſie, „das kann ich gar nicht verſtehen! Ein Menſch, wo man gewiß weiß, daß man ange-

führt iſt! Welche Schande! Wie kann man ſich ſelber eine ſolche Schmach anthun? Ich begreif's nicht!"

Heinrich faßte ihre Hand und drückte ſie. „Du biſt eben ein braves Mädchen," rief er, „ein Mädchen, das Ehrgefühl hat!"

Der Vater ſaß mit ernſter Zufriedenheit, und die Mutter ſah mit Antheil auf das Paar. Dann ſagte ſie: „Jede freilich iſt nicht ſo „ringſinnig" und glaubt ſo einem Menſchen! Gott ſei Dank, es gibt noch Mädchen, an denen all ſeine Kunſt verloren wär'! Aber wenn ich an die denk', die ſich ſchon von ihm haben anlügen laſſen! Drei von ihnen ſind jetzt verheiratet und wohlverſorgt! Sie ſind vorher geſcheit geweſen, ſie ſind jetzt geſcheit: wie iſt's möglich geweſen? frag' ich. Und ich ſag', der Menſch muß was können; er muß eine böſe Kunſt wiſſen, ſonſt kann ich mir's nicht erklären!"

Die Schreinerin ſagte das in vollem Ernſt. Heinrich, mit einem unmerklichen Lächeln, verſetzte: „Ich glaub', das rechte Wort hat der Kasper geſagt. Und was den Hans betrifft, unverſchämt iſt er, nachgeben thut er nicht, und reden kann er — das ſind ſeine Künſte!"

Kasper hatte nachdenklich vor ſich hingeſehen. „Ich," ſagte er, „bin jetzt nur neugierig, welche die Nächſte ſein wird! Denn mit der Schneidersgret hat's am längſten gewährt!"

„Was!" rief Kathrine; und die Schreinerin ſetzte hinzu: „Aber woher willſt du wiſſen —?"

„Derjenige," erwiderte Kasper, „der mir die Geſchichte von der Schlägerei erzählte, hat mir noch geſagt, der Hans wäre

nachher, ohne ihn zu ſehen, an ihm vorübergegangen und hätte für ſich gerufen: „Die Eſel — hätten ſie nicht noch ein paar Tag warten können?“ Daraus, meint jener, wär' abzunehmen, der Hans hätte auch an der Gret ſchon wieder genug und der Fritz könnte ſie jetzt haben.“

Kathrine erhob ſich von ihrem Sitz. Mit erzürntem Ton rief ſie: „Aber jetzt redet mir von dieſem Menſchen nichts mehr! Ich will nichts mehr hören!“

Die Mutter nahm ſie bei der Hand und drückte ſie ihr mit einem Blick des Beifalls.

„Es iſt noch nicht aller Tage Abend!“ verſetzte Kasper. „Der findet noch ſeinen Mann! Und ein gut's Ende nimmt's nicht mit ihm, das weiß ich gewiß! — Aber jetzt,“ fuhr er aufſtehend fort, „muß ich nach Hauſe! Ich hab' euch nur die Geſchichte verzählen wollen.“

„Ich geh' mit dir,“ verſetzte Heinrich; „ich hab' noch ein kleines Geſchäft bei einem Nachbar.“ Er trat zu Kathrine und ſagte: „Gute Nacht, Liebe! Schlaf wohl! Aerger' dich nicht über den ſchlechten Menſchen! Solche gibts keine zwei im Ries — und das Handwerk, das er treibt, wird man ihm noch legen!“

Er verließ mit Kasper die Stube. Die beiden Alten gaben ihnen das Geleit und gingen dann ihren Geſchäften nach. Kathrine war allein.

In der Stube, die nach Morgen lag und Blumenſtöcke am Fenſter hatte, fing es bereits an zu dunkeln. Das

Mädchen ſtand in ſich verſunken. Eine ſonderbare Erregung ſprach aus ihrem Weſen.

Warum machte ſie ſich ſo viel aus der Geſchichte, die ſie gehört hatte? Im Grunde ging es ſie nichts an! Konnte ſie ſich um alle Mädchen kümmern, die der Hans anführte? — Das wär' doch eine rechte Thorheit!

Vor ihrer Seele ſtand ſeine Geſtalt. Ein böſer Menſch! Ein Menſch, der, wie die Mutter glaubte, eine böſe Kunſt wußte und damit die Mädchen unglücklich machte! — Sie ſchauerte, ihr Herz empörte ſich — aber ſie konnte von dem Bilde nicht wegkommen!

Sie wollte ihre Gedanken auf den Guten, den Redlichen, den Liebenden lenken — es gelang ihr nicht. Der, welchen ſie liebte, zerfloß — der, welchen ſie haßte, ſtand vor ihr und ihr Blick haftete an ihm.

Sie fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und ſtrich ſie wiederholt. „Was bin ich doch für ein dummes Ding!“ rief ſie endlich. „Bin ich verhext? Das hätt' ich doch wahrlich nie geglaubt, daß man an einen Menſchen denken muß, den man nicht leiden kann, und von dem man nichts wiſſen will! Hat wirklich der Teufel ſein Spiel?“

Sie ſchwieg und holte Athem. „Es iſt ſo ſchwül in der Stub',“ ſagte ſie nach einer Weile; „ich will noch ein wenig in die friſche Luft!“

Sie verließ das Haus und ging von ihrem Hof auf den Anger. Aber ſie hatte kein Verlangen, Leute zu ſehen, und richtete daher ihre Schritte zu einem ſchmalen Gang zwiſchen

zwei Gartenhecken, der auf das Wieſenland hinausführte. Durch dieſen wandelte ſie langſam und ging dann auf dem Fußpfad weiter, der auf der Wieſe an den Gärten hinlief. Ihr Blick war zu Boden gerichtet, ihre Seele mit ſich ſelber beſchäftigt, ein plötzliches Geräuſch entriß ſie ihren Gedanken. Sie ſchaute auf — und fuhr zuſammen. Der ſchwarze Hans, leibhaft, ſtand vor ihr!

Obwol ſich die Sonne bereits hinter die fernen Hügel geſenkt hatte, war's auf der Wieſe doch noch hell. Der Burſche trat einen Schritt näher und ſagte mit Anſtand, beinahe treuherzig: „Guten Abend, Kathrine!“

Das Mädchen, ohne zu danken, rief: „Wie kommſt denn du da her?“

Jener, mit einem Lächeln, das etwas Melancholiſches hatte, wiederholte: „Wie komm' ich da her!“ Dann ſetzte er hinzu: „Das könnt' ich dich ja auch fragen!“

Kathrine, die ſich zu faſſen begann, entgegnete: „Ich geh' ſpazieren hinter meinem Garten!“

„Nun ja,“ ſagte der Burſche mit einer gewiſſen Laune, „das thu' ich auch!“

Dieſe leichten Reden gaben dem Mädchen ihre Geiſtesgegenwart wieder. „Der Weg da,“ verſetzte ſie, „iſt allerdings für Jedermann — ich kann dir ihn nicht wehren — und am End' brauch' ich ihn auch nicht mehr für mich! — Guten Abend!“

Sie wendete ſich, um zu gehen. Aber der Burſche hatte ſie ſchnell beim Arm gefaßt und rief mit einem Blicke des Vor-

wurfs: „Warum willst du schon wieder fort? Bin ich ein Mensch, mit dem man nicht einmal reden kann?“

Kathrine, indem sie den Arm freizumachen suchte, rief: „Laß mich gehen! Was willst du von mir?“

„Ein bischen schwätzen,“ versetzte jener, „weiter nichts!“

„So laß mich los!“

„Wenn du mir versprichst, daß du nicht gleich davonlaufen willst — auf der Stell'!“

„Nun ja,“ sagte das Mädchen endlich. Der Bursch ließ den Arm frei. Kathrine stand mit einem Ausdruck von Unmuth und Sorge da. „Du weißt nicht, was du thust,“ sagte sie. „Es ist spät; und wenn man mich hier bei dir stehen sieht —“

„Ah so,“ rief Hans, „das ist die Furcht? Nun,“ setzte er spöttisch tröstend hinzu, „es wird jetzt nicht gleich Jemand des Weges kommen! Und wenn auch — wer ein gutes Gewissen hat, der kann die Leute reden lassen!“

„Das ist am Ende wahr,“ entgegnete das Mädchen. „Und ich für meinen Theil,“ fuhr sie mit einem nicht zu mißkennenden Blick fort, „ich hab' ein gutes Gewissen!“

„Also!“ versetzte der Bursche vergnügt. Und mit der ihm eigenen überlegenen Laune fuhr er fort: „Dir traut Niemand was Böses zu; am allerwenigsten dein Heinrich! Der baut Häuser auf dich!“

„Das kann er auch,“ erwiderte Kathrine mit Nachdruck.

Hans nickte; dann sagte er: „Ich darf nimmer d'ran zweifeln, obwol ich's noch immer nicht begreife!“ — Und mit

dem Klang ehrlichen Unwillens fügte er hinzu: „So ein unverſchämtes Glück haben! Solch ein Burſch! Wenn er raſirt iſt, könnt' er ein Mädchen vorſtellen! Er iſt kein Mannsbild — geh! Ich hab ihn nicht gemocht, ſo lang' ich ihn kenn'!"

Das Mädchen lächelte ſpöttiſch. „Die Anſichten ſind verſchieden," erwiderte ſie. „Wenn du ihn nicht gemocht haſt, ſo haben ihn Andere gemocht, von denen es ihm vielleicht lieber geweſen iſt!"

„Sein Vater," fuhr Hans fort, ohne ſich durch dieſe Antwort irremachen zu laſſen, „iſt ſchon ſo ein Süßer geweſen! Ein Duckmäuſer, ein Schönmehlſchwätzer —"

Der Spott im Geſichte Kathrine's nahm einen ernſten Charakter an. „Und was iſt denn deiner geweſen?" rief ſie mit unzweideutigem Blick.

Der Burſch, die Frage verſtehend, lächelte vornehm. „Ich weiß es nicht," entgegnete er. „Aber ein Tropf iſt er nicht geweſen — das kann ich dir ſagen; denn ſonſt hätt' er keinen ſolchen Sohn!"

„Stolz biſt du," verſetzte Kathrine, „das kann dir Niemand abſtreiten!" Und ſpottend fuhr ſie fort: „Vielleicht iſt's ein Baron geweſen — oder gar ein Graf! Und darum iſt's dir nun auch, als ob der Wald dir gehörte, und die Hirſch' und die Reh' für dich d'rin herumliefen!"

Hans lächelte. „Es iſt mir wirklich ſo," erwiderte er. „Sollen die Herren nur allein wiſſen, wie's einem zu Muth iſt, wenn man ein Stück niederbrennt?"

„Er bekennt!“ rief das Mädchen überrascht. „Er gesteht's ein!“

„Nun,“ versetzte Hans mit einem Vertrauen und einer Achtung, durch welche unwillkürlich ein Licht der Zärtlichkeit hindurchbrach, „du bist ein braves Mädchen, du gibst mich nicht an!“

„Weißt du das so gewiß!“ entgegnete Kathrine.

„Geh',“ rief Hans, „du bist stolz! So stolz wie ich!“ Er schaute sie an, und in einem Augenblick verwandelte sich sein Wesen. Sein Aussehen verrieth eine tiefe innere Erregtheit. „Du willst dir Unrecht thun,“ rief er mit heftigem Ernst; „aber ich leid's nicht!“ Entschlossen ging er auf sie zu, ergriff ihre Hand und fuhr mit einem brennenden Blick, mit dem Gefühl der tiefsten Berechtigung fort: „Kathrine, wir Zwei passen zusammen! Was ich bin als Mannsbild, das bist du als Mädle! Vor dir muß jede Andere weichen im Dorf und vor mir jeder Bursch! Kathrine, du mußt die meine werden!“

Das Mädchen hatte ihm bei den letzten Worten die Hand entrissen. Sie starrte ihn an und rief: „Bist du verrückt?“

„Ich hab' Verstand für dich und mich!“ entgegnete Hans mit stolzer Miene und wildem Selbstgefühl. „So ein erbärmlicher Mensch wie der Bühler verdient dich nicht — du bist tausendmal zu gut für ihn! Du bist für mich in der Welt — und du wirst mein! Ich sag' dir,“ fuhr er heftig, mit einer Art Raserei des Begehrens fort, „du wirst mein, du magst dich stellen, wie du willst!“

Kathrine sah ihn an, ihre Lippen bebten vor Schreck und

Zorn; aber sie konnte nicht reden. Hans fuhr fort: „Seit dem Tag, wo ich dich zum erstenmal gesehen hab', läßt's mir keine Ruh! Manches schöne Mädchen ist mein Schatz gewesen — ich brauch's nicht zu leugnen! — aber mit dir verglichen sind sie alle nichts! Du bist schön — schöner wie die schönste! Und du bist stolz! Du wehrst dich und du sperrst dich — und das gefällt mir! Du willst mich nicht und du stößt mich weg — eben darum mußt du mein werden, kost' es, was es wolle!"

Diese Rede gab dem Mädchen endlich den Gebrauch ihrer Zunge wieder. „Der Hochmuth hat dich wahnsinnig gemacht, Hans!" rief sie mit einem Blick verachtenden Mitleids. „Du bist von Sinnen! Man muß dich ins Narrenhaus schicken!"

Der Bursch lächelte mit höhnischer Sicherheit. „Ich weiß, was ich will," entgegnete er, „und es wird sich zeigen, wer Recht hat. Du und der Bühler, das ist zu dumm — das ist unmöglich! Mein wirst du, so wahr ich hier vor dir stehe! Und wenn ich dich hab', wenn du mir gehörst ganz und gar, dann will ich dich daran erinnern!"

Kathrine zitterte vor Wuth und Empörung. „Was!" rief sie, „so red'st du zu mir? So gehst du mit mir um? Du bist ein Schandhund! — der frechste, schamloseste Mensch, der auf Gottes Erdboden herumlauft!"

Hans war bei dem Schmähwort aufgefahren, hatte sich aber schnell gefaßt und betrachtete sie mit verhältnißmäßiger Ruhe. „Das bin ich nicht, Kathrine," entgegnete er mit einem Tone der Abwehr. „Ich bin toll, ja! aber nur die Lieb' zu dir hat mich toll gemacht! Ich kann nicht leben ohne dich,"

fuhr er mit glühender Leidenschaft fort; — „ich muß dich haben — und darum werd' ich dich haben!"

Das Mädchen, mit funkelnden Augen, mit bitterstem Hohn, entgegnete: „Wie Vielen hast du denn das schon gesagt, wortwörtlich? Keine Ruh haben — nicht leben können? — ja wol! So lang du eine nicht hast, da läßt's dir keine Ruh' und du kannst nicht leben ohne sie! Aber wenn eine so dumm und so schwach gewesen ist, dir zu glauben, dann kannst du ganz gut leben ohne sie, und auf einmal drehst du ihr den Rücken zu! Pfui! Du bist gewissenloser als Räuber und Mörder! Du bist ganz gottvergessen und man kann nur nicht begreifen, daß dich unser Herrgott bis jetzt ungestraft gelassen hat und daß du immer noch herumgehen kannst, um die einfältigen Dinger, die dir glauben, ins Unglück und in Schande zu bringen!"

Der Bursch hatte ihr zugehört und kaum den Mund verzogen. „Ereifer' dich nicht, Kathrine!" entgegnete er dann gelassen. „Du sprichst von Dingen, die vorbei sind! Ich hab Manches gethan, was nicht recht gewesen ist — was willst du? Der Uebermuth hat mich verführt und die Dirnen haben mir's leicht gemacht! Aber jetzt hab' ich's satt, ganz und gar satt! Ich mag sie nicht mehr, die leichtsinnigen Creaturen, die sich einem an den Hals werfen! Ich hab' keine Freude mehr an dem Herumlaufen —"

„Du!" fiel das Mädchen höhnend ein. „Wie lang ist's her, daß du zu der schönen Schneidersgret gegangen bist nach B. und daß du wieder deinen Stock und dein Messer hast brauchen müssen? Du siehst, man kennt deine Sachen!"

Hans lächelte nicht ohne Selbstgefühl. „Man darf sie kennen," versetzte er. „Eben der Gang ist der letzte gewesen; — ich hab' mir's geschworen — und ich werd's halten!" Und ehe Kathrine zu Worte kommen konnte, fuhr er fort: „Alles muß ein Ende nehmen in der Welt — auch das Caressiren und das Possentreiben mit den Mädchen. Ich hab' das Meinige gethan — ich kann mich jetzt zurückziehen und wacker sein mit Ehren! Du thust mir Unrecht, Kathrine; mit dir hab' ich's gut im Sinn! Mein Vater gibt mir sein Haus, wann ich will; meine Base, die Sternweberin, die mich liebt, als ob ich ihr Sohn wäre, steuert bei — schlag' ein und sei mein Schatz! In einem Vierteljahr bist du mein Weib!"

Kathrine, einen Schritt zurücktretend, schaute ihn an und nickte. „Und du bildest dir ein," rief sie, „daß ich das glaub'? Du hoffst, daß ich so unsinnig bin und dir was Gut's zutraue? So lang ich meine fünf Sinne beisammen hab', geschieht das nicht! Aber wenn du's auch ehrlich meintest — und wenn unser Herrgott vom Himmel herunterkäm' und zu mir sagte: dasmal spricht er die Wahrheit und du kannst ihm trauen — ich thät mich bedanken! — Ich mag dich nicht!" fuhr sie mit der ganzen Erregtheit des Stolzes fort. „Ich will nicht haben, was schon so Viele gehabt haben! Ich will einen Menschen zum Mann haben, der noch keiner nachgegangen ist, als mir — und so Einer wird der Meine! Der Heinrich hat mein Wort und ich halt's ihm, und ich halt's ihm mit tausend Freuden! Wenn ein Mädchen die Wahl haben kann zwischen ihm und dir, und sie nimmt dich, dann verrient sie, daß man

ihr die Füße zuſammenbindet und ſie im Feld herumſchleift, bis ſie hin iſt!"

Mit wogender Bruſt, mit dem Blick einer Siegerin, zürnend, verachtungsvoll, ſtand ſie da. Dann wendete ſie ſich und wollte gehen.

„Halt!" rief der Burſch mit Donnerſtimme. Er hatte zufahrend ihren Arm gefaßt und hielt ihn wie mit einer eiſernen Klammer.

„Was willſt du?" rief das Mädchen entſetzt. „Willſt du mir Gewalt anthun? Laß mich los — auf der Stell' — oder ich ſchrei!"

„Ich will nichts," verſetzte Hans mit Stolz, „als daß du nicht in dieſer einfältigen Wuth von mir weggehſt! Du nimmſt den Heinrich und gibſt mir den Korb — gut! Ich weiß, was ich wiſſen muß — und werd' mich darnach richten! Todtſchießen wird ſich der Sohn meines Vaters nicht, weil ihm von einer Närrin ein erbärmlicher Kerl vorgezogen wird! — Ich laſſ' dir deinen Heiner, biſt du damit zufrieden?"

„Aber!" rief Kathrine, indem ſie ihren Arm loszumachen ſuchte.

„Aber," fuhr der Burſche fort, „ich will nicht haben, daß du dir nun einen Zorn einbildeſt und einen Haß, und daß du an mir vorübergehſt, als ob ich der Teufel wär'! Du verſchmähſt mich — meinethalb, das kannſt du! Ich aber, ich verlang', daß wir miteinander ſind wie vorher! Du gehſt mich nichts an und ich geh' dich nichts an; aber du biſt meine Baſe und ich dein Vetter — dabei bleibt's! Das," fuhr er

mit erhöhter, befehlender Stimme fort, „das ist die Bedingung, die ich mach': nichts ist vorgefallen zwischen uns! Wenn du mir das versprichst, dann lass' ich dich los! Wenn nicht, so halt' ich dich fest und wenn du das ganze Dorf zusammenschreist!"

Kathrine ließ ihm den Arm und schwieg. Dann sagte sie mit Hohn, aber mit Ruhe: „Ich wär' eine Thörin, wenn ich dir etwas nachtragen thät — es ist nicht der Mühe werth, daß man gegen so Einen bös ist! Also gut, wir wollen wieder sein, was wir gewesen sind — es ist wenig genug!"

„Dein Wort darauf?"

„Ich geb' dir's!"

„Gut — ich hab's!" rief der Bursche. „Und nun geh' hin, wohin dein Herz verlangt!" Er ließ sie frei und sagte fortgehend mit spöttischem Nicken: „Guten Abend, Bäschen!"

Kathrine kehrte in großer Aufregung nach Hause zurück.

IV.

Der ſchwarze Hans war kein Menſch von Berechnung; er handelte nicht nach vorausbedachten Plänen, ſondern nach Eingebungen. Er folgte, wenn in ſeinem Herzen ein Wunſch entſtanden war, dem erregten Drange und dem Gedanken des Augenblicks. Aber er hatte einen angebornen Tact, und es ſtanden ihm Reden und Manieren zu Gebot, für deren Wirkſamkeit der Erfolg ſprach. Er verband Kühnheit mit einem gewinnenden, ſchmeichelnden Weſen, und die Eigenthümlichkeit, wie er beide nach einander handhabte, verfehlte niemals ihres Eindrucks. Mit der Ueberzeugung, daß man ihm nicht widerſtehen könne, ging er auf den Wahlplatz — und dieſe Ueberzeugung hatte ihn noch bei keinem Unternehmen betrogen.

Zum erſtenmal war er abgewieſen — abgewieſen, wo es ihn kränken und ſchmerzen mußte. Katharine hatte einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als irgend ein Mädchen vorher. Ihre Schönheit hatte ein heftiges Verlangen in ihm erregt, ihr ſtolzes Benehmen hatte ihm Reſpect eingeflößt, er hatte ſich geſagt: „Das iſt endlich ein Mädchen, die für dich paßt!“

Und er war zu dem Entschluß gekommen, die andere zu lassen, um diese zu gewinnen, und am Ende (da das ledige Leben zuletzt doch auch aufhören müsse) sie zu seinem Weibe zu machen. Aber die Bekanntschaft der Kathrine mit Heinrich? Wenn er, der Hans, auftrat, mußte der Andere weichen; das Mädchen mußte ihm zufallen, wie ihm bis jetzt noch Jede zugefallen war. Mit diesen Gedanken begab er sich Abends auf die Wiese, um sie womöglich zu sehen und zu sprechen, was ihm über Verhoffen gelang. Um so beschämender verfehlte er den Zweck der Unterredung. Von seinem gewöhnlichen sicheren Verfahren abgehend, unternahm er einen Sturm — und dieser wurde abgeschlagen!

Als der Bursche am anderen Tage über den Auftritt nachdachte, war er mit sich und seinem Benehmen keineswegs zufrieden. Er tadelte den Uebermuth, der ihn wieder verführt habe, aber diesmal nicht zum Sieg! Er nannte sich selbst einen hoffärtigen Gesellen und meinte, es sei ihm recht geschehen, daß er eine noch Stolzere gefunden habe! — Nur der Einfall, wie er mit der Erbosten zuletzt wieder Frieden geschlossen, fand Gnade vor seinen Augen.

Zu thun war für jetzt in dieser Sache nichts mehr. Seine Ehre verlangte, daß er das Mädchen gehen ließ und sich seinerseits vergnügte, so gut es ging. Zur Schneidersgret wollte er nicht mehr zurückkehren, sie war ihm zu verliebt! Am Ende konnte er ja eine zeitlang auch ohne Geliebte leben! Und wer weiß, was derweil geschah. Auf dieser Welt ist Vieles möglich, und andere Umstände haben einem schon oft einen Vor-

theil verſchafft, wodurch man allen Schaden wieder gut machen konnte.

Einige Tage ſpäter begegnete er der Kathrine auf der Gaſſe. Er ſagte mit einer gewiſſen vetterlichen Treuherzigkeit den Gruß der Zeit, und ſie dankte ihm ehrbar. Zufrieden ſchritt er weiter. — Kathrine war, als ſie ihn herankommen ſah, roth geworden und ihr Herz hatte zu klopfen begonnen. Als er ſo ruhig vorüberging, ſagte ſie zu ſich: „Gottlob — er hat's aufgegeben — jetzt hab' ich Frieb'!"

Ihr war eine große Sorge genommen! Am Sonntag, in ihr Haus zurückkehrend, hatte ſie eine Scheu empfunden, der Mutter von dieſem zweiten Zuſammentreffen mit Hans etwas zu ſagen, und ſie glaubte, es ſei überhaupt gut, wenn keinem Menſchen etwas davon bekannt würde. Nachdem einige Tage vergangen waren, ohne daß irgend wer ſie darüber beredete, konnte ſie die beruhigende Ueberzeugung haben, daß ſie mit dem Burſchen auch von Niemanden geſehen worden ſei. Nun war nur noch zu fürchten, Hans möchte mit ſeiner bekannten Hartnäckigkeit ſeine Zuſage brechen und ſeine Bewerbung erneuern. Die Begegnung zeigte, daß er dies nicht im Sinne habe: alſo kam ſie, Kathrine, mit dem Uebelberufenen nicht ins Geſchrei — der Geliebte wurde nicht irre an ihr — und ſie konnten ruhig ihrem Glücke entgegengehen.

Der Auftritt mit Hans hatte den größten Vortheil eben für Heinrich. Kathrine, um unwillkührliche Regungen in ihrem Innern zu erſticken, benahm ſich gegen den Erwählten liebevoller als je. Sie vermied das vornehm ſpielende Weſen,

in das sie früher zuweilen verfallen war, gänzlich und zeigte einen ernsten Eifer, ihm die Gewißheit zu geben, daß sie Alles auf ihn halte. Der Bursche, dies wahrnehmend, fühlte eine tiefe Zufriedenheit. Er fuhr dennoch weislich fort, in Vermeidung allzu großer Zärtlichkeit eine männliche Haltung an den Tag zu legen, und die ruhige Würde ließ ihm gut und immer mehr stellte sich zwischen dem Liebespaar das naturgemäße Verhältniß fest.

Es war eine schöne Zeit für den wackern Burschen — die schönste seines Lebens. Denn wie sehr die ersten Wallungen der Leidenschaft das Herz beglücken, ihre natürliche Heftigkeit hat im Gefolge eine Unruhe und eine Sorge, welche die Seele wieder bedrücken und die Freude trüben kann. Das Gefühl, welches die sichere Gegenliebe gibt, ist süßer, voller, beseligender. Die Liebe im Herzen haben und nicht sorgen müssen um Erwiderung, sondern diese an sich kommen lassen, und nicht nur die Forderung der Liebe befriedigt sehen, sondern auch die Forderung der Ehre — das ist eine Wonne für den Mann, und gerade für einen so guten, bescheidenen, wie es Heinrich war. Er liebte in der größern Ruhe, die er zeigte und jetzt wirklich hatte, die Kathrine nicht weniger als früher, sondern mehr. Wenn er sie betrachtete und ihre Schönheit, welche jetzt durch den liebenden Eifer erhöht war, ihm in die Seele glänzte, da hatte er eine Empfindung, als ob das Glück, das „schönste Mädchen im Ries" zum Weib zu bekommen, für ihn doch eigentlich zu groß wäre. Er fühlte nicht nur, er sagte sich: die Kathrine sei er für seine Person nicht werth, und er

habe in dieſer Sache offenbar weit mehr Glück gehabt als Verſtand!

Zuweilen ſtieg nun doch mitten in der Sicherheit ein Gedanke in ihm auf, als ob er ſie am Ende noch nicht wirklich hätte — und ſie ihm noch genommen werden könnte! Aber das war gleich dem Schatten eines Wölkchens, der über eine ſonnige Ebene läuft. — „Ich bin ein Narr," ſagte er zu ſeiner Beruhigung, „daß ich glaub', das könnt' geſchehen, wo doch Alles dagegen iſt!" Gleichwol ſetzte er einmal, nach einer Weile Beſinnens, hinzu: „Die Schreinerin meint, erſt im October; aber was frag' ich danach! Gleich nach der Ernt', im Auguſt noch mach' ich Hochzeit!"

Eines Abends, als er wieder mit der Familie zuſammenſaß, erſchien Kasper mit einem ähnlichen Geſicht wie an jenem Sonntag. In der That hatte ihn der Drang hergeführt, ſeine Nachricht von damals zu ergänzen und zu beweiſen, welch guter Prophet er geweſen! Er theilte mit, der Hans habe die Schneidersgret nun wirklich verlaſſen. „Er iſt nochmal zu ihr gegangen" (lautete der Bericht) — „in der Abendſtund', und da iſt er ſo unverſchämt geweſen, zu thun, als ob er die Bekanntſchaft aufgeben müſſe, weil er bei der Feindſchaft der dortigen Burſche ſeines Lebens nimmer ſicher ſei! Die Gret, die recht gut weiß, daß der Hans ſich nimmermehr fürchtet, hat es für einen Spaß gehalten und geantwortet, die Courage werde ihm ſchon wieder kommen. Aber der Hans iſt dabei geblieben und hat ihr ganz ernſthaft erklärt, es ginge nicht mehr, bis ſie endlich zornig geworden iſt und geſagt hat: jetzt

sehe sie, wo er hinauswolle! Und darauf hat er gesagt: wenn sie das sehe, dann sei's gut; was man nicht mehr fortsetzen könne, das müsse man lassen, und er sei gekommen, ihr zu sagen, daß ihre Bekanntschaft ein Ende habe! Damit hat er ihr wohl zu leben gewunschen und ist gegangen. Die Gret hat nun gethan wie rasend — sie hat geweint, geschrien, geschimpft und geschworen! Dann hat sie sich doch nochmal besonnen und eine Botschaft an ihn geschickt: nach Allem, was er ihr gesagt habe, könne er nicht so gewissenlos handeln und sie verlassen: er solle wieder kommen, Alles solle dann vergessen sein. Aber der Hans hat ihr geantwortet: es sei aus, und dabei bleibe es!"

Durch diese Erzählung wurde Kathrine in eine Aufregung versetzt, die sie nur mit großer Mühe so weit niederhalten konnte, daß man ihr nichts anmerkte. Hätte Jemand Argwohn gehabt und sie beobachtet, die Bewegung ihrer Brust würde sie gleichwol verrathen haben. „Er hat die Gret verlassen," rief's in ihr, „weil er dich will! Er hat seine Absicht noch nicht aufgegeben! Er thut nur so! Wenn eine Gelegenheit kommt, dann fängt er wieder an!"

In diesem Gedanken lag für Kathrine, wie sie war, ebenso viel Bestrickendes wie Kränkendes. Aber ein anderer rettete sie vor jeder Anfechtung. „So wie er der Gret überdrüssig geworden ist," fuhr's augenblicklich in ihr fort, „so wird er jeder überdrüssig werden!" Und die Vorstellung, daß ihr ein solches Schicksal nur zugedacht werden könnte, empörte sie dergestalt, daß ihr Herz gegen den Bösewicht in Haß und Verachtung erbebte.

Während dies in der Schweigenden vorging, hatten die Andern über den Hans ihre Urtheile ausgesprochen, und die Schreinerin fuhr fort: „Es ist eine Schlechtigkeit von dem Menschen, das ist gewiß; aber die Gret hat's am End' auch nicht besser verdient. Sie hat den Menschen gekannt, und sicher hat ihr Jedermann abgerathen! Aber sie hat sich eben nicht weisen lassen — nun ist's ihr gegangen, wie's den Andern vor ihr gegangen ist, und sie hat nur, was sie hat haben wollen!"

Kathrine, mit hochgerötheten Wangen, nickte und rief: „Ganz recht geschieht ihr! Wer sich mit dem Menschen einläßt, der weiß, daß er betrogen ist — der will betrogen sein — und wenn er's dann wird, dann hat er nur, was ihm gehört! — Ich hab' nicht das geringste Mitleid mit ihr!"

Heinrich sah die Geliebte an: der Ausdruck war für sein Gefühl zu stark — er konnte ihn nur dem Zorne der Erregten zugute halten.

Kasper zuckte die Achsel und sagte mit gelassenem Spott: „So arg geht's ihr auch nicht! Derjenige, der mir Alles erzählt hat, der hat mir auch noch berichtet: obwol sie zuguterletzt noch am ärgsten gethan habe, so wäre sie jetzt doch drauf und dran, sich wieder zu trösten — mit dem Webersfritz!"

Kathrine verzog die Lippe verachtungsvoll. „Da fällt einem ein Sprichwort ein!" rief sie. „Geht! Wir haben schon wieder viel zu viel gered't von Menschen, die nicht werth sind, daß man sie in den Mund nimmt!"

„Du biſt ſtreng, Kathrine!“ verſetzte der Schreiner. „Aber ich hör' dich gern ſo reden!“

„Ja, ja,“ fügte die Schreinerin bedeutſam hinzu. „Aber jetzt iſt's auch wirklich genug! Laſſen wir die Sache gut ſein!“

Kasper nickte zuſtimmend. Dann, mit entſprechender Miene, fuhr er fort: „Reden wir von was Luſtigem! — Wir ſind in der erſten Meßwoch' — in vier Tagen iſt der „Bauernſonntag“ — treffen wir uns in der Stadt?“

Die Frage war an Heinrich gerichtet. Dieſer verſetzte: „Ich hab' ſchon dran gedacht.“ Und indem er mit ländlicher Anmuth ſich zu ſeiner Nachbarin wendete, fuhr er fort: „Wie meinſt du, Kathrine — ſoll ich dich zum Tanz führen?“

Das Mädchen lächelte. „Ich hab' nichts dagegen,“ erwiderte ſie. „Wenn's der Mutter recht iſt —“

Das Geſicht der Alten klärte ſich in gutmüthiger Laune auf. „Geh,“ rief ſie, „da führt mancher ſein Mädchen hin, der noch lang nicht ſo nah am Heiratstag iſt, wie der Heinrich!“

„Das mein' ich auch!“ verſetzte Kasper lachend — in Erwägung, daß mancher ſein Mädchen hinführte, der an alles Andere eher dachte, als an den Heiratstag! Nach einer Weile fuhr er mit einem gewiſſen Dahlen fort: „Ich ſelber führ' des Mohrenſchuſters Ev' hin. Das iſt aber freilich nicht nur meine Nachbarin, ſondern auch mein Bäschen!“

„Richtig,“ bemerkte der Schreiner mit Schalkheit. „Aber ſo beſonders nah iſt meines Wiſſens die Verwandtſchaft nicht!“

„Iſt auch nicht nöthig!“ verſetzte der Burſch mit Humor.

„Im Gegentheil," erwiderte jener, „'s iſt ſo beſſer! — Sie hat ſich im letzten Jahr recht gemacht, das Edle — ſie hat eine „Boſtur" bekommen und iſt jetzt ein „ſchwarzbraunes Dienbl", wie's nur eine gibt. Du kannſt Staat machen, Kasper, mit ſo einem Bäsle!"

Alle ſahen vergnügt. „Wenn's nur nicht ſchlecht Wetter wird!" rief Kathrine. „Es wär' recht ſchade!"

Kasper mit der Sicherheit eines Kenners fiel ein: „Das Wetter wird gut! Wir haben drei Tage nach einander Regen gehabt, heut' hat ſich's aufgehellt und morgen iſt's ſchön! Wenn's aber am Freitag ſchön iſt, dann iſt's am Sonntag ganz ſchön — das iſt ſo gewiß wie das Evangelium!"

„Ohnedem," bemerkte der Schreiner, „hat der Bauernſonntag den Segen. Ich denk' mir's kaum, daß er mit wüſtem Wetter gekommen wär'. Unſer Herrgott hat offenbar Mitleid mit den Mädchen, die an dem Tag in ihrem ſchönſten Staat nach Nördlingen wollen."

Die folgenden Tage gaben den Wetterpropheten Recht. Nach der Erde, welche zu dieſer Zeit im reichſten Schmucke prangt, richtete ſich der Himmel und ließ die Sonne ſcheinen über ſie, daß ſie ſelber leuchtete in den friſcheſten, blühendſten Farben — und dieſer Doppelſchein regte in Hunderten von jungen Herzen ſelige Erwartungen an.

Kathrine hatte das Feſt vor Augen, das zu den vornehmſten und berühmteſten Vergnügungen des Rieſer Landvolks gehört — und in der lichten Zeit, bei der herrlichſten Ausſicht wich

die letzte Trübung aus ihrer Seele. Ihre Heiterkeit sollte aber doch noch eine Störung erleiden.

Am Samstag Abends hatte sie eine Freundin besucht, um sie, die noch zweifelhaft war, auf morgen zum Mitgehen zu bereden. Auf dem Heimweg, der am Bache hinging, kam ihr Hans entgegen. Das wäre nun an und für sich gleichgiltig gewesen. Aber dem Mädchen fiel plötzlich wieder ein, was der Kasper von ihm erzählt hatte, ihr Herz klopfte — nach ihrem Gefühl, aus Unwillen, aus gerechtem Zorne — und als Hans mit gelassener Freundlichkeit guten Abend sagte, erwiderte sie den Gruß trutzig, mit einem Klang von Geringschätzung.

Der Bursche blieb stehen und rief: „Was ist das? Ich muß dich erinnern, Kathrin' — das läuft gegen die Abred'! Kein böses Gesicht, wenn ich bitten darf! Wenn du dein Wort nicht hältst, dann bin ich durch nichts gezwungen, das meinige zu halten! Das merk' dir!"

Er ging vorüber. Das Mädchen war beschämt und sehr ärgerlich über sich selber. Sie fühlte, wie dieser Bursche sich ihr doch eigentlich aufgedrängt hatte, und ihr nun trotz Allem und Allem im Wege stand. „Wenn ich nur den Menschen nimmer sehen thät'!" rief sie aus. Und nicht ohne Bosheit setzte sie hinzu: „Die Jäger haben ihn wieder in Verdacht, daß er droben im Wald des Fürsten ein Stück Wildpret geschossen hat! Könnten sie ihn denn nicht einmal erwischen, daß er eingesperrt würde, oder aus dem Lande müßte? Man soll Niemand Böses wünschen; aber das wär' besser für Alle — manches Unglück würde dadurch verhütet werden!"

V.

Der Morgen des Sonntags brach wunderschön an; kein Wölkchen stand am Himmel, dagegen glänzte die Erde voller Thauperlen. Ein wohliges Gefühl ging durch den ganzen Gau. Wenn zu einem althergebrachten Vergnügen so schönes Wetter kommt, dann ist's, als ob die Natur ein Uebriges thun wollte, die Freude des Tages zu erhöhen und ganz zu machen — und dieser Einklang füllt die Herzen mit glückseliger Empfindung.

Von unserm Dorfe hatten drei Paare ausgemacht, die Wanderung nach Nördlingen zusammen anzutreten: Heinrich und Kathrine, Kasper und Eva, Mathes und die gestern noch beredete Sibille. Bald nach dem Mittagessen machten sie sich auf den Weg. Heinrich hatte einen Leiterwagen herrichten lassen, um die Gesellschaft etwa anderthalb Stunden zu fahren; denn die Entfernung betrug über zwei Stunden, und die hochstehende Junisonne brannte heiß hernieder. Nach der vorausgegangenen Erleichterung kamen sie zwar immer noch erhitzt und durstig, aber doch nicht allzu müd in der Stadt an und verfügten sich hier sogleich in ein ansehnliches Wirthshaus in

der Reimlingergaſſe, das die Ledigen ihres Dorfes an dieſem Tage zu beſuchen pflegten.

Man fand in der oberen Stube eine paſſende Tafel und ſchon ein bekanntes Paar: den dicken Jacob mit ſeiner runden Walpurg.

Fröhlich grüßend, ſetzte man ſich zuſammen, ließ Bier kommen und Bretzgen, labte ſich, ruhte aus und ſaß in tiefem Behagen. Bald nach den dreien langte noch ein Paar vom Dorfe an: Heinrich's Vetter, der unterſetzte Michel mit einer ſtattlichen Braunen, die größer war, als er ſelber — die Tafel war voll und das Geſpräch ſo traulich, als es unter lauter guten Freunden zu ſein pflegt.

„Eine Stunde ging hin — und Niemand vom Dorfe fand ſich weiter ein. „Wo bleiben denn unſere Leute heut'?“ fragte Heinrich den Michel.

„Ich weiß nicht,“ entgegnete dieſer. „Sie müſſen wo anders eingefallen ſein!“

„Sonſt waren wir hier gegen Zwanzig von unſerm Dorf!“ bemerkte Heinrich.

„Und die Herren des Wirthshauſes!“ fügte Mathes hinzu. Indem er einen bedeutungsvollen Blick auf die andere Seite der Stube gehen ließ, fuhr er fort: „Heut' werden wir uns nicht groß aufführen dürfen. Die von M. ſitzen dort an drei Tiſchen und in der Nebenſtube ſind noch etliche!“

Heinrich lächelte. Mit den Ledigen von M. lebten die von unſerm Dorfe auf einem geſpannten Fuß, ſeitdem es auf einer Hochzeit in einem Nachbarorte zwiſchen ihnen eine Schlägerei

gegeben hatte. Nach einer Weile ſagte er: „Dann müſſen wir eben unſern Stolz für eine beſſere Gelegenheit ſparen. Das Luſtigſein wird man uns nicht wehren!“

Er nahm Kathrine und führte ſie in die Tanzſtube. Mathes und Kasper mit ihren Mädchen folgten.

Sie vergnügten ſich eine gute Zeit. Niemand legte ihnen etwas in den Weg. Freilich ließen ſie mit richtigem Tacte die Burſche von M. den Ton angeben und tanzten die Tänze, die jene vorſangen oder verlangten. Und von einem und dem andern ſtämmigen Kerl mürriſch oder ſpöttiſch angeſehen, thaten ſie, als ob ſie's nicht bemerkten.

Als ſie müde waren, kehrten ſie an ihren Tiſch zurück, tranken, aßen, ſcherzten über ihre Lage und ihre Beſcheidenheit, nahmen von den Mädchen wohlgemeinte Foppereien in Empfang und waren ſo vergnügt, daß ſie ſich's kaum beſſer wünſchen mochten.

„Man kann ſich doch unter allen Umſtänden gut unterhalten,“ bemerkte Mathes mit Laune.

„Alles hat ſeine Sach',“ verſetzte Heinrich lächelnd. „Wenn man den Herrn ſpielt und 'rumſtolzirt und prangt, kommt man oft vor lauter Hoffart gar nicht zur Freud'!“

„Das heißt,“ verſetzte Kasper, „dann iſt eben das Prangen die Freud'!“

„Das ſchon,“ entgegnete Heinrich. „Aber die Freud' iſt nicht ſo ſchön, als wenn man vergnügt iſt und vor Vergnügen ans Prangen gar nicht denkt!“

Kasper zeigte eine Miene, als ob er damit nicht ganz einverstanden wäre.

Heinrich fuhr beschwichtigend fort: „Lassen wir diesmal Andern die Freud' —"

„Und essen wir und trinken wir," setzte Mathes hinzu, „und strecken wir uns nach der Decke!"

Die Mädchen lächelten — und Kathrine konnte nicht umhin, auf eine gewisse Weise den Mund zu rümpfen.

Nach einer Weile stand Kasper auf und bat sich die „Ehr'" aus von Kathrine. „Du erlaubst es?" rief er Heinrich zu. Dieser nickte, und der Bursch mit stattlichen Tritten führte das Mädchen auf den Tanzboden.

Kasper war nicht, wie Mathes ihm vorgeworfen, in die Schreinerstochter verliebt; aber er wußte ihre Schönheit doch vollkommen zu taxiren und fühlte jetzt ob seiner Tänzerin einen gewissen Stolz. Selbstbewußt und kraftvoll drehte er sich mit ihr im Kreise herum. Als ein neuer Reihen begann, strampfte er, während die an den Händen gehaltene Tänzerin zierliche Tritte machte, den Tact mit besonderem Nachdruck und Geräusch, zeigte eine Miene, als ob er Keinem zugeben könne, daß er's besser verstehe wie er, und tanzte den Reihen mit einem Schwung, daß er an ein Paar, welches vor ihm sich etwas langsam bewegte, wiederholt anprallte.

Von den Kameraden hatte Jacob seine Rundliche auf den Tanzboden geführt.

„Hellauf," rief Kasper ihm zu, als er ihn erblickte. „Es

geht herrlich hier, und die Kathrine tanzt so gut, daß ich nimmer aufhören möcht'!"

Das Glück des Burschen war begreiflich; aber er machte sich darin auch auffällig. Seine Miene, ohne daß er's wußte, hatte etwas Herausforderndes, was übelwollenden Menschen Aergerniß bereiten konnte. Zwei vierschrötige Burschе aus dem feindlichen Dorfe warfen befremdete, mißbilligende Blicke auf ihn, und einer knurrte etwas für sich hin, das einen drohenden Klang hatte.

Unsern Kasper konnte das um so weniger anfechten, als er's gar nicht bemerkt hatte. Denn die Maß Bier, die durch seine Gurgel gegangen war, hatte auch schon zu wirken begonnen. Nach dem dritten Reihen stellte er sich breit in die Mitte hin, warf seinen Kopf zurück und stimmte mit frischem, hellem Ton ein Lied an. Es waren Reime zu Ehren seiner Tänzerin. Noch war er aber nicht mit der ersten Zeile fertig, als jener Vierschrötige, der das „Sich-aufführen" des Menschen bereits unangenehm empfunden hatte, schreiend ein anderes begann und es mit ihm zu Ende sang. Der dirigirende Musikant schüttelte den Kopf und blickte zweifelnd. Es war ihm unmöglich, die beiderseitigen Ansprüche auszugleichen und einen Tanz zu spielen, aus dem ungefähr jeder seine Melodie heraushören konnte: denn Kasper hatte einen Walzer, jener andere einen Dreher gesungen. Nachdem er sich einen Moment besonnen, stimmte er, weil man eben im Walzerspielen war, das Lied Kasper's an.

„Halt!“ ſchrie der Lümmel, indem er, braunroth vor Zorn, auf den Muſikanten zulief, „mein Lied muß geſpielt werden!“

Die Künſtler hielten inne; ſie wußten, daß der grobe Kerl viele Kameraden hier hatte, welche gegen ſich aufzuregen durchaus wider ihr Intereſſe lief. Ihre Inſtrumente in der Hand haltend, ſchauten ſie zu den Burſchen herunter, bereit, demjenigen zu gehorchen, der das Recht davonriß.

Und ſchon war Kasper mit Kathrine zu ihnen getreten. „Ich hab' zuerſt angefangen,“ rief er ſtattlich, „meins muß kommen!“ — Allein mit einem gewiſſen Inſtinct nach Begütigung trachtend, ſetzte er hinzu: „Nachher kann man Dreher ſpielen, ſo viel man will — ich hab' nichts dagegen!“

Dadurch machte er aber ſeine Sache nicht beſſer. „Eine große Ehr',“ entgegnete der andere höhnend. Und mit grimmigen Augen rief er den Muſikanten zu: „Wir haben heut' Walzer genug getanzt — ich will einmal einen Dreher!“

Sämmtliche Paare von ſeinem Dorfe, zehn an der Zahl, waren herbeigekommen und hatten ſich hinter ihn geſtellt. „Ja, ja,“ riefen die Burſche, „einen Dreher wollen wir haben!“

Die Muſikanten erhoben ihre Inſtrumente, um der Mehrheit zu Willen zu ſein. „Aber Herrgottſakerment,“ ſchrie Kasper entrüſtet, „kann man ſich ſo was gefallen laſſen?“ Er fühlte ſich an der Juppe gezupft. „Laß gut ſein,“ flüſterte ihm Jacob zu, „wir ſind zu wenig, wir können nichts machen!“

Der Dreher wurde geſpielt. Kasper ſtieß einen tüchtigen Fluch aus — und tanzte mit. Denn wenn er mit ſeiner Tänzerin fortgegangen wäre, hätte er ſich den Verdruß allzu ſehr

anſehen laſſen! — Dieſer Meinung ſchien auch Kathrine zu ſein, obwol ſie ſich mit ſehr ergebenem Geſicht herumdrehte und man ihr die Mühe, welche ſie's koſtete, die Beſchämung hinunterzuſchlucken, recht gut anſah.

Es gibt aber Schickſale, denen man nicht entgeht, welchen Weg man auch einſchlage. Ein Erfahrener hat es geſagt: wer frech iſt, der muß leiden, und wer beſcheiden iſt, der muß dulden!

Den ſiegreichen Geſellen ſchwoll der Kamm. Die Luſt des Uebermuthes durchdrang ihre Seelen und ſie ſahen nicht ein, warum ſie etwas unterlaſſen ſollten, was ihnen Vergnügen machte. Einer von ihnen trat zu Kasper und ſagte ſpottend: „Du kannſt ja drehen vom Ausbund! Warum haſt du denn dieſen Tanz nicht haben wollen?“ — Und der Lümmel, der mit ſeinem Lied durchgedrungen war, ſetzte dummſtolz lächelnd hinzu (denn er glaubte zu ſcherzen): „Du kannſt froh ſein, Kasper, daß wir dich überhaupt mittanzen laſſen! Heut' geht's nicht wie damals auf der Hochzeit — heut' geht's nach unſerm Kopf! Alſo mach' dich nur nicht mauſig, daß dich die Katz' nicht frißt!“

Das war der Kathrine zu viel. „So,“ rief ſie feuerroth, „wenn wir hier auf einem öffentlichen Tanzplatz tanzen, dann ſoll das eine Gnad' von euch ſein?“

„Wol Kathrine,“ ſetzte ein dritter hinzu, der mit dem Lümmel verwandt zu ſein ſchien. „Denn wenn wir euch die Stub' verbieten wollten, wer könnt' uns dran hindern?“

„Dazu habt ihr nicht das Recht!“ rief Kasper entrüſtet.

Die Burſchen lachten, und Kasper ſelber fühlte, wie wenig die Inſtanz, die er angerufen, in dieſem Fall zu bedeuten habe.

Der Erſte, Spöttiſche, der vor Kathrine ſtand, nickte ihr, die ihres Verdruſſes kein Hehl hatte, zu und ſagte: „Ja, ja! Es iſt freilich recht grob von uns, daß wir einem ſo ſchönen Mädchen und ihrem Tänzer durch den Sinn fahren! Aber man muß nicht immer prangen wollen und ſich auch zuweilen in der Demuth üben! Heut' haben einmal wir die Geißel in der Hand — und wir knallen damit!"

„Kurz zur Sach'," fuhr der Dritte zu Kasper fort, „daß einer von euch thut, als ob er Herr und Meiſter hier wär' auf dem Tanzplatz, das dulden wir nicht! Mit dem hoffärtigen Aufführen alſo bleib' zu Hauſe! Im Uebrigen könnt' ihr tanzen — wenn ihr wollt!"

Auf dieſe Worte zuckte Kasper, als ob er Gift verſchluckt hätte, und Kathrine zeigte einen Ausdruck flammender Geringſchätzung. „Wir danken recht ſchön für die Erlaubniß!" rief ſie. „Komm, Kasper — jetzt hab' ich genug!"

Dieſer knurrte noch mit einem Seitenblick: „Das iſt ſchändlich!" — ließ ſich aber von dem Mädchen doch aus dem Saale ziehen. Jacob mit ſeiner Tänzerin folgte ihnen.

Als ſie an der Tafel ankamen, fanden ſie die Ihrigen ſchon unterrichtet. Michel, der als Zuſchauer auf dem Tanzboden geweſen, hatte die Hauptſache mit angeſehen und die Geſellſchaft ſoeben in Kenntniß geſetzt.

Heinrich war in großer Aufregung. Sein ſonſt helles Geſicht war dunkelroth geworden, er knirſchte mit den Zähnen.

Wie gutmüthig er war, er hatte einen entſchiedenen Sinn für das, was Recht iſt, und Unrecht konnte ihn gewaltig aufbringen. „Muß man ſich nun das gefallen laſſen?“ rief er zornig. „Ich hätt' gute Luſt, ich ging' jetzt hinaus und ließ' es auf Alles ankommen!“

Jacob, der die Vorſicht des kühlen und ruhigen Blutes hatte, ſchüttelte den Kopf. „Es geht nicht,“ ſagte er, „wir ſind fünf und — nehmt mir's nicht übel, nicht gerade die Stärkſten von unſerem Dorf! Gibt's Händel, dann kriegen wir Schläg', daß man uns nach Haus tragen muß! Es ſind drei oder gar vier gegen einen — und darunter Kerle wie die ungar'ſchen Ochſen!“

Was bei Jacob das Phlegma, das that bei Mathes die Laune. „Ein verfluchter Handel!“ rief er mit einem Geſicht, das durch wirklichen Verdruß immer noch ſcherzenden Humor durchblicken ließ. „Was macht jetzt mehr Schand'? Wenn wir ruhig hier ſitzen bleiben und nach und nach abziehen? — oder wenn wir Streit anfangen und auf die Straße hinausgeſchmiſſen werden?“

Heinrich ſtampfte mit dem Fuß. „Daß grad' heut' unſre Leut' nicht da ſind! — Wir hätten's extra ausmachen ſollen!“

Michel, der nächſt Jacob der Kaltblütigſte war, ſagte: „Jetzt iſt die Kapp' ſchon verſchnitten! Ein andermal machen wir's beſſer, Heinrich! Für heut' iſt's verſpielt!“

Unſer Burſche ſtieß einen grimmigen Seufzer aus. „Von dem Tag,“ ſagte er dann, „hätt' ich mir auch mehr Vergnügen erwartet!“

„Und ich desgleichen!“ setzte Kathrine mit einer gewissen Schärfe hinzu.

Heinrich sah sie an. „Soll ich dich zum Tanz führen?“ rief er trotzig, entschlossen. „Es kommt nur auf dich an!“

„Ich geh' mit!“ rief Kasper, seine Nachbarin bei der Hand fassend. „Wir wollen doch sehen!“

Kathrine schüttelte den Kopf. „Lassen wir's!“ entgegnete sie mit einer Miene der Ergebung, die nicht ohne ein Licht des Spottes war. „Ihr könnt nichts durchsetzen, und da ist's besser, daß ihr gar nichts anfangt!“

Die andern Mädchen, die Geliebte Jacob's voran, stimmten bei, und so blieb es beim Nachgeben und beim Frieden.

Das Auftragen von Schweinebraten und Würsten, welche die Burschen bestellt hatten, zog die Gedanken von der unangenehmen Geschichte ab und gab ihnen erfreulichere Ziele. Trotz Allem war man hungrig geworden, und man verzehrte nun die Abendmahlzeit mit Appetit, trank dazu Bier und Wein und kam zusehends in eine bessere Stimmung.

Die triumphirenden Bursche hatten unterdessen auf dem Tanzboden ihre Alleinherrschaft weitergeführt. Sie hatten vorgesungen, gejauchzt und geschrien, und die braunen Gesichter, schon von manchem tiefen Trunk belebt, glänzten in Stolz und Selbstzufriedenheit. Sie waren keine eingefleischten Wüthriche, die guten Söhne des Rieses: nur auf unsere Burschen hatten sie's dermalen abgesehen. Diese sollten sich heute ducken und vor ihren Mädchen etwelchen Schimpf runterschlucken müssen, ungefähr wie sie auf jener Hochzeit: darauf wollten sie halten.

Andere Ledige aus anderen Dörfern sollten sich dagegen wol auch rühren dürfen; und wenn einer von diesen jetzt ein Lied anstimmte, so ließen sie's ihn singen und tanzten danach. Sie dachten dabei freilich: wenn das die Kerle sehen, denen wir's verboten haben, dann werden sie sich um so giftiger ärgern!

In dieser Hoffnung sahen sie sich indeß getäuscht. Unsere Bursche kamen nicht mehr auf den Tanzboden. Sie aßen ihren Braten und ihre Würste, ließen sich danach Torten kommen, um das Mahl zu krönen, und schienen weiter gar keinen Wunsch mehr zu haben.

Seit dem Zusammenstoß auf dem Tanzboden war ungefähr eine Stunde verflossen. In einer Pause kamen die drei, welche den Kasper mit Kathrine vertrieben hatten, wieder zusammen, und der Lümmel rief: „Es läßt sich keiner mehr sehen von den Menschen!" Und mit großartiger Verachtung setzte er hinzu: „Es sind doch rechte Lumpenkerle!"

Mit einer Anspielung auf den Spitznamen eines Dorfes bemerkte der Spöttische: „Sie riechen eben den Braten — wie die von Krauthausen!"

„Ja, ja!" versetzte der Vetter lachend, „das ist auch jetzt keine Kunst!"

„'s ist doch eine Schand'!" rief der Lümmel unmuthsvoll. „Wenn mir das passirt wär'," fuhr er grandios fort, „und ich wär' ganz allein, ich thät' Händel anfangen mit einer ganzen Stub' voll — und nachgeben thät' ich nicht, und wenn sie mich todtschlügen! Dann erst recht nicht! Das Donnerwetter gleich! Mich nicht vorsingen lassen und mir das Maul ver-

bieten — ſo einen Hundskerl, den fräß' ich auf einem Schub Kraut!"

„Nu, nu," verſetzte der Spöttiſche, indem er ihn lachend von der Seite anſah. Nach einer Weile ſagte er: „Aber die Burſche kommen allerdings ein wenig zu gut weg! Ich hätt' gedacht, ſie rieſkirten's wenigſtens noch einmal — und es gäb' dann ein Bischen was." Er ſchwang die rechte Fauſt mit anmuthiger Geberdenſprache.

Der Vetter ſchmunzelte beipflichtend. „Aber warum," verſetzte er dann, „gehen wir nicht zu ihnen, wenn ſie nicht zu uns kommen?"

„Recht haſt!" rief der Lümmel mit dem Kopfe emporfahrend, wie einer, dem man unvermuthet ein Licht aufgeſteckt hat. „Wir wollen hinaus und ſie kranzſatiren, die Hoſen—! Kommt!"

Rüſtig ſchritten ſie auf die Thür los.

„Wo geht ihr hin?" rief's aus einer Gruppe der Ihren.

„Wir wollen den Kapper und ſeine Kameraden uhzen (aufziehen)! Kommt mit!"

Noch fünfe ſchloſſen ſich an.

Unſere Leute verſahen ſich eines ſolchen Beſuches nicht im geringſten. Sie waren mit Wein und Torten nahezu fertig, und die Burſche dachten ſchon daran, ſich die Zeche machen zu laſſen — ſie waren vergnügt, und nicht am wenigſten mochte dazu der Gedanke beigetragen haben, daß ſie bald jedem Bereich der Anfechtung und der Kränkung entgangen ſein würden: da ſahen ſie ihre Gegner auf ſich loskommen! Ueber ihre Ab-

sichten konnte kein Zweifel sein. Die Gesichter schimmerten in dem Glanze jener Unverschämtheit, die sich unwiderstehlich weiß und darum gesonnen ist, sich durchaus keinen Zwang anzulegen. Die drei voran, die fünfe hinterdrein, traten sie zur Tafel, und der Spöttische begann: „Nun, Kasper, schmeckt dir das Essen? Freut mich! Von Herzen! Ich hab' wirklich gefürchtet, durch den Verdruß, den du auf dem Tanzboden gehabt hast, wäre dir der Appetit verdorben!"

Unsere Gesellschaft schaute auf den Haufen mit den dumpfen Sinnen der Bestürzung; Kasper in Grimm und Verlegenheit wurde brennend roth. Was sollte er darauf sagen? Welche unter den möglichen Antworten sollte er wählen? Eine nur schien darauf passend zu sein; aber dann begann die Schlägerei sogleich — und es fragte sich doch — — Er kam nicht zum Entschluß — und schwieg.

Der Lümmel ließ seine Blicke auf den Verblüfften herumgehen und weidete sich inniglich an der Tortur, die er auf den Gesichtern wahrnahm. Mit jener Plumpheit, welche über Ironie erhaben ist und immer grade zur Sache geht, rief er: „Warum ist denn keiner von euch mehr hinausgekommen zum Tanz? Ich hätt' doch geglaubt, ihr hättet ein Bischen mehr Courage! So leicht, das muß ich schon sagen, hab' ich nicht geglaubt, daß ihr's uns machen thätet!" Und wie von einem unwillkürlichen Ekel erfaßt, setzte er hinzu: „Pfui Teufel!"

Kasper schien endlich die richtige Antwort gefunden zu haben. „Ihr habt heute gut unverschämt sein," entgegnete er;

„von euch iſt das ganze Dorf hier — wir ſind nur Wenige — zufällig Wenige —"

„Und dieſe Wenigen," fiel der Spöttiſche ein, „ſind noch dazu diejenigen, die am wenigſten Schneid' haben!"

Kasper zitterte vor Wuth. „Ich nehm's mit jedem auf von euch!" ſchrie er, indem er heftig aufſtand. „Laßt einmal einen herkommen — den Stärkſten von euch, wenn ihr wollt — ich mach's mit ihm aus!"

Die Burſche lachten — mit kränkendem Vergnügen. Einer vom zweiten Glied rief mit einer gewiſſen Freundſchaft im Ton: „Laß gut ſein, Kasper! Da thäteſt du auch nichts gewinnen! Jeder von uns bricht dich zuſammen!"

„Das mein' ich auch," rief der Lümmel, im Hochgefühl ſeiner Knochen, während er auf die geſchmeidige Figur des Gegners einen verachtungsvollen Blick warf.

„Der G'ſcheite gibt nach," fuhr der Spöttiſche fort, „und ihr," fügte er hinzu, indem er ſeine Augen auf der Geſellſchaft herumgehen ließ, „ihr ſeid geſcheit alle mit einander! Die einzige Perſon, welcher ich nicht ganz trau, iſt die Kathrine. Die wenn ein Mannsbild wär', ich glaub', da könnten wir jetzt die Füß' in die Händ' nehmen und davonlaufen!"

„Ja," rief Kathrine mit zornfeuchten, blitzenden Augen und unwillkürlich ſich ballender Fauſt, „ich wenn ein Mannsbild wär', ich wüßt' jetzt, was ich thät'!"

Heinrich hatte ſich ſchon vor dieſer Antwort erhoben; er ſtand mit bebendem Mund, aber mit einer verhältnißmäßigen Ruhe. In der erſten jähen Betroffenheit, und weil Kasper der

Angeſprochene war, hatte er dieſem das Wort gelaſſen. Jetzt, nachdem der Kamerad ſo wenig ausgerichtet hatte, mußte er für die Geſellſchaft eintreten, dazu war er entſchloſſen. Im Gefühle ſeines Rechtes und ſeiner Stellung als der Vornehmſte unter den Seinen rief er mit ebenſoviel Zorn als Würde: „Schämt euch! Es iſt eine Schand', daß ihr hier über uns herfallen wollt, zwanzig gegen fünfe. Wenn ihr Ehr' im Leibe hättet, dann würret ihr ſagen: grad heut' mögen wir nicht — wir wollen warten, bis wir gleicher ſind! Aber ihr habt keine Ehr' im Leib' —"

Weiter kam er nicht. Die feindlichen Burſche brüllten wie Stiere und dranzen gegen ihn, der mit Kathrine auf der andern Seite der Tafel ſaß, vor. „Noch einmal ſag' das," ſchrie der Lümmel, ſeine Fauſt erhebend, „und ich ſchlag' dich tort!"

Die Kameraden Heinrich's waren alle aufgeſprungen, entſchloſſen zur Abwehr; die Mädchen ſtanden hinter ihnen, Kathrine bei Heinrich. Dieſer ſtreckte eine raſch ergriffene zinnerne „Kante" (Bierkanne) gegen den Lümmel und ſchrie: „Nur zu, Kerl — nur zu!"

Da erſcholl noch ein Wort der Vergleichung. Jener verhältnißmäßig Gutmüthige unter den Gegnern, ein Bauernſohn, dem unſer Burſche wirklich leid that, rief: „Heiner, die Kant' weg! Wir wollen euch nichts thun! Deßwegen ſind wir nicht gekommen! Aber ſchimpfen darfſt du nicht mehr und die Kant' mußt du hinſetzen! — Thu's," fuhr er mit beginnendem Unwillen fort, als der Burſche zauderte, „thu's gleich, ich rath's

dir! Wenn du den Hoffärtigen spielst und uns 'rausforderst, dann steh' ich für nichts mehr!"

Der entstandene Lärm hatte rasch die volle Zahl der feindlichen Bursche vom Tanzboden und der Nebenstube hergeführt. Ein wildes Schreien, ein drohendes Toſen erfüllte die Stube. Die Uebermacht der Angreifer erschien furchtbar. Jacob, der Heinrich am nächsten stand, faßte diesen beim Arm und rief mit dringendem Flüstern: „Gib nach! Es hilft nichts! Der Kächele meint's gut!"

Heinrich, erschüttert, ließ den Arm mit der Kanne sinken.

Die Gesichter der voranstehenden Gegner erhellten sich glorreich. „So," rief der Spöttische, der neben dem Lümmel stand, glänzend von Bosheit, „hübsch vernünftig sein und Frieden halten — dann kommt man mit graden Gliedern nach Hause!"

Der Lümmel strahlte in einem Stolz, und um sein breites Maul spielte ein Triumphgrinsen, daß bei seinem Anblick auch einem Unbetheiligten die Hand gejuckt hätte. Mit einer Vernehmheit, welche man Herablassung in reheſter Gestalt nennen konnte — mit einer gewissen stupiden Gutmüthigkeit, nämlich ohne eine Ahnung von dem tödtlich Beleidigenden in seinen Worten, rief er: „Ihr seid Esel, wenn ihr Händel anfangen wollt! Wir haben euch nur einen kleinen Schimpf anthun wollen, weiter nichts! Schlagen haben wir euch gar nicht wollen! Und wenn ihr nun ruhig und still seid, dann könnt ihr hier sitzen und euer Mahl verzehren, ohne daß man euch was thut! Daß ihr gegen uns nur ein miserabler Haufe seid, das sehen wir selber. Wir haben uns blos einen Spaß machen

wollen; den haben wir jetzt gehabt — und nun könnt ihr euch meinetwegen wieder erholen von eurem Schrecken!"

Die Lippen Heinrich's wurden bleich vor Wuth; aber die Hand des Entschlußlosen ruhte. Die Augen der Kathrine füllten sich mit Thränen. Die Fäuste geballt, mit erstickter Stimme rief sie: „Schrecklich! Schrecklich! Sich das gefallen lassen müssen! Das anhören müssen und nichts machen können! O ich möcht' in die Erde versinken!"

Ein Geräusch von der Thür her machte sie aufschauen. „Ha!" rief sie, indem ein Strahl wie ein Blitz über ihre Züge ging. Mit schauernder Stimme setzte sie hinzu: „Gott sei Dank!"

VI.

Auch die Blicke Anderer hatten die Richtung auf die Thür genommen und ihre Gesichter verriethen denselben plötzlich erhaltenen Eindruck. Die Gestalt des schwarzen Hans war durch sie in die Stube getreten.

Der Bursch hatte die Fischotterkappe auf dem rechten Ohr sitzen und die Ulmer Tabakspfeife in der Hand. Den Aufruhr wahrnehmend, rief er mit scharfer Stimme: „Heda! Was gibt's hier?"

Der Klang dieser Stimme, der Zuruf des allgemein Gekannten und Gefürchteten übte eine magische Wirkung. Die Mienen der Leute von seinem Dorf hellten sich im Moment auf, die der Gegner verdüsterten sich. Dieselben Burschen, die noch vor einem Augenblick die verkörperte Hoffart und Anmaßung gewesen waren, traten jetzt betroffen, erschreckt, einen Schritt zurück.

Hans erblickte die Gesellschaft an der Tafel, erkannte die Gegner und errieth die Lage der Dinge sogleich. Von den letz-

teren war nur der Lümmel trotzend stehen geblieben. Hans, auf die Tafel zuschreitend, rief mit dem Ton eines Herrschers: „Platz da!“ schob den Burschen auf die Seite und trat mit gefurchter Stirn zu den Seinen. „Was ist hier los gewesen!“ rief er.

„Hans,“ rief Kathrine, bebend vor Aufregung, „wir sind gekränkt worden — es ist gar nicht zu sagen, wie!“ In wenigen Worten theilte sie ihm die Beleidigungen mit.

Der Zorn, den unser Dorf-Heros hierauf an den Tag legte, hätte vielleicht auch andere als Bauernbursche erschreckt. Er stampfte den Boden, daß er zu brechen drohte, seine dunklen Augen schossen Blitze auf den Haufen, der ein paar Schritte vor ihm stand, und wilddrohend streckte er die geballten Fäuste gegen sie. „Was!“ rief er mit wuthblassen Lippen, „das habt ihr euch herausgenommen? Ihr gegen uns? Hört jetzt, was ich euch sag'! Wenn einer von euch gegen einen von uns nur noch muckt, dann kann er seine arme Seel' bereit machen! Lebendig kommt er nicht mehr aus diesem Hause heraus! Merkt euch das! Ihr wißt, daß ich mein Wort halt'!“

Der unbedingte Muth hat unter allen Umständen eine dämonische Gewalt. Wer ihn besitzt, der hat nicht nur selber das Gefühl einer Art von Allmacht, sondern flößt es auch andern ein. Er selber glaubt, daß ihm nichts widerstehen könne, und die andern fürchten es; und während er selber alles wagt, sorgen die andern dafür, daß ihm alles durchgehe.

Hier kam freilich noch etwas hinzu. Hans galt nicht nur

für einen Menſchen, der im Zorn einen niederſtoßen konnte, ſondern man hatte von ihm auch die Meinung, daß er keine Beleidigung ungerächt laſſe. Der Burſche, der ihn angriff, hatte nicht nur einen Stich zu riskiren, ſondern er wußte auch, daß Hans, wenn er unter Umſtänden jetzt nichts erreichte, ſich ſpäter um ſo gründlicher bezahlt machen würde. Als Mittel dazu hatte er außer ſeinem Eiſenſtock und ſeinem Meſſer auch noch ſeine Büchſe; und wenn er Gelegenheit fand, auch dieſe zu gebrauchen, dann ließ er ſie nicht unbenützt. Nun kann der Bauernburſch gewöhnlichen Schlags, um ſeinen Kopf durchzuſetzen, es wol auf Hiebe, Beulen und auch Wunden ankommen laſſen; wenn aber das Leben ſelber aufs Spiel geſetzt werden ſoll, dann geht's ihm wie noch manchem andern Sterblichen auch: er wird ſtutzig. Hat ihm die Aufregung die nöthige Beſinnung gelaſſen, dann wird er ſie anwenden, um ſich ſo gut es geht aus der Affaire zu ziehen. Sein Ehrgefühl ſträubt ſich nicht länger mehr, Vernunft anzunehmen — er kämpft mit ſeiner Leidenſchaft — und er wird der Selbſtüberwindung fähig.

Die feindlichen Burſche waren noch immer vier gegen einen! Hätten ſie ſich über unſere Leute hergeſtürzt, ihr endlicher Sieg — trotz aller Thaten, die von Hans erwartet werden konnten — wäre nicht zweifelhaft geweſen. Allein ſie überlegten; in die dicken Schädel war durch das Erſcheinen des Gefährlichen nur ein Gedanke gekommen: aber dieſer eine reichte hin, die Seelen zu ſpalten und auf die Kraft der Unverſchämtheit ſeine entmannende Wirkung zu üben.

Sie ſtanden zürnend, entrüſtet — aber unentſchloſſen. Der

Zweifel hatte sie gelähmt. Hans beurtheilte sie richtig und wußte, wie weit er gehen konnte. Nachdem er eine zeitlang gewartet hatte, trat er einen Schritt gegen sie vor und rief: „Sind wir jetzt fertig mit einander oder nicht? Was wollt ihr? Warum steht ihr noch da? Wollt ihr hier Maulaffen feil haben? — Geht! Geht eurem Vergnügen nach und laßt jeden andern sich lustig machen, wie's ihm gefällt! Ich rath's euch" — setzte er mit funkelnden Augen hinzu — „und ich rath' euch gut!"

Seine Stimme hatte einen Klang, als ob er Herr über Leben und Tod wäre. Es war stark, was er den Burschen zumuthete, sehr stark, und es antwortete ihm auch ein drohendes Murren. Aber keine That folgte nach; die Entmuthigung siegte, und die feindliche Macht begann sich allmälig aufzulösen. Die hinten Stehenden, die von Anfang an nur das Interesse gehabt hatten, die Sache mit anzuschauen, und die sich jetzt unbeachtet sahen, verließen die Stube oder setzten sich wieder an ihre Tische an der entgegengesetzten Seite. Die mittleren und die vorderen rückten nach. Sie thaten das langsam und mit einer gewissen Manier: als ob sie die Geschichte satt hätten und gehen wollten, weil es ihnen so gefiel. Aber sie täuschten damit Niemanden, nicht einmal sich selber.

Die lächerlichste Figur unter allen spielte der Lümmel; und wer sich vorher über ihn geärgert hatte, der konnte jetzt wahres Vergnügen haben. Es kam ihn augenscheinlich furchtbar hart an, statt in Wonnen des Triumphs zu schwelgen, die Qual der Niederlage hinunterwürgen zu müssen. Die Brutalität bäumte

ſich in ihm; mit verzogenem Maul und giftigem Blick ſchaute er von der Seite auf den Hans. Aber die Sorge, die auf ſeine Seele gefallen war, drückte die Rachgier nieder, und der Grimm, der ſich in dem breiten Geſicht malte, erhielt einen unglaublich komiſchen Zuſatz durch die aufgetragenen Pinſelſtriche der Zaghaftigkeit. Seine Miene ſchien unſerm Burſchen ſagen zu wollen: „Dich kennt man! Du biſt jeder Schandthat fähig! Dir muß man aus dem Weg gehen! Aber warte nur!“ Der Mund ſprach indeß weder dieſe Worte, noch bildete er überhaupt articulirte Laute: mit einem drohenden Grunzen wendete der endlich Alleinſtehende ſich um und folgte ſeinen Kameraden in die Nebenſtube.

Die Scene hatte ſich in kurzer Zeit gänzlich verändert. Die Geſichter unſerer Leute an der Tafel drückten tiefe Zufriedenheit aus; die Mädchen glänzten vor Luſt, die Burſche ſchmunzelten glorios. Was ſie betrifft, ſo hatte allerdings der einzige Hans vermocht, was ſie zuſammen nicht vermocht hatten — und das hätte einige Eiferſucht in ihnen erregen müſſen: aber der Hans war vom Dorf, er war der Ihre: ſie ſelber hatten geſiegt durch ihn! — Unvermerkt geſellte ſich nur zu der Genugthuung Heinrich's ein dumpfes Bedenken. Seine Züge wurden ernſter, eine Art Verlegenheit malte ſich in ihnen. Aber gegen dieſes ſtörende Gefühl kämpfte ſeine gute Natur; er vermochte es niederzuhalten und ſeine Miene zu denen der anderen zu ſtimmen. Das Vergnügen war nahezu allgemein: auch alle unbetheiligten Zuſchauer in der Stube waren davon ergriffen. Man weidete ſich an der Demüthigung, welche der

Anmaßung widerfahren war; man gab ſich dem Genuß der Schadenfreude hin — man triumphirte mit den Triumphirenden! Die Lächerlichkeit, womit ſich zuguterletzt noch der Lümmel bedeckte, ergötzte nicht nur Männer und Weiber aus andern Dörfern, auch einige Burſche von ſeinem eigenen Dorfe konnten ſich einer innigen Zufriedenheit nicht erwehren. Hervorragende Verdienſte erwecken freilich Neid, welcher ſich dann bei ſolchen Gelegenheiten Luft zu machen pflegt.

Der Held des Tages ſtand nach ſeinem Triumph mit gerechtem Stolz in der Mitte der Seinen. Seine Aufregung hatte ſich gelegt — ruhig ſchaute er umher und lächelte. Es war das Lächeln der Ueberlegenheit, durch eine gewiſſe Schelmerei verſchönt — jenes Lächeln, das dem Sieger geziemt und das auf die Bewunderer den angenehmſten Eindruck macht.

Seine Seele war grundvergnügt. „Niclas,“ rief er einem alten Aufwärter zu, der dienſteifrig herbeikam, „eine Flaſche Wein auf den Schrecken!“ Der Aufwärter eilte hinweg — alle ſetzten ſich an die Tafel.

Mit einem Lächeln der Dankbarkeit, mit einem Blicke wirklicher Achtung bot Heinrich dem Helfer ſein gefülltes Glas. „Trink, Hans!“ rief er. „Du biſt ein Burſch', wie's keinen zweiten mehr gibt! Und wahrhaftig, du biſt zur rechten Zeit gekommen!“

Kathrine an ſeiner Seite nickte bedeutſam. „Ja, das iſt er!“ ſagte ſie. „Keine Minute hätt' er länger ausbleiben dürfen.“

Hans betrachtete ſie, nahm das Glas und rief: „Auf's Wohl!“ Er trank es aus, ſtellte es Heinrich zurück und ſagte:

„Ich hab' keine Ahnung davon gehabt, in was ich da hineinkomm'! In der Bergergaſſ' hab' ich gehört, es wären Leute von uns in dieſem Wirthshaus — da wollt' ich auch her. Wie ich an die Stieg' komm', da erzählt einer, es gäb' droben Händel; aber nicht wer, nicht wie. Daß meine Leut' in Noth wären, das hab' ich mir nicht denken können; aber gefreut hat's mich dann, daß ich dazugekommen bin — mordmäßig."

Der Aufwärter erſchien mit der Flaſche; Hans ſchenkte ein und bot den Mädchen zu trinken. Dieſe nippten, etwas mehr als gewöhnlich, und als das Glas wieder an ihn zurückgekommen war, ergriff Kasper das ſeine und rief: „Hans, du ſollſt leben! Du haſt dich heut' aufgeführt wie ein Held! 's iſt ſchade, daß du nicht Soldat geworden biſt, du thät'ſt General werden!" Lächelnd ſtießen die Burſche an und leerten die Gläſer.

Kasper, im Siege ſchwelgend, fuhr fort: „Die Kerle haben ſich heut' rächen wollen, weil ihnen damals auf der Hochzeit ihr Spruz nicht durchgegangen iſt. Wie unverſchämt ſie geweſen ſind, das glaubſt du gar nicht. Aber jetzt ſind ſie heimgeſchickt, daß ſie ſich ſchämen müſſen, ſo lange ſie leben!"

Kathrine ſaß mit einem eignen Ausdruck. „Freilich", bemerkte ſie, „hätten ſie auch nicht geglaubt, daß ein Einziger der Sach' eine andere Geſtalt' geben könnt'!"

Auf dieſe unverholene Anerkennung hin heftete Hans einen innigfrohen Blick auf ſie. Er war indeß kein Prahler; nicht ohne eine natürliche Anmuth, mit dem entſprechenden Ernſt im

Hintergrunde, ſagte er die Wahrheit. „Sie fürchten mich, die guten Geſellen! Und — ſie haben nicht Unrecht!“

Ein Schweigen folgte, indem jedes ſeinen Gedanken hatte. Kathrine ſprach den ihrigen aus. „Zuweilen,“ ſagte ſie, „hat's doch auch ſein Gutes, wenn man ſich vor einem fürchtet!“

„Ja, ja,“ verſetzte Mathes vergnügt: „Alles hat ſein Gut's in der Welt — und kein Menſch kann vorher wiſſen, was ihm noch alles zum Nutzen ſein kann!“

Die Geſellſchaft, die ihn verſtand, lachte.

Hans hatte ſo Manches auf dem Gewiſſen — jedes am Tiſche hatte ſchon beſondere und allgemeine Anklagen gegen ihn gerichtet. Aber jetzt war Alles vergeſſen: man ſah nur die Kraft und den Sieg und alle waren beſtrebt, dem Helden etwas Angenehmes zu erweiſen, wär's auch nur durch freundliches Zunicken. Mit Recht wird in aller Welt Geſchichten der Muth geprieſen! Er iſt und bleibt eine der mächtigſten, überwältigendſten Eigenſchaften des Menſchen und erzwingt Achtung in jeder Erſcheinung.

Vom Tanzboden her klangen auf einmal Clarinette und Geige, die Muſikanten hatten ihre Mahlzeit einzenommen, und die Luſtbarkeit fing wieder an. Hans ſtand auf. „Heinrich,“ ſagte er, „darf ich mit meinem Bäschen einige Reihen tanzen?“

„So viel du willſt!“ entgegnete Heinrich mit Würde. Des Mädchens Züge hatten ſich flüchtig geröthet. Sie trat vor, gab dem Burſchen die Hand, und ſie gingen hinaus.

Hans, indem er Kathrine zum Tanz führte, hatte verſchie-

rene Zwecke. Einer davon, und zwar der nächste war, seinen Sieg über die Gegner dadurch zu vollenden.

Den Walzer, der schon im Gange war, machte er nicht mehr mit: er blieb an der Seite stehen, betrachtete sich die Paare und sah mit Vergnügen mehrere aus dem feindlichen Dorfe darunter. Nachdem der Reihen vorbei war, trat er mit Kathrine vor die Musikanten, machte sie durch einen Wink aufmerksam und sang mit kräftiger, wohllautender Stimme ein Lied. Der einfache Sinn der Vierzeilen war, daß der Bursch, wenn er ein rechter Bursch sein wolle, „Courage haben müsse wie der Teufel". Die Musikanten, welche von der Sachlage genaue Kunde hatten und den Hans, wenn er bei Geige war, als sehr splendid kannten, strichen und bliesen mit wohlgefälligen Mienen aufs eifrigste.

Unser Paar tanzte zuerst, und wer die männliche Vornehmheit des Burschen und die Schönheit des erregten Mädchens betrachtete, der mußte sich sagen, daß es von allen das hervorstechendste sei. Ein alter Musikant, während er die beiden so stolz und schön sich drehen sah, hatte sogar den Gedanken des Hans. „Diese zwei Leute," sagte er sich, „passen zusammen, als wenn sie für einander gegossen wären!"

Und behaglich seine Baßgeige streichend, setzte er hinzu: „In unserm Ries kommt doch manchmal noch was recht Feines zum Vorschein, wenn's gut geht!"

Drei Lieder wollte unser Bursche singen. Das zweite pries das Jägerleben und handelte von der Freude des Treffens. Beim Vortrag desselben erhellten sich einige Gesichter schlau.

Was vom Jäger galt, das galt auch vom Wilrschützen — und dieser hatte eigentlich das schärfere Vergnügen. — Der alte Musikant betrachtete ihn und sagte sich: „Der hat wieder eine Extra-Einnahme gehabt — und wird heut' besser zahlen als der reichste Bauernbursch! Bravo!"

Das dritte Lied sprach die uralte Wahrheit aus, daß dem Burschen, der von allen der stärkste und keckste sei, auch das schönste Mädchen gebühre. Hans trug die Reime, die im Gau bekannt und schon von Vielen gesungen waren, ungezwungen vor, man brauchte darum nichts Besonderes herauszuhören. Die Brust seiner Tänzerin kam dennoch in Bewegung. Wenn sie aber in dem Liede etwas Absichtliches fühlen mochte, so nahm sie es jedenfalls nicht übel.

Als nach getanztem Reihen unser Paar gegen die Musikanten herankam, rief der Alte: „Hans, du bist doch immer der vornehmste Tänzer und Sänger! Es ist eine Freude, dir zuzusehen! Du hast dich nur in der letzten Zeit rar gemacht — ich hab' fast schon gefürchtet, du hast's ganz aufgegeben!"

Der Bursche mit einem leichten Achselzucken erwiderte: „Man muß die jungen Leute auch drankommen lassen!"

„Bah," entgegnete die alte Rothnase, „du wirst dich doch nicht zu den Alten rechnen?"

„So frisch," erwiderte der Bursche mit Humor und nicht ohne Absicht, „so toll wie vor Zeiten bin ich nimmer! Ich hab' keine solche Freud' mehr an der Narrheit — und ich glaub', die Zeit ist nimmer weit, wo ich mich bekehren werd'."

Der Baßgeiger mit einem Gesicht, welches die Atmo-

ſphäre zahlloſer Tanzſtuben lederbraun gebeizt hatte, lachte herzlich.

Hans mit Laune fuhr fort: „Für jetzt wenigſtens mögen euch andere was vorſingen. Ich hab' meine Luſt gebüßt!“ Er nickte und ging mit Kathrine weiter.

Der eine ſeiner Zwecke war erreicht. Die Ehre des Dorfes war auch in dieſem Punkte glänzend gewahrt.

Als man ſah, daß der ſchwarze Hans auf das Vorſingen verzichtete, ließ ſich keck und friſch eine andere Stimme hören. Und welche? Die unſeres Freundes Kasper.

Der wackre Burſche hatte ſeine „Schwarzbraune“ zum Tanz geführt und war nun glücklich, dem Hans durch die geöffnete Breſche nachſchreiten und den vorhin ſo frech unterbrochenen Walzer unbeanſtandet zum Beſten geben zu können. Das Selbſtgefühl und die Sicherheit, womit er dies that, war auffallend. Hans und Kathrine ſahen ſich an und lächelten. In dem Blicke des Mädchens lag alle Anerkennung für den, welcher die Bahn gebrochen und dem guten Geſellen die Möglichkeit verſchafft hatte, die Scharte ſeiner Ehre ſo ſchön wieder auszuwetzen.

Zwiſchen den beiden Leuten hatte ſich unvermerkt ein großes wechſelſeitiges Vertrauen hergeſtellt. Im folgenden Herumgehen ſagte Kathrine: „Du glaubſt gar nicht, Hans, wie froh ich geweſen bin, als ich dich heut' geſehen hab'! Ich bin nun einmal ſo, unrecht kann ich mir nicht thun laſſen. Ich war ſo zornig — ich hätte die Kerle todtſchlagen können! Wenn du nicht gekommen wärſt, die Wuth hätte mich umgebracht!“

Hans vernahm dies mit tiefem Wohlgefühl. Aber er hielt an ſich und erwiderte mit Ruhe: „Es freut mich, Kathrine, daß ich dir einen Gefallen hab' thun können!“ Und lächelnd ſetzte er hinzu: „Bin ich doch auch noch zu was gut geweſen auf der Welt!“

Kathrine machte eine ſeltſame Miene. „Du wärſt noch zu gar viel gut,“ entgegnete ſie, „wenn du wollteſt!“

Hans zuckte die Achſeln. „Wir wollen halt ſehen!“ verſetzte er und trat zum Tanz an.

Als dieſer geendet war und die Paare wieder gingen, warf der Burſche einen Blick in den Winkel am Fenſter — und zog die Augenbrauen zuſammen.

Wir haben erwähnt, daß er bei ſeinem Eintritt in den Saal mehrere Burſche des feindlichen Dorfes unter den Tänzern erblickte. Ohne es auffällig zu machen, hatte er ſeine Augen ſowohl auf ihnen als auf etlichen ihrer Kameraden, die ab- und zugingen; keinem konnte er etwas Gefährliches anſehen. Jetzt bemerkte er aber etwa zehn der Burſche in lebhaft flüſterndem Geſpräch. Es waren die drei Anführer darunter, man ſprach mit Leidenſchaft — Hans konnte rathen worüber. Auch Kathrine ward aufmerkſam. Sie ſchaute ihren Tänzer an und richtete ihren Blick vielſagend auf den Haufen. „Es wurmt ſie,“ bemerkte Hans, „der Hochmuth ſticht ſie wieder, und ſie halten einen Rath!“

„Wenn ſie nun wieder anfangen?“ entgegnete ſie mit beſorgtem Blick.

Der Burſche richtete den Kopf in die Höhe und aus ſeinen

Augen ging ein wilder Blick. „Ich wollt's Keinem rathen!“ verſetzte er, indem er die Hand ans Meſſer legte.

Die Stimmen in der Ecke wurden lauter. Es drangen Schimpfworte, Ausrufe des Zornes und grimmiger Erboſung her. Das lauſchende Paar hörte, daß der Vetter des Lümmels am heftigſten ſprach. Plötzlich rief ihm der ſchon öfter erwähnte beſonnene Bauernſohn flüſternd, aber deutlich hörbar zu: „Nun, Steffel — willſt du der Katz' die Schell' anhängen?“

Eine Stille folgte. Der ſtämmige Kerl ſchwieg; ſein Gegner zuckte die Achſel. Die Friedenspartei hatte geſiegt und der Knäuel begann ſich wieder abzuwickeln.

Kathrine, einer großen Laſt entladen, bewegt, glücklich, drückte ihrem Tänzer die Hand. Dieſer, den Druck erwidernd, ſah ſie mit freudigem Selbſtgefühl und glänzenden Augen an.

„Sie geben's wieder auf!“ rief das Mädchen.

Hans mit ſtolzem Bewußtſein verſetzte: „Sie thun wohl daran.“

Nachdem er noch zwei Reihen mitgemacht hatte, führte er Kathrine in die Stube zurück. In ihren Geſichtern ſchimmerte bei einem gewiſſen Ernſt ſo viel innere Genugthuung und Vergnügen, daß ſie dadurch auffielen. Heinrich, nachdem er einen Blick auf ſie geworfen, ſtand betroffen und ein Schatten ging über ſeine Züge. Was aber ſein Gefühl ſein mochte, er unterdrückte es und ſprach ſeine Freude darüber aus, daß es ſo gut gegangen ſei, wie ſie ſagten.

Alle ſetzten ſich wieder an der Tafel zuſammen. Der Sieg im Vorſingen wurde nicht mit dem wenigſten Vergnügen und Selbſtgefühl beſprochen. Kasper ſah faſt aus, als ob er ihn erfochten hätte. Jedenfalls hob er hervor, daß bei ſeinem Singen die Kerle in ſeiner Nähe dumme Geſichter gemacht, aber ſonſt nicht gemuckt hätten.

So lang zur Meßzeit der Tag iſt — endlich nahm doch auch der heutige ein Ende, und die Mädchen mahnten zur Heimkehr. Die Burſche ließen ſich die Zeche machen und zahlten. Nachdem ſonſt alle aufgeſtanden waren, blieb Hans auf ſeinem Stuhle ſitzen. „Gehſt du nicht mit uns heim?“ fragte Kasper.

„Es iſt mir noch zu früh,“ verſetzte der Burſche mit Humor.

„Du willſt noch bleiben?“ rief Kathrine mit einem Blicke des Erſtaunens und der Sorge. „Allein?“

„Mir,“ erwiderte der Burſche, „thut Niemand was — und wenn ich allein bin, am allerwenigſten! — Kommt gut nach Haus mit einander!“

Die Paare verabſchiedeten ſich. Hans ließ ſich noch eine Flaſche Wein kommen und trank ihn behaglich. Wie er mehrere Burſche des feindlichen Dorfes ganz ehrbar an ſich vorübergehen ſah, als ob er gar nicht mehr da wäre, lächelte er. Dann ſagte er zu ſich ſelbſt: „Der Kasper hat nicht Unrecht! Soldat ſollt' ich ſein — da könnt' ich's zu was bringen! Ich hab' mir das ſchon ſelber gedacht — und es iſt nicht zu

ſpät dazu! — Aber jetzt geht's nicht — jetzt muß ich im Dorf bleiben!"

Nachdem er die Flaſche geleert hatte, zahlte er die Muſikanten — wie der Alte mit ſchlauem Doppelſinn bemerkte — „fürſtlich", und machte ſich allein auf den Heimweg. Er war in ſeiner tiefſten Seele vergnügt und mit dem Tage vollkommen zufrieden.

VII.

Eine Lustbarkeit wie die am Bauernsonntag gibt in den Familien der Heimgekehrten noch wochenlang zu reden, wenn sich auch nichts Besonderes dabei ereignet; umsomehr, wenn Scenen dabei vorfallen, wie auf der diesjährigen. Das Benehmen der verschiedenen Theilhaber wurde zu Haus einer sehr scharfen Kritik unterzogen. Die Bursche, die dem Hans gewichen waren, mußten von den Ihrigen, auch von ihren Mädchen, die übelsten Dinge anhören; und alle Gründe, die sie zu ihrer Entschuldigung vorbrachten, retteten sie nicht vor geringschätzigen Reden und höhnenden Gesichtern. Aber auch diejenigen, die des Schutzes bedurft hatten, gingen nicht leer aus. Man spottete über sie verhältnißmäßig gelinder, aber immer noch so, daß sie nur mit beschämtem, verlegenem Lächeln antworten konnten. Der Held, wenn nicht des ganzen Gaues, so doch des untern Rieses, war und blieb der siegreiche Hans. Die Mädchen priesen ihn ihren Liebhabern ins Angesicht. Sie sagten, allerdings wär' es ein gefährlicher Mensch und er habe schon viel Schlimmes angestiftet, aber Courage habe er mehr

als die andern zusammengenommen. Und das sei eben doch eine schöne Sache — und sie möchten sich anstellen wie sie wollten, sie könnten ihm nicht böse sein. — Ja, eine und die andere ging so weit, zu erklären: sie begreife am End' die Mädchen, die ihm aufgehorcht hätten, trotzdem daß sie vorher gewußt, wie es ihnen ergehen würde.

Gleich am andern Morgen hatte Kathrine mit ihrer Mutter eine längere Unterredung. Die Alte fragte ahnungslos, ob sie recht lustig gewesen sei: und Kathrine mußte bekennen, daß es sich hier nicht blos um Vergnügen gehandelt habe. Sie erzählte, was geschehen war, mit einer gewissen ernsten Ruhe und — mit Vorsicht. Aber die Hörerin schüttelte den Kopf gleichwol mit schwerem Bedenken. „Daß doch immer wieder," sagte sie mit einem Ton des Verdrusses und der Sorge, „dieser Mensch dazwischenkommen muß!"

„Aber bei der Gelegenheit," wagte die Tochter zu bemerken, „ist ihm doch kein Vorwurf zu machen!"

„Um so schlimmer!" murmelte die Alte.

Kathrine schwieg. Dann sagte sie: „Mutter, wenn du dabei gewesen wärst, dann hättest du dich selber gefreut, wie er gekommen ist! Es ist schrecklich, wenn man sich etwas gefallen lassen muß! Und unsere Leute haben sich nimmer helfen können, sie wären verloren gewesen! Da tritt der Hans herein — und auf einmal ist's wie umgekehrt!"

„Ja, ja," sagte die Alte, „das kann er, weil er sich aus nichts was macht. Aber," setzte sie bedeutsam hinzu, „der thut nichts umsonst!"

Die Züge der Tochter drückten Mißbilligung aus. „Du thust ihm Unrecht," versetzte sie. „Er hat gar nichts daraus gemacht, wie's vorbei gewesen ist. Er hat gar keinen Stolz gehabt und sich gegen keines von uns was drauf zugute gethan. Ich muß schon sagen, sein Benehmen nachher hat mir grad noch am besten gefallen!"

„Sieh, sieh!" rief die Schreinerin. „Nun, einen Vortheil hat er jetzt doch schon davon gehabt."

Kathrine sah sie fragend an.

„Daß du seine Partei nimmst," fuhr die Mutter fort. „Daß du jetzt nichts mehr gegen ihn hast!"

Die Tochter erröthete. Dann sagte sie: „Ich vergess' durchaus nicht, was man ihm mit Recht vorwerfen kann!"

„Aber du machst dir nichts mehr daraus!" rief die Mutter. Und nach einem scharfen Blick auf sie fuhr sie fort: „Mädchen, Mädchen, nimm dich in Acht! Ich rathe dir, halte dich von diesem Menschen zurück! Wenn du nicht auf deiner Hut bist, dann sag' ich dir, es geht dir wie den andern!"

Ein Unwille malte sich auf Kathrine's Gesicht. „Geh'!" rief sie, „wie kannst du so etwas von deiner Tochter glauben!"

„Ich warne dich!" versetzte die Alte. „Und das ist meine Schuldigkeit. Dieser Mensch sieht sich überall nach den Saubersten um; und daß du ihm gefällst, das hab' ich schon aus seinen Reden abnehmen können, wie er dir das erstemal begegnet ist. Und grad weil du schon versehen bist, wird er nach dir trachten wollen. Denn das ist seine Art, und das erstemal wär's nicht, daß es ihm durchginge!"

„Du machst ihn gar zu schlecht!“ rief Kathrine.

„Ich mach' ihn nicht schlechter als er ist! Gegen die Weibsbilder ist er jeder Schandthat fähig!“

Kathrine wurde ungeduldig. „Nun,“ rief sie, „wenn Andere so dumm sind, sich von ihm anlügen zu lassen, dann mögen sie's thun und ihr Unglück haben! Ich bin's nicht!“

„Ich hoff's!“ entgegnete die Alte mit Nachdruck. „Ich hoff', du bist zu gescheit dazu! Aber nimm deinen Verstand zusammen, Mädle, und behaupte deinen Charakter! Die Geschichte von gestern hätt' nicht passiren sollen — um Alles in der Welt nicht! Was hat denn der Heinrich für ein Gesicht dazu gemacht?“

„Es ist ihm auch lieb gewesen,“ erwiderte Kathrine, „daß der Hans gekommen ist. Später ist's mir allerdings vorgekommen, als ob er sinnirte“ (in Gedanken stünde).

„Da hast du's!“ rief die Alte. „Ich gäb' viel drum, wenn du nicht nach Nördlingen gegangen wärst. Aber jetzt ist's geschehen — und jetzt laß' uns alle Sorge drauf wenden, daß es keine bösen Folgen hat!“

Kathrine war froh, als die Mutter nach diesen Worten aufstand und an eine Arbeit ging. Sie wünschte sich insbesondre Glück, daß sie ihr von dem zweiten Zusammentreffen mit Hans nichts gesagt hatte. Denn wenn sie erfahren hätte, was er sich da gegen sie herausgenommen, dann würde sie sich jetzt noch viel schwerer beruhigt haben. Und dennoch — sie hatte keinen Grund zur Sorge. In keiner Weise.

Das Mädchen erschien sich fest, und in diesem Bewußtsein

lebte sie weiter. Sie gab dem Hans seine Anerkennung, sie war ihm dankbar und sie mußte ihm zugestehen, daß er sich letzthin gegen sie durchaus schicklich benommen habe. Zu trauen war ihm aber freilich nicht, und seinen Versicherungen würde sie nicht Glauben schenken, und ein Verhältniß mit ihm würde sie nicht anfangen, auch wenn sie nicht schon mit Heinrich bekannt und einig wäre!

Auf diesen Beschluß ihrer Seele und seine wiederholte Bestätigung gründete sie ihre Sicherheit. Und arglos überließ sie sich nun ihren Gedanken, Empfindungen und Phantasien. Die Auftritte in Nördlingen traten wiederholt vor ihre Seele, und sie konnte sich nicht enthalten, mit Gefühlen der Freude und des Stolzes auf den Dorfburschen zu blicken, der mit Einem Schlag der Sache eine andere Wendung gegeben und der Schande und Qual, die sie empfunden, ein Ende gemacht hatte. Die Kränkungen, die sie erduldet hatte, so gerächt, die frechen Menschen so jämmerlich gedemüthigt zu sehen — es war eine süße Empfindung. Ihr Gedächtniß wiederholte genau, was er gethan und gesagt hatte, und wenn sie Alles zusammennahm — sie mochte nun urtheilen wie sie wollte — einen zweiten wie den Hans, in dieser Beziehung, gab's nicht im Ries! Sie hatte seine Fehler getadelt, sie hatte ihm die härtesten Dinge in's Gesicht gesagt: nun mußte sie auch seine guten Eigenschaften anerkennen, sonst that sie ihm Unrecht. Wenn sie, was er in der Stadt gethan hatte, ihm nicht zugute rechnete, dann handelte sie gewissenlos! Und das wäre sehr schwach von ihr gewesen und ganz gegen ihre Weise! Sie konnte auch wol

Alles gelten lassen an ihm, was gut war: sie wagte nichts dabei — denn sie wußte, was sie wollte.

Heinrich, der treue, zuverlässige Mensch, wurde ihr Mann. Er war kein Held, wie jener; aber im Vergleich mit seinen Kameraden hatte er sich doch noch am besten gehalten. Nicht Jedem ist es gegeben, Alles herauszufordern und Alles zu wagen. Dafür hatte Heinrich andere Tugenden — und solche, die einem Ehemann besser anstehen.

Die Arbeiten auf der Wiese, die jetzt begannen, gaben ihr Zeit und Einsamkeit, und so beschäftigte sie sich mit den zwei Personen, die sich ihr ins Herz geprägt hatten, wieder und wieder. Den Gefährlichen bewunderte sie, wie sie mußte — den Geliebten schätzte sie, wie er's verdiente. Sie machte sich dabei freilich nicht klar, daß sie zu jenem emporsah, und zuweilen mit pochendem Herzen — diesen hingegen von oben betrachtete, während ihre Seele ruhig blieb!

Der Tag in Nördlingen wurde vor allen dem guten, treuen Burschen verhängnißvoll: und das hatte noch einen andern Grund!

Wir erwähnten schon, daß Heinrich ein wohlgestellter, aber kleiner Bauer war. Sein Hof zählte an Morgen Landes nicht viel mehr, als eine gute Sölde, und das erleichterte ihm bei den Seinen die Verbindung mit der Tochter eines gutstehenden Handwerkers. Allein damit gehörte er immer noch zu dem höheren Stande der Bauern, und es gab unter diesen solche, die seinen Verkehr mit Söldnerskindern für eine Herabsetzung

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

anſahen. In unſerem Dorf hielten die jungen Bauern möglichſt zuſammen, und daß dieſes am Sonntag in jenem Nördlinger Wirthshauſe ſo ſchlecht vertreten war, hatte ſeinen Grund hauptſächlich darin, daß die vereinten Bauernſöhne ein anderes, vornehmeres mit ihrer Gegenwart zu beehren für gut gefunden hatten. Dieſe Partei nun richtete die Ereigniſſe in der Stadt nicht nur am ſtrengſten, ſondern ihr Kritik nahm insbeſondere noch die Wendung, daß eben Heinrich der Gegenſtand ihres Tadels und die Zielſcheibe ihres Spottes wurde.

Man erklärte in dieſem Kreiſe: es ſei ihm ganz recht geſchehen — warum halte er ſich nicht zu Seinesgleichen! Mit ihnen wenn er zuſammen geweſen wäre, da hätten die Kerle vom andern Dorfe mucken ſollen! Und wenn von ihnen auch nur drei oder vier bei ihm geweſen wären — jene hätten ſich nicht gerührt. Sie wären froh geweſen, daß man ihnen nichts that! Aber da habe er's nun mit ſeinen Kameraden! Der unverſchämte Maurer, der Wilkſchütz, der verächtige ſchlechte Geſell habe ihm herausbelfen müſſen. Das ſei eine Schande, die er zeitlebens nicht verwinden werde. Dieſer Menſch nehme ſich überhaupt ſo viel heraus, daß man einmal ernſtlich mit ihm reden müſſe; und das werde ſchon noch geſchehen. Bis jetzt habe man's nur noch nicht der Mühe werth gehalten. Heinrich könne aber nichts gegen ihn machen; denn er müſſe ihn für ſeinen Wohlthäter halten. Nun, er möge ſich in Acht nehmen. Dieſer Menſch habe aparte Liebhabereien; er ſei beſonders auf ſchöne Märchen aus, die ſchon Andern gehören, und wenn ihm „der Laun" zu der Schreinerstochter komme, ſo werde er ſich

gegen einen Menſchen, dem er aus der Schande geholfen habe, keinen Zwang anthun.

Die Gutmüthigkeit hat es von jeher an ſich gehabt, die Bosheit anzuziehen, weil ſie ihre natürliche Gegnerin iſt und ihr leichtes Spiel macht. Unſere Bauernſöhne höhnten und prahlten darum jetzt nicht nur hinter dem Rücken Heinrich's, ſie erklärten ihm ihre Meinung auch ins Geſicht. Sie ſtichelten — und ihre Spitzen waren alles eher als fein. Einer und der andere, in der Meinung, zu ſcherzen, ſagte ihm Grobheiten der plumpſten Art und lachte dazu, als ob es die köſtlichſten Späße wären.

Heinrich, ſeiner Natur nach, vertheidigte ſich mit Gerechtigkeit und Billigkeit. Er behauptete, er ſei weit genug gegangen, und ſie, die jetzt hinterdrein prangten, hätten an ſeiner Stelle auch nicht mehr gethan. Es ſei wahr, er hätte mit Wuth, ohne alle Beſinnung dreinſchlagen können; aber dann hätte es Mord und Tod gegeben, und ſie hätten doch nichts gewonnen. Einmal ſei er gleichwol im Begriff geweſen, es zu thun, da hätten ihm ſeine Kameraden abgehalten. Was den Hans betreffe, ſo ſei er ein abſonderlicher Menſch: und ſie, die ihn jetzt hinter ſeinem Rücken herunterſetzten, würden ſich wohl hüten, ihm ſo was ins Geſicht zu ſagen. Er frage allerdings nach Niemand was und nehme ſich Alles heraus; aber gerade das habe bei dieſer Gelegenheit geholfen, und ihn jetzt, nachdem er die Ehre des Dorfes gerettet habe, ſchlecht zu machen und zu ſchimpfen, das komme ihm ſehr unſchicklich und recht elend

vor. Die Sache sei jetzt aus, sie sei für das Dorf gut ausgegangen, und jetzt sollte man endlich davon schweigen.

Was er mit solchen verständigen und wohlmeinenden Reden gegen den rohen Uebermuth ausrichtete, kann man sich denken. Der Hohn der Bursche erhielt nur eine weitere Schärfung. Gegen den Grund des Rechts steht der Anmaßung immer der Grund des Unrechts zur Verfügung, der beiweitem wirksamer ist und gegen den keine Vernunft, sondern nur Schläge helfen.

Unser Wackerer, der zu seinem Unglück den Trieb erhalten hatte, Jedem das Seine zu geben, stand also nochmals vor der Wahl zwischen Hinnehmen, Nachgeben und Streit. Da sein ganzes Wesen zum Frieden neigte, so zauderte er und zog sich aus der Sache so gut als es eben ging, empfand aber die Quälereien mit tiefem Unmuth und verwünschte die Bosheit der Menschen, die so ganz anders waren als er, und deren Freude an grobem Unrecht er kaum begreifen konnte.

Lange schwieg er gegen Kathrine. Endlich, als einmal das Gespräch wieder auf diesen Gegenstand kam, theilte er ihr mit, wie die Burschen ihn so einfältig vexirten — wie sie des Teufels wären und gar nicht aufhören wollten. Im Gefühl seines Rechtes führte er Klage über die Gemeinheit und grobe Unbilligkeit der Menschen, annehmend, daß die Geliebte ihm beipflichten werde. Aber da sah er sich getäuscht.

Das schöne Mädchen zog ihre Stirn in Falten. „Daß die Menschen unverschämt sind gegen dich," erwiderte sie, „das sind' ich ganz natürlich. Du bist selber d'ran schuld und es geschieht dir recht!"

„Wie!“ rief der Bursche betroffen und gekränkt.

Jene fuhr fort: „Du bist zu gut, viel zu gut, und das ist keine Tugend, sondern ein Fehler, und das ein großer! Wer sich Alles gefallen läßt, dem thut man auch Alles an — warum denn nicht? Schlag einmal einen hinter die Ohren, dann wirst du bald Ruhe haben!“

Heinrich, nicht ohne Humor, erwiderte: „Das ist sehr die Frage! — Dann hören die Händel vielmehr gar nicht auf!“

„So laß sie nicht aufhören!“ entgegnete das Mädchen scharf. Und mit einem sehr ernstlichen Eifer fuhr sie fort: „Es ist besser, Händel zu haben, als daß man gedudelt wird! In Respect muß sich ein rechtes Mannsbild setzen, und dafür darf ihm nichts zu viel sein. Freilich muß man dann auch Alles riskiren und am Ende das Leben selber. Aber so ist's einmal, und wer meint, er kommt so durch, der wird bald sehen, daß er werer Ehr' hat noch Frieden in der Welt, weil der miserabelste Kerl auf ihm herumtrampelt! Wer Recht hat, der muß sich wehren! Thut er's nicht, dann wird er in die Tasche gesteckt. Und da,“ setzte sie mit einem Achselzucken hinzu, „mag er sich dann beklagen! Es wird ihm was Rechts helfen!“

Heinrich fühlte die Wahrheit in diesen Reden, mußte aber finden, daß sie von Kathrine zu ihm sehr unsanft ausgesprochen war. Liebevoll war die Geliebte diesmal wahrlich nicht. Aber so ganz Unrecht hatte sie auch nicht; es war Zeit und in jeder Beziehung nothwendig, daß er in seiner Manier eine Aenderung machte.

Eine zeitlang schwieg er. Dann sagte er: „Du hast nicht

Unrecht, Kathrine. Aber daß die Menſchen ſo ſind, das iſt eine Schande!"

„Sie ſind nun aber einmal ſo!"

„Drum haſt du auch Recht — und ich werd' es das nächſtemal anders machen!"

„Soll mich freuen," verſetzte ſie mit dem Tone des Mißtrauens, „wenn ich höre, daß es geſchehen iſt."

Nach einer Weile kam die Mutter dazu: man ſprach über andere Dinge, und Heinrich verabſchiedete ſich endlich von Kathrine mit einem Handſchlag. Dieſe konnte es nicht über ſich gewinnen, dem Geliebten die Hand zu drücken, wie ſie es ſonſt zu thun pflegte. Strafe muß ſein, und ſie war ärgerlich über ihn, recht von Herzen.

In dem Mädchen lag etwas Stolzes, um nicht zu ſagen Heroiſches, das in Folge der jüngſten Erlebniſſe mehr und mehr hervortrat.

„Die Liebe," ſagte ſie ſich, „und die Freundlichkeit ſind recht ſchön — aber das iſt noch lange nicht Alles. Vor meinem Mann will ich Reſpect haben, und ich will, daß auch andere vor ihm Reſpect haben. Ein Mannsbild ſein und ſich nicht helfen können, das iſt doch gar zu verdrießlich. Es muß halt überall etwas fehlen."

Mit einem Seufzer ſchloß ſie dieſes innere Selbſtgeſpräch. Dann ſchaute ſie im Haustennen, wo ſie ſich nach der Verabſchiedung des Liebhabers allein befand, umher. Es war dunkel geworden. Der Himmel war trüb und kündigte Regen an; aber die Luft mußte erquickend ſein. Sie verließ das Haus;

um den Unmuth zu vergehen und ungestört ihren Gedanken nachzuhängen, wandelte sie durch den Heckengang auf die Wiese. Eine Stimme, die den Gruß der Zeit sprach, traf ihr Ohr; erschreckt fuhr sie auf — es war der Hans.

Kathrine, nachdem sie den an der Hecke Stehenden angestarrt hatte, rief: „Du bist wieder hier?“

Der Bursche trat näher. Mit einem Tone, der etwas Sanftes hatte, erwiderte er: „Darüber brauchst du dich nicht zu wundern, Kathrine! Ich streich' schon einige Tage um dein Haus herum in der Hoffnung, dich zu treffen!“

„Aber was willst du von mir?“ rief das Mädchen erregt.

„Dich sehen,“ versetzte der Bursche.

Kathrine fuhr auf. Dann mit einem Tone trauernden Vorwurfs entgegnete sie: „Was soll das helfen?“

„Danach frag' ich nicht,“ versetzte Hans. „Ich hab' ein Verlangen, ich kann nicht anders — und ich folg' ihm!“

„Du willst also nicht nachgeben?“ rief Kathrine.

„Es geht nicht!“

„Dann brichst du dein Wort! Du hast mir versprochen —“

„Versprochen!“ wiederholte der Bursche mit Heftigkeit. „Eine Dummheit hab' ich versprochen! Wie kann man versprechen, was man nicht halten kann? Ich kann nicht von dir lassen, Kathrine. Ich hab's versucht, aber es ist nicht möglich! Ich bin besessen. Du hast mich behext!“

Das Mädchen schaute ihn geängstigt an. „So schrei doch nicht so!“ rief sie. Und murmelnd setzte sie hinzu: „Schrecklich, schrecklich!“

Hans nahm sie bei der Hand. „Kathrine," sagte er, „noch geht's. Noch ist's Zeit. Entschließ' dich! Mach' ein End' und sei die Meine!"

Kathrine entzog ihm die Hand; ihre Brust war in heftiger Bewegung.

Der Bursche betrachtete sie mit einer ernsten Ueberlegenheit. „Es hilft dich nichts," fuhr er mit dem Tone der innersten Ueberzeugung fort. „Du ziehst deine Hand weg; aber ich weiß doch, daß du mich lieber hast als deinen Heinrich! Du kannst den Menschen nicht heiraten, Kathrine — du kannst ihn nicht estimiren!"

Das Mädchen, bebend, schwieg und suchte sich zu fassen. Dann erwiderte sie: „In dieser Hinsicht habe ich dir meine Meinung schon gesagt. Du bildest dir zu viel ein, Hans!"

„Ich glaub's nicht!" versetzte dieser. „Und was ist's denn, wenn du gegen mich gesinnt bist, wie ich gegen dich? Wir gehören zusammen, Kathrine! Ich hab' dir's schon einmal gesagt, und ich bleib' dabei, denn es ist wahr!" Er ergriff ihre Hand, und das Mädchen, von den seltsamsten Gefühlen bestürmt, ließ sie ihm. „Kathrine," fuhr er mit einer Leidenschaft fort, die in ihrer glühenden Tiefe etwas Ueberwältigendes hatte, „wenn Zwei sich lieb haben, dann müssen sie nach der ganzen Welt nichts fragen! Was hat man denn vom Leben? Müh' und Arbeit — ich kauf' die ganze Geschichte nicht um einen Heller! Aber wenn Zwei sich lieb haben und sich glücklich machen, das ist etwas! Das ist allein etwas, alles andere ist gar nichts! Geh! Immer kauft man dem

Glück nach und kriegt's nicht; da liegt's vor einem, und man traut sich nicht zu ihm hin; aus elender Feigheit nimmt man sich selber das Einzige weg, um dessentwillen es der Mühe werth ist, auf der Welt zu sein."

Kathrine stand hörbar athmend. „Das sind böse Reden," entgegnete sie, ihm die Hand entziehend. „Das ist Sünde!"

Der Bursche verzog die Lippe mit stolzer Geringschätzung. „Curios!" erwiderte er, „Alles, was einem wirklich Freude macht, das nennen die Leute Sünde. Daß man nur ja keine Lust habe zu etwas! Daß man nur ja keine Freude habe! Zuwider muß einem etwas sein — ganz unausstehlich — dann ist's das Rechte. Die Leute sind so dumm, daß sie mich dauern!

„Du bist ein gottloser Mensch!" rief Kathrine, in ihrem Innersten sich wehrend.

„Es wär' kein Wunder," entgegnete Hans. „Nun, und wenn ich's bin, wer hat mich dazu gemacht? Wer ist schuld daran? Du, Kathrine! Du bist die Hexe, die mich verzaubert hat. Du hast mich um den Verstand gebracht — ich glaub' nicht anders, als du kannst etwas!"

„Schäm' dich, so zu reden," rief das Mädchen. Und vorwurfsvoll setzte sie hinzu: „Von dir sagt man, daß du etwas kannst; von dir sagt man's im Ernst!"

Hans, nicht ohne Laune, zuckte die Achsel und erwiderte: „Ich merk' wenig davon! Wie es damit steht, das weißt du am besten! — Aber lassen wir diese Thorheiten!" Er faßte

mit der Linken ihre Hand, schlang den rechten Arm um ihren Leib und fuhr mit innigem Ernst — mit brennender Zärtlichkeit fort: „Kathrine, sprich ein Wort! Wenn ich dir sagen könnte, wie mir's zu Muth ist — es thäte dir schmeicheln. So lang' ich leb', ist mir's nicht so gewesen! Wie ein Feuerrad geht's mir um in der Brust, ich bin ganz außer mir! Du mußt mein sein, Liebe, denn ich kann nicht leben ohne dich! Kathrine, sei gut! Sag' mir's, ich bitte dich! Kathrine, liebe Kathrine!"

Er zog sie an sich, und sie fand keine Kraft zum Widerstand. Alles Grausen der Luft ging durch ihre Seele, bewußtlos preßte sie ihm die Hand. Plötzlich, mit einer Art Wuth, die sich wie ein Blitz in ihr erzeugte, riß sie sich los. „Hans," rief sie, „laß mich — es hilft dich nichts! Ich sag' dir, es hilft dich nichts! Nein, und hundertmal nein! Ich will nicht und ich mag nicht!"

Betroffen sah der Bursch auf sie. „Kathrine!" rief er mit einem Ton des Staunens und des Vorwurfs.

„Du willst mich unglücklich machen!" antwortete das Mädchen. „Du willst nichts, als mich unglücklich machen. Das ist deine Lieb'. Geh, geh, geh!"

„Du bist von Sinnen!"

„Ich weiß, was ich thu'! Gott sei gepriesen, daß ich daran noch gedacht hab'! Nein, du willst nichts Anderes! Aber dafür, das kann ich dir sagen, dafür bin ich nicht auf der Welt! — Gut' Nacht, gut' Nacht!"

Sie lief auf den Durchgang zu und verschwand.

Der Bursche stand eine Weile stumm. „Sie ist stolz," sagte er dann zu sich. „Stolzer als ich gedacht hab'! — Gibt's wirklich noch solche Märchen im Ries? — Aber mein muß sie werden, das schwör' ich hier mir selber! Gibt sie nicht nach, so geb' ich noch weniger nach — und ich bin ein Mannsbild! Weiter bin ich nichts und weiter kann ich nichts! Aber was ein Mannsbild kann, das kann ich; und das wird geschehen, dafür steh' ich, der schwarze Hans!"

VIII.

Kathrine war in ihr Haus zurückgekehrt, mit dem Gefühl, daß sie einen Zauber gebrochen. Sie hatte den Zwang desselben erfahren und war ihm schon erlegen; da kam ihr der Gedanke, der sie wieder frei machte. — Lügen waren es, was er sagte! Nicht ihr Glück wollte er, sondern ihr Verderben. — Nicht lieben durfte sie ihn — hassen mußte sie ihn!

Dem furchtbaren Unglück, sich betrogen, in Schande gestürzt und am Ende noch verhöhnt zu sehen, war sie entgangen — Gott sei Lob und Dank! — Frei dehnte sich ihre Brust. Sie kostete das ganze Wohlgefühl der Rettung.

Ihre Gedanken richteten sich auf Heinrich. Mag er zu gut sein und lange nicht der größte Held im Dorfe — das schadet nichts. Er ist redlich und treu — er meint's, wie er sagt — er will mein Glück und meine Ehre! Da kann man etwas in den Kauf nehmen!

In ihrer veränderten Gesinnung nahm sich Kathrine vor, den Geliebten, wenn er wieder käme, so freundlich zu empfangen als möglich, und ihm, nachdem sie ihn gedemüthigt hatte, auch wieder Muth zu machen. Sie hatte ihn hart behandelt und ihm sehr unsanfte Reden gegeben; er sollte nun um so liebere hören.

Diesen löblichen Vorsatz konnte sie indeß nicht ausführen: Heinrich zeigte sich nicht bei ihr. Drei Tage gingen vorüber, und als er am vierten auch nicht erschien, wurde sie unruhig, sehr unruhig und lächelte verlegen. Sollte er ihr's übelgenommen haben? Sollte er trutzen und verlangen, daß sie zu ihm käme? Oder hatte er gar etwas vom Hans gehört und war eifersüchtig und wollte sie verlassen?

Sie schüttelte den Kopf. Das war nicht möglich! Mochte er haben, was er wollte — er kam wieder.

Und darin täuschte sie sich nicht. Am fünften Abend erschien der Bursche und grüßte sie lächelnd. Sie faßte die gebotene Hand freudig und drückte sie zärtlich. „Sieht man dich endlich auch wieder einmal?" rief sie.

Heinrich versetzte mit Laune: „Du thust ja gerade, als ob ich dir abgegangen wär'?"

„So?" rief sie. „Das ist wol nicht möglich? — Ich hab' mir Gedanken gemacht, das kann ich dir sagen!"

„Zum Beispiel?"

„Daß dich meine Reden von letzthin verdrossen haben!"

„Du hast also," versetzte der Bursche, „selber gemerkt, daß sie nicht sehr liebreich gewesen sind?"

„Ich bin ärgerlich gewesen," sagte Katrine entschuldigend. „Aber — sie waren gutgemeint."

„Und richtig," fügte Heinrich hinzu. „Ich hab' mir auch fest vorgenommen, es so zu machen, wie du gesagt hast. Aber — es ist mir sonderbar gegangen."

„Nun?“

„Eben die letzten Tage her bin ich mit mehreren dieser Menschen zusammengekommen; ich hab' drauf gepaßt, daß sie wieder anfangen würden, aber keiner hat etwas gesagt.“

Das Gesicht des Mädchens klärte sich auf; sie lachte. Dann sagte sie: „Es ist im Grund natürlich! Man kriegt Alles genug in der Welt, auch das Foppen und Plagen.“

„Nun,“ versetzte Heinrich, „wenn's nicht wiederkommt, ist's gut. Wenn's aber wiederkommt, dann weiß ich, was ich thu'.“

Er machte ein entschlossenes Gesicht.

„Es wird so schlimm nicht werden,“ bemerkte Kathrine lächelnd. „Es kommt immer wieder was Anderes, und über dem Neuen vergißt man das Alte. Jetzt gibt's eine Hochzeit!“ sagte sie nach einer Weile. „Gehst du drauf?“

„Ich muß,“ versetzte Heinrich. „Der alte Michelsbauer ist meinem Vater drauf gewesen: also —“

Das Mädchen nickte. Dann sagte sie mit einer gewissen Schelmerei: „Da wirst du dich recht lustig machen. Es wird eine große Hochzeit werden, und Weiber und Mädchen werden da sein vom ganzen Ries!“

„Die werden mich wenig incommodiren,“ entgegnete der Bursche munter. „Mit einigen Basen muß ich tanzen; aber ich werde nur das Nöthigste thun — und mich auf den „Anfing“*) sparen.“

*) Das Hochzeitsfest wurde früher im Ries durch Absingung eines geistlichen Liedes im Wirthshause beschlossen. Dann begann für die Dorfjugend eine zweite Lustbarkeit, welche heute noch der „Anfing“ heißt.

Kathrine schaute lächelnd vor sich hin. „Das sieht aus, als ob du haben wolltest, ich sollt' auch drauf kommen?"

Heinrich ergriff ihre Hand. „Noch einmal," sagte er, „wollen wir mit einander tanzen als ledige Leut' und vergnügt sein vom Grund des Herzens." Launig setzte er hinzu: „Dasmal sind wir unter uns — lauter Kameraden und Freunde — und können thun, was uns gefällt!"

Beim Abschied erhielt Heinrich den zuletzt vorenthaltenen Händedruck mit verdoppelter Kraft ausbezahlt — strahlend, in glücklichster Sicherheit ging er von dannen. Kathrine, als er das Haus verlassen hatte, sagte zu sich: „Ich bin selber froh, daß die Burschе an ihrem Uhzen genug haben, und daß es ohne Händel abgegangen ist. Nun wird hoffentlich bald Alles eben sein!"

Eine Woche ging hin. Der Friede des Mädchens wurde durch nichts gestört. Hans begegnete ihr nicht wieder. In den ersten Tagen hatte sie gefürchtet, daß er doch noch einen Versuch machen werde, mit ihr zusammenzutreffen, aber es kam nicht dazu. „Er gibt's auf," sagte sie endlich zu sich, „und das ist auch das Gescheiteste, was er thun kann. Vielleicht wird er einmal wirklich vernünftig — und es sollte mich freuen, wenn ich ihm dazu geholfen hätt'. So wie er's bisher getrieben hat, kann er's nicht forttreiben — das muß nothwendig ein schlechtes Ende nehmen — und es wär' doch schad' um ihn. Das muß ihm sein Feind nachsagen, wenn er brav wäre und ehrlich und man ihm trauen könnte — er hätte im Ries seinesgleichen nicht!"

Der Tag der angekündigten Hochzeit erschien. Es war in der That eine große Hochzeit. Der Michelsbauer, der seinen einzigen Sohn verheirathete, war ein reicher Mann, er hatte sich eine Schwiegertochter ausgesucht, deren Vater ihm die Wage hielt, und beider Verwandtschaft war ausgebreitet über den ganzen Gau.

Einer solchen Verbindung sieht man auf dem Lande allgemein mit frohem Antheil entgegen. Es gibt da einen herrlichen Einzug mit Wagen voll Kisten und Kasten und schwellenden Federbetten, die man bewundern kann, und eine lustige Vorfeier im Hause des Bräutigams; dann eine glänzende Hochzeit, an deren Vergnügungen alle Einheimischen theilnehmen können, auch wenn sie nicht förmliche Gäste sind; endlich ist die Gründung einer besonders angesehenen Familie für das Dorf eine Ehre, worauf sich jeder, auch der geringste Mitbewohner, noch etwas zu gute thun kann.

Die Festlichkeit an zwei schönen Tagen nach der Dinkel-Ernte verlief aufs beste. Das ganze Dorf war auf den Beinen. Es war eitel Vergnügen und Jubel auf allen Gassen, zumal in der Nähe des Wirthshauses, aus dessen offenen Fenstern die Tänze erklangen, welche sechs Musikanten aufspielten.

Kathrine war nicht auf die Hochzeit gegangen, weil ihre Familie zu dem Michelsbauer nicht in der freundschaftlichen Beziehung stand, die es zur Pflicht gemacht hätte. Aber im Laufe des Nachmittags begab sie sich in's Wirthshaus, um zu „schenken" — der Braut nämlich ein Geldstück zu überreichen als verhältnißmäßigen Beitrag zur Wirthschaft der Neu-

vermälten. Die Hochzeiterin, eine stattliche Person, nahm die Viertelskrone am Bräuteltisch mit Würde entgegen, dankte freundlich und bot ihr zu trinken. Nach einer feinen Leistung im Nippen verabschiedete sich das Mädchen und wollte sich nur noch ein wenig im Hause umsehen, als Heinrich auf sie zutrat und sie auf den Tanzboden führte. „Zum Versuchen", sagte er.

Sie tanzten etliche Reihen; dann behauptete Kathrine, daß sie nach Haus müsse. Heinrich lächelte. „Aber heut' Abend bist du bereit?" — „Zum letztenmal!" erwiderte sie mit vergnügter Bedeutung.

Abends um acht Uhr war sie geputzt. Heinrich, in minder feierlichem, aber ebenso glänzendem Anzug wie am Tage, in frohester Stimmung und frischester Laune, kam sie abzuholen, und geleitete sie ins Wirthshaus. Hier nahmen sie in der obern Stube an einer Tafel Platz, aßen und tranken, dann folgten sie den Klängen der Musik.

Es war sehr voll auf dem Tanzboden und dieser für die Paare fast zu klein. Das hinderte aber die Fröhlichkeit in keiner Weise; im Gegentheil, je mehr man sich drängte und stieß, desto lustiger wurde man. Die Bursche strampften und „jurten", daß es eine Art hatte, und jeder Reihen wurde durch ein „Schelmenlied" eingeleitet, das seinem Namen Ehre machte.

Unter denen, welche sich auszeichneten, stand Heinrich oben an. Er hatte als Hochzeitsgast den Tag über Verschiedenes getrunken und, ohne sich gerade zu übernehmen, seine Lebensgeister doch mehr als gewöhnlich erregt; außerdem fühlte seine Seele das größte Vergnügen. Er hatte sich vorgenommen

und seinem Mädchen versprochen, bei dieser Gelegenheit das ledige Leben glanzvoll zu beschließen — und das wollte er halten.

Er sang vor und jauchzte; er bestellte künstliche Tänze und vollzog sie musterhaft; und dazwischen ließ er Scherzreden ausgehen, die zum Theil sehr glücklich waren und lautes Gelächter hervorriefen.

Unser Bursche war eine eigene Natur. Von größerem Zartgefühl, als man es auf dem Lande zu treffen pflegt, und meistens bescheidener, als es gerathen ist, konnte er doch, wenn die Freude sein Herz durchströmte, ein Selbstbewußtsein, einen Triumph und einen Stolz auf seine Züge kommen lassen, welche den andern viel weniger in der Ordnung schienen, als ihm selber. Sein Aussehen und Benehmen erweckte dann bei den Guten ein Lächeln, bei den Uebelwollenden Neid und Spott und Lust zum Widerspruch.

Heute, da er im Grunde Niemanden verletzte und seine Lustigkeit manchen ergötzte, ließ man ihm lange seine Weise. Endlich verloren aber ein paar vornehme Bauernsöhne bei dem stets wiederholten Singen doch die Geduld, und widerstrebende Geister zogen in ihre Seelen.

Der kleinere und verhältnißmäßig gutmüthigere von beiden rief nach einer neuen Leistung: „Sapperment, Heiner, du bist ja heut' ein Bursch zum Verwundern! Du stichst Alle 'runter — — das ist man gar nicht von dir gewohnt!"

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen waren, machte die spöttische Absicht noch deutlicher; aber der frühere Heinrich

würde doch höchstens mit einem Achselzucken geantwortet haben. Der jetzige runzelte die Stirn, betrachtete den Sprecher mit Strenge und erwiderte herausfordernd: „Geht dich das was an?“

Der andere war im ersten Augenblick verblüfft: die höchst unerwartete Entschlossenheit des Gesellen nahm ihm die Fassung. Verwundert und etwas verlegen suchte er zu lächeln und sagte: „Man wird doch noch reden dürfen!“

„Aber keine Dummheit!“ versetzte Heinrich mit Nachdruck.

Jener machte die Augen weit auf und schüttelte den Kopf. Er schien auf eine Replik zu sinnen. Aber sein Mädchen zog ihn an der Hand, und er ging mit ihr im Reihen weiter.

Kathrine führte ihren Tänzer in eine Ecke. „Aber was hast du denn, Heinrich?“ rief sie hier. „Du bist ja grob!“

Der Bursche verzog den Mund geringschätzig. „Ich bin noch gut gewesen,“ erwiderte er, „daß ich ihm nicht gleich eine in's Gesicht gegeben hab'.“

„Was fällt dir ein?“ rief das Mädchen. „Du bist nicht bei Trost!“

„Wie kann der Kerl,“ fuhr jener erregt fort, „mich zur Rede setzen wollen? Ich thu' hier, was ich mag, und Niemand hat was dreinzureden; am allerwenigsten mit solch' einem dummen Geschmohz (Geschmunzel).“

„Aber der Andres hat ja nur ein bischen Spaß machen wollen,“ rief Kathrine.

„Er hat mich foppen wollen!“ entgegnete Heinrich entrüstet. „Er hat mir einen Spott anthun wollen. Und das ist

eine Unverſchämtheit, die ich von Niemand leide, um keinen Preis der Welt!"

„Heinrich," verſetzte Kathrine kopfſchüttelnd, „ich begreif' dich nicht. Was der Andres geſagt hat, iſt ſo gut wie gar nichts. Du haſt Unrecht gehabt, gleich ſo wild zu thun, das verſicher' ich dir!"

„So," entgegnete der Burſch. „Haſt du mir nicht neulich ſelber geſagt, daß ich mir nichts gefallen laſſen ſoll?"

„Das ſchon. Man darf aber nicht gar zu empfindlich ſein. Man muß auch Spaß verſtehen!"

Heinrich fuhr auf. „Jetzt bitt' ich dich, Kathrine, mach mich du nicht ärgerlich. Du wirfſt mir vor, daß ich nicht Schneid' genug hab', daß ich zu gut bin, viel zu gut — und jetzt, wo ich einem Menſchen, der mich uhzen will, ſage, was er hören muß, jetzt iſt's wieder nicht recht? — Das iſt ja verflucht!"

„Ei," rief das Mädchen, „du ſollſt dich ſchon wehren! Dagegen hab' ich gar nichts. Aber zuerſt muß man dir doch etwas thun!"

„Was kann man mir denn Aergeres thun," verſetzte der Burſche, „als daß man mich zum Narren haben will? Soll ich vielleicht warten, bis er mir wirklich auf der Naſe tanzt?" Und mit der Sicherheit und Würde eines Kenners fuhr er fort: „Gleich zuerſt muß man ſolchen Menſchen entgegentreten. Dann halten ſie das Maul, wie der da, und ziehen ab. Wenn ich etwas anhöre, dann wird ſo ein Kerl immer frecher, und zuletzt muß ich dann doch Händel anfangen, wo ich lang' nicht mehr den Vortheil hab' wie am Anfang."

Kathrine unterdrückte einen Seufzer. „Komm, laß uns tanzen," rief sie und führte ihn in den Reihen.

Als der Walzer aus war, stellte sich Heinrich wieder vor die Musikanten, stimmte ein Lied an und sang es mit erhöhtem Schwung.

Nun konnte der minder gutmüthige der beiden Bauernsöhne, der zugleich einen halben Kopf über Heinrich hinausragte, nicht länger mehr an sich halten. Er trat heran und sagte: „Du hörst ja heut' gar nicht auf mit dem Versingen, Heinrich! Willst du etwa nachholen, was du bei einer andern Gelegenheit versäumt hast? Da soll man nämlich keinen Laut von dir gehört haben!"

Die Anspielung wäre deutlich gewesen auch ohne den höhnenden Ton, in dem sie gemacht wurde. So ging sie dem Burschen wie ein Pfeil durch's Herz. Heftig auffahrend, rief er: „Wo hab' ich was versäumt?"

„Das wirst du ja wol noch wissen," versetzte der andere um so ruhiger. „Wie lang ist's denn her? Keine sechs Wochen!"

Unser Bursche zitterte vor Scham und Wuth. „Das ist ein elendes, einfältiges Geschwätz!" rief er.

Kathrine wollte ihn wegziehen. „Heinrich," flüsterte sie, „ich bitte dich, sei ruhig!" Er aber herrschte ihr ein „Still!" zu und blieb drohend vor dem Gegner stehen.

Unterdeß war auch der erste, kleinere, herbeigekommen und sagte mit einer Bosheit, die seine vorige Verblüffung rächen sollte: „Ich weiß schon, Heiner, warum du heut' so stolz bist.

Der Hans ist wieder da — der Maurer! Unten im Tennen hab' ich ihn gesehen. Natürlich, wenn man so einen guten Kameraden hat, der einen immer wieder heraushaut, dann kann man schon hoffärtig und grob sein."

Unser Bursche wurde dunkelroth, er ballte die Faust. „Ich brauch' Niemand, der mich heraushaut!" schrie er. „Wenn du noch einmal eine solche Red' thust, dann brech' ich dich zusammen — ich allein!"

„Großer Gott," rief Kathrine geängstigt. „Heinrich, sei doch klug, um's Himmelswillen!"

Der Lange sah verachtungsvoll auf ihn herunter. „Laß dich nicht auslachen, Mensch," versetzte er. „Willst du auf einmal thun, als ob du auch etwas wärst? Du bist besoffen!"

„Was?" schrie Heinrich mit bebendem Munde. „Was sagst du zu mir?"

„Ich sag', daß du ein Hase bist," versetzte der andere, „und jetzt nur unverschämt, weil du einen Rausch hast!"

In furchtbarer Wuth holte unser Bursche aus und schlug den Beleidiger in's Gesicht. Dieser erwiderte den Schlag sofort. In kurzer Zeit war die Rauferei eine allgemeine. Dem Langen half sein Freund Andres; Kasper und Mathes, die unter den Tänzern waren, eilten Heinrich zu Hilfe. Die beiden Parteien wehrten sich — und der ganze Tanzboden war ein Knäuel von Streitenden. Die drei Talglichter, die an drei Wänden vor blechernen Wandleuchtern brannten, beschienen eine wüste Scene voll Geschrei, voll Staub und Qualm und wüstem Durcheinander.

Heinrich ſchlug und ſtieß um ſich wie ein Raſender. Die Wuth, die Rachſucht, die Verzweiflung ſteigerten ſeine Kräfte zum ungewohnten Maße. Der Lange hatte ihn einmal ſchon an den Armen gepackt, und da er weit ſtärker war, ſo dachte er ihn niederzuwerfen und zuſammenzutreten. Aber unſer Burſch riß ſich wüthend los und droſch auf ihn mit einer Heftigkeit und Schnelligkeit, daß er nur abwehren und wiederſchlagen konnte. Nie hatte man Heinrich ſo geſehen! Er fluchte und ſchrie, der Geifer ſtand ihm auf dem Mund, die Augen rollten, die blonden Haare waren zerzauſt, das hitzrothe Geſicht blutete an mehreren Stellen.

Die Mädchen, die vergebens flehentlich zur Ruhe gemahnt hatten, ſtanden an der Seite und in den Winkeln und jammerten, ſchalten ſich auch wol unter einander ſelbſt. Kathrine, in der Nähe der Stiege, weinte vor Verdruß. „O Unſinn, Unſinn!“ rief ſie verzweifelnd.

Der Sieg, trotz der Thaten Heinrich's, neigte ſich nach und nach auf die Seite der Bauernſöhne. Hätten ſich die Stände rein geſondert und die Söldner und Handwerker ohne Ausnahme zuſammengehalten, ſo mußte ihre größere Zahl ihnen die Oberhand ſichern. Aber mehrere davon ſtanden zu den reichen Beſitzern in einem abhängigen Verhältniß; ſie wagten nicht, ihre Söhne anzugreifen, einige ſtritten ſogar auf ihrer Seite — und das änderte die Sache. Die Partei Heinrich's fing an, ſich zurückzuziehen, er ſelbſt ermattete.

Sein Hauptgegner nahm dies wahr; er ging auf ihn los und wollte dem Streit ein Ende machen, indem er den An-

führer niederriß. Schon hatte er ihn am Halstuch gepackt und zerrte ihn, als auf einmal der Helfer, den man spottend angekündigt hatte, wirklich auf den Schauplatz trat. Der schwarze Hans bahnte sich den Weg durch die Schaar der Handwerker gegen die Bauerrsöhne.

Hans war seit einer halben Stunde im Wirthshaus. Des Tanzens nicht begierig, sondern heut' in seiner einsamen Laune, hatte er sich in der untern Stube an einen Tisch gesetzt und nahm sein Abendessen ein. Eben war er mit dem Braten fertig, als er hörte, droben auf dem Tanzboden gäbe es Händel. Zunächst konnte ihn das nicht besonders interessiren; er lächelte, als die dicke Wirthin in übermäßiger Sorge zu lamentiren begann. Der Lärm wurde aber größer und größer, und endlich trat ein Alter herein, der über den Stand der Dinge Nachricht gab. Da that der Bursch noch einen Schluck aus dem steinernen Krug, wischte sich den Mund, trat hinaus und stieg die Treppe hinan. Oben, an der linken Wand, sah er die verweinte, leidenschaftlich aufgeregte Kathrine. „Was gibt's?" rief er ihr zu. „Der Heinrich," erwiderte sie, „hat Händel angefangen, und nun schlagen sie ihn todt!"

„Der Heinrich?" entgegnete Hans mit einem Staunen, das in Spott auslief. „Sei ruhig," setzte er hinzu, „ich bring' ihn dir heraus! Mein Wort darauf!" Nach einigen Stößen rechts und links war er zu ihm durchgedrungen und stand neben ihm.

Es war die höchste Zeit. Dem Armen rannen Blut und Schweiß gemengt vom Gesicht, seine Brust arbeitete heftig,

seine Arme und Beine zitterten — er hätte einem neuen Riß des Gegners nicht mehr widerstehen können. Da erschollen diesem die gebieterischen Worte ins Ohr: „Laß ihn los! Auf der Stell'!“ Und als er nicht Folge leistete, fielen zwei Faustschläge auf ihn nieder, die ihn sofort nöthigten, seine Arme zur Vertheidigung zu gebrauchen. Dem Hans war aber der Gegner nicht gewachsen auch bei frischen Kräften: jetzt währte es nicht lange, so taumelte er, durch einen kräftigen Stoß getroffen, seinen Kameraden in die Arme.

Der Bursch hatte sein Wort gehalten: Heinrich war frei. Allein die Gegner waren noch nicht gemeint, sich zu beruhigen, und wie sie nun unter Schimpfen sich zu einem neuen Angriff ermuthigten und einige auf ihn und Heinrich losgingen, da fuhr ein Dämon in den Uebermüthigen und gab ihm einen diabolischen Gedanken ein. Er umfing Heinrich mit dem linken Arme rasch, unwiderstehlich, streckte gegen die Bursche drohend die Rechte und rief: „Zurück! Zurück — oder ich steh' für nichts mehr! Meinem Freund hier, dem Heinrich, laß ich nichts thun und wenn ein Dutzend auf dem Platze bleiben!“

Die Bursche zauderten, Hans fuhr fort: „Was habt ihr gegen den Heinrich? Warum wollt ihr ihn schlagen? Ist's nicht der beste Mensch von der Welt? Hat er jemals einem etwas zu Leide gethan? Gibt er nicht lieber nach, läßt er sich nicht lieber etwas gefallen, als daß er andere beschimpft? Ich weiß nicht, wie der Handel angegangen ist, aber das weiß ich: ihr allein seid schuld daran! Der Heinrich fängt nicht an — er ist viel zu gut dazu und viel zu friedliebend; und wenn er

zugeschlagen hat, dann habt ihr ihn dazu gezwungen! Ihr habt nicht nachgegeben, bis er rasend geworden ist und um sich gehauen hat in Verzweiflung, und darum seid ihr die Anstifter! Aber jetzt ist's aus, das schwör' ich euch! Dem Heinrich geschieht nichts mehr! Wer ihn anrührt, der hat's mit mir zu thun — und was das heißen will, das wißt ihr!"

Die geheime Absicht dieser Art von Vertheidigung ließ sich allenfalls auch von Uneingeweihten errathen — dem Schützling selber war sie klar. Er wurde durch sie martervoller getroffen, als durch alle Reden, die er bis jetzt gehört, durch alle Faustschläge, die er empfangen hatte. Ringend wollte er sich von Hans losmachen; aber dieser, es wahrnehmend, strengte seine Kraft an und hielt ihn fest — der Arme war in einer entsetzlichen Lage! Um sich zu befreien, hätte er gegen seinen Helfer kämpfen müssen, und das würde ihm das Aussehen eines Tollen gegeben haben. Todtmüde und durch diesen Gedanken völlig gelähmt, ergab er sich in sein Schicksal und ließ mit sich vornehmen, was jener wollte. Aber seine Empfindungen waren furchtbar.

In den Kopf des Bauernsohns, der die Sticheleien begonnen und damit die Schlägerei herbeigeführt hatte, kam eine Ahnung von dem wirklichen Stand der Dinge. Er trat einen Schritt vor und rief: „Hans, du irrst dich! Angefangen hat der Heiner, der auf einmal ein ganz anderer Mensch geworden ist — ein Grobian, der seinesgleichen sucht! Aber wenn er jetzt aufhören will, dann hören wir auch auf! Bring' ihn weg,

damit er ſich waſchen kann, denn er hat's nöthig! Wir andern, wir wollen dann Frieden halten!"

„Gut," verſetzte Hans, „ich verlaß mich drauf!"

Die Parteien traten auseinander. Hans, der Gegner ledig, umſchlang Heinrich nun auch mit dem rechten Arm, hob ihn empor, und als ob es ſich hier um einen völlig Entkräfteten, Ohnmächtigen handelte, trug er ihn, einem Kinde gleich, durch die Burſche hindurch, der Stiege zu. Als ſie an Kathrine vorbeikamen, ſtarrte dieſe ſie an, und ihre Wangen erbleichten. Gegenüber der Stiege befand ſich eine Nebenſtube; in ſie trat Hans, gebot dem Wirthsmärchen, Waſſer zu bringen, ſetzte Heinrich auf einen Stuhl und ſorgte für die Säuberung und Wiederherſtellung des Mißhandelten, Vernichteten, mit dem ganzen Eifer eines Freundes.

Nach einiger Zeit verließ er die Stube. Seine Augen ſuchten Kathrine. Er erblickte ſie nicht mehr, weder auf dem Tanzboden, noch in der großen Stube. In der That hatte ſie das Haus verlaſſen.

Die Arme auf der Bruſt kreuzend, ſah der Burſch im Haustennen vor ſich hin. „Das iſt ja merkwürdig gegangen heut!" ſagte er zu ſich mit einem unwillkürlich höhniſchen Triumphlächeln, aber zugleich mit einem Ernſt in ſeiner Miene, der etwas Tragiſches hatte. „Jetzt iſt entweder Alles verloren oder Alles gewonnen! Es wird ſich zeigen!"

IX.

Als Kathrine nach einem unruhvollen Schlummer am andern Morgen erwachte und die Erlebnisse des gestrigen Abends vor ihre Seele traten, schrak sie zusammen. Ihr Herz bebte. War es nicht gerade, als ob sie von einem bösen Geist verfolgt würde? Die besten Vorsätze halfen nichts. Alles kam anders, als sie's wollte. Wenn sie glaubte, sie hätte es gewonnen, dann schlug es um und Alles war verloren!

Sie hatte sich vorgenommen, mit Heinrich zum Tanz zu gehen. Sie hatte gehofft, sie würden dort vergnügt sein und Alles würde sich dann wieder einrichten. Wenn sie mit einander fröhlich waren und Heinrich sich aufführte, stattlich und stolz, wie er's konnte, dann wichen ihr die Gedanken, die sie immer wieder heimsuchten, um sie zu quälen, aus der Seele. Heinrich mußte ihr helfen. Aber er würde ihr auch helfen — und sie würde ihn dann wieder ansehen, wie früher, das erwartete sie. Und nun — Schande war gekommen und schreckliche Schmach! Heinrich hatte sie herausgefordert — er war geradezu toll! „Er hat Händel angefangen wie ein wahrer Verrückter! Und

er kann nicht sagen, daß ich ihm nicht abgerathen habe! Ich hab' gethan, was ich gekonnt hab'; aber nichts hat geholfen, gar nichts! Und nun hat er den Schimpf! Wie jämmerlich hat er sich ausgenommen! Welch eine elende Figur hat er gespielt! — Das ist eine Schande, die bringt er nimmer weg, so lang er lebt!"

Unwillkürlich schauderte sie. Sie wendete den Kopf mit Widerwillen, mit Ekel zur Seite. — Die Liebe zu Heinrich war vergangen — die letzten Reste waren ihr aus der Seele genommen. Die Achtung war dahin; an ihre Stelle war Mitleid getreten — Mitleid und Geringschätzung!

Aber ihre Seele wendete sich keineswegs dem Nebenbuhler zu. Vielmehr empfand sie gegen den Uebermüthigen, den Unverschämten, dem Alles durchging, einen wahren Zorn. Sie hatte ihn gesehen, wie er den armen Menschen an ihr vorübertrug: Bosheit war es von ihm, teuflische Bosheit! Der Heinrich hätte recht gut gehen, er, der Hans, hätte ihn recht gut führen können; aber er wollte ihm einen Schimpf anthun und ihn behandeln wie ein kleines Kind, damit alle den Spott auf ihn hätten! — „Er ist ein Bösewicht, das läßt sich mit Händen greifen! — Wenn er aber glaubt, das hilft ihm was bei mir, so irrt er sich! — Nein, eine wahre Wuth hab' ich gegen den Schändlichen! Die Augen könnt' ich ihm auskratzen, dem frechen Menschen, der sich anstellt, als könnt' er thun, was er mag!"

Ein trostloses Gefühl blieb in ihrer Seele. Heinrich war ihr verleidet — sie konnte sich gar nicht denken, wie er ihr

Mann sein sollte! Und er, wie sie ihn kannte, er kam jetzt schon selber nicht mehr. Er schämte sich zu Tode — er versteckte sich, und viel war es, wenn er sich kein Leid's anthat. Denn er hat seinen Stolz, einen großen Stolz. Es ist eine andere Art, als beim Hans, aber nicht kleiner. Und wahrlich, diesem Stolz war ein Schimpf widerfahren, wie man ihn martervoller nicht ausdenken konnte!

Ihren quälenden Gedanken zu entgehen, stand sie auf, kleidete sich an und ging in die Stube, wo die Mutter sich schon befand. Dieser hatte sie die Hauptsache gestern schon mitgetheilt; jetzt mußte sie den ganzen Hergang erzählen, und sie that es gern, denn es gewährte ihr selbst eine Erleichterung. Nachdem die Mutter Alles vernommen, war sie fast außer sich. „Das ist ja g'rad, als ob's der Teufel machte!" rief sie. „Es kann auch wirklich nicht anders sein. Von ungefähr kann so was nicht geschehen — wenn der Teufel nicht selber hilft, dann geht's nicht so zusammen! Aber womit g'rad ich das verdient hab', das möcht' ich wissen! So händelsüchtig, so verrückt — ein Mensch wie der Heinrich! Wer hätte das gedacht? Wer hätte das für möglich gehalten?"

Um diese letzten Worte ganz zu würdigen, muß man wissen, daß Kathrine in der außerdem so genauen Erzählung doch einen nicht unwichtigen Punkt unerwähnt gelassen hatte: nämlich, daß sie dem Heinrich früher in harten Worten zugeredet, von keinem der Bursche was anzunehmen. — Sie verschwieg instinctmäßig auch, was sie über die geheimsten Absichten des Hans vermuthete. Dieser bekam freilich von der Mutter ohne-

hin seine Titel. „Wie ich immer gesagt hab',“ rief die Frau, „was der Mensch nur anrührt, das richtet er zu Grunde. Seine Hoffahrt und seine Unverschämtheit thun's einmal nicht anders. Und wenn sie den Heinrich halb todtgeschlagen hätten, wär's nicht so schlimm. Es wär' tausendmal besser gewesen, der Mensch hätte den Bauernsöhnen geholfen.“

Die Tochter, leidenschaftlich beistimmend, kam nochmal auf die Schande Heinrich's zurück. „Wie ich ihn so gesehen hab',“ sagte sie, „es ist mir entsetzlich gewesen! Ein Gesicht hat er gemacht wie ein Verdammter. Und ich konnte mich nicht rühren, ich konnte kein Glied bewegen — mir ist's eben gewesen, als ob ich von Stein wär'. Schrecklich, schrecklich! Daß ich so was erleben mußte! An so einem Tag und in so einer Zeit!“ Sie sah mit einem Gesicht vor sich hin, in welchem sich die ganze Pein ihrer Seele ausdrückte.

Die Mutter suchte sie zu trösten. „Alles ist noch nicht verloren,“ sagte sie. „Wahr ist's schon, nicht nur der Heinrich wird außer sich sein über den Schimpf, sondern auch seine Mutter. Ich muß wirklich darüber nachstudiren, wie ich mit ihr über die Sach' red'. Es wird mir aber schon was einfallen. Man wird diese Geschichte am Ende auch wieder vergessen, und Alles wird dann noch gut gehen! „Wenn nur du,“ fuhr sie mit einem bedeutungsvollen Blicke fort, „dir keinen Vorwurf dabei zu machen hast. Daß du nicht im Wirthshaus geblieben und dem Heinrich beigesprungen bist, das kann man dir sehr übel auslegen.“

„Ich hab' nicht anders gekonnt!“ versetzte Kathrine be-

theuernd. „Es ist mich ein Zittern angekommen, daß ich gemeint hab', ich fall' um — und ich bin fortgelaufen, so lang' ich's noch vermocht hab', damit man mich nicht vielleicht heimtragen mußte."

„Ich will's der Kohlbäuerin so erzählen," entgegnete die Mutter, „und ich hoff', sie wird dir's nicht übel deuten. Ich hoff', ich hoff', es wird sich Alles wieder vergleichen lassen."

Als später der Schreiner unterrichtet wurde, sprach er seinerseits das tiefste Bedauern aus, meinte aber gleichfalls, es würde sich nochmal beilegen lassen. „Dann aber," schloß er mit bedenklichem Humor, „dann macht nur gleich Hochzeit, denn 's ist die höchste Zeit."

Die Tochter stimmte in ihrem Innersten mit ihren Eltern nicht überein — sie wünschte den Vergleich mit Heinrich nicht, und sie glaubte nicht an seine Ausführung; aber sie hütete sich wohl, davon etwas verlauten zu lassen.

An einem der nächsten Abende ging die Schreinerin zur Kohlbäuerin. Sie traf die stattliche Frau, die sich durch ihre Gesichtszüge und durch ihr Wesen als die Mutter Heinrich's verrieth, allein und kämpfte für die Tochter so gut, daß die Bäuerin, die immerhin ihren Stolz und ihre Empfindlichkeit hatte, nach vielem Bedauern und Seufzen zugab, der Kathrine könne man unter diesen Umständen keinen Vorwurf machen. „Der Heinrich," setzte sie hinzu, „wird's wohl auch noch einsehen. Aber für jetzt ist nichts mit ihm anzufangen. Er geht herum, als ob er verhext wär'. Er redet nicht und deutet nicht, und ich hab' wirklich nicht das Herz, mit ihm über die Sach'

zu ſprechen! Von andern Leuten hab' ich erfahren müſſen, was paſſirt iſt." Nachdem ſie leidvoll genickt hatte, fuhr ſie fort: „Wenn er auch in früherer Zeit ſchon manchmal trutzig 'rumgegangen iſt, ſo iſt er mir noch nie vorgekommen. In den wenigen Tagen hat er ſeine Farb' verloren und iſt magerer geworden. Er hat ſich's fürchterlich hineingenommen in ſeinen Kopf. O, Schreinerin! Was hat man für Kreuz mit ſeinen Kindern! Wenn man meint, man habe den Beſten — auf einmal fährt der Satan in ihn, und er macht einem Kummer mehr wie der Schlimmſte."

„Wenn er noch ein paarmal darüber ſchläft," tröſtete die Schreinerin, „dann wird's doch wieder aus ihm herauskommen! Er iſt ja ſo gut!"

„Das iſt er," verſetzte die Bäuerin, „und das gibt auch mir einen Troſt. Laſſen wir ihm halt jetzt ſeine Weis' und warten wir, bis er ſelber wieder anfängt. Es geht Alles vorüber in der Welt. Sonſt könnt' man ja auch gar nicht leben darin."

Die Hoffnungen der beiden Frauen gründeten ſich auf die Natur der Dinge und die allgemeine Erfahrung; gleichwol kam es anders, als ſie gedachten.

Heinrich änderte ſeine Weiſe auch in der nächſten Woche nicht. Die Einheimſung der Sommerfrucht gab viel zu thun und der junge Bauer lebte ganz ſeinem Geſchäft. Er ſprach nur ſo viel, als zur Leitung der Arbeiten nöthig war, und „ſchaffte" gleich einem ſeiner Knechte. Nach vollendetem Tagewerk aß er ſtillſchweigend oder auf etwaige Fragen nur höchſt einſilbig antwortend mit der Mutter und legte ſich früh zu

Bette. Zum Schreiner kam er nicht wieder. Zufällig (wenn es blos Zufall war!) begegnete er auch der Kathrine nie so, daß er sie grüßen und mit ihr hätte reden müssen.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß dem Mädchen dies erwünscht war. Sie scheute sich vor einem Zusammentreffen, besonders darum, weil sie nicht wußte, wie sie sich gegen ihn benehmen sollte. Mit bloßen Reden sich zu helfen, war ihr gegen die Natur, und sie fürchtete sich, daß Heinrich merkte, wie's ihr eigentlich um's Herz war.

Ein anderes Zusammentreffen wurde ihr dagegen nicht erspart. Einmal, in einer Seitengasse des Dorfes, sah sie unvermuthet den Hans auf sich zukommen. Sie war betroffen — ein Unwille erhob sich in ihr und eine dunkle Röthe ging über ihr Gesicht. Der Bursche grüßte sie in der ihm eigenen Weise, mit einem ruhig treuherzigen Klang der Stimme. Aber sie, die sein Benehmen an jenem Anfing vor Augen hatte, rief zum Gegengruß: „Du bist der Teufel selber! Geh!"

Hans blieb stehen. „Du kannst eben nichts," erwiderte er mit einem Tone des Vorwurfs, „als mir Unrecht thun! Ich muß der schlechteste Mensch von der Welt sein; warum? Weil du's haben willst! Wahrlich, jetzt wär's in der Ordnung, daß ich kein Wort mehr mit dir redete! Aber ich bin eben ein Esel und laß' mir gar alles gefallen. Ich bin wirklich so dumm und so schwach, daß ich mich vor mir selber schäm'. Adies!"

Er ging weiter. Kathrink stand „verhofft". Dann murmelte sie für sich: „Es ist doch so!"

Die Ernte gab auch ihr ungewöhnlich zu thun und die angestrengteren Arbeiten zogen sie ab von ihren Gedanken. Als aber alles unter Dach und Fach war und eine Zeit der Ruhe eintrat, verfiel die Einsame wieder in ein Sinnen. Was sollte aus ihr werden? Was sollte sie thun? Was konnte sie erwarten? Das waren Fragen, um die sie nicht herumgehen konnte — sie mußte sich mit ihnen beschäftigen.

Noch immer konnte sie sich nicht denken, daß sie mit Heinrich wieder einig wurde! — Aber, wenn ihr Herz auch ängstlich zu klopfen begann und eine warnende Stimme dagegen sprach, auf Hans richteten sich ihre Gedanken! Eine vertheidigende Stimme erhob sich gegen die anklagende und sagte: „Er ist vielleicht doch nicht so schlecht, als man ihn macht und auch du geglaubt hast! Er hat vielleicht nur die noch nicht gefunden, bei der er bleiben kann, und er würde sich in dem Falle wol ändern und sein leichtsinniges Leben lassen, wie's schon so Mancher gethan hat! Man bekommt alles genug in der Welt; er hat's selber gesagt und es ist wahr! Und eine brave Frau kann gar viel bei einem Mann, wenn er sie gern hat! Die Jugend, sagt man, muß vertobt sein — und bei dem hat sie eben länger gewährt, als bei Andern! — Er kann immer noch vernünftig werden — es ist möglich!"

Die Warnungsstimme blieb aber nicht aus. Sie erinnerte die Nachdenkende an die vielen Mädchen, die er schon belogen und verlassen hatte, und fragte sie, warum er grad bei ihr aufhören sollte? Sicher war es lange nicht, daß er eben bei ihr sich änderte. Und deßwegen durfte sie ihm nicht trauen; und

daß sie ihm durchaus keine Audienz mehr gebe, war ihr in jeder Beziehung gerathen.

Allein die bloße Möglichkeit einer Aenderung, die ihr vor die Seele getreten war, kam dem Burschen doch zugute. „Es kann sein! Es kann dennoch sein, daß ich ihn 'rumbrächte!" So rief's wieder und wieder in ihr; sie malte sich die Vorstellung aus, und ein Bild stand vor ihr, das ihr wohlthat und schmeichelte.

In Wahrheit befand sie sich in einer sehr gespannten, traurigen Lage. Sie hatte keine Ansprache im Hause, keine lindernde Zerstreuung; ihr Herz hatte kein Ziel, und die Ungewißheit machte ihr im Innersten bange. In diesem Schwanken erhob sich in ihr ein Sehnen nach Glück, nach vollem, ganzem Lebensglück, worauf sie doch auch ein Recht zu haben glaubte. Sie hatte noch wenig Freude gehabt in ihrer schönen Jugend! Eine zeitlang wol; aber dann war der Verdruß gekommen und alles war in's Gegentheil umgeschlagen. Sollte es für sie wirklich kein Glück mehr geben in der Welt?

Ihr Herz pochte; es verlangte nach Erfüllung, dringend, mit heißer Bewegung.

Und die Gestalt des Hans erschien ihr wieder — in dem eigenthümlichen Glanze, den sein Muth, seine Stärke, sein Stolz ihr liehen. „Er hat seinesgleichen nicht!" rief's in ihr aufs neue; „Jeden sticht er herunter! — Alles," fuhr sie nach einer Weile fort, „Alles muß am Ende gewagt sein in der Welt. Brief und Siegel haben wir für nichts! — und wer sich nichts

traut, der bekommt auch nichts! — Wenn mir das geriethe mit dieſem Menſchen!“ — —

Eines Abends, als ſie in ſolchen Gedanken daſaß, kam eine junge Nachbarin, ſie zu beſuchen. Nach allerlei Reden fiel das Geſpräch wieder auf die Geſchichte im Wirthshaus und auf den Hans. Die ſtämmige Dirne konnte nicht umhin, den Burſchen ebenfalls zu bewundern. „Er iſt halt immer noch Meiſter!“ ſagte ſie. „Wenn ich nur einmal ſähe, daß er in einem Handel verlieren thät'! Aber nein: immer ſetzt er's durch — Alles muß kommen, wie er's haben will!“ Sie ſchwieg und lächelte für ſich. „Merkwürdig iſt's,“ fuhr ſie dann fort, „daß er ſich keinen Schatz mehr angeſchafft hat! Seit es mit der Schneidersgret aus iſt, hört man von nichts mehr.“

„Vielleicht mag ihn keine mehr!“ verſetzte Kathrine mit Geringſchätzung.

„Oh,“ rief Jene, „das laß du gut ſein! Der kann ſo viel haben als er will. — Es iſt wahr, er iſt nimmer ganz jung; aber bei dem ſieht man drüber weg!“

„Leichtſinnige Mädchen!“ rief Kathrine mit einer Miene der Entrüſtung. „Was hat bei dem eine zu erwarten?“

„Nun ja!“ verſetzte die andere mit Ruhe. „Bis jetzt hat er freilich noch jede wieder gehen laſſen. Aber wer weiß? Einmal gefällt ihm vielleicht eine doch ſo, daß er bei ihr bleibt!“ — Nach kurzem Innehalten fuhr ſie fort: „Es muß ein ſonderbarer Menſch ſein! Ich kenne zwei, deren Burſch er geweſen iſt; die eine iſt jetzt verheiratet, die andere dient. Glaubſt du, daß ſie ihm etwas nachtragen und daß ſie ihm bös ſind? Ge-

weint und geschrien haben sie freilich alle zwei, als sie gesehen haben, daß er nicht mehr zu ihnen kommt. Aber — ich kann dir's wol sagen — heut noch haben sie ihn gern, und um alles in der Welt ließen sie sich's nicht ablaufen, daß er einmal mit ihnen gegangen ist."

Kathrine wurde roth. „Lassen wir's gut sein!" rief sie mit einer gewissen Heftigkeit. „Wir haben jetzt genug gesprochen von diesem Menschen!"

Allgemach änderte sich das Wesen der Tochter so, daß es der Mutter auffallen mußte. Sie war nachdenklich und sprach wenig. In ihrer Miene und dem Klang ihrer Stimme verrieth sie eine Trauer und eine Ergebung, daß man sah, sie litt und wollte nicht davon reden. Zuweilen zeigten die blauen Augen einen heroischen Glanz und ihr Gesicht erhielt einen eigenen, beinahe feierlichen Schimmer. Aber aus dieser Stimmung fiel sie immer wieder in ihre Trauer zurück.

Die Mutter, nachdem sie zum Oefteren den Kopf geschüttelt hatte, sagte eines Tages: „Mädchen, die Geschichte nagt an dir, und ich kann dir's nicht verdenken! Es ist auch wirklich unverantwortlich, wie's der Heinrich macht! Gar nichts mehr von sich hören lassen! Was fällt ihm denn ein? Soll etwa die Sache nun an dir 'nausgehen?" — Nach kurzem Schweigen fuhr sie mit Unmuth fort: „Wenn man nur nichts übertreiben thät'! Im Dorf, wo zuerst ein solches Geschrei gewesen ist, spricht man bereits nicht mehr von dem dummen Handel — und er allein will's nicht aus seinem Schädel 'nausbringen! Ich hätt' ihn wirklich für klüger gehalten! Nun ist aber meine

Geduld zu Ende! Ich geh' heute noch zur Kohlbäuerin und mach' die ganze Geschichte klar, dafür steh' ich dir!"

Gegen Abend — um dieselbe Zeit, als die Mutter sich auf den Weg machte zur Bäuerin — ging die Tochter allein auf dem Fußweg des Wiesengrundes gegen das Dorf zu. Sie hatte „Ohmed" (Grummet) aufgesetzt mit ihrer Schwester, und diese war schon früher nach Hause gegangen. Wie sie in Gedanken wandelte, kam von der Seite eine Frau auf sie zu, deren bloßer Anblick sie in Aufregung versetzte. Es war die Base des Hans, die Frau, von der man wußte, daß sie auf den Hans die größten Stücke hielt, mehr als seine eigene Mutter. Die Alte grüßte das Mädchen und stellte sie. Dann, mit gedämpfter Stimme, aber ohne Umschweife, sagte sie: „Kathrine, ich hab' einen Auftrag an dich, von meinem Hans!"

Das Mädchen erröthete jählings, versetzte aber mit strenger Miene: „Was will der von mir?"

„Was wird er wollen?" rief das Weib. „Er will erfahren, wie er mit dir daran ist!"

Kathrine schaute sie an, indem sich ihr Mund geringschätzig verzog. „Hat er das noch immer nicht gesehen?" erwiderte sie.

„Geh'," versetzte die Alte, „stell' dich nicht so! Es ist noch nicht aus mit euch Zweien; ich hoff', es geht erst an!"

Jene lächelte spottend. „Da habt ihr einen guten Glauben," entgegnete sie. „Laßt euch nur das Warten nicht verdrießen!"

Das Weib schüttelte den Kopf. „Das wär' doch merkwürdig," rief sie mit ungläubiger Verwunderung, „wenn es

dem Hans jetzt so ging'! Bis jetzt hat er die Mädchen verhext — sie sind mit ihm gewesen wie närrisch, und nun auf einmal soll eine den Stiel umdrehen und ihn verhexen und ihn auslachen?"

„Damit geschiebt ihm nur recht!" entgegnete Kathrine. „Grad' das hat er verdient!"

Das Weib sah sie an. „Ja," rief sie, „wenn ich's glauben könnt'!" Dann fuhr sie fort: „Er ist verwandelt — er ist frei nimmer zum Kennen! Traurig ist er, und elend lauft er herum — er thut mir wahrhaftig leid. — Ich hab's nicht länger mit ansehen können; ich hab' ihn zum Reden gebracht und er hat mir gesagt, was ihm das Herz drückt. Dich muß er haben," sagt er — „dich, Kathrine!"

„So!" versetzte Kathrine. „Weiter nichts? — Und auf wie lange?"

Die Alte wurde bös. „Laß diese Reden, sie passen nicht! Wenn er's nicht ehrlich meinte mit dir, dann würd' ich ihm nicht helfen, das kannst mir glauben! Heiraten will er dich! Zum Weib will er dich haben! — Er hat die Andern, mit denen er gegangen ist, wieder verlassen, weil eben — so hat er mir selber gesagt — keine Kathrine d'runter gewesen ist! Er ist zum Sterben verliebt in dich, Mädchen, und er könnt' gar nicht mehr von dir lassen, wenn er auch wollte! — Sieh," fuhr sie fort, indem sie Kathrine beim Arme nahm, „keine größere Freud' hab' ich gehabt in meinem ganzen Leben, als wie ich das gesehen hab'! Ich will gar nicht Alles loben von ihm — behüt' mich Gott! Er hat böse Streiche gemacht, ich kann's

nicht leugnen, und ich hab' ihn oft recht gescholten! Aber wenn ich noch so zornig gewesen bin — er hat eine Art, über die Sachen zu reden und einem wieder zu flattiren; ich hab' ihm stets wieder gut sein müssen! Er ist eben ein besonderer Mensch und es steckt viel Gutes in ihm. Weißt du, was ihm fehlt? Eine brave Frau, die er gern hat! Und wie bis jetzt Keiner neben ihm hat aufkommen können in der Schelmerei, so wird's ihm Keiner gleichthun können als gestandener Mann! O wenn ich die Freud' noch haben könnt', daß ich euch zwei zusammen säh' als Mann und Frau! Kathrine — mir zuliebe thu's! Mit dem Kohlbauer ist's jetzt doch aus! Geh', du verdienst ein anderes Mannsbild. Der Hans, sag ich dir, mein Hans, das ist dein Mann! — So hör' ihn doch wenigstens an!" fuhr sie dringend fort. „Los' doch, was er dir zu sagen hat!" Und indem sie das Mädchen an sich zog, fügte sie mit gedämpfter Stimme hinzu: „Komm heute Nacht in deinen Garten! Beim „Emmenstand" hört und sieht euch kein Mensch, wenn auch noch einer auf wär'! Da könnt ihr mit einander sprechen und Alles ausmachen! Das hat er sich ausgedacht. Und Punkt Zehne wird er da sein!"

Das Herz des Mädchens pochte heftig; sie entwand sich der Alten. Schweigend stand sie da. Sie suchte mit ihrer Seele die Gedanken des Burschen zu durchdringen. That sie ihm Unrecht? Meinte er's mit ihr wirklich gut? Oder hat er auch diesmal seiner Base nur etwas vorgemacht, um zu ihr zu kommen und sein Spiel mit ihr zu treiben, wie mit den Anderen? — Eine Weile verging. Auf einmal erhob sie den Kopf, ihre

Wangen zeigten die Farbe des Entschlusses. „Sternweberin,“ rief sie, „ich will kommen! Ich will Euren Hans anhören — ich will sehen, was er mir zu sagen hat! Mein jetziges Leben ist eine Qual! Es muß ein Ende werden, so oder so!“

Die Alte, deren wetterbraunes Gesicht leuchtete, faßte die Hand des Mädchens und „verdrückte“ sie zärtlich. „O Kathrine,“ rief sie, „was du mir für eine Freud' machst! Du wenn sein Weib wirst, dann sind mir und seiner Mutter die Sorgen genommen; dann kommt Alles in Ordnung! Guten Abend, Liebe! Um Zehne also — Punkt Zehne!“

Eine Stunde, nachdem Kathrine heimgekehrt war, kam auch die Schreinerin. Sie ging in der Stube auf die Tochter zu und sagte: „Nun, hoff' ich, werden wir bald im Reinen sein! Die Kohlbäuerin hat mir Recht geben müssen! Sie will mit dem Heinrich reden, und sie glaubt, es werde ihm selber lieb sein. Denn böse, meint sie, wär' er jetzt nicht mehr, sondern er schämte sich nur noch und traute sich nicht anzufangen. Wenn sie ihm sagte, wie wir gesonnen seien, dann würde er selber froh sein, und dann sollte Alles gleich richtig gemacht werden.“

Kathrine schaute mit einem schwer zu beschreibenden Blicke auf die Mutter. „Aussichten über Aussichten!“ erwiderte sie. „Nun, Gottlob — endlich sehen wir aufs Ziel!“

X.

Die Glocke des Kirchthurms schlug Zehn; feierlich drangen die Klänge von der Höhe des eigentlichen Dorfes ins „Weiler“ herüber. Im Hause des Schreiners lagen alle zu Bette und schliefen, mit Ausnahme der Kathrine. Diese hatte sich noch etwas zu thun gemacht und verließ jetzt die Stube, um sachte die Hausthür aufzuklinken und in den Hof zu treten. Die Luft des Spätsommers umhauchte sie lau, die Nacht war sternenhell, die Sichel des Mondes, die man am Abend gesehen, wieder untergegangen. Das Mädchen lehnte die Hausthür vorsichtig wieder an und ging dann mit leisen Tritten, aber mächtig schlagendem Herzen vom Hof in den Garten bis vor zum Immenstand. Hinter diesem trat Hans hervor.

Mit gedämpfter Stimme, aber mit einem Klang, der seine erregte Seele verrieth, sagte der Bursche: „Guten Abend, Kathrine!“ Und indem er ihre Hand ergriff, rief er: „Sei bedankt, Kathrine. Was nun auch geschehen mag — daß du heut' gekommen bist, das werd' ich dir nicht vergessen, so lang ich leb'.“

„Hans," erwiderte das Mädchen mit einem Tone, aus dem nicht nur ihre Bewegung, sondern auch eine eigenthümliche Trauer herauszuhören war, „ich hab' vielleicht Unrecht gehabt, daß ich gekommen bin. Aber ich bin in einem Zustand, den ich nicht mehr ertragen kann, und ich muß hören, was du mir zu sagen hast. Was willst du von mir?"

Jener schwieg einen Augenblick; dann mit dem Humor der Zärtlichkeit sagte er: „Daß du mein Schatz wirst."

„Weiter nichts?"

„Und mein Weib!" setzte er mit Nachdruck hinzu.

Eine Stille folgte. „Und das ist dein Ernst?" entgegnete das Mädchen.

Hans nach kurzem Besinnen erwiderte: „Ich will dir was sagen. Wenn du einen Andern zum Mann nimmst, dann kann ich dir gar nicht dafür gutstehen, daß du ihn lang haben wirst."

„Oh!" rief Kathrine wie zu einer großen Uebertreibung und Prahlerei. „Nun," fuhr sie fort, „ein verwegener Mensch bist du, das ist wahr. Aber wenn du auch so was thun könntest, so würde das noch nichts beweisen."

Hans erwiderte mit einem Laut der Ungeduld. „Zwing' mich nicht," sagte er, „daß ich dir jetzt Redensarten mach'. Soll ich dir einen Eid schwören?"

„Wenn du ihn nicht halten wolltest," versetzte Kathrine, „so thät' er mir nichts helfen."

„Also trau mir," entgegnete der Bursche. „Trau mir und damit gut. Ich kann dir sagen, so lang ich leb', ist's mir nicht

ſo um's Herz geweſen wie jetzt. Es iſt ein Unterſchied wie zwiſchen Tag und Nacht. Und nun weiß ich, ich hab' nur deßwegen keine andere zum Weib nehmen können, weil ich auf dich hab' warten müſſen."

Kathrine lächelte wehmüthig. „Daß du geſcheit biſt und dich immer wieder hinausreden kannſt, das iſt bekannt."

„Ich ſag' nur, was wahr iſt," erwiderte Hans: „das iſt meine ganze Weisheit. Und ich ſag' dir jetzt, daß niemals ein Burſche ein Mädchen ſo gern gehabt hat, wie ich dich. Ich bin ganz außer mir: ich hab' keine Ruh' und keinen Verſtand mehr; keine Minute vergeht, daß ich nicht an dich denk' — ich bring' dich nicht mehr von meinen Augen weg — und wenn du mich jetzt wieder fortſchickſt, dann kannſt du ebenſo gut ſagen: ſtich dir ein Meſſer durchs Herz."

Kathrine zitterte. „Hans," rief ſie, „wenn du's jetzt nicht gut meinteſt mit mir, dann wärſt du der ſchlechteſte, ſchändlichſte Menſch, der auf Gottes Erdboden herumwandelt."

„Der wär' ich," verſetzte der Burſche.

„Und du verdienteſt, daß man dich räderte."

„Wie's nur je einer verdient hat. — Ich weiß ja," fuhr er mit einem Tone der Zärtlichkeit fort, „ich weiß ja noch etwas und glaub' feſt daran." Er nahm ſie bei der Hand und ſagte: „Komm!"

Mit ſanftem Ziehen führte er ſie auf die andere Seite des Immenſtandes zu einer Bank, die der Schreiner mit einer Lehne zu ſeiner Bequemlichkeit verfertigt und an dem Nachbarzaun

aufgestellt hatte. Das Mädchen war zögernd und willig gefolgt. Beide ließen sich nieder.

„Kathrine," rief der Bursche, „was ich noch weiß, das will ich dir sagen. Du hältst was auf mich trotz der Reden, die du mir gegeben hast. Du hast mich lieb — du hast Keinen so lieb wie mich. Das ist so gewiß, wie die Sterne da droben am Himmel stehen — und darum hab' ich mich durch nichts abschrecken lassen. — Kathrine," fuhr er nach einer Weile zärtlicher, dringender fort, „red' nun auch du. Hab' ich Recht oder nicht? Sag' mir's. Ich bitte dich!"

Das Mädchen senkte den Kopf in tiefer Bewegung. „Hans," erwiderte sie, während ihre Augen naß wurden, „du hast Recht, und ich will's nicht länger leugnen. Ja," fuhr sie mit bebender Stimme und überströmender Güte fort, „ja ich hab' dich gern, Hans — und ich kann den Heinrich schon deßwegen nicht heiraten, weil ich doch nur immer an dich denken würde. Ich kann mir nicht anders helfen — und weil's so ist, so will ich dir's auch sagen. Was nun auch aus mir werden mag," setzte sie schauernd hinzu, „ich kann's nicht ändern."

Hans, indem er sie leidenschaftlich umschlang, rief: „Dank dir, Kathrine! Liebe Kathrine!"

Das Mädchen, an den Burschen gelehnt, schwieg. Dann fuhr sie fort: „Schon wie du das erstemal mit mir gesprochen hast — auf dem Anger am Bach — da hat sich was gerührt in mir, und ich bin recht ärgerlich gewesen über mich. Und wenn ich später so bös zu dir gewesen bin und so zornig, so hat's nur seinen Grund darin gehabt, daß ich geglaubt hab',

du wollteſt mir's machen wie den Andern. Aber in der Stadt, da bin ich dir ganz zugefallen. Ich hab' mich gewehrt — ich hab' mich ſelber ſchlecht genannt — aber es hat nichts geholfen. Ich hab's nöthigen wollen und bin nochmal mit dem Heinrich gegangen, da hat's ein End' genommen! Und wenn du mich nun ärgerſt und kränkſt und raſend machſt, ich kann dir nichts nachtragen, weil ich dich zu gern hab'."

Der Burſche zog nach dieſer rührenden Erklärung die Geliebte an ſeine Bruſt und küßte ſie mit glühender Leidenſchaft. „Kathrine," rief er, „nun gehörſt du mir. Endlich, endlich! Ich hätt' nicht geglaubt, daß ich noch eine ſolche Freud' haben ſollt' auf dieſer Welt."

Auch in ihm waren alle beſſeren, um nicht zu ſagen edleren Anlagen erwacht. Er fühlte, daß das ein ganz anderes Mädchen war, als alle die früheren. Er war geradezu ergriffen, und eine Achtung erfüllte ihn vor dem Herzen, das ſich ihm ſo ganz und gar ergeben hatte. Ja, ſie mußte er anders behandeln als die anderen, ſie war es werth — und ſie lohnte es ihm tauſendfach!

Nach einer Weile begann das Mädchen mit ſüßem Tone und mit einer gewiſſen Laune: „Und was ſoll denn nun geſchehen? Wie wollen wir's nun anfangen? Dein Vater übergibt dir ſein Haus, haſt du geſagt?"

„Sobald ich will," verſetzte Hans. „Und von meiner Baſe ſind mir tauſend Gulden ausgemacht."

„Ah," rief das Mädchen, „da können wir leben!" Nach einer Pauſe fuhr ſie mit Ernſt fort: „Es wird freilich noch

Kämpfe kosten. Aber das ist einerlei. Ich will deine Sache schon führen bei meiner Mutter — und mein Vater wird sich noch eher drein ergeben."

Der Bursche war still. Dann sagte er: „Ich glaub', wir thäten doch klüger, das Geheimniß noch eine zeitlang für uns zu behalten und uns den Verdruß zu ersparen. Was jetzt noch schwer ist, das kann in einigen Wochen leicht werden!"

„Meinst du?" versetzte Kathrine.

„Es ist ihnen noch zu neu," fuhr Hans fort. „Wir dürfen nicht mit der Thür ins Haus fallen."

Kathrine schwieg. „Du kannst Recht haben," sagte sie.

„Und dann," rief der Bursche mit einem zärtlichen Humor, „ich will dich nicht nur zum Weib haben, ich will dich auch zum Schatz haben. Bis jetzt hab' ich nichts gehabt, als das Ansehen und das Nachsehen — du weißt es. Und sehr harte Reden hab' ich hören müssen von dir, Kathrine! Jetzt zeig' mir doch auch eine Weile, daß du mein Mädchen sein kannst — mein herzliebes Mädchen, das mir gehört, mir, mit Leib und Seel'."

Kathrine war still; man hörte ihr Athmen.

„Kannst du das nicht?" fragte der Bursche.

„Ich kann's wol," erwiderte sie. „Aber wenn du darauf kommst —"

„Dann sollst du dir keine dummen Gedanken machen," fiel Hans ein. „Kind," fuhr er fort, „Mann und Weib können wir noch lang mit einander sein. Wir werden gut mit einander hausen, und ich glaub', daß deine Lieb' zu mir aushält

im Eheſtand. Aber — ich möcht' ſie doch noch vorher auf die Probe ſtellen."

„Das iſt nicht nöthig."

„Aber ſchön, Kathrine, ſchön!" rief der Burſche mit übermüthiger Laune. „Alles," fuhr er nach einer Weile fort, „hat ſein Sach' in der Welt und Alles hat ſeine Zeit. Mann und Weib iſt ſchön, aber Mädchen und Burſch iſt auch ſchön, über die Maßen ſchön — und ſolch eine Zeit zu überſpringen, das wär' ganz ungeſchickt."

Kathrine verſuchte zu lächeln. „Du wirſt mit der Zeit um dich," ſagte ſie, „als ob du zwanzig Jahre alt wärſt."

„Ah!" rief Hans, „du hältſt mir mein Alter vor? 's iſt wahr, ſiebenundzwanzig hab' ich hinter mir — ich gehör' nicht mehr zu den Jungen. Aber ich bin auch beſcheiden in meinem Verlangen. Ich will nicht etwa ein Jahr von dir, mit einem Vierteljahr bin ich zufrieden."

„Ein Vierteljahr!" wiederholte ſie.

„Mädchen," fuhr Hans fort, indem er ſie ſcherzend am Arme ergriff, „ich hab' dich zu lieb. Ich hab' dich ſo lieb, wie du biſt. Gönn' mir doch das Glück, dich einige Zeit ſo lieb haben zu können!"

„Wenn du mich wirklich lieb haſt," verſetzte das Mädchen zögernd.

„Laß dieſe Reden!" fiel er mit einem Blicke des Vorwurfs ein. „Verderb' uns die ſchöne Zeit nicht mit ſolchen Einfällen. Glaub' mir," fuhr er mit einem Tone fort, der bei aller Leidenſchaftlichkeit etwas Melancholiſches hatte, „ich kenne die Welt

doch ſchon ein wenig länger und ein wenig beſſer als du. Man bildet ſich manchmal ein, daß etwas ein Glück ſei, und man ſieht nachher, daß es keines iſt. Sobald man etwas muß, dann iſt's kein Vergnügen mehr. Es muß Alles von ſelber kommen, wenn's uns freuen ſoll, und am allerbeſten iſt's, wenn die Welt es nicht leiden will. Stehlen muß man die Freud', dann iſt's eine wirkliche Freud'. Die heimliche Lieb', das iſt die rechte Lieb'. Wenn man ein Verlangen danach hat über alle menſchlichen Begriffe, und man hat das Herz und gönnt ſich das Glück, und man kommt zuſammen, ohne daß ein Menſch eine Ahnung davon hat — in ſtiller Nacht, bei Sturm und Regen, bei ſauſendem Wind — da weiß man, warum man auf dieſer Welt lebt. Und wenn man das gehabt hat, dann hat man Alles gehabt — und dann kann kommen, was will. Wenn wir Mann und Frau ſind, Kathrine, wie gern werden wir dann an unſre ſchöne Jugend denken und davon reden. Wie vergnügt werden wir darüber ſein. Oh," fuhr er mit leidenſchaftlichem Tone fort, „das Glück kommt nicht immer, wenn man's haben will; alſo, wenn man's hat, muß man's feſthalten!" Und ihre beiden Hände faſſend, mit einem ſiegblickenden Auge rief er: „Sei ehrlich, Kathrine. Hab' das Herz und red'. Biſt du jetzt glücklich?"

Kathrine, mit gedämpftem Tone, ihr Haupt auf ſeine Schulter legend, erwiderte: „Ueber alle Maßen."

„Nun, ſo bleib' es!" rief Hans triumphirend und nahm ſie in ſeine Arme. Da brach in dem Herzen des Mädchens die Liebe und Zärtlichkeit in glühenden Flammen aus. Sie

faßte den Burſchen um den Hals und küßte ihn leidenſchaftlich, unerſättlich.

Plötzlich entwand ſie ſich ihm und hielt ſeine beiden Arme. „Hans,“ rief ſie mit einem Ausdruck, in dem bei aller Liebe ein unwillkürlicher Schauer vor der Zukunft ſich verrieth, „ich geb' mich nun ganz in deine Hand.“

„Du wirſt's nicht bereuen,“ rief der Burſche.

„Ich glaub's,“ erwiderte ſie.

Beide ſchwiegen. Dann ſagte das Mädchen: „Es zieht jetzt an — und es iſt Zeit, daß ich geh'.“

Sie ſtand auf.

„Kathrine,“ ſagte Hans, „ich ſollte dich eigentlich noch nicht fortlaſſen.“

„Aber ich geh',“ rief das Mädchen entſchloſſen.

„Nun,“ entgegnete er nach kurzem Schweigen, „man ſoll nicht Alles auf einmal haben. Den heutigen Tag ſtreich' ich doch roth an in meinem Kalender — mit zwei großen Strichen.“

Kathrine reichte ihm die Hand. „Gute Nacht!“ ſagte ſie.

„Gute Nacht, Liebe!“ erwiderte er einſchlagend. „Lebe wohl — auf Wiederſehen.“

Das Mädchen nickte. Dann wendete ſie ſich und ging dem Hauſe zu.

Der Burſche ſah ihr eine zeitlang nach. Dann trat er zu dem Eckpfoſten des Nachbarzaunes, ſtieg hinan und ſprang auf die Wieſe hinaus.

XI.

Die Kohlbäuerin fand ihren Sohn endlich in der Stimmung für die Ansprache, welche sie der Schreinerin versprochen hatte. Es ward ihr nicht schwer, ihn zu überzeugen, daß Kathrine ihm nicht habe Unrecht thun wollen, daß er selber schuld sei, wenn die verdrießliche Geschichte nicht längst abgemacht und vergessen wäre. Ein verlegenes Lächeln zeigte freilich, daß noch immer ein Stachel in seiner Seele blieb. Aber er erklärte: die Mutter möge Recht haben. Er sei eben so gekränkt worden, daß er ganz auseinander gekommen sei, und er habe mit Niemand reden können — der Mund sei ihm nicht aufgegangen. Die Kathrine hätte am Ende auch ihn heimsuchen und ihm den Verdruß und den Zorn ausreden können; wie sie mit einander ständen, konnte das gar wohl geschehen. Allein es sei nun einmal nicht dazu gekommen, und jetzt, das sehe er wol, müsse er zu ihr gehen. — Er werde es thun.

Am nächsten Abend schon wollte er seine Zusage halten — er hatte den festen Entschluß gefaßt. Da, im Laufe des Tages,

kam ihm das Gerücht zu Ohren: der ſchwarze Hans gehe zur Kathrine!

Es war einer ſeiner Knechte, der es ihm hinterbrachte. Heinrich entgegnete heftig, das ſei eine einfältige Lüge, und er ſolle ihm mit ſolch elendem Geſchwätz nicht wiederkommen. Aber der grimmige Sturm in ſeinem Herzen widerſprach ſeinen Worten. Das hatte ihm gedroht! Das hatte er gefürchtet! Es war das Allerſchlimmſte, was ihm begegnen konnte: aber es war möglich! — Und wenn es geſchehen war — ! —

Anſtatt Abends zum Schreiner zu gehen, ſchlich er in ſtiller Nacht zu dem Hauſe, ſtellte ſich in einem Winkel der Seite auf, wo die Dachkammer der Kathrine lag, und lauerte. Aber nicht lange, ſo überzeugte er ſich mit ſeinen Augen und Ohren: das Gerücht ſprach die Wahrheit.

Viel Marterndes hatte er in ſeinem Leben erfahren, das war das Martervollſte! — Als er nicht mehr zweifeln konnte, war es ihm, als ob ihm die Seele aus dem Leibe ſänke! Alle Qualen der Hölle ſtürmten auf ihn ein: Wuth, raſender Schmerz, giftige Scham, brennender Neid! Nur mit der größten Mühe, mit krampfhaft ringender Anſtrengung hielt er ſich aufrecht.

Aber das Gewiſſe, das Unwiderrufliche hat eine wunderbar ſtärkende Kraft. Alles Schwanken in Furcht und Hoffnung hat ein Ende; der Weg, den er zu gehen hat, iſt dem Menſchen gewieſen. — Dem Verrathenen war die Nacht, in der er dahingewandelt, mit einer furchtbaren Fackel erhellt! — Mit der Frucht dieſer Erfahrung ging er nach Hauſe.

Unheil, Unheil ſah er kommen. Unheil für das Mädchen, Unheil für den Verführer und für ſich. — Aber Alles, was kam, ſollte an ihm ſeinen Mann finden!

Im Laufe der nächſten Tage ſtellte ſich das Glück, das er hätte haben ſollen und das nun ein Anderer hatte, noch ein paarmal vor ſeine Seele, welche große Pein ausſtand — aber dann war's zu Ende. Er war von jetzt an bloßer Zuſchauer. Wie es ging, das wollte er ſehen. Was er dabei zu thun bekam, das behielt er ſich vor, zu thun.

Er ſelber ſtaunte über das Gefühl, das er hatte. Es war ihm, als ſei eine unerträgliche Laſt von ihm gefallen, und ein Schwung ging durch ſeine Seele, der etwas gewaltſam Erhebendes, etwas Berauſchendes hatte.

Am andern Morgen nach der Entdeckung hatte ſeine Mutter zu ihm geſagt: „Nun, biſt du dort geweſen?“ Er hatte geantwortet: „Ich bin dort geweſen.“ Und auf ihre weitere Frage, ob alles im Reinen ſei, hatte er entgegnet: „Ganz und gar.“ Er war bei dieſen Antworten ſo ſehr Herr ſeiner Stimmung geweſen, daß die Mutter keine Ahnung erhielt von ihrem wahren Sinn, vielmehr ihre Zufriedenheit ausſprach und die Kathrine und ihn ſelber lobte.

Aber das Gerücht verbreitete ſich im Dorf unaufhaltſam, und endlich kam es auch an die Kohlbäuerin. Sie lief augenblicklich dem Sohne zu, um es ihm mitzutheilen. Dieſer erklärte mit verächtlichem Lächeln, daß ſie ihm nichts Neues ſage! — Und er erzählte der Staunenden und Jammernden, was er ſelber mit angeſehen.

Die Bäuerin, mit aller Entrüſtung des gekränkten Stolzes, verdammte die Schreinerstochter in den bärteſten Ausdrücken. Sie pries den Verlaſſenen glücklich, daß er von ſo einer noch zu rechter Zeit losgekommen ſei, indem ſie hinzufügte: er könne ganz andere haben, ſolle ſich jetzt aber auch nur an Seinesgleichen halten! — Als ſie den Sohn daſtehen ſah mit einem tief bitteren Ausdruck des Mundes, ſtumm, bleich, da kam ihr eine neue Sorge, und ſie ſagte mit Bedeutung: „Alles iſt jetzt gut und Alles wird beſſer werden als vorher, wenn du geſcheit biſt: wenn du dir die Geſchichte nicht zu Herzen nimmſt, ſondern dir aus dem Sinn ſchlägſt! Willſt du's? Verſprichſt du mir's?“ — „Ich will thun, was ich kann,“ verſetzte Heinrich.

Noch ein paar Tage und das Gerücht drang auch in das Haus des Schreiners; es wurde der Mutter zugetragen von einem ältern Verwandten. Obwol die Frau bereits einen Verdacht hatte, ſo machte die Nachricht, daß man von dem Verhältniß im ganzen Dorf als von einer ausgemachten Sache rede, doch einen entſetzlichen Eindruck auf ſie. Starr blickte ſie den Alten an und antwortete dann mit Ausrufungen und Klagen, daß jener ſtumm vor ihr ſtand und ſie kaum zu tröſten wagte.

Als er ſich entfernt hatte, ließ ſie die Tochter zu ſich auf die Stube kommen. Mit einer Miene, welcher Entrüſtung und Wuth den drohendſten Ausdruck gaben, rief ſie der Erſchienenen zu: „Was muß ich hören? Im ganzen Dorf ſagt man, daß du mit dem ſchwarzen Hans einverſtanden ſeieſt und daß er zu

dir gehe! Iſt das wahr? Haben die Leute Recht? Hab' ich eine ſolche Tochter?"

Kathrine, ſo plötzlich mit Fragen und Anklagen überſchüttet, wechſelte die Farbe und verlor auf einen Augenblick die Faſſung. Aber ſie hatte ſich auf dieſen Fall ſchon vorbereitet und entgegnete nun, wenn auch mit einem Klang des Bedauerns, doch mit größerer Feſtigkeit, als man ihr zugetraut hätte: „Ja, es iſt wahr!"

Die Schreinerin erblaßte und ſah in der größten Aufregung auf ſie. „Alles hat alſo nichts geholfen?" rief ſie. „Alles, was ich geſagt habe — Alles, was du ſelber geſagt haſt! Der Menſch hat auch dich verhext, und du rennſt in dein Verderben mit ſehenden Augen! Jetzt, wenn du einen Vater hätteſt, wie's manche gibt, weißt du, was er dir thäte? An den Haaren würde er dich herumſchleifen — hier in dieſer Stub'!"

Kathrine, mit geſenktem Kopf, erwiderte: „Ihr könnt mir thun, was ihr wollt, ich muß mir's gefallen laſſen! — Aber wenn ihr mich mißhandelt, weil der Hans jetzt mein Burſch iſt, dann habt ihr Unrecht! — In einem Vierteljahr bin ich ſein Weib; es iſt feſt ausgemacht zwiſchen uns!"

Die Schreinerin antwortete mit einem Hohnlachen. „Das heißt," entgegnete ſie, „ſo hat er dich angelogen und ſo haſt du's geglaubt! „Wie iſt's möglich, daß dem noch eine traut!" weißt du, wer das geſagt hat? Du ſelber! — Und nun iſt die erſte, die ihm wieder traut, die, welche am ärgſten gegen ihn geſchrien hat — meine Tochter!"

Kathrine, mit einem Ton der Ergebung, verſetzte: „Ich hab' ihn eben damals nicht gekannt!"

„So!" rief die Mutter, ordentlich glänzend vor Hohn, „und jetzt kennſt du ihn? Das heißt, jetzt biſt du eine verliebte dumme Gans und glaubſt, was er dir ſagt. Aber kennen lernen wirſt du ihn ſchon noch — das wird nicht ausbleiben! In einem Vierteljahr biſt du eine Dirne, die ſich auf die Schandbank ſetzen kann!"

Kathrine ſchüttelte den Kopf mit Unmuth und Stolz. Sie hatte alle Beweiſe der Welt, daß der Hans nicht mehr von ihr laſſen könne — und ſollte ſo was anhören über ihn? „In einem Vierteljahr," wiederholte ſie mit Nachdruck, „bin ich ein Weib, meines Burſchen Weib! Und jetzt, weil's doch einmal aufgekommen iſt, jetzt wird's noch früher geſchehen!"

„Das Glück," entgegnete die Schreinerin mit Verachtung, „wenn's auch dazu käme, wär' kein beſonderes! Denn aus dem Menſchen wird nie ein ordentlicher Mann, es liegt gar nicht in ihm! Aber ich glaub' nicht dran! Ich glaub' nur, daß das eintrifft, was mich ſchon ein paarmal zu Tod erſchreckt hat in der bloßen Vorſtellung. — Großer Gott in deinem Himmel droben!" fuhr ſie fort, indem ihr Thränen aus den Augen drangen; „ſo was muß ich erleben von meiner Tochter! Von der geſcheiten und ſtolzen Kathrine! Von dem Mädchen, die den bravſten Menſchen hätt' haben können im ganzen Dorf! Nun kann ich mir denken, warum der Heinrich nicht mehr gekommen iſt. Er weiß es auch ſchon, und die Kohlbäuerin weiß es! Alle wiſſen's im ganzen Dorf und Alle ſchlagen die Hände

über'm Kopf zuſammen! Meine Tochter, die man nur gelobt und beneidet hat, ſie wird jetzt verachtet und in den Mäulern herumgetragen, daß man ſich ſchämen muß in der ganzen Umgegend! Ich hab' viel Verdruß gehabt und Angſt in der letzten Zeit; aber das Aergſte, was ich mir vorgeſtellt hab', iſt nichts geweſen gegen das, was jetzt wirklich gekommen iſt! Der Teufel, ja, der Teufel in der Höll' ſelber hat uns das angerichtet! Du, dem Hans ſein Mädchen! du! — An dem Unglück," ſetzte ſie verzweifelnd hinzu, „gehen wir zu Grunde, alle mit einander!"

Kathrine, erſchüttert, ging auf die Mutter zu und wollte ihre Hand ergreifen. Die Schreinerin riß ſie heftig zurück. Zitternd und bebend ſtanden beide einander gegenüber. Dann rief die Tochter mit flehendem Ton: „Mutter, ich bitte dich, quäl' dich nicht und quäl' mich nicht mit ſolchen Einbildungen! Schwätzen und läſtern werden ſie jetzt freilich im Dorf; aber ſie ſchwätzen ja über Alles — jedes kommt einmal an die Reihe — wer wird ſich daraus was machen? Ich für meine Perſon nicht, und ihr ſollt's auch nicht! Es iſt nun einmal ſo gekommen, und ich weiß wohl, warum es ſo gekommen iſt! — Mutter, Mutter," fuhr ſie leidenſchaftlich entſchloſſen zu der Schweigenden fort, „bring' mich nicht außer mir, daß du mir nicht glaubſt, ſonſt bin ich im Stand' und ſag' dir: auch wenn ein Unglück käm' und ich ging' zu Grunde — auch dann —" Sie verſtummte.

Das Weib ſtarrte die Tochter an. „So weit iſt's gekommen!" rief ſie. „Du haſt dich alſo ſelber ſchon darauf ein-

gerichtet, daß du verloren bist — und du forderst unsern Herrgott heraus?"

Kathrine rang mit diesem Vorwurf. „Du hast mich dazu gebracht," rief sie mit Thränen im Auge, „daß ich so geredet hab'! Der Hans ist mein Bursch und wird mein Mann — ich kann und ich darf nicht leiden, daß man ihn vor mir als einen schlechten Menschen behandelt! Ich glaub' ihm und ich muß ihm glauben, denn wie er spricht, kann kein Mensch lügen — es ist nicht möglich! Aber noch einmal: ich will mit ihm reden und er soll's früher in Richtigkeit bringen, als wir's mit einander ausgemacht haben! In Kurzem, ich versprech' dir's, hat die Geschichte ein Ende!"

„Ja," rief die Mutter zornig dagegen, „ja, sie wird ein Ende haben, weil ich ihr ein Ende machen werd'! Glaubst du, jetzt, wo wir's wissen, jetzt werden wir dich's so forttreiben lassen? Wenn du ganz toll bist und dich mit Fleiß ins Unglück stürzen willst — ich bin's nicht und ich schieb' dir den Riegel vor! Ich red' mit deinem Vater, ich red' mit meinem Bruder und meinem Schwager — die werden mit dem Menschen fertig werden, das kannst du mir glauben! Dieser schändliche Verführer soll mir nicht mehr in mein Haus kommen! Wenn du noch zu retten bist, so ist's auf diese Weis'! Ausgerichtet bist du, und das wird noch eine zeitlang so fortgehen; aber wenn ich dich ihm aus den Klauen reiß', dann kannst du noch immer einen ordentlichen Mann bekommen, wenn auch keinen Heinrich! — Keinen Fuß soll er mir mehr in mein Haus setzen, dieser Teufel in Menschengestalt!"

„Mutter," entgegnete die Tochter wahrhaft erschrocken, „thu' das nicht! Du kennst den Hans nicht! Nach dem, was wir mit einander ausgemacht haben, kannst du ihn nicht schlecht behandeln ohne allen Grund, sonst gibt's ein Unglück! Mord und Tod gibt's Mutter, das sag' ich dir! Denn der Hans läßt sich von keinem Menschen was gefallen, und wer ihm Unrecht thut, der hat's zu büßen! Und dann geht erst ein Geschrei auf — dagegen ist das jetzige gar nichts! Ich bitte dich um Gotteswillen, Mutter, um deinet und um des Vaters willen, unterlaß das!"

Die Schreinerin, verstummt, sah für sich hin; die Gefahr stand ihr vor der Seele. Diesem Menschen war Alles zuzutrauen, darin hatte die Tochter Recht. Der Zweifel hatte ihre Seele ergriffen und lähmte sie.

Kathrine ging auf die Entmuthigte zu und faßte sie bei der Hand, die nicht mehr zurückgezogen wurde. „Mutter," rief sie mit der ganzen Herzlichkeit einer Liebenden und Glaubenden, „laß mich die Sache ausmachen! Wenn Jemand auf den Hans etwas kann, so bin ich's! Mir folgt er! Mir thut er Alles, was ich haben will! Er ist wol bös gegen diejenigen, die bös sind gegen ihn; aber wer's gut mit ihm meint, gegen den ist er gut, von Herzen gut. Ich kann mit ihm thun, was ich will; er hält gar alles auf mich, und ich wüßte mir keinen bessern Mann im ganzen Land! Verderb' mir den Handel nicht mit Fleiß, Mutter, und ohne alle Noth — du würdest dich schwer versündigen an deiner Tochter!"

Die Mutter stand rathlos. „Lieber Gott im Himmel,"

rief ſie verzweifelt, „wo ſind wir hingerathen! — Alſo gefallen laſſen ſoll ich mir's? Nichts thun können ſoll ich dagegen?“

Die Tochter ſah ſie mit einer rührenden Zuverſicht an. „Warum willſt du denn was dagegen thun?“ fragte ſie. „Kann ich denn mehr wünſchen, als daß ich einen Mann bekomme, den ich liebe und vor dem ich Reſpect habe? — Ueberlaß nur Alles mir, Mutter,“ fuhr ſie bittend fort, „das iſt der Weg zum guten Ende! Der Hans hat eine finden müſſen, die Herr wird über ihn — und die hat er gefunden, Mutter, in deiner Tochter! — Ich will mit ihm reden, und ich verſprech' dir, daß er kommen wird, um Alles richtig zu machen. Dann ſollen die Leute noch einmal ſchwätzen — und wir werden lachen dazu!“

Die Schreinerin ſah ſie an, forſchend, ob ſie ihr irgend glauben könne.

„Red' mit dem Vater,“ fuhr die Tochter fort, „ich bitte dich! Sag' ihm Alles, was ich dir geſagt hab'. Dann will ich auch mit ihm reden, und dann wird der Hans kommen — und“ (fügte ſie mit einem zärtlichen Lächeln hinzu) „ich hoff', ihr werdet ihn nicht aus dem Hauſe weiſen.“

Das Ergebniß der Unterredung, die ſo ſtürmiſch begonnen hatte, war trotz allem ein friedliches. Die Mutter ſprach mit dem Vater und brachte ihn zu dem Schluſſe, der bereits der ihrige war. Nach vielen Ausrufungen der Klage und der Sorge kam man überein, den Hans erwärten zu wollen, weil's eben jetzt nicht mehr anders ginge.

Kathrine war außerordentlich froh, als die Mutter ihr

dieſe Mittheilung machte. „Nun," rief ſie, „wird bald Alles im Reinen ſein."

Ein Tag nach dem andern verging; eine Woche verging; die Eltern warteten, der Burſche kam nicht zu ihnen.

Den Hans zu beſtimmen war nicht ſo leicht, als Kathrine ſich's vorgeſtellt hatte.

Sie erzählte ihm bei der nächſten Zuſammenkunft den Auftritt, den ſie gehabt hatte, und theilte ihm ihren Wunſch mit.

Der Burſche blieb ſtumm. In ſeinem Innerſten ſträubte ſich etwas dagegen. Nach einer Weile entgegnete er: „Meiner Anſicht nach iſt das jetzt noch zu früh. Was wir haben, iſt ſo ſchön — bleiben wir doch noch eine zeitlang dabei. Dein Vater und deine Mutter wiſſen genug — damit können ſie zufrieden ſein. — Das Vierteljahr," ſetzte er mit einem gewiſſen ſcherzenden Vorwurf hinzu, „das ich mir ausbedungen hab' und das du mir zugeſtanden haſt, iſt noch lang nicht um!"

„Es iſt eben aufgekommen," verſetzte Kathrine, „früher als wir gedacht haben. Und jetzt gibt's ein Gerede —"

„Was kümmern wir uns darum," fiel der Burſche ein. „Laß ſie ſchwätzen — auf einmal ſtopfen wir ihnen die Mäuler!"

„Du ſollteſt's thun — mir zuliebe," fuhr ſie bittend fort.

„Und du ſollteſt mir meine Freud' laſſen — mir zuliebe," entgegnete Hans. „Es iſt gar zu kurz angeſprengt! Wir haben ja kaum angefangen, Burſch und Mädchen zu ſein. Wegen der Leute und ihrem einfältigen Geſchwätz? Geh! Wir thun, was *uns* gefällt, nicht was den Leuten gefällt — und kein Menſch ſoll ſagen, daß ich um ſeinetwillen meinen Kopf ge-

ändert habe. — Liebe Kathrine," fuhr er nach einer Weile mit Laune, aber auch mit Entſchiedenheit fort, „es kommt zu plötzlich. Sei gut! Sei mein Schatz — und frag' nur nach mir, wie ich nur nach dir frag'."

Die Liebende gab nach, und die erſte Woche ging hin. Als ſie vorbei war, erneuerte ſie ihre Vorſtellungen. Sie klangen dem Burſchen nicht angenehmer in's Ohr; er ſchüttelte den Kopf und ſchwieg. Und wie das Mädchen ſie dringend, mit empfindlichem Tone wiederholte, wurde er ſeinerſeits gereizt. Das ſei gegen Alles, worüber ſie einig geworden wären, entgegnete er. Er ſehe wol, ſie traue ihm nicht. Sie wolle nur ſicher gehen und ſobald als möglich eine Frau ſein — ſie wiſſe nicht, was Liebe ſei.

Kathrine ſah ihn mit einem vorwurfsvollen Blick an — Thränen ſtanden ihr in den Augen.

Der Burſche beſann ſich. Er nahm ſie zärtlich bei der Hand und erklärte, ſie habe Recht mit ihrem Verlangen, er müſſe ihr's zugeben und werde thun, was ſie fordere; aber — ſie ſolle ihn nicht drängen. Das könne er nun einmal nicht vertragen, es mache ihn widerſpenſtig, ja geradezu bös: am eheſten würde es geſchehen, wenn ſie ihn ganz allein gehen laſſe und ihm keine Zeit anſetze. Er ſei nun einmal ſo und werde ſich darin ſchwerlich ändern — ſie ſolle ſich in ihn ſchicken.

Kathrine fügte ſich noch einmal. In ihrer Seele ſtiegen jetzt allerdings Zweifel auf und ſchwere Sorgen bedrängten ſie; aber ſie kämpfte dagegen. Es war nicht möglich, daß er nicht that, was er ſo heilig verſprochen hatte — es handelte ſich

nur um früher oder ſpäter. Geduld war vonnöthen — Geduld, weil er nun doch einmal ein ſolcher war, und ſich nicht anders machen konnte. Zuletzt that er's von ſelber und Alles wurde recht.

Wenn derlei Gedanken hinreichten, ſie ſelbſt wieder zu beruhigen und ſie zu fernerem Warten zu bewegen, ſo zeigten ſie ſich doch völlig ungenügend gegen ihre Eltern. Dieſe ſahen das Schlimmſte bereits eingetroffen — nur die That hätte ihre Furcht widerlegen können. Und nun konnte die Tochter den Burſchen doch nicht länger ſchonen — ſie mußte wieder anfangen und bitten und ermahnen und darauf beſtehen, wenn ſie dadurch auch gegen das Verſprechen handelte, das ſie dem Hartköpfigen ſtillſchweigend gegeben hatte.

Und ſo kamen endlich die Widerſprüche und die wechſelſeitigen Vorwürfe; es kam die Leidenſchaft und der Groll — es kamen die peinlichen Auftritte.

Der Burſch, der nicht getrieben ſein wollte, klagte gereizt: man traue ihm nicht, und das ſei für ihn eine Beleidigung, und noch dazu eine ungeſchickte, wie er ſagen müſſe; denn ſie helfe gar nichts, ſie ärgere ihn nur, und er könne dann erſt recht nicht thun, was man haben wolle. — Das Mädchen entgegnete: dieſes ewige Hinausſchieben zeige ihr eben, wie er geſinnt ſei. Er wolle ihr's machen, wie den andern — das ſei klar. Alles, was er ihr geſagt habe, ſei nur ſo geredet geweſen. Er wolle ſie verlaſſen und unglücklich machen — und wenn er nicht morgen ſchon zu ihrem Vater gehe, ſo könne ſie daran gar nicht mehr zweifeln!

Auf ſolche Reden folgte dann Weinen und Schluchzen; die Thränen rannen unſtillbar aus den Augen — und der Burſch hatte alles Mögliche zu thun in Tröſten, Schmeicheln und Verſprechen, um die Jammernde nur einigermaßen wieder zu beſchwichtigen.

Die Honigwochen des Paares waren dahin! — Bittern Trank hatten ſie nun zu koſten alle beide!

Wenn etwas abwärts gehen ſoll, dann hilft Alles zuſammen. Wie aus dem Heilſamen das Heilſamere hervorgeht, ſo aus dem Verderblichen das Verderblichere.

Kathrine welkte dahin — zuſehends. Ihre ſchöne Fülle verlor ſich, die blühende Farbe ſchwand von ihren Wangen. — Die Sorge und der Verdruß, die Reue und der Gram nagten an ihr. Sie war ſo ſicher geweſen! Sie hatte ſo ſtolz verkündigt, daß ſie mit dem Burſchen anfangen könne, was ſie wolle; daß er kommen und Vater und Mutter recht ſchön bitten werde, ſie ihm zum Weibe zu geben. Und nun war's ein leeres Gerede; nun mußte ſie in Scham daſtehen! Sie mußte die vorwurfsvollen, hoffnungsloſen Geſichter ihrer Eltern ſehen und ihre Reden hören! Sie mußte die Klagen der Mutter hören und konnte nur entgegnen, was nicht mehr geglaubt wurde. Zagend, zitternd und bebend ging ſie im Hauſe herum.

Die Liebe und die Freude hatten ſie verſchönt. Die Freude hatte ſie friſch, muthig, geſund erhalten, und die Liebe hatte ihren Zügen einen holdſeligen Ausdruck gegeben. Das Herzeleid und der Gram zehrten an ihr und nahmen ihr nicht nur

die Friſche, ſondern auch den Reiz und die Lieblichkeit. Sie erkannte, daß ſie nicht mehr die frühere war; eine tiefe Entmuthigung befiel ſie, und Geiſter des Grimmes zogen in ihre Seele, die ſie in gewiſſen Augenblicken völlig anmuthlos erſcheinen ließen.

Der Burſche ſagte eines Tages zu ſich: „Die Kathrine iſt eine ganz andere geworden! Sie iſt nicht mehr lieb, wie ſie geweſen iſt — gar nicht mehr! — und ſie iſt auch nicht mehr ſchön! — Sie iſt die Schönſte geweſen von Allen, die ich gekannt hab'; aber ihre Schönheit iſt ſchnell vergangen, ganz vergangen! — Es iſt kaum zu glauben!"

Einige Tage ſpäter kam es zwiſchen ihnen zu einer neuen Scene. Sie trafen ſich an einem froſtig nebligen Morgen auf dem Anger — von Seiten des Mädchens nicht ganz zufällig. Sie, in ihrer Aufregung, nahm die Gelegenheit wahr, ihr ganzes Herz zu entladen. Ihre Geduld war zu Ende und ſie wollte ſich keinen Zwang mehr anthun. Sie überſchüttete den Burſchen mit Vorwürfen. Ihr bleiches und mageres Geſicht überzog ſich, während ſie ſprach, mit einer düſtern Röthe und aus den Augen gingen in Scham und Grimm feindſelige, brennend böſe Blicke.

Der Burſche hörte und ſah ſie an — und er erſchrak über das Gefühl, das in ihm entſtand. Es waren die Schauer einer tiefen Abneigung. — Im Innerſten verdroſſen, mit dem Gedanken des Verlaſſens, ging er von ihr hinweg.

Hans war nicht ohne alles Gewiſſen, wie ihm überhaupt

gute Eigenſchaften nicht fehlten. Wären ſeine Thatkraft und ſeine Kühnheit zu rechter Zeit gezügelt und — allerdings in einer günſtigeren äußern Lage — auf ehrenwerthe Ziele gelenkt worden, er hätte ſich gewiß hervorgethan. Aber der herriſche Eigenwille, den er als Erbtheil empfangen hatte, fand nicht den überlegenen ſittlichen Gegner, der ihn brach und umwandelte; der Dorfburſche ließ ſich darin gehen, wie es ſeine Verhältniſſe geſtatteten, und in der Laufbahn, die wir angedeutet haben, verhärtete ſich ſein Herz. Wenn ſich nun auch die beſſere Natur in ihm rührte und das Gewiſſen gegen ſein Vorhaben aufſtand — die Selbſtſucht kämpfte dagegen und behauptete das Feld.

Nach Allem, was er wahrgenommen, hätte er wol ſehen und ſich ſagen können: „Wenn ich ihr zeige, daß ich ſie liebe — wenn ich mein Wort halte, dann wird ſie wieder friſch und froh und lieb und ſchön, wie ſie geweſen iſt. Ich ſelber bin ſchuld daran, daß ſie ſich verwandelt hat, und ich kann ſie auch wieder umwandeln, wenn ich will!“

Aber das ſagte er ſich nicht. Seinem innerſten Hange folgend, der ihm jede Feſſel abſtoßend erſcheinen ließ, hatte er nur das Gegenwärtige vor Augen und ſein Gefühl war ihm allein und Alles entſcheidend. Er konnte nicht gegen ſeine Neigung handeln. Sich an ein Mädchen zu binden, das er nicht mehr gern hatte, dazu konnte er ſich nicht bringen — es war ihm unmöglich!

Bei ſeinem ganzen Verhalten hatte unbewußt ein Drang mitgeſpielt, der nun klar und offen hervortrat. Kathrine, in

ihrer Jugendschönheit, in einem holden Wesen, womit sie alle seine bisherigen Geliebten übertraf, hatte ihn bezaubert, ihr Trotz hatte ihn gereizt — seine Leidenschaft und sein Stolz forderten ihre Eroberung. Ein neues Abenteuer — das schönste von allen bisherigen, das war der erste Zweck seiner Seele! In einzelnen Augenblicken kam es ihm später nun doch vor, als ob er dieses Mädchen zu seiner Frau machen könnte und müßte; und wenn er so sprach und Kathrine das hoffen ließ, so war es nicht geradezu Betrug. Aber sein Vorsatz, das Erzeugniß der Leidenschaft und der Noth, ohne Tiefe und Festigkeit, sank bei der ersten scheinbaren Veranlassung dahin, und nun meldete sich in ihm jener Drang — der Drang, hinaus in die Welt zu gehen und dort mit dem vielerprobten Unternehmungsgeist sein Glück zu machen, aufs neue und stärker — und wurde des Dorfmädchens gefährlichster Feind.

In den Erwägungen, die er in der Einsamkeit mehrere Tage hindurch anstellte, kam dem Burschen doch wiederholt der Gedanke, daß er nach Allem *verpflichtet* wäre, die Kathrine zur Frau zu nehmen, und es gesellte sich dazu die Ahnung, daß sie ihm als solche Ehre machen würde — daß ihr jetziges kränkliches Aussehen nur vorübergehend sei. Aber wenn er sie heiratete, dann war er an die Scholle gefesselt! Wenn sie mit einander auch zu leben hatten, war's doch ein kleines, ärmliches Leben. Er war und blieb Handwerker und Söldner, und wenn er bis jetzt durch seine kecke Entschlossenheit die Bauernsöhne zu Paaren getrieben hatte — im Besitz ihrer

Höfe ſahen ſie auf ihn, den Söldner, vornehm, geringſchätzig herab, und er, mit Weib und Kind von ihnen abhängig, konnte nichts dagegen machen, er mußte den Verdruß und den Schimpf hinunterſchlucken. Er mußte das thun — er, der draußen in der Welt ein Herr werden könnte, vor welchem die Burſche, wenn er wiederkehrte, tief die Hüte zogen!

Hörte man nicht, daß die Franzoſen eine Rebellion gemacht hatten, daß Alles drunter und drüber ging und daß man mit ihnen Krieg haben werde? Wie lange ſtand's an, dann brach er los, und für einen Burſchen von ſeinem Schrot und Korn war dann Alles möglich und Alles zu hoffen. Sollte er, der ſolche Ausſichten hatte, im Dorfe verſauern?

Es ging nicht. Er hatte einen Geiſt und ein Geſchick, die zu gut dazu waren. Nur gar zu lange hatte er ſich ſchon hier halten laſſen; aber wenn er ſich nun an eine Kette legen wollte, dann beging er ein Verbrechen gegen ſich ſelbſt! Er richtete ſich mit ſeinen Gaben ſelber zu Grunde — unverantwortlich! Wenn er blieb, nur um der Kathrine ſein Wort zu halten, ohne Neigung und ohne Freude, dann wurde er unwillig, böſe — und er war dann für ſein Weib ein ſchlechter Ehemann. Es war für Kathrine ſelber beſſer, wenn er ſein Verſprechen nicht hielt!

Als er wieder einmal zu dieſem Schluß gekommen war, ſchaute er für ſich hin, und ein ernſtes Bedauern malte ſich auf ſeinen Zügen. Dann ſagte er ſich: „Sie wird ſich tröſten! Die Andern haben ſich getröſtet — ſie wird's auch

thun, wenn's auch ein wenig länger dauert! Wenn ein Jahr oder zwei darüber hingegangen sind, dann wird einer kommen und wird sie zum Weib haben wollen, und sie wird ihn nehmen. — Wenn ich wegbleibe, kommt vielleicht der Heinrich wieder! Das ist just einer, dem man's zutrauen kann! Und wenn nicht, Einer kommt gewiß; solche Mädchen bleiben nicht übrig bei uns! Und wer dann auch kommen mag, er wird ein besserer Mann für sie sein, als ich's wär'!"

Nach allen diesen Versuchen, sich vor sich selber zu rechtfertigen, kam ihm doch wieder das Gefühl: von Allem, was er bisher gethan, sei dies das Aergste! Der Unterschied zwischen Kathrine und den andern Mädchen trat ihm aufs neue vor die Seele. Und weil sie eine andere war, so handelte sie vielleicht auch anders! Eine Ahnung stieg in ihm auf, daß diesmal aus seinem Benehmen großes Unheil entstehen könnte! — Wenn das aber bloße Einbildung war, das war sicher: von allen Seiten würde man jetzt auf ihn einrücken, und eine sehr harte Arbeit würde es für ihn sein, Allen nach einander Stand zu halten!

Er mußte fort — schon in der nächsten Zeit! — Draußen, in der Freiheit, wollte er dann entweder in die Höhe kommen oder zu Grunde gehen! — —

Und nun wartete Kathrine nicht mehr, ob der Hans zu ihren Eltern kommen würde — sie wartete auf seinen Besuch bei ihr selber! Sie wartete Tag für Tag — vergebens! Eine Woche ging hin — er war nicht mehr erschienen. Sie

wußte, daß er gesund war und ausging — sie konnte an ihrem Schicksal nicht mehr zweifeln. Und zu gleicher Zeit konnte sie nicht mehr daran zweifeln, daß sie der öffentlichen Schande entgegenging.

Als sie der Mutter das Geständniß machte, war es dieser unmöglich, sie zu schelten: die Arme stürzte besinnungslos vor ihr zusammen.

XII.

Tage wie die nun folgenden, hatte man im Hause des Schreiners noch nicht erlebt. Es kam aber darin mehr zu Ausbrüchen des Jammers als wilder Leidenschaft. Wären Vater und Mutter auch heftiger und roher gewesen, die Tochter hätte zum Mitleid herausgefordert. Sie zeigte namentlich jetzt, wie sehr sie sich von den gewöhnlichen Mädchen unterschied: sie machte es den Eltern unmöglich, sie mit Vorwürfen anzufallen, weil sie sich ohne Barmherzigkeit selber verurtheilte.

Alles, was sie begangen hatte, kam ihr ins Gedächtniß und sie hielt es sich vor. Und Alles erschien ihr von der strafwürdigen Seite — all ihr Elend hatte sie durch ihr Benehmen verdient.

Als sie wieder einigermaßen beruhigt war, legte sie der Mutter ein ausführliches Geständniß ab. Diese erkannte hieraus, wie die Tochter von dem Burschen gefangen worden war, und erblickte in seinem Verhalten mehr Absicht, als er dabei gehabt haben mochte. „O, der Bösewicht!“ rief sie,

„der Böſewicht! Hab' ich ihn aber nicht gekannt? Hab' ich nicht Alles vorhergeſagt?"

Eine eigene Frage war für ſie die Rolle, welche die Sternweberin bei der Sache geſpielt hatte. Daß dieſes Weib, eine Baſe von ihr, dem Burſchen mit Wiſſen zu einer Schlechtigkeit geholfen haben ſollte, konnte ſie ſich nicht denken. Sie wollte ſich Gewißheit verſchaffen, ging zu ihr hin und entlud ihr Herz nach der Forderung ihrer Leidenſchaft.

Die Alte horchte beſtürzt und erklärte ſchmerzlich beſchämt, daß ſie davon keine Ahnung gehabt. „Ich hab' ihn im Grund ſeines Herzens für beſſer gehalten," ſagte ſie, „und darum hab' ich ihm geglaubt, und hab' ihm geholfen. Er iſt aber wirklich ein böſer Menſch, wie ich jetzt ſehe, und nun ſteh' ich mit ihm an der Schande da. Das iſt alſo die Urſache, warum er ſeit einigen Tagen herumläuft und nichts redet und immer ſinnirt? Seine Mutter hat mir geſagt, er ſäh' aus, als ob er wieder einen ſeiner Streiche im Kopf hätte."

„Der Streich," verſetzte die Schreinerin, „iſt ausgeführt. Soll er ihm aber durchgehen? Wollt Ihr ihn thun laſſen, was er mag?"

„Behüt' mich unſer Herrgott," erwiderte das Weib. „Ich will ihm ſeine Schlechtigkeit vorhalten — ſein Vater und ſeine Mutter müſſen mir helfen — wir wollen doch ſehen, ob dieſer Menſch uns Allen trotzen kann und nicht auch einmal nachgeben muß. — Schreinerin," fuhr ſie fort, indem ſie ihre Hand ergriff, „nichts in der Welt hat mir ſo leid gethan, als was du mir erzählt haſt. Aber geh' jetzt nur nach Haus. Ich will

Alles versuchen und Himmel und Hölle in Bewegung setzen. Vielleicht kann ich dir doch einen besseren Bericht bringen."

Am anderen Morgen ging die Sternweberin zum alten Maurer, dessen Haus von dem ihrigen nur einige hundert Schritte entfernt lag. Sie erzählte die Geschichte, fand die Eltern bereit, mit ihr zusammen gegen den Burschen Ernst zu machen — und Hans wurde vorgeladen.

Als er in die Stube trat, die drei beisammen und ihre Mienen sah, errieth er Alles. „Was ist euer Begehr?" fragte er mit spöttischer Miene.

Die Weberin begann und hielt ihm seine Unthaten vor. Dann rief sie: „Hast du mir nicht gesagt, du wolltest die Kathrine heiraten, absolut nichts Anderes?"

„Das ist auch wirklich meine Meinung gewesen," erwiderte der Bursche ernsthaft.

„Und jetzt nicht mehr?"

„Nein!" entgegnete Hans.

Eine Röthe des Zornes färbte die faltigen Backen des Weibes. „Das ist eine Unverschämtheit, die noch nie erhört worden ist!" rief sie. „Du versprichst mir und dem Mädchen heilig, daß du sie heiraten willst, und jetzt willst du dein Wort nicht halten?"

„Ich kann nicht," erwiderte der Bursche mit der Schärfe tiefen Unmuthes. „Wie sie mir zuwider geworden ist, weiß ich nicht; sie ist mir aber zuwider geworden — und eine solche nehm' ich nicht zum Weib!"

Die Alte zitterte vor Aufregung. „Du bist wirklich ein

ſchamloſer Menſch!“ rief ſie. „Zuwider iſt ſie dir geworden — und darum kannſt du ſie nicht heiraten? Da haſt du dir aber eine gute Thür aufgelaſſen. Durch die kannſt du, wenn's dir beliebt, von Jeder wieder loskommen. Nach dieſem einfältigen Zuwiderſein,“ fuhr ſie entrüſtet fort, „wird gar nicht gefragt. Du mußt die Kathrine heiraten. Verſtehſt du mich? Du mußt!“

Hans erhob den Kopf, ſeine Lippe rümpfte ſich drohend und ſein Auge funkelte. „Ich muß?“ rief er. „Wer will mich zwingen?“

Mutter und Stiefvater hatten bis jetzt ſtill dageſtanden. Dieſer mit dem düſteren Geſicht eines Mannes, der in einer Sache Alles gethan hat, was man von ihm fordern konnte, und ſie doch übel ausſchlagen ſieht; die Mutter mit dem unheimlichen Ausdruck einer Seele, die ſich eines alten Fehltritts erinnert und eine That ſtrafen ſoll, worin ſie ihre eigene Strafe erblicken muß. Als nach der Frage des Sohnes eine Stille eintrat, fand eben ſie doch ein Wort der Entgegnung — und ſie ſagte mit gedämpftem Tone: „Weißt du, in welchem Zuſtand die Kathrine iſt?“ Ihr Auge auf ihn gerichtet, nickte ſie mit Bedeutung.

Hans war betroffen. Ein tiefes Schweigen folgte; dann verſetzte er düſter: „Sie thut mir leid — aber das kann nichts mehr ändern!“

Die Mutter ſah ihn zürnend an. Die Baſe rief: „Aber du biſt ja ein Unmenſch!“

„Ich bin ein Menſch,“ fiel Hans mit Heftigkeit ein, „der

sich von dem, was er einmal bei sich ausgemacht hat, durch nichts mehr abbringen läßt!" — Ruhiger fuhr er fort: „Ich will thun, was sich gehört und was ich kann. Darauf darf sie zählen. Aber was ich nicht kann, das soll Niemand von mir erwarten!"

„Schäm' dich!" rief die Sternweberin mit grimmigen Blicken. „Schäm' dich mit deinem Bettelgeld; die Kathrine würde dir's ins Gesicht werfen! Meinst du, bei so einem Mädchen kannst du dich damit abfinden, du hoffärtiger Narr du? Kurz zur Sach', du mußt die Kathrine heiraten! Ich will's haben, dein Vater will's haben und deine Mutter will's haben. Wenn du's nicht thust, zieh' ich meine Hand ganz von dir ab — nicht einen Heller kriegst du von mir!"

„Und ich," versetzte der alte Maurer, „ich geb' dir mein Haus nur unter der Bedingung, daß du das Mädchen nimmst. Wenn du mir trotzen willst, geb' ich's deiner Schwester, und du kannst gehen, wohin du magst!"

Hans schaute eines ums andere an und lächelte geringschätzig. „Es ist euer Eigenthum," erwiderte er, „ihr könnt damit anfangen, was ihr wollt."

Die Ruhe des Burschen brachte die Weberin außer sich. „Hans," rief sie, „jetzt treib das Spiel nicht weiter, ich rath's dir. Es ist nicht möglich, du kannst keinen so niederträchtigen Menschen machen; denn das wär' außer aller Weis'. Du hast mich gebraucht bei dem Handel, und die Kathrine ist nur in den Garten gekommen, weil ich hoch und theuer geschworen hab', daß du's ehrlich mit ihr vorhast. Wenn du schlecht

handelst gegen sie, dann machst du mich zum schlechten Weib. Wie lang soll denn das überhaupt noch währen mit deinen Streichen? Willst du gar nicht aufhören? Fürchtest du dich nicht der Sünden? Glaubst du, es gibt keinen Herrgott, der deinem Unwesen ein Ziel setzen kann? Bedenk' das Ende, Hans, und mach' einmal ein Ende! Du gehst heute noch zum Schreiner und hältst um seine Tochter an. Heute noch! Dein Vater übergibt dir die Söld' und ich geb' dir, was ich dir versprochen hab' — und Alles ist gut und Alles ist aus und Alles ist zufrieden! Ich hab' dir bis jetzt Alles verziehen und mich immer wieder deiner angenommen, wie arg deine Sachen auch gewesen sind — jetzt zeig', daß du für mich auch einmal was Gutes thun kannst. Du mußt mir folgen!" rief sie, ihn beim Arme ergreifend. „Ich will's haben, und ich laß dich nicht los, Bube, bis du thust, was ich haben will."

Hans schaute sie an; dann mit einem Ruck machte er sich frei. „Base," entgegnete er, „Ihr seid nicht bei Verstand — es thut mir leid, daß ich Euch das ins Gesicht sagen muß. Ihr kennt mich nun so lang — und Ihr wißt nicht, wie ich bin. Wenn ich die Kathrine heiraten wollte, würd' ich's thun, weil ich's will. Ich hab' aber beschlossen, sie nicht zu heiraten, und nun geschieht's auch nicht. Ihr wollt mich zwingen, alte Frau — Ihr? Kein Mensch in der Welt kann mich zwingen. Wenn ich schon vorher mit mir eins geworden bin, es geschieht nicht, und es will mich Jemand zwingen, dann geschieht's zehntausendmal nicht! Himmel und Erde fallen eher ein, als daß ich meinen Willen ändere! Und wenn der Satan heraufkäm' und

ein ganzes Heer von Teufeln mit ihm und er würde ſagen: Du mußt das Mädchen nehmen, ſonſt laß ich dich in die Hölle hinunterſchleifen — ich gäb' ihm zur Antwort: Mach' mit mir, was du willſt — ich thu's nicht!"

Der Burſche hatte ruhig begonnen; nach und nach kam er in eine Wallung, ſeine Züge erhielten den unheimlich feierlichen Glanz des Dämons und die letzten Worte ſprach er mit der ſchneidendſten Entſchloſſenheit.

Die Mutter, die ihn ſtaunend angeſehen, ſenkte das Haupt und rief in ſich hinein: „Ganz wie ſein Vater! Ganz wie ſein Vater! Großer Gott im Himmel!"

Ein langes Schweigen folgte. Dann ſagte der Maurer: „Bleibſt du bei deiner Red', ſo bleib' ich bei meiner. Mein Haus kriegſt du nicht."

„Ich will's nicht," entgegnete Hans.

„Und was will der vornehme Herr dann thun?" fragte der Alte höhnend. „Was ſoll aus ihm werden?"

„Ich geh' fort!" rief Hans. „Hinaus in die Welt! In dem Dorfe bin ich nur zu lang geweſen."

„Ich halte dich nicht auf," entgegnete der Maurer. Und für ſich murmelnd, ſetzte er hinzu: „Geh' hin, woher du gekommen biſt!"

Die Mutter ſchaute auf den Sohn mit Unwillen, mit ſchmerzlichem Bedauern, aber mit unvertilgbarer Liebe.

Hans hatte ſeine ganze Ruhe wieder erlangt. „Es ſcheint," ſagte er, „daß wir jetzt fertig ſind?"

„Wir ſind fertig," erwiderte der Maurer.

„Wir ſind fertig," rief die Weberin. „Ganz und gar."

„Dann wünſch' ich euch allen guten Tag," ſagte Hans und ging hinaus.

Die Weberin eilte vom Hauſe des Schwagers ins Weiler zum Schreiner, um den Ausgang der Unterredung zu melden. Die Familie nahm den Bericht gefaßter auf, als das Weib fürchtete; ſie hatte nichts mehr erwartet. Als man der Kathrine die Rede des Hans mittheilte wegen des Abbezahlens, färbten ſich die mageren Wangen hochroth, die matten Augen blitzten Verachtung und ſie rief: „Es iſt ein infamer Menſch! Infam aus Vornehmheit! Oh," ſetzte ſie mit ſchauernder Stimme hinzu, „wie furchtbar bin ich geſtraft!"

Das Haus des Schreiners, das man früher ein Haus des Glückes nennen konnte, war ein Haus der Trauer geworden. Die Eltern, die ſo freudigen Stolz empfunden hatten über ihre Tochter und ihre Verbindung mit dem Kohlbauern — über die angeſehene „Freundſchaft", welche die ihrige werden ſollte — ſie gingen jetzt gedrückt, verlegen, tief gedemüthigt umher. Der Schreiner machte keine ſeiner ſcherzhaften Bemerkungen mehr, die ſonſt wenigſtens ſeine gute Laune bezeugt hatten. Sein feines Geſicht wurde ſchmäler und verlor an Farbe; ſein ganzes Weſen drückte tiefes Herzeleid aus.

An einem Samſtag im December war nach längerer trüber Witterung ein Sturm über das Land gegangen; Nachmittags trat Ruhe ein, und endlich kam ſogar die Sonne wieder hervor. Ihre Strahlen fielen nicht in die Stube unſerer Leute, aber

man ſah den Schein am Nachbarhauſe, und dieſer ſchon reichte hin, die Seelen zu ſänftigen und ergebener zu ſtimmen.

Auf dem Lehnſtuhl neben dem Ofen ſaß Kathrine. Sie hatte ihn in einer Anwandlung von Schwäche aufgeſucht, aber ſich wieder erholt, und ſah nun, das Haupt auf die Rechte geſtützt, in Gedanken vor ſich hin. Die Mutter kam herein, ſetzte ſich auf einen Stuhl vor ſie und betrachtete ſie eine zeitlang prüfend. „Biſt du ſo weit, daß man dir etwas ſagen kann?“ fragte ſie.

Kathrine erhob den Kopf. Mit einem mehr geduldigen als bitteren Lächeln erwiderte ſie: „Ich kann Alles hören.“

„Der Hans,“ verſetzte die Mutter, „macht wirklich Anſtalt, fortzugehen. Sein Vater hat ſchon das Geld zuſammengebracht, mit dem er abgefunden wird.“

„Glück auf die Reiſe,“ hauchte Kathrine.

Die Schreinerin warf einen tief betrübten Blick auf ſie. „Was ſoll aber mit dir geſchehen?“ rief ſie. „Was willſt du thun?“

„Meinen Fehler büßen!“ erwiderte die Tochter.

Der bedauernde Blick, mit welchem die Mutter ſie hierauf anſah, enthielt auch einen Widerſpruch.

Jene fuhr mit ſanfter Stimme fort: „Ich will nichts mehr von der Welt. Ich hab' nur zu viel von ihr gehabt — jetzt verlang' ich nichts mehr!“

„Geh,“ ſagte die Mutter, „du red'ſt, als ob du alle Hoffnung aufgegeben hätteſt.“

„Das hab' ich auch wirklich, Mutter! Ich muß jetzt nur

drauf denken, wie ich geduldig trage, was ich mir ſelbſt aufgelegt hab'."

„O, Kathrine!" rief die Mutter von Mitleid überwältigt.

„Ich thu's gern," entgegnete die Tochter, wie um ſie zu beruhigen. „Was mich anbelangt, wünſch' ich nichts anderes. Nur um dich, Mutter," fuhr ſie nach einem Blicke auf ſie mit rührender Herzlichkeit fort, „um dich thut's mir leid. Du haſt das nicht um mich verdient. Du haſt mich erzogen und haſt mir ein gutes Beiſpiel gegeben, du hätteſt verlangen können, daß ich dir Ehre mache und daß du Freud' erlebeſt an mir. Und ich hab' dir Kummer gemacht und Schande! Du haſt keine Schuld, du haſt mich gewarnt — aber ich hab' dir nicht gefolgt!" Sie ergriff die Hände der Mutter, Thränen ſtürzten aus ihren Augen. „Verzeih' mir, gute Mutter! Verzeih' mir! Weiter verlang' ich nichts mehr auf der Welt!" Vor Schluchzen konnte ſie nicht weiter reden.

Die Frau weinte. „Du biſt kein ſchlechtes Mädchen!" rief ſie mit aller Liebe und allem Leid. „Du biſt ein gutes Kind, das man nur betrogen hat. Um dich iſt's ſchade — jammerſchade!"

Die Tochter drückte mit einem Blick durch Thränen den Dank ihres Herzens aus und preßte der Alten die Hände. Dann ſagte ſie: „Ich ergebe mich drein. Im Unglück iſt auch ein Glück. Wenn's einem gut geht, da meint man Wunder wie gut man iſt und wie viel beſſer als die andern! Man lebt in einer Einbildung, wo man von ſich ſelber gar keine Ahnung hat! Aber wenn das Unglück kommt, dann gehen einem die

Augen auf; dann ſieht man, was an einem iſt; man hält ſich nicht mehr für beſſer, man erkennt ſeine Elendigkeit und Armſeligkeit — und das iſt ein Gewinn! — Den Vortheil," ſetzte ſie mit einem ſchmerzlichen Lächeln hinzu, „hab' ich jetzt — in Hülle und Fülle!"

Die Mutter nickte beiſtimmend; ihre Miene drückte aber auch einen Vorwurf, ein Bedenken aus. „Es iſt gut," entgegnete ſie, „wenn man erkennt, daß man gefehlt hat; aber man darf's nicht übertreiben. Man ſoll nicht verzweifeln — damit begeht man nur ein neues Unrecht — ſondern ſchauen ſoll man, wie man ſeinen Fehler wieder gutmachen, ſein Leben wieder neu einrichten kann! — Es iſt gar viel möglich auf der Welt, Kathrine; glaub' das mir — ich weiß es beſſer!"

Die Tochter ſchüttelte langſam den Kopf. „Ich hab' den beſten Menſchen haben können — und hab' den ſchlechteſten vorgezogen! Ich hab's geahnt, ja ich hab's vorher gewußt, wie's gehen wird, und hab's doch gethan! Es iſt nicht die Verführung geweſen, die ſchuld daran geworden iſt; hätt' ich deinem Rath gefolgt und meinem eigenen Gewiſſen, er hätt' nichts ausrichten können gegen mich. Aber ich hab's gewollt — und nun hab' ich meine Strafe. Das Leben iſt mir eine Laſt," ſetzte ſie nach kurzem Innehalten hinzu, „ſterben möcht' ich, ſterben und wegkommen von dieſer Welt!"

„Red' nicht ſo!" rief die Mutter! „Das iſt gottvergeſſen!"

„Ich glaub' doch nicht," entgegnete die Tochter mit ſanftem Widerſpruch. „Was iſt denn am Leben? Ich hab's gewiß gut gehabt und manche haben mich beneidet um das, was

ich geweſen bin und gehabt hab'! Und Alles, Alles iſt vergangen in einem Augenblick, wie wenn man die Hand umdreht! Sehr ſtolz bin ich darauf geweſen und hab' gemeint, es gäbe nichts Beſſeres und Herrlicheres — aber es iſt nichts geweſen — und jetzt iſt's gar nichts!"

Die Mutter ſchwieg. Sie fühlte, daß in ſolcher Gemüthslage Reden keine Wirkung thun können.

Der goldene Schein am Nachbarhaus war geſchwunden — die Sonne hinter Wolken getreten. Ein öedes, graues Licht erfüllte die Stube. Rings herrſchte tiefe Stille; man hörte nichts, als das langſame Ticken der großen Wanduhr.

Da ertönten Tritte vom Haustennen, die Thür ging auf und eine bekannte Geſtalt trat herein. Mutter und Tochter fuhren empor und richteten ſtarre Blicke auf den Ankömmling. „Heinrich!" rief jene; „Heinrich — du kommſt zu uns?" — Kathrine bedeckte ihr Geſicht mit den Händen.

Es war in der That unſer Burſche.

Langſam trat er vor und ſagte: „Ich weiß wohl, ich hab' hier eigentlich nichts mehr zu ſuchen. Aber es hat doch eine Zeit gegeben, wo ich willkommen geweſen bin, und da hab' ich gemeint, einmal könnt' ich noch hergehen!"

„Du biſt immer willkommen," erwiderte die Schreinerin mit dem Tone verlegener Ergebung. „Sei ſo gut und ſetz' dich!"

Heinrich überhörte die Aufforderung und blieb ſtehen.

Mutter und Tochter ſahen ihn an; Kathrine nickte mit dem Ausdruck ſchmerzlichen Begreifens.

Er war nicht weniger verwandelt als ſie. Das Geſicht

war gebleicht und abgemagert; die Züge hatten eine schneidende Schärfe erhalten. Sein Mund drückte eine Bitterkeit aus, die stehend geworden zu sein schien. Wie ruhig sein Auftreten war und wie gelassen seine Rede, die Schreinerin, nachdem sie ihn beobachtet hatte, sagte zu sich: „Es ist etwas Böses in dieser Miene."

Heinrich, nachdem er schweigend gestanden hatte, sagte: „Ich will ehrlich sein gegen euch! Ich bin gekommen, um zu hören, ob's wahr ist, was man sagt. Haben die Leute Recht," fuhr er zu Kathrine fort, „hat der schlechte Mensch dich angeführt und läßt sich jetzt nicht mehr sehen?"

„Sie haben Recht," murmelte Kathrine.

Der Bursch erwiderte: „Er hat sein Meisterstück gemacht!"

Kathrine lächelte bitter. Auf die Rede eingehend, sagte sie: „Er wird sich auch gewiß etwas darauf einbilden — ich bin's fest überzeugt!"

Heinrich nickte. „Er kann sich auch was drauf einbilden," sagte er. „Viel ist ihm gelungen! Wenn man sich vorstellt, was er zu Stande gebracht hat in der kurzen Zeit und wie er Alles auf einmal umgedreht hat, man kann wol darüber staunen!"

Die Mutter eilte, der Tochter beizustehen. „Gerade dem Bösen gehen seine Anschläge durch!" rief sie.

Kathrine zuckte die Achseln. „Natürlich," versetzte sie „wenn er Leute findet, die's ihm leicht machen!"

Der Bursch sah das Mädchen an mit einem Blick mehr des Mitleids als der Verachtung. „Er hat auch Glück gehabt

bei der Sach',“ fuhr er dann fort, „ſonſt hätt' er's doch nicht hinausgeführt! Ich wunder' mich auch nicht ſo gar arg darüber! Die Geſchichte iſt gegangen, Schlag auf Schlag, g'rad als ob ſie ſo hätt' gehen müſſen! Aber darüber wunder' ich mich nun doch, daß er jetzt wegbleiben kann. Ich hab' ihm viel zugetraut, denn ich kenn' ihn ja von Jugend auf; aber in dem Stück hat er meine Erwartung übertroffen! — Weiß er Alles?“

„Er weiß Alles,“ flüſterte das Mädchen.

Die Fauſt Heinrich's ballte ſich, das bleiche Geſicht wurde roth und erhielt einen erſchreckenden Ausdruck! „Schurke,“ rief er. „Infamer, niederträchtiger Schurke! — An dem hat der Teufel ein Uebriges gethan und kann ſeine Freude d'ran haben! — Wegbleiben und thun, als ob nichts vorgefallen wär'! Mir nichts, dir nichts Alles von ſich ſchütteln —“

Kathrine, mit dem Ausdruck bitterer Ironie, machte eine Bewegung der Einſprache. „Du darfſt ihm doch auch nicht zu viel thun,“ ſagte ſie. „Ganz will er ſeine Hand nicht abziehen von mir! Er iſt großmüthig! Er will bezahlen — er will ſo hoch gehen als er kann! Das hat er uns durch ſeine Baſe ſagen laſſen!“

Der Burſch antwortete mit einem Hohnlachen. „Jammervoller Bettelſtolz!“ rief er. „Schlechtigkeit, Hoffart und eine Unverſchämtheit, die bis an die Wolken reicht!“

Ein tiefes Schweigen folgte. Dann ſagte die Mutter: „Gottlob, mit nächſtem werden wir ihn los ſein! Er geht fort — in die weite Welt!“

„Fort!“ rief Heinrich. „Auch das iſt wahr?“

„Es iſt ausgemacht. In wenigen Tagen geht er weg.“

„Und das leidet man?“

„Wer will's hindern?“ fragte die Mutter.

„Wer's hinderte,“ rief Kathrine, „der thät' mir das größte Leid an! — So hab' ich wenigſtens noch Ein Glück auf der Welt: daß ich ihn nicht mehr ſeh'!“

Heinrich ſchaute das ehemals geliebte, das noch vor Kurzem ſo ſehr geprieſene, ſchöne und ſtolze Mädchen an — ſeine Augen wurden feucht. „Du biſt ſehr genügſam worden, Kathrine!“ ſagte er dann. „Sieh, ſieh, wie haſt du dich verwandelt! Früher iſt dir nichts gut genug geweſen — und jetzt iſt dir Alles recht!“

„Eben weil mir früher nichts gut genug geweſen iſt,“ erwiderte ſie, „darum iſt mir jetzt Alles recht!“

„Ja, ja,“ ſagte der Burſch, „Unrecht haſt du nicht! Du haſt dir dein Leben ſelber verdorben, und mußt's nun annehmen, wie es iſt! Aber es iſt dabei doch ſonderbar gegangen, recht als ob's der Teufel gemacht hätt'; und wenn ich's überleg' — alle Schuld kann ich nicht auf dich werfen —“

„Du biſt eben gut, Heinrich,“ erwiderte Kathrine mit wankender Stimme, „auch jetzt noch! Aber ich kann mich nicht entſchuldigen und ich will's nicht! Ich hab' ſchändlich gehandelt gegen dich! Ich bin dir gut geweſen, Heinrich, von Herzen gut, und hätte dieſer Menſch nicht exiſtirt, ich wär' das beſte Weib geworden für dich! Aber was hat mich verführt? Eitelkeit und Hoffart! Weil der, vor dem ſich Alle gefürchtet haben,

mir zu Gefallen gegangen ist und ich mit ihm hab' thun können, was ich wollte, das hat mich um den Verstand gebracht. Ich hab' geglaubt, bei mir müßt' er anders werden, ein guter Mensch, ein wahres Muster von einem Mann — und ich hab' mir schon im voraus was eingebildet darauf. Ich bin ein dummes, einfältiges Ding gewesen! Für die Sachen, die allein was werth sind, hab' ich gar keine Augen mehr gehabt, immer hab' ich ausgeschaut nach dem, was meinem Stolz wohlgethan hat: und so hab' ich jetzt, was mir gehört! Es geschieht mir nicht zu hart — durchaus nicht! Alles hat so kommen müssen, wie's gekommen ist; nichts hat ausbleiben dürfen — es wär' schade darum gewesen."

Der Bursche betrachtete die im Eifer der Selbstverurtheilung roth Gewordene und machte eine Bewegung, die Bedauern, aber freilich auch Geringschätzung ausdrückte. „Arme Weibsbilder!" rief er. „Ich seh' jetzt wohl, wie es gegangen ist; und wenn ich dich nicht entschuldigen kann, so kann ich dich wenigstens beklagen. Ich hab' mich, fuhr er mit bitterem Lächeln fort, „eben auch nicht weiter strecken können, als es gelangt hat. 's hat Jeder sein Maß — darüber hinaus kann er nicht! — Lassen wir's gut sein. Jetzt ist's einmal so — und so müssen wir's annehmen."

Er ging in der Stube auf und ab, in seine Gedanken verloren. Dann stellte er sich wieder vor Kathrine und sagte: „Wir sind beide um unser Lebensglück betrogen; denn nur ganz leichtsinnige und gemeine Menschen könnten jetzt thun, als ob nichts geschehen wär', und zu denen gehören wir nicht. Mit

uns Zweien iſt's aus — wir haben nichts mehr zu hoffen für dieſe Welt!"

„Ich wenigſtens nicht!" verſetzte das Mädchen.

Heinrich ſchaute ſie an. „'s iſt gut," ſagte er, „daß du das einſiehſt; und doch — 's iſt ſchade um dich, Kathrine; das kann ich dir noch ſagen, und ich will's nicht bei mir behalten!"

Das Mädchen ſenkte den Kopf, die Mutter verrieth durch einen tiefen Seufzer ihr ganzes Leid.

Die Züge Heinrich's gewannen einen böſen Ausdruck. „Und der Menſch," rief er, „der uns dahin gebracht hat, ſoll leer ausgehen? Er ſoll fortkönnen und über uns lachen und neue Streiche vollführen?"

„Er mag thun, was er will," verſetzte Kathrine. „Je weiter er von mir iſt, je lieber iſt's mir."

Jener betrachtete ſie. „Biſt du denn aber gar nicht bös auf ihn?" rief er. „Fühlſt du gar keinen Zorn gegen ihn in dir?"

„Auch ihn wird die Strafe treffen, die er verdient hat," entgegnete Kathrine. „Sie wird nicht ausbleiben!"

„Gewiß nicht," verſetzte der Burſch. „'s gibt ſchon noch einen Herrgott, wenn's auch zuweilen ausſieht, als wär' er abhanden gekommen. Aber wenn er nicht dergleichen thut, wartet er nur, und auf einmal fährt er herunter wie der Blitz! Leide was du leiden mußt, und glaub', der ſchamloſe Menſch wird das Seine leiden! Dein Recht wird dir werden, baue feſt darauf!"

„Ich überlaſſ' es meinem Gott," erwiderte Kathrine. „Daß

du gekommen biſt, Heinrich, und ſo geredet haſt, das iſt mir lieb und ein wahrer Troſt geweſen. Du haſt mir mein Unrecht vorgehalten, aber ſo, daß man auch dabei wieder dein gutes Herz geſehen hat. Du bleibſt dir gleich, du kannſt dich nicht verleugnen, und biſt immer beſſer als andere!" Aus ihren Augen ging ein Blick tiefer Erkenntlichkeit; ſie bot ihm ihre Hand.

Heinrich that, als ob er's nicht bemerkte. „Ich bin ein Menſch," entgegnete er, „der auf das Recht hält, und den's verdrießt, wenn er das Unrecht und die Frechheit gewinnen ſieht."

Katharine hatte den Arm ſinken laſſen. Sie zitterte.

„Lebt wohl mit einander," ſagte der Burſche. „Was ich ſehen wollte, das hab' ich geſehen, und was ich wiſſen wollte, das weiß ich. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" wiederholte die Mutter mechaniſch und geleitete ihn zur Thür.

Als ſie zurückkehrte, ſah ſie der Tochter die Thränen aus den Augen ſtürzen.

„Ja, ja," ſagte das Weib, indem ſie ihr mitleidsvoll zunickte, „ich hab's wol geſehen — er hat deine Hand nicht genommen."

„Ich bin ihm zu ſchlecht," rief das Mädchen, „er will nicht mehr angerührt ſein von mir! — 's iſt wahr, ich bin's auch wirklich nicht mehr werth, daß ich ihn anrühr'. Er hat ganz Recht. Aber weh hat's mir doch gethan!"

Ihr Mund, ihr Buſen zuckte — ſie brach in lautes Schluchzen aus.

Die Mutter mit der innigsten Theilnahme rief: „Sie sind alle herzlos und hart, diese Mannsbilder! Alle ohne Ausnahme!“ Weinend trat sie zu der Tochter, faßte sie um den Hals, drückte das Haupt an ihre Brust und rief: „Wenn Alle dich verlassen und kränken, tröste dich, Kathrine! Dir bleibt eine Mutter, die dich lieb hat und die mit dir aushalten wird im Unglück. Von heut' an sollst du keine unschöne Red' mehr hören in meinem Haus!“

XIII.

Es war Nachmittags nach drei Uhr. Die Betſtunde war vorüber, die Vesperglocke geläutet; das Dorf gab ſich den weltlichen Genüſſen des Feiertags hin — in behaglichem Ruhen, in vertraulichem Geſpräch, in gemächlichem Spazieren. Denn auch zu dieſem lud der Wintertag ein; die Sonne ſchien vom frühen Morgen an und die Luft war lau — ſie verkündigte Regen.

In ſeinem Garten, der mit den gewöhnlichen Fruchtbäumen des Dorfes beſtanden und mit einer Hecke umſchloſſen war, ging Hans auf und ab. Die Seinigen waren fort; der alte Maurer wegen einer Arbeit, die er in Accord nehmen wollte, im nächſten Dorf, Mutter und Schweſter auf Beſuch — er war geblieben, das Haus zu hüten. Aber in der Stube war es ihm bald zu warm und zu eng geworden, er hatte die freiere und friſchere Einſamkeit aufgeſucht.

Im Garten war's auch ſtill; aber aus der Ferne drangen in das feine Ohr des Burſchen die Töne des feſttäglichen Dorflebens. Er hörte die Buben vom Anger her ſchreien und

jubeln; er hörte aus dem Wirthshause die Klänge eines alten Volksliedes, das eine Gesellschaft von „Ledigen“ angestimmt hatte. Erinnerungen wachten auf in ihm. Er horchte und horchte und versank in Gedanken. Die Bilder der Vergangenheit gaukelten vor seiner Seele und eine melancholische Stimmung überkam ihm.

Hans war nicht fühllos. Das angeborene, heftig stolze Wesen und die stets befriedigte Selbstsucht hatten ihn hart gemacht, am härtesten, wo seiner Neigung, seiner Freiheit, seinem Stolze ein Zwang geschehen sollte. Aber er konnte mehr in sich leben und unter Umständen weicher werden, als irgend einer seiner dörflichen Kameraden.

In den letzten Tagen hatte er mit dem Dorfe abgeschlossen; alle Vorbereitungen waren getroffen, in zwei bis drei Tagen konnte er gehen. Er sehnte sich hinweg, und ihm war, als ob er jetzt erst recht anfangen könnte zu leben. Es war etwas in ihm, was leidenschaftlich nach einer anderen, weiteren Thätigkeit verlangte. Er fühlte einen Ueberschuß von Kraft und die Schwingen dehnten sich ihm, um ihn hinaus in eine Ferne zu tragen, die ihm Alles versprach. Hierzulande hatte er mit den Dirnen geschäkert und die Bursche in die Flucht getrieben — er konnte mit seiner Kraft und seinem Geschick wol etwas Besseres thun. Zum Soldaten war er geboren; die Büchse regierte er wie Wenige, und das Uebrige zu lernen, war ihm Kinderspiel. Es war in der That ein Unglück, daß er's nicht früher hatte werden müssen; aber im Grunde schadete es nichts — er wollte das Versäumte im Fluge nachholen. Die

Eltern ließ er auf dem Glauben, daß er sich mit der Kelle fortbelfen werde; aber die warf er beiseite, sobald er aus dem Dorfe war, und nahm dafür das Werkzeug in die Hand, mit dem er entweder unterging oder hoch in die Höhe kam.

Das waren seine Gedanken gewesen. Jetzt, in der festtäglichen Stille, wurde seine Seele wieder ganz in die Vergangenheit gezogen. Er hatte hier im Dorf doch auch ein Leben geführt, um das ihn mancher beneiden konnte. Im Grunde hatte er nur gethan, was ihm wohlgefiel. Die Mädchen waren ihm hold gewesen, die Burſche hatten ihn gefürchtet — er war Herr und Meiſter unter dem jungen Volke. Wenn er im Walde mit Luſt ein Stück niedergelegt hatte, ſo konnte er den Gewinn mit Luſt verjubeln. Er war lange nicht der reichſte unter ſeinen Geſellen, aber doch der erſte. Wenn er ſprach, mußte der Hoffärtigſte ſchweigen. Die ſchönſten Mädchen hatten ihn zärtlich geliebt; ſie waren ſtolz auf ſeine Bekanntſchaft und hätten ihr Glück nicht um Alles hingegeben. Wenn ihm die Liebe verging und er ſich nicht mehr dazu nöthigen konnte, ſo klagte die Verlaſſene zwar, aber ſie tröſtete ſich wieder — das gehörte auch zu ſeinem Glück.

Die Erinnerung, welche ſein vergangenes Leben an ihm vorübergehen ließ, führte ihn wieder zu dem jüngſten Erlebniß, das in mehr als Einer Beziehung das ernſtlichſte, bedeutendſte war. An ihm blieb er haften.

Und ſo verblendet, ſo ohne alle Fähigkeit, ſich ſelbſt zu richten, war er doch nicht, daß er jetzt nicht das Gefühl eines begangenen großen Unrechts gehabt hätte. Dieſes kam ihm

nur unvermeidlich vor und so nannte er's jetzt noch. Aber ein Druck lastete auf seiner Seele und er mußte sich über ihn erheben. „Sie wird drüber wegkommen!“ sagte er sich. „Unsre Mädchen nehmen das nicht so schwer auf. In einigen Jahren, wenn ich wiederkehre —!“

Das Geräusch der gehenden Thür machte ihn umschauen: sein Vater war in den Garten gekommen. — Hans ging ihm langsam entgegen und sagte: „Du bist schon zurück?“

„Wie du siehst,“ erwiderte der Alte.

Der Stiefsohn, über die kurze Antwort lächelnd, fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Und ihr seid einig?“

Jener, ihn von der Seite ansehend, versetzte: „Ja — wann's dich interessirt!“

„Bei der Arbeit,“ erwiderte Hans, den die Verdrossenheit des Alten nichts weniger als genirte, „werd' ich dir freilich nicht mehr helfen!“

„Ich werde mir ohne dich helfen!“

„Um so besser!“ versetzte der Sohn. — „Wann's hier niemand andthut nach mir, dann kann ich um so leichter gehen.“

Der Maurer warf ihm einen sonderbaren Blick zu. Dann sagte er: „Es wär' vielleicht gut für dich, wenn du schon fort wärst!“

„Aus was für Ursach'?“

„Der junge Kohlbauer ist wüthend über dich! Er hat Reden fallen lassen —!“

Der Bursch lächelte geringschätzig. „Der Bühler!“ erwiderte er. „Soll mir der gefährlich sein?“

„Nur nicht so vornehm!“ versetzte der Alte. „Ich hab' ihn eben gesehen, auf dem Weg zum Wald nauf. Er sieht aus wie einer, der was im Kopf rumträgt! Und wem kann's gelten, als dir?“

Hans, nach einem Augenblick des Besinnens, zuckte die Achsel. „Der arme Kerl!“ rief er. „Sein Unglück trägt er im Kopf 'rum!“ — Aber Leuten von seinem Schlag geht's einmal so. Kann ich's ändern?“

„Ich wünsche,“ versetzte der Alte hartnäckig, „daß ihr zwei nicht mehr zusammenkommt!“

Hans schwieg. Er war offenbar erregt, man sah es ihm an. Nach einer Weile drückte er die Fischotterkappe auf's rechte Ohr und sagte: „B'hüt dich Gott!“

„Wo willst du hin?“ rief der Maurer.

„Ein wenig spazieren gehen! — Ich bin lang genug daheim gewesen!“

Jener wollte noch etwas entgegnen; aber Hans war schon aus dem Garten.

Die Reden des Alten hatten auf den Burschen eine eigne Wirkung gemacht. Das Bild des jungen Bauern, dem er so großes Unrecht gethan, den er so tödtlich gekränkt hatte, stellte sich vor ihn mit Rachegedanken, mit dem unheimlichen, drohenden Ausdruck des Rachegefühls — und ein Schauer befiel ihn. — Die Schwäche hatte ihn überrascht; sein Stolz erhob sich augenblicklich dagegen. Er sich fürchten vor Heinrich? Er eine Scheu fühlen und froh sein, wenn er weit davon war? Verflucht! Das konnte er nicht dulden! Er mußte beweisen,

daß er den Burschen geringschätzte, jetzt wie früher, — er mußte ihm in's Angesicht trotzen, dann konnte er gehen!

Das Blut — das Blut des Vaters — rührte sich in ihm und gab ihm diesen höheren und feinern Ehrgeiz ein. Und der Vorsatz, den er gefaßt — die Bilder des Hinaufkommens, an denen er sich geweidet hatte, wirkten mit!

Durch die Gasse des obern Dorfs war er an den Fahrweg gekommen, der zum Wald empor führte, und er schlug ihn ein. Eine Zeitlang sah er umsonst vorwärts. Endlich erblickte er den Gesuchten; aber nicht allein: er kam vom Walde her zwischen Kasper und Mathes!

Die Augen unsres Burschen waren scharf. Er bemerkte von weiten, daß Kasper eifrig in Heinrich hineinredete.

Man kam sich entgegen. Als die drei den schwarzen Hans erblickten, blieben sie einen Moment stehen und schauten auf ihn her.

„Sieh da!" rief dieser, ihnen sich nähernd, — „die drei Kamraden! Habt ihr euch ein Plaisir gemacht an dem schönen Tag?"

Auf diese mit vornehmer Leichtigkeit hingeworfene Frage antwortete Kasper: „Ein Bischen."

Heinrich hatte den Burschen mit düstrer Ruhe angestarrt. Jetzt sagte er: „Es ist gut, daß ich dich treff'!"

Hans, nach einem Blick auf ihn, erwiderte spottend: „Hast du mir was zu sagen?"

„Allerlei," versetzte Heinrich. — „Ist's wahr, daß du fort willst — in die Fremde?"

„Das weißt du noch nicht?“ entgegnete Hans. „Das ist was Alt's!“

„Ich wollt's von dir selber hören!“

„Das kannst du! — Uebermorgen früh pack' ich meinen Ranzen und geb' auf die Wanderschaft.“

„Auf lange?“

„Wenn's mir nachgeht, komm' ich gar nicht wieder. Ich hab' das Leben bei euch hier satt! — Nehmt mir's nicht übel!“

Heinrich schwieg einen Moment. „Dann,“ fuhr er fort, „hab' ich dir nur noch etwas zu sagen.“

„Alles Glück auf die Reise?“ entgegnete jener herausfordernd.

„Nein,“ versetzte Heinrich. „Daß du ein schlechter Kerl bist!“

Dieß war mit einer Ruhe und einem Nachdruck der Verachtung gesagt, daß Hans, obwol er etwas Aehnliches erwartet hatte, doch einigermaßen seine Haltung verlor. Aber sogleich faßte er sich, richtete er sich zu seiner ganzen Höhe auf, schaute auf den Burschen, welcher sich das gegen ihn herausgenommen, seinerseits mit vollkommener Geringschätzung herunter und rief: „Bist du verrückt?“

Heinrich zuckte die Achsel. „Weil ich die Wahrheit sag'?“

„Weil du frech bist,“ entgegnete Hans. „Du — gegen mich! — Aber,“ fuhr er mit einem Ausdruck beleidigenden Mitleids fort, „dir muß man jetzt was nachsehen! Jeder hilft sich eben, wie er kann!“

Heinrich lächelte. „Es ist doch nichts curioser,“ erwiderte

er, „als wenn ein miserabler Mensch den Vornehmen spielt! Ein Schuft sein und den großen Herrn machen wollen — es ist gar zu dumm! — Aber so sind sie!“

Aus den Augen des Beschimpften zingen Blitze der Wuth. Mit einem Fluch holte er aus, um den Beleidiger in's Gesicht zu schlagen.

Heinrich, mit rasch erhobenem Arm, fing den Schlag auf und erwiederte ihn. Hans, rasend, warf sich auf den Gegner, umklammerte ihn und riß ihn an sich. Nun war's um den Backern geschehen, wenn er keine Hülfe fand. Aber die Kameraden standen ihm bei, sie hängten sich an den Wüthenden, und nach einigen Stößen und Schlägen, die sie von ihm erhielten, kam ihnen der Zorn zum rechten Ernst.

Der Eine und die Drei — alle leisteten, was sie konnten; das Ende war aber dießmal, daß der Eine von den Dreien überwältigt und zu Boden geworfen wurde.

Der Bursch, der nicht gewohnt war, zu verlieren, tobte; aber er lag auf dem Rücken und die Gegner hatten sich über ihn geworfen: alle seine Anstrengungen, wieder aufzukommen, blieben erfolglos. Endlich schien er zu ermatten; er ließ die Arme sinken und die Sieger gewähren. Nachdem aber so eine Minute vergangen war, stieß Heinrich, der mitten auf ihm lag, einen Schrei aus. Hans hatte mit der Rechten sein Messer aus der Tasche gezogen und es ihm von der Seite in die Brust gestoßen.

„Halunk!“ rief der Verwundete und packte die Hand, die das Messer hielt. Kasper, zufahrend, umklammerte mit seinen

Händen den Arm des Hans und drückte ihn nieder. Heinrich langte mit der Rechten an seine Wunde. „Es ist nichts," rief er den Kameraden zu, „er hat schlecht gestoßen!" Und den Blick auf Hans gerichtet, fuhr er fort: „So willst du dir helfen, Bandit? Aber ich bin auch versehen, und gut versehen, und ich hoff', ich werd's besser machen!" Damit hatte er sein Messer aus der Tasche gezogen und stieß es dem Liegenden mit aller Kraft bis an's Heft in die Brust.

Der Getroffene, nach einem Ruf des Schmerzes und der Wuth, machte nochmal einen Versuch aufzukommen; aber er war zu Tode getroffen; — er sank zurück, besinnungslos.

„Um Gotteswillen," rief Kasper. „Du hast ihn todtgestochen!"

Heinrich, das ausgezogene blutige Messer in der Rechten, schaute auf den gefällten Feind mit feierlichem Ernst. „Ein solches Ende," sagte er, „ist ihm oftmals prophezeit worden, und jetzt ist's eingetroffen. Unser Herrgott hat gewollt, daß ich ihn strafen sollte für die Schandthaten, die er gethan hat; und ich dank' ihm dafür. — Was das Gericht mit mir anfängt, das ist die Sache des Gerichts. Ich für meine Person bin ruhig." Und indem er die Hand wieder an seine eigne blutende Wunde legte, fuhr er fort: „Es hätt' auch anders gehen können! Aber es gibt noch einen Gott!"

„Schaut," rief Kasper auf Hans deutend; „er rührt sich! Er kommt wieder zu sich!"

In der That öffnete Hans die Augen, starrte die Drei einen Moment an, nickte, als ob er sich auf das Vorgefallene besönne,

und suchte sich aufzurichten. Von Mathes und Kasper unterstützt, erhob er den Oberkörper; und als ob sein Wesen sich plötzlich verändert hätte, die Miene ohne Groll und nur mit einem gewissen spöttischen Zug um den Mund, absatzweise, sprach er: „Ich sing' am letzten G'setz! — Für diese Welt ist der Spaß vorbei! — Heinrich, du bist doch ein andrer Kerl, als ich gedacht hab'! Du hast mir den Treff' gegeben — gründlich! — Aber ohne Ursach' hast du's nicht gethan! — Verwünscht! Jetzt ist's aus mit meinen Plänen! Aus, aus! — Aber einerlei! Wenn ich sterben muß, kann ich auch sterben."

„Hans," rief Heinrich, der vor ihm stand, „Strafe muß sein! Lange bleibt sie aus — auf einmal kommt sie. Denk, was du gethan hast!"

Der Bursch, mit einem schmerzlichen Lächeln, das nicht ohne Humor war, entgegnete: „Widersprechen ist schwer — ich muß dir schon beistimmen!" — Nach einer Weile, mit Mühe, fuhr er fort: „Sagt der Kathrine — es thät mir leid! — die — die kann sich über mich beklagen! Aber von allen, die ich gekannt hab'" —

Weiter konnte er nicht reden. Die Züge hatten sich entstellt, die Zunge versagte den Dienst und er begann zu murmeln. Nach einem tiefen Seufzer senkte er den Kopf. Er war eine Leiche.

Heinrich sah ihn an. „Da liegt er nun," rief er mit einer eignen Mischung von Trauer und Genugthuung, „und hin ist alle seine Herrlichkeit! Schad' ist's um ihn; er war ein ganzer Bursch — und auch was Gut's hat in ihm gesteckt!

Aber er hat weggemußt von der Welt — er hat's gar zu frech getrieben!"

Eine Stille trat ein. Dann sagte Kasper: „Was fangen wir nun an?"

„Tragt ihn auf den Brachacker da nüber!" versetzte Heinrich. „Du, Mathes, bleibst hier bei der Leiche. Der Kasper und ich gehen in's Dorf und machen die Anzeig'." —

Auf dem Weg sagte Kasper zu Heinrich mit Bedeutung: „Es ist nicht nöthig gewesen, daß du ihn aufgesucht hast!" —

„Es ist besser gegangen," versetzte Heinrich, „als ich's im Sinn gehabt hab'! Gott verzeih mir die Sünde — aber mir ist ein Centnerstein vom Herzen gefallen! Jetzt kann ich wieder anfangen zu leben!"

Die Kunde von dem Tode des schwarzen Hans brachte im Dorf eine ungeheure Wirkung hervor. Der Hans unterlegen, der Hans von Heinrich erstochen — man konnte kaum dran glauben! Aber das Endurtheil war allenthalben: „Es ist ihm recht geschehen!"

In das Haus des Schreiners kam zuerst nur die Meldung, Heinrich habe den Hans umgebracht und ein Scherge habe ihn in's Gericht abgeführt. Kathrine, durch die schreckliche Nachricht an ihre Schuld erinnert, saß wie ein Marmorbild; dann schaute sie umher, als ob ihre Seele gestört wäre, wurde bleich und bleicher und drohte zu sinken. Man mußte sie zu Bette bringen.

Die Erzählung des Kasper, der noch am selben Abend in's

Haus kam, übte eine beruhigende, ja, mitten in ihrem Leid, wohlthuende Wirkung auf sie. Heinrich war kein Mörder — man mußte ihn wieder in Freiheit setzen! Hans aber hatte sein Unrecht gegen sie eingesehen und im Sterben ihrer mit Ehren gedacht!

Sie erinnerte sich der vergangenen Zeiten, Thränen füllten ihre Augen. Der Bitterkeit derselben war eine Süßigkeit beigemischt — und die Ruhe der Ergebung kam über ihre Seele.

Ihre Lebenstage waren aber gezählt. Eine hitzige Krankheit hatte sie befallen und die geschwächte Natur konnte das Uebel nicht bestehen. Zehn Tage später begrub man sie. —

In das Haus der Kohlbäuerin kehrte nach schreckensvollen Aufregungen die Ruhe, ja zuletzt auch das Glück wieder.

Heinrich, indem er einen Gegner niederstieß, der mit seinem Messer nach ihm gestochen und dieß wiederholen konnte, hatte Nothwehr geübt! Zu seinen Gunsten sprach alles, was man über ihn in Erfahrung bringen konnte, und wenige Wochen nach der That gab das Gericht ihn frei.

Heimgekehrt widmete er sich mit stillem Ernst seinen Geschäften. Er lebte zurückgezogen und verkehrte fast nur mit den zwei Kameraden, die sich in seine Geschicke so eng verflochten hatten. Im Dorf behandelte man ihn mit einer eigenthümlichen Achtung. Auch dem übermüthigsten Bursch wäre es nicht mehr eingefallen, seinen Scherz mit ihm treiben zu wollen; im Gegentheil, wenn so einer ihn traf, grüßte er ihn mit ehrbarem Ernst und ging vorüber.

Heinrich, als er zum erstenmal diese Wahrnehmung machte,

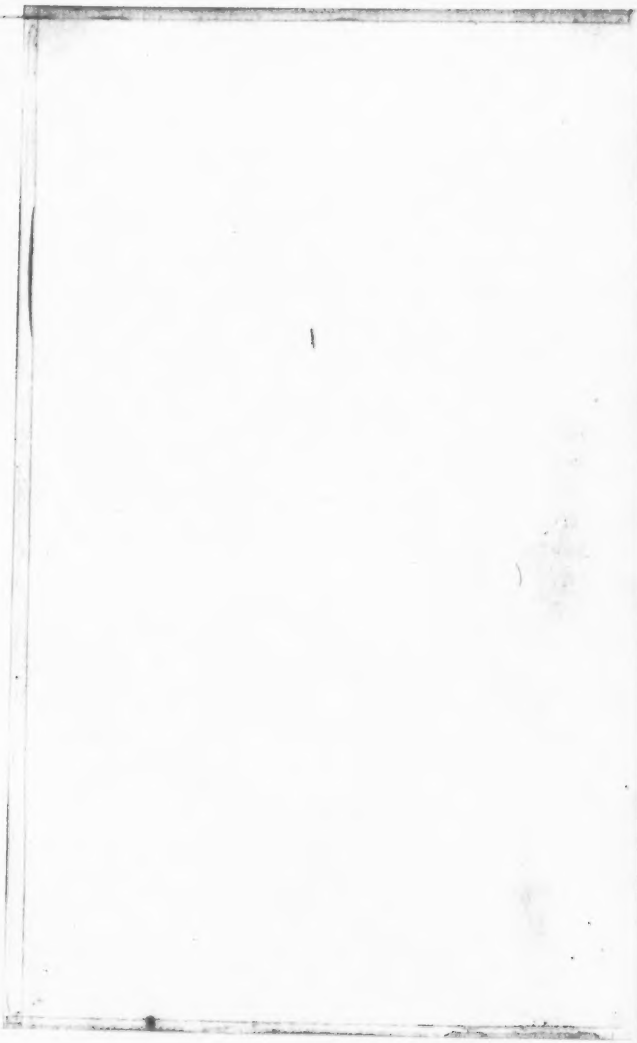
lächelte, nicht ohne eine tiefe Befriedigung. „Es ist wirklich kein Schade," sagte er sich, „'s ist ein Nutzen dabei!" — Ihm gediehen die tragischen Erlebnisse zum Segen. Sie vertieften seine Seele, gaben ihm mehr Selbstgefühl, mehr festen Sinn, und er hielt den Seinen mehr, als er versprochen hatte.

Wird man ihm das mißgönnen? Er hatte viel Herzeleid erduldet, um dahin zu gelangen!

Drei Jahre gingen hin. Die Zeit übte auf den Burschen ihren ganzen versöhnenden Einfluß. Als ihn seine Mutter und seine Freunde endlich ermahnten, sich zu verheiraten, stimmte er ihren Gründen bei und folgte ihnen. Man hatte ihm eine entfernte Verwandte aus dem obern Ries angetragen, die gesund, munter, geschickt und sehr wacker, aber allerdings nicht grade schön sei. „Gottlob!" rief er, als die letzte Bezeichnung heraus war. „Die will ich mir anschauen, das wird die Rechte sein. Von dem Wunsch, die Schönste zum Weib zu haben, bin ich geheilt!" — In seinen Gedanken setzte er aber hinzu: „Arme Kathrine, — vergessen werd' ich dich doch niemals!"

Die Heirat kam zu Stande und unser Freund führte mit seinem Weib ein ruhiges, zufriedenes Dasein.

Georg.



I.

An einem schönen Septembersonntag gingen drei Mädchen auf dem östlichen Fußweg hinter den Gärten ihres Dorfes spazieren. Eben verhallte die Vesperglocke und das nahgelegene Wallerstein glänzte im goldnen Schein der sich neigenden Sonne. Die Felder waren leer und der Blick in die Weite ging über Stoppeln. Es ist unnötig zu sagen, daß dies in unsern Bauernmädchen keineswegs melancholische Empfindungen anregte. Der Sommer ist recht schön, und eine rüstige Dirne scheut nicht die heißen Arbeiten, die er bringt; aber die angenehmste Jahreszeit für das Landvolk ist der Herbst, wo die Haupternten vorbei und die noch übrigen ein Spiel sind; wo das Kirchweihfest winkt und der Tanz um die Linde; wo auch schon die Ruhe des Winters und die warme Spinnstube reizende Vorstellungen wären, wenn dörfliche Gemüther so weit hinauszudenken pflegten.

Unsere Dirnen schritten behaglich weiter. Söldnerstöchter und Nachbarskinder, von gleichem Jahrgang, hielten sie treue Freundschaft und theilten Erholungen und Lustbarkeiten. Um

sie vergnügt zu machen, bedurfte es nicht großer Anstalten, denn die Quelle der Zufriedenheit floß in ihnen selber. Wovon sie grade sprachen? Mochte der Gegenstand sein, welcher er wollte, er hatte für sie großes Interesse. Die Augen glänzten, die Lippen „schmohzten", glücklich und schelmisch, und die Schlanke mit den hellbraunen Haaren, die in der Mitte ging, wurde ein bischen roth. An der Grenze der letzten Gartenhecke angekommen, machten sie Kehrt, um dann in ihrem Diskurs fortzufahren; aber plötzlich erhielten ihre Gedanken eine andere Richtung. Ein Bursch kam ihnen entgegen der sie aufschauen machte und ihren Blicken ein festes Ziel blieb. Er war ungefähr zwanzig Jahre alt und sein ganzes Wesen — Miene, Gang und Gewandung — verriethen einen der feinsten und hervorstechendsten „Ledigen" des Dorfs. Als er den Mädchen nahe kam, lächelte er freundlich und grüßte sie mit einer Traulichkeit, welche nicht ganz ohne Herablassung war, um seinen Weg fortzusetzen, der ihn nach Wallerstein führte.

Alle drei hatten ihm nachgesehen. Dann sagte die Schlanke: „Jetzt will ich nur sehen, welche d e n noch davonreißt!"

Die kleine Schwarzbraune, die ihr zur Linken ging, lächelte mit einer Miene, als ob sie einen nicht unebenen Spaß zu machen im Begriff stände. „D u nicht!" rief sie.

„Und du auch nicht," entgegnete jene mit Behagen. „Ja, ja," fuhr sie fort, „da thät uns das Maul sauber bleiben, wenn er auch nicht der einzige Sohn des Haselbauern wäre! — Aber neugierig darf man am Ende doch sein!"

„Die Marev' (Maria Eva) läßt ihn nimmer aus," rief

die Blonde auf der rechten Seite mit dem Ton des Gewißwissens.

„Die plagt sich umsonst, nach meiner Meinung," versetzte die Schlanke. „Sie ist ja älter wie er!"

„Ein Jährle! Aber sie ist das einzige Kind, wie er! — Die Haselbäurin will die beiden Höfe zusammenkriegen!"

„Er mag sie nicht; — sag', ich hab's g'sagt!"

„Glaubst du, deine Nachbarin, die Annamarget (Anna Margreta) hat mehr Aussicht?"

„Mit der würde er wenigstens besser hausen!" versetzte jene. „Das ist ein gutes Mädchen, und sie trägt ihn im Herzen schon von der Schul' her. Aber daß er an sie denkt, hab' ich [illegible]ab' noch nicht bemerken können!"

„Nun," sagte die Blonde, „dann muß er sich eben auswärts umsehen; denn im Dorf haben wir außer den zweien keine mehr, die für ihn paßt!"

„Wenn's nicht du bist, meine liebe Burg!" rief die Schwarzbraune.

Die Burg (Walpurg) lachte. „Jetzt muß ich auch noch dran!" versetzte sie. „Nun, am Ende, wozu hat eine von uns den Hansjörg nöthig? Wir haben ja, was wir brauchen!"

Die Erinnerung an diese tröstliche Thatsache machte alle Mienen vergnügt. „Nun ja," sagte die Schlanke, „darum reden wir auch nur davon!" —

An jedem Orte, wie klein oder groß er sei, beschäftigen sich die Leute nicht nur mit ihren eigenen Angelegenheiten, sondern auch mit denen der Vornehmsten unter ihnen. Und der Bursch,

der unsre wohlversorgten Söldnerstöchter interessirte, war nicht bloß, nach ländlicher Anschauung, vornehm, er war überhaupt ein ungewöhnlicher junger Mensch, der auch andern, die ihn näher kennen lernten, Theilnahme einflößte.

Um ihn zu charakterisiren, müssen wir einen Blick auf die Zeit und den Ort werfen, in denen er aufwuchs.

Das Dorf, worin er in den achtziger Jahren das Licht der Welt erblickte, lag in nächster Nähe von Wallerstein. Dieser Marktflecken war am Ausgang des vorigen Jahrhunderts noch eine Residenz mit allem Glanz einer ständigen Hofhaltung. Da gab es Kavaliere und Verwaltungsbeamte, Forstleute, Jäger und Diener aller Art in mehr als hinreichender Anzahl, und vornehme Gäste aus der Nähe und Ferne belebten die Unterhaltungen im fürstlichen Schlosse. Das Haupt des regierenden Fürsten war im oberen Ries (denn im unteren rivalisirte die ältere Linie zu Oettingen!) von aller Poesie weltlicher Herrlichkeit umleuchtet und auch die Sonderbarkeiten desselben erschienen darin sehr bedeutsam. Man glaubte damals noch an die unvergleichliche Hoheit des Standes; die Rieser hatten einen größern Herrn nicht in der Nähe, und in die Ferne waren die Blicke noch nicht gerichtet. Was man nun auch dagegen sagen mag, die Zustände in der letzten Zeit des deutschen Reiches hatten ihre schönere Seite. In dem Verhältniß zwischen Herrschaft und „Unterthanen" lag hier in der That etwas Patriarchalisches. Das Volk nahm an den Geschicken des regierenden Hauses den persönlichsten Antheil, genoß die öffentlichen Vergnügungen mit und die gelegentliche Entfaltung des

Hofprunkes. Die „Herrschaft" kümmerte sich dagegen um die häuslichen Angelegenheiten des Volkes, wenn sie sich irgend bemerklich machten. Da der Sinn noch nicht durch Tagesblätter auf's Allgemeine gelenkt war, interessirte sich der Mensch um so mehr für den Menschen, und die fürstlichen Damen verschmähten es nicht, ihren Unterhaltungsstoff auch aus Bürgers- und Bauernhäusern zu beziehen, wo sich, für die damaligen Ansprüche, Merkwürdiges und Ergötzliches genug begeben konnte. Die Einkünfte des Fürstenthums blieben zumeist im Lande, machten die thätigen Bewohner der Residenz wohlhabend und flossen auch einigermaßen wieder in's Landvolk zurück. Bedenkt man, daß in jenen Tagen die Volksbräuche noch in Blüte standen und die Dorffeste dem Auge Schauspiele darboten, woran man gläubig und freudig hing, — daß Hohe und Niedre ungleich mehr dem Genusse des Augenblicks hingegeben waren, so wird man begreifen, daß alle Bessergestellten noch lange von der guten alten Zeit sprachen, wo es eben viel lustiger gewesen sei, als gegenwärtig.

Einer eigenthümlichen und außergewöhnlichen Aufmerksamkeit von Seiten des Fürsten und seiner Familie erfreute sich der Vater unsers Hansjörg, der Haselbauer. Als mehrjähriger Ortsvorsteher genoß derselbe in der Gemeinde Ansehen und hatte die genaueste Kenntniß von ihren Zuständen. Er war in seiner Art gebildet, las in Mußestunden Bücher und verfaßte selber geistliche und weltliche Gedichte, womit er seine Familie erbaute und ergötzte. Wenn der regierende Herr nun durch den Ort ritt, versäumte er fast nie, den Unterrichteten herbei-

zurufen, damit er, neben ihm gehend, ihm die jüngsten Begebnisse in Dorf und Umgegend mittheilte. Der Bauer that dies auf eine Weise, die dem Herrn immer wieder schmackhaft erschien. Er war ein natürlicher Hofmann und gebot nicht nur über den erforderlichen Eifer und die nöthige Gewandtheit, sondern auch über eine ausgiebige Quelle satirischen Humors, womit er an sich unbedeutende Geschichtchen zu würzen verstand. So blieb er immer in der Gnade und hatte davon manchen Vortheil.

Erwähnen wir noch, daß der Haselbauer wohlhabend war, seinen ansehnlichen Hof nicht nur frei, sondern auch noch Geld am Zins hatte, so wird man es begreiflich finden, daß sein Sohn, der begabte Johann Georg, als Dorfkind einen ungewöhnlichen Anstrich erhielt. Der Vater sorgte nicht nur selbst für eine bessere Erziehung, als sie auf dem Lande vorzukommen pflegt, er ließ auch den Unterricht, den der Knabe im Dorf haben konnte, durch Privatstunden in Wallerstein ergänzen. Die Gunst, welche die „Herrschaft" dem Vater zuwendete, kam auch dem Sohn zu Gute. Der Haselbauer mußte diesen einmal auf's Schloß bringen, und hier scherzte die Durchlaucht mit dem Knaben und beschenkte ihn mit einem Goldstück. Die fürstlichen Damen hielten später auf einer Spazierfahrt im Dorf an, ließen sich das „Hansjörgle" kommen, machten den Schüchternen durch Leckereien, die sie ihm zu verspeisen gaben, zutraulich, brachten ihn zum Reden und ergötzten sich an den naiven Antworten des endlich Erkeckten. — Alles das blieb auf die Phan-

tasie und auch auf das Selbstgefühl des Knaben nicht ohne Wirkung.

Ein eigener Quell von Belehrung und Bildung floß dem Heranwachsenden im Umgang mit einer jungen Verwandten, der einzigen Tochter eines wohlgestellten Hofhandwerkers in Wallerstein. Das hübsche, lebhafte, gescheidte Mädchen hatte ein Verhältniß mit dem Hauslehrer einer protestantischen adeligen Familie der Residenz; aber das hinderte sie nicht, in treuer Freundschaft dem strebsamen jungen Vetter entgegenzukommen, der ihres Rathes bedurfte und sie mehr und mehr zu seiner Vertrauten machte.

Auch diesmal wanderte er dem Marktflecken zu, um der Freundin eine Forderung mitzutheilen, welche seine Eltern an ihn gestellt hatten. Er fühlte sich in einer eigenthümlichen Klemme — wußte nicht recht, was er auf die Zumuthung antworten sollte, und wollte hören, was die Unbefangene darüber dachte. In dem stattlichen Hause angekommen, vernahm er mit großer Beruhigung, daß die Sophie daheim und allein wäre.

Der Eintretende wurde von dem blühenden Mädchen mit offenem Vergnügen empfangen. „Grüß dich Gott, liebs Vetterle," rief sie, indem sie ihn bei den Händen faßte. „Was bringst du Neues?"

Der Jüngling schwieg. Dann mit einem Seufzer erwiderte er: „Nicht viel Gut's!"

Sophie machte keine sehr gläubige Miene. „Das wird wieder was Recht's sein!" entgegnete sie. „Nun?"

„In acht Tagen," versetzte der Bursch, „ist unsre Kirchweih!"

„Ei ja!“ rief Sophie. „Aber das Unglück?“

„Meine Mutter verlangt, daß ich die Marev' zur Kirchweih führen ſoll. Sie iſt ganz verſeſſen darauf! Wenn ich's nicht thue, krieg' ich von ihr und von meinem Vater kein freundliches Geſicht mehr.“

Das Mädchen hatte ſich vor ihn geſtellt und lächelte mit eben ſo viel Schelmerei wie Theilnahme. „Gefällt ſie dir noch immer nicht?“ fragte ſie.

„Immer weniger!“ war die Antwort.

„Das iſt ein böſer Umſtand — wenn man ſich heirathen ſoll!“

„Ebendarum,“ verſetzte der Burſch, „wird man ſich auch nicht heirathen!“

Sophie blieb eine Weile ſtumm. Dann ſagte ſie: „Im Grund iſt ſie doch eine ſtattliche Perſon. Mancher Bauernſohn würde die Hände nach ihr ablecken! — Und dich hat ſie gern!“

Der Burſch machte ein eigenes Geſicht. „Das nutzt ihr bei mir nichts!“

„Sieh, ſieh,“ rief die Freundin. „Er iſt recht verwöhnt, der junge Herr! Kann ihm gar keine gefallen? Wexer die noch eine andere, noch irgend eine? Weißt du, was man da glauben muß? Daß du dir ſelber zu gut gefällſt!“

Dieſer Vorwurf machte auf Georg nicht viel Eindruck. „Mit mir ſelber,“ verſetzte er, „bin ich am wenigſten zufrieden! — Ich hab' kein Glück in der Welt! Ich hab' nicht das Glück, das Andre haben! Zum Beiſpiel du! Du haſt deinen Candidaten gern und er dich, und deine Eltern ſind da-

mit zufrieden; wie lang' wird's währen, dann bist du eine Frau Pfarrerin!"

Die Miene der Sophie hatte eine gewisse Feierlichkeit angenommen. „Das ist wahr," sagte sie. „Und mit der Frau Pfarrerin, denk' ich, wird's nicht mehr gar so lang' anstehen. Mein Vater gilt was bei der Herrschaft, und diese schätzt auch meinen Bräutigam!"

Der Bursch nickte, als wollte er sagen: „Siehst du?" — Auf einmal stampfte er mit dem Fuße.

„Bist du bei Trost?" rief sie.

„Etwas thun sollen," entgegnete er mit förmlichem Zorn, „was einem zuwider ist! Und ich muß mich resolviren! Ich kann keinen Tag mehr warten."

Das Mädchen betrachtete ihn mit den Augen einer kleinen Mama. „Weißt du was?" versetzte sie nach einer Weile. „Da dir noch keine gefällt, so kannst du grade thun, was deinen Eltern gefällt. Was ist's denn? Ein Bäschen und eine Nachbarin zur Kirchweih zu führen! Damit bist du noch nicht versprochen!"

Georg schaute sie unentschlossen an. „Meinst du?"

„Ja, das mein' ich! — Aber freilich," setzte sie lächelnd hinzu, „mußt du dich in Acht nehmen, daß du nicht zu galant und zärtlich wirst."

„Oh!" rief der Bursch. „Da laß nur mich sorgen!"

Sophie schüttelte den Kopf, indem sie ihn mit Ueberlegenheit betrachtete. „Was du für ein Mensch bist!" versetzte sie. „Du willst kein Glück haben? Du hast aber das Glück, daß

du andre glücklich machen kannſt. Die Maria Eva wird glänzen und ſtolz daher treten an deiner Seite und auf lange Zeit hinaus vergnügt ſein. Dein Vater und deine Mutter werden euch mit Freuden zuſehen und Alles wird zufrieden ſein! — — Ich hoff' aber, daß du doch noch ein paar Reihen übrig haben wirſt für andre; zum Beiſpiel für eine gute Freundin aus Wallerſtein —"

„So viel du willſt!" rief Georg.

„Und dann," ſagte ſie nach einem kurzen Beſinnen, „wenn du grad' im Schuß biſt, dann thuſt du vielleicht ein gutes Werk und führſt mein Geſchwiſterkind, die Margret, auf den Tanzboden!"

Die Miene des Burſchen wurde bedenklich.

„Das iſt auch eine," fuhr das Mädchen fort, „die den jungen Haſelbauer lieber hätt', als manchen andern. Aber ſie bewahrt ihre gute Meinung, ſo viel's möglich iſt, in ihrem Herzen und geht ihren ſtillen Weg weiter, ohne ſich bemerklich zu machen wie die andre."

„Das gefällt mir von ihr!" rief Georg unwillkürlich.

„Ja, ja, das glaub' ich. Aber deßwegen verdient ſie, daß du ihr wieder ein Vergnügen machſt."

„Gut," ſagte der Burſch; „es ſoll geſchehen!"

Das Geſicht des Mädchens blickte Beifall. „Brav iſt er doch, der Hansjörg! Nun, er wird auch noch Glück haben und es wird ihm noch wohl gehen auf Erden! — Was willſt du denn, du junges Blut? Fang doch erſt an zu leben!" —

Der Hofſchreinermeiſter und ſeine Gattin, ein behagliches,

wohlgenährtes Paar, kamen von ihrem Sonntagsspaziergang nach Hause — das intime Gespräch hatte ein Ende. Georg blieb noch eine halbe Stunde, bestand noch einige Fragen der Frau Base und wanderte dann leichtern Muthes heim, als er gekommen war.

Als er in seine Stube trat, fand er die Mutter allein: der Haselbauer saß noch bei seinen Freunden im Wirthshaus. Nach einigen Reden sagte die ansehnliche und stolze Frau, indem sie den Sohn scharf in's Auge faßte: „Du führst also die Marev' zur Kirchweih?"

Der Sohn besann sich einen Augenblick; dann versetzte er: „Ich will's thun."

„Du sagst das, als ob's dich recht sauer ankäm'!"

„Ich thu's, liebe Mutter, ich thu's!"

Die Bäuerin, der man ansah, daß sie nicht nur auf ihrem Kopfe bestehen, sondern auch heftig aufwallen konnte, hielt für jetzt ihr Gefühl zurück, und begnügte sich zu sagen: „Gut!" Aber mit einem Seufzer fügte sie hinzu: „Daß der Mensch doch nie sehen will, wo sein Glück ist!"

Der Sohn hatte seine Fischotterkappe wieder aufgesetzt. „Ich will noch ein wenig zu meinen Kameraden," sagte er und verließ die Stube.

II.

Der Kirchweihsonntag und der Montag, an welchem der Tanz um die Dorflinde stattzufinden pflegt, waren vorüber. Der Sohn des Haselbauern, der spät in der Nacht heimgekommen war, schlief noch; Vater und Mutter, nachdem sie den Ehehalten ihre Arbeit angewiesen, befanden sich im Kanzley allein. Ihre Mienen verriethen Unmuth; sie schwiegen, wie nach einem eben gehabten unangenehmen Gespräch. Der Haselbauer, der mit seinem wohlgenährten Körper sich etwas vorgebeugt hielt, schien die Sache doch etwas minder schwer zu nehmen; aber die gerade dastehende Frau hatte ihres zornigen Verdrusses gar kein Hehl. Wenn die Lippen stumm waren, die Augen sprachen um so deutlicher.

Nach einer Weile ging die Thüre auf und der Sohn, im Werkeltagsanzug, kam herein. Auf seinen Morgengruß brummte nur der Vater eine Art von Dank.

Georg betrachtete die Mutter und sagte nicht ohne einen flüchtigen Schein von Schelmerei: „Du bist verdrießlich, Mutter! Bin ich dir zu spät nach Haus gekommen?“

Die Bäuerin fuhr auf. „Laß das einfältige Geschwätz!“ rief sie. „Du weißt recht gut, warum ich bös bin!“ Und indem sie sich vor ihn hinstellte, fuhr sie fort: „Jetzt sag' mir nur, was du denkst? Ist das ein Benehmen gegen ein Mädchen, die man auf die Kirchweih geführt hat? Ist das ein Benehmen gegen ein Mädchen wie die Marev'?“

„Aber was hab' ich denn gethan?“ rief Georg nun doch mit Verwunderung.

„Nichts hast du gethan, was sich schickt! Keinen freundlichen Blick hast du gehabt für sie den ganzen Tag über! Sitzen hast du sie lassen stundenlag! Und wenn nicht Andre gekommen wären —“

„Ich hab' mit ihr auf dem Platz getanzt!“ rief der Angegriffene.

„Und ein Gesicht dazu gemacht, als ob du Gift genommen hättest! Ich bin dagestanden und hab' mich förmlich geschämt für dich! Hast du nicht ein Maul 'runtergehängt, wie ein Gaul, wenn er schläft!“

„So geht's eben,“ entgegnete der Sohn, „wenn man nicht —“

„Schweig,“ fiel die Bäurin, um das offenbare Geständniß nicht aus dem Munde kommen zu lassen, mit Heftigkeit ein. „Es ist eine Schande! Und damit die Ev' recht merkt, wie viel sie bei dir gilt, hast du mit andern den Lustigen gespielt, gelacht und gescherzt! Mit der Wallersteinerin, der Hofschreinerstochter, hast du gethan, als ob sie dein Schatz wär'! Ist nur gut, daß die ihren Candidaten hat!“

„Die Sophie," entgegnete der Sohn ernsthaft, „will nichts von mir! Sie ist meine gute Freundin, weiter nichts!"

„Warum thust du hernach mit ihr schön und mit deinem Kirchweihmädle nicht? — Sogar mit dem Hühnchen, mit des Weidners Margret, hast du dich aufgeführt auf dem Tanzboden und gesungen und Juh geschrien —"

„Das hab' ich gethan," versetzte Georg, „weil sie so vergnügt darüber gewesen ist! Ihre Freude hat mich gefreut!"

„So?" entgegnete die Mutter. Sie ließ ihren Blick durchdringend auf dem Sohn ruhen; dann, mit Geringschätzung, fuhr sie fort: „Eine mit Blatternarben — ein ganz unansehnliches Ding! Sie ist einen Kopf kleiner als die Ev'!"

„Sie hat aber auch," versetzte Georg mit dem Geist des Widerspruchs, „kleine, feine Hände, die einem Fräulein keine Schande machen würden!"

„Die hat sie von ihrer Mutter, welche Zeit ihres Lebens nichts gethan hat."

Nun legte sich aber der Haselbauer drein. „Laßt mir die Annemarget aus dem Spiel!" rief er. „Von der ist ja doch nicht die Rede! — Du hast Unrecht, Hansjörg! Wir meinen's gut mit dir — und wir wissen besser, was dir gut ist! Du bist dir selber feind — es ist gar nicht zu begreifen!"

„Wo hast du nur deine Augen?" rief die Bäurin mit dem Eifer der Entrüstung. „So ein Mädchen wie die Marer' triffst du nicht, wenn du im ganzen Land darnach herumsuchst; — und du kannst sie mit der Hand erreichen! Eine Postur hat sie wie eine Königin und ein feines und stolzes Gesicht! Sie be-

kommt ihren Hof, und dann habt ihr zwei miteinander, nebeneinander! Und weil man doch an Alles denken muß: sie ist von einer Art da, die einen Geist hat! Wenn du von ihr Kinder bekommst, dann wirst du keine Sorg' haben, wie sie in der Welt fortkommen! Was hast du also gegen sie? Willst du vielleicht bloß darum nicht, weil wir wollen?"

„Ereifre dich nicht, Mutter," sagte hierauf der Bursche. Mit einer Art von Lächeln setzte er hinzu: „Ich glaub', ich hab' zu viel Respekt vor ihr."

Die Bäurin machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Sie hofmeistert mich immer," fuhr er fort. „Wenn ich bei ihr bin, dann ist's mir immer, als ob ich gar nichts recht machen könnt' und der ungeschickteste Bursch wär' im ganzen Dorf!"

„Sie meint's eben gut mit dir," entgegnete die Mutter. „An dir ist wahrhaftig nicht alles schön! Dir kann man recht wohl noch einen guten Rath geben!"

„Aber ich mach' dann eben auch ein Gesicht wie ein Bub', dem der Schulmeister über's Maul gefahren ist!"

„Hansjörg," sagte der Vater, „schäm' dich und red' nicht so! Alles, was du vorbringst, ist nichts! Die Marev' wünscht sich keinen andern als dich, obwohl sie andre haben könnt', die eben so viel werth sind wie du — zehn für einen! Das weiß ich, weil ich's weiß! Kriegst du sie zur Frau, dann hast du ein Gut wie ein Edelmann — und du wirst deinem Schöpfer dafür noch auf den Knien danken!"

Georg, zu dieser Uebertreibung, machte eine spöttische

Miene. Dann ſagte er: „Nun, wenn's gar ſo ſchön und vortheilhaft iſt, was ihr haben wollt, dann ſeh' ich's wohl auch noch ein! Laßt mich eben jetzt noch gehen! Es wird mir hoffentlich noch kommen!“

Mit dieſem Beſcheid mußten ſich die Eltern für jetzt begnügen. Und von dem jungen Menſchen war's nicht eine bloße Ausflucht! In ſeinem Weſen lag eine gewiſſe Gutmüthigkeit; — ſeine Mutter, der er offenbar mehr nachſchlug, als dem Alten, hielt er hoch: ihren Beifall zu erlangen, wär' ihm lieb geweſen! Und wenn's ihm ſpäter nur nicht ganz gegen den Mann ging, ſo wollte er ſehen, was er thun konnte! —

Nachmittags führte ihn ſein Weg auf's Feld hinaus am Bache hin, der etliche Haushaltungen von dem übrigen Dorfe ſchied und durch einen Anger herabfloß, welcher dem Federvieh zur Weide und den Kindern zum Spiele diente. Er war in Gedanken, unſer unentſchiedener Georg! Der ſtille, ſanfte Herbſttag hatte ihn träumeriſch gemacht und ſeine Augen waren offen, ohne zu ſehen. Plötzlich hörte er: „Guten Tag, Hansjörg“ — mit einer Stimme, die von inniger Freude und Güte durchklungen und verſchönt war. Er ſah auf: Margrete Weixner, die aus einem Seitengäßchen gekommen war, ſtand vor ihm!

Ihre Miene glich dem Ton ihres Grußes. Das ovale Geſicht leuchtete, aus den blaugrauen Augen ſchimmerte das Glück ihres Herzens. Aber die Freude, welche die Jungfrau verklärte, war die Freude einer ſchlichten, kindlichen, wenn auch außerordentlich guten Seele. Die Anmuth, welche ſie dem

Bauermädchen lieb, konnte einem Burschen, wie unser Georg war, herzlichen Antheil, Verwunderung abgewinnen — aber keine Liebe!

Nachdem sie einige Reden über das gestrige Fest und ihr jetziges Vorhaben getauscht hatten, ging Margrete grüßend weiter — glücklich, daß der Tänzer von gestern mit ihr so freundlich gewesen.

Der Bursch, seinen Weg fortsetzend, sagte zu sich: „Ein seelengutes Mädchen! Sie hat ordentlich schön ausgesehen in ihrem Vergnügen, und ihre Blatternarben hab' ich diesmal gar nicht bemerkt! Sie ist auch nicht so klein, wie die Mutter sie macht — da läg' ihr Fehler nicht! Aber sie hat nichts — wie soll ich sagen? — nichts Liebes! Sie ist gar zu gut! Sie pflegt ihren kranken Stiefbruder, wie eine Nonne — — ihr Mann würde es gut bei ihr haben! — Aber — man kann sich das eben nicht geben! Die Sophie, scheint's, hätt' es gern, wenn ich in ihrer Freundschaft bliebe! Indessen —" Er schüttelte den Kopf. —

Am Abend desselben Tages konnte Georg nicht umhin, auch noch sein Kirchweihmädchen zu begrüßen. Sie stand, als er durch die Hauptgasse des Dorfes heimging, an ihrem Hofthor: er mußte zu ihr treten. Der Respekt, den er wirklich vor ihr empfand, die Achtung vor dem Willen — dem leidenschaftlichen Wunsche seiner Mutter, und der instinktmäßige Drang, etwas dafür zu thun, — alles das gab seinem Gruß einen ernsten, beinahe herzlichen Klang. Die stolze Hoferbin, die ihm sein gestriges Verhalten recht übel genommen hatte, wurde

dadurch wieder begütigt und ſchlug ihrerſeits einen traulichen, entgegenkommenden Ton an. Georg erkundigte ſich, wie ihr die Luſtbarkeit bekommen ſei. „Ganz gut," erwiderte ſie; „zu müd' haſt du mich nicht gemacht — und geſchlafen hab' ich ruhig bis in den Tag hinein!" Darauf erwiderte der Burſch: „Ich hab' dich geſtern grad' nicht feiern ſehen! Aber für dich iſt eben alles nur ein Spiel! Arbeiten und tanzen und deine Leute commandiren, eins kannſt du wie das andre!" Die ländliche Heroine nahm das für ein Compliment und lächelte. Aber die Redeluſt des Burſchen war damit ſchon verſiegt; erfolglos dachte er auf eine neue Artigkeit — und er wußte es dem Schulmeiſter Dank, daß er eben jetzt das Betläuten begann. Mit einem Ton des Scherzes rief er: „Jetzt muß ich heim zur Suppe! Meine Mutter iſt gar accurat, und ich möcht's gar nicht gern mit ihr verderben!" Maria Eva, welche dieſe Geſinnung nur billigen konnte, gab ihm die Hand. „So laß dir's halt gut ſchmecken," ſagte ſie, — „und ruh' dich aus von deinen geſtrigen Strapazen!"

III.

Ein Jahr ging hin, ohne daß es zu einer Entscheidung kam; ja, ohne daß das Zünglein der Wage sich merklich auf eine der beiden Seiten neigte.

Man wird dieß begreiflich finden, wenn man weiß, daß es den Eltern Georgs nicht um die sofortige Verehelichung ihres Sohnes mit der Tochter des Nachbars zu thun war, sondern nur um ein festes Verhältniß zwischen beiden. Sie wollten die großen Vortheile, welche die Heirat in ihren Augen hatte, der Familie nur verbürgt sehen. Im Uebrigen hatte der Haselbauer nichts dagegen, noch etwas länger Herr seines Hofes zu bleiben, und auch der Bäurin eilte es nicht, ihr Commando abzugeben. Im Hause des Schwaner — so hieß man den Nachbar — existirte eben so wenig eine Nöthigung, die Verbindung zu beschleunigen. Vater und Tochter (die Mutter war vor Jahren gestorben!) hegten einen und denselben Wunsch; aber für die Eva galt es zunächst nur, den Georg zum „Bursch" zu haben, und nur darauf richtete sie ihre Bestrebungen.

Der Stand der Dinge war günstig für einen, der sich so

lang als möglich frei erhalten wollte; und Georg nutzte ihn nicht ohne eine gewisse, durch die Verhältnisse gerechtfertigte Schlauheit.

Gegen Maria Eva benahm er sich so, daß er sich nicht band, seinen Eltern aber doch keinen Anlaß zu Vorwürfen gab. Er besuchte sie von Zeit zu Zeit, und hatte im Verkehr mit ihr eine eigene Manier, den Liebhaber hinter den Verehrer zurücktreten zu lassen und der Erbtochter eine Achtung zu bezeigen, die ihr schmeichelte, wenn ihr auch etwas mehr Zärtlichkeit lieber gewesen wäre. Alles zusammengenommen konnte sie den Gedanken hegen, daß er sich bei ihr in Gunst erhalten wolle und seine Absicht darauf gerichtet wäre, sie zum Weibe zu bekommen. Sie liebte ihn — wenn auch auf ihre Weise — und darum glaubte und hoffte sie.

Ihre Neigung zu Georg war nicht ganz ohne Vorbehalt. Bei den Bildern des Glücks, die sich in ihrer Seele erzeugten, vergaß sie sich selber nicht. Sie hatte den jungen Nachbar in ihren Gedanken erwählt, weil er der hübscheste Bauernsohn im Dorf war und in seinem Wesen etwas Feines hatte, das ihr besonders wohlgefiel. Sie wünschte lebhaft, ihn zum Mann zu bekommen, und ihr Verlangen steigerte sich mehr und mehr: aber in der Ehe dachte sie doch sich als die herrschende Person — und ihre angenehmste Vorstellung war, zugleich die erste Bäurin im Dorf und das von ihrem Manne geliebteste und geehrteste Weib zu sein. Unter dieser Voraussetzung, an die sie glaubte, sollte es auch ihm wohl ergehen und er sollte alles Glück und allen Ruhm haben, worauf der Mann

eines ſolchen Weibes und der Beſitzer zweier großer Bauernhöfe Anſpruch machen konnte.

Es war eine Liebe des Stolzes, welcher in dem Herzen der Margrete die Liebe der Demuth gegenüberſtand! Die Tochter des Weidner liebte den jungen Menſchen ohne alle Nebengedanken. Es war ein inniger Zug des Herzens und die Freude ihres Lebens; aber vor lauter Glücksgefühl und Beſcheidenheit prägte ſich in ihr nicht die Forderung aus, den Geliebten nun auch zum erklärten Burſch oder gar zum Manne zu haben. Das war eben noch nicht die Frage, und ſie blieb in ihren Gedanken genügſam davor ſtehen. Wenn er ſie freundlich grüßte, ſo that es ihr wohl: aber ihre größte Befriedigung zog ſie aus ihrer eignen liebenden Seele. Dort floß ein Born, der ihr immer wieder Freude ſchuf, ſie wußte nicht wie.

Ihr war's gerathen, keine Anſprüche zu machen! Georg, der ſie zu ſchätzen wußte, ließ ſie das auch merken und legte bei zufälligen Begegnungen in den Ton ſeines Grußes eine eigne Herzlichkeit. Aber das war auch Alles! Wenn er bei jeder Begegnung aufs neue ſah, wie es um ſie ſtand, und der Abglanz ihres Gefühls ihm in die Seele ſchien, ſo fühlte er ſich doch außer Stande, ihre Neigung zu vergelten. Er traf gern mit ihr zuſammen, und ſein Mund lächelte, wenn er ſie gegen ſich herankommen ſah; aber er ſuchte ſie niemals auf. In dieſer Beziehung war und blieb Maria Eva die Begünſtigtere.

In der Mitte des Winters machte die Nachbarstochter unverſehens einen bedeutenden Schritt vorwärts: — und ſie

konnte sich schon am Ziele dünken! Ein verwittweter Bauer feierte seine Hochzeit mit einem Mädchen aus dem nächsten Dorfe; Georg und Eva wohnten dem Fest als Gäste bei und saßen an einem Tische. Die Tochter des Begüterten war prächtig gekleidet; sie hatte ihren schönen Tag und erfreute sich ihrer besten Laune. Georg fand denn doch, daß es ein Mädchen sei, wie es wenige gebe. Er tanzte mit ihr, und da sie fröhlicher war, so erschien sie auch liebenswürdiger, und er hatte, sie in seinen Armen haltend, ein Gefühl, das sie ihm noch niemals einzuflößen wußte. Zu ihrem Glück verschonte sie ihn diesen Tag auch mit Einreden und Ermahnungen gänzlich; sie war nur das hingebende Weib! Georg, den sein Stand verpflichtete, etwas drauf gehen zu lassen, sprach schon früh der Weinflasche zu und wartete der Tänzerin auf; beide kamen immer mehr in glückliche Selbstvergessenheit. Bei dem nächsten Reihen drückte er ihr die Hand mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers, und sie erwiderte den Druck entsprechend; und da es „zwischen Licht" war, nämlich in der Dämmerung, so ließ die Jungfrau ihr Haupt auf die Schulter des Burschen sinken, daß die Wangen sich berührten. Wären sie jetzt allein gewesen, Georg hätte sie an sein Herz gezogen und das Wort gesprochen, das ihn band! Aber sie waren umgeben von Bekannten — und zum Ueberfluß kam der Hausknecht mit zwei Laternen. Die Mareb' achtete es für schicklich, ihr Haupt beim Tanzen wieder grade zu halten. Aber ihre Züge glänzten in freudigem Selbstgefühl — und leuchteten noch in der Stube fort. Bekannte sprachen sie darum an, nicht ohne verstehendes Lächeln;

und sie antwortete mit einem eingestehenden, wenn auch die Lippen den Anspielungen widersprachen.

Als sie mit einem ältern Vetter, ziemlich spät, das Wirthshaus verließ, reichte Georg ihr die Hand und sagte den Abschiedsgruß mit bewegtem Ton, aber, vor dem Andern, mit einer gewissen feierlichen Haltung; sie dagegen rief ihr: „Gutenacht“ mit unverholenem Triumph.

Im Traume kam ihr die reizende Vorstellung, daß der Georg nun ihr gehöre! Als sie des Morgens erwachte und sich allmälig auf alles besann, verklärte sich ihr Angesicht und das Selbstbewußtsein einer Heldin hob ihr die Brust. Sie genoß alles, was geschehen war, noch einmal, und sah das Liebere und Schönere mit vollkommener Sicherheit nachfolgen.

Die Gefühle des Burschen, als er, etwas später, die Augen aufschlug, waren leider völlig entgegen gesetzt. Indem er sich auf die Lustbarkeit und die gegebenen und empfangenen Liebeszeichen besann, erschrak er, und die Röthe der Scham floß über seine Wangen. Er fühlte die Zärtlichkeit, zu der er sich hatte hinreißen lassen, als klägliche Schwäche — als eine Regung des Blutes, das ihn übertölpelt und zu einem Benehmen verführt hatte, wodurch er das Mädchen täuschte. Die Hingebung derselben und ihre huldblickenden Augen erschienen ihm jetzt peinlich, und ein förmlicher Widerwille erhob sich in ihm.

Im Kanzley, beim Frühstück, machte er ein curioses Gesicht, als der Haselbauer ihn schmunzelnd fragte, wie ihm die Hoch-

zeit gefallen habe, und seine Mutter zufrieden wie niemals auf das Tischchen sah. „Nun ja, recht gut," brummte er mit verlegenem Munde. Aber die Eltern legten sich das zu ihren Gunsten aus! Der Vater hatte ihn gestern beobachtet und die Mutter hatte Erkundigungen eingezogen: — sie wußten, die Sache stand nach Wunsch.

Als Georg allein war, dachte er nach, wie er den Hals aus der Schlinge, in die er so unvermuthet gerathen war, wieder herausziehen könnte. Ihm fiel nichts Besseres ein, als gegen Eva zu thun, als ob nichts vorgefallen wäre, und in das frühere förmliche Benehmen wieder zurückzugehen. Bei der nächsten Zusammenkunft, ein paar Tage später, legte er gegen die Jungfrau so viel Achtung an den Tag, daß er ihr damit sehr auffallend, um nicht zu sagen albern vorkam. Sie verzog den Mund und sah ihn steif an und konnte so einen Menschen nicht begreifen. Aber Georg merkte und sah von ihrer Verwunderung nichts. Er hielt in seinen Formen aus — und hoffte den Fehler, so viel als möglich, wieder gut gemacht zu haben.

Sich ganz von ihr zurückzuziehen, war nicht seine Meinung. Er wollte nur seine frühere Stellung wieder gewinnen, und er freute sich, als er dieß nach und nach gelungen sah. Den Eltern hatte er versprochen, zu warten, ob er nicht noch mit ihren Augen sehen lernte. Dieß war ihm bis jetzt nicht geglückt; aber es konnte ja immer noch geschehen! Aus diesem Grunde blieb er gegen die Nachbarstochter aufmerksam, er fand auch manchmal wieder einen scherzenden Ton und ein vertrautes Lächeln, — und Maria Eva hoffte wieder, indem sie die steifen

Manieren, die sie freilich kränkten, aus der eiteln Laune des Verwöhnten sich erklärte. „Er macht sich kostbar, der Hansjörg!“ sagte sie einmal zu sich. „Aber wenn er mir gehört, dann will ich's ihm schon hereinbringen! Wir wollen sehen, wer dann das Recht davonreißt!“ Sie lächelte bei diesen Worten. Gar zu große Gefahr schien dem Burschen mit ihrem Vorsatz nicht gedroht zu sein!

In der gespannten Verfassung seines Herzens — bei dem offenbaren Mangel an Lebensgenuß und Jugendfreude — war unserm Burschen die Freundschaft der Sophie ein wahrer Trost. Sie konnte ihm keinen Rathschlag geben, der ihn glücklich machte; aber sie konnte ihm Zerstreuung gewähren und dem Bildungstrieb entgegenkommen, der sich immer mehr in ihm regte. Er wanderte den Winter über nach Wallerstein, so oft es nur anging. Die künftige Pfarrerin hatte sich das Klavierspiel angeeignet; Georg ließ sich von ihr unterrichten und ruhte nicht, bis er einige Tänze klimpern gelernt. Er übte sich im Singen, und da er eine wohlklingende Stimme besaß, konnte er mit der Freundin zum Klavier Arien ausführen, die nicht nur sie selber, sondern auch anspruchslose Zuhörer ergötzten. Bücher unterhaltender Art las er gleich seinem Vater; er verschaffte sie sich aus befreundeten Häusern der Residenz und verstieg sich sogar bis zu den deutschen Klassikern: zu denen ihrer Werke, die ihm faßlich erschienen. Mit alledem sog er Vorstellungen und Begriffe ein, welche der bäuerlichen Prosa des Lebens nicht ganz günstig sein konnten. Die Gespräche, deren er im Hause des Hofschreiners pflog — nicht nur mit

der Tochter, sondern auch mit dem Candidaten und den Eltern — vollendeten seine Cultur, die ihm natürlich stand, weil sie nur einen innern Drang befriedigte. Der junge Theologe hatte zwei Universitäten besucht und wußte viel Humoristisches und Charakteristisches von dem Leben auf der Hochschule zu erzählen. Der Vater stammte aus Mitteldeutschland und verbannt mit seiner fremdklingenden Mundart das Gefühl ungewöhnlicher Einsicht in menschliche Dinge. Die Mutter hatte diese Einsicht wirklich und war so ziemlich die praktisch klügste Person in dem kleinen Cirkel. Kein Wunder, daß der junge Mann sich in dem Hause gefiel. Seine Eltern wurden zuletzt förmlich eifersüchtig, und selbst der Vater gab ihm zu bedenken: er möge doch nicht überstudirt werden!

Das konnte freilich in dem Sohn keine Aenderung bewirken. Georg gehörte zu der thätigen Menschengattung, die nicht nachgibt, bis das Unternommene zu Ende geführt wird. Das Bauernhandwerk hatte er gelernt, er konnte es nicht nur ungewöhnlich gut, sondern er liebte es; — diesem geschah durch seine anderweitigen Beschäftigungen kein Abbruch! Als der Frühling kam, lag er wieder mit allem Eifer der Feldbestellung ob. Wenn sein Hof zu den besten und einträglichsten im Dorfe gehörte, so war dieß mehr ihm zuzuschreiben, als dem Vater, der schon seit Jahren die eigentlichen landwirthschaftlichen Arbeiten ihm überlassen hatte und sich neben seinem Vorsteheramt lieber mit der Verwerthung der Producte, mit Kauf und Tausch beschäftigte.

Die schöne Jahreszeit, mit der Reihenfolge der Arbeiten,

welche sie bringt, war hingegangen; man befand sich im Spätsommer. Georg, nachdem er, auf dem Sattelgaul sitzend, das letzte Fuder „Ohmed" in den Hof geführt hatte, saß am großen Eckisch der Stube, um sich auszuruhen und an Weißbrod und Bier zu laben. Er war müde, hatte nach der glücklichen Einheimsung ein zufriedenes Herz, ein gutes Gewissen, und dachte an nichts weniger, als an unangenehme Begegnisse, die ihm bevorstünden. Da kam der Vater mit einem sonderlich ernsthaften Gesicht herein und forderte ihn auf, mit ihm zur Mutter in die obere Stube zu gehen! Betroffen und Uebles ahnend erhob sich der Bursch und folgte dem Alten über die Stiege in das Gemach, das freilich noch besser zu einer geheimen Unterredung sich eignete, als das ländliche Rathstübchen — das Kanzley.

„Hansjörg," sagte die Haselbäuerin zu dem Eintretenden, „was ich mir gedacht hab', ist eingetroffen, und wir müssen dem Handel jetzt ein Ende machen. Der Meier von L. hat beim Schwaner anfragen lassen; er will seinen Michel auf den Hof bringen. Der Vetter hat mir das selber gesagt, und wenn er auch weiter nicht dergleichen gethan hat, so weiß ich doch, was seine Meinung gewesen ist. Du bist freilich noch jung, aber es hilft nichts, wir müssen unsern Hof schon hergeben und den Vetter auf dem seinen fortwirthschaften lassen mit seiner Schwester; ihr jungen Leute werdet nichts dabei verlieren! Also das hab' ich dir nur sagen wollen! Ich glaube, das Schicklichste ist, daß der Vater zuerst mit dem Vetter spricht und für dich um die Marev' anhält. Dir wird das recht sein.

Es gibt viel auszumachen bei dem Handel! Aber wenn die Alten einig sind, dann habt ihr Jungen es leicht, Ja zu sagen."

Georg war bei dieser Eröffnung bis in's tiefste Herz erschrocken. Er hatte es in seinem Sohnesgefühl immer noch für möglich gehalten, daß er nach und nach die Eva mit günstigeren Augen ansehen könnte; aber diese Erwartung hatte sich nicht erfüllt; und jetzt, wo er die Ungeliebte zum Weib nehmen sollte, sträubte sich der innerste Mensch dagegen. Er war stumm und zitterte am ganzen Leibe.

Die Mutter sah ihn an. „Wie stehst du denn aber da?" rief sie. „Ihr jungen Leute seid ja doch einig! Was hast du denn jetzt auf einmal?"

In der Seele des Burschen riefs: „Es ist unmöglich!" Aber das konnte er den Eltern nicht sagen! Er suchte sich wieder in seine Gewalt zu bekommen und versetzte mit befangenem, entschuldigendem Lächeln: „Das kommt so unverhofft! Ernst machen — schon jetzt! — Ich bin doch noch zu jung zum Heiraten!"

„Laß dich nicht auslachen!" entgegnete die Bäurin. „Ein Mensch von zweiundzwanzig Jahren!"

„Hansjörg," sagte der Alte, „wenn du auch noch jung bist, das ist kein Grund! Ich hätt' auch lieber noch ein paar Jahre gewartet; aber nun ist's einmal so! Es geht eben jetzt nicht anders — und du mußt, wie ich muß."

„Ich muß?" versetzte Georg, in seiner Aufregung mit einer Miene des Widerstrebens.

„Ja, du mußt!" entgegnete der Vater.

Der Burſche war gereizt. Seine Unterlippe hing trotzig herunter. „Wenn ich nun aber nicht mag?“ rief er und ſchaute die beiden an.

„Was?“ rief die Mutter erſtaunt, „hab' ich recht gehört? Du magſt nicht?“ Und ihn beim Arme faſſend, mit drehenden Blicken, fuhr ſie fort: „Du magſt nicht, wenn wir's haben wollen? Bildeſt du dir ein, daß du uns ſo kommen kannſt?“

Georg war erſchüttert. Die thatſächliche Auflehnung gegen ſeine Eltern unter den Verhältniſſen, wie ſie lagen, ging über ſeine Kräfte. — „Ich hab' noch nicht geſagt, daß ich wirklich nicht mag,“ verſetzte er. „Aber ich will mir ſo eine Sache nicht befehlen und mich nicht verhandeln laſſen, wie ein Stück —! Ich hab auch meinen Willen!“

„Den haſt du,“ rief der Vater. „Aber du haſt auch deinen Verſtand — und den ſollſt du nun zeigen! Du brauchſt nicht hitzig zu werden, junger Geſell — es iſt gar nicht noth! Wenn's hier noch was zu beſinnen gibt, ſo kannſt du dich beſinnen. Ich will heut Abend hinübergehen; du kannſt noch zwei Stunden überlegen, was du glaubſt, daß du für dich bedingen mußt.“

Georg trachtete nur nach einer Ausflucht — nach einer Friſt! Zögernd verſetzte er: „Wer weiß denn aber ſo gewiß, daß die Sache dieſe Eile hat? Wer ſteht mir gut dafür, daß die Anfrage ſo ernſt gemeint war? Es iſt vielleicht nur der Gedanke von irgend einer Baſe, die kuppeln will!“

„Hör,“ entgegnete die Mutter, „zu ſolchen unnützen Reden haben wir jetzt keine Zeit! Der Vetter wartet auf einen Beſcheid: mach's kurz, dann ſind wir im Reinen!“

In dem Burschen arbeitete es. Gegen die sofortige Entscheidung erhob sich der Widerwille immer stärker in ihm und gab ihm die Kraft zum Widerstand. „Das kommt mir zu schnell!“ rief er. „So thu ich nicht mit! — Ich will mich nicht über Hals und Kopf in's Ehebett stürzen!“

Der Vater betrachtete ihn. „Und was willst du denn?“

„Ich will mich an den Gedanken erst gewöhnen,“ entgegnete der Sohn, „und noch eine Zeitlang meine Freiheit haben! Sechs Wochen zum wenigsten bitt' ich mir aus! Sechs Wochen will ich noch leben als lediger Mensch! — Dann thu meinetwegen, was dir gefällt!“

Der Alte machte eine Bewegung des Aergers. Dann sagte er: „Und wenn der Vetter empfindlich wird? Und die Marev' desgleichen? Wenn sie im Zorn über uns zu dem Antrag des Meier's Ja sagt?“

„Dann,“ erwiderte Georg, „will ich ihrem Glück nicht im Wege stehen!“

Die Mutter fuhr auf und richtete auf den Sohn verdächtige, lauernde Blicke. Aber sie wollte seinen Worten doch nur eine Erklärung geben. „Du bist ein hoffärtiger Gesell,“ rief sie, „und du bildest dir Gott weiß was ein! Aber da könnts dich doch sitzen lassen! Die Marev' hat ihren Stolz — und sie kann ihn auch haben! Sich noch besinnen — bei so einer Gelegenheit! Fürchte dich vor dem Unwillen der Marev' — und mach' ein End! — Mach' ein End!“ setzte sie, ihn bei der Schulter fassend, heftig hinzu.

Georg ſtand feſt und trotzig. „Ich hab' meine Meinung ſchon geſagt,“ entgegnete er; „und dabei bleibts!“

Vater und Mutter betrachteten ihn, wie um ſeine innerſten Gedanken zu errathen. Es waren argwohnvolle böſe Blicke! Auf einmal aber, indem ſeine Stirn ſich glättete, ſagte der Alte: „Die ſechs Wochen, die dein Eigenſinn verlangt, ſollſt du haben! — Ich will mit dem Schwaner von der Sach' reden und dafür ſorgen, daß uns deine Narrheit nicht ſchadet. Aber wenn die Zeit um iſt, dann gehörſt du mir! — Ich hab' dich verwöhnt, wie's ſcheint; aber bilde dir darum nichts ein! Du biſt nicht der Herr in meinem Haus; ich bin der Herr immer noch, und das werd' ich dir zeigen.“

Georg lächelte mehr traurig als bitter, und ging ſchweigend aus der Stube.

IV.

Der Burſch hatte doch das Gefühl einer abgeworfenen Laſt. Er athmete auf, als er im Hof war. Halten ſich die Menſchen ja für gewöhnlich an das Jetzige und ſind froh, wenn ſie nur einige Zeit vor ſich ſehen, in der ſie noch ihren Willen haben.

Eine Reihe von Tagen hielt die Empfindung in Georg nach. Als aber eine Woche vergangen war und die zweite folgte, meldete ſich in ſeinem Herzen die Sorge wieder — der Unmuth und der Verdruß. Es hatte ſich nichts geändert, und in keiner Art war abzuſehen, wie etwas ihm Beiſtand leiſten und zu ſeiner Befreiung helfen ſollte. Ihm war, da nun ein Tag um den andern hinging, als ob eine Schnur um ſeinen Hals gelegt und zugezogen würde.

Die Hälfte der Friſt war verſtrichen. Die andre, mit demſelben Schritt mußte denſelben Weg gehen: — und dann?

Es iſt leicht geſagt: dann konnte einer, der keine Neigung empfand, erklären, er wolle nicht! In jenen Tagen wogen die

Eltern noch ungleich schwerer als gegenwärtig; der Gebrauch war ein Tyrann, und Georg hatte sich in seinem bisherigen Verhalten schon mehr herausgenommen, als es von den meisten andern seines Alters geschehen wäre. Zu alledem hatte er sich in seiner Verlegenheit gegen den Vater verpflichtet, daß er nach Ablauf der Frist ihm folgen wolle! Wie sollte er nun die in jedem sonstigen Betracht vortheilhafte Heirat ausschlagen und den Eltern sich widersetzen in's Blaue hinein?

Eine gewisse Ergebung nahm in seinem Innern Platz. Er suchte sich vorzustellen, ob's nicht vielleicht dennoch ginge! Im Grunde, häßlich war die Eva gar nicht, vielmehr eine wohlgebaute, stattliche, von manchem gern gesehene Person, und sie benahm sich in der Ehe möglicherweise viel besser, als man ihr's zutraute. „Es ist mein Schicksal gewesen" (dachte er) „daß ich keine gefunden habe, die ich liebe! Wenn man aber keine zum Heiraten hat, die man liebt, dann heiratet man eben eine, die man nicht liebt, und lebt der Hoffnung, es werde noch kommen! Wenn man sie hat, dann hat man sie eben, und es geht am Ende auch!"

Er lächelte traurig zu dieser Auskunft — der besser gebildete Bauernsohn, der sich nun doch den Traditionen seines Standes unterwerfen sollte! Und das gedrückte Herz entlastete sich in einem schweren Seufzer.

Ein Paar Tage nach der Unterredung in der obern Stube hatte er der Freundin Sophie den Stand der Dinge mitgetheilt. Ihre Antwort, nach ernstem Zuhören, war nicht ermuthigend. „Du arm's Vetterle!" rief sie und schwieg. Da-

mit erklärte ſie ihm, auch ſie wiſſe keinen andern Rath, als daß er den Eltern trotz allem ſich fügen müſſe. Mindeſtens wollte ſie ihm keinen andern ſagen!

Da nun alles zuſammentraf, ſo vertiefte ſich unſer Burſche mehr und mehr in einen ſtillen Trutz, der nicht ſeinen Eltern, ſondern dem Glücke galt. „Mir hat's eben nicht nach meinem Kopf gehen ſollen," ſagte er zu ſich. „Nun meinetwegen! Ich hab's beſſer vorgehabt mit mir; aber mein Unſtern will's nicht — laſſen wir ihm nun ſeine Weiſ'!"

Es liegt eine gewiſſe Süßigkeit in dem Gedanken der Ergebung in's Nothwendige. Hat man das Seine gethan und es iſt keine Aenderung zu bewirken, dann kommt ein Humor der Verzweiflung über uns, und lockend erſcheint der Gedanke, uns den unvermeidlich gewordenen Streich ſelber zu verſetzen. Wir nehmen dann für das Glück den Stolz unſers Wollens! Und wenn uns die Genugthuung, welche damit gegeben iſt, nicht froh machen kann, ſo miſcht ſie der Trauer unſres Herzens doch eine Linderung bei, daß wir auf Momente ſogar ein düſtres Wohlgefühl empfinden können.

Am dritten Sonntag, beim Heimgehen von der Kirche, ſagte ein Bekannter zu unſerm Burſchen: „Gehſt du nicht heute nach * * *? Es iſt Kirchweih, und von uns wollen etliche beim Pflugwirth einkehren!" — Georg ſchüttelte den Kopf.

Als er zu Mittag gegeſſen hatte, und in Hof und Garten herumſchlenderte, war es ihm doch, als ob er ſich eine Zerſtreuung gönnen ſollte. Im Ungenügen iſt die Seele genügſam, und ihr kann anziehend erſcheinen, was in einem andern Zu-

ſtand wenig Reiz für ſie hätte. Dem Burſchen kam es endlich vor, als ob Spiel und Tanz und luſtige Leute zu ſehen ihm doch wohlthun würde. War er nicht vergnügt, ſo waren's andre, und die konnten zuletzt auch ihn anſtecken. — Er ging in ſeine Kammer, zog die Sammtjuppe an, drückte die Mütze auf den Kopf, ſteckte das Geld in die Taſche, das er nach Tiſch von dem Vater erhalten hatte, und trat die Wanderung an.

Der Tag, in der letzten Woche des Sommers, war ſchön, und die Wärme der Sonne gemildert durch Lämmerwölkchen, mit denen ſich die Weſtſeite des Himmels überzogen hatte. Ein Liedchen ſummend, welches zu ſeiner Stimmung paßte, ging der Burſch den Fußpfad hin und warf kaum einen Blick auf die Landſchaft. Der Weg betrug nur eine halbe Stunde — er hätte ihn länger haben mögen. Denn er fühlte ſich auf ihm geſänftigter und wohler, als ſeit langer Zeit. Eine unbeſtimmte Hoffnung, als ob doch noch alles gut werden könnte, regte ſich in dem jungen Herzen. „Wie mancher," ſagte er ſich, „hat doch auch Glück in dieſer Welt! Man meint eben immer wieder, daß man auch eins haben ſollte!" — Unvermerkt war er dem Dorf ſo nahe gekommen, daß ihm die Klänge der Tanzmuſik vom nächſten Wirthshaus — dem „Pflug" — in die Ohren drangen. Er lächelte — und ging den Tönen nach.

Als er im Hof angekommen war, ergötzte ihn der Anblick der fröhlich umherlaufenden Kinder — der zufrieden ſitzenden Obſtweiber am Haus und der Burſchen und Mädchen, welche um einen Tiſch gedrängt ihr Glück im Paſchen verſuchten. —

Er ging in's Haus, die Treppe hinan, und trat in die obere Stube.

„Ah, da bist du ja doch!“ rief ihm von einer Tafel am Fenster der Kamerad entgegen, der ihn eingeladen hatte. „Setz dich zu uns, wenn du nichts Besseres vorhast!“ — Man rückte zusammen und Georg nahm Platz bei den Ledigen seines Dorfs.

Er ließ eine Kanne Nördlingerbier kommen, trank und plauderte. Der Menschenschwarm um ihn herum, das Gehen, Kommen und Durcheinanderwogen unterhielt ihn. Nach einer Weile ging er auf den Tanzboden, sah von einem Winkel aus zu, hörte die Schelmenliedchen der Tänzer und hatte sein stilles, wenn auch etwas melancholisches Vergnügen an der Lustigkeit der einen und an dem Wichtigthun der andern.

Als er wieder in die Stube zurückgekehrt war und von seinem Platz umherschaute, fiel ihm an einem besondern Tisch an der Wand eine Gesellschaft auf, die er noch nicht wahrgenommen hatte. Es waren zwei junge Bauern und zwei Mädchen, guter Leute Kind, wie man aus ihrem Anzug und ihren Mienen sah. Georg, nachdem er die andern flüchtig betrachtet hatte, blieb mit seinen Blicken an dem einen der Mädchen haften, die auf einem Stuhl vorne saß. — Das Blut schoß ihm in die Wangen.

Es war eine Gestalt und ein Gesicht von einer Lieblichkeit und Schönheit, wie man sie auf dem Lande selten treffen mag. Für ein Bauernmädchen war sie beinahe zu fein, und ihre Miene zu seelenvoll. Sie hatte lichtbraunes Haar, klare, zart-

rothe Wangen, und die Linien ihres Hauptes waren von rührender Anmuth. Sie lächelte (zu der Bemerkung eines der Burſche, konnte man annehmen!) wie nur ein vollkommen gutes und frohes Gemüth lächeln kann.

Unſer junger Freund war geblendet. Er konnte die Augen von ihr nicht mehr wegbringen, und ſein Herz klopfte mächtig.

Das war das Mädchen, die er ſich gewünſcht und nach der er ſich geſehnt hatte! Das, ja das war die Liebe, die er noch niemals gefühlt hatte, aber die er nun kennen lernte mit all' ihren ſeligen Schauern! Das war die Güte und die Schönheit und jener unendliche Reiz, der nicht mehr überlegen und abwägen läßt, dem die Seele ſich ohne Weiteres und ganz und gar ergeben muß!

Nach einer Weile fragte er den Kameraden mit einem Blick auf den Tiſch an der Wand: „Wer ſind denn die da drüben?"

„Kennſt du ſie nicht?" erwiderte jener verwundert. „Der mit dem Backenbart iſt der älteſte Sohn des Kreuzbauern von hier. Die Mädchen ſind ſeine Schweſtern, Chriſtine und Rebeck. Der Schwarzhaarige iſt ein Vetter aus Deiningen, der bei ihnen auf der Kirchweih iſt."

Der Burſch, nach augenblicklichem Schweigen, ſagte: „Gefällt ihm vielleicht eine von den Mädchen dort?"

„Ei bewahre!" rief der Andre. „Er iſt ja ſchon verheiratet und hat, glaub' ich, zwei Kinder auf die Kirchweih' mitgebracht!"

Georg athmete leichter. „Ein paar schöne Mädchen!“ sagte er mit der angenommenen Ruhe eines Kenners.

„Das will ich meinen,“ versetzte der Kamerad. „Besonders die Rebeck'! — Mich wundert nur, daß die zum Tanz hergekommen ist! Sie ist eine Kuriose — und bleibt am liebsten zu Haus!“

„Hat sie keinen Schatz?“ fragte Georg.

„Man weiß von nichts, obwol ihr schon mancher zu Gefallen geht! — Sie ist aber auch erst siebzehn Jahr' alt!“

„Da hat sie noch Zeit,“ versetzte unser Bursch. „Die Andre,“ sagte er nach einem prüfenden Blick, „scheint mir ein paar Jahre älter zu sein!“

„Wenigstens!“ bemerkte der Kamerad. Und vergnüglich setzte er hinzu: „Da hat sich auch schon was angesponnen; was Ernsthaftes! — Wo bleibt er nur, der gute Freund? — Du wirst dich wundern!“

Er richtete seine Blicke auf die Thüre — und schüttelte den Kopf. Nach einer Weile, mit aufgehellter Miene, rief er: „Da! — Schau einmal hin!“

Georg, aufsehend, erblickte in der Thüre seinen Schulkameraden Ludwig, den Sohn eines der wohlhabendsten Bauern seines Dorfs — seinen jetzigen Nebenbuhler im Ansehn unter den „Ledigen“. — Der etwas breitköpfige, sonst wohlgebildete Bursch, nachdem er sich von der Schwelle aus umgesehen, ging zu dem Tisch an der Wand, grüßte, trank von dem aufgewarteten Bier — und setzte sich an die Seite der Christine.

Georg war in großer Aufregung. Er hatte bemerkt, wie

bei der Ankunft des Burſchen die ältere Schweſter erröthet war, nicht aus Verlegenheit, ſondern aus reinem Vergnügen; und er erkannte daraus, daß es ſich um eine Liebſchaft handle, die man offen betrieb und die zu einer Heirat führen ſollte. Nun hätte er den Freund begrüßen und dadurch in die Nähe der Rebecka kommen und mit ihr reden können. Aber ſchon fühlte er auch die bange Scheu der wirklichen, herzlichen Liebe! Er ſaß wie gebannt: er wäre vielleicht den ganzen Abend ſitzen geblieben und hätte die Bekanntſchaft zu machen verſäumt, wenn ihn nicht Ludwig endlich bemerkt und ihm, verwundert und vergnügt, ſeinen Gruß zugerufen hätte. Da ſtand er auf, dankte dem Freund und ging, magnetiſch gezogen, gegen den Tiſch. Ludwig (ein Beweis, wie ſehr er ihn ſchätzte!) ſtand auf, reichte ihm die Hand und ſagte zu der Geſellſchaft: „Da iſt noch einer von uns, der junge Haſelbauer — wenn ihr ihn noch nicht kennt!“

„Ei,“ rief Chriſtine, „wer ſollte den nicht kennen? — Ich glaub' nur, daß er uns nicht kennt!“

Georg lächelte, wenn auch mit einiger Befangenheit. „Recht gut, Jungfer Chriſtine Hegerin!“

„Geh,“ verſetzte die muntre Dirne; „das haſt du dir eben erſt ſagen laſſen!“

Georg, ſtatt einer Antwort, ſchaute um den Tiſch herum. „Wenn ihr noch Platz hättet —!“

„Den kann man machen,“ rief Chriſtine; und die Mädchen rückten zuſammen. Der Burſch holte einen leergewordenen Stuhl in der Nähe und nahm Platz.

Er saß nun an dem Tisch bei der Lieblichen — an ihrer Seite; aber zunächst war nichts für ihn gewonnen. Sein Mund blieb stumm! Er war kein rechter Bauernbursch mehr: die Cultur hatte ihn verdorben! Nichts dünkte ihn jetzt gut genug, daß er es der Jungfrau hätte sagen mögen! Und so schwieg er — und kam der Christine sehr ungeschickt und seines Rufes durchaus nicht würdig vor.

Ludwig riß ihn aus der Verlegenheit. Er zog die Christine zum Tanz auf. Georg faßte sich ein Herz und sagte zu der Nachbarin: „Ich weiß nicht, Jungfer Rebeck — ist's erlaubt?" Das Mädchen stand auf; der Bursch ergriff die dargebotene Hand, und sie folgten dem vorangegangenen Paare.

Der Tanz ist eine reizende Erfindung an sich — eine himmlische für den Liebenden. Unserm Georg brachte er das Heil! Rebecka, wenn sie auch noch nicht viel bei Lustbarkeiten gewesen war, verstand die Kunst doch vortrefflich, und Georg fühlte sich über alles Maß beglückt, die süße, zarte, zartweiche Gestalt im Arm zu haben und sich mit ihr im Kreise zu drehen. Er hatte eine Seele und eine Phantasie, wie nicht viele seines Gleichen, und jetzt wachten alle Geister und Fähigkeiten in ihm auf. Ueberseliger Moment, wo die Zauber der Sinne und die Zauber der Seele vereint, sich durchdringend wirken und die Fluten des Glücks in dem jungen Herzen emporwogen überschwänglich!

Gesprochen wurde zwischen den Beiden nicht eben viel. Georg fand aber doch bald Mittel, der Tänzerin von dem Zustand seines Herzens eine Andeutung zu geben. Er hatte sie nach dem dritten Reihen, wo sie, in glänzender Röthe des An-

gesichts, ihm noch viel schöner vorkam, unwillkürlich mit einem Blick angesehen, auf welchen sie die Augen niederschlug; — so schimmerten aus ihm Zärtlichkeit und Bewunderung! Und während des vierten drückte er ihre Hand mit jenem seelenvoll sprechenden Druck, der nur der Liebe gelingt. Rebecka erwiderte ihn nicht; aber sie ließ es geschehen und den Druck sich wiederholen.

Unser Bursch war kein Mensch, dem man nicht gut werden mochte, wenn man das Herz noch frei hatte. Und so keimte denn allmählig in dem lieben Geschöpf auch eine Neigung für ihren Tänzer. Sie fühlte sich geehrt, daß sie das Wohlgefallen eines jungen Gesellen auf sich gezogen, von dem so viel die Rede war. Und ihr Herz hatte noch nicht den Schatten eines Bildes in sich aufgenommen; sie hatte ruhig ihren Tag gelebt und sich ihrer Jugend gefreut mit dem Vergnügen eines Kindes. — Jetzt war ihre Zeit gekommen.

Sie fühlte sich glücklich und gab dem Glück sich hin. Sie lächelte, als er endlich eine Bemerkung machte, die lustig sein sollte, und schaute ihn mit Beifall, mit offenem Wohlgefallen an. Er hätte ihr um den Hals fallen mögen!

Freund Ludwig hatte während des Herumgehens nicht versäumt, mit dem Kameraden hier und da scherzende Reden zu tauschen. Der Liebhaber der Christine hatte vorgesungen, nicht nur einfache, sondern auch künstliche Tänze, und sie ausgeführt mit allen herkömmlichen Kraftäußerungen; — ihm lag daran, sich bemerklich zu machen! Georg hatte nur nachgethan, was jener ihm vorgethan. Endlich aber waren sie

Beide müd'; auf den glühenden Gesichtern der Mädchen perlte der Schweiß — die Burschе nickten sich zu und führten ihre Tänzerinnen in die Stube.

Hier fehlte es jetzt nicht mehr an Unterhaltung. Georg ließ sich Wein kommen und wartete den Mädchen auf, und diese nippten mit den üblichen Reden ihr herkömmliches Tröpfchen. Die Freude, durch den Wein unterstützt, vertrieb alle Scheu aus dem Herzen unsers Burschen, und machte ihn lustig und gab ihm nette Reden ein zum Verwundern. Wenn das Eis gebrochen war, dann kam in ihm allerdings ein Temperament und eine Laune zum Vorschein, wodurch er die gewöhnlichen Bauernbursche seinerseits in Schatten stellte. Die Schwestern saßen mit frohen Gesichtern, und Rebecka schaute mit einer eigenen Genugthuung auf, wenn ihr Tänzer etwas gesagt hatte, was Beifall fand.

Der Gast aus Deiningen machte ein Gesicht wie einer, der begreift. Der Bruder, Hans Heger, richtete wiederholt beobachtende Blicke auf das werdende Paar, die aber keine Unzufriedenheit verriethen.

Es war dunkel geworden; der Aufwärter brachte einen Messingleuchter mit brennender Kerze. Bald darauf kam der „Platzmeister", stellte eine Schale mit breitem Goldrand auf den Tisch und forderte die Mannsbilder auf, sie herauszupaschen. Man setzte und paschte. Georg warf siebzehn und gewann. Er verehrte die Schale seiner Nachbarin, und diese dankte mit einem holden Lächeln.

Da sagte der Deininger: „Es ist recht schad', daß ich nicht

länger bleiben kann; denn so eine Gesellschaft trifft man nicht alletag! Aber ich muß nach Haus — die Meine würde sich sonst Gott weiß was einbilden, und wenn ich in später Nacht heimkomme, mir bös den Marsch machen!"

„Wir gehen mit, versteht sich," entgegnete Hans, und winkte den beiden Mädchen.

Ludwig schüttelte den Kopf und sagte: „Machen wir einen Vergleich! Der Vetter kann wohl noch eine Viertelstunde bleiben und auf das Nachtessen warten; er thut ihm dann um so größere Ehr' an, und macht der Kreuzbäuerin um so mehr Vergnügen. Zum Heimfahren hat er den Mond, der in einer Stunde aufgeht, und seine Bäuerin wird froh sein, daß sie ihn wieder hat. Wir zwei müssen aber die Mädchen nochmal auf den Tanzboden führen! Denn nur einmal tanzen, das heißt gar nichts, und unsre Tänzerinnen könnten sonst glauben, sie hätten ihre Sache schlecht gemacht!"

„Das mein' ich auch!" rief Georg. „Das Tanzen ist jetzt das Nothwendigste von allem! — Besinnen wir uns nicht lang!"

Er nahm, während der Deininger ergeben lächelte, Rebecka bei der Hand und ging diesmal voran.

Das ganze Glück, die reizende Gestalt im Arm zu haben, erneuerte sich ihm. Er hielt sie, als ob sie schon die Seine wäre, und sie hing an ihm, als ob sie ihm ganz und gar gehörte. Die Zeit verging nur allzuschnell; die bedungene Viertelstunde war beinahe um eine Viertelstunde vorüber. Nach einem weitern Reihen sagte das Mädchen: „Das ist der letzte! Es geht nicht

anders; wir müssen mit dem Vetter nach Hause!“ Da faßte Georg sich ein Herz und erwiderte: „Der letzte für heut', meinetwegen! Wenn's aber dir ist, wie mir, dann sind wir nicht zum letztenmal beieinander gewesen! — Ich kann dir sagen: so lang ich lebe, hab' ich die Freude nicht gehabt wie heut!“

Diese deutliche Erklärung traf das Mädchen in die Seele und erschütterte ihr innerstes Wesen. Sie verlor die Farbe und wurde bleich bis in die Lippen; aber die Züge schimmerten selig. Stumm drückte sie die Hand, die in der ihren lag — zum Dank für die gute Rede. Dann kehrte die rothe Farbe wieder, und sie leuchtete darin, als Georg sie in die Stube führte.

V.

Als Georg am andern Morgen in seiner Dachkammer erwachte, hatte er in der ersten Dämmerung des Besinnens ein schauerndes, bedrängendes Gefühl. Wie aber dann die Sonne des Gedenkens aufging und es lichter Tag wurde in seiner Seele, da schlug sein Herz in Freude — und das Glück, wenn auch flüchtig von bangen Ahnungen durchzogen, blieb oben und triumphirte. Er hatte diejenige gefunden, die er liebte! Das einzig schöne Mädchen, so sittig und so reizend! Und sie war ihm gut, sie hatte sich ihm zugeneigt an Einem Abend! Sie war aus einer angesehenen Familie; der stolze Ludwig war froh, ihre Schwester zur Frau zu bekommen! — Gottlob, Gottlob! —

Er hatte nun ein Ziel — er wußte, was er wollte! Ohne Kampf, ohne harten Streit kam er nicht zu seinem Zweck, das sah er wohl; aber er war entschlossen, ihn durchzufechten, — ja, er freute sich darauf!

„Ich will für sie etwas thun!“ rief er. „Ich will beweisen,

daß ich nicht umsonst Mannskleider anhab' — ich will sie mir erobern; mit Gewalt, wenn's sein muß!"

Und als ob er sie schon hätte, stellte er sich ihr Bild vor, um sich daran zu weiden. Wie schlug ihm das Herz! Daß sie in der Welt war! Daß er sie gesehen — zu rechter Zeit gesehen, wo sie noch kein Auge gehabt hatte für einen andern! — Er machte Ansprüche, unser Georg, und es war ihm ganz besonders lieb, daß die Neigung zu ihm die allererste war, die sich in dem jungen Herzen gerührt hatte und die schöne Brust in Bewegung setzte! —

Im tiefsten Gemüth froh und beinahe auch ruhig trat er in's Kanzley zum gemeinschaftlichen Frühstück. — „Wo bist du denn gestern gewesen?" fragte der Haselbauer nach einer Weile.

„Auf der Kirchweih," erwiderte Georg, „drüben beim Pflugwirth! Der Berchtold hat mich eingeladen — er ist dort wie zu Haus! — und mir ist's gewesen, als ob ich auch wieder einmal ein Plästr haben sollt'!"

Die Bäuerin zog die Augenbrauen in die Höhe und sagte dann mit einer Geringschätzung, hinter der sich ihre mütterliche Neugier verbarg: „Und du hast dir eins gemacht? Du hast getanzt?"

„Ein bischen," erwiderte der Sohn. „Und weil von uns keine da war, haben wir die vom Ort genommen."

„Und man hat sie euch gelassen?" fragte der Vater mit einem Versuch zu scherzen.

„Die Bursche dort sind nicht händelsüchtig," versetzte

Georg nicht ohne einen prahlerischen Zug in seiner Miene. „Allerdings," fügte er hinzu, „bin ich nicht lange geblieben — und alles war noch ziemlich nüchtern bis dahin!" —

Die Beichte war bestanden. — Sie hatten noch nichts gehört — sie wußten noch von nichts! — Wenn sie ahnen könnten, was geschehen war! — Georg schaute die Eltern mit einer Ueberlegenheit an, durch die er sich beinahe verrathen hätte! Aber sie waren nicht auf der rechten Fährte, und man konnte es ihnen nicht verdenken, daß sie die frohe Miene des Burschen sich vielmehr zu ihren Gunsten auslegten.

Als er die Stube verlassen hatte, bemerkte die Bäurin: „Er scheint sich doch in sein Schicksal zu ergeben! Das dumme Maul, daß er eine Zeit lang 'runtergehängt hat, ist ihm vergangen, — er sieht wieder aus wie ein Mensch."

„Ich bin froh," erwiderte der Bauer, „recht froh, wenn die Geschichte in's Reine gebracht ist. Am ersten Tag nach den sechs Wochen muß es richtig gemacht werden! An den Meier von L. ist schon eine Botschaft gegangen, daß er mit seinem Michel keine Aussicht habe! — Ich hab's ja gewußt, sie wollen keinen andern, Vater und Tochter, als diesen hoffärtigen Menschen da."

„Vielleicht," meinte das Weib, „könntest du früher bei ihm anklopfen."

„Nein," sagte der alte Diplomat. „Dann hätte er eine Ausrede! Er soll mir seine sechs Wochen haben bis auf die letzte Minute! Dann soll er in den sauern Apfel beißen — und das reichste Mädchen heirathen sechs Stunden im Umkreis!

Der unsinnige Mensch, der sich sperrt! Von wem hat er nur das eingebildete, vornehme Wesen? Von mir nicht!"

Auf den Blick, den der Bauer seinem Weib zuwarf, rümpfte diese den Mund. „Ich hab' nichts dagegen, wenn ein junger Gesell stolz ist," versetzte sie. „Von so einem ist noch am ersten zu hoffen, daß er zur Einsicht kommt und vernünftig handelt!"

Wie viel unser Georg bei sich zu denken und wieder zu denken hatte, er konnte es doch kaum erwarten, bis es Abend wurde und er nach Wallerstein durfte, um alles und alles der Sophie mitzutheilen. Er kannte sie! Sie freute sich mit ihm, sie sprachen mit einander über sie, und sie hatten zusammen das größte Vergnügen!

Sobald er abkommen konnte, machte er sich auf den Weg und erreichte das Haus in der Herrenstraße fast in der Hälfte der sonstigen Zeit. Der Hofschreiner war in der Werkstätte, die Mutter in der Küche, — Georg traf die Freundin allein in ihrem Zimmerchen neben der großen Stube. Sie war aufgestanden, um ihm entgegenzugehen; denn sie kannte seinen Schritt — und sie hörte gern etwas Neues! Der Bursch, mit rothem Gesicht, flog auf sie zu, nahm sie in seine Arme und drückte sie an sich.

Das Mädchen war sehr „verhofft", sie entwand sich ihm, sah ihn unwillig, aber doch nicht ohne ein gewisses Lächeln an und sagte: „Bist du bei Sinnen?"

„Ach," rief Georg mit einem gewaltigen Seufzer, „ich bin verliebt."

„Was?“ rief Sophie mit förmlichem Schrecken. „Ich will nicht hoffen —!“

„Hab' keine Sorg', liebe Sophie,“ entgegnete der Bursch lächelnd. „In dich nicht! Wie könnt' ich mir so was herausnehmen?“

„So, so,“ versetzte die Jungfrau. „In eine andre also! — Nun, dann kann ich mich wieder beruhigen! — Ist dir (fuhr sie nach kurzem Schweigen mit einer schelmischen Eingebung fort) plötzlich ein Licht aufgegangen über deine Nachbarin, die —“

„Still,“ fiel ihr Georg in die Rede. „Lassen wir die aus dem Spiel!“ Er ergriff ihre Hände und fuhr fort mit aller Wärme seines Blutes, mit aller Herzlichkeit seines Gefühls: „Ach Sophie, ich bin jetzt glücklich wie du! — Ich hab' eine gefunden, — zufällig gefunden, und ich bin verliebt — grausam verliebt! Gott im Himmel, was ist das für ein Unterschied, wenn an einer gar alles lieb und schön ist! Daß es nur so was gibt auf der Welt! So lang ich Athem hab' in mir, werd' ich meinem Schöpfer danken, daß ich sie gesehen hab'.“

Sophie betrachtete den Freund mit einer Herzenstheilnahme in dem runden Gesicht, welche nur durch einen kleinen Zusatz von Schalkheit erhellt war. „Verliebt bist du,“ rief sie, „das muß wahr sein. Aber wer ist denn das Wunder — und wo ist sie? Wer hat dir das angethan? — Erzähl' mir die Geschichte in der Ordnung, dann wollen wir sehen, was zu thun ist!“

Georg, auf- und abgehend oder vor ihr, die sich gesetzt hatte, stehend, erzählte ihr alles und jedes. Er konnte nicht

aufhören, die Rebecka zu loben, weil ihm eben nichts genügte, was er sagte. Darum schloß er nun: „Du mußt sie sehen, Sophie! Sehen mußt du sie — sonst weißt du gar nichts! Wenn du sie mit deinen Augen siehst, dann wirst du mich verstehen, und du wirst mir recht geben!"

Sophie schwieg, indem sie zufrieden in sich hinein sah. Dann sagte sie: „Also das Haar blond?"

„Hellbraun! Glänzend wie Seide!"

„Und die Augen blau?"

„Fast wie Kornblumen!"

„Und schöne Zähne? Wirklich schöne Zähne?"

„Kleine, gerade, weiße Zähne! — Sie passen so außerordentlich gut zu dem Mund, wenn sie lacht! Ach, liebe Sophie, das Mäulchen! Wie muß es einem sein, wenn man dem ein Schmätzchen geben kann!"

„Sieh, sieh, sieh! — Und auch hübsch gewachsen ist sie?"

„Ich bitte dich! — So fein, so zart —"

Die Wallersteinerin, von Gesundheit strotzend, entgegnete nicht ohne Spott: „Ein zartes Bauernmädchen —!"

„Solche gibt's auch!" fiel Georg ein. „Die ist eben so."

Die Jungfrau, nachdem sie einen Moment geschwiegen, fuhr fort: „Und sie hat gar keinen Fehler? Nicht ein kleines Fehlerchen?"

„Ich hab' kein's bemerkt!"

Auf diese in aller Ehrlichkeit gegebene Antwort lachte Sophie laut und klaschte mit den Händen. „Du bist wahrhaftig verliebt!" rief sie. „Ach, das ist herrlich!"

„Fehler!“ wiederholte der Bursch. „Sie muß grad' so sein, wie sie ist; — nicht ein Härchen darf ihr fehlen!“

Das Mädchen, ihn von der Seite ansehend, bemerkte: „Schielt sie nicht vielleicht ein bischen?“

Georg stampfte mit dem Fuß. — „Das thut sie nicht,“ sagte er nach einer Weile über sich selber lächelnd. „Aber die Augen kann sie niederschlagen, wie ich's meiner Lebtag noch nicht gesehen hab'.“

„Du bist ein Bauernbursch, wie's keinen mehr gibt!“ rief Sophie mit Anerkennung. „Was du nicht alles bemerkst!“

„Ach,“ entgegnete Georg, „es hilft ja doch nichts! Die Hauptsach', siehst du, die Hauptsach' —“

„Ist unaussprechlich!“ ergänzte die Wallersteinerin.

„Darum sollte man auch nicht von ihr reden, sondern immer bei ihr sein und sie nur anschauen.“

„Also hören wir auf mit dem Reden von ihr!“

Der Bursch sah sie an und lachte. „Das heißt,“ entgegnete er, „wenn man nicht bei ihr ist, muß man wenigstens von ihr reden!“

Die Jungfrau ließ ihre theilnehmenden Augen glänzend auf ihm ruhen. „O ihr Verliebten, ihr seid doch alle gleich und seht in der ganzen Welt nichts mehr als die Einzige! Ich würde dir den Kopf tüchtig waschen, du toller Hansjörg, — wenn ich nicht auch ein bischen so wär'!“ — — Nach einer Weile, mit ernsthafter Miene, sagte sie: „Was du nun vorhast, das kann ich mir denken!“

„Das glaub' ich,“ rief der Bursch, „weil nichts anderes

möglich ist! Ich werde sie heiraten — sie muß meine Frau werden, und wenn der Teufel in der Hölle dagegen aufständ'!"

„Der wird nicht extra kommen," entgegnete Sophie. „Aber ich fürchte, der Haselbauer — und besonders die Haselbäuerin, reichen gerade hin, die Sache dir schwer zu machen. — — Siehst du? Nun bist du schon ernsthaft!"

„Es thut mir leid," versetzte Georg mit einem Ton trotzigen Bedauerns; „das wüste Geschrei — ich bin kein Freund davon! Aber wenn's darauf ankommt, dann kann ich's am besten, und ich glaub', sie hören eher auf, als ich! — — Reden wir jetzt nicht davon," fuhr er fort, „und verderben wir uns nicht die Freud'!"

„Haben sie noch gar keine Ahnung?" versetzte das Mädchen nach einer Weile. „So was kommt oft sehr schnell an die, für welche es nicht bestimmt ist!"

„Sie wissen noch nichts," erwiderte Georg. „Und sie sollen auch nichts erfahren, bis alles ausgemacht ist. — Zuerst muß ich mit ihr und mit ihren Leuten reden!"

Sophie schwieg. „In Gottes Namen denn!" rief sie. „Abrathen kann man dir nicht mehr!"

„Das thät' nicht viel helfen!" rief Georg mit stolzer Miene.

„Also thu', was du nicht lassen kannst; — und dann komm' gleich wieder zu mir! Jetzt brauchst du eine Freundin, guter Hansjörg — und die sollst du an mir haben!"

Die Thüre der großen Stube ging auf und die Hofschreinerin, mit hochrothen Backen, wie man sie nur aus der

Küche bringt, trat herein. „Sieh da, rief sie, als sie des Burschen ansichtig wurde, „du läßt dich wieder einmal sehen? — Aber wie kommst du mir vor?“ setzte sie, ihn musternd, hinzu. „So hellauf! — Ist alles wohl bei euch und alles vergnügt?“

„Alles, Frau Base!“

Die behagliche Frau nickte und dachte sich das Ihre, welches diesmal von dem wirklichen Sachverhalt weit abging. Bald kam der Hofschreiner und brachte nach seiner Gewohnheit das Gespräch auf die Neuigkeiten des Ortes und die Zustände des Fürstenthums. Als Georg endlich Abschied nahm, ging Sophie mit ihm vor die Thüre und rief im Flüsterton: „Alles Glück — und komm' bald wieder!“

VI.

Das Erſte, was Georg zu ſeinem Zwecke that, war, daß er Ludwig beſuchte, um ihn zu ſeinem Vertrauten zu machen. Er traf ihn allein im Futtergang des Roßſtalles, der trauten Plauderſtelle des Rieſer Bauernhauſes. Nach dem Gruß ging er gleich zur Sache; er erklärte dem Kameraden, wie es mit ihm ſtehe und wie die Rebeck es ihm angethan habe.

Ludwig, mit ſeinem behaglich ausgearbeiteten Geſicht, lächelte. „Das hab' ich freilich geſehen," erwiderte er. „Die iſt aber auch ſchön geworden! Sakerment, ſie iſt ſchöner wie die Meine! — Du kriegſt halt immer das Beſte, du Teufelskerl!"

„Vorderhand hab' ich ſie noch nicht!" entgegnete Georg.

„Ah bah!" verſetzte jener. „Von ihrer Seite gibt's kein Hinderniß! Sie iſt weg, das junge Ding! — Geh', Spitzbub', das weißt du ſo gut wie ich!"

In Georg's Angeſicht ging das Licht inniger Freude auf. „Alſo meinſt du auch?" rief er.

„Laß mich gehen!" erwiderte der andere. „Wenn mich die

Chriſtine, der ich jetzt ein halbes Jahr nachlauf', ſo gern hätt', wie die Rebeck' dich jetzt ſchon, da wär' ich zufrieden."

Unſer Burſche faßte die Hände des Freundes und drückte ſie. „Gott ſei Dank!" rief er, „das iſt die Hauptſach'! — Ich mein's ehrlich mit ihr. Ich fang' nur etwas an mit ihr, weil ich ſie heirathen will!"

Ludwig betrachtete ihn mit einem Blick, der nicht zu verkennen war.

Georg, ihn verſtehend, rief: „Ich hab' meinen Kopf — und der iſt hart!"

„Andre haben aber vielleicht noch härtere!"

Eine ſtolze Bewegung des Widerſpruchs war die Antwort unſers Burſchen. — „Bruder," verſetzte er, „aus dem Grund eben bin ich gekommen! Wir zwei ſind immer gute Freunde geweſen, und jetzt müſſen wir's erſt recht ſein. Wir müſſen einer dem andern helfen; — hauptſächlich aber mußt du mir helfen!"

Der andere ſchmunzelte. „Jetzt möchteſt du halt in's Haus?"

„Eben das iſt meine Abſicht."

„Nun," verſetzte Ludwig, „da kann ich dir freilich helfen. Denn es macht ſich beſſer, wenn noch einer dabei iſt. Und ich bin doch ſchon ein bischen weiter, als du biſt. — Weißt, mein Alter denkt wie ich! Ein braves und geſchicktes Weib aus einer angeſehenen Familie kann wohl ein paar Tauſend Gulden weniger haben. Bah! — Im Grunde ſind wir alle ſchon eines Sinnes, hier wie drüben!"

„Alſo," rief Georg, „nächſten Sonntag machen wir miteinander die Viſite!"

Ludwig bot ihm die Hand, Georg schlug ein.

Jener betrachtete den Burschen einigermaßen mit der Miene eines Schutzherrn. „Hätt's nicht geglaubt, daß ich dir noch zu einem Schatz verhelfen müßt'! — Aber wir haben schon so manches durchgemacht mit einander, — und wir werden das auch noch fertig kriegen!"

„Und dann werden wir noch mehr durchsetzen miteinander! Wenn wir verschwägert sind" —

„Heiligenblitz, du gehst vorwärts!"

„Ich bin vergnügt, Ludwig, in der Seele vergnügt! Also am Sonntag?" — Der Kamerad gab ihm die Hand. — „Gut' Nacht für heut'!" —

Am Sonntag war der Himmel mit grauen Wolken überzogen, aber die Luft milde und der Boden trocken. Georg erschien bei Ludwig in seinem schönsten Anzug. Der kräftige, schlanke Jüngling mit dem bräunlich rothen Gesicht und schwarzen, gelockten Haaren sah so gut aus, daß er auch dem Kameraden gefiel. Ihn betrachtend sagte dieser: „Da sollt's nicht gehen — wenn man sich so herausputzt? Die sehen gleich an deinem Staat, was du willst! — Jetzt sag' mir nur," fuhr er mit einem Blick auf die Füße des Gesellen fort, „wer dir wieder diese Stiefel gemacht hat! Gewiß der Hofschuster von Wallerstein?"

Georg machte eine Miene, die nicht widersprach.

„Hansjörg," rief jener mit einem Ausdruck von Tadel, „du gehst über unsern Stand hinaus!"

„Hab' keine Sorg'," erwiderte der Bursch. „Geschickter

einrichten kann man aber noch gar manches! — Mach', daß du fertig wirst!"

Der Dorfbursche Ludwig brauchte noch über eine Viertelstunde, bis er in einem Anzug dastand, welcher dem des andern wenig nachgab. Man ging durch den Garten und auf einem Feldweg dem Ziele der Wanderung entgegen. Zu wiederholtenmalen hielt Ludwig den Freund an der Juppe, mit spöttischen Bemerkungen über sein schnelles Laufen. Aber dieser kümmerte sich wenig darum. Er war in der tiefsten Seele vergnügt! Daß er sie wieder sehen sollte — und daß er sie mit dem Kameraden sehen konnte, wo sich alles so gut und so schön machte! Denn allein wär' es für ihn doch eine Verlegenheit gewesen; er hätte nicht recht gewußt, was für einen Grund er angeben sollte! — Er plauderte und schaute dann wieder umher in dem feiertäglich stillen Gau, und betrachtete das Schloß Baldern und das Kloster Kirchheim, als ob er sie nie gesehen hätte! Alles erschien ihm wie neu! — Je näher er dem Orte kam, je mehr gerieth er in Aufregung; und als er in den Kreuzhof eingetreten war, hatte er den ruhigen Kameraden sehr nöthig.

Der Hof lag abseits am östlichen Ende des Dorfes. Man sah von ihm auf's Feld und auf die Wiesen, von deren herbstlichem Grün sich jetzt Heerden scheckigen Rindviehs abhoben. Vom Norden schaute der Wallersteiner Felsen her, und rechter Hand, nah' genug, prangte die Stadt Nördlingen. Alles das flirrte vor den Augen unsers Burschen, dem es war, als ob er zu viel getrunken hätte.

Wie sie vor dem steinernen Auftritt angelangt waren, kam

ihnen der Sohn des Kreuzbauern entgegen und rief mit aufrichtiger Verwunderung und Freude: „Der Hansjörg mit dem Ludwig! Das ist eine Ehr'!"

Die beiden Burſche, von Hans gefolgt, traten in die Stube, wo der Bauer, die Bäuerin und die beiden Töchter in Hemdärmeln ſaßen. Chriſtine blickte ſchelmiſch auf, Rebecka wurde blutroth. Man begrüßte ſich wechſelſeitig vergnügt, aber doch mit würdiger Förmlichkeit. Das Ehepaar behandelte die beiden Burſchen als „Vettern", von welchen der Beſuch zwar eine Ehre, aber vollkommen in der Ordnung war. Bald ſaß man um den großen Tiſch in der Fenſterecke und vor den Gäſten ſtand Bier vom Pflugwirth und weißes Brod.

Georg, der zum erſtenmal in der Stube war, ſah in dieſer umher und fand ſie gar heimlich. Das Kanzley fehlte; aber die Wände des langeſtehenden Hauſes waren getäfelt und das Ganze, mit einem Großvaterſtuhl und einer Himmelbettſtatt an der Wand, hatte etwas Alterthümliches, was die Phantaſie unſers Georg ſehr anſprach. Er ſaß neben Rebecka, oder vielmehr dieſe neben ihm, denn man hatte die Gäſte in der Mitte Platz nehmen laſſen und ſich an die Seite und davor geſetzt. Dem Burſchen kam alles ſo ſchön vor wie in einem Mährchen! Eine Zeit lang hatte er mit Umherſchauen zu thun und ſchwieg. Dann wendete er ſich zu ſeiner Nachbarin und fragte, wie ihr das Tanzen bekommen ſei. „Recht gut," erwiderte das Mädchen, durch das Glück, ihn hier zu ſehen, munter und muthiger gemacht. „Die Mühe iſt nicht ſo groß geweſen: ich hab' an dieſem Tag nicht öfter getanzt wie du!" — „Alſo biſt du ſpäter

nicht mehr in's Wirthshaus gegangen?" fragte der Bursch. Rebecka schüttelte den Kopf nicht ohne Selbstgefühl.

Vater und Mutter saßen mit eigenen Gesichtern. Die Zuneigung, die Georg kund gegeben, und die Aussicht, die sich der jüngern Tochter bot, waren offenbar in der Familie besprochen. Wenn auch Rebecka stille gewesen, Hans und Christine hatten ihre Augen aufgehabt, und sie konnten den Eltern nicht verbergen wollen, was sie gesehen. Die Mutter erkannte nach wenigen Fragen, wie es mit der Tochter stand, und nun erwogen die Alten zusammen die Ehre und den Vortheil einer solchen Verbindung. Durch den Besuch des Burschen mit Ludwig sahen sie ihre Hoffnungen mächtig gestützt; und nun brach, wenn auch immer noch durch einen gewissen Ernst und ein gewisses Bedenken, in den Mienen des wackern Paares unwiderstehliche Befriedigung durch. Die wohlgebaute, stattliche Mutter lächelte. Im Gesicht des Bauern, dessen schöne, um nicht zu sagen feine Züge eine ungewöhnlich gute Seele verriethen, schimmerte wenigstens mehr Glück als Befangenheit.

Die ältere Tochter hatte sich bald nach Ankunft des Besuchs entfernt. Als unter allerlei Geplauder eine halbe Stunde verflossen war, erschien sie wieder mit Kannen und Schalen, die sie auf den Tisch setzte, während die Magd einen großen „türkischen Bund" (feines Gebäck) auf breitem Teller nachtrug.

„Was nicht gar! — Kaffee!" riefen die Bursche wie mit Einem Munde.

„Nun ja," erwiderte Christine. „Wir trinken für gewöhnlich freilich keinen! Aber für so vornehme Gäste, wie ihr seid,

da haben wir schon einen in L..eitschaft! Ganz bleiben wir auch nicht zurück!"

Der Kaffee war gut, wenigstens mundete er den ländlichen Gaumen sehr, und das ehrgeizige Mädchen hatte in der That die Bohnen nicht gespart. Trinken und Eintunken und Loben des damals auf dem Lande noch wenig üblichen Trankes vollendete das Wohlgefühl der Seelen. Unser Georg fühlte sich beim Kreuzbauern vollkommen zu Hause. Jedes störende Gefühl war aus ihm entwichen in weite, weite Ferne und dafür hatte ein wahrer Uebermuth des Glücks in ihm Platz genommen. Er schwatzte und lachte mit so guter Laune, daß er die ganze Gesellschaft erheiterte.

Rebecka, die sich ein paarmal über die glühende Wange gefahren war, stand plötzlich auf. „Das Kaffeetrinken," sagte sie, „hat mir warm gemacht! Ich muß ein bischen hinaus in die Luft!" Sie verließ die Stube.

Georg fuhr in seinen Reden fort und wandte dann noch fünf Minuten auf einen landwirthschaftlichen Diskurs mit dem Kreuzbauern. Endlich stand er auf, holte tief Athem, strich sich die Stirn, als ob er die Hitze nicht mehr ertragen könnte, und ging hinaus ohne weitere Erklärung.

Die Alten sahen sich an, und in den Frohsinn ihrer Züge mischte sich wieder mehr Ernst. Hans, Ludwig und Christine behielten ihre gute Laune und lächelten.

Georg hatte bemerkt, daß die hintere Thür vom Tennen in einen großen Baumgarten führte, dessen Feldseite mit einer wohlgepflegten Hecke bestanden war. Dorthin — sagte ihm

sein Herz — war das Mädchen gegangen. Und wirklich erblickte er sie im äußersten Winkel zwischen der Hecke und dem Stadel des Nachbars. Er lenkte seine Schritte auf sie zu. Da ging sie am Stadel hin gegen die andere Seite. Rasch wandte er sich nach links, um ihr den Weg abzuschneiden; aber sie drehte sich wieder und ging rascher zurück. Der Bursche lief, sie auch — in der Ecke haschte er sie.

Das Mädchen, von seinen Armen sich losmachend, rief geängstigt: „Laß mich, laß mich! Wenn uns Jemand sähe!"

Georg ließ die Arme sinken; aber er stellte sich vor sie hin, entschlossen, ihre Flucht zu hindern.

Rebecka, ahnend, welch' ein Augenblick gekommen sei, neigte den Kopf ergeben auf die Seite. Ihre Lippen drückten, bei süß verlegenem Lächeln, wehmüthiges, rührendes Glücksgefühl aus. — Die Vorderarme waren bloß, die Brust nur durch ein kleines, rothes Tuch bedeckt, der weiße Hals frei. Georg konnte dem Verlangen, die unendlich Liebliche in seine Arme zu schließen, kaum widerstehen. Aber seine Absicht war eine ernsthafte, und er verfolgte sie!

„Rebecka," begann er mit Herzlichkeit, wenn auch bewegt, „ich bin heut' auf den Kreuzhof gekommen, um mit dir zu reden! Ich weiß nicht, ob ich dir etwas Neues sag', wenn ich mit dir red' — ich hoff's nicht! Aber man muß deutlich sprechen über eine solche Sach'! — Ich hab' dich," fuhr er ihre Hand ergreifend fort, „über alle Maßen gern, Rebecka; ich kann gar nicht sagen, wie! Seit ich dich gesehen habe, bin ich ein anderer Mensch, ich kenn' mich gar nicht mehr! — Ich kann nichts

mehr, als an dich denken — alles andre gibt's nicht mehr für mich!"

In dem Gesicht des Mädchens ging ein seliger Schein auf, die tiefblauen Augen strahlten und wurden feucht — das rothe Tuch zitterte.

„Rebecka," fuhr Georg fort, „sag' mir, wie du gesinnt bist! Du bist gut und freundlich gegen mich, aber das ist noch nicht die Folge, daß du denkst wie ich und daß dir's ernst ist, wie mir! — Sag's mir jetzt, denn ich muß es hören, deutlich hören, wie du's meinst!"

Nochmal folgte die Jungfrau einem Trieb, auszuweichen. Zu Boden schauend versetzte sie: „Man hört von dir —" Sie schwieg.

„Was hört man von mir?" fuhr der Bursch fort. „Daß es mein Vater anders mit mir im Sinn hat? Ist das auch schon an dich gekommen? — Aber das ändert an der Sache gar nichts. Ich bin noch nicht versprochen; wenn ich aber versprochen wär', thät' ich wieder absagen, und das wär' meine Schuldigkeit. Ich kann und will keine andere heirathen, als wie dich! Dich allein kann ich zum Weib haben! Dich muß ich haben, weil ich bei einer andern doch nur an dich denken thäte bei Tag und Nacht!"

Das Mädchen, durch diese Erklärung der treuesten Liebe erschüttert, stieß ein Ach der Wonne aus, und ließ den Kopf an die Brust des Geliebten sinken, während ihr die Augen übergingen.

„Willst du Haselbäuerin werden?“ rief Georg mit dem Tone der innigsten Zuversicht.

„Ja, freilich,“ erwiderte sie lispelnd und zog ihn mit ihren umfangenden Armen an ihr Herz.

Beide sahen nach einer Weile auf, schauten sich in die Augen, und Georg drückte seinen Mund auf die rothen Lippen, die sich ihm zärtlich verlangend boten. Es waren die ersten Küsse der Liebe für ihn wie für sie: beide drohten vor Lust ihre Besinnung zu verlieren! Die Welt war ihnen verschwunden! Sie waren entrückt in einen Himmel des Glücks, wo die trunkne Seele Zeit und Ort und Alles vergißt. —

Nach einer Weile, sie wieder betrachtend, sagte der Bursch: „Rebeck', nun gehörst du mir! Zwischen uns ist nun alles abgemacht und richtig! Aber meine Leute dürfen noch nichts erfahren! Sie haben andere Gedanken, und von denen können sie bloß nach und nach abgebracht werden. Du weißt aber, nächsten Sonntag ist unsre Kirchweih'. Komm hinüber mit deinem Hans und deiner Schwester, die sich grad' auch nicht arg sperren wird. Da wollen wir vergnügt sein mit einander, — und mein Vater kann dann zuerst sehen und meine Mutter sich sagen lassen, was ihr Sohn im Sinn trägt. Sie werden böse sein, das weiß ich; aber ihr Zorn wird verrauchen — und wenn sie dich gesehen haben, dann kann ich auftreten!“ — Mit einem Blick zärtlicher Laune, sie zu ermuthigen, fuhr er fort: „Wir wollen da wieder recht schön mit einander tanzen — weil's neulich gar so gut gegangen ist!“

Rebecka lächelte und drückte ihm statt aller Worte die

Hand. Dann, nach einem Moment bewegten Sinnens, sagte sie: „Wie ist das alles so plötzlich gekommen! Als ob's vom Himmel gefallen wär'! Vor acht Tagen hab' ich noch keine Ahnung gehabt! Ich bin frei gewesen wie der Vogel in der Luft, und jetzt gehör' ich nicht mehr mir selber!"

„Ist dir das zuwider?"

„Geh!" rief das Mädchen. „Ich soll dir wol nochmal sagen, was ich schon gesagt hab'?"

„Ja freilich," erwiderte der Bursch. „Das kann man gar nicht oft genug hören! — Also — du hast mich gern?"

„Ja! — Ja!"

„Aber nicht so gern, wie ich dich!"

Rebecka schaute ihn an. „Du kannst mich lieb haben," erwiderte sie mit innigem Ernst, „so viel du willst — meine Lieb' wirst du nicht übertreffen. Ich denk' an dich, wenn ich aufwach' und wenn ich mich niederleg' — und den Tag über ohnehin! — Ich sollt' mich schämen!"

„Gar nicht!" entgegnete Georg mit strahlender Miene. „Hab' meinen Dank dafür! — O wie wohl thut so ein Wort! Komm, du bist mein Schatz, mein herzallerliebster Schatz — und bald, bald wirst du meine Hochzeiterin sein! Glaub' mir und baue Häuser darauf!"

„Ich glaub' dir!" versetzte Rebecka mit dem Ton des tiefsten Vertrauens. Dann, mit einem Blick auf's Haus, fuhr sie fort: „Wir müssen wieder hinein! — Halt!" rief sie zu ihm, als er fortgehen wollte. „Bleib' noch ein bischen; — ich will vorausgehen!"

Sie sah ihn nochmal an, dann lief sie mit ihren leichten Sonntagsschuhen über's Gras hin. Der Bursch sah ihr nach — das seligste Triumphgefühl durchwogte seine Brust. — Nach einer Weile ging er in's Haus zurück und trat mit vollkommen ernsthafter Miene in die Stube, wo Rebecka neben dem Vater saß.

„Was meinst du dazu?" rief Ludwig ihm entgegen. „Ich hab' den jungen Vetter und die beiden Bäschen zu unsrer Kirchweih eingeladen!"

„Ganz meine Gedanken," rief Georg. „Wir sind vergnügt gewesen auf ihrer Kirchweih, nun sollen sie vergnügt sein auf der unsern. — Also?" fügte er umherschauend hinzu.

„Ich bin dabei," sagte Hans.

„Und ich auch," rief Christine, — „wenn Vater und Mutter nichts dagegen haben! — Aber die Rebeck' wird nur nicht wollen! Beinahe hätten wir sie vor acht Tagen hier nicht in's Wirthshaus gebracht; und nun soll sie gar noch über Feld gehen! — Ihr werdet schon mit Hans und mir vorlieb nehmen müssen!"

Alle Gesichter hatten sich bei diesen Worten erheitert. Rebecka, nach leichtem Erröthen, sagte: „Ich bin oft genug zu Hause geblieben, wenn du fortgegangen bist, so daß ich jetzt wohl auch einmal allein mit Hans fortgehen könnt'! Aber ich will nicht so genau sein mit dir und will dich mitlassen — wenn wir überhaupt fortdürfen."

„Sieh, sieh!" erwiderte Christine mit schwesterlicher Verwunderung über die gelöste Zunge.

„Der Vetter und die Base," meinte Ludwig mit einem Blick auf sie, „werden uns die Freud' nicht verderben. Kirchweih ist nur einmal im Jahr! Und bei uns gibt's heuer eine ganz fürnehme! Den „Platz" haben zwei Bursche gekauft, die ihres gleichen suchen! 's wird ein prächtiger Aufzug werden — obwohl" (fügte er lächelnd hinzu) „wir zwei, der Hansjörg und ich, diesmal nicht beim Platzaufführen sein werden!"

„Nun," entgegnete der Vater gutmüthig, „dann will ich nicht hinderlich sein! Geht also in Gottes Namen — ich und die Bäuerin wollen das Haus hüten!"

„Dank schön!" rief Ludwig vergnügt. Und zu Georg gewendet, fuhr er fort: „Mit dem Bescheid könnten wir jetzt B'hütgott sagen."

Auf diese Rede schüttelte aber die Kreuzbäuerin den Kopf. „Das wär' doch noch zu früh!" rief sie mit Ansehen. „Hier kommt frisches Bier, — das müßt ihr uns noch trinken helfen!"

Die Bursche konnten nicht umhin, den großen Henkelkrug mitzuleeren, was ihre Stimmung nicht verschlimmerte. Endlich, als der Tag sich neigte, brachen sie auf. Man nahm Abschied unter den schönsten Formen, die aber noch ungleich mehr von Frohsinn durchzogen waren, als beim Willkomm. Georg fand Gelegenheit, der Geliebten einen Blick zuzuwerfen, der ganz und gar nichts Förmliches hatte. „Auf Wiedersehen!" rief er zärtlich. Sie gab ihm die Hand und nickte.

VII.

Am andern Morgen beim Frühstück sagte die Mutter zu unserm Burschen: „Wo bist du denn gestern hingegangen?“

Georg sah sie an. Die Frage war arglos. Er folgte nun einer Eingebung, die Wahrheit in einer Art von Wahrheit zu verbergen, und sagte: „Nach der Stadt, mit dem jungen Steinbauer. Wir sind aber nicht hineingekommen, sondern vorher eingekehrt und haben bei gutem Bier in lustiger Gesellschaft einen ganz vergnügten Tag gehabt.“

„Du machst dir jetzt oft ein Plaisir!“ bemerkte der Haselbauer.

„Ich benutze meine Freiheit,“ erwiderte der Sohn.

Der Alte zeigte ihm hierauf eine Miene, die ungefähr bedeutete: „Das hast du auch noth!“ —

Georg machte, daß er fortkam.

Am selben Abend noch ging er nach Wallerstein zu der Freundin. Er schüttete ihr sein ganzes Herz aus und verhehlte ihr nicht, daß er die Geliebte zum Kirchweihfest geladen und was er auf diesem vorhabe.

Sophie, nach einigem Schweigen, verſetzte: „Hansjörg, Hansjörg — ich bin in Angſt für dich!“

Georg widerſprach mit einer Bewegung, die ſeine Entſchloſſenheit ausdrückte. „Einmal muß es ſein!“ rief er. „Und am Ende, ich kann jetzt Alles riskiren — denn ich hab' keine Wahl mehr!“ — Nach einer Weile, mit herzlichem Ton, fuhr er fort: „Du mußt auch herüberkommen, Sophie! Dann kannſt du ſie ſehen und kennen lernen und dann weißt du, warum ich ſo handle! Ihr zwei müßt gute Freundinnen werden!“

„In Gottes Namen,“ erwiderte die Jungfrau, „ich komm'! Was auch geſchehen mag, ich will wenigſtens dabei ſein! — Aber,“ fuhr ſie mit einem Ausdruck mütterlicher Sorge fort, „ſie darf wahrlich ſchön ſein und lieb und gut; denn um ſie wird ein Streit anheben, der nicht ſo ſchnell ausgehen wird, als du vielleicht meinſt. Ich will dir das Herz nicht ſchwer und dich nicht irre machen; aber ſtell' dir's nur nicht zu leicht vor!“

„Das thu' ich nicht,“ verſetzte der Burſch mit Ernſt. „Ich weiß nur, daß ich in dieſem Streit das Feld behalten werde!“

„Man weiß nichts gewiß in dieſer Welt,“ entgegnete Sophie. „Hoffen wir das Beſte!“ — —

Ein paar Tage darauf ſagte der Haſelbauer zu ſeinem Sohn: „Was haſt du denn vor dasmal? Willſt du die Marev' nochmal auf den Platz führen?“

Georg ſchüttelte den Kopf. „Meine Zeit iſt noch nicht um,“ verſetzte er. „Und jetzt handelt ſich's um was Anderes, als den Platz aufführen zu helfen!“

„Du haſt allerdings noch eine Woche," bemerkte der Vater ſpöttiſch.

„Acht ganze Tage!"

„Nun," fuhr jener fort, „mir iſt's auch gar nicht ſo ernſt geweſen mit der Frag'! Die Marev' wird ſelber nicht mehr auf den Platz wollen. Aber in's Wirthshaus wird ſie kommen mit ihren Kirchweihgäſten — da könnt ihr euch doch luſtig machen miteinander!"

Die letzten Worte ſprach der Alte ſchon im Weggehen. Georg lächelte mit einem Ausdruck, der ihn ſehr ſtutzig gemacht hätte, wenn er ihn noch hätte ſehen können.

Der Morgen des Feſttags brach völlig heiter an. Die Sonne ſchien durch die Hauptgaſſe des Ortes herauf und vergoldete das weiße Haus des Haſelbauern. Georg war ſchon im Hof; — die Sonne und die Schönheit des Tages machten auf das ahnungsvolle Gemüth eine ſeltſame Wirkung. Es erſchien ihm alles ſo feierlich! — Auf den Glanz des Tages fielen die Schatten der Gefahr und der nahenden Entſcheidung und gaben ihm für die Augen des Jünglings ein ernſtes, verhängnißvolles Licht!

Die Zeit in der Kirche verbrachte unſer Freund mit ſich ſelbſt und ſeinen Gedanken. Während der Prediger auf die geiſtliche Bedeutung des Tages aufmerkſam machte und vor Ausſchreitungen in der weltlichen Luſtbarkeit warnte, prüfte er ſeinen Vorſatz, um ihn vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen. Es begreift ſich, daß ihm dieß gelang. Das Ergebniß des Kirchganges war für ihn eine tiefe Befeſtigung in ſeinem Entſchluß.

Bei dem Mittagsmahle zeigte er einen gelassenen, würdigen Ernst. Es war nur Ein Kirchweihgast anwesend, ein verwittweter Schwager des Haselbauern. Diesem Sechziger that Georg mit besonderem Fleiß alle Ehre an und benahm sich dabei so gut, daß der Vetter ihn später gegen die Eltern höchlich rühmte. Der Alte lächelte geschmeichelt; — die Mutter antwortete mit einem Seufzer.

An sie war im Laufe des Vormittags eine Meldung gekommen: wie vergnügt ihr Sohn vor vierzehn Tagen auf der Kirchweih des Nachbardorfes gewesen sei und mit was für einem Mädchen er zweimal getanzt habe! — Die Nachricht brachte ein Weib, die nicht immer sprach, was sie verantworten konnte — darum hatte die Bäuerin die Sache noch für sich behalten. Aber sie wollte nachforschen lassen und ihre Augen aufhaben. Namentlich sollte der Sohn zur Entscheidung gezwungen werden am ersten Tag nach der abgelaufenen Frist. —

Nachmittags, als die Musikanten schon einige Tänze gespielt hatten, begab sich unser Bursch in's nahe Wirthshaus. In der oberen Stube fand er alle Tafeln besetzt; — an dem Ecktisch zwischen Fenster und Thüre saß die Marev' mit einem ältern Ehepaar und der erwachsenen Tochter — ihren Gästen. Er konnte nicht vermeiden, zu ihnen zu treten und die Gesellschaft zu grüßen. Die Marev' dankte mit einem eignen, zutrauensvollen Ernst, der Georg betroffen machte, aber seinen guten Grund hatte. Dem Schwaner war gestern vom Haselbauern gelegentlich mitgetheilt worden: sein Sohn wolle die Kirchweih nochmal als Lediger feiern — und dann Ernst machen mit der Marev'!

Auf die Einladung des Vetters nahm Georg am Tische Platz.

In der Nähe saß ein Mädchen vom Dorf und ihr Bruder, welche Georg, als gute Bekannte, grüßte. Die muntre Dirne nickte und rief: „Hansjörg, wie wär's, wenn wir's auch wieder einmal probirten miteinander?“ Bevor unser Bursch antworten konnte, sagte der Bruder zu der Schwester: „Nur langsam! Die ersten Reihen wird er mit seiner Nachbarin tanzen wollen!“ Die Marev' lächelte hierauf anmuthig, und Georg konnte nicht umhin, mit möglichst guter Miene zu sagen: „Nun, wenn du nichts dagegen hast, so wollen wir drei miteinander machen!“ Die Jungfrau stand auf, und er führte sie hinaus.

Hätte sie in sein Herz blicken und darin lesen können! Der junge Kreuzbauer mit seinen Schwestern konnte jeden Augenblick ankommen! Was dachte sich die Rebeck, wenn sie ihn mit der Marev' tanzen sah! Der Argwohn stieg in ihr auf und beunruhigte sie und quälte sie! Sie, der er nur Freude zudachte am heutigen Tag!

Gern hätte er seine Rede beim Aufziehen buchstäblich genommen und nach dem dritten Reihen den Tanzboden verlassen. Aber das durfte er nicht! Wenigstens noch drei mußte er dazu fügen! Als er aber den sechsten hinter sich hatte, da sagte er: „Zum Anfang wollen wir's nicht übertreiben — und jetzt ein Glas Wein trinken!“ Er führte die etwas Verhoffte in die Stube zurück und bot ihr den Schoppen, der auf seine Bestellung gekommen war: unendlich froh, daß er das Wagniß glücklich überstanden!

Seinen Platz nahm er auf der Bank am Fenster. Nach einer Weile hörte er das Rollen eines Wagens — er schaute in den Hof: sie waren es!

Sein Herz klopfte mächtig, und er mußte sich alle Mühe geben, nicht auffällig zu werden. Entschlossen erhob er sich und ging hinweg — der Geliebten entgegen!

Ludwig, der in der untern Stube gewartet haben mußte, stand, als Georg die Stiege herunterkam, schon im Haustennen vor den glänzend geputzten Mädchen. Rebecka, die zuerst etwas ängstlich umhergesehen, klärte sich auf beim Anblick des Geliebten. Georg hieß sie freudig und herzlich willkommen. „In der obern Stube," sagte er, „ist alles voll; aber im Anbau, wie ich gesehen hab', ist noch Platz."

„Gehen wir in den Anbau," rief Ludwig. „'s ist ohnehin vornehmer!" — Georg nickte, glücklich, wenigstens für eine Zeit vor den Blicken der Marev' geschützt zu sein!

Man begab sich mit dem nachgekommenen Hans über die Stiege in eine ziemlich geräumige Seitenstube und nahm Platz an dem einen Tisch, der noch frei war.

Die Dorfbursche bestellten Wein und Torten, und man denkt sich, daß jeder seine Nachbarschaft richtig wählte. An den andern Tischen saßen Leute von auswärts, deren Besuch der Wirthsfamilie galt. Eine Müllerin aus der Nähe schüttelte aber doch bedeutend den Kopf, als sie den jungen Haselbauer neben Rebecka erblickte, und aus seinen Manieren gar bald abnahm, was sich da entspinnen wollte.

Unser Freund bemerkte das nicht. Er sah nur das holde

Antlitz und in diesem Antlitz die Liebe — die süße, scheue, selige Liebe! Alles Bangen schwand aus seinem Herzen, die Freude und die Liebe herrschten allein. Die Welt zerfloß ihm in Dunst. Es gab nur sie für ihn; — und vor seiner Seele gaukelte nur das wonnige Ziel seines Lebens! —

Nachdem man von dem Aufgetragenen versucht hatte, führte Ludwig die Christine zum Tanz, und Georg folgte mit Rebecka.

Die beiden Paare, wie sie auf dem Tanzboden erschienen, machten die dort schon anwesenden aufsehen. Das Verhältniß Ludwig's mit Christine war den meisten bekannt, aber Georg mit Rebecka überraschte. Was hatte das zu bedeuten? — Man sollte bald in's Klare kommen!

Die Liebenden schauten so schön zusammen, sie konnten und sie wollten ihre Gefühle so wenig verbergen, daß die meisten anfingen zu begreifen und die Gesichter der Begreifenden sich aufhellten, entweder theilnehmend oder schadenfroh. Hohes Interesse und mächtige Spannung zog namentlich in die Seelen der Jungfrauen!

Unter den Tanzenden befanden sich auch die drei Söldnerstöchter, welche dem Schicksal Georg's ihre besondre Theilnahme gewidmet hatten. Nach einer Weile stellten sie sich, ihre Bursche zeitweilig verlassend, in einen Winkel zusammen und die Schlanke rief: „Was ist denn aber das? Was hat denn der Hansjörg für eine?"

Die Blonde versetzte: „Das ist die Schwester der Christine — das jüngste Kind vom Kreuzbauern!"

„Ein schön's Mädle," rief die selber nicht Häßliche. „Fein

wie eine Prinzessin!" Nach einem neuen Blick auf das Paar setzte sie bedeutungsvoll hinzu: „Jetzt wissen wir ungefähr, wie wir daran sind! Der Hansjörg ist immer gern vergnügt gewesen; aber so hab' ich ihn noch nicht gesehen, so lang ich leb'. Schaut nur hin, wie er sie ansieht! Ich bitt euch!"

Alle sechs Augen waren auf ihn gerichtet. Dann nickte man sich mit innigem Verständniß zu, tiefbefriedigt, es jetzt zu wissen! Die Schwarzbraune versetzte: „Nun glaub' ich, daß keine von uns mehr Hoffnung hat! Keine vom ganzen Dorf! Auch nicht — — seht, da kommt sie!"

An der Seite des Burschen, der vorhin die tanzlustige Schwester zum Warten ermahnt hatte, trat die Marev' unter die Paare.

Ueber das Weggehen und Ausbleiben des Georg sehr befremdet, hatte diese an ihrem Tisch in Unruhe gesessen und der Dorfbursch glaubte endlich die gute Gelegenheit zum Tanzen benützen zu müssen.

Nicht lange, so erblickte sie Ludwig mit Christine und Georg mit Rebecka. Die Gesichter der letztern, welche schon tanzten, und ihre zärtliche Haltung sagten ihr Alles. Jeder Blick auf sie gab ihr einen Stich in's Herz. Sie hatte die Farbe verloren und erschien mit einemmal bleichgelb. Qual und Zorn im Herzen tanzte sie den Reihen.

Georg, im Herumgehen mit Rebecka, that als ob er sie nicht bemerkte. Er hatte sie wohl gesehen und noch vor einer halben Stunde würde ihn ihr Erscheinen in Bestürzung versetzt haben. Aber seine Seele war jetzt so ganz der Freude hin-

gegeben und von ihr ausgefüllt, daß nichts Widriges in sie einzudringen vermochte. Es bekümmerte ihn wenig, als er wahrnahm, daß die Eifersüchtige spähende, böse Blicke auf sie warf. Er sah in ihr, die man ihm aufdrängen wollte, seine Gegnerin, die er zu bekämpfen und von sich abzuhalten berechtigt — verpflichtet war!

Kaum hielt sich die von ihrer Leidenschaft Gepeinigte zurück, auf den Burschen loszugehen und ihn vor allen Anwesenden mit Vorwürfen zu überschütten. Aber das ging nicht an! Die Schande wäre zu groß gewesen! Sie blieb darum äußerlich ruhig, wenn es in ihrem Herzen auch brannte und sie von allem, was ihr Tänzer sagte, kein Wort vernahm.

Noch sechs Reihen machte sie mit, das glückliche Paar beobachtend und immer mehr Gift in sich saugend. Dann aber — nicht nur wieder roth, sondern dunkelroth geworden —, sagte sie zu ihrem Tänzer: „Ich weiß nicht, was heut' mit mir ist! Mein Kopf thut mir weh, als ob er zerspringen wollt'! Lassen wir's für jetzt gut sein!"

Der Bursch, unter Worten ernsten Bedauerns, führte sie in die Stube zurück. Hier erklärte sie ihren Verwandten, ihr sei nicht gut und sie müsse heimgehen; sie sollten sich aber deßwegen ja nicht incommodiren, statt ihrer werde der Vater kommen! Der Vetter erwiderte, sie hätten hier durchaus nichts mehr zu thun und ohnehin weit nach Hause, also gingen sie jetzt mit dem Bäschen, wie sich von selber verstehe! — Nach wenigen Minuten brach man auf.

Der Haselbauer und seine Frau, deren Kirchweihgast eine

andere Familie beſuchen gegangen war, hatten ſich an dem warmen Tag auf einen behauenen Eichſtamm vor ihren Hof geſetzt, die Vorübergehenden betrachtend oder grüßend. Wie ſie die Marev' mit ihren Gäſten erblickten, ſtanden ſie auf und gingen ihnen entgegen, ihre Verwunderung ausdrückend über das frühe Heimgehen. Die Marev' wiederholte den angeblichen Grund. Der galante Haſelbauer brach in Rufe des Mitleids aus, und die Bäuerin ſetzte hinzu: „Das wird meinem Hansjörg außerordentlich unlieb ſein!“ — „Nun, Frau Baſe,“ entgegnete das Mädchen, nachdem ſie die Andern mit dem Bauern hatte weiter gehen laſſen, höhnend, „in dem Punkt könnt Ihr Euch tröſten! Der hat ſchon ſeine Tänzerin!“ — „Mein Hansjörg?“ rief die Frau mit beſtürzter Miene. Und als die Marev' nickte, fuhr ſie fort: „Das iſt nicht möglich! Wer ſollt's denn ſein?“ — „Die ſchöne Tochter des Kreuzbauern,“ antwortete die Tiefgekränkte. „Der Ludwig und er ſitzen bei den Mädchen und ihrem Bruder im Anbau!“ — Das Weib erblaßte. „Marev',“ entgegnete ſie, „das thut er nur dem Ludwig zu lieb aus alter Kameradſchaft!“ — Die Bauerntochter, auf dieſen falſchen Troſt hin, lächelte verachtungsvoll. „Der thut niemand was zu lieb, als ſich ſelber,“ erwiderte ſie. „Sich ſelber und ſeinem Schatz! Ich hab' ſie miteinander tanzen ſehen — ſie ſind beinah zuſammengeſchmolzen —, und nun weiß ich, was ich weiß!“ — „Und ich ſag', das iſt nicht und kann nicht ſein,“ rief die Bäurin mit der Stimme des Zorns. „Wenn er ſo handelte gegen uns, thät ich ihm den Hals umdrehen!“ — „Was Ihr thut, Frau Baſ',“ entgegnete jene,

„das ist Eure Sache. Was ich thu', das weiß ich. Ich für meine Person bin fertig mit ihm!" Sie wendete sich zum Weggehen. „Marev', Marev'," rief das entsetzte Weib, „sei nicht unbedacht! Man läßt sich oft vom Schein täuschen. Besonders wenn man — —" Sie hielt inne, denn sie wurde nicht mehr gehört.

Der Haselbauer kam zu der Bäuerin zurück. Diese, in leidenschaftlicher Erregung, flüsternd, mit heiserm Ton, theilte ihm das Vernommene mit und verlangte von ihm sofortiges Einschreiten gegen den schändlich Ungehorsamen. „Stet — nur stet," entgegnete der Alte. „Zuerst muß ich mit meinen eignen Augen sehen, was vorgeht; dann will ich überlegen, was am besten dagegen zu thun ist! Ich glaub's nicht, was du mir da sagst! Die Marev' ist eine empfindliche Person und bildet sich nur was ein! Hat uns nicht der Weilerschuster vorhin gesagt, der Hansjörg tanze mit ihr? Er soll wohl mit gar keiner andern mehr tanzen?" — „Du siehst immer alles von der guten Seite!" rief das Weib mit Hohn. — „Ich behalte meinen Verstand," entgegnete der Bauer, „wo die Weiber den ihrigen verlieren! Wenn Schimpf und Schande zu vermeiden sind, so vermeid' ich sie!" — Er ging in seine Kammer, um die einfache Kappe, die er aufhatte, mit einer bessern zu vertauschen, und begab sich dann in's Wirthshaus, wo er zuerst in der untern Stube Platz nahm.

Die Bäuerin sagte zu sich: „Ich will noch ein Paar Augen hinüberschicken, die mehr sehen werden!"

Sie ging in den Roßstall, wo ein heruntergekommener

Verwandter, der bei ihr als Knecht diente, den Festtag noch zum Ausruhen benützte. „Dölle," sagte sie, den Duselnden anstoßend und weckend, „Dölle, ich hab' ein Geschäft für dich!" — „Ja!" rief dieser, sich die Augen reibend. Sie erklärte ihm, dessen Verschwiegenheit sie erprobt hatte, den Handel, und der Dölle versetzte schmunzelnd: „Das wollen wir herauskriegen!" Die Bäuerin langte in ihre Seitentasche, und ihm ein „Käsperle" (Viertels-Kronthaler) in die Hand drückend, sagte sie: „Du sollst nicht Hunger und Durst leiden dabei! Mach' dir einen vergnügten Tag!" Die Augen des alten Gesellen leuchteten und seine Lider zwinkerten verheißend. Er zog sich reputirlich an und schlenderte dann in's Wirthshaus mit den angenehmsten Empfindungen; nicht nur, weil er heute in Bier und Schnaps ein Uebriges thun konnte, sondern auch, weil sich in der reichen Familie ein böser Handel entspinnen wollte, der für den ehemals Begüterten, jetzt aber Armen, etwas sehr Wohlthuendes hatte. Wenn er nicht davon reden und schwatzen durfte: er konnte seine Schadenfreude im Stillen haben!

Die Lustbarkeit im obern Stock des Wirthshauses ging ihren Gang. Georg hatte das zweitemal mit Christine getanzt und dem Ludwig die Rebeck' überlassen. Das war aber auch Alles, wozu er sich verstehen konnte! Ganz abgesehen davon, daß ihn die Leidenschaft immer wieder zur Geliebten zog: er wollte ja zeigen, öffentlich zeigen, was er im Sinne trug! Alle sollten es sehen! Wenn sein Vater hier war und wenn seine Mutter einen Aufpasser schickte: auch diese — ja gerade diese sollten es sehen! Denn es sollte und mußte dahin kommen,

daß es biegen oder brechen mußte! — Er führte daher nur die Rebecka auf den Tanzboden, und folgte hier wie in der Stube ganz dem glühenden Drange seines Herzens. Er legte alle Furcht und Rücksicht ab und war fröhlich und zärtlich gegen die Geliebte, als ob sie ganz allein wären; und Rebecka vergaß die Welt, wie er.

Eines nur fragte sich der Bursch mitten im Strome des Vergnügens: wo die Sophie bliebe! Er schüttelte den Kopf mit einer unlieben Empfindung und hatte schon darauf verzichtet, sie zu sehen, als sie, während er eben an der Seite der Geliebten saß, in den Anbau trat. Ihre Miene war ernst, beinahe traurig. Als aber der Freund ihr mit einem frohen Ausruf entgegenging und, sie an den Tisch führend, sagte: „Das ist der junge Kreuzbauer, und das sind seine Schwestern," — da klärte sich das runde, zur Güte geschaffene Antlitz auf und sie ließ endlich die braunen Augen mit dem Glanze herzlichen Antheils auf der Blauäugigen ruhen. Georg sagte zu ihr, als sie am Tisch Platz genommen hatte: „Warum kommst du so spät? Alles ist vergnügt hier, die Kirchweih ist so lustig und so schön, wie ich mir keine denke, und wir zwei hätten unterdeß auch unsre Sprünge machen können!" — Sophie erwiderte: „Mir ist's heute nicht zum Tanzen, und es ist schon viel, daß ich in's Wirthshaus komme. Ich bin zuerst beim Vetter Weidner eingekehrt und hab' da leider hören müssen, daß es mit seinem Sohn Gottfried schlechter und schlechter geht. Die Margret hat alle Hände voll zu thun — sie opfert sich für den Stiefbruder auf — unser Herrgott wird's ihr vergelten!" Und mit

gedämpfter Stimme, daß nur Georg sie verstand, fügte sie hinzu: „Heut' ist's grad' kein Unglück für sie, daß sie nicht zum Tanz gekommt hat!" Georg, ernst geworden, drückte sein Mitleid mit dem jungen Vetter aus. — Die Gesellschaft kam auf andere Dinge zu sprechen und unterhielt sich bald lebhaft. Sophie wußte die beiden Mädchen zutraulich zu machen und namentlich die Rebecka zum Reden zu bringen. Sie hatte für jedes ein freundliches Wort, und alle begriffen, warum der junge Haselbauer so viel auf sie hielt. Auf einmal stand sie auf. Georg that Einsprache gegen das frühe Weggehen, aber sie schüttelte den Kopf und nahm Abschied. Zu dem Burschen, der sie vor die Thüre geleitete, sagte sie: „Was ich von dieser Kirchweih haben wollte, das hab' ich gehabt. Freund Hansjörg, das ist wahrlich ein schönes Mädchen — sie hat meine Erwartungen übertroffen! Und sie ist auch gut, von Herzen gut — sie verdient glücklich zu sein. Damit gute Nacht!" Georg, in hoher Freude über diese Anerkennung, drückte der Theilnahmvollen die Hand und erwiderte: „Laß mich nur machen — sie wird's auch werden! Gute Nacht und hab' Dank!" —

Schon ehe die Sophie in's Wirthshaus gekommen war, hatten der Haselbauer und der von der Bäuerin abgesendete Spion, jeder für sich, die Ueberzeugung geschöpft, um welche es sich handelte. Der Vater hatte sich unter die Zuschauer auf der Treppe gemischt und seinen Sohn mit Rebecka tanzen sehen. Es war noch heller Tag, der Erfahrene beobachtete das Paar: er wußte genug! Schreck und Wuth erfüllten sein Herz, er zitterte vor Aufregung. Aber er konnte sich beherrschen! Sachte

ging er in die untere Stube zurück, setzte sich an seinem Tische nieder, unterhielt sich mit den Zechgenossen und täuschte fast auch diejenigen, die seinen schweren Verdruß ahnen konnten, sich aber wohl hüteten, den Unstern, der ihn treffen wollte, zu bereden. Nach einer halben Stunde ging er weg, „Zum Nachtessen," wie er sagte. — Er faßte auf dem Heimweg den Entschluß, dem Buben unter keiner Bedingung nachzugeben und es auf's Aeußerste ankommen zu lassen!

Der alte Dölle sah, was der Vater gesehen, und noch mehr, hatte aber dabei ganz andere Empfindungen. Er, mit seinem Käsperle in der Tasche, war zuerst in die obere Stube getreten, hatte sich eine Maß Bier und ein großes Glas Branntwein geben lassen und sich, nachdem er sein ganzes Wesen erfrischt hatte, auf den Tanzboden begeben. Wie Georg mit Rebecka kam, grüßte er ihn in aller Treuherzigkeit, mit jener freudig ergebenen Theilnahme des wahren Dienstboten. Auch er wußte nach wenig Blicken, was die Glocke geschlagen hatte: die erlangte Einsicht erfüllte ihn aber mit dem tiefsten Wohlgefühl. Er gewann die Rebecka förmlich lieb, weil sie ihm durch ihre holdseligen Manieren die Gewißheit gab, daß der Hansjörg nimmermehr von ihr lassen und daß es daheim einen mordmäßigen Sturm setzen werde. Seine Augen funkelten in Bosheit und Wonne! Er konnte sich nicht enthalten, während ihres Herumgehens zu den beiden zu treten und ihnen zu sagen: wie wunderschön sie's mit einander könnten, als ob sie's extra mit einander gelernt hätten! Und Georg, vergessend, wozu die Mutter ihn zu brauchen pflegte,

freute sich des alten Halunken und des glitzernden Vergnügens in dem runzelvollen Ledergesicht!

Er und Rebecka waren gefeit durch die Allmacht ihres Gefühls und sie genossen darum alle Lust des Tages ohne Störung. Nachdem die Christine zum Heimfahren gemahnt hatte, ließen die beiden Liebhaber auftragen, was gut und theuer war; und da man sich Appetit hergetanzt hatte, so tafelte man nicht nur in Fröhlichkeit, sondern mit Verlangen und Genuß. Die sechs Musikanten, die wohl gesehen hatten, was ihrer hier wartete, spielten vor dem einzigen Tisch, der jetzt noch von Gästen umsessen war, das prächtigste ihrer Stücke. Die Burschе sangen, die Künstler (sie waren von Wallerstein!) bliesen und geigten nach, und Georg verwerthete Arien, die man sonst auf dem Dorf nicht zu hören pflegte. Triumphirend trug er sie vor, mit seligem Stolz hing die Liebende an dem Erwählten. Als die Musici das zinnerne Teller vom Tisch nahmen, lagen drei Kronthaler darin, denn auch Hans hatte dieses größte Silberstück hineingeworfen; — sie dankten zum Abschied mit vollkommenem Respekt. Georg aber nahm die Nachbarin bei der Hand und sagte: „Nun, Rebecka, bist du zufrieden mit unsrer Kirchweih?“ — „O Georg,“ erwiderte die Holde mit dem ihr eigenen innigen Ton, „ich hab' keine Ahnung gehabt, daß man so glücklich sein kann auf der Welt! An den Tag werd' ich denken!“ Und beide schauten sich wieder an und durch die strahlenden Augen in die Seelen mit unversieglichem Liebesglück. — Es war ihnen zu gönnen.

VIII.

Georg, bei ſeiner lebhaften Natur, war empfänglicher — empfindlicher für Eindrücke als andre ſeines Gleichen; aber gegen die wachſende Gefahr erhob ſich in ihm eine raſcher wachſende Entſchloſſenheit, die ihn zum Kampfe befähigte, ja reizte. Und dieſe Schutzwaffe bewährte ſich auch jetzt. Als er am andern Morgen nach dem entſcheidenden Tag erwachte, fühlte er zuerſt ein dumpfes Grauen und einen laſtenden Druck auf ſeiner Seele; aber bald ſtand die Lage der Dinge klar vor ihm und rief mit Erfolg ſeinen Muth, ſeine Feſtigkeit an. Er ſtand vor einer Schlacht! Seine Aufgabe war, den Sturm zu beſtehen und den Sieg zu erfechten!

In ſeiner Dachkammer kleidete er ſich an und wollte trotziges Muthes, auf alles gefaßt, in's Kanzley hinuntergehen. Als er jedoch in die obere Stube trat, durch welche der Weg führte, ſtanden Vater und Mutter vor ihm.

Ihre Geſichter zeigten an, was ihn erwartete. Sie waren drohend böſe! Ein tiefer Grimm ſprach aus ihnen und der unerſchütterliche Entſchluß, den Rebellen zu bändigen.

Mit dem Ausdruck der Verachtung ging der Vater auf ihn zu und rief: „Nun sag mir, was ich mit dir anfangen soll?“

Georg hatte sich von seiner ersten Betroffenheit erholt. Er entgegnete: „Das mußt du besser wissen wie ich!“

Der Alte schnaubte zornig. „Gibt es einen unverschämtern Menschen auf der Welt, als du bist? Was hast du mir versprochen? Weißt du's noch?“

„Ich hab' euch ein Versprechen gegeben,“ erwiderte der Sohn, „in einer Zeit, wo ich noch nicht gewußt hab', wie ich mit mir selber dran bin. Jetzt ist was Anderes vorgefallen. Jetzt weiß ich, was ich zu thun hab!“

„So?“ rief der Alte mit Hohn. „Und was wär' denn das?“

„Ich hab' ein Mädchen kennen gelernt,“ fuhr Georg fort, „die ich gern hab' — ich kann gar nicht sagen, wie! Sie ist das Kind angesehener, braver und wohlhabender Leute. Sie hat mich lieb, wie ich sie — wir haben es uns gesagt und geschworen — die und keine andre werd' ich heiraten!“

Die Mutter, die mit einem Gesicht dagestanden hatte, worin die sparsame Röthe ganz einem gelblichen Braun gewichen war, konnte die Wuth ihrer Seele nicht mehr bemeistern. „Wie?“ rief sie, auf ihn losgehend, — „es ist also nicht ein bloßer frecher Streich von dir gewesen, daß du dich neben das Mädchen hingesetzt und sie caressirt und mit ihr bankettirt hast? Du willst Ernst machen mit ihr? Du willst sie mir als Söhnerin in's Haus bringen?“

„Das iſt der Gedanke eines hirnverrückten Menſchen!“ rief der Vater. Und mit höchſtem Ernſt fügte er hinzu: „Du biſt mit der Marev' verſprochen!“

Georg fuhr auf. „Ich, verſprochen?“

„Ja, verſprochen,“ entgegnete der Alte. „Du haſt mir verſprochen, daß du mir folgen willſt; ich hab mich drauf verlaſſen und es mit dem Schwaner und der Marev' richtig gemacht.“

„Das kümmert mich nicht!“ rief der Sohn. „Dazu haſt du keine Vollmacht gehabt!“

Der Vater ſtarrte ihn an. „Woher kommt dir denn aber auf einmal dieſe freche Sprache gegen mich? — Ich hab' dein Wort gehabt. Hier auf dieſer Stelle haſt du mir's gegeben.“

„Ich kann ein Wort nicht halten,“ verſetzte Georg, „das man mir abgenommen hat mit Gewalt und das ich nur gegeben hab', um loszukommen! — Ich kann die Marev' nicht heiraten — weil ich ſie nicht lieb habe, — weil ſie mir zuwider iſt!“

„Schändlicher Menſch,“ rief die Mutter. „Jetzt auf einmal?“

„Sie hat mir nie gefallen,“ entgegnete der Sohn. — „Jetzt aber, wo ich die geſehen hab', die mir gefällt, jetzt bin ich ganz klar darüber! — Wenn ſie auf mich etwas gehalten hat,“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „ſo thuts mir leid um ſie. Es iſt eine ſtolze Perſon — ſie wird vielen Aerger haben. Aber deßwegen, um ihr dieſen Aerger zu erſparen, kann ich nicht eine heiraten, die ich nicht mag! — Der kleine Verdruß iſt beſſer für ſie, als der große, den ſie hätte, wenn

ich gezwungenerweis ihr Mann würde! Sie kann einen beſſern finden für ſich, — ſie hat die Wahl!"

„Dem jungen Meier," entgegnete der Bauer mit grimmigen Vorwurf, „iſt abgeſagt worden um deinetwillen!"

„Es gibt noch genug andre," verſetzte Georg. „Und wenn der junge Meier hört, daß ſie wieder zu haben iſt, dann kommt er noch einmal: ich kenne dieſe Menſchen! — Und kurz — denn geſagt muß es werden jetzt! — ich heirate keine andre, als die Rebeck', die ich lieb hab', und von der ich nicht laſſen werde, ihr mögt mit mir anfangen, was ihr wollt!"

Der Vater ſchaute ihn an — die bebende Lippe murmelte einen Fluch; und als ob er den Köcher der Zornreden ſchon geleert hätte, wendete er ſich weg. Aber nun trat das Weib für ihn ein! Die Entrüſtung ihrer Seele, das verletzte Selbſtgefühl der Herrin des Hauſes, die Berechtigung, die ſie ſich als Mutter zuſprach — der unbedingte Wille, ihren Kopf durchzuſetzen, gab den bedeutenden Zügen einen Glanz, daß der Sohn vor ihr erſchrak. „Glaubſt du," rief ſie, ihn am Arme faſſend, mit Hohn, „daß du ſo leicht mit uns fertig wirſt? Du biſt unſer Bub', du mußt uns gehorchen! Deine Frechheit werden wir dir austreiben! Die Marev' kriegt zehnmal ſo viel mit, als der Kreuzbauer ſeiner Tochter geben kann; aber davon will ich gar nicht reden! Dieſe Rebeck' hab' ich ein paarmal auf dem Markt in Nördlingen geſehen: das iſt eine Docke, ein Mädchen von Marcipan! Mit einer ſolchen kann ſich ein junger Burſch einmal einen Spaß machen; aber kein Menſch, der ſeine fünf Sinne beiſammen hat, wird ſie

heiraten! Die ganze Familie, wie man von allen Leuten hört, macht ſichs bequem, gönnt ſich gute Tage und kommt nicht vorwärts! Die Rebeck' lauft aber auf dem Hof nur ſo mit, ſie iſt zur harten Arbeit ganz unfähig, man läßt ſie gehen aus Mitleid! Sie hat ja gar keine Gliedmaßen, wie ſie eine Bäuerin haben muß! Das iſt eine von den ſchönen Märchen, deren Schönheit über Nacht vergeht und zuſammenfällt, wie ein Blümchen im Reif! Ich bin eine erfahrene Frau und ich kenne dieſe Gattung! Schäm dich, daß du dich ſo einfältig vergafft haſt und dich verführen haſt laſſen von einer —"

„Mutter," fiel Georg, dem die Zornader geſchwollen war, heftig ein: „red' nicht ſo von ihr, ich leid's nicht!"

Die Bäuerin, nach momentaner Ueberraſchung, blickte verachtungsvoll. „Ich rer' vor meinem Buben was ich mag! Und der Bub muß hören, was die Mutter ſagt! — Du biſt im Begriff eine Dummheit zu begehen, die dich reuen würde jede Minute deines Lebens. Aber ich bewahr' dich davor. Nie kommt mir dieſe Perſon in's Haus! Ich will eine Söhnerin, die *mir* gefällt, und vor der *ich* Reſpekt hab'! So ein Chriſtkindle dulr' ich nicht — keinen Tag könnt' ich ſie vor mir herumlaufen ſehen! Das einfältige Geſchwätz von Lieben und Gernhaben hilft bei mir gar nichts! Ich weiß, wie den Mannsbildern, wenn ſie verheiratet ſind, dieſes Gernhaben vergeht! Iſt das Weib nicht eine ſolche, daß man vor ihr Achtung haben muß, weil ſie alles kann und alles thut und das Haus regiert, dann macht ſie den Mann unglücklich und

der Mann macht sie unglücklich und es gibt eine jämmerliche Wirthschaft!"

Der Sohn, gegen diesen Angriff sich wehrend, stand vor der Mutter mit heroischem Trotz. „Die Rebeck'," rief er, „ist schön und gut wie ein Engel! Wie viele ich auch gesehen hab', nie hab' ich eine gesehen, die so für mich paßt, wie sie! Was ich von meinem Weib verlang, das kann sie zum Ueberfluß, so gut wie jede andere! Die Marev' könnt' ich nicht zum Weib nehmen, wenn ich auch wollt: ich hab' einen Widerwillen vor ihr, der mit jedem Tag zunimmt! Die Rebeck' mag aber werden, wie sie will, sie wird mir immer die liebste sein an Leib' und Seel'! Bei meinem Weib kommt's auf meine Ansicht an; denn ich muß sie haben! Wenn ihr die nicht in's Haus nehmen wollt, die ich haben will, dann kriegt ihr gar keine Söhnerin herein und könnt mit euerm Bauernhof machen, was ihr wollt! Gebt ihn einem Andern — ich dank' dafür; — ich werd' mich so fortbringen in der Welt!"

Der Vater, bei diesen Worten, riß die Augen weit auf und schüttelte über einen vermaßen Entarteten zornig den Kopf.

Die Leidenschaft Georg's war im Lauf. „Ihr könnt gegen das Mädchen und gegen die Familie nichts vorbringen, als Einbildungen und falsche Nachreden! Ich werf' mich nicht weg: der Kreuzbauer gehört zu den angesehensten Männern im Ries! Wenn ich euch seine Tochter in's Haus bringen will, weil ich sie liebe, dann solltet ihr euch freuen. Aber ihr wollt keine Liebe und ihr wollt nicht das Glück eures Sohnes!

Ihr wollt nur Geld, und immer wieder Geld! Euch treibt die Habſucht und die Hoffart — der Stolz, der Bauernſtolz —"

Das war dem alten Bauer zu viel. Auf den Sohn zugehend und ihn am Arme packend, rief er: „Soll man ſo was anhören von ſeinem Buben? Wenn du noch ein Wort ſagſt, ſchlag' ich dich zuſammen!"

Georg riß ſich los und warf dem Alten einen Blick der tiefſten Entrüſtung zu. „Vater," entgegnete er, „das würd' ich dir nicht rathen! Kein Menſch in der Welt rührt mich an, ohne daß ich ihn —!" Er ergänzte den Satz, indem er beide geballte Fäuſte gegen ihn ſchüttelte!

Der Alte ſtarrte ihn an! — Er war nicht der Mann, die wilderregte Leidenſchaft des Sohnes zu bändigen! — Nach einem todtenſtillen Moment murmelte er für ſich: „Wo kommt mir dieſer Menſch her?" Seine Fauſt ballte ſich auch, aber in einem Grimm, der nicht zur That gelangt.

Die Bäuerin ſah von einem zum andern, Geringſchätzung in ihren Zügen. Dann rief ſie zu dem Sohn: „Wenn dein Vater dich nicht zwingen kann, dann bin ich noch da! Und wir haben Leute im Haus, die den hoffärtigen Geſellen zuſammenbrechen, wenn ich's ihnen ſag. Ich bin im Stand, und ruf ſie her!"

„Thu's nicht, Mutter!" entgegnete der Sohn mit allen Zeichen höchſter Erregtheit. „Fallt ihr zuſammen über mich her, dann gibt's Mord und Tod! Ich ſtoße nieder, wen ich kann!"

Er ſtand gegen das Weib, das gegen ihn ſtand — die

Aehnlichkeit zwiſchen beiden trat auffallend hervor! Stirn und Augen und der Ausdruck rückſichtsloſer Entſchloſſenheit in den Zügen — es waren dieſelben!

Die Mutter faßte ſich zuerſt. „So weit ſind wir noch nicht," verſetzte ſie; „und es iſt auch gar nicht nöthig! Wir ſind die Herren in unſerm Haus — du biſt nur, was wir dich ſein laſſen; und wenn wir dich nichts ſein laſſen, dann biſt du nichts! Mein Sinn iſt der: lieber nicht auf der Welt ſein, als meinem Buben nachgeben! Und ſo lang ich leb, wird das nicht anders werden! Wenn deine Unverſchämtheit auch deinen Vater mürb machen thät nach und nach —"

„Das geſchieht nie!" rief der Alte dazwiſchen.

„Mich thätſt du nicht mürb machen, Burſch — das geb ich dir ſchriftlich! Laß alle Hoffnung fahren. Die Thür iſt zugeſchlagen und ſie bleibt zu. Dieſe Wachsfigur kommt mir nicht herein in den Haſelbauernhof, ſo lang ich drin bin! Ich leid's nicht und ich thu's nicht — eher fällt der Himmel ein!"

Sie hatte ſich aufgerichtet zu ihrer ganzen Größe — und im Gefühl ihrer Machtvollkommenheit ſchaute ſie auf den Sohn, der trotzend ſchwieg, hernieder. Seine Miene in ihrem Sinne deutend fuhr ſie fort: „Wenn du davonlaufen willſt, in die Welt hinaus, lauf nur! Wir halten dich nicht auf! Lieber gar keinen Sohn haben, als einen, der ſeine Eltern meiſtern will! Ohne Kinder kann man leben; aber mit einem Buben, der mir befehlen will, kann wenigſtens ich nicht leben. Du brichſt meinen Kopf nicht; und wenn du prahlſt, du könnteſt

dich fortbringen ohne unſern Hof — geh hin und verſuch's! Ich glaub, du wirſt wiederkommen!"

Während dieſer Rede hatte auch der Sohn ſeine Herrſchaft über ſich ſelbſt und ſeinen wahren Stolz wieder erlangt. Mit einer Entſchiedenheit und einer Würde, die ſogar auf die Mutter Eindruck machten, entgegnete er: „Du irrſt dich in mir! Ich will nicht weglaufen! Ich bin euer Sohn und bleib im Haus, wenn ihr mich nicht ſelber vertreibt — und ich thu meine Arbeit, wie ich ſie bis jetzt gethan hab'. Eine Perſon zu heiraten, die ich nicht mag, dazu könnt ihr mich nicht zwingen. Ich kann euch nicht zwingen, die hereinzulaſſen, die ihr nicht wollt; aber wenn ihr mir die nicht laßt, die ich will, ſo nehm' ich gar keine! Das iſt mein Recht, das kann ich thun, und das thu' ich!" — Zum Vater gewendet, fuhr er fort: „Du haſt beim Schwaner den Knopf zugezogen, ohne mich drüber zu fragen — du kannſt ihn jetzt wieder aufziehen. Geh hinüber und ſag, wie die Sachen ſtehen, und mach wenigſtens dieſem genötheten Werk ein End'! Das Uebrige mag kommen, wie's kommt!" Und von einem zum andern ſehend fügte er hinzu: „Damit, ſcheint's, wären wir fertig für heut?"

Als er keine Antwort erhielt, verließ er die Stube.

IX.

Georg, als er allein war, hatte ein ordentliches Wohlgefühl. Er war nicht unterlegen! Er hatte einen großen Vortheil errungen: er hatte eine Last abgeworfen und war frei! Unwiderstehlich lebte in ihm die Hoffnung auf, daß er durch Ausdauer auch den letzten Zweck erreichen und die Geliebte in den Haselbauernhof als Braut einführen werde.

Mit seinem Verhalten während des Streites war er zufrieden. Er hatte sich mit Vater und Mutter gemessen und Stand gehalten, ohne daß die Wuth mit ihm durchging! — Daß er nach seiner gerechten Selbstvertheidigung sich wieder gefaßt und nicht ganz gebrochen hatte und nicht davongelaufen war, das gefiel ihm und er freute sich dieses Ausgangs.

In einer viel weniger günstigen Verfassung war der Vater. Ihn kam es außerordentlich hart an, dem Nachbar die kränkende Meldung zu thun und ihm und sich die letzte Hoffnung zu nehmen. Er besann sich den ganzen Tag lang und schlich erst Abends in der Dämmerung zu ihm hinüber. Der Schwaner befand sich in seinem Hof und empfing ihn sehr gemessen. Als

der Haſelbauer über die Narrheit ſeines Sohnes zu lamentiren begann und über das Unglück, was er angerichtet habe, verſetzte jener: „Das Unglück iſt ſo gar groß nicht! Es wird jetzt halt nichts aus der Heirat!“

„So?“ rief der Haſelbauer. „Und das iſt kein Unglück?“

„Für mich und meine Marev' nicht. — Dein Hansjörg mag heiraten, wen er will: meine Tochter bleibt nicht übrig!“

„Das glaub' ich auch!“ entgegnete der Haſelbauer mit einem Seufzer, aus dem eine tiefe Anerkennung herausklang. — „Aber ſo weit, Vetter Schwaner, ſind wir noch nicht! Ich kann mir's wol denken, daß die Marev' bös iſt —“

„Bös!“ wiederholte der Nachbar höhnend. — „Sie will gar nicht mehr reden hören von deinem Buben! — Geh nicht zu ihr, Vetter Haſelbauer — ich rathe dir's! Sie würde dich curios heimſchicken!“

„Und doch,“ ſagte der ländliche Diplomat nach einer Weile, „hat ſich gar manches, was ſchon ganz auseinander gegangen war, zuweilen wieder eingerichtet. Mit der Zeit —“

„Ich zweifl' ſehr daran,“ entgegnete der Schwaner. Und mit allem Nachdruck eines gerechten Unmuths fügte er hinzu: „Man läßt ſich nicht zweimal für'n Narren halten!“

Unſer Bauer, mit einem Vorwurf in ſeiner Miene, rief: „Ich hab euch nie für'n Narren gehalten, Vetter Schwaner, — und mein Sohn auch nicht! Er iſt eben auf einmal verrückt geworden —“

„Einen Verrückten will meine Tochter nicht zum Mann haben!“

„Aber wenn ihm die Krankheit nun verginge? Wenn er seinen gesunden Verstand wieder erhielte?“

Der Andre schaute ihn stolz an. „Sollen wir etwa darauf warten?“

„Das müßt' ich wünschen,“ versetzte der Haselbauer, „kann's aber nicht verlangen.“

„Ich mein's auch!“

„Und doch, wer weiß? Die andre lassen wir ihm nicht! das ist ausgemacht, dem Burschen ist jede Hoffnung genommen!“

„Kasper,“ versetzte der Nachbar, „ich will dir was sagen! Wenn dein Sohn meine Tochter wieder haben will, und sie ist bis dahin noch nicht verheiratet, und er kommt, und rutscht vor ihr auf den Knien, dann erbarmt sie's vielleicht und sie nimmt ihn doch noch!“

Dem Haselbauer entriß der Hohn dieser Antwort einen klagenden Seufzer. „Ich seh' schon,“ erwiderte er, „hier ist nichts weiter zu machen! — Aber ich hoff', Gottfried, daß wir gute Nachbarn bleiben werden, noch wie vor!“

„Das ist eine andre Sach',“ entgegnete der Schwaner mit Würde. „Da wirst du auch meiner Marev' nichts anmerken! — Kann ich dir vielleicht sonst mit was dienen?“

Der Haselbauer schüttelte den Kopf mit Ergebung und wünschte gute Nacht.

Als der Heimgekehrte seiner Frau Bericht erstattete, sagte diese: „Die Marev' gibt den Buben doch noch nicht auf! Sie

hat zu viel auf ihn gehalten, das kommt nicht 'raus auf einmal! — Wir müssen nur standhaft bleiben!" —

Der erste Gang des jungen Menschen war zur Freundin. Er erzählte und schilderte ihr den ganzen Auftritt. Sophie erwiderte: „Ich hab dir's vorhergesagt, Hansjörg — weil ich deine Mutter kenn'! Das ist eine Metzler; von denen kann man alles verlangen, nur nicht, daß sie nachgeben! Sie bleiben auf ihrem Kopf, und wenn alles zu Grunde geht!"

„Einen solchen Kopf," entgegnete der Bursch, „hab auch ich."

„Dann behaltet ihr eben eure Köpf' alle zwei — und die Sache kommt zu keinem Schluß! — Die Rebeck' dauert mich! — Armes Mädchen!"

„Sie ist nicht arm," rief Georg mit Selbstgefühl. „Sie hat mich!"

„Aber nicht zum Mann!"

„Aber zum Bräutigam! — Wer will mir wehren, zu ihr zu gehen? Ich kann sie nicht zu meinen Leuten in's Haus bringen; aber ich kann sie in ihrem Haus besuchen und mit ihren Leuten reden! — Vorderhand wird's für uns genug sein."

Sophie schaute den Freund an — und ihr trostfrohes Herz gewann wieder die Oberhand. „So hoff' halt, guter Vetter! Wer weiß? Für die Verliebten thut unser Herrgott manchmal ein Wunder, und was man für ganz unmöglich gehalten hat, geschieht endlich doch!"

Als die Tochter diese Worte gesprochen, kam in das Nebenstübchen, wo die Unterredung stattfand, die Mutter. Den

Burschen erblickend, hob sie den Zeigefinger und rief: „Ei, Hansjörg, was hab' ich von dir hören müssen!"

Der Bursch erwiderte: „Frau Base, meine Zeit ist halt auch gekommen!"

Die Hofschreinerin, immer noch ein lebensfrohes Weib und in Sachen des Herzens höhern Anschauungen zugeneigt, hatte sich, nachdem sie durch die Tochter eingeweiht war, gleich auf die Seite des Liebespaares geschlagen; sie machte auch jetzt aus ihrer Gesinnung kein Hehl. „Sie soll ja so gar schön sein?" rief sie mit antheilvoller Neugierde.

Georg lächelte. „Mir kommt sie so vor!"

„Und die Tochter eines äftimirten Mannes ist sie auch! — Dein Vater muß nachgeben dießmal!"

„Wenn Ihr mit ihm reden wolltet, Frau Base," versetzte der Bursch nach einigem Zögern. „Man sagt ja —"

Die Frau lachte. „Nun ja, ich bin einmal sein Kirchweihmädle gewesen, und er hält noch immer was auf mich. Aber um so weniger gelt' ich bei der Haselbäuerin — und die hat bei euch das Heft in der Hand! — Nun, wenn ich was thun kann dabei, hier hast du meine Hand, verliebt's Bürschle — ich halte dir die Stange!" —

An einem der nächsten Tage mußte ein Ackergeräth angeschafft werden, das Georg am besten zu wählen verstand. Er ging zu seinem Vater, mit dem er seit jenem Morgen nur das Nöthigste, aber dieses mit Ruhe gesprochen, und erklärte ihm das Bedürfniß, indem er hinzufügte: „Gib mir das Geld, ich will nach Nördlingen gehen und wills kaufen." — Der Alte

betrachtete ihn prüfend und ſtand einen Moment zweifelnd. Dann ſagte er: „Meinetwegen," und zahlte ihm das Geld aus.

Georg begab ſich in die Stadt und machte ſeinen Einkauf. Auf dem Heimweg kehrte er beim Kreuzbauern ein.

Als er (es war um die Vesperzeit!) in die Stube trat, fand er die Eltern allein. Sie dankten dem Gruß höflich und gingen ihm entgegen; aber in ihren Zügen konnten ſich die Gefühle wahrhaft gekränkter Herzen nicht verbergen. Georg ſagte ſich augenblicklich: ſie wiſſen, was bei uns vorgegangen iſt!

In der That wußten ſie es; — aber nicht von ungefähr! Die Haſelbäuerin, welche ſich die Empfindlichkeit der wackern Leute zur Bundesgenoſſin machen wollte, hatte durch ihr Werkzeug dafür geſorgt, daß eine paſſende Erzählung von ihrem Handel mit dem Sohn ſobald als möglich an ſie gelangte. Sie ſollten erfahren, wie wenig ſie beim Haſelbauern geachtet waren, und aus verletztem Stolz dem Burſchen das Haus verbieten! — Aber Georg parirte den Stoß.

„Vetter," ſagte er, „ich ſeh, Ihr habt ſchon gehört —"

„Was mir nicht lieb iſt," verſetzte der Bauer mit würdevoller Betrübniß. „Wir haben angenommen, Hansjörg, daß du die Abſicht haſt, unſre Rebeck' zu heiraten, und deßwegen haben wir die Kinder auf eure Kirchweih gelaſſen. Von dem Plan mit des Schwaner's Marev' haben wir zwar auch etwas gewußt; aber wir haben ihn lang nicht für ſo ernſthaft gehalten! Jetzt erfahren wir, daß deine Leute auf dieſe Heirat ganz verſeſſen — und daß wir mit unſerm Kind bei ihnen verachtet

sind! Ich muß nun schon sagen, Hansjörg, — wenn ich auch gegen dich selber nichts habe —"

„Laßt mich reden!" entgegnete der Bursch. „Vor allem sag' ich euch: ich heirat keine andre, unter keiner Bedingung, als eure Tochter Rebeck'!"

„Wenn aber deine Leute nicht mögen?" rief die Bäuerin.

„Dann warten wir, bis sie mögen! — Ihr müßt's meinen Eltern nicht so gar sehr verdenken, daß sie nicht gleich von einem Plan abspringen, den sie Jahre lang im Kopf herumgetragen haben. Was sie Euch, in ihrem Verdruß über mich, zu wenig Ehr' anthun, das thu' ich Euch mehr an! Mir ist nicht nur eure Rebeck' die liebste zum Weib — mir seid auch ihr die liebsten und wertheſten zu Schwiegereltern von allen, die ich kenne!"

Diese aus dem Herzen kommende Betheurung verfehlte doch nicht, auf das wackre Paar eine besänftigende Wirkung zu üben. Ein Schein von Befriedigung ging über die beiden Gesichter. Nach kurzem Schweigen sagte der Vater: „Das mag sein, Vetter Hansjörg; aber das macht die Sache nicht anders. Wenn deine Eltern gegen die Heirat mit meiner Tochter sind, dann ist's meine Schuldigkeit —"

„Mir Euer Haus zu verbieten?"

„Dir in Güte zu sagen, daß du selber nicht mehr zu uns kommen mögest!"

„Das ist gar nicht Eure Schuldigkeit!" rief Georg mit allem Nachdruck der Ueberzeugung. „Wenn ich mich weggeworfen hätt' an ein Mädchen, die nicht meines Gleichen ist, — wenn

ich im Unrecht wär' gegen meine Eltern, ja, dann müßt' ich fortbleiben! Aber so iſt's nicht! Ich hab nur im Sinn, was mir und meinen Leuten und Euch zur Ehr' iſt; — und man ſoll ſich nicht irre machen laſſen auf einem Weg, den man für den rechten halten muß. Was unter den jetzigen Umſtänden unvernünftig wär', das thu' ich ſchon ſelber nicht. Zum Tanz können wir nicht mehr mit einander gehen, dazu iſt die Sach' jetzt zu ernſthaft. Und ich will auch nicht allzuoft herkommen zu Euch und nicht auffallend. Aber Euer Haus ganz meiden? Nein, das könnt ihr nicht verlangen von mir, und das kann ich Euch auch nicht verſprechen!"

Als er dieß mit bewegtem Ton dem Alten zugerufen hatte, kamen die beiden Schweſtern in die Stube.

Georg, in der Erregung ſeines Herzens, ging auf ſie zu, ſchüttelte ihnen die Hände und erklärte ihnen das Verhältniß in kurzen Worten.

Chriſtine wendete ſich hierauf zu den Eltern und ſagte: „Ich glaub', daß ihr dem Vetter ſein Verlangen nicht abſchlagen könnt. Man ſoll nicht gar zu gut ſein und nicht gar zu viel auf andre Leute ſehen — ſie ſehen auch auf uns nicht! Der Hansjörg hat ſeinen Verſtand; er wird nicht thun, was uns und ihn in's Geſchrei brächte. — Denkt doch auch an euer Kind hier!" fügte ſie, auf die Schweſter deutend, hinzu.

Dieſe, neben Georg ſtehend, bot ein auffälliges Bild. Aus ihren Zügen ſprach ein Ernſt, wie man ihn noch nicht darin wahrgenommen hatte; und es ſchien, als wäre ſie plötzlich nicht

nur in ihrem Innern gewachsen, sondern auch äußerlich größer geworden.

Durch die Erzählung von dem Streite Georgs mit seinen Eltern — durch die Ausdrücke, welche diese gegen sie gebraucht haben sollten, war eben sie am tiefsten verletzt worden. Sie wollte an Georg schreiben und ihm sein Wort zurückgeben. Aber die Liebe kämpfte mit dem Stolz und fand immer bessere und stärkere Gründe gegen diesen. Endlich siegte die Güte ihres Herzens — und ihr Entschluß, als sie in die Stube trat, war gefaßt.

Der Liebende hatte sie wieder bei der Hand genommen und rief: „Rebeck', red' auch du! — Willst du meine Geliebte bleiben, trotz allem, was vorgefallen ist? Willst du warten, warten mit mir, bis du meine Frau werden kannst?"

„Ja, Georg," erwiderte sie, „das will ich!"

„Und willst du mir dein ganzes Vertrauen schenken? Glaubst du, daß ich dir treu bleib' unter allen Umständen und daß ich keine andere zum Weib nehm', als dich?"

„Ja," rief sie mit glänzenden Augen, „das glaub' ich."

Georg schüttelte ihr die Hand. „Und willst du," fügte er mit einem zugleich hoffenden und bittenden Ausdruck hinzu, „meinem Vater und meiner Mutter es nicht gar so übel nehmen, daß sie dich mir noch nicht lassen wollen, weil sie eben bis jetzt eine andre gehabt haben für mich? Willst du nicht unversöhnlich sein? Willst du's ihnen nicht nachtragen?"

„O gar nicht!" erwiderte das Mädchen. „Zuerst hab ich's ihnen freilich sehr übelgenommen, das will ich dir gestehen! Es hat mir in der tiefsten Seele wehgethan, und ich bin ihnen

gradezu bös geworden! Aber dann hab' ich drüber nachgedacht, und da hab' ich eine andere Meinung bekommen! Sie kennen mich halt noch nicht! Wenn sie mich kennten, wie ich bin, dann würden sie mich nicht geringschätzen."

„Nein!" rief der Bursch mit allem Feuer bewundernder Liebe. „Wenn sie dich kennten, nur ein bischen kennten, dann würden sie dir nachlaufen und dich bitten, daß du zu ihnen kommen möchtest."

Rebecka lächelte zärtlich. „Weil's aber nicht so ist," fuhr sie fort, „so müssen wir eben ihren Zorn und ihren bösen Willen aushalten. Und das muß ich thun, wie du's thust. Du hast einen großen Streit gehabt mit ihnen, und ich kann mir denken, was du alles von ihnen hast anhören müssen. Du hast alles ertragen um meinetwillen und bist wieder hergekommen zu mir: was wär' ich für ein miserables Mädchen, wenn ich nicht auch etwas ertragen wollte für dich!"

„O," rief Georg mit strahlenden Augen. „Das ist eine Red'! — Jetzt ist's mir lieb, daß meine Leute nicht nachgegeben haben, und ich dank's ihnen!"

Rebecka, durch alle diese Beweise der Liebe und Treue im Innersten beglückt, schaute wieder mild und sanft wie sonst. „Mir ist's," fuhr sie fort, „als ob diese Feindschaft nur eine Zeitlang dauern sollt', und als ob sie nichts ausrichten könnt' gegen uns. Wir haben uns lieb und wir lassen uns nicht; ich bin deines Gleichen und meine Familie steht im Ansehen, wie die deine — was können deine Leute, wenn sie gerecht sein wollen, gegen mich haben? Auf die Länge wird's ihnen nicht

möglich sein, in ihrem Zorn auszuhalten. Und weil wir besser dran sind, als sie, und weil sie wirklich nichts gegen uns machen können, drum wollen wir Geduld haben mit ihnen und uns alles gefallen lassen und ihnen nie mehr bös werden, sie mögen thun, was sie wollen. Daß wir von einander lassen, das können wir ihnen nicht zu Liebe thun; sonst wollen wir ihnen aber alles zu Liebe thun und alles Gute zudenken, was wir können. Und wenn sie's jetzt nicht haben wollen von uns — warten wir, bis sie's annehmen, und gern annehmen!"

„Ja," rief Georg ergriffen, „so wollen wir's halten!" Und Christine, mit Thränen in den Augen, sagte: „Ich hab' eben doch eine brave Schwester!" Sie streichelte ihr die glühende Wange und setzte hinzu: „Glaub' nur, Rebeck', dir wird's noch gut gehen, und ihr werdet euch beide noch kriegen, weil ihr's verdient!"

Man ging auf die Eltern zu, die gerührt auf die Kinder schauten. Der Vater schüttelte mit nassen Augen dem Burschen die dargebotene Hand und sagte: „In Gottes Namen!"

X.

Wochen — Monate gingen hin; — die schönen Hoffnungen, welche die Liebenden in ihrer erhöhten Stimmung gefaßt hatten, wollten sich nicht erfüllen!

Georg, in dem unumgänglichen Verkehr mit den Seinen, erlangte mehr und mehr wieder den früheren Gleichmuth, und mit dem Vater bildete sich ein leidliches Verhältniß. Aber die Mutter behielt das kurze Wort, den bittern Ton und den verdrossenen Blick der Gekränkten unverändert. Sie war leidenschaftlich eingenommen für die junge Bäuerin, die ihr glich, mit der sie sich im Gespräch immer aufs beste verstand, und die sie sich zur Nachfolgerin erwählt hatte, glücklich darüber, daß sie dem Sohne geneigt war! Und sie grollte nun der andern schon als der Feindin ihres lange gehegten Wunsches, abgesehen davon, daß die zarte Gestalt dem Mannweib Geringschätzung einflößte und ihre Schönheit ein gewisses Aergerniß. So blieb sie fest. Der Sohn mochte sich benehmen, wie er wollte, er erhielt keinen guten Blick und kein freundliches Wort von ihr.

Die Nachbarstochter, wie es schien, empfing keinen ander-

weitigen Antrag, oder sie hörte wenigstens nicht darauf. Sie ging ihren Weg mit ruhig stolzer Miene, grüßte die Base, wenn sie ihr zufällig begegnete, mit Würde und einem gewissen Ausdruck von Wehmuth, ließ sich aber in kein Gespräch mit ihr ein. Als acht Wochen verflossen waren, ohne daß man von einem neuen Heiratsplan erfuhr, sagte die Haselbäuerin zu ihrem Mann: „Siehst du, daß ich recht prophezeit hab'? Die Marev' besinnt sich und wartet; sie hofft immer noch auf unsern Buben!"

Der Gatte stand nachdenklich. „Aber der Bursch," versetzte er, „gibt ihr noch allweil kein Recht dazu!"

„Es wird kommen," rief die Frau, „wenn er sich überzeugt, daß eher unser Haus einfällt, als daß wir unsern Sinn ändern! Wir müssen ihn nur immer behandeln, wie er's verdient! Er darf kein gutes Wort mehr hören von uns! Wir müssen immer aussehen, daß er in seinem Herzen denken muß: da ist keine Hoffnung!"

Der Gatte schwieg. Er schien beizustimmen. —

Wenn sich der fortgesetzte feindselige Unmuth den Eltern durch seine Zweckmäßigkeit empfahl, so kamen sie bald in die Lage, ihn keineswegs heucheln zu müssen. Georg, seit jenem Tag der Verständigung, hatte die Geliebte vorsichtig und selten besucht. Aber endlich wurde er doch bemerkt, und es kam den Seinen zu Ohren, welche Wege er ging.

Die Mutter, wenn sie sich auch hätte denken sollen, daß es geschah, war über die bekannt gewordene Thatsache doch außer sich. Gleich nach der Meldung lief sie auf den Sohn zu und

rief: „Du hörst also nicht auf, uns ungehorsam zu sein, und gehst immer noch zu dem Mädchen dadrüben, obwol wir dir gesagt haben, wir lassen sie dir nicht?“

Georg, nach kurzem Schweigen, erwiderte: „Hab' ich dir versprochen, daß ich wegbleiben will?“

Die Frau maß ihn mit erzürnten Blicken. „Es ist gewissenlos von dir, einem Mädchen nachzulaufen, die du nie zum Weib kriegen wirst — und es ist schlecht von den Leuten dort, daß sie deine Besuche dulden! — Ich hätt' ihnen mehr Ehrg'fühl zugetraut!“

„Darüber,“ entgegnete der Sohn mit bitterm Verziehen des Mundes, „denken wir verschieden und werden's immer thun! — Ich seh wohl, daß du von deinem Sinn nicht lassen willst; aber ich geh noch viel weniger von meinem ab!“

„Das wird dich nichts helfen,“ entgegnete das Weib. „Aus diesem frechen Trotz wird dir nichts Guts entstehen — das sag' ich dir, deine Mutter!“ Sie kehrte ihm den Rücken zu und ging hinweg.

Es kam eine schlimme Zeit für unsern Burschen! Das Zusammenleben im Hause wurde aufs neue verbittert, um nicht zu sagen, vergiftet. Auch der Vater glaubte gegen den Sohn wieder schroffer und verletzender werden zu müssen, nachdem die Mutter ihm das Benehmen desselben als geradezu bösartig geschildert hatte; und sie selber that, was ihre Absicht heischte, mit der Kraft unversieglichen Grolles.

In diesen Tagen traf mit dem Haselbauer, der in Wallerstein Geschäfte hatte, auf der Straße, ohnweit ihres Hauses,

die Hofschreinerin zusammen. Sie stellte ihn und wollte die Gelegenheit benützen, ihrem jungen Günstling das Wort zu reden. Es war auch in der That schön und durchaus verständig, was sie von dem Glück der Liebe, von der geringeren Bedeutung des Heiratsgutes und von der Pflicht reicher Leute sprach, den einzigen Sohn nach seiner Neigung heiraten zu lassen. Aber sie hatte ihre Zeit schlecht gewählt! Der Haselbauer, nach sehr befremdetem Zuhören, entgegnete verdrießlich: diese Sache gehe ihn allein an; — er könne sich hier nichts dreinreden lassen von gutmüthigen Weibern, die gerne kuppelten und immer die Partie der Verliebten nähmen, man wisse das! — Die Frau, die wegen der ehemaligen Beziehungen zwischen ihnen eine freundlichere Antwort erwartet hatte, sah ihn verhofft an und sagte: „Du bist ja grob geworden, Haselbauer? Sieh, sieh — was doch ein guter Umgang macht! — Was ich dir gerathen hab',“ fuhr sie mit Ernst fort, „das hat mir die Vernunft gerathen, nicht das Vergnügen am Kuppeln, das du wo anders suchen mußt, als bei mir! Du kennst deinen eigenen Sohn nicht, sag' ich dir; aber lang steht's nimmer an, so wirst du ihn kennen lernen!“ — Der Bauer erwiderte hierauf: „Behüte dich Gott, Hofschreinerin,“ wendete sich und ging weiter. Die Frau schaute ihm nach. „Den Mannsbildern,“ sagte sie, „bleibt doch gar nichts übrig von ihrer früheren Höflichkeit! Wie hat mir dieser Mensch flattiren können! Und jetzt benimmt er sich nicht viel anders als ein Flegel! — Nun so hab' du, was du haben willst!“ —

Der Winter ging hin. Im Hause des Haselbauern war's

nicht anders geworden. Beim Kreuzbauern aber hatte ſich nach und nach eine gedrückte, traurige Stimmung feſtgeſetzt.

Georg, dem die Seinen auf eine günſtige Beilegung des Streites jede Ausſicht entzogen, konnte die Geliebte nicht mehr wie früher mit Worten der Zuverſicht ermuthigen. Er war ein zu ehrliches Herz; — gute Miene zu machen zum ſchlechten Spiel, war nicht ſeine Stärke. Und wenn er nun zu ihr und ihrer Familie kam, ſuchte er mehr Troſt, als er ihn brachte. Er, der ſich ganz in ſeinem Recht fühlte, war entrüſtet über das Ausharren der Seinen im Unrecht; er entlaſtete ſein Herz über die Feindſeligkeiten, die man ihm zu beweiſen fortfuhr, gegen die wackern Leute, und bedachte nicht, welche Wirkung das auf ſie, — und namentlich auf Eine hervorbringen mußte.

Rebeka war eine gute, höher geſtimmte, wir dürfen ſagen, edle Seele. Aber ihr fehlte die kräftig friſche Natur und der gleiche Humor, der ihre Schweſter Chriſtine zum echten Bauernkind machte. Sie konnte den Vorſätzen, die ihr ganz aus dem Herzen gekommen waren, nicht nachleben, weil ſie der ſchützenden Hülfe eines robuſten Sinnes entbehrte. Die Zartheit ihres Leibes und ihrer Seele wurde in der peinlichen Spannung der Verhältniſſe zur Empfindlichkeit, ſie nahm alles ſchwerer auf, als ſie ſelbſt es billigen konnte; wenn ſie aber dagegen kämpfte, bewirkte ſie nicht eine Erhebung darüber, ſondern — Ergebung! — Sie fand ſich in die Stimmung, die ihr Herz beſchlich; ſie gab ihr nach, und befreundete ſich mit ihr!

Und als der Frühling kam, kränkelte ſie. War es die Beengtheit ihrer Lage, die Ungewißheit der Zukunft, und das

Herzeleid darüber, welche ihren Körper geschwächt hatten? Oder war es ein Leiden des Körpers, welches der Seele den Stand der Dinge so niederschlagend hatte erscheinen lassen? Wie dem sei — sie verlor ihre Farbe und ihre bisherige Fülle. Ihr Aussehen flößte dem Liebenden und den Ihren Mitleid und ernstliche Befürchtungen ein.

Man ließ einen Arzt kommen. Dieser verschrieb einen Trank aus vielen Ingredienzien, der sehr übel zu nehmen war, aber doch keine sonderliche Besserung herbeiführte.

Die Seele Georgs war von einer neuen Last gedrückt! Er sah die Geliebte hinwelken! Und wenn sie auch immer lieblich blieb, ja für sein fühlendes Auge neue Reize erhielt durch die stille — die holde Geduld, womit sie das Leiden trug: ihn durchschauerte doch der Gedanke, daß er sie verlieren könnte! Und wenn er sich nun vorstellte, wie seine Eltern dieses Unglück durch ihre Hartherzigkeit herbeiführten, dann erhob sich in ihm ein Ingrimm, der sich in wilden Klagen entlud. Der Sohn verdammte die Habsucht und den Hochmuth, die ihm und ihr das Lebensglück untergruben — und er hielt sich zu allem berechtigt, was ihm diese Feinde aus dem Felde zu schlagen versprach.

Wenn er von der Geliebten nach Hause kam, forschte er in den Gesichtern der Seinen, ob sich in den Herzen nichts geändert hätte, was ihm Gelegenheit bot, einen neuen Angriff zu unternehmen. Aber sie waren und blieben abschreckend. Wie lieb wäre es ihm gewesen, wenn die Mutter ihn wegen seiner fortgesetzten Besuche beim Kreuzbauern wieder hätte zur Rede setzen wollen! Allein sie — als ob sie in dieser Beziehung

anders hätte denken lernen! — kam sie nicht mehr darauf zu sprechen und verharrte nur in ihrem lieblosen Benehmen gegen ihn.

In dem Hause zu Wallerstein, wo er so oft Ermuthigung geholt hatte, fand er jetzt keine mehr. Die Hofschreinerin hatte ihm erklärt, sie könne nichts ausrichten bei seinem Vater, der gegen sie grob geworden sei zum Verwundern! Und Sophie war aus dem Tone des Trostes, der ihr so wohl angestanden hatte, mehr und mehr in einen Ton des Bedauerns, ja der melancholischen Ergebung gefallen. Sie und die Mutter gingen in Trauer um den nahverwandten Gottfried Weidner, der seinen Leiden erlegen war. Den jüngern Stiefbruder der Margret schien die gleiche Krankheit befallen zu haben, und der Antheil an dem betrübenden Schicksal der ihr so werthen Familie lastete auf der Seele der bisher Frohmüthigen, daß sie selber der Erhebung bedurfte und ihr Bräutigam oftmals genöthigt war, ihr Trost einzureden.

Georg war ganz auf sich gewiesen! Was sollte er aber in seiner Lage beginnen? Wie konnte er sich und die Geliebte aus einem Zustand befreien, der nachgerade unerträglich zu werden anfing? — Das waren die Fragen, die sich ihm vor die Seele stellten.

Ein halbes Jahr hatte er die peinliche Ungewißheit ausgehalten — seine Geduld war erschöpft. Diese war überhaupt nicht seine Stärke. Eine Zeitlang allerdings konnte er sie haben; aber dann riß ihm der Faden mit einemmal! Seine Seele neigte mehr zu kräftigen Entschließungen. Nach einer

solchen schaute er sich jetzt um — und er kam auf einen seltsamen Gedanken.

In den letzten Jahren hatte er sich eine neue Fertigkeit zu eigen gemacht: er hatte die Büchse und die Flinte handhaben lernen! Das Spiel zog ihn an, er übte sich fleißig — und endlich figurirte er unter den guten Schützen der Umgegend. Wenn er nun in's Schwarze der Scheibe traf oder mit jungen wallersteiner Jägern, die er kannte, einen Hasen oder einen Fuchs erlegte, da hatte er ein mächtiges Wohlgefühl, und sein Gedanke war: ich hätte wol eben so gut oder besser einen Förster abgeben können, als einen Bauern! In der Noth seines Herzens nahm seine Phantasie eine andre Richtung. Ein gefährlicheres, unter Umständen aber lohnenderes Ziel stellte sich ihm vor die Seele; und nach einem längeren Besinnen bei einsamer Arbeit rief er sich aufrichtend: „Ja, das ist's — und das thu' ich! Sie sollen ihren Bauernhof behalten — ich brauch' ihn nicht mehr — ich werde Soldat!"

Der Entschluß, im Drang der Umstände und im leidenschaftlichen Unmuth gefaßt, hielt bei nachträglicher Ueberlegung Stand. Unser Bursche dachte nicht gering von sich, er hatte Muth und Selbstvertrauen; das „Entweder, oder" gefiel ihm, und er glaubte mehr an das Emporkommen im Krieg, als an den Untergang; sein Geist erzeugte schmeichelhafte Bilder, die ihn ergötzten und lockten! Auf der andern Seite war der beabsichtigte Schritt ganz geeignet, seine Eltern zu erschrecken und ihnen den unerschütterlichen Ernst seiner Seele zu beweisen. Nichts konnte sie erweichen, nichts erschüttern! Aber wenn der

einzige Sohn fortging und Leib und Leben in die Schanze ſchlug, ſo machte das vielleicht doch eine Wirkung! „Lauf nur weg“ hatte die Mutter geſagt: „Du wirſt wieder kommen!“ Sie ſollte ſehen, daß er nicht wieder kam, wenn er einmal fort war; — ſie ſollten in Bangen und Sorge leben, wie ſie es verdienten! Die Selbſtbeherrſchung, womit er im Hauſe geblieben war, — die Gutmüthigkeit, womit er ihnen in allem gehorchte, außer in Einem, — der Fleiß, womit er ihnen alle Arbeit that — das hatte Nichts geholfen bei ihnen! So mußte denn ein Gewaltſtreich helfen! Das Leben, wie es in der letzten Zeit geweſen war, konnte er nicht fortführen! Es mußte etwas geſchehen; — und das war das Einzige, was er konnte und was ihm eine Aenderung verhieß!

Für die Geliebte war es das Einzige, was ſie retten konnte! Sie ſchwand hin; blieben die Verhältniſſe hoffnungslos, wie ſie waren, ſo drohte ſie in's Grab zu ſinken. Die Erſchütterung durch ein Wagniß von ſeiner Seite, das er nur um ihretwillen unternahm, würde aber ihren Geiſt erheben, ihr neue Kraft zum Widerſtand, neuen Lebensmuth einflößen. — Er wollte ihr nicht ausdrücklich mittheilen, was er im Sinne trug. Nur vorbereiten wollte er ſie und gefaßt machen auf einen Schritt, von welchem er das Beſte erwartete für ſich und für ſie — und von dem ſie Nachricht erhalten ſollte, wenn er geſchehen war.

Im Lauf einer Woche kam der bedrängte, nach einem Ausweg ſpähende, herzhafte Burſche durch Nachdenken von ſeinem Vorſatz nicht ab, ſondern er vertiefte ſich in ihn und ward ganz

von ihm in Beſitz genommen. Alles, was dagegen ſprach, ſah er nicht und wollte er nicht ſehen.

An einem ſchönen Abend im Ausgang des April traf er die Geliebte im Garten ihres Vaters allein. Nach den erſten Reden des Wiederſehens erhob ſie die Augen gegen ihn und ſah ihn mit einem fragenden Blick an, der von einem wehmüthigen Lächeln begleitet war. Georg, ihn deutend, ſagte: „Sie bleiben die gleichen, alle beide! Ja, ich muß es ehrlich ſagen, wie's iſt: ſie geben mir weniger Hoffnung, daß ſie ihren Sinn ändern werden, als früher. Sie ſind ordentlich eingewöhnt in ihr Benehmen gegen mich, und ſie thun, als ob's gar nicht anders ſein könnte! Ich hätte geglaubt, daß wenigſtens mein Vater billiger denken und ſein Unrecht erkennen würde; aber er iſt nicht beſſer als meine Mutter, und wird ihr immer ähnlicher!"

Das Mädchen ſchwieg. Dann ſagte ſie mit Ergebung: „Mir iſt's manchmal, als ob ich früh ſterben und mein Leben laſſen ſollte in meiner Jugend! — Nun," fuhr ſie mit aller Bitterkeit fort, deren ihre Seele fähig war, „dann würde ich deinen Leuten doch eine Freude machen, — das erſtemal!"

„Oh!" rief der Burſche erſchreckt. „Um Gotteswillen — was red'ſt du da? Nein, Rebeck, du wirſt nicht ſterben! Es gibt ein andres Mittel, uns zu helfen und den Sinn dieſer harten Leute zu brechen! — Hör' mich an, ich hab' dir was zu ſagen! — Willſt du auf mich bauen? Willſt du an mich glauben unerſchütterlich, auch wenn du hörſt, daß ich etwas gethan hab',

was du zuerſt vielleicht ſelber nicht begreifſt? Willſt du Vertrauen zu mir haben — unbedingtes Vertrauen?"

Einen Augenblick ſchaute ſie ihn an, dann erwiderte ſie: „Ja, Georg. Wenn ich an allen Menſchen zweifeln müßte, an dir zweifl' ich nicht!"

„Aber ich kann dir noch nicht ſagen," fuhr der Burſch fort, „was ich thun will!"

„Dann will ich's auch noch nicht wiſſen!"

Auf dieſes herzliche Wort der Geliebten traten dem Jüngling die Thränen in die Augen. „O du biſt gut!" rief er, indem er ſie an ſein Herz drückte. „Du biſt das Weib, das unſer Herrgott geſchaffen hat für mich! Wie grauſam verſündigen ſich meine Eltern an dir! Aber ſie ſollen's erkennen! Sie ſollen's noch einſehen, und es ſoll ihnen dann wie Feuer auf die Seele brennen!" — Nach kurzem Innehalten fuhr er fort: „Ich bin noch nicht vierundzwanzig Jahr alt und du noch nicht achtzehn. Wir haben uns kennen gelernt und halten in treuer Liebe zuſammen — das iſt und bleibt die Hauptſache! Und weil das iſt, ſo haben wir nicht nöthig, daß wir jetzt gleich heiraten. Wir können warten, wenn's ſein muß und wenn unſer Glück davon abhängt — ein, zwei, drei Jahre!"

„O," verſetzte Rebeka, „recht gut! Und wir können dann noch lang genug glücklich ſein mit miteinander, wenn unſer Herrgott uns das Leben gibt!"

„Willſt du warten?" rief Georg mit zärtlichem Lächeln. „Und könnteſt du, wenn's zu unſerm Glück nöthig wär', am Ende auch noch ein paar Jahre länger warten?"

„Aber, was willst du —“

Auf einen erinnernden Blick des Geliebten schlug das Mädchen mit einer Ergebung die Augen nieder, die nicht ganz ohne Humor war, und schwieg.

Georg nahm sie bei der Hand. „Rebecka,“ sagte er, „alles, was ich thue, geschieht um deinetwillen! Ich unternehm' etwas, das uns aus dieser Klemme losmachen soll, in der wir nicht vorwärts und nicht rückwärts können. Sobald es geschehen ist, thu ich dir's zu wissen. Wenn ich Glück hab', hab' ich's nur für dich, — und ich mein' eben, ich müßt' es haben!“

„Nun in Gottes Namen, so such's halt! Ich warte, bis du's gefunden hast! Ich warte gern! Von mir aus kannst du alles thun, was du für gut hältst!“ —

Als Georg von der Familie Abschied nahm, begleitete ihn Rebecka in den Hof. Es war Nacht geworden. Der Liebende nahm sie in seine Arme und hing mit ihr zusammen in einem langen Kusse.

Am andern Morgen war er aus seinem Hause verschwunden. Die Eltern erwarteten ihn zum Frühstück — er kam nicht. Sie schauten sich um und suchten ihn im Haus und im Hof — er war nicht zu finden. Böses ahnend liefen sie umher und fragten und hatten ihrer Angst kein Hehl — Niemand hatte ihn gesehen. Endlich entdeckte man auf einem Tischchen in seiner Kammer einen Brief mit der Aufschrift: „An meine Eltern.“ Derselbe lautete: „Ihr laßt mir diejenige, die ich liebe, nicht zum Weib; — ihr seid unbeugsam, und werdet nur immer grausamer gegen mich! Lang

hab' ich's ertragen, ſo lang ich konnte — jetzt kann ich's nicht mehr! Gebt euern Hof einem Andern, der euch lieber iſt, als euer Sohn; — ich verlaß euch und werde Soldat. Entweder mach' ich mein Glück und bin dann mein eigener Herr, oder ich finde den Tod im Krieg! Ich fürcht' ihn nicht; er iſt mir lieber, als das Leben, das ich im letzten Jahr bei euch geführt habe."

XI.

Die Wirkung dieſes Briefs auf den Haſelbauer und ſeine Frau war eine furchtbare. Beide machten die Erfahrung, wie viel leichter es iſt, in der Leidenſchaft auszurufen: „Lauf, wohin du willſt,“ als die Flucht des einzigen Sohnes und Kindes wirklich zu ertragen. Nach Leſung der letzten Zeilen ſtanden ſie, als ob ihnen die Seele aus dem Leibe genommen wäre. Aus den erblaßten, ſtarren Geſichtern ſprach die Verzweiflung.

Sie liebten ja den Sohn; — ſie waren ſtolz auf ihn, die Mutter noch mehr als der Vater! Beide hatten die feſte Ueberzeugung gehabt, ein beſſeres Weib als die Marev' könne er für ſich nicht finden; und ihre hartnäckige Forderung, daß er zu dieſer zurückkehren ſolle, ſtammte eben ſo wohl aus der Sorge für ſein Lebensglück wie aus dem Bewußtſein ihres älterlichen Herrenrechts. Und nun machte der junge Menſch Ernſt! Er ging in den Krieg, — er konnte den Tod finden, und ſie hatten dann kein Kind mehr! All' ihr Arbeiten und Sorgen, all' ihr Mühen und all' ihr Glück war für nichts geweſen! — In der Pein dieſer Vorſtellung kam beiden der Gedanke, daß beim

Heiraten doch wohl auch auf die Neigung derer etwas ankomme, die sich heiraten sollen, und — daß sie gegen den Sohn vielleicht zu hart gewesen!

Was war zu thun? Wie konnten sie das Unglück, das ihnen drohte, von sich abwenden? — Man mußte dem Flüchtling Leute nachschicken! — Aber wen? Und wohin? — Konnte er, wenn man ihn fand, nicht schon angeworben und es dann gar nicht mehr möglich sein, ihn wieder frei zu machen? Konnte man ihn zwingen, wieder heim zu kommen, wenn er nicht wollte?

Sie waren rathlos, alle beide, sie, die so entschlossen gewesen! An ihrer Unfähigkeit, sich zu entscheiden, war aber doch auch der trotz allem fortbestehende Widerspruch schuld, sich für besiegt zu erklären und den Ungehorsamen seinen Willen haben zu lassen! —

Mit großer Schnelligkeit wurde das Ereigniß erst im Dorf und dann in der Umgegend bekannt und machte außerordentliches Aufsehen. Der alte und der junge Haselbauer waren im Ries historische Personen; und daß der einzige Sohn reicher Leute davon läuft, um in den Krieg zu gehen, das hörte man grad' auch nicht alle Tage! Man ergriff Partei und disputirte, in manchen Häusern leidenschaftlich. Wenn die Jungen dem Georg, die Alten den Eltern Recht gaben, so waren unter den gestandenen Leuten doch manche, welche die letzteren tadelten, daß sie immer höher hinauswollten und gar nicht genug kriegen könnten! Sie fanden es ganz natürlich, daß dem jungen Bursch die sauberste unter den Bauerntöchtern am besten gefalle, und

erklärten, daß der Haselbauer niemals einen vernünftigen Grund gehabt habe, sich gegen diese Heirath zu sperren.

Die Eltern waren auch am andern Morgen noch zu keinem Entschluß gelangt. Sie hatten Erkundigungen einziehen lassen und erfahren, daß der Sohn von einem Hausirer auf dem Weg nach Harburg gesehen worden sei. Den Schritt, der ihn band und seine Loslösung mit jedem Tag schwieriger machte, konnte er nun schon gethan haben! Aber sie zauderten, das einzig Mögliche in's Werk zu richten — in einer dumpfen Hoffnung, es falle ihnen vielleicht doch noch etwas Klügeres und Besseres ein.

Während sie, um die Mitte des Vormittags, brütend — bangend und zagend im Kanzley saßen, klopfte es an die Thüre der Stube, und auf ihren Zuruf erschien — die Hofschreinerin.

Die stattliche Frau grüßte die Verwandten mit Würde und erklärte, sie sei gekommen, weil die Sorge um ihre werthen Freunde ihr keine Ruhe lasse. Sie habe gehört, der junge Vetter sei aus ihrem Haus verschwunden und wolle unter die Soldaten gehen. Ob das wahr sei? Und was sie gethan hätten, um die Gefahr abzuwenden, daß ihnen der einzige Sohn todtgeschossen werden könnte?

Nochmal rührte sich der Trotz im Herzen des Vaters. Während die Bäuerin auf die in gewisser Beziehung höher gestiegene Jugendfreundin, die sich jetzt in ihre häuslichen Angelegenheiten mischen wollte, einen Blick eifersüchtigen Befremdens heftete, versetzte er: „Was können wir thun?“ Er

iſt fortgelaufen, der undankbare Menſch — und wir laſſen ihn laufen!"

„Das könntet ihr auch," entgegnete die Hofſchreinerin, — „wenn er unrecht hätte! Wenn er fortgelaufen wär' aus frechem Uebermuth, weil ihn eben der Teufel geplagt hätte, dann könnt' er gehen und es wäre nichts an ihm verloren. Aber er iſt fortgelaufen, weil er das Leben bei euch nicht mehr hat aushalten können! Nehmt mir's nicht übel, aber es muß jetzt heraus aus mir, was mir ſchon ſo lang' das Herz drückt!" Und mit allem Ernſt einer berufenen Richterin fuhr ſie fort: „Iſt das eine Art, wie ihr euch benehmt? Traktirt man ſo ſeinen einzigen Sohn? Ihr wollt ihm eine Perſon aufnöthigen, die er nicht mag — die er nicht leiden kann! Und mit der ſoll er leben und vergnügt und glücklich ſein — weil ſie euch gefällt! Iſt darin auch nur ein Funke von Vernunft? Glaubt mir nur: was bei dem gewöhnlichen Bauernburſch angeht, das geht bei euerm Hansjörg nicht an! Der folgt ſeinem Kopf, weil er einen Kopf hat und weiß, was er will! Er hat ſich ein Mädchen aus einer Familie ausgeſucht, die zu den vornehmſten gehört bei uns herum; ein Mädchen — ich ſelber hab' ſie noch nicht geſehen, aber meine Sophie, die ſich auf ſo was verſteht, iſt ganz vernarrt in ſie! Nicht nur ſoll's die ſchönſte ſein von allen Bauerntöchtern, die ſie bis jetzt geſehen hat, ſondern ein ſo treuherziges und liebes Ding, daß man ihr gut ſein muß auf den erſten Blick. Euer Sohn verlangt durchaus nichts Unbilliges! Denn auf die lumpigen paar tauſend Gulden, die ihr weniger in's Haus kriegt, kommt's bei euch

nicht an; wenn ihr's nicht wißt, ſpürt ihr's nicht!. Und deßwegen müßt ihr jetzt „hufen“ (rückwärts gehen) — es geht nichts anders; ihr müßt den Hansjörg heimholen laſſen und ihr müßt ihm ſeinen Schatz zum Weib geben! Denn ſonſt kommt er nicht; und wenn er gekommen wär', blieb' er nicht!“

Dieſer energiſche, grad' auf den Zweck losgehende Angriff konnte die ſtolzen Herzen zunächſt freilich nicht beugen, mußte ſie vielmehr in ihrer Sprödigkeit befeſtigen. Die Haſelbäuerin hatte bei dem Lob Rebecka's tiefen Widerwillen blicken laſſen, und der Alte ſchüttelte zu der Mahnung, womit die Baſe ſchloß, heftig den Kopf. „Dieſem unkindlichen Menſchen,“ rief er, „der ſich aus ſeinen Eltern und aus ihrem Kummer gar nichts macht, nachlaufen! Ihm Alles thun, was er verlangt, während er für uns gar nichts thut und uns durch ſein Davongehen in eine Schande gebracht hat, daß wir uns ſchämen müſſen vor der ganzen Umgegend!“

„Aber was hat ihn denn fortgetrieben?“ rief die Hofſchreinerin dagegen. „Die Verzweiflung hat ihn fortgetrieben! Ihr habt ihn fortgetrieben! Ihr habt euch die Schande angethan, die ihr jetzt beklagt, und ihr, wenn euer Sohn den Tod findet, ihr ſeid an ſeinem Tode ſchuld! Und dieſer Ausgang, wenn der Hansjörg Soldat wird, iſt von allem das Wahrſcheinlichſte! Der Bonaparte ſorgt allweil für Krieg; und wenn der arme Geſell nicht in der erſten Schlacht bleibt, dann bleibt er in einer andern; drankommen wird er ſicherlich einmal! Er ſelber bildet ſich vielleicht ein, er ſteige auf und werde was Rechts, denn eine kleine Meinung hat er nicht von ſich.

Aber das geht nicht so hitzig, wie sich's ein junger Bursch vorstellt, und da würde er bald sehen, wie schlimm er sich verrechnet hätt'! — Wie geht man im Krieg," fuhr sie mit wahrem Kummer fort, „mit den Menschen um! Welche schrecklichen Sachen können ihm da begegnen! Man traut sich gar nicht davon zu reden!"

Hier konnte der Vater nicht umhin, einen unartikulirten Laut hören zu lassen, der wie ein Seufzer aus tiefer Seele klang. Die Mutter schaute mit starren Augen in's Weite, als ob sie den Sohn auf einem Schlachtfeld niedergestreckt und seinen Leiden erliegen sähe.

Die Hofschreinerin, die Wirkung ihrer Rede bemerkend, fuhr fort: „Ihr müßt eine Einsicht haben, liebe Leute; und wenn der junge Mensch aus Desperation toll geworden ist, so müßt ihr eben gescheidt sein. Seid ihr nicht berühmt als kluge und verständige Menschen? Ihr müßt dieser Sach' ein End' machen, daß die Schande, die euch so unlieb ist, aufhört und daß ihr Lob habt von euren Freunden und von allen, die's hören!"

„Aber wie denn?" rief der Bauer. „Was sollen wir denn thun?"

„Die Geschichte," versetzte die Wallersteinerin, „ist nicht so schlimm, wie sie aussieht. Euer Hansjörg ist ohne Zweifel nach Dillingen gelaufen, wo die Bayern conscribirt werden. Dahin müßt ihr ihm Leute nachschicken, und das die rechten! Hat nicht die Baf' einen Bruder in Nördlingen, der früher beim Markgrafen in Ansbach Soldat gewesen ist und in

ſolchen Affairen ſich auskennt? Nehmt noch einen andern gewitzten Mann dazu und gebt ihnen Geld mit — viel Geld! Denn mit Geld macht man alles eben! Hauptſächlich aber laßt eurem Sohn ſagen: wenn er wiederkomme, dürfe er ſeine Rebeck' heirathen! Da wird ſein Soldateneifer mit einemmal aufhören; er wird heimeilen zu euch, alles wird gut werden, und er wird euch auf den Händen tragen."

Das Geſicht des Vaters hatte ſich bei dieſen Worten unwillkürlich aufgehellt; aber ſein Mund entgegnete: „Das glaub' ich, wenn wir ihn Herr und Meiſter ſein laſſen!"

„Umſonſt iſt der Tod," verſetzte die Baſe; „umſonſt kann man auch von einem Kind nichts verlangen. Daß der Hansjörg ſeine Rebeck' zur Haſelbäuerin machen darf, wenn er wieder kommt, das verſteht ſich von ſelbſt, davon reden wir gar nicht mehr! Spreizt euch doch nicht gegen die vernünftigſte Heirath, die ſeit langer Zeit zu Stande gekommen iſt! Laßt von euren alten Bauerngedanken auch etwas nach und nehmt ein wenig Rückſicht auf den Zeitgeiſt! Es geht nicht bloß auf die Manier, wie ihr meint, es geht auch auf eine andre. Gelt, als ich damals den jungen Schreiner geheirathet hab', da iſt allgemein gethan worden, als wär's ganz aus der Weiſ' und wir müßten verderben! Und jetzt bin ich Hofſchreinerin, hab' ein ſchönes Haus und ſo viel Anſehen, wie die vornehmſte Bäuerin! — Kurz, macht ein End'! Sagt Ja, und holt euch euer Kind wieder!"

Der Haſelbauer ſtieß einen tiefen Seufzer aus. „Ach, der Bub'! der Bub'!" rief er. „Wer hätte das gedacht!"

„Ihr gebt alſo nach?“ rief die Hofſchreinerin. „Ihr laßt ihn heimholen?“

„In's Teufel's Namen!“ entgegnete der Alte, indem er ſich abwandte.

„Das heißt, in Gottes Namen,“ verſetzte die Wallerſteinerin gelaſſen. „Unſer Herrgott weiß ſchon, wie du's meinſt. — Und die Baſ' Haſelbäuerin, was meint die?“

„Ich thu,“ verſetzte dieſe gemeſſen, „was mein Mann thut!“

„Sieh, ſieh,“ rief die Hofſchreinerin. „Das iſt eine Red'!“ Und mit wahrem Beifall ihre Hand ergreifend, fügte ſie hinzu: „Wie hab' ich aber dir auch was Andres zutrauen können, als das Verſtändigſte?“

Die Gelobte machte ein eigenes Geſicht. Sie hatte ihre Zuſtimmung mit dem Gedanken gegeben: „wenn wir ihn wiederhaben, dann iſt immer noch Alles möglich!“ Begreiflicherweiſe ließ ſie aber davon nichts merken, und die Beſchützerin des Liebespaares konnte alles für gewonnen halten. Sie ſetzte ſich jetzt erſt und nahm eine Aufwartung an. Sie rühmte dieſelbe, dankte den lieben Freunden wiederholt und nahm endlich den herzlichſten und — klügſten Abſchied, indem ſie das Triumphgefühl ihrer Seele gänzlich niederhielt und nur tiefe Anerkennung des ausgezeichnet ſchönen Benehmens auf ihre Miene kommen ließ.

XII.

Georg, mit den wenigen Gulden, die er zufällig in der Tasche hatte, war in der That nach Dillingen gelaufen. Er kam spät an, nahm in einer billigen Herberge Nachtquartier und schlief nach dem scharfen Marsch tief und lange. Am andern Morgen, nachdem er sich vorher die Stadt besehen hatte, ging er auf's Landgericht und verlangte, als Freiwilliger in die Armee einzutreten. Auf die Frage, warum er in seinem Alter (das er angegeben hatte) noch nicht Soldat sei, und warum er es jetzt werden wolle, versetzte er: als einziges Kind seiner Eltern habe man ihn nicht ausgehoben; aber er fühle eine unüberwindliche Neigung zum Soldatenstande, und seine Eltern wären noch rüstig, daß sie ihrem Bauerngut recht wohl ohne ihn vorstehen könnten. Der Beamte schüttelte den Kopf, ging aber auf sein Verlangen ein. Das bayrische Heer stand damals im Feld und die Wachen in der Stadt wurden von Bürgern versehen; ihnen sah sich Georg zugewiesen. Man gab ihm Essen und Trinken, behandelte ihn freundlich und unterließ, ihn mit Fragen zu belästigen, wie er eigentlich dazu komme, Soldat

zu werden. Das war ganz nach ſeinen Wünſchen, und er konnte ſich nicht beklagen. Allein etwas beſonders Anregendes oder gar Begeiſterndes hatte dieſer Anfang ſeiner militäriſchen Laufbahn in keiner Weiſe. Die Bürger, mit denen er zuſammenkam, waren nichts weniger als geeignet, ihn in ſeinem Vorhaben zu ermuthigen. Es fand ſich keiner unter ihnen, der etwa geſucht hätte, durch merkwürdige Beiſpiele ihm klar zu machen, wie hoch man jetzt im Krieg hinaufzukommen vermöge, wenn man Courage, Geſchick und Glück habe. Im Gegentheil, ſie unterhielten ſich von Stadt- und Hausgeſchichten, die dem Burſchen gar kein Intereſſe boten und auf die er bald nicht mehr hörte. Nach und nach ſtellte ſich nun bei ihm eine geiſtige Ermüdung und Langeweile ein, und der Gedanke, daß er ſich in ſeinem Plane verrechnet, in ſeinen Erwartungen getäuſcht haben könnte, begann langſam und langſam in ihm ſich zu erheben.

Wie gut war es, daß er gleich nach dem Beſcheid auf dem Landgericht in ſeiner Herberge den Brief an Rebecka geſchrieben hatte! In der frohen Erregung nach dem erſten gelungenen Schritt hingeworfen, war dieſe Zuſchrift voller Muth und Troſt; — an die Hoffnungen, die er ausſprach für ſich und die Geliebte, glaubte der Schreiber noch mit ganzer Seele! „Man hat mich gezwungen, Soldat zu werden," hieß es darin, „aber ich hab' dazu eine ganz beſondere Liebe, ich weiß, daß ich geſchickt dazu bin, und ich fühle die größte Zuverſicht, daß ich es bald zu etwas bringen werde. Mir iſt, als ob mich keine Kugel treffen könnte und als ob ich die Gedanken, die ich im Kopf

habe, ausführen müßte einen nach dem andern. Hab' also gar keine Sorg' um mich und warte, bis ich wiederkomme, wie du mir's versprochen hast. Ich will dir so oft Nachricht geben, als mir etwas passirt, und ich hoff', daß ich dir gute Dinge melden kann. O, meine liebste Rebecka — daß ich dich nicht mehr vor mir sehe, das thut mir freilich weh! Aber was ich thu', geschieht ja nur zu unserm Besten, und darum müssen wir uns beide drein fügen. Schöner wär's freilich, wenn wir uns jetzt schon haben und auf meinem Hof mit einander leben könnten. Weil aber andre Leut' uns daran hindern und wir ganz außer Schuld sind, so glaub' ich fest daran, daß wir später zusammenkommen und daß dann die Ehre und die Freude nur um so größer sein werde."

Am zweiten Tag hätte er diesen Brief nicht mehr so schreiben können. Da er für jetzt nicht einexercirt werden konnte und im Grunde nur herumlungerte, so wurde der an Thätigkeit gewöhnte junge Mensch von einer unwiderstehlichen Verdrossenheit befallen. Er begann die Dinge zu sehen, wie sie waren — oder vielmehr schlimmer, als sie waren. Ihm, welchem zuerst alle Aussichten gegeben waren, schienen auf einmal alle genommen zu sein!

Am dritten Tag saß er in der öden Wachtstube und starrte auf den Boden. Die Ungewißheit seines Looses, das Unnütze seines Thuns drückte ihn tief darnieder: er fühlte, daß ihn dieses Leben, wenn es länger dauerte, zur Verzweiflung brächte. Welch ein Glück wäre es gewesen, wenn ihn ein Korporal sogleich tüchtig unter die Fuchtel genommen hätte! Wenn er

etwas gelernt hätte, um in's Feld abgeſchickt zu werden und mitmachen zu können! Vom Fleck mußte etwas gehen bei ihm, geſchehen mußte etwas, wenn ihn die Ungeduld nicht übermannen und verzehren ſollte! Alles konnte er aushalten, nur nicht faules Stillſitzen und Hinbrüten!

Sein Herz klopfte in bangen Schlägen. Eine Art Gebet erſtand in ſeiner Seele, daß er aus dieſer armſeligen Lage befreit und in den Stand geſetzt werden möchte, ſein Schickſal herauszufordern, indem er ſein Leben in die Schanze ſchlug. Er faßte den Entſchluß, auf's Landgericht zu gehen, und die Verwendung, um derentwillen er hierher gekommen, mit allem Ernſt zu begehren.

Da hörte er draußen auf der Straße ſeinen Namen nennen, und darnach die Antwort eines der wachthabenden Bürger: „Ja, der iſt hier.“ Er fuhr von ſeinem Sitz auf. Es war möglich, daß ſein Wunſch erhört wurde und daß er eine Anweiſung erhielt, die ihn auf den Weg führte, wo es vorwärts ging!

Die Täuſchung ſollte nicht lange währen. Mit dem Bürger traten zwei Männer in die Wachtſtube, deren Anblick ihn in große Beſtürzung verſetzte. Es war ſeiner Mutter Bruder, Michael Metzler aus Nördlingen, und ein anderer Vetter aus ſeinem Dorf, genannt der Gallenbauer.

Der erſtere, mit ſichtlichem Vergnügen, aber auch mit einem gewiſſen Spott in ſeiner Miene, rief: „Da iſt er ja, der Ausreißer! — Nun, Hansjörg,“ fuhr er fort, „du kannſt dir wohl denken, warum wir hier ſind! — Darf ich,“ ſagte er zu dem

Bürger, „mit ihm allein reden? — „Alles, was ihr wollt," entgegnete dieser, und ging hinaus.

Georg hatte sich unterdessen gesammelt, und da er wohl sah, was ihm bevorstand, so faßte er schnell seinen Entschluß.

„Hansjörg," begann der Vetter aus der Stadt, „wir sind hergekommen, um dich wieder zu deinen Eltern heimzubringen."

„Das geht nicht mehr," antwortete Georg. „Ich bin Soldat."

„Ich acht'," entgegnete jener, „wir können dich wieder frei machen."

„Aber ich will nicht frei werden!" rief der Bursch. „Ich will bleiben, was ich bin — und ich hoff', daß ich bald in's Feld rücken kann."

„Nun, nun," entgegnete der alte Soldat mit behaglichem Spottlächeln, „sei nur nicht gar so hitzig!" Und der Gallenbauer, mit würdevoll ernsthafter Miene, fügte hinzu: „Deine Eltern wollen, daß du mit uns wieder heimgehst — und der Sohn muß seinen Eltern folgen!"

„Meine Eltern," erwiderte der Bursch, „haben sich nicht so gegen mich benommen, daß ich ihnen zu Lieb' von meinem Plan abgeh'! Macht euch keine unnütze Mühe, ich geh' nicht mit!"

Der Nördlinger Bürger trat nun an ihn heran und sagte: „Würdest du auch nicht gehen, Vetter, wenn deine Eltern dich des Kreuzbauern Rebeck heirathen ließen?"

Georg wurde roth über und über und sein Herz begann so mächtig zu schlagen, daß es ihm die Rede hemmte. Nach einer

Weile zur Ruhe ſich zwingend, ſagte er: „Habt Ihr einen Auftrag, mir das zu verſprechen?“

„So gradezu nicht,“ antwortete Vetter Michael. „Aber ich hab' aus den Reden deines Vaters abnehmen können, daß ſie nicht mehr ſo ganz gegen dieſe Heirath ſind, wie früher.“

„Wenn es nicht mehr iſt,“ entgegnete der Burſch, „wenn Ihr mir nicht das ausdrückliche Verſprechen bringt, daß ich hier freie Hand hab', dann geh' ich nicht mit Euch! Unter keiner Bedingung!“

„Ei,“ rief jener, „du biſt ein ſcharfer Geſell! Nun, ſo will ich dir in Gottes Namen Alles ſagen. Dein Vater, wie ich ihn gefragt hab' in dieſer Sache, hat mir geantwortet: er ſoll heimkommen, und heirathen, wen er mag!“

Dieſe Nachricht entriß dem Burſchen einen freudigen Ausruf. Aber gleich fügte er hinzu: „Und meine Mutter, wie iſt die geſinnt? Ich weiß, was auf ſie ankommt!“

„Ich glaub',“ verſetzte der Nördlinger Vetter nicht ohne Unmuth in ſeinem Blick, „du haſt genug an dem, was dein Vater geſagt hat!“

„Siehſt du denn nicht,“ fiel der Gallenbauer ein, „daß du am beſten zu deinem Ziel kommſt, wenn du wieder mit uns heimgehſt? Handle, wie man's von einem gehorſamen Sohn erwarten kann — dann wirſt du auch die guten Folgen davon haben!“

„Der Vetter Gallenbauer hat Recht,“ verſetzte Michael Metzler. „Was hilft's denn, wenn deine Eltern dir auch Alles verſprechen? Mach' ſie wieder gut — mach' ihnen wieder

Freude — und benütze die Zeit, wenn sie dir gut sind! Dein Vortheil ist's, daß sie dir nicht nur deinen Willen thun, sondern daß sie's gerne thun!"

Georg schwieg. Sein Verstand und sein Herz mußte den erfahrnen Männern Recht geben; — er war erschüttert! Die Aussicht, daß seine Eltern dem freiwillig Heimkehrenden die Geliebte zur Frau lassen könnten, überwältigte ihn! Ja, er mußte ihnen etwas zu Liebe thun, damit sie auch für ihn etwas thun könnten, — und er wollte es! „Nun," versetzte er endlich, „so geht auf's Landgericht und versucht Euer Glück! Wenn sie mich dort wieder los lassen, dann geh' ich mit Euch nach Hause."

Die Männer lobten ihn erfreut und entfernten sich. Eine Stunde wartete der Zurückgebliebene in mächtiger Aufregung — und in einem wunderlichen Durcheinander von Gefühlen. Entgegengesetzte Vorstellungen bekämpften sich in ihm; aber der Gedanke, daß er in Kurzem der Mann Rebecka's werden konnte, siegte über alle Bedenken und Einwendungen. Er harrte auf seine Befreiung — er sehnte sich darnach.

Und sie ward ihm! Mit seinen Vettern trat der königliche Landrichter in die Wachtstube und erklärte ihm: er sei frei und könne mit seinen Verwandten nach Hause gehen!

Der alte Soldat Metzler, mit den damals üblichen Werbungen bekannt, hatte sich die Befreiung des Gesellen schwieriger vorgestellt, als er sie in der That befand. Welche Mittel der Ueberredung er gebrauchte, hat er Georg nie sagen wollen. Auf die Frage desselben während der Heimfahrt er-

widerte er nur: er habe es glücklicherweise mit einem guten und verständigen Herrn zu thun gehabt.

Auf der Heimfahrt wurde sonst wenig gesprochen. Dem Burschen, als der Wagen dahin rollte, kamen die Erlebnisse der letzten Tage wie ein Traum vor, und er mußte sich ordentlich besinnen, um an ihre Wirklichkeit zu glauben. Seine Aufgabe den Eltern gegenüber stand nichts desto weniger klar vor ihm! Er wollte sich die Zusage, die man ihm gemacht hatte, von ihnen selbst wiederholen lassen, und zwar sobald als möglich. Erlangte er ihre Einwilligung zu der Heirath mit Rebecka und machte er diese zur Haselbäuerin, dann war Alles, was er gethan hatte, gerechtfertigt — und Er triumphirte!

In Nördlingen stieg Vetter Michael aus und wünschte dem Heimkehrenden gutes Glück, indem er ihm noch einige Ermahnungen mit auf den Weg gab. Es war dunkle Nacht geworden. Unerkannt fuhren der Gallenbauer und Georg durch das Dorf Rebecka's. „Wenn sie's wüßte!" rief's in der Seele des Burschen. „Aber sie soll's morgen erfahren, durch mich erfahren — und dann soll alle Noth ein Ende haben!"

Eine Viertelstunde darauf rollte der Wagen in den väterlichen Hof. Die Eltern kamen aus dem Hause, die Bäurin mit einer brennenden Ampel. Sie begrüßten den Gallenbauer, und der Vater sagte: „Ich dank' dir Vetter, und will dir diesen Freundschaftsdienst nie vergessen!"

Alle begaben sich in die Stube. Da zwischen den Eltern und dem Sohn immer noch kein Wort gewechselt wurde, so fühlte sich der „Freund" berufen, das Stillschweigen zu brechen.

„Ich muß es doch sagen, wie's ist," begann er, „der junge Vetter hat sich nicht lang gesträubt, mit uns wieder heimzufahren; und aus allem kann ich sehen, er wird sich jetzt benehmen, wie es einem Sohn gegen seine Eltern zukommt."

„Das soll mich freuen," erwiderte die Haselbäurin, „aber ich muß es erst sehen! — Sind das Geschichten! Ist das eine Schande für die Familie! Ich möchte doch wissen, wodurch wir's verdient hätten, daß wir mit unserm einzigen Kind so unglücklich sind!"

„Nun, nun, Frau Bas'," erwiderte der Gallenbauer, „das Unglück ist so groß nicht mehr! Jetzt kommt's nur darauf an, daß ihr euch unter einander vertragt, und ich glaub', das könnt ihr."

„Jetzt," nahm endlich Georg das Wort, „ist weiter nichts nöthig, als daß man mir das Versprechen hält, das man mir hat geben lassen."

„Ich hab' nichts versprochen," rief die Mutter.

„Aber der Vater hat etwas versprochen," entgegnete der Sohn, „und ich zähle darauf, daß er's halten wird."

„Ich," versetzte der Haselbauer, „werde thun, was man von mir mit Rechtem verlangen kann. Für heut' wollen wir aber die Sache ruhen lassen: das hat alles noch Zeit genug!"

„Ich kann warten," versetzte der Bursch. „Aber das Eine muß ich Euch heut' noch sagen: macht Eure Rechnung nicht ohne meinen Entschluß, daß ich nur nach meiner Neigung heirathe — denn sonst wird sie falsch! Seid in dem Einen Punkt gute Eltern, dann werd' ich gegen Euch in allen Punkten ein

guter Sohn sein! — „Meine Lagerstatt," fuhr er fort, „ist ohne Zweifel hergerichtet, und Appetit hab' ich nicht mehr! Ich sag' also dem Vetter Gallenbauer meinen besten Dank — und Allen Gutenacht!"

„Liebe Leute," versetzte der Gallenbauer, als Georg sich entfernt hatte, „um die Geschichte kommt ihr nicht herum! Befreundet euch mit dieser Heirath — anders kann der Handel nicht ausgehen!"

XIII.

Es war Zeit, daß Georg wieder nach Hause kam — nicht um seiner Eltern willen, wie sehr sie durch seine Flucht in Angst versetzt waren und litten, sondern um Rebecka's willen!

Indem der junge Mensch auf eine phantastische Neigung hin und von seinen Eltern zu einem entscheidenden Schritte gedrängt, sein Glück im Heeresdienst versuchen wollte, hatte er nicht bedacht, welchen Eindruck die Nachricht auf die Seele eines Landmädchens hervorbringen mußte. Rebecka konnte ihm die Zusage geben, daß sie ihm vertrauen und auf das Gelingen seines Planes warten wollte; aber dieß geschah nur unter der Voraussetzung, daß sein Plan sich auf ein friedliches Unternehmen bezog, wodurch er zu Gelde und gegenüber seinen Eltern zu Ansehen kam. Was er just unternahm, das brauchte sie nicht zu wissen: in dieser Beziehung vertraute sie seinem Verstand und seiner Geschicklichkeit; daß er aber die Absicht haben könnte, Soldat zu werden, das zu denken, war ihr vollkommen unmöglich. Soldat werden, hieß in jener Zeit, mit dem Leben abschließen. Soldat wurde daher nur derjenige, den man da-

zu nöthigte, oder der sich ein anderes Unterkommen nicht mehr wußte. Derjenige, der zu leben hatte und der Aushebung entging, pries sich glücklich: und die Scheu, seine Existenz aufs Spiel zu setzen, ging bei einzelnen Dorfburschen so weit, daß sie, um einen Einstandsmann zu kaufen, ihr halbes Vermögen opferten. Daß nun ein Mensch wie Georg, der einzige Sohn reicher Leute, freiwillig den Soldatenstand wählte, das anzunehmen konnte einem Bauernmädchen nicht im Traum einfallen. Man denke sich also, welche Wirkung auf Rebecka der Brief des Geliebten machen mußte, den sie am zweiten Tag nach seiner Absendung empfing. Sie traute ihren Augen nicht, als sie die Zeilen las, und es fehlte nicht viel, so wäre sie ohnmächtig niedergefallen. In der höchsten Bestürzung lief sie zu ihren Eltern und theilte ihnen den Inhalt mit. Und auch diese — auch die übrigen Kinder hielten es für das größte Unglück, das sie treffen konnte. „Er hat einen unsinnigen Streich gemacht," rief der Bauer, „er ist verloren!" Und dieses Bauernurtheil traf in der That nicht sehr daneben. Wenn Georg als Soldat auch eine Zeitlang glücklich war, aber später den russischen Feldzug mitmachte, hatte es alle Wahrscheinlichkeit, daß er nicht mehr in seine Heimath zurückkehrte. Sind doch (um dieß nebenbei zu bemerken!) von seinem Dorfe, das nur zu den mittelgroßen gehört, nicht weniger als sieben junge Leute dort geblieben!

Der Bursch, in dem Drang der Verhältnisse und in der Leidenschaft seiner Seele, hatte sich als einen sehr schlechten Herzenskundigen bewiesen. Die Versicherungen, die er, der

verhältnißmäßig Gebildete, der Geliebten schrieb, konnten für das natürliche Bauernkind gar keine Bedeutung haben. Sie mußte seine Hoffnungen für thöricht, für bodenlos halten, und an die Stelle der Zuversicht mußten Zweifel und Verzweiflung treten.

Der Schlag, der sie traf, war für ihre verletzliche Natur zu stark. Bald nach der ersten Aufregung fühlte sie eine große Schwäche, — sie mußte sich niederlegen. In derselben Zeit, wo Georg durch den Ort fuhr, lag die Geliebte bleich und zitternd in ihrem Bette, das die Ihrigen mit banger Besorgniß umstanden.

Als unser Bursch am andern Morgen nach der Heimkehr sich im Hofe befand, kam sein Freund Ludwig, — seit einigen Wochen der erklärte Bräutigam Christine's, — durch das Thor. Die Miene des jungen Bauern war ernst bis zur Strenge, und er sagte mit einem Ton bittern Spottes: „Bist du wieder da? — Du bist schnell wiedergekommen, herzhafter Hansjörg; aber gescheidter wär's gewesen, du wärst nie fortgegangen."

Georg, der niemand gegen sich einen solchen Ton gestatten konnte, sah ihn mit Unmuth und drohenden Blicken an.

Jener fuhr fort: „Ich hab' dir nur zu sagen, daß die Rebeck', seitdem sie deinen Brief gelesen hat, krank zu Bett liegt. Es ist freilich zu verwundern, daß sie bei den guten Nachrichten, die du ihr gegeben hast, nicht aufgeschrieen hat vor Freude! Aber sie versteht's halt nicht besser! Du mußt ihr verzeihen, daß ihrem Bauernverstand das große Glück,

einen Soldaten zum Burſch und künftigen Mann zu haben, nicht recht eingehen will."

Georg war erſchreckt. Mit einemmal begriff er Alles. „Ludwig," ſagte er, „ich hoff', es wird nicht ſo ſchlimm ſtehen. Was ich gefehlt hab', will ich wieder gut machen — und das im Augenblick! Adies!"

Er eilte in's Haus; — wenige Minuten nachher trat er die Wanderung an.

Als er durch das Hofthor des Kreuzbauern ging, ſah er dieſen und die Bäuerin vor dem Hauſe ſtehen. Beide, ihn erblickend, ſchrien laut auf. „Hansjörg!" rief der Alte, „du biſt hier? Du biſt nicht Soldat?"

„Nicht mehr!" verſetzte Georg, während er zu ihnen trat.

„Alſo biſt du's geweſen!" rief die Frau. Und mit vorwurfsvoller Miene ſetzte ſie hinzu: „Aber wie haſt du uns das anthun können, Hansjörg? Haſt du gar nicht an die Rebeck' gedacht?"

„Ich hab' halt nicht alles überlegt!" entgegnete der Burſch. „Aber meine Abſichten waren gut; und wenn ſie mir nicht durchgegangen ſind, wie ich mir's vorgeſtellt hab', ſo glaub ich doch, was geſchehen iſt, wird uns nicht zum Schaden ſein." Mit Ernſt und einer gewiſſen Scheu erkundigte er ſich nach dem Befinden Rebecka's. Nach der allgemeinen, tröſtlichen Antwort ſagte er: „Ich hoff', wenn ſie erfährt, wie die Sachen ſtehen und was ich ihr ſagen kann, dann wird ſie wieder geſund werden!"

„So," verſetzte der Vater, „du kannſt ihr etwas ſagen?"

„Ja, Vetter, das kann ich!“

„Nun,“ sagte die Mutter mit einem Schein von Glück in ihren Zügen, „dann hoff' ich auch, daß sie bald wieder aufstehen wird. Aber zuerst laß mich mit ihr reden.“

Sie ging in's Haus. Nach wenigen Minuten kam sie wieder, und sagte: „Komm!“ Beide traten in die Kammer. Als Rebecka des Geliebten ansichtig wurde, erhob sie sich im Bette, die bleichen Züge lächelten wehmüthig und glücklich — sie reichte ihm die Hand. Georg ergriff diese und preßte sie, indem er auf die Leidende mit einem Blick der innigsten Liebe sah.

„Was hast du gethan!“ rief sie mit gutmüthiger Klage. „Ich wär' beinah gestorben!“

„Verzeih mir, Liebste,“ erwiderte Georg; „ich hab's wahrlich nicht schlimm gemeint! Ich hab' keinen andern Ausweg gesehen, als diesen, drum hab' ich da mein Heil gesucht. Und nun ist's merkwürdigerweise für uns doch ein Ausweg geworden, und wird an unserm Glück schuld sein!“

Die Kranke schaute ihn an. „Wollen deine Leute —“

„Sie haben mir's versprochen, und ich halt' sie beim Wort.“

„Ah,“ rief die Gute. „Gott sei Dank!“

„Wir müssen ihnen nur noch einige Zeit lassen,“ fuhr Georg fort, „bis sie sich ganz drein gefunden haben. Zurück können sie nicht mehr; aber laß uns warten, bis sie alles, was sie uns versprochen haben, mit Freuden thun. Mein Vater ist schon auf dem Weg — und meine Mutter wird nachkommen.“

„O ich kann warten! Ich brauch nicht mehr! An dem Glück, daß du wieder da bist, kann ich lange zehren!“

Als Rebecka mit aller Innigkeit ihrer Seele diese Antwort gab, war die Farbe auf ihre Wangen wiedergekehrt; ja, diese glühten rosiger als jemals. Nochmals versicherte Georg ihr seine gute Meinung bei dem „Streich“ — nochmal bat er sie um Vergebung! Aber die hatte er längst! Die blauen Augen ruhten auf dem Wiedergewonnenen mit Wonne und gingen über bei den Zärtlichkeiten, die er ihr mit der guten Laune des Liebenden erwies. „Ich will gern alles erduldet haben!“ sagte sie endlich. „Ach es ist doch schön auf der Welt! Ich hoff', lang wird's jetzt nicht mehr anstehen, bis ich wieder in der Höhe bin! Und dann wollen wir fröhlich sein miteinander!“ —

Georg theilte mit der Familie das Mahl. Er mußte alles erzählen, was er erlebt hatte, und er that es nicht nur mit gutem Humor, sondern er versäumte auch nicht, seine Flucht nach Möglichkeit zu rechtfertigen.

„Aber wie bist du denn grad auf *den* Gedanken gekommen?“ fragte der Sohn Hans.

„Ach, mein guter Freund,“ erwiderte Georg lächelnd, „Soldat zu sein, ist was Schön's, trotz allem, was man sagt. Und wenn einer Glück hätte und hinaufkäme —!“

„Geh,“ rief der Bauernbursch, „das sind überrichte (überspannte) Sachen!“

„Manchem,“ versetzte Georg, „ist's doch gelungen und er

ist zu hohen Ehren gekommen, wie man das in Büchern und Zeitungen lesen kann!"

„Das Bücherlesen," erwiderte Hans, „das hat dir halt den Kopf heiß gemacht! Du bist eben ein halber Herr; und ich weiß nicht, ob ihr beide, die Rebeck' und du, grad so gut zusammenpaßt, wie du meinst."

„O," rief der Liebende, — „aber ich weiß es!"

„Nun," versetzte Christine, „ein b'sonderer Mensch bist du schon, Hansjörg; das merkt man immer wieder aufs neu'. Aber mit der Rebeck', wenn ihr einmal geheiratet seid, wirst du doch gut hausen; denn sie hat dich gar zu gern!" —

Als der Bursch wieder heimgekehrt war, fragte ihn die Mutter mit einem seltsamen Ausdruck: „Wo bist denn heut auf einmal hingerannt?"

„Du kannst dir's wol denken," entgegnete der Sohn, „und aus deiner Miene seh' ich, du weißt es! Ich hab' drüben etwas gut zu machen gehabt," fuhr er fort. „Ich hab' nicht alles bedacht, ich muß es selber sagen, und den größten Schreck hat mein Fortgehen derjenigen gemacht, die mich am meisten liebt. Sie ist krank geworden darüber und liegt zu Bett!"

„Krank!" rief die Bäuerin mit unwillkürlicher Geringschätzung. „Immer gleich wieder krank!"

„Weils ihr eben schrecklich gewesen ist, daß ich im Krieg umkommen könnte."

Die Mutter schwieg. Dann sagte sie: „Es gibt doch Menschen, die gar nichts aushalten können! Und von denen glaubt man dann, daß sie viel besser sind als andre, die sich

nicht gleich alles anmerken lassen, weil unser Herrgott sie handfester und standhafter gemacht hat. Nun, ich seh' schon, wie's geben will. Ich hab' das Meinige gethan und werd' es auch ferner thun. Aber Hoffnung hab' ich nicht mehr viel. Meinetwegen. Wenn das geschieht, was ich für ein Unglück ansehe, und wenn ich dann Recht bekomm', dann hab' ich für meine Person wenigstens ein gutes Gewissen."

XIV.

Wochen gingen hin, und noch war es Georg nicht gelungen, eine Entscheidung herbeizuführen. Wenn die meisten Menschen durch bloßes Verschieben einer schwebenden unangenehmen Sache etwas zu gewinnen meinen, so liegt das Gehenlassen und Abwarten besonders im Charakter des Landvolks. Rasche Entschließungen kommen hier sehr selten vor; — was man nicht gerne thut, das hat immer Zeit, und darum vergeht die Zeit, und es geschieht nichts.

Der Haselbauer sagte nicht mehr Nein; aber er sagte auch noch nicht Ja. Wenn Georg von seinem Anliegen reden wollte, dann gab es immer etwas Nöthigeres zu thun — und morgen war auch noch ein Tag. Der Bursch konnte der Geliebten und den Ihren nicht sagen: „Meine Eltern haben ihre Einwilligung gegeben — wir sind Brautleute."

Und das erzeugte nun in der Familie des Kreuzbauern doch wieder Gefühle der Kränkung und eine trübe Stimmung. Warum wollten die Haselbauersleute der Sache kein Ende machen? Weil sie die Verheiratung Georgs mit ihrer Tochter

eben immer noch für ein Unglück ansahen! Darin lag für sie eine Herunterſetzung, und es mußte ſie verdrießen. Sie konnten ſich nicht denken, wie ſie mit dieſen ſtolzen, eigenſinnigen — überzähen Leuten überhaupt in guter Freundſchaft leben ſollten!

Rebecka hatte ſich erholt, und Georg beſuchte die Familie ſo oft es ihm gefiel; darin entſchlug er ſich gegen die Seinen jedes Zwanges. Aber weil er nichts Gewiſſes zu melden hatte und immer wieder Nachſicht und Geduld anrufen mußte, konnte das liebende Mädchen doch nicht von Herzen fröhlich werden und gedeihen. Sie half wieder bei der Arbeit im Haus und Feld; aber ihr Ausſehen, bei aller Faſſung, hatte etwas Gedrücktes und Müdes; ihre Sanftheit hatte den Charakter der Entſagung.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Georg ſehr bald nach ſeiner Wiederkehr das Haus des Hofſchreiners aufgeſucht hatte. In Rückſicht des Ausgangs hatte man hier über ſeine Flucht mehr Worte der Verwunderung als des Tadels. Die Hofſchreinerin, mit der Parteilichkeit entſchloſſener Frauen, ging weiter und ſagte zu ihm: „Du haſt ganz recht gethan, deinen Leuten dieſen Schreck einzujagen! Wo nichts anderes hilft, da muß man zu ſolchen Mitteln greifen! Und jetzt, wenn die Sache auch noch nicht fertig iſt, ſteht ſie doch viel beſſer wie vorher." Sie ſchaute ihn an und lächelte mit beifälliger Schlauheit. „Du biſt klüger," ſagte ſie, „als ich gedacht hab'! Du weißt dir zu helfen! In der Sach' haſt du das Geſcheideſte gethan, was geſchehen konnte."

Die Frau, wie man ſieht, erblickte in der Entweichung

Georgs vornehmlich ein Werk der Berechnung. Dieser Ansicht pflichtete der Hofschreiner, welcher das Diplomatische liebte, mit Vergnügen bei — und so wurde Georg in dem Hause wegen einer Fähigkeit anerkannt, von der er bis jetzt noch sehr wenig Proben gegeben hatte.

Zwei Wochen nachher, als man wieder einmal beisammen saß, fragte Sophie nach dem Stande der Dinge.

Georg beklagte sich über seine Eltern.

Die Hofschreinerin schüttelte den Kopf mit Unwillen. „Da muß eben ich wieder hinter sie rücken!“ versetzte sie. „Ich thu's in den nächsten Tagen und bin ordentlich neugierig, was sie jetzt noch wissen!“

Aber zu diesem Angriff kam es nicht — er war nicht mehr nöthig. Unserem Liebespaar erstand ein Helfer, der gegen den Haselbauer und sein Weib eigenthümliche, schwerwiegende Vortheile besaß. Es war dieß der königliche Rentbeamte von Nördlingen! In seiner Stellung mit den beiden Familienhäuptern bekannt und beide schätzend, namentlich aber eingenommen für Georg, mit dem er sich wiederholt unterhalten hatte, achtete der wohlwollende, klarsehende Mann es endlich für seine Pflicht, den Haselbauer ernstlich in's Gebet zu nehmen. Er traf an einem Sonntag Morgens vor der Kirche bei ihm ein und hielt ihm vor, was der Bauer freilich schon von andern gehört hatte, was aber vom Munde des Herrn Rentbeamten durchaus neu und schlagend wirkte. Er zeigte auf die Geltung und die wirkliche Bravheit der Familie des Kreuzbauern hin, auf die Schönheit und die Sittigkeit Rebecka's, auf die zärtliche

Liebe der jungen Leute, die ganz für einander geschaffen wären, und zuletzt auf den Charakter Georgs, der niemals eine andre zur Frau nehmen würde, als die Geliebte, weil er zu seinen Eltern mit Recht sagen könne: ihr wißt nichts an ihr auszusetzen! Alle wackern und verständigen Leute, die es den Eltern jetzt sehr übel nähmen, daß sie sich noch immer sperrten, würden sie dann loben, und sie würden dann alle miteinander geachtet und glücklich sein!

Der Bauer, nachdem er alles dieß mit dem entsprechenden Respekt vernommen, sagte, den Kopf senkend: „Ja, ja, Herr Rentamtmann, eigentlich haben Sie nicht unrecht. Es ist so, wie Sie sagen — und die Sache währt jetzt wirklich schon lang genug; im Grunde sollte man jetzt damit ein Ende machen!"

„Nun also?" rief der Beamte.

Der Bauer schwieg. „Ich glaube zwar heut noch," versetzte er dann, „daß die Tochter unsers Nachbars für meinen Sohn ein besseres Weib wäre! Aber wenn Sie sich auch auf seine Seite schlagen, Herr Rentamtmann, dann muß ich am Ende doch nachgeben."

„Ihr sagt also Ja?"

„Ja, Herr Rentamtmann," antwortete der Bauer nach einem schweren Aufathmen, — „ich sag' Ja!"

„Nun," rief jener, „das lob' ich! — Jetzt holt mir aber gleich Eure Frau!"

Der Bauer entfernte sich. Nach einer Weile trat er mit der Bäuerin in die Stube. Die Achtung welche diese dem Beamten schuldig war, und der Widerwille, der sie auch jetzt

noch beherrschte, mischte sich in ihrer Miene zu einem sonderbaren Ausdruck scheuen Lauerns, der aber ihrer Haltung keinen Eintrag that. Nach gehörter Ermahnung sagte sie: „Wenn so ein Herr auch gegen uns ist und dem Sohn gegen die Eltern hilft, dann können wir uns freilich nicht länger dagegensetzen. Wir zwei sind jetzt ganz allein, und da ist's am End' keine Schand', wenn wir uns unnütze Mühe sparen und uns in Gott's Namen drein ergeben. Ich sag' also auch Ja, wie mein Mann Ja gesagt hat. Dann kann ich aber nur wünschen, daß diese Heirat auch wirklich so gut ausfallen möge, wie alle Leute sagen, die wider uns sind!"

„Sie wird gut ausfallen!" rief der Beamte mit Nachdruck.

„Wenn sie das gewiß wissen, Herr Rentamtmann," versetzte das Weib, „dann ist ja alles gut, und ich als Mutter kann dann ruhig sein!"

Dieser spitzigen Bemerkung antwortete der wackre Herr mit einem Lächeln. „Ich glaube," sagte er dann zum Bauern, „das Beste ist, wenn wir den Handel gleich ganz fertig machen. Laßt doch Euern Sohn kommen, der draußen im Hof herumgeht, wie ich gesehen hab'."

Der Bauer trat an's Fenster, öffnete es und rief dem Sohne zu, er möge hereinkommen. Georg erschien. „Hansjörg," sagte der Vater mit Würde, „bedank dich bei dem Herrn Rentamtmann, der für dich und für die Heirat mit der Tochter des Kreuzbauern so gesprochen hat, daß wir nicht mehr widerstehen können. Wir, deine Mutter und ich, wir geben unsre

Einwilligung. Du kannſt dich von uns aus mit dem Mädchen verſprechen, und auf den Herbſt, ſo Gott will, ſoll die Hochzeit ſein!“

Georg, obwol er die Anſicht des Beamten kannte und die Abſicht des frühen Beſuchs errathen hatte, ſtand doch einen Moment wortlos. Sein Geſicht war purpurroth, ſeine Augen waren feucht geworden. Mit einemmal ging er auf den Beſchützer zu, drückte ihm die Hände und dankte ihm aufs wärmſte; das Gleiche that er ſeinen Eltern. Mehr der Mutter (die noch immer nicht recht wußte, was für ein Geſicht ſie machen ſollte!) als dem Vater rief er zu: „Laßt's euch nicht reuen! Ich werd' euch alle Lieb' erweiſen, die ein Sohn ſeinen Eltern anthun kann. Ihr kennt mich und ihr wißt, was ich ſag', das iſt ſo!“

In dieſem Augenblick ſchlugen die Glocken auf dem Kirchthurm feierlich zuſammen. „Nun,“ ſagte der Beamte, „können wir in die Kirche gehen und alle, wie wir ſind, unſerm Herrgott danken!“

Georg, bevor er dieſer Aufforderung nachkam, fand noch Zeit, mit Bleiſtift einige Zeilen auf ein Stück Papier zu werfen und den Brief einem ſeiner Knechte zur ſchleunigſten Beförderung zu übergeben. Die Zeilen lauteten: „Liebſte Rebeka! Meine Eltern haben mir endlich ihr Jawort gegeben — freiwillig und gern! Du biſt jetzt meine Verlobte, und auf den Herbſt wirſt du Haſelbäuerin ſein. Heut Nachmittag komm' ich zu dir! Adieu, Liebſte! Nicht wahr, es iſt doch noch gut gegangen?“

Eine Stunde später kamen Vater und Sohn mit dem Rentbeamten von der Kirche nach Hause. Die Bäuerin lud den Herrn ein, beim Mittagessen ihr Gast zu sein. Man speiste in der obern Stube, auf Tellern von Steingut und mit silbernen Bestecken. Bier und Wein standen auf dem schneeweißen Tischtuch nach der Wahl, und die Hausfrau trug nach einander auf: Reissuppe, Kalbsbraten mit gerösteten „Erdbirn" und Dampfnudeln vom feinsten Mehle. Der Beamte, der hungrig war, lobte nicht nur jedes der Gerichte, sondern bekräftigte sein Wort auch durch wiederholtes Zulangen. Mit Freuden nahm er wahr, daß die Haselbäuerin am Schlusse des Mahls bereits um vieles menschlicher aussah, als noch bei der Ertheilung ihres Jaworts.

Eine Schale Kaffee wurde dem Herrn nicht geschenkt. Der Trank war stark; denn wenn es sich bei einer gestandenen Bäuerin um die Ehre handelt, spart sie nicht. Der wohlwollende Gast erklärte, daß ihm seit langer Zeit Essen und Trinken nicht so gut geschmeckt habe! Wenn die Frau hierauf den Kopf schüttelte als eine, die wol wisse, wie sie das zu nehmen habe, so waren doch ihre Züge durch ein Lächeln verschönt, wie man es lange nicht von ihr gesehen hatte.

Als der Besuch Abschied nahm, um, das angebotene Fuhrwerk verschmähend, an dem schönen Tag zu Fuß heimzugehen, bemerkte Georg: „Ich will den Herrn ein Stück weit begleiten." — Der Vater nickte mit Laune und sagte: „Wie weit, das kann man errathen!" Die Mutter, nach einem Moment des Besinnens, schaute den Sohn an und versetzte dann — mit

großer Würde freilich, ohne eine Spur von Empfindsamkeit und mit der Haltung einer Herrin: „Sag' den Leuten dort von mir, ich lasse sie grüßen!"

Die Beiden gingen; und Georg unterhielt den Gönner mit der Fröhlichkeit eines Glücklichen. Auf dem Feldweg neben dem endlich erreichten Dorf empfahl sich ihm unser Bursch. „So lang ich leb'," sagte er, „werd' ich Ihnen diese Freundschaft nicht vergessen, Herr Rentamtmann. Meine Rebeck' soll's augenblicklich erfahren, wer den langen Handel mit einem Schlag zu Ende gebracht hat, und sie wird Ihnen dann ihren Dank persönlich abstatten." Der würdige Fünfziger lächelte mit Humor und sagte: „Dafür hab' ich's schon thun können!"

Als der Bursch in den Hof des Kreuzbauern eintrat, liefen ihm die beiden Schwestern, die auf ihn gepaßt hatten, mit jubelnden Grüßen entgegen. Rebecka führte ihn an der Hand in die Stube. Die Eltern und Bruder Hans kamen auf ihn zu; man drückte sich die Hände, wünschte sich Glück, lobte und dankte Gott — und Georg, die Geliebte umarmend, erklärte sie feierlich für seine Braut. Bei dem schönen Wort ging in allen Gesichtern ein noch helleres Licht auf, und den beiden Alten kamen Thränen in die Augen.

Georg, als man am Tisch Platz genommen hatte, mußte erzählen. Sein Bericht fand unwillkürlich eine Fassung, welche den Hörern rein erfreulich in die Ohren klang. Große Verwunderung erregte die Freundlichkeit des Rentbeamten, und alle nahmen sich vor, ihm dafür erkenntlich zu sein; die höchste Wirkung machte aber der Gruß der Haselbäuerin.

„Wirklich?“ rief Rebecka. „Einen Gruß an uns hat sie dir aufgetragen?“ Georg betheuerte die Thatsache, und das herzliche, gütefrohe Mädchen umschlang ihn, während ihre Augen sich mit Thränen füllten. „O, nun ist alles gewonnen!“ rief sie. „Nun werden wir gut miteinander hausen auf deinem Hof!“

Die Haselbäuerin hatte den Vortheil davon, daß sie am längsten spröde gewesen! Ihre geringe Wendung zur Güte beglückte am meisten.

Ein leckerer Duft frischgebackener „Küchlen“ durchdrang das Haus; und bald erschien Christine mit Kaffee, und die nachfolgende Magd setzte eine große Schüssel voll des leichten feinen Backwerks auf den Tisch, womit ländliche Wirthe ihre Gäste am meisten zu ehren denken.

Irgend einmal erleben die Menschen im irdischen Dasein ihr höchstes und reinstes Glück; — dieser Moment war jetzt für Georg und die Familie des Kreuzbauern erschienen! Aus den Gesichtern allen leuchtete der Sonnenschein der tiefsten und süßesten Befriedigung. Die Leute auf dem Kreuzbauernhof gehörten zu jenen guten Seelen, die kein größeres Wohlgefühl empfinden, als wenn sie aus dem Streit in den Frieden kommen. Und diesen hatten sie jetzt. Ihre Feinde waren ihre Freunde geworden! — Wie füllten sich ihre Herzen mit Liebe zu den Eltern Georgs — und wie nahmen sie sich vor, ihnen alle mögliche Freundschaft zu erweisen!

Rebecka, unter den Glücklichen die Glücklichste, bot einen rührenden Anblick. Welche Strahlen gingen aus ihren Augen!

Wie hold, wie schmeichelnd klang ihre Stimme! Welche liebe Dinge sagte sie allen und jeden!

Die Freude blieb nicht auf die Familie beschränkt. Nach und nach kamen die noch übrigen „Ehehalten“ herbei und gratulirten und schmunzelten und waren ordentlich stolz auf ihre Braut und freuten sich „grausam“ auf die Hochzeit. Rebecka dankte ihnen und stopfte ihre Taschen mit Küchlen.

Georg konnte sich an ihr, die nun ganz die Seine geworden war, nicht satt sehen. Ein Beben erstand in seiner Brust und eine Verwirrung überkam ihn, wenn er an die Zukunft dachte. Sie blühte wie eine Rose! Die Freude hatte ihr allen Glanz der Gesundheit und ihre ganze makellose Schönheit wiedergegeben! — —

Als unser Freund spät nach Hause wanderte, sagte er zu sich: „Nun ist mir nichts, gar nichts zu viel, was ich durchgemacht und ausgestanden hab'! Fast wollt' ich, es wär' mehr gewesen!“

Wünsche, die auf mehr Noth gerichtet sind, sollte man in diesem Leben nicht aussprechen. Es gibt der Möglichkeiten allzuviele, ihnen Erfüllung zu bringen!

XV.

Am nächsten Markttag nach dem entscheidenden Sonntag begab sich Rebecka mit einem weiten „Gretzen" in's Rentamt zur Frau Rentamtmännin. Knixend richtete sie einen schönen Gruß aus von ihrer Mutter; die lasse die Frau Rentamtmännin bitten, mit einem kleinen Präsent vorlieb zu nehmen. Während sie das sagte, hob sie aus dem Gretzen eine Schüssel mit einem großen Ballen Butter und setzte sie auf den Tisch.

Die Frau, eine schlanke Gestalt mit aristokratischen Gesichtszügen, schaute das Mädchen an und lächelte. „Was fällt aber deiner Mutter ein?" rief sie. „Wie kommt sie dazu, mir ein solches Geschenk zu machen?" — Rebecka wurde roth. „Der Herr Rentamtmann," sagte sie mit einem Lächeln, das nicht ohne Laune war, „hat uns eben einen gar großen Gefallen erwiesen, und da möchten wir für jetzt wenigstens ein bischen was dagegen thun!" — „Ah so," erwiderte die Frau, die in alles eingeweiht war — „meinem Manne gilt es? Ja, dann muß ich ihn selbst holen lassen!"

Nach einer Weile erschien der Beamte, und Rebecka bestellte

den Gruß ihrer Mutter noch einmal. Jener dankte und betrachtete sich die Jungfrau mit den frohen Blicken eines Kenners. „Herr Rentamtmann," fuhr diese fort, „Sie sind gegen uns so gut gewesen — in unserm Leben können wir das nicht verschulden! Wo wären wir jetzt noch, wenn Sie sich der Sache nicht angenommen hätten? Mein Bräutigam hat mir alles erzählt, und wir werden es Ihnen nicht vergessen, so lang wir leben!" Zur Bekräftigung dieser Rede wollte sie ihm die Hand geben; aber sie bedachte zu rechter Zeit noch, daß sich das wol nicht schicke! Der Beamte, der ihre Absicht wahrgenommen, faßte die schüchtern zurückgehaltne Rechte seinerseits und schüttelte sie kräftig. „Ich hab' euch den Dienst gern erwiesen," versetzte er; „und ich wollte, ich könnte mit allem, was ich gethan habe, so zufrieden sein! — Ihr seid ja," fuhr er fort, „schon förmlich ein berühmtes Paar! Man spricht von euch in Dorf und Stadt — und bei eurer Hochzeit wird das Wirthshaus nicht ausreichen! Es ist eine Freude, Glück wünschen zu können zu einer solchen Verbindung!"

Unser Landkind stand auf diese ehrenvollen Reden in angenehmer Verwirrung; und der joviale Herr weidete sich daran.

Was das Geschenk betraf, so war er viel zu gesittet, um es nicht mit der besten Manier anzunehmen. Er betrachtete und prüfte den Ballen Butter in seiner Blätterumhüllung mit Vergnügen, lobte die gelbe Farbe und sagte mit entsprechender Schalkheit: „Meine Frau wird sich freuen, das in ihre Speisekammer bringen zu können! Ein solches Präsent weiß sie zu schätzen — dafür kenn' ich sie!" — Und die Gattin versetzte:

„Ich freu' mich auch wirklich, denn so was Gutes ist für Geld nicht zu haben!"

Rebecka sah, daß die Leute freundlich und aufmunternd sein wollten, und es wurde ihr darum ganz heimlich bei ihnen. Sie nippte von dem Wein, den man ihr vorgesetzt hatte, beantwortete die theilnehmenden Fragen, die man an sie richtete, und verließ endlich das Haus mit den angenehmsten Empfindungen über die große Leutseligkeit der Herrschaften.

Am darauffolgenden Sonntag gab es wieder eine Art Fest beim Kreuzbauern: die Sophie machte der Familie ihren ersten Besuch. Von Georg hergefahren, wurde das „Bäschen," welches die Schwestern von jenem Kirchweihtag her kannten, mit Freudenrufen empfangen und auf's beste bewirthet. Man denkt sich, wie gut die Glücklichen sich unterhielten. Die drei Mädchen hatten so viel mit einander zu reden, daß Georg den Zuhörer und Zuschauer spielen konnte, was er mit Vergnügen zu thun schien, eben so wie die tief zufriedenen Eltern.

Auf der Heimfahrt lobte Sophie gegen den Burschen die Rebecka mit den wärmsten Ausdrücken! „Ich hab' eigentlich gar nichts an ihr auszusetzen," fügte sie hinzu, „als daß sie ein wenig einen singenden Ton hat beim Reden! Den sollte sie sich abgewöhnen!" — Georg sah sie mit Befremden an. „Ihr Ton gefällt dir nicht?" rief er. „Aber der ist mir ja grad von allem das Liebste an ihr!" — Sophie schwieg. Dann sagte sie: „Du mußt das am Ende besser verstehen, als ich! Aber wenn ich in dem Punkt unrecht hab', dann fehlt ihr wirk-

lich gar nichts und sie ist ganz vollkommen!“ — Georg, den kleinen Stich würdigend, lachte. „Sie mag auch ihre kleinen Fehler haben,“ sagte er; „bis jetzt hab' ich sie nur noch nicht bemerkt! Von dem Ton ihrer Stimme kann ich aber keine Note abgeben. Das ist just eine von den Ursachen, warum ich sie heirate.“

Sophie dachte im Stillen: „Wenn der nicht verliebt ist, dann ist's noch Niemand gewesen! Ich fürchte, ich fürchte, mein Candidat ist nicht so verblendet!“ —

Ein wichtigerer Besuch fand am nächsten Sonntag statt: der Besuch Rebecka's beim Haselbauern.

Die Braut Georgs, die zu Wagen mit ihrem Bruder Hans erschien, wurde von den Eltern mit großem Anstand begrüßt und feierlich in die Stube geführt. Wir schweigen von der Bewirthung, die dem Selbstgefühl der Bäurin entsprach, und von den Höflichkeiten, die man sich spendete, wobei der Haselbauer, zur Ehre des Hauses, sich selbst übertraf. Der wackre Alte schien sich schon ganz in die Rolle des Schwiegervaters gefunden zu haben. Die künftige Söhnerin gefiel ihm, der auf diesem Felde stets ein guter Beurtheiler gewesen, und die Artigkeiten, die er ihr zu hören gab, kamen von Herzen.

Von der Mutter ist das Gleiche nicht zu sagen. Hielt sie es für Schwäche von der lange behaupteten Entgegensetzung auf einmal zu wirklicher Freundschaft überzugehen? Trug sie eine Scheu, die Schwiegertochter, die man ihr aufgenöthigt hatte, als eine selbstgewählte zu behandeln, weil sie damit ihre

Niederlage offenkundig machte? Nahm sie Aergerniß an den galanten Manieren ihres Mannes (der allerdings nach und nach eine förmliche Verehrung der Jungfrau zur Schau trug!) — und wollte sie, was er zu viel that, zu wenig thun? Wie dem sein mag; sie ging aus ihrer gemessenen und allerdings kalten Höflichkeit nicht heraus und das gute Kind mußte sich zuletzt noch überzeugen, daß Georg ihr über sie nicht die Wahrheit gesagt habe. „Sie hat eingewilligt," dachte sie bei sich, „weil's nicht mehr anders ging; aber in ihrem Herzen ist sie noch immer dagegen. Die Heirat ist ihr noch immer zuwider, und sie verachtet mich immer noch, weil ich nicht die andre bin!"

Allzuviel Freundschaft und Herzlichkeit hatte sie von der ihr bekannten Frau nicht erwartet; aber gar keine, das war zu wenig! — Sie wollte ihr entgegenkommen und stimmte beim Herumgehen in Haus und Hof, wo es so viel zu loben gab, ihre wärmsten und schmeichelhaftesten Töne an. Aber das half ihr bei dem Weibe nichts. Im Gegentheil: die strenge, kritische Seele merkte die Absicht, und es kostete sie Mühe, ihren Widerwillen nicht offenbar zu machen.

Der Tag verging; — und die Haselbäuerin und diejenige, die es werden sollte, waren sich nicht näher, sondern ferner getreten. Die Miene Rebeka's war nachdenklich, traurig; Vater und Sohn bemühten sich vergebens, sie wieder zu erheitern. Endlich erschien die Zeit des Aufbrechens und Abschiednehmens. Als das gekränkte Mädchen der Haselbäuerin die Hand gab und Behütgott sagte, richtete sie auf die Unver-

söhnte einen Blick der Klage und des Vorwurfs, der ihr durch die Seele drang!

Vom Hof, wo man den Wagen hatte fortrollen sehen, gingen Eltern und Sohn in die Stube zurück. Hier stellte sich der Haselbauer mit sehr ernsthafter Miene vor die Bäuerin und sagte: „Das ist aber doch wirklich arg, wie du dich heute gegen deine künftige Söhnerin benommen hast! Du hast ihr ja keinen guten Blick vergönnt, und es hat nicht viel gefehlt, so hättest du ihr Grobheiten gesagt!"

„Ich kann mich nicht so anstellen wie du!" entgegnete das Weib.

„Das ist lächerlich," versetzte der Mann. „Ich hab' gar nicht nöthig gehabt, mich anzustellen gegen das gute, liebe und wirklich bildhübsche Mädchen! — Hansjörg," fuhr er zum Sohne fort, „auf mich kannst du dich verlassen, — ich steh' auf deiner Seite!" Und er trat von seiner Frau weg und stellte sich neben den Sohn.

Dieser hatte in seiner Miene eine Aufregung gezeigt, die in wirklichen Zorn übergehen wollte. „Ich hätt' nicht geglaubt," rief er, „daß ich das mit ansehen müßt', was ich heut mit angesehen habe! Du bist also noch immer unsre Feindin? In deinem Herzen ist noch immer nur Widerwillen und Haß?"

Die Bäurin schien mit sich zu kämpfen; aber der Trotz behielt die Oberhand. „Ich kann mich nicht zwingen zur Lieb'!" entgegnete sie.

Georg, unwillkührlich auf sie zugehend, rief: „Du hast ein

Herz von Stein! Und ich, ich unglücklicher Sohn, bin mit der bösesten Mutter gestraft, die es geben kann!"

Auf diese Rede schwieg das Weib in sichtbarer Erregung. Sie suchte sich zu fassen. Nach einer Weile, mit immer noch stolzem Munde, sagte sie: „Uebertreibt nicht, ihr Mannsbilder! Ich bin eine aufrichtige Person, und was nicht in mir ist, das kann ich mir nicht geben! — Am End'," fuhr sie zögernd fort, „wahr ist's, ich bin heut ein bischen zu streng gewesen gegen das gute Ding, und ich hab's gemerkt, es hat ihr nicht wohl gethan! Nun, geschehen ist geschehen, da läßt sich jetzt nichts mehr ändern. Aber ich bin wirklich nicht ganz mit mir zufrieden, und ich gebe zu, daß ich bei dem Mädchen, die nun doch einmal in unsern Hof hereinkommen soll, etwas gutzumachen hab'. Daß ihr heut noch nicht alles nach Wunsch gegangen ist, das soll ihr nicht zum Schaden sein! Bei der nächsten Gelegenheit, wenn wir uns wiedersehen, will ich hereinbringen, was ich versäumt hab'! Und nun macht mir keine solchen Gesichter mehr — und wartet ab, was die Haselbäuerin thun wird!"

Die Frau sprach, wie sie fühlte. Sie war hart und herrschbegierig, und es schmerzte sie, daß sie hatte nachgeben müssen; aber sie war nicht böse. Darum erkannte sie nun, daß sie gegen die Braut ihres Sohnes nicht recht gehandelt und ihr gegen alle Sitte eine wehthuende Kränkung angethan habe. Aber eben durch diese war der Forderung ihres zürnenden Herzens genügt — es war heraus aus ihr — und nun konnte sie die Heirat von der bessern Seite ansehen und sich gegen

die Verlobte ihres Sohnes benehmen wie eine rechte Schwiegermutter!

Bei der nächsten Gelegenheit wollte sie das thun! Und sie wollte es ganz thun, und Alle sollten zufrieden sein!

Aber die Gelegenheit sollte ihr nicht mehr werden. Sie selbst, wenn auch ohne es zu wissen und zu wollen, hatte noch dazu beigetragen, die Ausführung ihrer guten Absichten unmöglich zu machen.

XVI.

Georg mußte am folgenden Tag in Geſchäften des Vaters eine Reiſe unternehmen, die ihn nach Ansbach und Erlangen führte. Als er gegen das Ende der Woche zurückkehrte, fand er zu Hauſe eine Botſchaft vor: Rebecka ſei unpäßlich, er möge zu ihr kommen! Nach kurzer Raſt eilte er zu ihr. Sie lag im Bette, matt, fiebernd; es ſchien aber nur einer der Anfälle zu ſein, von denen ſie ſich ſchon öfters wieder erholt hatte. Das Geſpräch mit dem Geliebten wirkte belebend auf ſie und im Vergnügen ihrer Seele vergaß ſie die Schwäche ihres Körpers gänzlich. Mit den beſten Wünſchen und der gewiſſen Hoffnung, daß er ſie das nächſtemal wieder auf treffen werde, verließ Georg das Haus.

Allein das Unwohlſein dauerte an und verſchlimmerte ſich. Georg beſuchte ſie jeden Tag. Eines Abends, als er ſie im Fieber phantaſiren hörte, theilte er die Angſt der Ihren und holte noch in der Nacht den fürſtlichen Leibarzt aus Wallerſtein, damit er dem bisherigen ſtädtiſchen Arzt mit ſeiner viel-

erprobten Geſchicklichkeit zur Seite ſtehe. Aber dieſer konnte den Lauf der Krankheit ſo wenig hemmen, wie jener.

Zehn Tage waren verfloſſen. Als Georg am Abend des eilften in die Kammer trat, ſtanden Eltern und Geſchwiſter weinend um das Bette der Leidenden. Dieſe war ſichtlich verfallen. Das Erſcheinen des Geliebten gab ihrer Seele wieder eine Richtung, ein Ziel — ſie ſchaute mit einem rührenden Blick auf ihn her. Dann erhob ſie ſich in ihrem Bette, nicht ohne Anſtrengung, und blieb eine zeitlang in halbſitzender Stellung. Endlich ſagte ſie, man möge ſie mit Georg allein laſſen.

„Hansjörg," ſagte ſie, als die Ihren ſich entfernt hatten, mit einer ſonderbaren Ruhe in ihrer Miene und mit einem gutmüthig ergebenen Klang ihrer Stimme, „mir iſt, als ob ich bald ſterben müßte, und da hab' ich mit dir noch einmal reden wollen!"

„Sterben!" rief Georg erſchrocken und heftig. Und faſt zornig fügte er hinzu: „Du wirſt nicht ſterben!"

Rebecka, die betroffen ein wenig zurückgefahren war, ſchaute ihn an. „Nun," ſagte ſie, „es kann ja ſein, daß ich noch davon komme! Aber es kann auch anders gehen — ſchneller als wir meinen! Und für den Fall möcht' ich dir noch etwas ſagen." Und während Georg ſtumm, in tiefſter Erregung vor ihr ſtand, fuhr ſie mit dem Ton der herzlichſten Empfindung fort: „Vor allem dank' ich dir für die Lieb', die du zu mir gehabt haſt! Ich hab' mich über gar nichts zu beklagen bei dir — du haſt mir nur Freude gemacht! Du haſt viel ausgehalten um

meinetwillen und haſt mich nur um ſo lieber gehabt. — Sei bedankt dafür!“

Ihre Augen waren bei dieſen Worten übergegangen und ſie ſtreckte ihm die bleiche Hand entgegen. Georg ergriff ſie und hielt ſie gepreßt in der ſeinen.

„Du wirſt nicht ſterben!“ rief er. „Du kannſt nicht ſterben! Jetzt, nachdem wir Alles durchgeſetzt haben. Du! Du! In dieſer Jugend!“

„Deßwegen,“ entgegnete die Kranke, „kann ich doch ſterben! — Und wenn ich auch jung ſterbe,“ fuhr ſie mit bewegtem, aber gefaßtem Tone fort, „ich bin nicht umſonſt auf der Welt geweſen. Ich hab' viel Glück gehabt, — ich kann gar nicht ſagen wie viel. Meine Leute ſind gut geweſen gegen mich und haben mich gern gehabt, ſo lang' ich denke. Dann haben wir uns kennen gelernt! Ach, Georg, welche Freude hab' ich gehabt auf unſrer Kirchweih' und auf der deinen! Ich hätt' gar nicht geglaubt, daß ein Menſchenherz ſo glücklich ſein kann, wie ich's da geweſen bin und immer auf's neue werde im Angedenken dran! — Wie vergnügt ſind wir hier geweſen in unſerm Haus! Wenn mir etwas Kummer gemacht hat und Herzeleid, dann iſt gleich wieder ein Glück dageweſen und hat Alles ausgelöſcht. Manches hat in ſeinem ganzen Leben nicht ſo viel Freude gehabt, wie ich in meinem kurzen Leben!“

Georg, der ergriffen zugehört hatte, fuhr bei dem letzten Wort auf. „Aber du ſprichſt ja,“ rief er mit ſchmerzlichem Vorwurf, „als ob du deinen Tod gewiß wüßteſt!“

„Nein,“ entgegnete das Mädchen begütigend; „ich ſetze

nur den Fall! — Ach, ich möchte ja gern wieder gesund werden und lange leben mit dir! Wie schön wär's, wenn wir mit einander hausen könnten auf deinem Hof! — Aber," fügte sie nach einem Schweigen wehmüthig hinzu, „ich muß es nehmen, wie's kommt."

Der Liebende hatte kein Wort der Entgegnung.

„Unser Herrgott wird's recht machen," fuhr die Leidende fort. „Wir kommen ja nicht auf ewig auseinander, wenn ich sterbe; wir kommen ja wieder zusammen! — Was der Glaube werth ist, das empfind' ich jetzt. Ja, wenn das nicht wäre, dann könnt' ich nicht sterben! Dann müßt ich verzweifeln!"

Der Bursch, mit einer heftigen Bewegung, nahm sie bei den Armen und rief: „Denk' nicht an's Sterben! Denk' an's Leben! Du mußt nicht sterben wollen — du mußt leben wollen!"

Die Kranke lächelte traurig. „Ja," entgegnete sie, „wenn das so ginge! Und wenn ich's nicht besser wüßte!" — Nach einer Weile sagte sie: „Grüß' deine Leute von mir! Recht schön, ich bitte dich! Dein Vater hat mir neulich so viel Freundschaft erwiesen; er ist so gut, so herzensgut gegen mich gewesen! Und wenn mir das Benehmen deiner Mutter nicht gefallen hat, so sagst du ja, sie hab's nicht so bös gemeint —"

„Sie hat's bereut," rief Georg betheuernd, „bitter bereut! Sie hat's gut machen wollen, und sich darauf gefreut! Sie hat mir heute gesagt, daß sie dich besuchen wolle! Sie wird erschrecken, wenn ich ihr sag', daß du noch nicht besser bist!"

„Ah!" rief das Mädchen, indem ein Schein des Glücks in

ihrem Geſicht aufging. „Und das iſt wahr, Georg? Das darf ich glauben? Sie iſt mir jetzt gut — wirklich gut?“

„So wahr ein Gott im Himmel lebt!“ rief Georg feierlich.

„O,“ rief ſie mit übergehenden Augen, „das thut wohl! Daß ich das noch gehört hab', das iſt mir lieb! Sag's deiner Mutter, welche Freude ſie mir gemacht hat, — ſag's ihr und dank' ihr dafür!“

Dem Liebenden ſtürzten Thränen in die Augen. „Rebeck,“ rief er mit erſtickter Stimme, „du biſt die beſte Seele, die auf Erden exiſtirt! Du verdienſt ja zu leben und glücklich zu ſein mehr als alle Menſchen, die ich kenne! Es iſt unmöglich, daß du ſtirbſt! Nein, du kannſt nicht ſterben, du mußt wieder aufkommen!“

Rebeca ſchaute ihn mit einem liebevollen Blick an. „Ich will ja nicht behaupten,“ erwiderte ſie, „daß ich gar nicht mehr aufkommen kann! Aber hier (fuhr ſie auf ihre Bruſt deutend fort) iſt etwas, das mir ſagt: mach' dich bereit und ergib dich drein! — Und ich ergebe mich drein!“

„Um Gotteswillen!“ rief Georg.

„Laß mich reden!“ entgegnete ſie. „Hör' mich ruhig an! — Wenn ich ſterbe, Georg, bleib' gut Freund mit meinen Leuten, die dich alle ſo gern haben! Wie haben ſie ſich gefreut und wie haben ſie's alle für das größte Glück und die größte Ehre gehalten, daß du mein Mann werden ſollteſt. Bleib' gut Freund mit ihnen und beſuche ſie oft! Beſuche ſie, wenn du auch —“

Sie brach ab. Was ihr in die Seele gekommen war, denken

konnte ſie es, aber ausſprechen wollte ſie es nicht. „Vergiß mich nicht!“ fuhr ſie fort. Vergiß mich unter keinen Umſtänden, Georg! Das mußt du mir verſprechen, wenn ich ruhig ſterben ſoll, daß du mich nicht vergeſſen willſt, was auch kommen mag, ſo lang' du lebſt!“

Georg ergriff ſie bei den Händen und beugte ſich über ſie — die Thränen aus ſeinen Augen fielen auf ihre Wangen. „Ich hab' nie eine andre geliebt, als dich!“ rief er, „und ich werde nie eine andre lieben! Wenn du mir genommen wirſt, dann muß ich verzweifeln, und ich ſeh' nicht ein, wie ich noch leben ſoll! — Vergeſſen! Dich vergeſſen! Ich werde gar nichts anders thun können, als an dich denken! Immer wirſt du mir die Einzige ſein, die nicht ihres Gleichen hat, und der ich keine an die Seite ſtellen kann! Keine! Keine! — Aber,“ unterbrach er ſich plötzlich mit einer Art von Zorn, „ich red' da ſelber, als ob du nicht leben könnteſt —“

„O,“ fiel Rebecka mit einem tiefbeglückten Lächeln ein, „laß dich's nicht reuen! So red't nur einer, der ſo denkt! — Ach, Liebſter, wie gut hat mir das gethan! Nein, ich kann mich nicht beklagen bei allem Unglück! Nichts Schöneres gibt's im Himmel und auf Erden, als eine treue Liebe; und die hab' ich gefunden und die hab' ich gehabt! So glücklich bin ich geweſen! — Gib mir deine Hand! Ich dank' dir, Lieber! Ich dank' dir, ich dank' —“

Vor Schluchzen konnte ſie nicht weiter reden.

Eine Weile nachher trat Georg in die Stube, wo die Familie harrte. Der junge Mann, an dem man bis jetzt noch

kaum eine Thräne geſehen, hatte rothgeweinte Augen. Entſetzt ſtarrten die Geſichter ihn an! Aber er rief: „Sie iſt nicht todt! Sie lebt — und will euch ſehen!“

Alle gingen in die Kammer. Man fand die Kranke beſſer ausſehend — man tröſtete ſich und ſie! — Später, als ſie wieder ſchwerer athmete, betete man und weinte und hing an ihr mit den Blicken eines Kummers, wie ihn nur verzweifelnde Liebe fühlen kann! —

In derſelben Nacht noch verſchied die Leidende, „ſanft und ruhig und ohne Schmerzen,“ wie es in der Aufzeichnung heißt, der wir folgen.

XVII.

Als das Jammergeſchrei der Familie über das Ableben der Tochter verhallt war, trat Georg zur Leiche. Mutter und Schweſter hatten ſie zurecht gebettet — ſie lag im Scheine zweier Ampeln, als ob ſie ſchliefe. Ein wehmüthig zufriedenes Lächeln ſprach aus den bleichen Zügen. Der Liebende ſchaute ſie an, als ob er ſich das Schmerzensbild auf ewig in die Seele prägen wollte; dann ſtreichelte er die hellbraunen Seidenhaare, küßte die blaßglänzende Stirn, ließ Thränen auf das Antlitz fallen — und ſtand in ſich erſchauernd vor der unbegreiflichen Thatſache des Todes.

Durch die geöffneten Fenſterläden ſchaute der frühe Morgen herein. Nun litt es den Erſchütterten nicht länger im Haus, er entriß ſich dem Anblick und nahm Abſchied von der Familie. Seine ſtets wieder von Verzweiflung angefallene Seele trachtete nach Troſt, und es gab nur Einen Ort in der Welt, wo er ihn fand. Er lief auf dem Feldweg hin, umging ſein Dorf und eilte nach Wallerſtein. Noch war es zu einem Beſuch in der Freundesfamilie zu früh, und er trieb ſich in den Alleen der

Reſidenz umher, bis die aufgegangene Sonne höher ſtieg. Dann ſuchte er das Haus in der Herrenſtraße auf.

In der Stube, in die er eintrat, befanden ſich Mutter und Tochter. Seine Miene ſagte ihnen Alles. „Sie iſt todt?“ riefen beide. „Ja,“ verſetzte Georg, „ſie iſt todt; — und ich wollt', ich wär' es auch!“

Die Frauen klagten und weinten und gaben ihm Beweiſe der innigſten Theilnahme. Mit dem Inſtinkt der Freundſchaft vermieden ſie es, ihm Troſtesworte zu ſagen, linderten aber ſeinen Schmerz, indem ſie die Geſchiedene prieſen. Dann ermahnte die Baſe ihn, der nicht geſchlafen hatte, ſich in der Nebenſtube niederzulegen.

Georg, von Müdigkeit übermannt, folgte der Aufforderung. Zwei volle Stunden ruhte er. Dann erhob er ſich, und trat in die Wohnſtube. Hier befand ſich nun auch der Hofſchreiner, der ergriffen auf ihn zuging und ihm ſein Beileid ausſprach. Georg dankte ihm, dann ſagte er: „Könnt Ihr mich nicht bei Euch einige Tage beherbergen? Ich hab's überlegt, es iſt mir unmöglich, ganz unmöglich, mit der Leiche zu gehen; und ich kann auch noch nicht nach Hauſe — ich kann meine Mutter nicht ſehen! Bei Euch will ich bleiben. Ihr verſteht mich und mit Euch kann ich reden. Laßt mich eine kurze Zeit hier —“

„Ja, ja,“ fielen die Frauen ein. „Bleib', ſo lang' du willſt! Du biſt bei uns zu Haus!“ Und der Hofſchreiner ſchüttelte ihm die Hand mit väterlichen Blicken.

Man richtete ihm eine Kammer her, deren Fenſter auf den Garten ging.

Soweit es möglich war, die Pein in dem Herzen des Beraubten zu mildern, ſo weit gelang es dieſen guten und liebevollen Seelen.

Aber die freundſchaftliche Sorge der Sophie ging weiter. In der fürſtlichen Reſidenz befand ſich ein Bildhauer, der in der letzten Zeit ihre Büſte modellirt hatte und dem ſie durch ihren freundlichen Humor lieb geworden war. Dieſen ſuchte ſie auf. Eine Stunde ſpäter, nachdem ſie mit ihren Eltern Rückſprache genommen, fuhr ſie mit ihm nach dem Kreuzbauernhof. Und hier nahm der Bildhauer von dem verblichenen Bauernmädchen die Todtenmaske ab, um dem Liebenden darnach ein Abbild zu fertigen! Die Freundin ließ ſich von der Mutter außerdem die letzten Arbeiten Rebecka's einhändigen — eine Halskrauſe, an der ſie genäht, einen „Schneller," den ſie geſponnen hatte, — und ſchnitt endlich einen Büſchel von ihren Haaren ab.

Sie kannte den Freund! Sie wußte, wie theuer ihm alle dieſe Andenken ſein würden ſein ganzes Leben lang!

Als ſie wieder heimgekommen war und ihm alles erzählte und alles mittheilte, gab er ihr die Hand und fiel ihr weinend um den Hals.

Auf dem Heimweg hatte Sophie auch ſeine Eltern geſprochen. Der Vater ließ ihm ſagen, er ſolle nur bleiben und ſich tröſten, ſo weit es möglich ſei. Die Mutter (theilte Sophie mit) habe dabei ſonderbar ausgeſehen: wie eine, die von ihrem Gewiſſen verklagt ſei, aber ſich dagegen wehre!

Als Georg in der endlich erſchienenen Nacht ſich nieder-

gelegt hatte und im Dunkel dalag, trat ihm die Geliebte wieder vor die Seele. Er sah sie wie sie war im Leben und im Sterben. Er besaß und verlor sie noch einmal — und er weinte und schluchzte in heftigem wildem Schmerz. Bittre Klagen mischten sich in sein Leid und fachten es immer auf's neue wieder an; Stunde um Stunde verging, ohne daß er den Schlaf zu finden vermochte. Zuletzt, todmüde, fiel er in einen unruhvollen Schlummer.

Am andern Morgen erhielt er mehrere Besuche von Männern und Frauen des Marktfleckens, die zu seinen nähern Bekannten gehörten. Die ganz besonders herzliche Theilnahme, die sein Schicksal fand, that ihm doch wohl, und die Gespräche lenkten ihn ab von seinem Leid.

Am dritten Tag fand die Beerdigung statt. Es war ein Feiertag — und dies mochte dazu beigetragen haben, daß die Zahl der Theilnehmenden außergewöhnlich groß war. Der Hauptgrund lag aber in dem Ruhm der Verstorbenen! Der Streit Georg's mit seinen Eltern war seit seinem Entweichungsversuch im ganzen Gau bekannt; man sprach immer wieder davon, und es wurde dabei immer wieder der Anmuth und Bravheit Rebecka's gedacht. Daß der junge Haselbauer den Eltern die Einwilligung endlich abgewonnen, hörte man allenthalben mit Freuden; und der plötzliche Tod des jungen Mädchens ergriff und rührte die Herzen. Das war kein gewöhnliches Schicksal! Auch Entferntерstehende konnten davon betroffen und zum Nachdenken bewegt werden; den Näherstehenden war es ein Ereigniß, das ihr inniges Mitgefühl erregte.

Hinter dem kränzegeſchmückten Sarge, der von ſechs Männern getragen wurde, ging der Vater der Verſtorbenen mit ihrem Taufpathen, und ihr einziger im Ort anweſender Bruder, Hans, mit Ludwig. Die Mutter folgte mit ihrer eigenen Schweſter, der Frau des Taufpathen. Mit Chriſtine ging Sophie, und mit einer ältern Verwandten — die Haſelbäuerin.

Dieſe hatte ſich's nicht nehmen laſſen, der Leichenfeier beizuwohnen, und war, zur Ehre der Verewigten, in tiefſter Trauer erſchienen.

Unter den Uebrigen, die den Kirchhof einnahmen, befanden ſich alte Bekannte von uns. Vetter Metzler aus Nördlingen hatte ſich, ſobald derſelbe gekommen war, dem Gallenbauer geſellt. Ohnweit von ihnen, in der Nähe des Grabes, ſtand der Rentbeamte mit ſeiner Frau. Wallerſteiner und Nördlinger, die zu einer oder der andern Familie in Bezug ſtanden, hatten ſich in ungewöhnlicher Zahl eingefunden.

Der Geiſtliche war ein begabter, wiſſenſchaftlich gebildeter, humaner Mann. Wir könnten ſeinen Namen nennen; denn er hat ſich als Forſcher in der Lokalgeſchichte bekannt gemacht. Von dem rührenden Geſchick, das ſich hier erfüllt hatte, ſelbſt in ſeinem Innern bewegt, hob er am Grabe nicht nur die Liebenswürdigkeit und Herzensgüte der Geſchiedenen hervor, ſondern mit beſonderem Nachdruck die Sittſamkeit und Ehrbarkeit ihres Verhaltens, wodurch ſie ſich die allgemeine Achtung erworben habe.

Die Angehörigen, die um das Grab ſtanden, weinten laut, und kaum blieb ein Aug' ohne Thränen.

Unter den Leidtragenden zog die Mutter Georg's von Anfang an besondere Aufmerksamkeit auf sich. Sie war mit einem tiefen Ernst erschienen und hatte diesen behauptet, ohne sich von den Blicken, die sich aus nahe liegenden Gründen nicht immer freundlich auf sie richteten, stören zu lassen. Während sich neben ihr erschütternde Klagerufe hören ließen, blieb sie stumm und starr. Aber diejenigen, die in's Innere zu sehen vermochten, wie der Rentbeamte und seine Frau, erkannten doch, was in ihr vorging. Und als der Geistliche von den Aussichten sprach, welche der Verewigten im Leben geboten waren, und des Jünglings gedachte, der durch ihren Tod in tiefen Jammer versetzt worden sei, da bewegte sich die Brust, in der so lange das Herz unbeugsam geschlagen, und aus den Augen brachen Thränen — heiße, bittre Thränen! Sie flossen über die graubraunen Wangen herunter in immer wieder erneuten Strömen, und aus dem tiefsten Innern unter heftigem Schluchzen drang ein Stöhnen der Reue und des Leides hervor.

Der Tod ist ein großer Bekehrer — ein großer Versöhner! Der Schmerz der Bäuerin kam aus den tiefsten Tiefen ihres Wesens. Jetzt, wo die Jungfrau im Sarge lag, trat die ganze herzige Güte derselben vor ihre Seele, sie erinnerte sich ihrer Feindseligkeit und Rauhheit gegen sie — und ihr harter Sinn zerbrach und schmolz gänzlich dahin!

Die Umwandlung eines Weibes, deren Verhalten gegen die Verblichene nahezu von allen Anwesenden gekannt war, machte auf die tiefern Seelen einen rührenden Eindruck. Mancher Erfahrne schaute sie an, als wollte er sagen: „Siehst du?

Nun iſt dir's endlich auch gekommen, du vornehme, ſtolze Bäuerin!“ — Auch der Geiſtliche, dem ſie gegenüberſtand, warf im Weggehen einen bedeutſamen Blick auf ſie, und die Mutter der ſo über alles Erwarten Geehrten ſah die Weinende mit wahrem Dankgefühl an. Den nächſten Verwandten allen war dieſes Benehmen der Mutter Georg's eine große Genugthuung und ein wirklicher Troſt.

Als der Gottesdienſt in der Kirche zu Ende war, fand Sophie Gelegenheit, den Geiſtlichen um eine Abſchrift der Rede am Grabe und der Predigt zu erſuchen; „für den Bräutigam,“ wie ſie hinzufügte. Sie wurde ihr bereitwillig zugeſagt, mit herzlichen Grüßen an ihn.

Die Freundin eilte vom Trauerhauſe ſobald als möglich heim, um Georg und den Ihrigen Bericht von der Feier abzuſtatten. — Alles, was ſie ſagte, that dem Liebenden mitten in ſeinem Schmerze wohl und wirkte beruhigend auf ſeine Seele; am meiſten, was ſie ihm von ſeiner Mutter berichtete! — Die Geliebte, wenn auch im Grabe, hatte geſiegt über die Gegnerin, die ſich ihr ſo hartnäckig und ſo lange widerſetzt hatte! Sie hatte vollſtändig geſiegt! — und ihm war die Mutter wieder eine Mutter geworden!

Noch einen Tag blieb er in der Freundesfamilie. In den erſten Morgenſtunden deſſelben ſtieg ein Gewitter auf und tobte, als ob es auf den Untergang der Landſchaft abgeſehen wäre. Der Aufruhr der Natur flößte dem jungen Mann Gefühle ein, wie er ſie noch nicht an ſich erfahren hatte. Die plötzlich hereinbrechende grauenvolle Nacht war ihm ein er-

hebender, labender Anblick gewesen, die furchtbaren Donnerschläge thaten ihm in der Seele wohl, und er athmete freier und aufgerichteter, als der Regen wolkenbruchähnlich niederrauschte.

Der Mittag brachte die Sonne wieder und der Abend war ungewöhnlich mild und schön. — Georg, um die sechste Stunde, verließ das Haus, ging zu den Wirthschaftsgebäuden des frühern Schlosses empor und bestieg den Felsen. Hier suchte er eine einsame Stelle auf, wo er das Dorf sehen konnte, dessen Friedhof die Reste der Geliebten barg. Er setzte sich auf ein Felsstück und schaute hinüber zu Kirche und Kirchthurm, auf deren westlicher Seite das Gold der Abendsonne lag. Lange saß er da. Trauer erfüllte sein Herz; aber sie hatte einen sanftern Charakter.

Der Mensch, der einen großen Verlust erlitten hat, sieht und fühlt zuerst nur ihn, und sein Herz leidet nur Pein. Nach und nach stellt sich ihm aber auch wieder dar, was ihm bleibt. Und sein Auge hängt daran, sein Herz findet Nahrung, sein Schmerz Linderung.

Als Georg, halb schauend, halb träumend saß, erstand ihm die Geliebte — das lebende Bild der Geliebten — in der Seele. Er sah sie, wie sie gewesen war in den holdesten Augenblicken — und sie glänzte vor ihm in der schönsten Blüte. Und auch die Freuden erstanden wieder in ihm, die er gefühlt hatte an ihrer Seite, an ihrem Herzen! Und sie durchflossen, durchschauerten und beglückten ihn wieder!

War es ein Glück voller Wehmuth, so that es ihm doch innig wohl und war ihm ein Trost.

Der beste Trost wurde ihm aber die Liebe, die er zu der Geschiedenen fühlte, jetzt wie nur jemals, und von der er wußte, daß sie nie vergehen würde!

Was wir lieben, besitzen wir. Wir besitzen es nicht ganz; und immer wieder kann eine glühende Sehnsucht nach dem völligen Besitz uns anfallen und übermannen. Aber in Momenten, wo der Geist mächtiger sich erhebt, sehen wir über das Fehlende hinweg; wir lassen uns genügen an dem Schatz der Seele, und für den Mangel des wirklichen Lebens tritt die Hoffnung auf eine Wiederkehr desselben ein.

In der Stimmung, in welche dieses wogende Spiel von Gedanken und Empfindungen unsern Georg versetzte, dachte er mit einer eigenen Genugthuung an die Andenken von der Geliebten, welche die Freundin ihm verschafft hatte. Er fühlte sich glücklich, sie zu haben! Und die Aussicht, ihr Bild nach dem Leben zu erhalten, und es bei sich aufstellen zu können, durchdrang ihn mit einer tiefen Genugthuung.

Das ist die Bedeutung der Erinnerungszeichen! Das Phantasiebild, welches in höchster Schönheit vor uns aufglänzen kann, ist nur für den Geist, und besucht uns nur wie ein höheres Wesen, um wieder zu verschwinden. Aber die sinnlichen Zeichen können wir mit den Händen fassen — und sie bleiben! — Sie sind die wahre Ergänzung des Gedenkens in der Seele.

Als der junge Mann nach Hause kam, fiel den theil-

nehmenden Herzen sein gefaßtes Wesen auf. Sie ließen sich von ihm sagen, wo er gewesen, und freuten sich der wenn auch melancholischen Ruhe, womit er auf alles Antwort gab. Er verlangte die Arbeiten Rebecka's, welche Sophie in einem Schrank aufbewahrt hatte, und schlug sie in Papier ein, um sie mit in seine Kammer zu nehmen. — Zum erstenmal fand er hier einen längern und ruhigern Schlaf.

Am andern Morgen nahm er von der Familie Abschied. Er sagte allen seinen Dank auf's herzlichste und konnte sich kaum genug thun; und sie entließen ihn „auf baldiges Wiedersehen!" Im lichten Sonnenschein ging er den Fußweg über die frischgrünen Wiesen und am Felde hin nach Hause. In seinem Hof erblickte er den Vater, der an einem Leiterwagen etwas zurecht machte. Er rief ihm den Gruß des Tages zu. Der Alte, nachdem er aufgesehen, ging ihm entgegen, gab ihm die Hand, sprach von dem Unglück, das ihn getroffen, und sagte ihm Worte des Trostes. Es waren die gewöhnlichen Gründe und Ermahnungen, aber sie kamen aus einem so guten Herzen, daß Georg mit Rührung zuhörte.

Beide mit einander gingen in die Stube zur Mutter. Georg trat stumm auf die Entgegenkommende zu, faßte aber ihre Rechte und drückte sie so sprechend, daß sie ihn gleich verstand. „Ich dank' dir," rief er aus tiefer Seele; „du weißt, wofür!"

Die Frau schaute ihn an — und in ihre Augen kamen Thränen. Die Zärtlichkeit, die sie so lange zurückgehalten hatte, drang jetzt unaufhaltsam in ihr hervor und gab sich in

Händedrücken und Worten innigen Bedauerns kund. Unheil und Herzeleid auf der einen — Schuldgefühl und Reue auf der andern Seite hatten die getrennten Seelen wieder zusammengeführt und enger verbunden als vorher.

Die Bäuerin war in der That verwandelt; ihr besseres Ich war dauernd emporgekommen. — Sie hatte sich in ihren Gedanken eine Schwiegertochter erwählt gehabt und für sie gekämpft, so lang es möglich war. Der Widerwille gegen die Erkorene des Sohnes wurde aber durch reinere Erkenntniß besiegt, und nun blieb sie mit derselben Entschiedenheit auf dieser Seite. Die Gefühle, die von da an in ihr herrschten, machten ihre Züge nicht nur milder, sondern gaben ihr auch eine Anmuth, wie sie ihr früher nicht eigen gewesen.

„Was hast du denn da?“ sagte sie auf das Päckchen deutend, das Georg unter'm Arme gebracht und auf die Wandbank gelegt hatte. Der Sohn wickelte die Krause und den Schneller heraus und zeigte sie der Mutter. „Es sind die letzten Arbeiten meiner seligen Braut,“ bemerkte er. „Die Sophie hat sie sich von der Mutter für mich geben lassen!“

Die Haselbäuerin nahm die Krause, betrachtete sie und nickte Beifall. Das Gespinnst anfühlend, sagte sie: „Der Faden ist fein und gleich, als ob er von Seide wäre! Sie hat's verstanden!“ Nach kurzem Schweigen, mit einem Seufzer, murmelte sie: „Es ist Schade!“

„O Mutter!“ rief der Sohn, indem er sie bei der Hand faßte. „Ja freilich, es ist Schade!“ —

An demselben Tag sollte der Bursch noch etwas nicht Er-

wartetes und seinem Herzen Wohlthuendes erleben. Er ging gegen die Vesperzeit in seinen Garten, der an den Anger des Baches gränzte, wandelte herum und stellte sich endlich in den Schatten eines alten Apfelbaumes von breiten und herabhängenden Aesten, der in der Nähe des Nachbargartens stand. Da sah er, über den niedrigen Zaun hin, zwei Mädchen vom obern Dorf herabkommen, deren Zusammengehen ihn überraschen mußte; es war die Marev' und Margrete Weidner. Vor der Thüre des Nachbargartens blieben sie stehen. Georg, von ihnen unbemerkt, konnte sie sehen und hören. Und er hörte Dinge, die ihm eigen in's Ohr klingen mußten!

Sie waren mitten in einem Gespräch begriffen, und sie sprachen von ihm und von der Verstorbenen und kürzlich Begrabenen, was freilich nahe lag.

„So ist der Mensch eben nichts!" sagte Margrete mit einem eigenen Ernst. „Ich für meine Person hab' kein schöneres Mädchen gekannt, als die Rebeck'. Und wie ich sie zum letztenmal gesehen hab', vor vier Wochen, in Nördlingen, hat sie noch ausgeschaut wie's Leben! Jetzt liegt sie im Grab! — Ich kann mir den Kummer des Hansjörg denken," fuhr sie nach kurzem Schweigen fort. „Er hat sie über die Maßen gern gehabt, das sieht man aus allem; und wer sie gekannt hat, der begreift's auch! — Aber so geht's in der Welt! Was man am liebsten hat, muß man verlieren!"

Indem sie die letzten Worte sprach, hatte ihre Stimme einen traurigen Klang und es sah fast aus, als ob ihr Thränen in die Augen gekommen seien.

Dieſes Mitgefühl in dem Herzen der Guten müſſen wir erklären. Sie ſelbſt hatte einen Verluſt erlitten! Ihr zweiter Bruder, an dem ſie zärtlich gehangen hatte, war trotz ihrer aufopfernden Pflege vor Kurzem geſtorben; — und die durch eigene Trauer weiche Seele war nun um ſo empfänglicher für das Leid eines Andern.

Was die Neigung betraf, die ſie Georg früher zugewendet hatte, ſo war ſie nach dem Bekanntwerden ſeines Verhältniſſes mit Rebecka, wenn nicht ganz vergangen, doch verwandelt in eine Art freundſchaftlichen Gernſehens. In dieſer Beziehung finden einfache, natürliche Menſchen und wackre Herzen gar bald das Rechte. Den Burſchen, der einer andern gehörte, konnte Margrete nicht mehr zum Mann haben — auf ihn konnte ſie nicht mehr hoffen, ihn ſah ſie daher auch nicht mehr an, wie man einen anſieht, den man heiraten kann. Das Gefühl ihrer Seele konnte damit nach und nach gar wohl ein anderes werden. Sie konnte noch immer ein Wohlgefallen an Georg haben, aber ohne leidenſchaftliches Verlangen; und ſie konnte ihn, der für ſie nicht mehr in Betracht kam, derjenigen gönnen, der er nun einmal gehören wollte. Die erſte Nachricht über den Vorrang, welcher der Andern zu Theil geworden, hatte ihr gar nicht wohl gethan, vielmehr, wenn wir es recht ſagen wollen, ihr unvorbereitetes Herz tief betrübt. Aber das war nun lang überwunden, und ihre Ergebung in die vollendete Thatſache war ihr ſchon zur Gewohnheit, zur andern Natur geworden.

Die Marev', die von ganz andern Empfindungen bewegt war, ſagte mit einem Klang von Spott: „Du ſprichſt ja, als

ob du dich ganz besonders darüber grämtest, daß die Rebeck' gestorben ist!"

„Sie dauert mich wirklich," entgegnete Margrete. „Und der Hansjörg noch mehr!"

„Aber," versetzte die Marev', „den hast du ja selber einmal gern gesehen?"

„Ist das eine Folge, daß er mich jetzt nicht dauern sollt'? Im Gegentheil — gerade deßwegen! — Hast du denn gar kein Mitleid mit ihm?"

Maria Eva schwieg. Dann sagte sie: „Mir hat er's gar zu arg gemacht! Mich hat er gar zu sehr gekränkt! Und wenn er nun auch Kummer hat, wie ich ihn gehabt hab', dann geschieht's ihm recht!"

„Du trägst's ihm noch immer nach?" versetzte Margrete.

„Ich kann mir nicht helfen!" erwiderte jene. Und mit bitterm Munde setzte sie hinzu: „Ich bin eben keine so gute Seele, wie du!"

Margrete zuckte ein wenig die Achsel. „Von uns," entgegnete sie, „ist eben jede, wie sie ist; und ich will mich nicht anders haben, als ich bin."

„B'hüt dich Gott!" rief die Marev' mit einem Kopfnicken von oben herab und trat durch die Thüre in ihren Garten. Margrete ging allein weiter.

Georg sah ihr nach. „Das ist ein gutes Mädchen!" sagte er zu sich. „Von der Marev' wundert mich nicht, was sie gesagt hat; jedes Wort sieht ihr gleich. Aber daß man so gut sein kann, wie die Margret, das hab' ich kaum geglaubt! — Es ist doch was Schönes um ein solches Herz; und sie hat recht, daß sie sich nicht anders haben will, als sie ist!"

XVIII.

Ein Jahr verfloß.

Wir wollen das Gemüthsleben Georg's und das Gedenken an Rebecka nicht weiter ausmalen. Die Zeit übte auch auf ihn ihre beruhigende Macht; aber sie lehrte ihn freilich nur Ergebung, keinen neuen frischen Lebensmuth. In sich gekehrt, von wenig Worten, melancholisch ging er seinem Geschäft nach. Lärmende Zusammenkünfte mit Kameraden und Lustbarkeiten mied er gänzlich; am liebsten waren ihm einsame Spaziergänge.

Auf diesen fiel er nicht selten in ein leidenschaftliches Gefühl seines Verlustes zurück, und sein zürnendes Herz belangte das Schicksal. „Warum," rief er, „mußte gerad' ich dieses Unglück haben? Warum mußte gerad' mir die Braut sterben? Etwa deßwegen, weil ich sie am meisten geliebt habe, und sie mich? — Wir haben treu zusammengehalten und Alles ausgehalten, um endlich zusammenzukommen; und wie's gewonnen war — wie nichts mehr für uns übrig blieb, als glücklich zu sein, da stirbt sie! Das ist wahrlich, als wär's mit Fleiß so eingerichtet worden! — Ach, ich hab's ja gewußt: zum Glück bin ich nicht auf der Welt, und unser Herrgott scheint nicht sehr viel auf mich

zu geben! — Eine kurze Zeit iſt ſchön geweſen; aber jetzt muß ich ſie büßen und jede Minute des Glücks mit einer Marter zahlen. — Traurige Welt! Armſeliges Leben!“ —

Wie der Menſch aber in guten Tagen bedrückende, bängliche Gefühle haben kann, ſo laſſen die ſchlimmen auch erhebende, ſtärkende in ihm aufkommen; und dieſer Wechſel allein erhält ihn.

Unſerm beraubten Freund wurden ſogar Augenblicke wirklicher Befriedigung zu Theil. Der Vetter Hofſchreiner hatte ihm auf ſeinen Wunſch einen polirten Schreibeſchrank gefertigt. Dieſen ſtellte er in der obern Stube auf, und mitten in der Trauer war es ihm eine Freude, die Reliquien Rebeka's in dem Hauptfach ſo ſchön bewahren zu können. Einen Theil der lichtbraunen Haare hatte er vom Goldarbeiter zu Nördlingen in einen Ring flechten laſſen, den er trug. Die größte Genugthuung empfand er aber, als der Bildhauer den nach der Todtenmaske ausgeführten Kopf der Geliebten überbrachte. Die Stelle auf dem Schrank war vom Hofſchreiner vorgeſehen; man ſetzte das Bildnis auf, ſtellte es in's beſte Licht — und dem Bauernſohne fehlten auch die Tröſtungen der Kunſt nicht!

Das Verſprechen, das er der Sterbenden gegeben, ihre Familie zu beſuchen, erfüllte er treulichſt. Am meiſten war da natürlich von Rebeka die Rede. Georg ließ ſich von Mutter und Schweſter erzählen, was er vom Leben der Verſtorbenen noch nicht wußte; und ſie theilten ihm Züge mit, welche ſeine Kenntniß ihres Weſens bereicherten, aber freilich dem Bild, das er von ihr in der Seele trug, nur weitre Zierden liehen.

Wie oft wurde hier das Wort der Haſelbäuerin wiederholt: „Es iſt Schade!“ Wie oft kamen den guten Leuten Thränen in die Augen, während Georg mit wallender Seele rüſter ſaß und eine Anklage gegen die Vorſehung in ſich kaum unterdrücken konnte!

An Feiertagen wallfahrte er zum Grabe der Geliebten. Er ſelbſt hatte angegeben, mit welchen Blumen der Hügel bepflanzt werden müßte; und noch im Spätſommer war ihm die Genugthuung, dieſe ausgeſchlagen und die Ruheſtatt vor den übrigen durch ihren Schmuck ausgezeichnet zu ſehen.

Das andere Ziel ſeiner Beſuche blieb das Freundeshaus in Wallerſtein. Hier überwog in den Geſprächen bald das befreiende, ſtärkende Element, indem der Candidat ihnen eine Richtung in die Moral, um nicht zu ſagen in die Philoſophie zu geben wußte. Im Winter ſetzte Georg das Singen mit Sophie, das Klavierſpiel und das Bücherleſen fort; und er machte die Erfahrung, daß er nach ſeinen Erlebniſſen in Luſt und Leid die Werke der Dichtkunſt viel beſſer aufzufaſſen vermochte, wie zuvor! Mit dem Willen ſeiner Eltern ſchaffte er ſich ſelbſt ein Klavier an, brachte es in die obere Stube und ſpielte und ſang in Stunden der Muße — vor dem Bildniß Rebeka's!

Beim erſten Wiederſehen nach jenen ſchweren Tagen hatte er der jungen Freundin die belauſchte Unterredung zwiſchen der Marev' und Margrete mitgetheilt. Sophie erwiderte: „Daran erkenn' ich ſie beide. Was iſt aber das Margrette für ein gutes Ding! Und ſie weiß es ſelber nicht! — Es freut mich, daß ich mit ihr Geſchwiſterkind bin! Solche, mein lieber

Freund, gibt's nicht viele!" — „Nein," verſetzte Georg mit Humor, „ſondern äußerſt wenige!"

Der Frühling erſchien mit ſanften und lieblichen Tagen. Der Beginn der ſchönen Jahreszeit wirkt auf tiefere Gemüther, wie das ſchon öfters bemerkt worden iſt, ſeine fröhliche Stimmung. Das allgemeine Erwachen der Natur regt auch in ihnen Gefühle der Hoffnung an: aber ſie wiſſen: die rings ergoſſene Schönheit, gekommen wie im Traum, wird wieder vergehen wie im Traum; — und ſie denken an die Flüchtigkeit aller irrdiſchen Güter, an die Hinfälligkeit ihrer eignen Beſitzthümer.

Das Herz erweichen und die Gefühle mildern, — die Trauer gelinde, ja ſüß machen, das kann der Frühling! Und dieſen Liebesdienſt leiſtete er auch unſerm Georg. In gewiſſen Momenten träumender Vertiefung ſprang vieles, der wegen ſeines Geſchicks mit Gott gerechtet hatte, ſogar auf die entgegengeſetzte Seite über — und, von den Bildern der Erinnerung wunderſam beglückt und ergriffen, dankte er Gott, daß er ihn die ſeligen Tage mit der Geliebten doch habe erleben laſſen, wenn ſie auch ſo bald ein Ende genommen! „Es wäre ja auch möglich geweſen," fuhr er fort), „daß ich ſie gar nicht kennen gelernt hätte! Und wozu wär ich dann auf der Welt geweſen?"

Die Erinnerung des Liebenden auch an die verlorne Geliebte iſt immer noch ein Glück! Es iſt ein großes, rührendes Glück des Lebenden, durch die erſtaunliche Gabe der Einbildungskraft ſie, die lebensvoll geblüht hat, für ſich wieder erwecken zu können — mit ihr reden und von ihren Lippen die

holdeſten Worte hören zu können! Das iſt Poeſie — die Poeſie des Gedenkens! — Und ſie hatte unſer begabter Freund in den ſchönen Tagen, wo der Schwarzdorn am Wege blüht und die Lerche ſingend in den Himmel ſteigt, in reichem Maße! —

Mit ſeinen Eltern lebte er durchaus in Frieden. Sie ließen ihn gehen und der Oekonomie vorſtehen: ſie wußten, wie gut ſie verſorgt waren! Die Reden, die ſie an ihn richteten, hatten jetzt einen herzlichern Klang, als ſelbſt in den Tagen vor ihrem Streit mit ihm. Auf den frühern Plan mit der Nachbarstochter kam auch die Mutter nicht mit der leiſeſten Anſpielung mehr zurück. Maria Eva war noch immer, Georg wieder frei; aber wenn den Eltern die Verbindung auch jetzt noch wünſchenswerth erſchienen wäre, ſie hätten um alles nicht gewagt, es gegen den Sohn auszuſprechen! Wie ſehr ſie Bauern waren, ſie erkannten doch in ihrer Seele, daß man ihm, welcher die Braut verloren hatte, die er über alles liebte, nicht zumuthen könnte, die Ungeliebte zur Frau zu nehmen!

Im Monat Mai feierten Ludwig und Chriſtine ihre Hochzeit, die hauptſächlich wegen der Trauer um Rebecka vom Herbſt auf das Frühjahr verſchoben worden war. Georg wohnte ihr als Gaſt bei. Aber er blieb in ſeinem dunkeln Gewande den ganzen Tag und tanzte nicht. Unter den weiblichen Gäſten befand ſich auch Margrete. Als er an dieſe in der Stube, in welche vom Tanzboden her Muſik und Jauchzen erſcholl, einige Worte richtete, ſagte ſie: „Du machſt dich heute nicht luſtig, Hansjörg? Ich begreif's wol, und es gefällt mir von dir.“ — Georg erwiderte: „Du verſtehſt mich, das weiß ich ſchon

länger. — Wenn ich mit einer tanzte, thät' ich's mit dir, Margret. Aber —" Er schüttelte den Kopf. — „Ich tanz' auch nicht," versetzte das Mädchen. „Ich bin noch in der Trauer um meinen Bruder — und ich spür' auch gar keine Lust dazu!"

Im Laufe des Sommers besuchte der Bursch häufig die jungen Gatten. Sie lebten vergnügt, wie das bei ihren Charakteren vorauszusehen war. Einmal, an einem Sonntag Abends, traf er die Bäuerin allein. Das Gespräch kam auf das eheliche Leben, und Christine rühmte ihren „Bauer", wie gut er mit ihr sei. Dann, mit einem Lächeln, das nicht ganz ohne Befangenheit war, schaute sie zu ihm auf und sagte: „Wie steht's denn aber mit dir, Hansjörg? Hat man dir noch keine neue angetragen?"

Georg sah sie an — und machte eine Bewegung des Unmuths. Sein Auge funkelte beinahe zornig. „Ich wollt's keinem rathen!" rief er.

Der Blick, den Christine nun auf ihn richtete, hatte etwas herzlich Erkenntliches. Dann sagte sie: „Es ist eine Ehre für meine selige Schwester, daß du sie in so gutem Andenken behältst; und ich" (fuhr sie fort, ihm die Hand reichend) „ich dank dir dafür! Aber heiraten, Hansjörg, mußt du zuletzt doch! Das geht nicht, daß du ohne Frau bleibst — du, der einzige Sohn, ja das einzige Kind! — Du brauchst ja deßwegen meine Rebeck' nicht zu vergessen! Das ist gar nicht nöthig! — Auch ich" (setzte sie mit feuchtgewordenen Augen hinzu) „ich vergesse sie nicht! Mitten in meinem Glück denk ich an sie — und das

Waſſer kommt mir in die Augen. Sie iſt gar zu gut und gar zu lieb geweſen!"

„Alſo laßt mich in Ruhe mit euren Fragen!" rief Georg mit Heftigkeit. „Wenn's dir ſo iſt, dann kannſt du dir denken, wie's mir iſt! — Reden wir nicht mehr davon!" —

Ein weitres Vierteljahr ging hin. Eines Morgens, da Mutter und Sohn im Kanzley noch beim Frühſtück ſaßen (es war in der Mitte des November!) begann jene mit einem bedeutſamen Blick: „Weißt du, Hansjörg, was heut für ein Tag iſt?"

Der Burſch beſann ſich. „Ach ja," rief er.

„Und haſt du auch bedacht," fuhr die Mutter fort, „wie alt du heut wirſt?"

„Das macht mir keine Sorge!" entgegnete der Sohn.

„Aber mir, mein lieber Bub', machts nach und nach Sorge! Mir und deinem Vater! — Du lebſt ſo dahin und redeſt nicht und deuteſt nicht! — Glaubſt du denn, daß das ſo fortgehen kann? Du wirſt doch hoffentlich kein alter Junggeſell werden wollen?"

„Mutter, ich bitte dich —"

„Hansjörg," fuhr die Bäuerin mit Ernſt fort, „das hilft dich jetzt nichts mehr! Länger dürfen wir's nimmer ſo mit anſehen! Endlich müſſen wir reden von der Sach'!"

Georg warf einen argwöhniſchen Blick auf die Mutter. Dieſe verſtand ihn ſogleich. „Da hab' keine Sorg'!" entgegnete ſie. „Die kannſt du jetzt gar nicht mehr haben! Sie iſt verſprochen — ſie heiratet ihren Vetter Gottlieb."

„Gottlob!“ verſetzte der Burſch nicht ohne Laune.

„Aber es gibt ja noch andre! Hier bei uns und auswärts! — Schau dich endlich um — es iſt hohe Zeit! Wir reden dir nichts mehr ein. Wir vertrauen dir, daß du uns nicht zumuthen wirſt, eine Schwiegertochter in's Haus zu nehmen, deren wir uns ſchämen müßten. Alſo bring' uns nur eine nach deinem Herzen; aber bring' uns eine!“

Georg ſchwieg. Endlich ſagte er: „Der Gedanke will mir nicht in den Kopf!“

Die Mutter fuhr ordentlich erſchrocken auf. „Aber willſt du denn gar nicht mehr heiraten?“ rief ſie erregt und heftig.

„Das will ich nicht ſagen,“ erwiderte der Sohn. „Aber für jetzt fühl' ich nicht die geringſte Luſt dazu — und zwingen will ich mich nicht. — Bezähm' deine Ungeduld, Mutter! Du kommſt damit nicht ſchneller zu deinem Zweck, das kann ich dir verſichern! — Warten wir eben alle zwei, bis wir das, was ſein muß, ſelber wollen und auch wirklich thun können!“

XIX.

Für jeden gibt es in der Welt ein Schickſal, und dieſes erfüllt ſich zuletzt. Auf das Meinen und Fühlen des Menſchen in einem gewiſſen Zeitmoment kommt es dabei nicht an. Es kann einer verzweifeln zu müſſen glauben und in der That nichts mehr hoffen. Aber es wartet im Leben doch noch ein Ziel auf ihn — ein ſchönes, wünſchenswerthes, ja ſegensreiches Ziel; und wenn die andern Bedingungen zuſtimmen, ſo wird er endlich zu ihm hingeführt werden.

Wir wiſſen ſchon jetzt: wenn Georg ein Weib nahm, dann ſuchte er es nicht auswärts. Sollte er die Geliebte ſeiner Jugend, die Holdeſte, die ſeine Augen jemals geſehen, nicht zur Ehefrau haben, dann konnte dieß nur die Beſte werden, die er kennen gelernt hatte. Eine ſo ſchöne Jungfrau wie Rebeka gab es nicht mehr. Hätte er ſie aber finden können, er hätte ſie nicht geſucht! Eine ſo ſchöne wie Rebeka wollte er nicht mehr haben. Dieſe ſollte ihm ſtets die Schönſte bleiben von allen, und keine ſollte ſich neben ſie ſtellen können. Darum, wenn er heiraten mußte (und ſein Stand und ſeine Sohnes-

pflicht, allerdings, nöthigten ihn dazu!) — dann konnte er nur diejenige nehmen, die der Verlornen, wenn auch nicht an Liebreiz, doch an Herzensgüte gleichsam und eine festere Gesundheit und einen gleichmäßig frohen Humor vor ihr voraushatte.

Da für die Wahl Margretes die besten, ja alle Gründe sprachen, so war der Entschluß Georgs nur noch eine Frage der Zeit. Und als noch ein ferneres halbes Jahr vergangen war, im Beginn des nächsten Sommers, wurde er gefaßt.

Wir dürfen nicht verschweigen, daß dabei der kluge alte Haselbauer seine Hand mit im Spiele hatte. Margrete war nach dem Tode ihrer beiden Stiefbrüder, als jetzt einziges Kind ihrer Eltern, auch die beste Partie für den Sohn, welcher durch diese Heirat nochmal die Anwartschaft auf zwei Bauernhöfe erhielt. Wie nun der Alte zu merken begann, daß Georg die Margrete schätzte und sie mit einer andern Art grüßte, als sonst eine im Dorf, da zog er den Schluß, daß man ihn noch am ersten zur Heirat mit dieser bringen könnte! Und er faßte sich kurz und ging zum alten Weidner, um die Möglichkeit der Verbindung mit ihm in's Auge zu fassen.

Der Bruder der Hofschreinerin war nicht einer der begütertsten, wol aber einer der geschicktesten Bauern in der Gegend. Er gehörte zu jenen Landleuten, denen der Bauernstand nicht nur der liebste ist, sondern die ihn ganz treuherzig auch für den ehrenvollsten und schönsten von allen erklären können. Darum zählte er — trotz dem, was er Schmerzliches

erfahren hatte — zu den glücklichen Menschen: und schon jetzt hatte er auch wieder das Aussehen eines solchen.

Der Vorschlag des Haselbauern leuchtete ihm augenblicklich ein. Er lächelte, während er seine „Ramsnase“ etwas einzog, mit großem Behagen, und zugleich mit einer gewissen Schlauheit. Den „Vetter“ begriff er vollkommen; denn zum Haselbauernhof noch den Weidnershof zu bekommen, und damit einer der ersten Männer im Ries zu werden, das konnte sich der Hansjörg wol gefallen lassen! — Aber grad dem gönnte er auch seinen Hof und sein Kind. Zwar gefiel ihm an dem jungen Menschen gar nicht alles. Daß dieser Klavier spielte, wie ein Schullehrer, und Bücher las, wie ein Pfarrer, und in seinem Anzug über seinen Stand hinauswollte, das hatte seinen Beifall keineswegs. Aber daß er trotzdem seine Felder so gut baute, wie er, der Weidner, die seinigen, das war doch eine große Tugend — das war eigentlich die Hauptsache — und so einem konnte er seine Margret anvertrauen.

Nach einigen „Hm's“ versetzte er: „Das könnte sich am End' machen, Vetter Haselbauer! Die Meine wird wol nichts dagegen haben; und was die Margret betrifft, so hängt sie an keinem andern — sie hat dazu noch gar keine Zeit gehabt! — und ich möcht' fast glauben, als ob sie nicht ganz ungern Haselbäuerin würde. — Du siehst, ich bin aufrichtig. Aber bevor ich mehr sag', muß ich natürlich erst mit meinen Weibsleuten reden.“

Der Vater Georgs wußte genug, und verabschiedete sich.

Der Weidner theilte den Gedanken zuerſt ſeiner Bäuerin allein mit und fügte hinzu, daß dieſe Heirat ſeinen ganzen Beifall habe.

Die Frau, eine mittelgroße, rundwangige, noch immer wohlausſehende Perſon, war höchlich erfreut. Sie erklärte den Antrag für ein großes Glück und ging ſogleich fort, die Tochter zu holen. „Was meinſt du?“ rief ſie dieſer zu, als ſie mit ihr wieder vor dem Alten ſtand, — „was glaubſt du, daß dein Vater mit dir im Sinn hat?“

Margrete ſchaute ſie und den Vater an. „Wie kann ich das wiſſen?“ entgegnete ſie, nicht ohne Bewegung.

„Er will dich zur Haſelbäuerin machen!“ verſetzte die Mutter grad heraus.

Das Mädchen fuhr zuſammen, wurde roth über und über und ſtand in förmlicher Beſtürzung da. Endlich rief ſie: „Hat der Hansjörg —?“ Mehr kam nicht aus ihrem Munde.

„Der Hansjörg ſelber hat nichts geſagt,“ begann jetzt der Weidner. „Aber ſein Vater iſt bei mir geweſen, und hat angefragt.“

„Sein Vater!“ entgegnete Margret mit dem Ton einer Enttäuſchten.

„Nun,“ verſetzte die Mutter, „das iſt doch wol grad ſo viel?“

Margrete ſchwieg. Das Glück, das plötzlich vor ihrer Seele gaukelte, war ihr zu groß; ſie trug Scheu — ſie wehrte ſich, daran zu glauben.

„Aber ſo ſei doch nicht ungeſcheidt!“ fuhr die Bäuerin mit

einer Stimme faſt des Unwillens fort. „Glaubſt du denn, wenn der Alte dich für ſeinen Sohn verlangt, dann hat er mit dem noch nicht drüber geſprochen?“

Margrete blieb ſtumm. Ihre Bruſt hob ſich.

„Aber, Mutter,“ ſagte jetzt der Bauer mit entſprechender Andeutung ſeiner wahren Meinung, „du verſtehſt ſie vielleicht falſch! Vielleicht macht ſie nur ſo ein Geſicht und will nicht 'raus mit der Sprach', weil ſie den Hansjörg nicht mag!“

„O je!“ rief die Bäuerin. „Schon als Kind iſt der ihr der liebſte geweſen von allen!“

„Das kann ſein,“ entgegnete der Alte. „Aber das kann ihr jetzt wieder vergangen ſein! — Nun,“ fuhr er zu der Tochter mit aller Ueberlegenheit und Sicherheit des Kenners fort, „wie ſteht's mit dir, Margret? Wenn's alſo nicht nur der Haſelbauer wollte, ſondern auch ſein Sohn, der Hansjörg — würdeſt du ſagen: ich mag nicht?“

Die Tochter ſchüttelte den Kopf, und ihr Mund begann zu lächeln.

„Alſo,“ fuhr jener fort, „zwingen müßten wir dich nicht dazu, ſcheint's?“

„Ja wol gar!“ verſetzte die Bäuerin. „Schau ſie nur an!“ Und zu Margrete ſagte ſie: „Du brauchſt nicht zu reden! Was du denkſt, das ſieht man!“

Und in der That, aus dem Angeſicht und aus den Augen der Jungfrau leuchtete die Freude wie eine Sonne. Jetzt, wenn er ſie geſehen, würde Georg ſie nicht nur für gut, ſondern auch für ſchön erklärt haben!

Der Vater, der sein Kind zärtlich liebte, nahm sie bei der Hand und sagte mit einer Herzlichkeit, aus welcher die ganze Rührung seiner Seele herausklang: „Wir sind im Reinen, wie ich seh'! — Bald, hoff' ich, wird die ganze Sache im Reinen sein, — und dann geb' Gott seinen Segen dazu!"

Am selben Tage noch suchte er den Vater Georgs auf, und sagte zu ihm: „Vetter Haselbauer, ich hab' mit meinen Weibsleuten gesprochen! Meiner Bäuerin ist's recht — und meiner Tochter auch!"

„Das freut mich!" rief der Andre und schüttelte ihm die Hand, indem er ihn hochvergnügt ansah.

Der Weidner, mit einem nicht minder zufriedenen Blick, fuhr fort: „Wenn dein Sohn meine Margret so gern hat, wie sie ihn, dann gibt's eine gute Haushaltung."

„Mein Sohn," betheuerte der Haselbauer, „schätzt keine mehr, als deine Margret, das weiß ich ganz bestimmt!"

„Nun so sag' ihm unsre Antwort! Dann wollen wir die Sache richtig machen — und auf den Herbst eine fröhliche Hochzeit feiern!" —

Der Haselbauer ging vom Anger, wo die Unterredung stattgefunden hatte, eilig nach Hause zu seiner Frau und theilte ihr, gegen die er bis jetzt geschwiegen hatte, sein Unternehmen und den bisherigen Erfolg mit. Die Bäuerin war sehr verwundert und sagte: „Sieh, sieh — du bist ein Schlauer!"

Jetzt, wo Margrete den Weidnershof erbte, stieß sich die Mutter nicht mehr an den Umstand, daß sie einen Kopf kleiner war, als die Marev'; ihr Gesicht klärte sich vollkommen auf

und sie rief: „Ja, ja, das ist die Rechte! Die paßt herein in unsern Hof! Sie paßt zu mir und zu dir und zum Hansjörg! Aber — ob sie der auch wirklich mag?“

„Das wollen wir gleich sehen,“ erwiderte der Bauer. — Er ging in den Hof, und kam nach einer Weile mit dem Sohn in's Kanzley zurück.

„Hansjörg,“ sagte er hier mit allem Ansehn eines Vaters, „es ist endlich Zeit, daß du unsern Hof übernimmst und heirateſt. Zwingen wollen wir dich zu keiner — du hast die Wahl. Aber sagen will ich dir nur, daß du eine haben kannst, die ich und deine Mutter für die beste halten — die Tochter des Weidner.“

Georg war betroffen und schwieg. Aber seine Miene drückte keinen Widerspruch aus.

„Hast du etwas gegen sie?“ fuhr der Alte fort. „So red'!“

Georg, mit großem Ernst, versetzte: „Wenn ich einmal heiraten soll, dann weiß ich mir jetzt auch keine bessere, wie eben die! In Gott's Namen also! Sein muß es und ihr wollt's haben: so verlang sie denn für mich, Vater, und mach's mit den Leuten richtig! Ich will dann thun, was mir obliegt — und ich glaub', ich werd' nicht unglücklich dabei fahren!“

„Glücklich wirst du mit ihr hausen,“ rief die Mutter, — „wenn jemals einer glücklich gehaust hat! — Gott sei Dank! Endlich sind wir am Ziel!“

XX.

In der Mitte des September, an einem Dienstag, war in unserm Dorf alles in froher Bewegung. Die breite Gasse, die vom ersten Wirthshaus in die Kirche führte, war auf beiden Seiten von Weibern und Kindern besetzt, unter denen sich dießmal auch mehr als gewöhnlich Männer und Ledige und sogar Herren und Damen aus Wallerstein befanden. Alle, indem sie sich mit verschiedenartigen Reden zu unterhalten suchten, harrten der Dinge, die da kommen sollten. Der Gegenstand ihrer Neugierde ließ länger auf sich warten, als sie gemeint hatten; und endlich wurde auf den Gesichtern eine gewisse Ungeduld bemerklich. Glücklicherweise schien die Sonne durch den weißen Schleier dünner Wölkchen gedämpft, und in erquickender Luft konnte man einstweilen, in Ermanglung eines Bessern, sich wechselseitig selber mustern.

Unter den Harrenden in der Nähe des Wirthshauses standen auch alte Bekannte von uns — die drei Söldnerstöchter, welche die Frage, die jetzt ihre Entscheidung fand, zuerst in Betracht genommen hatten. Sie waren (um dieß nebenbei zu erwähnen)

mit ihren respektiven Burschen noch immer nicht verheiratet, ließen sich aber deßwegen keinen Kummer ansehen, und jetzt zeigten ihre Gesichter neben der herkömmlichen Zufriedenheit nur noch ein großes Verlangen nach dem zu hoffenden Schauspiel.

Plötzlich schlugen die Glocken auf dem Kirchthurm zusammen. Rechts und links ließen sich Ausrufe der Genugthuung hören, und die Augen richteten sich mit Spannung gegen das Wirthshaus.

Der Hochzeitszug, den man so sehr zu schauen begehrte, war in der That kein gewöhnlicher.

Eröffnet wurde er durch acht Musikanten, die einen stattlichen Marsch bliesen. Ihnen folgte der Geistliche mit dem Schullehrer, und hinter diesen erschien der Bräutigam zwischen seinem Vater und seinem Taufpathen. Unser Georg (denn von ihm ist die Rede!) — in schwarzem Tuchrock und rundem Hut, ging mit einer Miene, die man feierlich erregt nennen konnte, indem er weder rechts noch links sah. Nach ihm kamen die männlichen Hochzeitgäste, je zwei und zwei, ein Geleite bildend, wie man es bei ähnlichen Gelegenheiten so groß kaum noch gesehen hatte.

An der Spitze der Frauen erschien die Braut, Margrete Weidner, gleichfalls, protestantischer Sitte gemäß, in dunklem Gewande, aber das braune Haar mit dem reichsten Jungfern-Horbet geschmückt. Ihre Züge drückten die tiefe Freude ihres Herzens aus. Die Blicke der Zuschauer richteten sich auf sie mit herzlichem Antheil und sichtlichem Vergnügen; aber kaum weniger, ja in gewissem Betracht noch mehr Interesse flößten

ihre Begleiterinnen ein. Denn von wem wurde unsre Bauerntochter in die Mitte genommen und in die Kirche geführt? Von den beiden höchstgestellten Frauen des Gaues, wenn wir die fürstlichen und freiherrlichen Damen ausnehmen: von der Frau Landrichterin und der Frau Rentamtmännin der Stadt Nördlingen! Dieß war unerhört, ist auch ohne Zweifel im Ries das einzige Beispiel geblieben, und mußte, je weiter sich der Zug vorwärts bewegte, steigende Verwunderung und respektvolles Murmeln zur Folge haben.

Der „Hochzeitknecht" mit blankem Säbel und die „Hochzeitmagd" kamen hinter den dreien, und ihnen schloß eine entsprechend lange Reihe von Frauen und Jungfrauen sich an. Unmittelbar hinter der Hochzeitmagd, neben Christine, ging Sophie.

Die Zuschauer aus Wallerstein, unter denen sich der Hofschreiner mit seiner Gattin befand, und ein Theil dörflicher Weiber folgten dem Zug in die Kirche.

Als die letzten Hochzeitgäste an den Sölonerstöchtern vorübergezogen waren, sagte die Schlanke zu den Kameradinnen (der Anzug der Braut und Anderer war schon vorher besprochen!) mit einem gewissen Ernst: „Das hätt' von uns keine mehr geglaubt, daß es doch noch die Margret werden sollte!"

„Sie selber nicht!" versetzte die Blonde. „Aber in dieser Welt geschieht gar oft das Wunderbare! Grad die, die an's Glück nicht mehr denken, die haben's!"

„Sie freut sich darüber!" bemerkte die Braune. „Die alte Lieb' ist ganz wieder in der Höh' — sie kann's gar nicht

verbergen! — Aber der Hansjörg, muß ich schon sagen, hat mir ein bischen zu ernsthaft ausgesehen!"

Die Schlanke warf einen Blick des Tadels auf sie. „Das ist doch wol natürlich bei dem!" entgegnete sie. „Dem sein Gesicht hab' ich mir nicht anders vorgestellt! Wenn er sich jetzt freute, wär's gar nicht passend!"

„Das wohl!" erwiderte jene. „Aber alles hat sein Sach'! So gern, wie sie ihn hat, hat er sie lange nicht!"

„Das wär' auch schwer!" versetzte die Schlanke. „Aber sie kann recht wol zufrieden sein, wenn's auch etwas weniger ist. — Eine Ehre ist ihr heut schon widerfahren, wie sie bei uns 'rum noch nicht vorgekommen ist, — sie hat sich aber auch kaum recht aufzuschauen getraut! — Die Frau Landrichterin und die Frau Rentamtmännin! Was doch der alte Haselbauer alles machen und mit welchen Leuten der sich gut stellen kann!"

Die beiden andern nickten beifällig. Dann, mit einem Lächeln, sagte die Braune: „Heut Nacht also?"

„Kommen wir natürlich zum „Anfing". Tanzen wir eben an andrer Leut' Hochzeiten, weil von uns doch immer noch keine zu der ihrigen kommt!"

„Der Jungfernstand," versetzte die Braune schelmisch, „hat auch sein Schönes!" —

Das Fest wollen wir nicht beschreiben. Es war überaus glänzend und dauerte nach damaliger Sitte zwei Tage. Am zweiten, wo die junge Frau „unter der Haube" im Wirthshaus

erſchien, gab der alte Haſelbauer ſeinen Gönnern und Freunden aus Nördlingen und Wallerſtein ein Freimahl.

Wir haben nur noch einen kleinen Rückblick zu werfen auf die erſte Unterredung des Paares, die nach der Verſtändigung zwiſchen den Eltern ſtatthatte. Die jungen Leute befanden ſich an einem Sonntag Nachmittags im Garten des Weidner. „Margret," begann hier der Burſch, „du weißt, was zwiſchen unſern Eltern ausgemacht worden iſt. Ich ſag' dir's auch von mir aus: ich kenn' keine, die ich lieber hätte und lieber zum Weib nähme, wie dich! Aber die Rebeck', die meine Braut geweſen und mir geſtorben iſt, kann ich nicht vergeſſen! Ich will dir's jetzt ſchon ehrlich ſagen, die behalt' ich im Andenken, wie ſie's um mich verdient hat, und du, wenn du meine Frau biſt, darfſt mir das nicht übelnehmen."

Der herzliche Ton rührte das gute Mädchen. „Das thät' mir ſelber nicht gefallen, von dir," erwiderte ſie, „wenn du die Rebeck' vergeſſen könnteſt! Ich weiß, daß es nicht möglich iſt, und ich begehr's nicht. Wenn du mich nur daneben auch ein bischen gern haſt!"

Bei dieſen Worten ſah ſie ihn mit ihren graublauen Augen ſo treuherzig, mit einem ſo hoffenden Lächeln an, daß der Burſch ihre Hand ergriff und lebhaft rief: „Das thu' ich, Margret, ſonſt würd' ich dich nicht heiraten! Und wenn du ſo gut bleibſt, dann werd' ich dich nur immer lieber haben — das weiß ich und das kann ich dir verſprechen. — Ich bin ein aparter Menſch und denk' nicht in allen Stücken wie andre Leute. Laß

mir aber nur meine Weis', und wir werden glücklich mit einander leben!"

Im Wesentlichen, in den Gränzen des irdischen Daseins, erfüllten sich diese Hoffnungen.

Der junge Haselbauer führte mit seiner Bäuerin ein angesehenes Leben in Thätigkeit und Wohlstand. Seine Eltern bezogen die obere Stube; und da der jetzige Eigenthümer die Oekonomie noch kräftiger in die Hand nahm, als unter dem Vater, so redete dieser ihm nur sehr selten etwas ein und begnügte sich, bei gewissen Arbeiten zu helfen. — In der gegenwärtigen Muse fröhnte der Alte mehr und mehr seinem Hange zum Bücherlesen und zur Dichtkunst; die noch übrige Zeit aber benützte er, um durch stets erneuerte Rechnungen die Nummern zu finden, die in der Lotterie herauszukommen Aussicht gewährten. Alle Papiere und Briefe, die mit einer unbeschriebenen Seite in's Haus kamen, wurden mit Zahlen bedeckt. Allein in diesen Rechnungen mußten Fehler nicht ganz vermieden worden sein, denn ein Jahr um's andre verging, ohne daß in die obere Stube irgend ein Gewinn kam. Das Opfer, das unser „Austrägler" hiermit brachte, war indeß ein wohlbemessenes und im Vergleich zu den Zinsen, die er aus seinen Capitalien bezog, unbedeutendes. Das Vergnügen der Hoffnung, das er immer wieder genoß, überwog die kleine Ausgabe bei weitem.

Eben so gut wie der jetzige Haselbauer bei solcher Theilung der Arbeit mit dem alten, kam die junge Bäuerin mit der

Schwiegermutter aus. Das Verhältniß war aber hier einigermaßen umgekehrt, indem die junge die Erfahrung der alten bescheiden anrief und ihrer mütterlichen Autorität gerne sich fügte, bis die eigene Stärke in der Führung des Hauswesens den Beistand überflüssig machte. Da hatte aber die Betagte den guten Takt, ihre Belehrung zurückzuhalten und ihrerseits die Anordnungen der Gereiften, wenn sie darum ersucht wurde, behaglich ausführen zu helfen. Mit entschiedenen Naturen, wenn man sich wohl mit ihnen gestellt hat, ist immer am besten zu leben.

Der Charakter Georg's entwickelte sich consequent. Da er viel mit Wallersteinern und Nördlingern umging, so kleidete er sich wie sie; der Hofschneider der Residenz war auch der seine. Desgleichen bildete er sich zu einem der besten Schützen des Rieses aus und fehlte auf keinem Schießen, das in der Gegend abgehalten wurde. Seine Felder gehörten aber trotzdem zu den bestgebauten und ergiebigsten; und so ergab sich denn auch der alte Weidner in die unbäuerlichen Gewohnheiten des Schwiegersohns, wenn auch nicht ohne wiederholtes Kopfschütteln. Georg hielt seinen Hof nicht nur in Stand, er verbesserte ihn, trieb auch Bienenzucht und Gartencultur und machte nach landwirthschaftlichen Büchern, wie sie damals erschienen, Versuche, um probehaltige Neuerungen bei sich einzuführen. Nicht lange, so wählte man ihn zum Ortsvorsteher, und er versah dieses Amt mit einem Nachdruck und einer Uneigennützigkeit, wie man sie in seiner Sphäre selten treffen mag.

Natürlich war es, daß die Neigung zum Herrschen, die in

ihm lag, sich unter diesen Umständen immer mehr entwickelte. Und da war's gut, daß ihm in seiner Frau eine eben so große Neigung, zu dienen und sich zu fügen, entgegenkam! So hausten sie zusammen, wie sie sich's verheißen und wie sie's erwartet hatten. Die Kinder, welche die Gattin dem Manne schenkte, gediehen, wuchsen gesund heran, lernten unter nachdrücklichem Antreiben des Vaters Alles, was sie zu ihrem Stande bedurften, und endlich hatten die Eltern die Freude, sie alle nach Wunsch versorgt zu sehen.

Margrete, als Weib Georg's, hielt die Zusage, die sie dem Bräutigam ertheilt hatte: ihm sein Andenken an die verstorbene Geliebte nicht übel zu nehmen. Eins aber ging doch über ihre Kräfte; und hier war der Gatte genöthigt, ihr nachzugeben. Als nämlich der junge Bauer aus der obern Stube ziehen mußte, hatte er seinen Schreibeschrank in's Kanzley gesetzt und den Kopf Rebecka's wieder oben auf ihm angebracht. Nun würde das junge Weib es noch ertragen haben, das Bildniß der Verlebten so ausgezeichnet zu sehen, wenn auch die Art, wie Georg es manchmal betrachtete, einen Widerstreit der Gefühle in ihr hervorrief, der ihr nichts weniger als wohl that. Allein an Feiertagen kamen Besuche und schauten das Bild an und ließen sich darüber Auskunft geben und schüttelten nach erhaltner Antwort mit ländlichem Bedenken den Kopf; — und alles das brachte die Gute in oft erneuerte Verlegenheit und hinterließ in ihr bedrückende Gefühle. An sich war ein solches Andenken in einem Bauernhause ganz ungewöhnlich; eine solche Verehrung begriff

niemand: und verſchiedene Baſen entnahmen daraus nicht nur, ſondern deuteten es auch merklich genug an: daß der junge Haſelbauer die verſtorbene Geliebte noch immer lieber habe, als ſein lebendes Weib! Da nun in dem ganzen Benehmen Georg's, nach Verfluß einer gewiſſen Zeit, jene Ruhe ſich einzuſtellen begann, welche junge Frauen nicht immer zu würdigen vermögen, ſo wurde die unſre traurig, glaubte, von ihrem Manne nicht mehr geſchätzt zu ſein, und vergeß hier und da eine Thräne.

Der Gatte bemerkte es, ahnte den Grund, erlangte durch die Art ihres Läugnens Gewißheit — und ging wieder einmal um Rath nach Wallerſtein zu der Freundin. Er beſchwerte ſich gegen Sophie über ſein Weib; aber die Unparteiiſche verſetzte: das hieße von einer Bäuerin zu viel verlangen, — und ſie ſelber, wenn ſie in ähnlichem Falle wäre, könnte gar nicht für ſich gutſtehen. Der Friede des Hauſes wäre denn doch die Hauptſache, und ſie rathe ihm daher, das Bildniß der Seligen ihren Eltern zu übergeben.

Georg folgte der Verſtändigen und ſchaffte den Kopf Rebecka's in's Nachbardorf. Und auch die Kreuzbäuerin, nachdem ſie denſelben mit Rührung betrachtet hatte, meinte: ſie könne es der jungen Haſelbäuerin am Ende nicht übelnehmen und begreife hier eine kleine Eiferſucht. Der Kopf ſei bei ihr am beſten aufgehoben, und Georg ſolle nur, um ihn anzuſehen, recht oft zu ihr kommen!

Bald nach der glücklichen Beilegung dieſer Angelegenheit erhielt der „Candidat“ vom fürſtlichen Haus eine Pfarrei

mitten im Ries und Sophie wurde Frau Pfarrerin. Die Freundschaft zwischen ihr und Georg hielt in allen Verhältnissen aus. Die Familien statteten sich in der guten Jahreszeit wechselsweis Besuche ab, freuten sich ihres Gedeihens und theilten sich alle wichtigen Ereignisse des Hauses mit.

Schon vor der Hochzeit der Sophie hatte Maria Eva ihren Vetter Gottlieb geheiratet. Man wird es gewiß gerne hören, wenn wir der Wahrheit gemäß berichten, daß sie mit diesem eben so gut gepaart war, als Georg mit Margret, indem ihrem gebieterischen Wesen in ihm eine große Gutmüthigkeit entsprach, welche um des Friedens willen in der Regel nachzugeben wußte. Auch die Verheiratete benahm sich gegen Georg immer sehr gemessen; sie konnte ihm nie ganz vergeben, weil sich ihr Herz nie ganz von ihm loszumachen vermochte. Ihre Bekanntschaft mit der jüngern Margrete reifte zwischen den Nachbarinnen allmählig zu guter Freundschaft; und da das Küchenfenster der Haselbäuerin auf den Garten der Schwanerin ging, so fand durch dasselbe gar manche wichtige Herzensergießung ihren Weg. Wie sich übrigens im Innersten der Maria Eva das Gefühl ihrer Jugend forterhielt, zeigte sich noch spät, als der Haselbauer seinen Erstgebornen zur Wanderung in die Welt ausrüstete. Die Nachbarin half dabei einen ganzen Tag und bewies einen Eifer und eine mütterliche Sorge für den jungen Burschen, welche dem Vater endlich das Herz rührte. Als sie nun Abschied nehmen wollte, trat er auf sie zu, gab ihr die Hand und dankte für ihre Freundschaft. Seine Stimme war bewegt, seine Miene ernst, man hätte sagen

mögen, befangen. In ihren Zügen aber ging ein Schein auf, der ihre Seele verrieth. Während ihr Mund, was sie gethan, für gering erklärte, sagte der Ausdruck ihres Gesichts: „Ich, die von dir so sehr gekränkt worden ist, habe dir doch nicht Böses mit Bösem vergolten; — ich habe Lieb' und Freundschaft bewiesen gegen deinen Sohn — ich bin besser als du glaubst, und als du je geglaubt hast!" —

Zu gleicher Zeit mit dem jungen Haselbauer wurde Ludwig in die Gemeindeverwaltung als der nächste nach ihm, als „Heiligenpfleger" gewählt. Obwohl sie nicht verschwägert werden sollten, hielten die Jugendfreunde doch treu zusammen, kämpften gemeinschaftlich für ihren Ort, führten und gewannen Prozesse und waren sich noch am Abend ihres Lebens der gelungenen Thaten mit Stolz bewußt.

Für einen Bauer lebte Georg ein reiches Leben, indem er einem unversieglichen Drange zur Thätigkeit genügte. Wie sehr ihn aber seine vielfachen Beziehungen in Anspruch nehmen mochten, immer blieb das Andenken an Rebecka — (wenn wir das Wort im natürlichen, schlichten Sinne nehmen wollen!) die Poesie seines Lebens. Nachdem er übergeben hatte und von seinem wohlerworbenen Vermögen lebte, übte er neuerdings das „Klavierschlagen" und versetzte sich durch das Spiel der alten Lieder und Tänze in die schöne, vielbewegte Zeit der Jugend zurück. Die Geschichte dieser Zeit schrieb er nieder. Er erlebte noch das erste Erscheinen der „Erzählungen aus dem Ries," die in dem Gau selber bei den Lesefähigen große Theilnahme fanden, und wußte es dem Autor Dank, daß ihn die

Hauptfigur in einer derselben an Rebecka erinnerte. So einem glaubte er seine Aufzeichnungen anvertrauen zu dürfen; und er that es — wenn auch nicht in der Absicht, damit selber eine „Erzählung aus dem Ries" zu veranlassen. Hätte der Novellist aber eine wirkliche Geschichte, die so schön und rührend — so poetisch an sich ist, nicht auch in die Form der Poesie bringen sollen? Wenn ihm dies nur gelungen ist, dann werden ihn die theilnehmenden Leser wohl freundlich absolviren.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Dramatiſche Werke

von

Melchior Meyr.

I. Mechthilde. II. Wer ſoll Miniſter ſein?

Mit einem Vorwort:
Die Gefahr und das Heil des deutſchen Dramas.

Hannover.
Carl Rümpler.
1868.

Mit Bezug auf den Bundesbeschluß vom 12. März 1857 behält sich der Verfasser das ausschließliche Recht vor, die Erlaubniß zur öffentlichen Aufführung der in diesem Bande enthaltenen Dramen zu ertheilen.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

KAISERLICHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Die Gefahr und das Heil des deutſchen Dramas.

Ein Vorwort.

Unſere Zeit iſt eine ſuchende, mit Ueberlegung ſuchende. Darum eine Zeit der Verkündigung auf allen Gebieten, eine Zeit des Zweifels und des Streites über die geſtellten Aufgaben.

In der Frage des Dramas kämpft man über die Form und über den Stoff, und in der letzten Zeit iſt namentlich dieſer ein Gegenſtand leidenſchaftlicher Erörterung geworden.

Das dramatiſche Werk, auf der Bühne verkörpert, ſoll wirken; es ſoll feſſeln, ergreifen, erſchüttern, erheben — beglücken! — Welches ſind nun die Stoffe, die wir zu den wirkſamſten Dramen verarbeiten können? Das wurde die Frage!

Indeſſen hatten ſich die Stimmen gemehrt, die vor allem das hiſtoriſche Drama fordern, und dieſes wurde von einer guten Zahl Poeten mit verſchiedenem Erfolge cultivirt; — die Frage ſtellte ſich daher ſpecieller ſo: Welche Stoffe der Geſchichte ſind es, die

wir in dramatischer Gestaltung unserer Nation vorführen sollen?

Und hierüber vorzugsweise entbrannte der Streit.

Von der einen Seite behauptete man oder setzte man voraus, daß der Dramatiker seine Stoffe nehmen könne aus allen Zeiten und Völkern. Man war der Ansicht, was einmal einen Theil der Menschheit gewaltig aufgeregt und in mächtige Kämpfe verwickelt habe, das müsse, auf der Scene wieder belebt, die Menschen immer wieder ergreifen, rühren und erheben. Von der andern Seite wurde entgegnet: gewisse Fragen seien für uns abgethan, gewisse Ziele für uns entschwunden, dergestalt, daß sie uns auch im dramatischen Abbilde keinen Antheil mehr abzugewinnen vermöchten. Der specifische Patriotismus des alten Griechenlands und Roms, die mittelalterlichen Kämpfe zwischen Papstthum und Kaiserthum und ähnliche, uns nicht mehr unmittelbar verständliche Sujets würden uns heutzutage in jeder Bearbeitung kalt lassen. Nur was jetzt noch Aufgabe und jetzt noch unentschieden sei, wovon die Folgen jetzt noch lebendig wären, das könnte zu dichterischer Behandlung empfohlen werden. Also die Kämpfe der Reformation, der Aufklärung, der Revolution. Die Epoche der Reformation sei das Aeußerste in der Vergangenheit, worauf der Dramatiker der Gegenwart zurückgehen könne, wenn er sich nicht an unüberwindlich dürren Stoffen umsonst abmühen wolle.

Meine eigenen dramatisch-poetischen Erfahrungen,

verbunden mit dem entsprechenden Nachdenken darüber, haben mich zu Ueberzeugungen geführt, womit ich beiden Parteien entgegentreten muß. Allerdings jeder nur in gewisser Weise, und da ich jeder in gewisser Weise auch Recht geben kann und muß, so darf ich vielleicht hoffen, daß diejenigen ihrer Vertreter, die für Gründe zugänglich sind, mir ihre Beistimmung nicht versagen werden.

Die Gegner des allgemeinen historischen Dramas haben unstreitig Recht, wenn sie sagen: antiker Patriotismus und mittelalterliche Parteileidenschaft, im Drama wieder erweckt, können uns heutzutage zu einem innigen, tiefgehenden Antheil nicht mehr aufregen. Sie irren indeß, wenn sie glauben, dieß vermöchten Sujets vom Reformationszeitalter an bis auf unsere Tage herab. Auch solche Stoffe haben es nicht an sich, in dramatischer Form uns lebensvoll ergreifen zu können, und wer den an sich gewaltigsten Conflict aus einer dieser Zeiten dramatisch treu gespiegelt hätte und sich einen mächtigen, schönen, befriedigenden Effect auf der Bühne verspräche, der würde sich durch die Probe enttäuscht sehen.

Sprechen wir es nur aus: kein historischer Vorgang, in welchem poetischen Spiegelbild er auch erscheinen möge, kann uns für sich ergreifen, wie wir im Theater ergriffen sein wollen. Alles Vergangene, wenn wir auch mit einzelnen Fäden noch damit zusammenhängen, ist doch schon veraltet, sogar das Nächstvergangene. Wer sich auf den geschichtlichen

Gegenstand verläßt, aus welcher Zeit er genommen sein möge, der wird sich von ihm im Stich gelassen sehen.

Die Wahrheit ist, daß es auf den Stoff zunächst überhaupt nicht ankommt.

Die Gegenwart, mit ihrer einseitig realistischen Gesinnung, überschätzt consequenterweise die Geschichte, das historische Factum. Sie sieht darin etwas an sich Bedeutendes, Wesentliches. Gehen wir aber an ein solches Factum mit den Formen des Ewigen heran (und das Drama gehört zu diesen Formen!), dann erkennen wir, daß es nur ein Aeußerliches, Zeitliches, Nebensächliches ist, — daß es im Vergleich zum wahrhaft Wesentlichen nur die Rolle eines Gewandes spielt.

Wer solch ein Aeußerliches dramatisch wiedergibt, der wird uns im besten Fall — wenn er es nämlich in seinen wichtigsten Momenten und in seiner Ganzheit wiedergibt! — doch nur ein Gemälde vor Augen stellen, das wir mit Interesse betrachten. Um eines solchen Interesses willen gehen wir aber nicht ins Theater! Und ein Drama, das uns nur ein solches Interesse einflößt, wird hinsterben, denn es wird einen sogenannten succès d'estime haben!

Die realistischen Aesthetiker denken und sagen: „Welche ungeheuren Kämpfe stellt uns die Geschichte vor die Seele! Mit welchen glühenden Leidenschaften ist gestritten worden auf beiden Seiten! Welche Umschwünge der Geschicke haben dabei stattgefunden!

Hier welche Niederlagen — dort welche Triumphe! Welche Gefühle haben gelodert in den Herzen der Streitenden! Und endlich, welche Zwecke sind durch sie erreicht worden! Vermöchte ein Dichter alles das im dramatischen Bilde vorzuführen: die mächtigen Leidenschaften jener Epochen müßten wieder erstehen in uns und das großartige historische Leben müßte durch unsere Seele gehen!" So reden und rathen sie — und führen die Dramatiker irre!

Es ist dasselbe, ob sie uns auf Perikles, Demosthenes, Philopömen, Brutus, Julius Cäsar, die sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser — oder auf Luther, Calvin, Hutten, Friedrich den Großen, Danton und Robespierre verweisen. Immer gibt der Dramatiker, der ihnen folgt, nur dramatisirte Geschichte! — und das ist nicht seines Amts — es ist zu wenig für ihn!

Die Geschichte ist Wirkung: wir wollen zu ihr das wirkende Princip. Sie ist Sache: wir wollen zu ihr die Ursache — die Hauptsache! Und diese Hauptsache wollen wir als solche in Scene treten sehen. Wir wollen den Geist wahrnehmen — den schöpferisch wollenden und handelnden Geist — und die Geschichte nur als Hülle des Geistes!

Den Geist, den wir wollen, das ist der Mensch! Das innerste, mächtigste — ewige Wesen des Menschen!

Der Dramatiker, der ein wirkliches Drama schaffen will, hat sein Absehen vor allem darauf zu richten, daß er uns Menschen vorführe, die mit einem be-

stimmten individuellen und nationalen Charakter und einer bestimmten Leidenschaft auf ein bestimmtes Ziel hingehen. Er muß uns diese Menschen in Aufdeckung ihres innersten Wesens, ihrer tiefsten Richtung und Stimmung so klar und lebendig vor Augen stellen, daß wir, von ihnen gewonnen, zum innigsten Mitgefühl bewegt, ihre Sache zu der unsern machen im Guten und Bösen, in Leid und Freud, in Sieg und Untergang! Der Zusammenstoß der entgegengesetzten Charaktere, Leidenschaften und Ziele muß in Offenbarung der Motive begreiflich und ergreifend erfolgen; der Gang des Kampfes muß uns fesseln, der Ausgang befriedigen.

Wer diese Forderungen erfüllen kann, der nehme den Stoff dazu aus der Geschichte — aus allen Zeiten und Nationen! — Der Stoff, der eine solche Erfüllung zuläßt, das ist der rechte!

Aber nun muß ich erwarten, daß die Anwälte des „historischen Dramas" mir zurufen: „Ist das etwas Neues? Soll uns damit eine Belehrung gegeben sein? Nichts Anderes haben wir gewollt und wollen wir! Indem wir dem Dramatiker die großen Männer der Geschichte zur Behandlung empfehlen, setzen wir eben voraus, daß er uns für ihre Personen, für ihre Geschicke lebendig zu interessiren — zu begeistern wisse!"

Es ist aber doch ein Unterschied! Wer, wie ihr, den Accent legt auf das Historische, der verleitet zu dem Irrthum, als ob der Dichter schon in treuer

(wenn auch poetisch treuer) Wiedergabe desselben auf der Bühne mächtige Wirkungen hervorbringen könne. Wer aber vor allem den Menschen — das Innerste des Menschen — und Leidenschaft und eine Tendenz fordert, die heute noch unmittelbar unsere Theilnahme an sich reißt, der sagt damit: das Material der Geschichte ist Nebensache; es hat zu dienen, und der Dichter hat frei darüber zu schalten. Der Dichter hat sich zu hüten vor der Ueberschätzung desselben, wonach es schon für sich etwas wäre; er hat sich zu hüten vor dem Detail, das sein Schiff nur mit Ballast befrachtet; er hat ihm nur die wesentlichsten Linien zu entnehmen nach der Forderung des Geistes und des poetischen Zweckes, und aus ihnen, die er phantasievoll beseelt und ergänzt, sein Drama zu bauen. Er hat das ewig Menschliche in seiner Behandlung der bestimmten historischen Persönlichkeiten so gewaltig hervorzuheben, daß die historische Action nichts ist als was sie sein soll: Aeußerung, symbolisches, dienendes Kleid! Ein Kleid, welches die Menschengestalt nicht verdeckt und im äußerlichen Prunk als Hauptsache gelten will, sondern nur die lebende Figur specifisch vollendet, so daß wir in dem ganzen Bilde nicht nur den großen Menschen und Staatsmann, sondern zugleich den großen Hellenen, Römer, Germanen in seiner besondern Art sehen und würdigen können; — aber den Hellenen, Römer und Germanen, aus dessen specifischem Wesen, gleich einer Sonne, der Mensch hervorleuchtet.

Man kann fragen: wird es möglich sein, einen historischen Charakter, der mit dem bestimmtesten Triebe, in den bestimmtesten Verhältnissen, ganz bestimmte Zwecke verfolgt hat, zugleich so tief natürlich und menschlich erscheinen zu lassen, wie er allein unsere innige, leidenschaftliche Sympathie gewinnen kann? Unmöglich dürfen wir es nicht nennen! Soll es aber gelingen, dann muß der Dichter den historischen Charakter vor allem darauf ansehen, ob er ihm eine solche Natürlichkeit und Menschlichkeit verleihen kann; er muß sich die Aufgabe stellen, sie ihm zu geben und dieses allgemein Menschliche mit dem Nationalen und Individuellen in die innigste Lebenseinheit zu bringen! Sieht er nicht von vorn herein, daß und wie er dies kann, dann lege er das Sujet bei Seite: er wird sich viel unnütze Mühe ersparen!

Das wird nun in der Forderung, die den Dramatiker auf die neuere Geschichte verweist, die Wahrheit sein: daß der moderne historische Charakter *leichter* in den dramatisch ergreifenden Menschen zu wandeln ist! Aber Unrecht hat man auf dieser Seite, bei Charakteren früherer Jahrhunderte die *Möglichkeit* einer solchen Wandelung zu läugnen. Dieses Vorurtheil muß man aufgeben und sich auf den Protest gegen diejenigen Dramatiker beschränken, die schon etwas gethan zu haben glauben, wenn sie nur den specifischen Griechen, Römer ꝛc. mit ihren bestimmten historischen Planen wieder vor uns agiren lassen. Gegen sie kann man nicht streng genug sein. Denn

solche Figuren sind für uns nur culturhistorische Raritäten, die in einem Museum ihre Stelle haben, nicht aber auf der Bühne; und wir müssen sie von dieser um so entschiedener wegweisen, mit je größerer Prätension sie in der Regel auftreten. Auf der Bühne wollen wir nicht sehen, was geschehen ist, mag es für seine Zeit noch so bedeutend gewesen sein: das Werden wollen wir sehen! Der ewige Quell der Thaten und Geschicke soll uns erscheinen, die Folgen sollen mit Nothwendigkeit aus der Ursache hervorgehen und ihr dauernder Zweck soll sich uns darstellen. Macht der Dramatiker diesen Quell, diese Nothwendigkeit und diesen Zweck zur Hauptsache, dann werden die Consequenzen — das in der Geschichte materiell Hervorgetretene — von selber Nebensache, die Handlung rückt in das ideale Gebiet hinauf, wo sie allgemeine, damit aber auch für uns noch lebendige Bedeutung hat: die dramatisirte Historie wird historisches Drama!

Die Gefahr der gegenwärtigen Dramatik ist der allzugroße Respect vor dem Stoff, vor dem historischen und culturhistorischen Material — die vorwiegende Hingebung an dieses Material. Das verleitet zu dem Gedanken: man könne schon mit diesem Material, in einer gewissen geschickten Zubereitung, eine dramatische Wirkung erzielen. Allein die Folgen sind Dramen mit viel zu viel „Staats-Action" und mit viel zu wenig innerem Leben der Menschen. Vor der Motivirung und Klarlegung der verwickelten historischen Situation, vor der Schilderung der Lokalitäten, vor den unab-

weislichen Orts- und Personen-Namen kann der Dichter, dem ja die Form des Dramas ein gewisses Maß vorschreibt, gar nicht dazu gelangen, dem Seelengemälde den nothwendigen Raum zu gewähren. Kommt ein solches Stück dann zur Aufführung, so wird das Publikum viel Handlung gesehen, viel Scenenwechsel begleitet, viel Getöse vernommen haben — und doch nur sehr wenig Poesie und Wahrheit mit nach Hause bringen. Der dramatische Dichter wird das Publikum in der Regel gelehrt haben, was es schon vorher wußte — möglicherweise aus „Beckers Weltgeschichte".

Der Dramatiker der Gegenwart soll die echte und rechte Weltgeschichte studiren; er soll sie gründlich studiren, wie sie ihm heute geboten wird. Aber er soll frei werden gegen dieses Material, indem er sich von ihm aus zum Geiste — von der Geschichte zur Philosophie der Geschichte erhebt!

Man erschrecke nicht vor diesem Namen! Die Philosophie der Geschichte hat kein anderes Geschäft, als zu den historischen Wirkungen die unmittelbaren und mittelbaren — die höheren Ursachen zu erforschen, sie unter sich organisch zu verbinden und uns dadurch die Entwicklung der Geschichte begreiflich zu machen. Die Philosophie der Geschichte richtet ihr Hauptaugenmerk auf den Geist, auf den Quell der Thaten und Geschicke, auf die Ideen, wovon die historischen Personen die Träger sind — kommt also dem Dramatiker direct entgegen. Sie führt nicht — wie

Unkundige fürchten — in abſtracte, kahle Regionen: ſie erhebt vom äußerlichen und materiellen in das intenſive Leben des menſchlichen und göttlichen Wollens und Denkens! Sie deckt eben den erfriſchenden, labenden Strom auf, mit welchem der Dramatiker ſein Werk vor allem zu durchgießen hat!

„Die Tragödie iſt philoſophiſcher als die Geſchichte!" Dieſer Satz des griechiſchen Denkers muß (wenn auch im allgemeineren Sinne) wieder aufgeſtellt und der Dramatiker damit an ſeine wahre Aufgabe gewieſen werden. Die philoſophiſche Durchleuchtung des hiſtoriſchen Materials und die dramatiſche Vermenſchlichung der hiſtoriſchen Perſonen gehen Hand in Hand. Denn wenn ich den ſpecifiſchen Römer im Innerſten ſeines Weſens zum Menſchen erhöhe, was thue ich anders, als daß ich den engern und niedrigern Begriff zum höhern und allgemeinern erweitere, alſo in die Sphäre des Geiſtes vordringe, welche die Philoſophie erſchloſſen hat? Die rechte dramatiſche Vermenſchlichung, das iſt eben die rechte Vergeiſtigung der hiſtoriſchen Perſonen, des hiſtoriſchen Materials! Und dieſe gelingt dem Dramatiker nur, wenn er mit dem Philoſophen in die Region des Geiſtes ſich erhoben hat und damit nicht nur die rechte Macht über das hiſtoriſche Material erlangt, ſondern auch das höhere Ziel der menſchlichen Entwicklung erkennt, auf welches die dramatiſche Handlung zu deuten hat.

Wie die Gefahr der gegenwärtigen Dramatik

in der Ueberſchätzung des Stoffes liegt, ſo liegt ihr Heil in der Würdigung des Geiſtes. Der Stoff iſt Vielheit, der Geiſt Einheit. Nur wenn der Stoff dient und der Geiſt herrſcht, kann der Stoff Organismus, d. i. Vielheit in Einheit werden — kann das hiſtoriſch Beſondere jenen allgemeinen Charakter erlangen, wodurch es heute noch verſtändlich iſt und unſer tiefſtes menſchliches Mitgefühl erregt.

Das Heil alſo liegt in der Gewinnung eines höhern Standpunktes. Der dramatiſche Dichter muß das Material nicht nur kennen, ſondern auch erkennen lernen in Anſchauung ſeines Grundes und Zweckes — und dieſe Erkenntniß verſchafft ihm nur der denkende Geiſt — die Wiſſenſchaft. Aus der Höhe des Geiſtes, der das den Gliedern (den Geſchlechtern und Völkern) Gemeinſame im Auge behält, weil er die ganze Menſchheit überblickt — der die Glieder an ihrer Stelle im Ganzen, in ihrer Bedeutung für das Ganze ſieht, — aus dieſer Höhe kann man in Freiheit ſpielen mit den Specialitäten der Zeiten und Völker. Man iſt frei gegen die materielle Vollſtändigkeit, welche der Tod der Poeſie iſt — frei zum richtigen Gebrauch des pars pro toto! Man kann zur Vertretung des materiellen Ganzen die rechte Auswahl treffen und von den Thaten und Geſchicken einer hiſtoriſchen Perſon diejenigen in Scene ſetzen, auf die es ankommt, weil ſie das Weſen der Perſon am beſten charakteriſiren. Man erlangt durch den begreifenden Geiſt nicht nur die klarſte Einſicht in den Lauf der Dinge und damit den beſten

Grundgedanken für das Drama, sondern man wird durch ihn — den Befreier — auch der schönsten poetischen Darstellung fähig: beide Bedingungen der Kunst werden uns durch ihn an die Hand gegeben! — Das dramatische Talent natürlich vorausgesetzt! Denn nur diesem kann man etwas rathen, bieten und zumuthen wollen. —

Der größte dramatische Genius der neuern Zeit ist auch ein großes Muster in der Vermenschlichung der historischen Charaktere; — auch derjenige Kunstgenosse, dem gegenwärtig die Fackel der Philosophie leuchtet, wird ihm noch sehr vieles absehen können! Höchstes Muster ist er aber hier nicht; — ihn als solches hinstellen wollen, das müßten wir als Götzendienst bezeichnen. Ein staunenswerthes, ewiges Beispiel ist er dagegen in der Kunst, für seine Personen von ihrem ersten Auftreten an unsern innersten Antheil zu gewinnen. Wer heutzutage historische Personen im Drama wiederbeleben will, der lese Shakespeare's Hauptwerke und sehe zu, wie das Genie seine Helden in Scene setzt, um sie uns mit allen Fasern an's Herz zu legen. Es wird ihm den größten Vortheil bringen. — —

Wenn ich den hier gegebenen Anlaß benutzte, über die gegenwärtige Streitfrage meine Gedanken auszusprechen, so geschah es nach einem gewissen Pflichtgefühl, weil eben ich es war, der vor nahezu zwanzig Jahren in Rötscher's „Jahrbüchern für dramatische Kunst und Dichtung" das eigentliche,

objective historische Drama, gegen[illegible]dem frühern, vorwiegend subjectiven, in zwei an[illegible]lichen Artikeln beantragte und verkündigte. Nun ve[illegible]ngte ich darin allerdings wiederholt, daß dieses tr[illegible]e historische Drama ein echt poetisches sein müsse; [illegible]ein ich kann doch nicht leugnen, daß ich von dem historischen Stoff in jener Zeit mehr imponirt, von dem Reiz des historischen Lebens mehr befangen war, als es dramatisch gut ist. Ich habe mir die Verwandlung eines historischen Conflikts in einen ergreifenden dramatischen leichter vorgestellt, als es sich nachher herausstellte, und in der Geschichte mehr lohnende Stoffe vermuthet, als sich darin befinden mögen. Wie mir überhaupt die ästhetische Theorie aus der poetischen Praxis aufzukeimen pflegt, so waren jene Abhandlungen die Frucht eines Versuchs, mit dem ich mich lange getragen: das Beispiel eines solchen eigentlichen, objectiven historischen Dramas aufzustellen. Als ich dasselbe in meinem „Franz von Sickingen", wenn auch nicht auf die Bühne, so doch in den Buchhandel brachte, war freilich unschwer zu sehen, daß in ihm die Geschichte zu viel mitgesprochen und die freie Poesie zu wenig — daß mit dem organischen Aufbau die dichterische Verklärung des Materials nicht gleichen Schritt gehalten habe; — und nachdem dieß Andere gesehen hatten, sah es endlich auch der Autor selber. Eben in Folge dieses Versuchs und der dabei gemachten Erfahrungen wurde ich kritisch sowohl gegen meinen eigenen dramatisch-poetischen Trieb wie gegen meine Theorie,

und ſo habe ich im Bisherigen, wenn auch nur in allgemeinen Linien, zu meinen frühern Aufſtellungen den einſchränkenden, berichtigenden Zuſatz gegeben.

Die beiden Schauſpiele, die ich hier veröffentliche, haben eines ſolchen Vorworts zu ihrer Erläuterung und ſchützenden Begleitung ſpeciell nicht bedurft. Es ſind keine hiſtoriſchen Dramen. Beide ſind frei erfunden, und es iſt an ihnen nichts hiſtoriſch, als daß das erſte im dreizehnten Jahrhundert, das andere in der Gegenwart ſpielt. So weit iſt man aber meines Wiſſens in moderner Engherzigkeit noch nicht gegangen, daß man dem dramatiſchen Dichter verboten hätte, in die alte Zeit oder das Mittelalter auch eine freie Erfindung zu verlegen! Der Dichter, indem er dieß thut, muß allerdings den culturhiſtoriſchen Boden der gewählten Zeit gelten laſſen und ſeine Erfindung einfügen in die Inſtitutionen, in den Glauben dieſer Zeit; aber dieß geſchieht ſo ſehr der Wahrheit gemäß und der Poet hat dabei ſo wenig die Abſicht, jene Inſtitute und jenen Glauben der Gegenwart zur Wiedereinführung zu empfehlen, daß nur der gröbſte Mißverſtand hieran Anſtoß nehmen könnte. Und ſich gegen eine mögliche Anklage des gröbſten Mißverſtandes a priori zu wahren, iſt eines Dichters nicht würdig.

In gewiſſem Sinne ſteht die Betrachtung mit den hier gebotenen Schauſpielen doch in Rapport: in Bezug nämlich auf das wahrhaft Menſchliche, das wir von den Charakteren eines Dramas verlangen. Iſt es dem Autor der „Mechthilde“ gelungen, ſeine Perſonen

auf dem culturhiſtoriſchen Boden des Mittelalters denken, fühlen und handeln zu laſſen, daß ſie den Jetztlebenden völlig klar erſcheinen und durch ihre Leidenſchaften und Schickſale die tiefſte Seele bewegen? Das war das Ziel, nach welchem dichteriſcher Drang und künſtleriſche Einſicht gerungen haben; — ob und wie es erreicht worden, das iſt die Frage! Würden aber Kenner und Publikum ſie bejahen müſſen, dann wäre die Wahl der Zeit und die Wiedererweckung ihres geiſtigen Lebens gegen jeden Einwand geſichert.

Wie wenig der moderne Stoff an ſich ſchon Vortheil bringt, davon möchte man bei meinem zweiten Stück die Ueberzeugung erlangen können. Der Conflict iſt aus der jüngſten Zeit, aus unſerm nationalpolitiſchen Leben genommen und kann in entſprechenden deutſchen Staaten jederzeit ähnlich hervortreten. Wird das Drama deßwegen ſchon vor einem andern, das einen entlegneren Gegenſtand behandelt, beim Publikum etwas voraus haben? Ich glaube, nicht das Geringſte. Jeder Stoff, der in einer beſtimmten Weiſe gefaßt iſt, veraltet neben der fortgehenden Entwicklung des Lebens im Umſehen, und zumal in der politiſchen Sphäre kann man ein Intereſſe, das vor Kurzem noch alle Herzen erfüllte, durch ein anderes, das in den Vordergrund getreten iſt, plötzlich und gänzlich verdrängt ſehen. Wie ſehr würde ſich der Autor nun verrechnen, wenn er ſich auf den Gegenſtand verließe! Er muß bei den modernen, bei den modernſten Stoffen leiſten, was er bei den älteſten zu leiſten hat: er

muß Menſchen auftreten laſſen, die uns durch ihre klargelegten Zwecke und durch ihr Streben inniges Intereſſe einflößen, durch bedeutende und liebenswürdige Züge Freude machen! Er muß ewige Wahrheiten der Sittlichkeit und nie veraltende Offenbarungen der Menſchennatur ergreifend anſchauen laſſen! — Hoffen wir, daß dieß in unſerm Proſaſtück ſo weit geſchehen iſt, um es zum theatraliſch wirkſamen und ebenſo lesbaren Drama zu ſtempeln! —

Im Gegenſatz zu meinen frühern Dramen biete ich dieſe beiden neueſten dem Leſepublikum vor der Aufführung. Aber auch ſie ſind im eigentlichſten Sinne *für* die Aufführung geſchrieben, und ich gebe mich der Erwartung hin, daß die deutſchen Theater ſie dieſe Probe werden machen laſſen. Der Grund, warum ich ſie vorher zum Leſen veröffentliche, hat mit ihrer poetiſchen Eigenthümlichkeit nichts zu thun, und glücklicherweiſe iſt in Deutſchland jetzt wenigſtens das erreicht, daß wir unſere dramatiſchen Arbeiten dem Buchhandel übergeben können, ohne uns durch autoriſirten Raub um die Früchte unſrer Thätigkeit gebracht zu ſehen.

Was die gemachte Unterſcheidung zwiſchen einem Bühnen- und Leſeſtück betrifft, ſo habe ich darüber meine Gedanken, die ich ebenfalls kurz ausſprechen will.

Das aufführbare Drama iſt allein das wahre Drama; das wahre Drama iſt aber auch das beſte Leſedrama. Bühnenſtück und Leſeſtück ſind ſo wenig verſchieden, daß der Dramatiker nur dann wahrhaft

für die Literatur arbeitet, wenn er wahrhaft für das Theater arbeitet. Die klaſſiſchen Dichtungen aller Zeiten und Völker beſtätigen dieß. Das Drama iſt eine eigenthümliche Form, zugleich die geiſtigſte und, in ſceniſcher Darſtellung, die ſinnlich mächtigſte aller Formen der Poeſie. Die Vortheile, die ſie bietet, die Kraftentwicklung, zu der ſie den Poeten reizt und ſteigert, werden aber von demjenigen preisgegeben, der ihre ewigen Gebote mißachtet und in beliebigen Abweichungen ſubjectiven Gelüſten fröhnt. Klare, ſcharfe Motivirung — nothwendiger, ununterbrochener Fortgang — eine Organiſation, wobei jedes Glied, in tiefer und reicher Selbſtändigkeit, dem Ganzen dient — ein Ausgang, der die behandelten Fragen poetiſch erledigt und eine ewige Wahrheit erquickend oder erhaben tröſtend vor Augen ſtellt: das wird gefordert vom Bühnenſtück. Könnte aber der Dichter dem Leſepublikum etwas Beſſeres und Schöneres bieten? Wird ihm nicht auch für dieſes eben das Wirkſamſte gelungen ſein, wenn er die großen Forderungen des Bühnenſtücks erfüllt hat? Bühnen- und Leſedrama fallen in der That zuſammen. Im Aufbau iſt das Ideal des einen auch das des andern, und nur im Dialog mag die Dichtung für die Darſtellung etwas knapper geſtrichen werden.

Und weil ſich nun hier eben die Gelegenheit bietet, will ich mir doch nicht verſagen, dem deutſchen Publikum einen Gebrauch vorzuhalten, wovon der Bruch mehr ehren würde als die Befolgung. Die

Deutſchen (im beſchämenden Unterſchiede von den Franzoſen!) lieben Bühnendichtungen nicht zu leſen und noch weniger in ihre Bibliotheken zu ſtellen. Halte man mir nicht den Einwand entgegen, daß ja klaſſiſche Stücke geleſen und gern erworben würden! Ich entkräfte ihn durch die Replik: daß man bei Novellen und Romanen nicht zu warten pflegt, bis ſie klaſſiſch geſprochen ſind — was ja überhaupt (ähnlich der Heiligſprechung!) erſt nach dem Tode des Candidaten möglich, weil allein geziemend iſt! Bühnenſtücke nicht leſen und nicht erwerben, bevor ſie für klaſſiſch erklärt werden, heißt den lebenden Autor auf die in Deutſchland gleichfalls bedeutend erſchwerte Theaterlaufbahn allein beſchränken, heißt ihm die Ermuthigung verſagen, die er durch den literariſchen Erfolg, zur Ergänzung des theatraliſchen, gewinnen müßte, — heißt ihm die Unterſtützung weigern, die er eben bei dem edelſten Streben in dieſem Kunſtfach am nöthigſten hat! — Das Publikum hat freilich Recht, wenn es erklärt, nur gute Stücke leſen zu wollen. Aber dann müßte es die neuerſcheinenden doch darauf anſehen, ob ſie zu den guten gehören; mindeſtens diejenigen, bei welchen die geforderte Güte vermuthet werden kann! Allein es iſt Thatſache, daß ſogar Autoren, die als Lyriker die größten Erfolge aufzuweiſen haben und als Novelliſten zu den beſten Namen zählen, mit ihren gedruckten Schauſpielen auch dann, wenn dieſe vielfach und mit großer Wirkung

gegeben worden ſind, doch nur eine ſehr dürftige Beachtung finden.

Die Literatur iſt eine ernſte Sache; ſie kann, je nachdem ſie ſich entwickelt, einem Volke hocherſprießlich oder ſehr nachtheilig werden. Das Volk, wenn ihm eine gute zu gutekommen ſoll, muß aber zu ihrer Erzeugung mitwirken. Das ſollte erwogen werden, zumal in der Nation, die ſich ſo gern als die vorzugsweiſe geiſtige rühmen, aber in Schätzung und Förderung der Literatur durch Engländer und Franzoſen weit überflügeln läßt.

Auch im Volke liegt eine Gefahr für die deutſche dramatiſche Dichtung; auch vom Volke (die Herrſchenden eingeſchloſſen) könnte das Heil kommen!

Mechthilde.

Drama.

Perſonen.

Mechthilde, Herrin von Königsfeld.
Die **Priorin** des Klariſſinnen-Kloſters.
Herlinde von Krönach.
Baldwin von Hagenbach.
Rupert von Hohneck.
Konrad von Ehringen, Waffenmeiſter } zu Königsfeld.
Berchtold, Burgdiener } zu Königsfeld.
Luz, Reiſiger } zu Königsfeld.
Erſter } Richter.
Zweiter } Richter.
Dritter } Richter.
Der Henker.
Nonnen, Richter, Kriegsleute, Diener und Dienerinnen zu Königsfeld.

Zeit: das dreizehnte Jahrhundert.

Erſter Aufzug.

Gemach in Königsfeld.

Erſter Auftritt.

Mechthilde und die **Priorin** ſitzen im Geſpräch.

Priorin (ſich erhebend).

Ich bin erſtaunt! — Iſt's möglich, meine Tochter?
Du trügeſt ſolchen Vorſatz in der Seele?

Mechthilde (desgleichen).

Lang hab' ich ihn und reiflich überdacht
Und bin von jedem neuen Zweifel nur
Mit einer tiefern Sicherheit der Seele
Hieher zurückgekehrt. Es iſt beſchloſſen!

Priorin.

Die Herrlichkeit zu laſſen, welche Dir
Der Vater hinterließ — die Welt zu fliehn —

Mechthilde.

Das dünkt mich nicht so schwer — ich kenne sie!

Priorin.

Du kennst die Welt?

Mechthilde.

Genug, ehrwürd'ge Base,
Um gern aus ihrem wilden Lärm zu scheiden! —
Vier Jahre sind es — Ihr gedenkt der Zeit —
Daß man den Vater in die Gruft gesenkt
Und alle Last des mächtigen Besitzes,
Den seine Klugheit und sein Schwert gehäuft,
Auf meine Schultern [illegible]

Priorin.

Du trugst sie leicht —
Gleich einem Mann!

Mechthilde.

Ich will es Euch bekennen:
Die Noth, die Pflicht, sie rissen mich empor,
Daß ich mit Kraft und Stolz mein Loos ergriff.
Es war mir süß, Gehorchende zu sehn,
Und süßer noch, wenn Männer schmachteten,
Zu thun, was ich gebot. — Die wilde Fehde
Mit unserm tollen Vetter freute mich,
Und ich genoß mit Wonne den Triumph
Des treuen Waffenmeisters, der ihn zwang,

Zu mir die Hände flehend aufzuheben. —
Da war's vorbei!

Priorin.

Im Segen des Beſitzes?

Mechthilde.

Der Herrin Arbeit und die Sorge blieb —
Der Reiz entfloh. Die Wiederholung regte
Mir Widerwillen auf, und dennoch mußte
Mir wichtig ſcheinen, was alltäglich war.
Nach außen wurde mir der Geiſt gezogen —
In rauhes, ödes Thun. Ich mußte pflegen,
Was ich nicht ſchätzen konnte, mußte laſſen,
Was meine Seele liebte!

Priorin (für ſich).

Wunderbar!

Mechthilde.

Ihr ſelber habt mir ja den Sinn geweckt
Und habt den Blick nach innen mir gerichtet!
Ich folgt' Euch, folgte den erwählten Geiſtern,
Vor denen ſich der Himmel aufgethan
Und die von ſeinen Wundern meldeten,
Uns Andere zu belehren. Und fürwahr,
Die Keime, die ſie legten, trugen Frucht!
Es blühten in der Seele mir Gedanken
Und hehre Phantaſien entzückten mich.

Schön — ſchön war dieſe Zeit! Gedenk' ich ihrer,
Iſt mir, als wär' ich aus dem Paradies
Hinausgetrieben in das wüſte Leben! —
Ich zwinge mich, weil es die Pflicht gebeut.
Wofür? Zu welchem Zweck?

Priorin.

Es iſt ſehr ſeltſam,
Daß ich Dir's in's Gedächtniß rufen muß!
Ein Gatte nimmt die ſchwerſte Laſt Dir ab —
Und gerne trägſt die leicht're Du für ihn!

Mechthilde.

Ich kenne keinen, den ich meinen Herrn
Zu nennen mich entſchließen könnte!

Priorin.

Stolze!
Du biſt verwöhnt und Du begehrſt zu viel!

Mechthilde.

Ich will nur lieb und werth ihn halten können,
Dem ich als treues Weib gehorchen ſoll!
Noch hab' ich einen ſolchen nicht gefunden —
Und meine Seele lüſtet nicht darnach.

Priorin (nach kurzem Schweigen).

Du biſt, Mechthilde, meiner Schweſter Kind —

Die Blutsverwandte muß Dir Mutter ſein
Glaub' mir, auch der Berufnen harrt im Kloſter
Das reine Glück nicht, das die Seele träumt.
Das reine Glück iſt nirgends in der Zeit,
Wir müſſen jede Luſt mit Leid erkaufen!

Mechthilde.

Ich ſuch' es nicht; ich ſuche nur die Arbeit,
Die meiner Seele Drang befriedige.
Das Ewige zu lernen und zu lehren
Und denen, die den Weg der Erde gehn,
In ihren Nöthen Troſt und Leuchte ſein,
Auf den Allmächt'gen ihre Seelen richten —
Das Höchſte dünkt mich's!

Priorin.

Mannigfaltig ſind
Der Menſchen Pflichten, und was Dir zunächſt
Geboten iſt, mein Kind, es ſollte Dir
Klar vor der Seele ſtehn. Der Vater hat
Dir eine ſtolze Herrſchaft aufgerichtet,
Die Du bewahren, die Du mehren ſollteſt.
Wenn Deinen Vorſatz Du zur That erhebſt,
Dies ſchöne Ganze, Du zertrümmerſt es!

Mechthilde.

Die Theile werden Andre glücklich machen,
Und jeden mehr, als mich das Ganze macht.

Priorin.

Die Deinen lieben Dich — ſie würden Dich
Mit Schmerzen aus dem Erbe ſcheiden ſehen! —
Und dann, was ſoll aus Deinem Schützling werden?
Herlinde hängt mit Innigkeit an Dir —
Sie würde tief betrübt ſein und ſich härmen!

Mechthilde (mit einem Lächeln).

Sie würde ſich am erſten wieder tröſten!
Sie ſollte meines Vaters Tochter ſein:
Sie würde nicht die ſtolze Burg verlaſſen!

Priorin.

's iſt wahr! Sie bliebe hier und wäre glücklich —
Und glänzte bald zur Seite dem Gemal!

Mechthilde (nach einem Sinnen).

Ihr ſtänd' es zu, die frohen Herzens iſt
Und einem Gatten Freude bringen kann. —
Zuweilen, wenn ſie denkend ſteht, da iſt mir,
Als trüge ſie bereits ein Bild im Herzen! — —
Wie dem auch ſein mag, ſie wird nichts verlieren,
Denn ihr Geſchick wird meine Sorge ſein!
Sei's Eure nun, daß ich das meine finde!

Priorin.

Ich liebe Dich, mein Kind, und will Dein Glück —
Ich mußte Deines Willens Stärke prüfen.

Verschließen soll sich unser Haus der Seele,
Die nicht ein innig Sehnen herführt oder
Die Schiffbruch nicht gelitten in der Welt
Und nach des Portes Heil die Hände streckt!
Steht aber treu Dein Sinn auf's Ewige,
Dann, wahrlich, wählst Du Dir das beff're Theil
Und ein erhabner Friede lohnt die Wahl.
Das Kloster bietet himmlischen Ersatz
Für alle Freuden, die Du lassen mußt;
Und wenn Du Dich im Innersten befestigt,
Dann siehst Du gerne wieder auch hinaus
Und liebst die Welt, die Dir empfohlen ist
Und die Du, Licht ausgießend, heiliger
Und schöner machst!

Zweiter Auftritt.

Herlinde kommt.

Vergebt mir, wenn ich störe!
(Zu Mechthilde)
Mein Ohm von Hohenek ist angelangt
Und bittet Euch um freundliches Gehör.

Mechthilde (halb für sich).

Rupert von Hohenek! — Derselbe, der —
(Zu Herlinde)
Weißt Du, welch ein Begehr ihn hergeführt?

Herlinde.

Ich weiß nur, daß es dringend iſt: er wünſcht
Mit Sehnſucht Euer Angeſicht zu ſehen!

Priorin.

Es iſt ein Jahr, daß ihm die Gattin ſtarb
Und ihm nur eine Tochter hinterließ!

Mechthilde.

Ja wohl! Und ich erinnre mich des Worts,
Das ſeine Muhme ſprach! — Er kommt mir unlieb
Ich wäre faſt gewillt —

Priorin.

Du mußt ihn hören! —
Es iſt die Pflicht der Nachbarin, mein Kind.
Und kannſt Du ſeiner Bitte nicht willfahren,
Durch gute Worte ſänftige ſein Herz
Und ehr' ihn, welcher Dich zu ehren kam!

Mechthilde.

Es iſt mir peinlich!

Priorin.

Darum eben thu's! —
Nach der Entſchließung, die Du mir vertraut,
Darfſt Du nicht fliehen, was beſchwerlich iſt,
Wenn es durch ein Gebot empfohlen wird!

Mechthilde.

Herlinde, melde Deinem edeln Ohm,
Daß ich des freundlichen Beſuchs gewärtig bin!
(Herlinde geht ab.)

Priorin.

Mich freut, daß Du die Stärke Deines Wollens
Erproben kannſt in einer neuen Prüfung!
Es iſt ein ſtattlicher und ſtolzer Herr;
Und wenn er liebend wirbt —

Mechthilde.

Ihr achtet mich
Dem ſchwanken Rohre gleich!

Priorin.

Kein Herz iſt ſicher,
Daß plötzlich nicht in ihm ein Wunſch erſteht,
Im Anſchaun einer mächtigen Erſcheinung!

Dritter Auftritt.

Rupert tritt ein mit **Herlinde.**

Rupert.

Hochedle Frau, nehmt meinen Gruß und Dank,
Daß Ihr ſo raſch die Bitte mir gewährt!
(Er neigt ſich vor Mechthilde und dann vor der Priorin.)

Mechthilde.

Willkommen, werther Nachbar! Welch Verlangen
Hat Euch den Weg nach Königsfeld geleitet?
Mit welcher Ehre dien' ich dem Besuch?

Rupert.

Ich möcht' es im Geheimen Euch vertraun!
(Zur Priorin)
Verzeiht, ehrwürd'ge Frau!

Priorin.

Herlinde, komm!
(Zur Seite ab mit Herlinde.)

Rupert.

Ihr wißt, Mechthilde, was mich hergeführt!
Ich habe das Begehren meines Herzens
Durch meine Base schon Euch künden lassen;
Doch, wie mit Leid ich hab' erkennen müssen,
Sie hat mir zaghaft nur und schlecht gedient!
Ihr seid ihr ausgewichen und Ihr schweigt!
Das ist, wenn meinen Auftrag Ihr vernommen,
Beim Himmel, keine Antwort auf die Frage,
Die sich von mir an Euer Herz gewandt!
Nun bin ich selbst gekommen, dem Gesuch
Die Klarheit meines eignen Worts zu leihn
Und das Gewicht des Ernstes, der das Herz
Des Mannes tief erfüllt! Ich werb' um Euch!
Ich werb' um Eure Lieb' und Freundlichkeit,

Euch heimzuführen als mein Ehgemal.
Wenn Ihr die ſchöne Hand in meine fügt,
Dann fügen wir zuſammen eine Macht,
Die mit der Macht ſich eines Herzogs mißt.
Und wahrlich, eine Fürſtenkrone nur
Denk' ich dem Sohn zu, wenn des Himmels Segen
Ihn uns gewährt. Antwortet, edle Frau!
Ich biet' Euch meine Liebe, meinen Dienſt,
Und meine Kraft ſoll Eurer Freude pflegen.
Mein Wort iſt wahrhaft — ſei das Eure hold!

Mechthilde.

Zu Dank und Leid bewegt mich Euer Antrag!
Als Ehre fühlt mein Herz ihn; aber ihn
Genehm zu halten, bin ich außer Stande;
Denn einem Andern hab' ich mich geweiht,
Dem ich auf ewig nun zu eigen bin!

Rupert (auffahrend).

Ihr, Frau Mechthilde, wärt —

Mechthilde.

Es iſt ein Andrer,
Als Ihr gedenken mögt! Ich ſehne mich
Fort aus dem Lärm der Welt in jenen Frieden,
Den ſchon auf Erden heilge Stätte beut.
Dem Himmel hab' ich mich als Braut gelobt
Und keines Mannes Gattin kann ich werden!

Rupert (nach einer Pauſe).

Ernſt klang der Ton mir Eurer Rede, dennoch
Verweigr' ich Glauben ihr! Jeder Gedanke
Steht auf in mir und ruft: es kann nicht ſein!

Mechthilde.

Es iſt geſchehn, Herr Ritter!

Rupert.

Mannharts Tochter! —
Wofür hat Euer Vater ſich gemüht
Und triumphirt ſein ganzes Leben lang?
Ein Einfall iſt's, an dem Ihr Euch geweidet!
In müß'gem Augenblicke mochtet Ihr's;
Allein ihn auszuführen, Frevel war's!

Mechthilde.

Das iſt nicht fromm geſprochen, edler Nachbar!
Man könnte ſagen: Eure Zunge frevelt!

Rupert.

Das Kloſter iſt ein Zufluchtsort für Jene,
Die von der Welt zurückgeſtoßen ſind.
Die Huldin, die der Sonn' am Himmel gleicht,
Sie muß herniederſcheinen in die Welt
Und ſtolze Blüthen aus der Erde locken. —
Die Gründerin eines Hauſes könnt Ihr werden,
Deß edles Licht mit den Jahrhunderten

Anwachſen wird zu königlichem Glanz
Und das Euch ſegnen wird in fernſten Zeiten!

Mechthilde.

Ehrgeiz der Welt! — Er hat nicht Platz in mir!

Rupert.

Die Meinung einer Träumenden! Ein Schall! —
Ich bitt' Euch, ſtellt den Gründen eines Mannes
Nicht eines Weibes Widerſpruch entgegen!
Beharrlichkeit iſt eine Tugend nur,
Wenn ſie durch klares Ziel geadelt iſt!

Mechthilde.

Ein ſeltſam Werben, das, um Frauengunſt!

Rupert.

Weil ich Euch lieb' und ſchätze, red' ich ſo.
Der Drang, von einer Kluft Euch wegzuſchrecken,
In welche blindlings Ihr Euch ſtürzen wollt,
Nimmt wachſend die Geſtalt des Unmuths an!
Erkennt den Mann in mir, der's ehrlich meint —
Ehrt mein Vertraun und reicht mir Eure Hand —
Gerettet führ' ich Euch dem Leben zu!

Mechthilde.

Die Art der Welt, ſie hat mich abgeſtoßen,
Und Eure, wahrlich, iſt nicht angethan,
Sie meinem Herzen lieblicher zu machen!

Rupert.

Genug! genug! Den Stolz habt Ihr gewahrt
Ich ſtehe werbend hier — ſo ſeid ein Weib
Und laßt die Huld und laßt die Güte gelten!

Mechthilde.

Hartnäckig ſeid Ihr, aber ich bin feſt,
Und Euer Wille ſcheitert an dem meinen!
Vernehmt mein letztes Wort! Nach jener Seite
Zieht mich ein unbezwingliches Verlangen,
Und keines Mannes Werben lockte mich,
Wenn er in allem Glanz der Welt erſchiene!

Rupert.

So fromm auf einmal! Wie geſchah das nur?
Man hörte nie davon! — Ich Thor, ich Thor!
Die heil'ge Ruhme hat ihr Werk gethan!
Das Kloſter ſtreckt die Arme nach der Erbin
Und hat die Blutsverwandte hergeſandt,
Dem Kirchengut das Schweſterkind zu opfern!

Mechthilde.

Verläumdet nicht die trefflichſte der Frauen!
Den Vorſatz, der in meiner Bruſt gereift,
Ich hab' ihn ihr geſtanden und ſie hat
Mit Gründen ihn und Mahnungen bekämpft!

Rupert.

Sie kannt' Euch wohl! Sie wußte nur zu gut,

Daß um ſo feſter Ihr beharren würdet,
Bis Laune ſich verhärtet zum Gelübde!

Mechthilde.

Ihr dichtet einer Heil'gen Argliſt an!

Rupert.

Sie hat ihr Ziel erreicht, das ſpricht für mich! —
Ein Selbſtmord iſt's, den Ihr vollziehen wollt!
Das Kloſter ſchlingt Euch lebend in das Grab,
Euch, die mein Arm zu jeder Lebensfreude,
Zum Ueberfluß des Glücks geleitet hätte!

Mechthilde (ſtolz erregt).

Ihr überſchätzt Euch! Niemals konntet Ihr
Mir Freude ſchaffen, nie mein Herz erfüllen!
Ihr ſeid ein heftig, herriſches Gemüth,
Ihr habt nur Euch und Euren Zweck vor Augen —
Wer ſich Euch neigt, der iſt in's Joch gebeugt!
Und wenn das Herz mich nicht in's Kloſter triebe,
Verweigern dem Gebieter würde ſich's
Und Nein erwiedern, wo er Ja befiehlt!

Rupert.

Ihr weiſt mich ab! Ihr ſeht mich bittend ſtehn
Und werft Verachtung mir in's Angeſicht?

Mechthilde.

Was meine Seele fühlt, das künd' ich Euch!

Rupert.

Entſchieden, Stolze, habt Ihr Euer Loos!
Antworten, glaubt mir, will ich dieſer Antwort,
Daß ſtehend Ihr zurück ſie wünſchen ſollt,
Die beſſ're mir zu geben! Aber ich,
Ich werde ſie verſchmäh'n und meine Seele,
Die höhnender Verſchmähung Wunde trägt,
Im Anſchau'n Eures vollen Elends heilen!

Mechthilde.

Sinnloſe Worte, die mich aber doch
Beleid'gen, — die mein Ohr nicht hören darf!
Verlaßt mich! Geht! Hinweg aus Königsfeld!
Noch bin ich hier Gebieterin — ich könnte
Gebieten, was mich reute! Geht!
(Die Priorin und Herlinde erſcheinen an der Seite.)

Rupert (mit Hohn).

Ich gehe!
Je ſchneller ich aus Eurem Hauſe ſcheide,
Je ſchneller kehr' ich wieder! — Seht Euch vor
Und rüſtet Euch, mich würdig zu begrüßen!
(Ab durch die Mitte.)

Vierter Auftritt.

Die Priorin, nachdem ſie Herlinde bedeutet, ſtehen zu bleiben, tritt vor.

Priorin.

Was iſt geſchehn? Ihr beide ſeid erzürnt;
Und er, er droht!

Mechthilde.

Ich lache ſeiner Tollheit!

Priorin (ſtreng).

Du kränkteſt ihn!

Mechthilde.

Vielmehr, er kränkte mich!
Als ich dem Antrag meiner Seele Trachten
Entgegenſtellte, da beſtritt er mich —
Er ſchalt mich und er läſterte ſogar
Euch, Priorin, als hättet Ihr gerathen
Und überredet, wo Ihr abgerathen!

Priorin.

Und Du, Du ſtrafteſt ihn mit Heftigkeit? —
Du haſt's gethan, Du haſt dem Zorn gehorcht!
Du haſt ihm nicht ſein Unrecht aufgedeckt
Mit Schonung; denn er ſtände ſonſt beſchämt,
Und nicht mit Wuth im Herzen ſtürmt' er fort!

Mechthilde (nach kurzem Schweigen).

Ich war gereizt! Sein Stolz empörte mich,
Sein Frevelwort entflammte mir die Seele —

Priorin.

Gewalt'ge! Richterin und Rächerin! —
Du willst die Herrschaft aus den Händen geben,
Du, welche Männer übertrotzen kann?

Mechthilde.

Sein Unrecht fühlt' ich und es riß mich hin —
Ich konnte nicht dem Drange widerstehn!

Priorin.

Ganz wohl! Du hast in ihm natürlich auch,
Du hast nach Recht gehandelt; doch den Stoff
Zu einer Heil'gen kann ich nicht bemerken
In ihr, die grollend Schlag vergilt mit Schlag!

(Mechthilde schweigt.)

Mechthilde, dem Gedanken Deines Geistes
Ist Dein Gemüth noch wenig ähnlich worden:
Du bist der ersten Prüfung unterlegen!
Dein Zornmuth hat Dir einen Feind erzeugt
Und eine Macht ihm wider Dich gegeben!

Mechthilde (nach einem Besinnen, mit Anstrengung).

Gutmachen will ich's! — Sagt, was soll ich thun?

Priorin.

Du mußt ihm eine Botſchaft ſenden,
Für jedes Wort, wodurch er ſeine Seele
Beleidigt hält, ihn um Vergebung bitten!

Mechthilde (auffahrend).

Flehn um Vergebung! Ihn, den Hochmuth ſelbſt! —
Beleidigt bin ich mehr als er — ich kann's nicht!

Priorin.

Es muß geſchehn! Verweigert mir's Dein Starrſinn,
Dann weigert mein Verſtand ſich Deinem Wunſch,
Der ſich ein falſcher mir erwieſen hat!

Mechthilde.

Schwer iſt's — und hart! Hart über alle Maßen! —
Doch ich bezwinge mich — und will es thun!

Priorin (gegen die Seite).

Herlinde komm!

(Herlinde tritt näher.)

Wir haben einen Auftrag.
Dein Oheim iſt erzürnt hinweggegangen,
Weil gegen ihn Mechthilde heftig war.
Sieh, wie ſie hier beſchämt, in Reue ſteht!
Sieh, wie der Fehler ihr das Herz zerknirſcht —

(Bewegung Mechthilde's.)

Und ſag' ihm, was den Groll ihm tilgen kann!
Mechthilde, von des Antrags Ehre voll,

Begreife wohl des Mannes Leidenſchaft,
Doch nicht die eig'ne, die ſie blind gemacht!
Sie wende ſich für jedes harte Wort,
Das ihrem brauſendem Gemüth entflohn,
Demüthig an die Großmuth ſeines Herzens!

Herlinde (mit einem Blick auf Mechthilde).

Das ſoll ich melden? — Redet ſelbſt, Mechthilde!

Mechthilde.

Er hat um meine Hand geworben, Mind,
Und ich, ich hab' mich ihm verſagen müſſen.
Das iſt nicht anders! Aber was dabei
Die Zunge ſprach, die Dienerin des Zorns,
Das, künd' ihm, habe die Bereuende
Durch Selbſtverdammung ſchon an ſich gerächt
Und weggetilgt, und innig bäte ſie,
Was nicht mehr ſei, großherzig zu vergeſſen!
Ich wolle, ſag', mit ihm in Frieden leben,
Und bieten ſoll er mir die Freundeshand!

Priorin.

Gut, meine Tochter! Das iſt eine That!
Ein Schritt, der jeden andern leichter macht —
Und Dir den Sieg verheißt!

Mechthilde.

Der Waffenmeiſter
Soll mit Gefolge Dein Geleiter ſein!

Geh' ſchnell, daß ihm der Groll ſich nicht verharte!
Du liebſt uns beide, Dich hat Gott geſchaffen
Zur Mittlerin! — In laut'rer Güte ſprich —
Und mit der Friedenspalme kehre wieder!

(Herlinde geht ab. Pauſe.)

Mechthilde.

Bin ich nun doch nicht völlig aus der Gnade?
Lebt eine Kraft in mir, die Hoffnung gibt,
Daß ich mich würdig mache des Berufes,
Wonach verlangend mir die Seele ſtrebt?

Priorin.

Vielmehr zu Großem halt' ich Dich erkoren!
Die Leidenſchaft, die tief im Herzen glüht,
Iſt keine Gegnerin des hohen Wirkens,
Nein, eine ſtarke, mächtige Gehülfin,
Wenn als Vaſallin ſie dem Geiſte folgt!
Du haſt den Stolz, Du haſt den Trotz vonnöthen,
Der aus des Vaters Bruſt in Deine kam,
Denn eine Streiterin iſt Gottes Kirche
Und Heldenkühnheit, unbezwung'nen Sinn
Bedarf es gegen jenen Widerſacher,
Der haßerfüllt nach ihrem Schaden lechzt!

Mechthilde.

Ihn zu bekämpfen brennt die Seele mir!

Priorin.

Tritt muthig in den Kreis des heil'gen Lebens

Und schärfe Dir, erhöhe Dir den Sinn,
Daß klar vor ihm der Wille Gottes liegt.
Dann, wenn der eig'ne Wille heilig ist,
Dann wird er Dir ein Quell von Thaten werden!
Erfreut auf eine Fügung seh' ich hin!
Die Hand, die heute noch den Krummstab führt,
Läßt ihn erlahmt vielleicht schon morgen sinken.
Dann wird ihn meine wohl ergreifen müssen!
Allein auch ich, ich walle nah dem Ziel,
Und wenn mich Gott aus Amt und Leben ruft,
Wirst Du mir folgen. Deine große Seele
Wird dann gereift sein in erhabner Pflicht,
In Harmonie die Thatkraft mit dem Geist —
Und alle Deine herrlichen Gedanken
Wirst Du vollführen können mit der Zeit —
So weit es Gott vergönnt! Du kannst ein Licht
Der Kirche werden, eine Seelenfürstin,
Und Heil ausgießen über dieses Land!

Mechthilde.

Sprecht, Base, mit der heiligen Aebtissin
Und kündet ihr —

Fünfter Auftritt.

Berchtold erscheint.

Berchtold.

Der Pförtner läßt Euch melden:
Einlaß begehr' ein schlichter Rittersmann.
Er hat in frühern Jahren Euch gekannt
Und bittet um Erlaubniß, Euch zu grüßen!

Mechthilde.

Ein Rittersmann, der mich zu sehn begehrt? —
In diesem Augenblick? — Wer kann das sein?
Ich fühl' ein Widerstreben, eine Sorge! —
Wenn ich die zweite Werbung hören müßte,
Um nochmal weigernd einen Mann zu kränken!

Priorin.

Dieß ist wohl ein Geringrer, als Du denkst!
Ein Fahrender vielleicht, der meinem Schwager
In einer seiner Fehden hat gedient
Und von der Tochter eine Zehrung heischt!

Mechthilde.

Wenn sein Verlangen so bescheiden ist,
Soll nicht umsonst er an die Thüre pochen.
Willkommen ist hier jeder, welcher nur
Aus meiner Hand empfangen ein Geschenk
Und nicht sie selbst erlangen will!

(Zu Berchtold)

Der Pförtner

Soll ihn einlaſſen, und der Wandersmann,
Der nicht zum erſtenmal die Burg betritt,
Soll hier erſcheinen, daß ich ihn erkenne!

(Berchtold ab.)

Priorin (nach einer Pauſe).

Du wollteſt einen Wunſch mir anvertraun

Mechthilde (ſich über die Stirn fahrend).

Die Luft iſt drückend hier; die Juniſonne
Scheint glühend nieder an der Mittagsſeite!

(Zu einem Fenſter gehend.)

Der Garten ſteht im Schatten und von ihm
Wird uns ein friſcher Hauch erquicklich ſein.

(Sie öffnet das Fenſter.)

Ah, ſüße Labung! Süßer Wohlgeruch! —
Wie ſtrömt er in's Gemach!

(Nach kurzem Schweigen.)

Ich wollte ſagen,
Daß meinen Vorſatz der Aebtiſſin Ihr
Verkünden mögt und daß Ihr beide mich
In Güte wollt belehren, was ich thue,
Die Rechnung abzuſchließen mit der Welt
Und aufzuſchließen mir des Heiles Thor!

Sechſter Auftritt.

Baldwin tritt ein.

Baldwin.

Verzeiht mir, edle Frau —

Mechthilde (zur Priorin).

Das iſt kein Bettler

Baldwin.

Ich konnte nicht der Sehnſucht widerſtehn,
Den Frieden aufzuſuchen Eurer Burg
Und Euch verehrend meinen Gruß zu ſagen!

Mechthilde.

Ihr ſeid willkommen! (Ihn betrachtend)
Euer Angeſicht
Iſt mir nicht fremd und Eure Stimme mahnt
An einen Klang mich aus geſchwundnen Tagen.
Allein den Namen, den Ihr mir verſchwiegen,
Kann ich nicht ſagen! Nennt ihn freundlich ſelbſt!

Baldwin.

Nicht bin ich mit dem Glauben hergekommen,
Daß Ihr mich kennen müßt! Es iſt der Jahre
Gar manches hingegangen, ſeit ich hier
Die Sonn' aufgehn und niedergehen ſah.
Euch hab' ich wenig nur bedeuten können,
Und was ich war, verwandelt hat's die Zeit.

Mechthilde.

Mit Gunst — Ihr heißt?

Baldwin.

Baldwin von Hagenbach.

Mechthilde (nachdem sie ihn scharf angesehen).

Baldwin! — Ja wohl, ja wohl! — Ich schelte mich,
Daß ich das Ehmals nicht im Jetzt gefunden!
Allein zur Ehre wollt Ihr, werther Herr,
Das Zaudern der Erinnerung Euch deuten! —
Vergebt! Ihr habt Euch staunenswerth verändert!

(Zur Priorin.)

Baldwin, der Lieblingsknappe meines Vaters,
Der uns durch manchen kecken Streich ergötzt,
Bis er auf einmal aus der Burg verschwunden!

Priorin.

Acht Jahre sind es — wohl gedenk' ich mir's! —

(Erscheint)

Ihr habt, Herr Ritter Baldwin, mehr gehalten,
Als Ihr verspracht!

Baldwin (mit Laune).

Das war nicht eben schwer!
Ich war ein Zant, ein Thunichtgut, ein Thor,
Der — einen Strolch versprochen hat!

Mechthilde.

Mit nichten!
Ihr wart ein Schelm, ein einfallreicher Kopf,
Und neben den gefurchten Angesichtern
Sah man die glatten Wangen doppelt gern,
Von denen immer gute Laune glänzte!
Noch einmal, seid willkommen!
(Sie reicht ihm die Hand.)

Baldwin.

Eure Güte
Beglückt mich! Sei's von Herzen Euch gedankt,
Daß Ihr so hold mich grüßt in Königsfeld,
Das ohne Gruß des Abschieds ich verlassen! —
Hier lebt' ich meine schönste Zeit! Herr Mannhart
War dem Vasallensohn von Herzen gut,
Und manches hat er freundlich nachgesehn,
Was dreist ich angestiftet! Ich verehrt' ihn
Und floh nur, weil ich nach dem Frevelstreich,
Der seinen eitlen Falkenier geneckt,
Nicht in sein Antlitz mehr zu schauen wagte!
(Mit einem Blick auf Mechthilde.)
Des Undanks Last, sie drückte mich nur schwerer,
Je mehr ich ritterlichen Brauch erlernt,
Und froh erleichtert fühlt sich meine Seele
Durch Eure Güte, die vergeben hat!

Mechthilde (nachdenklich).

Jedwedem fällt sein Loos — und Uebermuth,

Der blind ihn fortreißt, hilft es nur vollziehn! —
Wo habt Ihr diese Zeit verbracht?

Baldwin.

Im Feld! —
Des zweiten Friedrichs Fahne war mein Stern,
Dem ich zu heißen Mühen bin gefolgt,
Zu heißern Freuden im Triumph der Schlacht.
Mein Streitroß trug mich durch das welsche Land,
Und dieses Schwert hier streckte manchen nieder,
Der gegen meinen Kaiser aufgestanden!

Mechthilde (tritt näher und deutet auf seine Stirn.)

Wo habt Ihr diese Narbe hier erbeutet?

Baldwin.

Bei Cortenuova, wo der Staufenheld
Wie Gras hinmähte das Lombardenheer!

Mechthilde.

Sie ziert Euch wohl! (Nach kurzer Pause)
Es ist doch wunderbar,
Wie sich im Thatendrang der Mann vollendet,
Wenn ihm ein guter Geist verliehen ist!
Im Krieg, der Andre zu verwildern pflegt,
Da habt Ihr eben einen würd'gen Ernst
Und edle, feine Sitten angenommen!
Aus Euren Zügen blickt ein festes Herz
Das Zutraun anspricht und es auch erlangt.

Warum verließt Ihr den gewalt'gen Herrn,
Der Euch zum Sieg geführt?

Baldwin.

Ich war geſättigt; —
Und nach der Heimath ſehnt' ich mich! Ich wollte
Die Stätte wiederſehen, wo das Glück
Der Jugend mir die Bruſt geſchwellt — die Räume,
Die wunderhold mir vor der Seele ſtanden
Im Angedenken!

Mechthilde (erfreut).

Ah! — — Das macht Euch Ehre,
Denn es verräth ein dankbar treues Herz!

Baldwin.

Der Frühverwaiſte fand hier Alles wieder,
Was grauſam ihm ein feindlich Loos geraubt.
Er hat ſo viel geſehn, ſo viel gelernt!
Gewalt'ge Ritter gingen aus und ein,
Anmuth'ge Frauen glänzten hier in Pracht,
Und Ihr, Mechthilde, ſchrittet durch den Hof
In erſter Jugend einer Fürſtin gleich.
Ihr habt nur flücht'ge Blicke mir geſchenkt; —
Mit um ſo größrer Ehrerbietung ſchaut' ich
Zu Euch empor!

Mechthilde (mit einem Erröthen, lächelnd.)

Das habt Ihr ſehr verborgen! —
Mir ſchient Ihr nur von Schelmereien voll!

Baldwin.

Ich war ein junger Tollkopf. Doch der Tag iſt lang,
Und zu gar manchem bietet er die Zeit!

Mechthilde (ſteht nachdenkend).

Baldwin.

Damals war auch ein blondes Mädchen hier,
Verwaiſt gleich mir! Ich ſpielte gern mit ihr,
Und ihre Seele hing an mir in Freundſchaft.
Herlinde!

Mechthilde.

Wohl! Ihr trefft ſie noch bei mir!
Sie ritt in meinem Auftrag heute weg,
Doch wird ſie, hoff' ich, bald mir wiederkehren! —
Erlaubt der Jugendfreundin eine Frage!
Wie denkt Ihr Euer Leben einzurichten
Im deutſchen Land?

Baldwin.

Mein Schickſal iſt beſtimmt.
Dem Welfenherzog dien' ich mit dem Schwert
Und mit der Kriegserfahrung, die mir ward.
Er harrt auf mich, und darum kann ich leider
Nur flüchtig meine Huldigung bezeigen.
Noch heute ſoll ich weiter reiten!

Mechthilde.

Wie!
Ihr wolltet uns nur ſehen, um zu ſcheiden? —

Das wär' unfreundlich und ich ſag' Euch frei,
Das duld' ich nicht! Der alte Hausgenoſſe
Hat auch in mir die ſchöne Zeit erweckt
Der Jugend, die der Vater noch geſchirmt —
Ich wünſche mich mit ihm zurückzuplaudern
In jene muntern Tage, mein Gemüth
Durch ihre hellen Bilder froh zu ſtimmen.
Der Waffenmeiſter Konrad würde zürnen,
Wenn ich den Schüler wieder ziehen ließe,
Bevor er ihn als Meiſter hat umarmt!

Baldwin.

Ihr ehrt mich über Alles, theure Herrin!

Mechthilde.

Ihr müßt von Euren Thaten uns erzählen,
Von welſchen Rittern und von welſchen Frau'n;
Von all den Reizen jenes ſchönen Landes
Und von dem Wunderglanz des Kaiſerhofs,
Von dem uns Märchen ſchon berichtet ſind!
Ein ſolcher Gaſt iſt ſelbſt ein Wunder hier!
Wir wären thöricht, ließen wir ihn reiten,
Bevor nicht ſeine Freundſchaft uns erquickt,
Die Stunden kürzend in der alten Burg,
Worin gar oft der Tag uns lang geworden!
Gebt mir die Hand! Ihr bleibt! Herberge nehmt
Bei Konrad Ihr, wo Ihr zu Hauſe ſeid,
Und gönnt uns, daß wir Eurer uns erfreun!

Baldwin (nach einem Besinnen ihr die Hand reichend).

So gütig holdem Wort zu widerstehn,
Bin ich nicht stark genug. Wohlan, ich bleibe!
Viel duldend hab' ich eine Rast verdient,
Die freilich Ihr nur allzufreundlich bietet!

Mechthilde.

Ihr bleibt mit Freuden? Gern?

Baldwin.

Mit allen Freuden.

Mechthilde.

Das ist ein gutes Wort! Nehmt meinen Dank!
(Zur Priorin.)
Und über unsre Sache, theure Base,
Besprechen wir ein andermal uns weiter!

Priorin (nach einem Schweigen).

Wie Dir's genehm ist! Leb' indessen wohl!
(Sie grüßt zum Abschied und tritt vor. Für sich.)
Ich täuschte mich! — Das Kloster war ein Traum,
Der bei dem ersten Sonnenstrahl der Erde
Verschwunden ist! — Es gebe sich der Welt
Was von der Welt ist — sein Geschick zu finden
Im Reich der Leidenschaft! — Gott sei mit ihr!
(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Burghof.

Erster Auftritt.

Baldwin und **Mechthilde** sitzen in einer Vorhalle der innern Burg.

Mechthilde.

Ja, lieber Baldwin, groß ist der Besitz,
Den mir der theure Vater hinterlassen!
Auf Meilen hin ist dieses Königsfeld
Umringt von Dörfern, Burgen und Gehöften,
Die mir gehören! Wälder, voll von Wild,
Fischreiche Weiher, üppig Wiesenland
Und fruchtergieb'ge Felder nenn' ich mein!
Und dennoch, alles dieses hat mein Herz
Nicht froh gemacht! Es bangte mir darin;
Und nur in Einem Augenblicke werd' ich
Dem guten Vater für die reiche Herrschaft
Aus meiner vollsten Seele danken können!

Baldwin.

Und wann iſt dieſer Augenblick erſchienen?

Mechthilde (nach einem Zögern).

Vor meinem Geiſte ſtand ein großer Zweck,
Wonach es mit Verlangen mich gezogen.
Doch eine Wandlung iſt in mir geſchehn.
Mit einem mal aus meines Herzen Tiefen
Iſt mir ein andrer Sinn erwacht, und dringend —
Und mahnend weiſt er auf ein andres Ziel. —
Nun dünkt mich, daß mir dieſe Herrſchaft nur
Geworden, ſie dem Manne hinzugeben,
Den meine Seele liebt!

Baldwin (überraſcht).

Ihr wolltet Euch —

Mechthilde.

Vermählen,
Ja, mein Freund, das iſt meine Wille!
Nach meines Herzens Prüfung hab' ich dieß
Als meines Daſeins Ruf und Pflicht erkannt.

Baldwin (nach einem Schweigen, mit Ehrerbietung).

Wenn Ihr von einem andern Vorſatz weg
Hierauf die Seele richtet, edle Freundin,
Vermögt Ihr Eurem Wunſche zu genügen,
Sobald es Euch gefällt!

Mechthilde.

Ihr ſprecht ſehr ſicher!
Wenn aber er, den ich erwähle, mir
Nicht ſeine Lieb' und Treue ſchenken kann?

Baldwin (ſich erhebend).

Mechthilde! Euch, der viel umworbnen Frau,
Im Glanze ſtrahlend einer Königin!
Wenn aus dem hohen Aug ein Blick der Huld
Auf einen Herrn in dieſen Landen fällt,
Zu Wonnen wird er ſich begnadet ſehn
Und knieend wird um Eure Hand er werben!

Mechthilde (ſich gleichfalls erhebend).

Du kannſt das Wort, das Du geſprochen haſt,
Wahr machen, Freund! — Der Mann, den ich erwähle —
Du biſt es, Baldwin!

Baldwin (tief betroffen).

Ich!

Mechthilde (ihn betrachtend).

Du biſt erſchreckt!

Baldwin.

Beſtürzt ob ſolchen allzuhohen Glücks! —
Ich bin für Mannharts Tochter zu gering!
Beſinnet Euch, Mechthilde! Nicht vollbringt,
Was Euch gereuen kann!

Mechthilde.

Was ich that,
Ich hab' es klar im Innersten bedacht!
Zum ersten male hat mein tiefstes Herz
Ein Mann bewegt! Ich fühlte, mich erforschend,
Daß ich auf immerdar sein eigen bin;
Und weil ich wußt', er unternähm' es nicht,
Zu werben um die Tochter seines Herrn,
So hab' ich mich entschlossen, selbst zu reden —
Von dem Geheimniß einer Frauenseele
Das heil'ge Siegel muthig wegzulösen —
Und Dir zu bieten, was Dir angehört!
So nimm, Geliebter, Alles was ich habe!
Sei mein Gemal — sei Deiner Herrin Herr! — —
(Betroffen.)
Du schweigst?

Baldwin.

Ich bin verwirrt! Ich bin geblendet!
Die allzureiche, wundervolle Gabe
Von Dir zu nehmen, fühl' ich eine Scheu —

Mechthilde (zärtlich).

Bezwinge sie — und gib der Liebe Liebe!
Gieb Antwort meinem Wort! Dein Herz befrage,
Und Deinem Herzen gib allein das Wort!

Baldwin (nach einem Besinnen auf ein Knie sich niederlassend).

In tiefster Brust erschüttert beug' ich mich
Und danke knieend für die höchste Gunst!

Mechthilde (reicht ihm freudig die Hand).

So ſteh, Geliebter, mein Verlobter, auf!
(Baldwin erhebt ſich. Sie umarmt ihn. Mit einem Blick nach oben.)
Dank Dir, mein Vater, Dank für Dein Geſchenk,
Weil ich damit den Bräutigam erfreuen,
Weil ich mein ganzes Herz ihm zeigen kann!

Baldwin.

Großmüth'ge Seele, wie beſchämſt Du mich!
Man wird Dir's hoch verargen, wird Dich ſchelten!
Dem Unbegüterten, dem Abenteurer,
Der ſeinem Roß und Schwerte nur gebot,
Ihm ſchütteſt Du der Erde Füllhorn aus;
Ihm ſchenkſt Du Dich und einen Machtbeſitz,
Wonach die Stolzeſten umſonſt getrachtet!

Mechthilde.

Sie treten in die Nacht zurück vor Dir!
Du haſt Dir mit den hellſten Kriegerehren
Das Haupt geſchmückt! Vor Deiner Seele liegt
Die Welt erſchloſſen — und an Geiſtesadel
Ragſt über Alle glorreich Du hinaus.
Wonach mit Gierde ſie den Arm geſtreckt,
Du biſt davor mit Scheu zurückgewichen.
Dein hohes Herz, bezwingen mußt' ich es — —
Das eben hat das meine ganz bezwungen!

Baldwin (nachdem er für ſich hingeſehen).

Das Glück, es iſt zu groß, es kam zu plötzlich —

Nicht faſſen kann ich's! Was der Geiſt zuvor
So ganz und gar nicht hat erwägen können,
Was er ſich denkend nicht vertraut gemacht,
Das ſcheint, auch wenn es eingetroffen iſt,
Ein Märchen uns — wir wagen's nicht zu glauben!

Mechthilde.

Nicht allzuſehr in Staunen wiege Dich
Was innig wir erſehnt, was uns beglückt,
Das als das Unſre faſſen wir an's Herz.
Zu große Scheu, das Deine Dein zu nennen,
Würf' einen Schatten mir auf Deine Liebe!

Baldwin.

Den Gaben allen, die Du mir gewährt, —
Dem Edelſinn des fürſtlichen Gemüthe,
Nur ungemeſſne Liebe kann ihm danken!

Mechthilde.

Und fühlſt Du ſie, dann bin ich Schuldnerin
Auf ewig Dir! Schon dank' ich Dir das Höchſte —
Ach ein Gefühl, daß mir im Traume ſelbſt,
Wo das Unmöglichholde ſich begibt,
Nicht durch den tieferregten Buſen zog.
Das iſt auf Erden — und ich wußt' es nicht!
Das ruht verſchloſſen in der Bruſt des Menſchen —
Und dieſer Keim des wunderbaren Glücks,
Er kann verſchloſſen bleiben und der Menſch,
Er kann ihn ahnungslos zu Grabe tragen!

Dank dem Geſchick! Mir iſt er aufgebrochen
Und aufgeblüht, und während mir das Herz
In Wonne trunken bebt, da glänzt dem Auge
Die Welt in überſchwänglich heitrem Licht.
O Baldwin, dieſes Leben iſt verkannt!
Sein Urtheil ſprechen allzuweiche Seelen,
Die nicht in ſeine Tiefen ſich gewagt!
Von ſeiner Außenſeite fortgeſcheucht,
Nicht kämpfen ſie mit ihm und ſuchen nicht
Den holden Lohn im kühnerrungnen Sieg —
Sie ſuchen ihre Rettung in der Flucht!

Baldwin (mit einem Blick auf ſie).

Du ſelber haſt in ihr das Heil geſehn!

Mechthilde.

Von ganzem Herzen! O, mir war es Ernſt,
Und aus dem öden Treiben ſehnt' ich mich
Erbangend weg in einer Zelle Schweigen.
Wie malt' ich mir des Geiſtes Leben aus!
Welch edel Bild erſchuf die Phantaſie
Von lichtem Denken und von hohem Wirken! —
Es iſt verſunken und ich könnt' es jetzt
Nicht wieder auferwecken, wollt' ich's auch!
Die Seele hat ſich von ihm weggewendet
Und hängt mit allen Fibern an dem Glück,
Das ihr im ſüßen Schein des Lebens glänzt
Und jenes ihr zum Traum gewandelt hat.
Und dieſes neue Glück, es iſt das Ziel,

Zu dem des Vaters Hand mich führen wollte,
Auf das die Meinen alle flehend ſchaun!
Im letzten Augenblicke hat der Himmel
Mich drauf gewieſen, als er Dich geſandt!
Wenn ich dem innigen Verlangen folge,
Gehorch' ich einer Fügung und erfülle
Des Vaters Wunſch — der Tochter höchſte Pflicht!

Zweiter Auftritt.

Berchtold erſcheint.

Berchtold.

Jungfrau Herlinde kommt! Sie reitet eben
Mit zwei'n der Reiſigen den Berg heran.
Vom Waffenmeiſter und den Uebrigen,
Hat unſer Aug noch nichts erſchauen können.

Mechthilde (für ſich).

Herlinde! — Lange blieb ſie weg; — und jetzt
Bin ich von ihrer Wiederkehr betroffen! —
Was bringt ſie mir? — — Ich muß allein ſie ſprechen!
(Zu Baldwin.)
Geliebter, weile hier! Ich will entgegen
Der Abgeſandten gehn und erſt erfahren,
Wie meinem Auftrag ſie genug gethan.
Hat ſie die Sache gut gemacht, dann ſoll ſie
Zum Lohn die Freude haben, Dich zu ſehn!

Baldwin.

Nach Deinem Wohlgefallen!

Mechthilde.

Wenig Augenblicke
Bedarf ich nur! Auf baldig Wiederſehn!
(Ab mit Berchtold.)

Baldwin (nach einer Pauſe des Nachdenkens).

Mir iſt's wie einem Manne, der im Schlaf
Getragen ward in eine fremde Landſchaft
Und nun erwachend um ſich ſchaut und ſtaunt,
Und mehr noch als vorher zu träumen glaubt.
Auf einmal hat das Glück mich aufgeſucht!
Mir, der bisher von Ehre nur gelebt
Und nur von einem Tag zum andern ſah,
Mir wirft's der Erdengüter Fülle hin,
Als wär' es Nichts! Ein hohes, edles Weib
Reicht mir die Hand! — Und in der Seele will
Doch keine rechte Freude drüber kommen!
In Luſt und Stolz, im Wogen des Gefühls
Regt eine Furcht ſich, die mein Herz beſchwert! —
Mechthilde, traun, iſt ihres Vaters Kind!
Was ihr gefällt, ergreift ſie — rückſichtslos
Obſiegen muß das Wollen ihres Herzens.
Nicht hab' ich ſelber — nein, ich bin gefreit.
Die Neigung, die ſie fühlte, zeigte ſie —
Und die gezeigte mußte triumphiren.
Wenn ihre Liebe meinen Dank erheiſcht —

Die Frau, die sich dem Kloster zugesagt
In ihrem Herzen — — Thörichte Gedanken,
Hinweg mit euch! — Mein Loos, ich nehm' es an!
Was mir die Liebe zuerkannte, sei
Durch meinen Willen mein und durch die Kraft,
Womit es dieser Arm regieren wird
Der Geberin zur Ehre und zur Freude!

Dritter Auftritt.

Mechthilde und **Herlinde** erscheinen von der Seite.

Mechthilde (zu Herlinde).

Begütigt und versöhnt? Ich staune droh!

Herlinde.

Es war nicht leicht! Tief war der Groll gewurzelt!
Doch ich, ich griff in's Herz und riß ihn aus!
Dein Wunsch und Wille stand vor meiner Seele,
Dein freudig Auge glänzte mir als Ziel —
Und der Begierde, Dir zu dienen, mußte
Der starre Trotz des Mannes endlich weichen!

Mechthilde (nachdenklich).

Hast Du den Sinn zum Guten ihm gewendet,
Dann ist es möglich, daß er drin verbleibt! —

Mit einer Freude zahl' ich dieſen Dienſt!
Sieh dort! (Sie deutet auf Baldwin, der halb abgewendet ſteht.)

Herlinde.

Ein fremder Ritter!

Mechthilde.

Nach dem Anſehn!
Allein erfährſt Du ſeinen Namen —
(Sie führt Herlinde vor, Baldwin kommt ihnen entgegen.)

Herlinde (mit einem Schrei).

Baldwin!
(Ihm entgegen.)
Ja wohl, Du biſt's!

Baldwin (ihr die Hand reichend).

Herlinde, ſei gegrüßt!
(Er ſchüttelt ihr die Hand und hält ſie. Plötzlich, nach einem Blick auf ſie, mit einer gewiſſen Zurückhaltung.)
Und Dank Euch, daß Ihr mich ſogleich erkannt!

Herlinde (mit Empfindung, aber gleichfalls an ſich haltend).

Das war nicht ſchwer — ich hab Euch nie vergeſſen! —
Ihr wart ſo gut, Ihr hattet mich ſo lieb,
Ihr ſchicktet Euch ſo hold in meine Launen!
Und wenn ich auch von Herzen böſe war,
Daß Ihr bei Nacht und Nebel uns verlaſſen,
Dem Angedenken hat es nicht geſchadet!
Ich zürnt' Euch — und Ihr ſtandet mir vor Augen!

Baldwin.

Ich hatte ſicherlich auch Euch erkannt,
Wenn ungenannt Ihr mir erſchienen wäret —
Ob auch die Zeit gar freundlich Euch beſchenkt,
So daß ich mit Verwundrung ſehen muß,
Wie ſich das Kind vollendete zur Jungfrau'

Herlinde (mit einem gewiſſen Spott).

Verwunderung, Herr Baldwin, fühl' auch ich!
Betracht' ich Euch genauer, muß ich ſagen:
Ein Andrer ſeid Ihr uns zurückgekehrt!
Nicht ſeid Ihr größer nur und ſtattlicher,
Nein, eine Würde habt Ihr angenommen,
Mit einem Anſehn ſteht Ihr da vor mir —
Wär' nicht das Auge, das ein wenig noch
Von ſeinem alten Blick behalten hat,
Ich müßte vor dem edlen Herrn verzagen!

Baldwin.

Die Schalkheit, die dir kleinen eigen war,
Sie ging Euch, wie ich ſehe, nicht verloren!

Herlinde (nach einer Pauſe, herzlich).

Und habt Ihr wirklich auch an mich zuweilen
In dieſer langen Zeit gedacht?

Baldwin.

Gar oft!

Herlinde.

Das iſt zuviel; — und deßhalb muß ich glauben,
Daß Ihr es nur aus Höflichkeit geſagt!

Mechthilde.

Du kannſt zufrieden ſein, verwöhntes Kind!
Wir hatten wenig Reden nur getauſcht,
Da fragt' er mich nach ſeiner lieben Puppe
Und hörte gern, daß ſie noch hier verweilt.

Herlinde.

Iſt's wahr? Das habt Ihr? Eure Seele wäre
So treu, daß Ihr des Kindes Euch erinnert? —
Nehmt meinen Dank dafür! — — Ihr habt Euch alſo
Da draußen in der Welt umhergetrieben —
Ihr habt dem Abenteuer nachgejagt
Und Euern Durſt geſtillt nach Zank und Streit?

Baldwin.

Vollauf! Ich könnte viel davon erzählen! —
Und wenn Ihr Zeit mich anzuhören findet —

Herlinde.

Ihr ſeid alſo nach Königsfeld gekommen,
Um hier zu bleiben?

Baldwin.

Wohl.

Herlinde.

Im rechten Ernſt?
Ihr wolltet auch gelegentlich nicht wieder,
Wenn's Euch gelüſten wird, das Weite ſuchen?

Mechthilde.

Das würde nicht mehr angehn, liebes Kind!
Baldwin bleibt hier in ſeinem Eigenthum!

Herlinde (ſie anſchauend).

Ihr wolltet ihm —?

Mechthilde.

Er bleibt als mein Gemal! —
Hör' es zuerſt und freue Dich mit uns:
Wir haben uns verlobt! In kurzer Zeit
Wirſt Du, Herlinde, mir den Brautkranz flechten!
(Herlinde iſt zuſammengefahren. Mechthilde ſieht befremdet auf ſie.)
Was iſt Dir, Mädchen? Schreckt die Kunde Dich? —
Du biſt beſtürzt!

Herlinde (ſich faſſend).

Verzeiht! Es kam zu plötzlich! —
An einen andern Willen mußt' ich glauben —
Ein andres Ziel, Mechthilde, ſtelltet Ihr
Dem Werben meines Ohms entgegen! Er
Hat endlich nur den Frieden angenommen,
Weil ich den Zürnenden erkennen ließ,

Welch eines Frevels er ſich unterfinge,
Wenn er mit Krieg den Vorzug rächen wollte,
Den ein erleuchtet Herz dem Heiland gab.
Nun, mit dem unerwarteten Entſchluß,
Erhebt ſich drohend wieder die Gefahr!

Mechthilde.

Wenn's das nur iſt, dann mag auf Deine Wangen
Die friſche Roſenfarbe wiederkehren!
Wir haben einen Herrn in Königsfeld,
Der uns beſchützen wird! Und wenn Herr Rupert
Nur hört von ihm, dann bleibt er gern zu Hauſe!

Herlinde (abgewendet, für ſich).

Ein Augenblick! Ein ſel'ger Augenblick!
Und Alles, Alles hin mit Einemmal!

Mechthilde (nach einer Pauſe).

Du ſchweigſt, Herlinde! Fühlſt Du keine Freude
Bei meinem Glück? Drängt auf die Lippe Dir
Kein Wort der Liebe ſich, kein Segenswunſch?

Herlinde (bewegt).

Verkennt mich nicht, Mechthilde! Laßt mir Zeit!
Was dieſe Welt an Glück erblühen läßt —
An Lieb' und Freude, Stetigkeit, Gedeihn —
Das wünſch' ich Euch und Baldwin! Mögt Ihr wachſen
Und wechſeln zwiſchen hold und holder nur!
Mög' Euer Leben, gleich dem ſchönſten Tag

In edler Sommerzeit, das lichteſte
Und reinſten Glanzes voll, das längſte ſein!
(Sie reicht ihr die Hand).

Mechthilde.

Ich danke Dir! Du biſt ein gutes Kind!
(Nach einer Pauſe, mit einem freundlichen Blick auf ſie.)
Das Glück, Herlinde, macht nicht kleiner denken!
Und Baldwin, der mit mir die Freude theilt,
Wird auch mit mir für Dich die Sorge theilen.
Wir führen Dich zuſammen an das Ziel,
An dem wir beide ſchon beſeligt ſtehn —
Hab' nur Vertrau'n und ſcheuche die Gedanken,
Die noch die zarte Seele Dir bewegen
Und Schatten werfen auf ein Angeſicht,
Das ich ſo gern in Freude leuchten ſeh'!

Vierter Auftritt.

Berchtold erſcheint.

Berchtold (zu Mechthilde).

Der Waffenmeiſter iſt zurück; er hat
Euch eine wicht'ge Kunde mitgebracht,
Die er geheim Euch anvertrauen möchte!

Mechthilde.

Geheim? — Es ſei! Noch bin ich ja die Herrin,
Die mit der Arbeit ſich beladen muß,

Die Diener anzuhören! (Zu Baldwin) Unterdeſſen
Erkläre Du dem zagen Kinde Dich,
Daß ihre Züge wieder Zuverſicht
Und reinen Frohſinn mir entgegenglänzen!

Baldwin (der bisher beobachtend, in ernſter Bewegung dageſtanden).

Ich will's verſuchen! — Es iſt meine Sache,
Das Bangen, das ich mit erzeugen half,
In neugehobnem Muthe zu begraben.

(Mechthilde geht mit dem Diener ab.)

Baldwin (näher tretend).

Du bebſt, Herlinde? Von den Wangen iſt
Die jähe Glut auf's neue Dir gewichen
Und ſchmerzvoll zuckt die Lippe, zuckt die Bruſt? —
Was iſt Dir?

Herlinde (für ſich).

O mein Gott! — (Laut) Ich bin erzürnt,
Und tiefe Scham empfind' ich über mich!
Ich ſollte jetzt die reinſte Freude fühlen,
Daß Ihr, die liebſten Menſchen, glücklich ſeid —
Und weiß nicht, welch ein böſer Geiſt auf einmal
Das Herz mir drückt und mich unwiderſtehlich
Mit Sorge, Bangigkeit und Trauer füllt!

(Sie verſtummt. Große Pauſe.)

Baldwin (für ſich mit tiefem Ernſt).

Verhängnißvoll war dieſe Spanne Zeit —

Ein großes Unglück iſt in ihr geſchehn!
Was feſtgegründet ſchien, iſt eingeſtürzt
Und eine Saat geſät, die, wenn ſie keimt,
Uns Allen bittre Früchte bringen wird!

Herlinde (aus ihren Gedanken auffahrend).

Ich muß hinweg! Hinweg aus dieſer Burg! —
Wohin? Ihr guten Geiſter, rathet mir!
Wohin, wohin? Sagt es der Angſtgequälten!

(Kurze Pauſe.)

Im Staube dank' ich euch! Ja, das erlöſt mich!
Was ſie verheißen hat, ich will es halten!
In's Kloſter flücht' ich mich! In ſeinem Frieden
Die ſchwere Sünde büßen ſoll das Herz
Und heilen ſoll es von der tiefen Wunde!

Baldwin (ihre Hände faſſend).

Herlinde! Theure! Sieh' mir in's Geſicht! —
Du liebſt mich!

Herlinde (mit einem Verſuch, ſich loszureißen).

Still! Um aller Heil'gen willen,
Sprich das Verbrechen nicht in Worten aus!

Baldwin (fortfahrend).

Du haſt mir Deine Seele ſchon geſchenkt
In Deiner Kindheit! Haſt das Bild des Freundes
In Deinem holden Buſen treu bewahrt
Und haſt das Bild geliebt! Du haſt geharrt,

Du haſt mit tiefſter Sicherheit vertraut,
Daß ich Dir wiederkehre, Deiner werth,
Und zwiſchen uns ein Liebesbund ſich flechte,
Geſegnet von den Ewigen im Himmel,
Umblüht von Roſen auf der ſchönen Welt!

Herlinde (ſich losmachend).

Nicht weiter, Baldwin! Willſt Du mir die Pein
Anſchüren, daß ſie brennt wie Höllenglut?
Willſt Du mir einen frevelhaften Wunſch,
Den ich mit Angſt und Sorge jetzt im Herzen
Begraben halte, wieder auferwecken?
Du! Du! Mechthilde's Anverlobter!

Baldwin.

Noch
Ihr Gatte nicht!

Herlinde.

Barmherz'ger Himmel, ſchließe
Die ſünd'gen Lippen ihm! Er ruft hervor,
Was in des Herzens Tiefen ſterben ſoll —
Um in den Abgrund mich und ſich zu reißen!

Baldwin (nach kurzem Schweigen mit tiefem Ernſt).

Ein Augenblick entſcheidet unſer Loos!
Bevor in unſre Seele nicht Erkenntniß
Machtvoll gezogen, gleichen wir dem Thier:
Wir laſſen lödern uns und nöthigen

Und nehmen von der Herrenhand das Futter,
Das gnadenvoll sie hinreicht! Schmach sei mir!
Der Freie nimmt sich, was er selbst erwählt!
Geschlagen in mein Innres hat der Blitz —
Im hellsten Glanze steht das Ziel vor mir!

Herlinde.

Vor Deiner Seele steht der Hölle Blendwerk!
Die Sünde glänzt, von böser Lust verklärt!

Baldwin.

Des Schreckens Kinder sind sie, diese Worte,
Aus Nichts gezeugt, um wieder hinzusinken
In's Nichts! — Herlinde, Du bist mein! — Du liebst mich —
Und ich gehöre ganz und gar Dir an!
Um Deinetwillen hat mich unbewußt
Ein tiefer Drang nach Königsfeld gezogen —

Herlinde (zurückfahrend und sich wegwendend).

Gerechter Gott! Nicht weiter!

Baldwin.

Was ich ihr
Gelobt in meiner Seele Finsterniß,
Ist ein Gebild der Finsterniß gewesen,
Das in der Sonne goldnem Schein zerfließt, —
Und frei durch mich, im Lichte kann ich wählen!
(Entschlossen.)
Du wirst mein Weib!

Herlinde (ſchaudernd).

Verrath! — In ihrem Hauſe!

Baldwin (ſich aufrichtend).

Wer liebt, muß ſtark ſein und die Wahrheit ſehn! —
Sie hat mich überraſcht und dem Gefangnen
Die Feſſel angelegt! Ich trage ſie
Mit Scham und Reue, trage ſie mit Qual,
Und Nothwehr übend ſprenq' ich meine Bande!

Herlinde.

Herzloſen Undank übſt Du gegen ſie! —
Sie gab Dir Alles!

Baldwin.

Undank würd' ich üben —
Ruchloſen Undank — wenn ich heuchleriſch
Das Huldgeſchenk annähme, während mir
Ein andres Bildniß in der Seele ſteht,
Dem ich in ew'ger Sehnſucht eigen wäre!

Herlinde.

Schirmt mich, ihr heil'gen Schaaren!

Baldwin.

Schimpflich war ich
Von meinem wahren Weſen abgefallen,
Als ich an eine Bruſt mich führen ließ,

Zu der mich Liebe nicht und Freude zogen.
Frei war ich ſtets und kühn, und mit dem Schwert
Gewann ich mir das Leben jeden Tag.
Nun ſoll ich überdeckt ſein von Beſitz,
Um einem ungeliebten Weib zu dienen?
Nein! ruft mein Ehrgefühl. Mir ziemt der Dienſt nur,
Wenn Lieb' ihn adelt! Nur für Dich, Herlinde,
Soll dieſer Kopf und dieſer Arm ſich rühren,
Und Alles wieder ſollen ſie mir ſein!
Zerbrochne goldne Feſſel werf' ich hin,
Und in die Freiheit ſoll mein Roß mich tragen
Mit Dir, mein Herz, zu ſelbſtgeſchaffnem Glück!

Herlinde.

Baldwin, Du raſeſt! Sieh mich flehend ſtehn —
Und hab' Erbarmen mit der Schreckentſeelten!
Bedenke, wo Du weilſt, und ſtürze Dich
Nicht wahnbethört, Unmögliches begehrend
Und ſinnberaubt in grauſenhaften Schlund!
Du kennſt Mechthilde nicht! Wenn Du verſchmähteſt —
Verriethſt, was ſie huldreich Dir geboten,
Entſetzlich tobte die gekränkte Frau,
Zermalmen würde Dich die Wüthende!

Baldwin.

Was! Furcht vor einem Weibe? Kennſt Du mich? —
Du haſt ein ſchlimmes Wort geſprochen, Mädchen!
Und ſtünde der Entſchluß nicht ſchon im Herzen,
Jetzt wär' er Ehrenpflicht!

Herlinde.

Gerechter Gott! —
Ich bin am Ende — meine Kraft verſiegt!

Baldwin (ihre Hand ergreifend).

Seit Jahren, Liebſte, ſteh' ich mit dem Tod
Auf Du und Du! Geſehen hab' ich ihn,
Wo er am ſchaudervollſten wüthete,
Und nicht erſchreckt' er mich! Ich bin's gewohnt,
Keckhin um Alles und um Nichts zu würfeln,
Und nur beim höchſten Glücksſpiel iſt mir wohl. —
Getroſt, getroſt, mein theures Herz, getroſt!
Du biſt in echter Liebe mein, ich Dein,
Und das iſt Alles — alles Andre Nichts!
Der Zweck, er ſteht im klarſten Lichte da —
Die Mittel werden uns die Stunden bringen.
Nicht quäle Dich mit ſelbſtgeſchaffnen Zweifeln!
Du kannſt Mechthilde nicht berauben, kannſt
Nicht nehmen ihr, was ich ſchon heimgenommen,
Weil es in Wahrheit nie gegeben war.
Erkenne nun der Liebe heilig Recht
Und trachte, mir vereint, nach ihrem Ziel:
Dem Bund, dem Wonnebund der Liebenden —
Nach dieſes Lebens einzig höchſtem Glück!

Fünfter Auftritt.

Mechthilde und **Konrad von Ebringen** treten von der Seite ein.

Mechthilde (rasch herschreitend, zu Herlinde).

Der Friede, den Du brachteſt, meine Taube,
War nur ein kurzer Traum! (Auf Baldwin deutend)
Der Krieger hier,
Er hat den Krieg uns wieder aufgeweckt!
Zu Deinem Oheim flog durch einen Späher
Die Kunde, daß die Hand, die ſeinem ſtolzen
Und hochmuthsvollen Werben ſich verſagt,
Sich einem lieben Gaſte bieten wolle.
Er tobt und wüthet; haſtig rüſtet er,
Und in der Eitelkeit der Rachewuth,
Da ſieht er meine Burgen ſchon gebrochen!
Er weiß nicht, daß mit uns ein Kriegsmann iſt,
Der unter Kaiſer Friedrich Meiſter ward
In ſeiner Kunſt — und ihn zerſchmettern wird!
Glück auf, mein Bräutigam! Sei nun mein Ritter,
Bevor Du Gatte mir und Herr geworden —
In meinen Farben wirf den frechen Gegner
Und doppelt mache Dir das Meine Dein!

Baldwin (nachdem er einen Moment geſchwiegen).

Rupert von Hohened? Er droht Dir Fehde?

Mechthilde.

Der Weg zum Prieſter, der die Liebenden
Vereinen ſoll, geht über das Gefilde,
Wo mit den Seinen er gebändigt liegt!

Baldwin (entſchloſſen).

Wohlan, die Deinen führ' ich — und ich hoffe,
Daß ich durch eine raſche Waffenthat
Das über uns geworfne Netz zerreiße!

Mechthilde.

Sieh, wie das Schickſal Dir gewogen iſt!
Als eine Bürde trugſt Du mein Geſchenk:
Nun kannſt Du rettend *mich* damit begaben
Und auch im Großmuthskampfe Sieger ſein!

Baldwin.

Thun kann ich Etwas mindeſtens für Dich —
Die höchſte Gunſt des Glücks erblick' ich drin!

Konrad (zu Baldwin tretend).

Wir ſehn in einer ſonderbaren Zeit
Und ſonderbar uns wieder, Knappe Baldwin!
Ihr ſteht vor mir, ein Ritter und mein Herr —

Baldwin (ſeine Hand faſſend).

Ich bin Mechthilde's Diener, alter Freund,
Und habe nur den Stolz, Euch gleich zu ſein.
Mit Einem Muthe ziehen wir die Schwerter —
Ein Ziel erfüllt das Herz uns: *ihr* Triumph!

Konrad.

Sieh, das iſt wacker! (Er ſchüttelt ihm die Hand. Dann, zu Mechthilde tretend)

Jetzt, geliebte Herrin,

Jetzt wünsch' ich zu der kühnen Wahl Euch Glück
Von ganzem Herzen — und ich bin gewiß,
Daß sie von Einem gutgeheißen wird,
Deß Geist uns jetzt umschwebt!

Baldwin (der vorgetreten iſt, für ſich).

Ich rette ſie!
Mein Leben ſetz' ich ein dafür! Und ſchlag' ich
In kühnem Angriff ihren Feind zu Boden,
Dann ſoll es mir ein Gottesurtheil ſein.
Mit meinem Siege zahl' ich meine Schuld —
Und frei von Ihr — mit der Geliebten ſcheid' ich!

Dritter Aufzug.

Garten außerhalb der Burgmauer.

Erster Auftritt.

Herlinde erscheint langsam von der Mauer her.

Herlinde.

Schon folg' ich seinem Drängen willenlos!
Die Worte, die sein Knappe mir geflüstert,
Sie ziehen mich herab in seinen Bann!
(Pause.)
Ich komme nicht, um seiner Leidenschaft
Mich folgsam hinzugeben, nein, ich will
Noch einmal durch das Bild der Missethat,
Zu der er hindrängt, ihm die Seele schrecken!
Allein ich komme, stelle der Gefahr,
Der Lockung mich der holden Worte bloß — —
(Nach kurzem Innehalten.)
Wie furchtbar ist, o Liebe, deine Macht!

Wir treten dir mit göttlichem Gebot,
Wir treten mit dem Drohruf des Gewiſſens
Und mit erhabnem Willen dir entgegen —
Und du, du ziehſt uns weiter, Schritt für Schritt —
Nur näher, immer näher deinem Ziel!
Das Bild — dein Bild iſt's, das den Zauber übt!
Unendlich, unermeßlich ſcheint die Freude,
Die tieferglühtem Sehnen ſich verheißt; —
Und droht erſt noch Verderben hinter ihr,
Dann iſt ihr Zug unwiderſtehlich! Ach!
Einmal unſäglich glücklich ſein und dann
Hinſinken und vergehn! — der Dämon ruft's, —
Und allen Seelenadel, alle Stärke
Des edlen Zornes müſſen wir zum Kampf
Aufbieten, wenn wir ihn verſcheuchen wollen! —
(Horchend.)
Es naht wer! — Wenn's nicht er — (Sie flüchtet hinter einen Buſch.)

Zweiter Auftritt.

Baldwin kommt von der Seite.

Baldwin (aufathmend).

Das war ein Ritt! —
Wenn jetzt das Letzte, Höchſte noch gelingt,
Dann iſt's ein Tag, an den ich denken werde!
(Er ſchaut ſich um.)
Herlinde noch nicht da? Vorüber iſt

Die Zeit, in der sie meiner harren wollte! —
Mich darf kein Auge sehn! — Entsetzlich wär's,
Wenn Alles, was uns Glück und Muth gewann,
Zaghafte Bangigkeit uns wieder nähme!

Herlinde (vortretend).

Hier bin ich, Baldwin! — Schelte nicht zu früh!

Baldwin.

Vergib, vergib; Du bist ein tapfres Mädchen!

Herlinde.

Ich hoff' es zu beweisen! — Und was bringst Du? —
Wie ging es aus?

Baldwin.

Gelungen ist mir Alles,
Was ich die Kühnheit hatte, Dir zu melden,
Als es noch eben im Geschehen war!
Ich traf den Feind, der weiter vorgedrungen,
Als wir gedachten, früher und allein —
Von Konrads Haufen, der vom Tannenberg
Herstürzend ihn im Rücken packen sollte,
Noch keine Spur! Sogleich entschied ich mich.
Herr Rupert konnte mir die größre Schaar,
Ich aber ihm das freudige Vertrauen
Der Meinigen auf mich entgegenstellen
Und einen Plan, den ich im Nu gedacht.
Schnell ordnet' ich den Kampf — die Leute stritten

Mit wildem Feuereifer nach der Kunſt —
Und kurz, nach einer halben Stunde gab's
Für mich gefallne Feinde nur und flücht'ge!
Da, theures Herz, im Taumel des Triumphs,
Dacht' ich an Dich und ſandte Dir den Boten!
Zur Linken führte Ritter Helfenberg, —
Nicht ganz ſo glücklich, weil Dein grimmer Ohm
Mit ſeinen Treuſten ſich auf ihn geſtürzt.
Ich eilte hin, ich ſpaltete den Haufen —
Und Rupert mit dem Reſte floh davon.

Herlinde.

Ein Sieg! Ein Sieg! Und Du berichteſt ihn,
Als wär' es nichts!

Baldwin.

Die Leute jauchzten laut;
Ich aber, Liebſte, ſtill in meinem Innern!
Die Führung übergab ich Helfenberg —
Um Konrad aufzuſuchen und mit ihm
Die weitern Schläge zu berathen, ſagt' ich!
Allein ich ritt im Fluge, Dich zu holen,
Den Preis, um welchen ich die Klinge ſchwang!
Mir iſt, als hätt' ich einen Zauberring
Und was ich wünſche, müßte ſich erfüllen!
Was ich bis jetzt im Geiſte mir erdacht,
Hat mir das Glück hochfreundlich ausgeführt —
Und meine Seele ſchwillt in Zuverſicht!
Komm, Herzgeliebte, komm! Für ihr Geſchenk,

Das ich ihr wiedergebe, ſchenk' ich nun
Den Sieg ihr, deſſen Früchte ſie behält,
Den Sieg, der ihres Feindes Macht gebrochen, —
Mechthilde wird ſich drein ergeben! — Drunten
Im Walde hinter'm Dorfe harrt Georg
Mit unſern Roſſen! Komm! In einer Stunde
Hat uns mein Brauner aus der Fahr getragen —
Die Himmelsluft der Freiheit athmen wir!

Herlinde. (mit Ernſt).

An meinem Willen ſinkt Dein Glück dahin, —
Zu Deinem Heil! Ich bin herab gekommen,
Dir Deinen Willen wegzunehmen, Baldwin!
Du weißt nicht, was Du thuſt — ich will Dir's ſagen!

Baldwin (mit Beſtürzung).

Du willſt — — So ſprich! Verderbe mich und Dich!

Herlinde.

Mechthilde baut auf Dich! Sie hat die Seele
So tief geſenkt in ihrer Liebe Glück,
Daß ihr die ganze Welt entſchwunden iſt.
Auch nicht der kleinſte Schatten einer Ahnung,
Daß Du nicht ganz und gar ihr eigen wärſt,
Fällt in ihr ſichres Herz! Und kann ſie denn,
Die Vielgeſuchte, die ſich Dir gegeben,
Von Dir auch eines andern ſich verſehn,
Als ew'gen Danks in ew'ger Lieb' und Treue?

Baldwin.

Ich that, was ich vermocht! — Ich laſſe nur,
Was ich unmöglich mir entringen kann!

Herlinde.

Ein Schauer faßt mich, wenn ich ihr in's Herz —
In ihre Pein mich denke! Meinen Ohm
Hat ſie verwieſen um des Kloſters willen,
Dem Kloſter abgeſagt um Deinetwillen:
Nun ſähe ſie verlaſſen ſich von Dir,
Verachtet und geflohn um meinetwillen!
Entſetzlich wär' ihr ſtolzes Herz gekränkt —
Verwirrt, zerrüttet, außer ſich geſetzt!
Laß glücklich uns entfliehn, was blieb' ihr übrig?
Die Seele, mit der ungeſtillten Rache
Qualvollem Stachel, würde ſich vergiften
Und für den Himmel und die Welt verderben!

Baldwin (düſter).

Es iſt ihr Schickſal! Ich, mit Schmerzen, bin
Das blinde Werkzeug ihres böſen Sterns!
Aus Welſchland kehrt' ich wieder, ahnungslos,
Und freute mich, die Tochter meines Ritters
Als Gattin eines mächt'gen Herrn zu grüßen!
Da tritt ſie frei vor mich — und liebekühn
Entreißt dem Ueberraſchten ſie das Wort,
Das Dankgefühl ihm auf die Lippe legte.
Mein Herz errang ſie nicht — und muß es büßen!

Herlinde.

Undenkbar iſt's der Frau, daß ſolch ein Wort
Nicht aus des Mannes Herzen kommen kann!

Baldwin.

Es war ein Unrecht, daß ich Ja geſagt,
Es iſt ein Unrecht, dieſes Ja zu brechen —
Todſünde wär' es, wenn ich's halten wollte!
Wir können einer andern Seele nicht
Ein Leid erſparen wollen, um dafür
Uns ein verlornes Leben aufzulegen!
Aus dieſem Unheil rettet nur die Flucht,
Und das Nothwend'ge, muthvoll ſei's gethan!

Herlinde.

Du ſiehſt den einen bloß, ich aber ſehe
Den andern Weg, und ihn im Glorienſchein!
Bezwinge Dich, und das Gebot der Ehre
Stell über Deiner Träume Lockungen!
Tritt in die Burg und melde Deinen Sieg,
Um von der edlen Braut den Dank zu nehmen.
Ich gebe jedes Wort, das Du geſagt,
Freiwillig Dir und feierlich zurück.
Berathen hab' ich in der Einſamkeit
Mit mir und meinem Gotte mich: ich habe
Die Kraft in mir gefunden, ihrem Glück
Und unſerm Ruhm zum Opfer mich zu bringen.
Entſchloſſen bin ich, meiner Seele Heil
Im Kloſter für das beſſ're Glück zu nehmen!

Baldwin.

Noch einmal! Du! Begraben Dich im Kloſter!
Du haſt nicht das Gemüth und nicht den Sinn,
Der in dem heiligen Berufe Troſt
Und ſtillendes Genügen finden kann!
Was jetzt, im Seelenſchwung, Dir leicht erſcheint,
Das würde der Ernüchterten in troſtlos
Gedehnten Stunden unerträgbar werden!
O nicht zum Welken hat Natur dieß Bild,
Sie hat's zu wonnevollem Blüh'n geſchaffen!
Die Seele, die Dein Angeſicht verklärt,
Iſt Huld und Sehnſucht, die nach Freude trachten,
Und nur in ihr wirſt Du den Frieden finden.
An Dich hat nur ein Anrecht der Geliebte,
Der liebend zum Altar Dich führen will,
Und ihm zu folgen, das iſt Dein Beruf.

Herlinde.

O locke nicht mit holden Bildern mich —
Es iſt unmöglich, daß wir glücklich ſind!
Mit Unrecht und Verrath beginnen wir
Und laſſen hinter uns das Herzeleid —
Aus dieſem Anfang kommt ein gutes Ende
Mit Frieden und mit Freude nimmermehr!

Baldwin.

Du ſchreckſt die Seele Dir mit Phantaſien! —
Das Leben, theures Mädchen, iſt ein Kampf!
Wir müſſen ringend nach dem Siege trachten,

Wenn wir dem Feind nicht ſelbſt erliegen ſollen;
Und wenn wir ſiegen, nehmen wir den Preis
Und laſſen dem Beſiegten den Verluſt.
Die Stärke hat, der Muth hat ſeinen Lohn,
Der mächt'ge Sieger freut ſich des Beſitzes,
Und Kind und Kindeskind genießen ihn.
Die Zeit, ſie gleicht verſöhnend Alles aus!
Der Glückliche vergißt in ihr den Schlag,
Den er gegeben, um den Sieg zu haben,
Und der Geſchlagne ſtellt ſich wieder her.

Herlinde.

Das Alles kann den Geiſt mir nicht bezwingen
Und die Gefühle nicht beſchwichtigen!
Untilgbar klagt mich das Gewiſſen an
Und füllt mit tiefſtem Zagen meine Seele!

Baldwin.

Dieß Bangen iſt die Tochter feiger Scheu —
Ein Blick des Muths, und das Geſpenſt entweicht! –
Und Liebe hat ja Muth, wie man uns ſagt;
So daß man ſchließen darf, wo Muth nicht iſt,
Da fehlt die Liebe, die zu trotzen liebt!

Herlinde.

Ich fliehe mit dem Bräutigam der Andern; -
Ein Schandfleck wird an meinem Namen haften!

Baldwin.

Sieh, ſieh! Du denkſt an Dich und Deinen Ruhm?

Du haſt vor Augen, was die Leute ſagen? —
So füllt denn etwas mächtiger Dein Herz,
Als Lieb' und Treue, Glück und Pflicht der Liebe?

Herlinde.

Baldwin, Du thuſt mir unrecht!

Baldwin.

Keine Worte —
Kein Meinen jetzt und kein Erwägen mehr!
Vor unſern Augen liegt der Scheideweg!
Wohin? Rechts oder links? Es drängt die Zeit —
Und der beherzte Sinn entſcheidet ſich,
Entſchloſſen, was die Wahl ihm bringt, zu tragen!
Feſt, unverrückbar ſteht, was ich beſchloß!
Von Jener haſt Du mich getrennt auf ewig.
Mein Herz verſagt ſich ſchon der Ungeliebten;
Doch wenn ich ſchnöd an ſie mich feſſelte,
Sie würde mir zur tief Gehaßten werden.
Ich muß und werde gehen! Wenn Du furchtſam
Das Mitgehn weigerſt, ſcheid' ich ohne Dich!
Mag meine That die blinde Welt verdammen —
Ich würde ſehend mich verachten müſſen,
Wenn ich aus Feigheit Liebe heucheln wollte,
Wo nicht ein Hauch mir in der Seele lebt. —
Kein Wort der Ueberredung — keine Silbe!
Das Glück, das fernher glänzt, wir können es
Graunvoll entreißen müſſen der Gefahr —
Vielleicht auch ſinkt's in jähen Untergang.

Entſcheide Dich! Befrage Dein Gemüth —
Frei künde dem Entſchloſſnen den Entſchluß!

Herlinde (in tiefer Bewegung).

Und ging's von hier in Drangſal und in Tod,
Und würd' ich auf mich laden eine Schuld,
Die mir das ewige Verderben brächte,
Du, der um meinetwillen ſcheiden muß,
Sollſt nicht verlaſſen gehen und allein —
Ich gehe mit Dir!

Baldwin (ſie umſchließend).

Theures, theures Weib!
Nun biſt Du mein für Zeit und Ewigkeit!
Ich biete Trotz der Welt und Trotz dem Schickſal!
Den will ich ſehn, der Dich mir wieder nähme,
Nachdem Dich mir im Anſchaun der Gefahr
Der ew'gen Liebe Heldenthum gegeben!
(Ihre Hand faſſend.)
Hinweg, hinweg! — Nun, freundliche Fortuna,
Noch einmal günſtig lächle Deinem Sohn, —
Noch eine kleine Stunde ſei mir treu,
Und Dank mein ganzes Leben ſollſt Du haben!
(Beide Hand in Hand ab.)

Dritter Auftritt.

Innerer Hof. **Mechthilde** kommt aus der Burg. **Berchtold** erſcheint an der Seite.

Mechthilde (für ſich).

Zu lange währt es mir! Georg verhieß,
Daß mich im Laufe noch der dritten Stunde
Die Meldung eines Siegs erfreuen werde!
Die Burg iſt ausgeſtorben, todtenſtill —
Das ungewohnte Schweigen ängſtigt mich!
(Zu Berchtold.)
Haſt Du Herlinde nicht geſehn? Im Hauſe
Hab' ich umſonſt nach ihr gefragt! Sie fehlt mir!

Berchtold.

Herlinde muß im untern Garten ſein:
Die Pforte ſteht geöffnet!

Mechthilde.

Vor der Burg!
Was hat ſie da zu thun? Plagt ſie die Neugier? —
Geh hin und hole ſie — ich will ſie ſprechen! —
Und ſchließ genau die Thüren wieder! — Geh!
(Berchtold ab.)
Sie ſoll das Warten mir verplaudern helfen! —
Zwar bin ich ohne Sorge! Baldwin hat
In Allem als ein Meiſter ſich bewährt —
Der Alte ſelber gab ihm dieſen Namen!
Wie füllt' er meine Leute mit Vertraun
Und Feuermuth, ſo daß ſie ſchmachteten,

Zum Kampf zu reiten! Listen lehrt' er sie
Und neue, bess're Führung ihrer Waffen —
Und alles das mit einer Leichtigkeit,
Als wär's ein Spiel, das ihn vergnügen soll.
O welch ein edles Wesen ist der Mann,
Dem Gott den Geist des Herrschers hat verliehn!
Wenn er befiehlt, gewinnt, begeistert er —
Ihm zu gehorchen ist ein Ehrenziel!
Baldwin in Eintracht mit dem Waffenmeister,
Der an ihm hängt mit eines Vaters Blick!
Nicht nur besiegen werden sie den Feind,
Nein, seine Macht zermalmen und sein Dasein
In meine Gnade stellen! Der Geliebte
Hat mir's verheißen — und ich zähle drauf!

(Kurze Pause.)

Und doch — und doch! Bei tiefster Zuversicht
Quillt in der Seele mir ein Bangen auf,
Als könnte fehlen das Gewisseste!
Wie stark ich mich gehalten hab' und fest,
Ich bleibe doch, ich fühl' es, nur ein Weib!
Im Gegner brennt die wilde Glut der Rache
Verzehrungsgierig — und das Glück ist launisch
Und Baldwin sicher bis zum Uebermuth!
Ein Wurf, der sich verirrt — ein stürzend Roß —
Nein, nein! Er ist gefeit! Ihn deckt zugleich
Mein Schutzgeist mit dem seinen, und sie retten
Mit Einer treuen Sorge mich und ihn!

(Berchtold kommt zurück.)

Du kommst allein! — Herlinde, wird sie folgen?

Berchtold.

Ich traf die Jungfrau nicht im Garten an!
Die Thür iſt offen und ich ging hinaus
Und ſah herum und ſucht' und rief: umſonſt!

Mechthilde.

In dieſer Zeit die Pforten aufzuſchließen
Und weiter gehn! — Das Mädchen wird zu keck! —
Trieb ſie die Neugier in das Dorf hinab?
Fürwahr, ich muß ſie ſchelten!

Berchtold (für ſich).

Wolle Gott,
Daß ſie nichts Schlimmeres im Schilde führt!

Mechthilde.

Was murmelſt Du für Dich?

(Berchtold ſchweigt bedenklich.)

Was iſt's? — Dir drückt
Das Herz etwas! Heraus damit!

Berchtold (zögernd).

Es wird Euch
Nicht lieb zu hören ſein.

Mechthilde.

Nicht lieb zu hören?
So raſcher muß ich's wiſſen! — Sprich! Geſchwind

Berchtold.

Vorgestern lehnt' ich hinter jenem Pfeiler,
Mich von den vielen Wegen auszuruhn —
Da sah ich, selber unbemerkt, Herlinde
Vorübergehn an Ritter Baldwin! Er
Begrüßte sie mit freundlich holdem Ton
Und aus dem Auge schaut' ihm eine Güte,
Die größer war, als ihm geziemend ist;
Und sie, sie wurde roth, ihr Auge glänzte —

Mechthilde (heftig einfallend).

Dein Aug ist bös und Wahnwitz hat's gesehn!
Mein Bräutigam ist freundlich ihr gewesen,
Weil ich's von ihm gewünscht!

Berchtold.

Argwohn ist nicht
Mein Fehler, edle Herrin; doch die Blicke,
Sie waren zu vertraut! Es waren Blicke
Von Zwei'n, die sich verstehn!

Mechthilde.

Kein Wort mehr!
Beflecke nicht den edelsten der Männer,
Der jetzt, wo Deine Zung' ihn schwärzt, für mich
Dem Speer der Feinde sich entgegendrängt!
Unsel'ger Hang, die reinste Tugend eben
Mißredend in ihr Gegentheil zu wandeln!

Der Glanz der Ehre freilich quält den Neid
Und sein gefärbtes Auge sieht den Schein,
Der von ihm selber drauf geworfen ist!
(Lärm hinter der Scene.)
Was ist da draußen?

Vierter Auftritt.

Luz erscheint, begleitet von Diener und Dienerinnen.

Mechthilde.

Luz! — Du kommst vom Kampf! —
(Ihn ansehend.)
Und keine gute Nachricht bringst Du mir!

Luz.

Mir thuts von Herzen Leid, hochedle Frau,

Mechthilde (rasch).

Du bist mit Baldwin ausgezogen?

Luz.

Wohl —
Zu meiner Freude! Denn ich sagte mir,
Da wird es lust'ger hergehn, als beim Alten!
Und lustig, traun, war's gleich von Anbeginn,
Und singend ritten wir — nur gar zu schnell!

Auf einmal ſehen wir den Feindeshaufen —
Und uns allein ihm gegenüberſtehn!

Mechthilde.

Und Baldwin iſt von ihm geworfen, iſt —

Luz.

Mit nichten, edle Frau! Sich werfen laſſen,
Das ſcheint mir ſeine Sache nicht zu ſein!
Obſchon wir um ein Drittel kleiner waren,
Stellt' er ein Drittel noch in Hinterhalt
Und ſtürzte mit den Andern auf den Feind.
Erſt wackres Einhaun! Dann verſtellte Flucht
Zum Wald hinan, und hier auf einmal Kehrt
Und die betroffne Schaar berennt von vorn
Und angegriffen aus dem Hinterhalt.
'S gab doch noch Arbeit! Rupert hielt ſich mannlich;
Doch Baldwin als der erſte machte Luft,
Er griff den Herrn mit uns zuſammen an —
Da, was noch fliehen konnte, floh davon!

Mechthilde.

Gut, gut! Er hat geſiegt! Ich hab's erwartet!
Doch was geſchah hernach? Wie hat ſich's dann
Zum Unglück umgewandt? Hat er den Sieg
Zu raſch verfolgt? Gerieth er in die Feinde?

Luz.

Nicht alſo, hohe Frau! Herr Baldwin ſelbſt

Hat nichts befahren, heil, gesund und froh
Ritt er hinweg, nachdem er Eurem Vetter
Von Helfenberg die Führung anvertraut

Mechthilde.

Er ritt hinweg? Wohin?

Luz.

Den andern Haufen
Herbeizubringen, hat er uns gesagt,
Daß wir dem Feinde heut den Garaus machen!

Mechthilde.

Ich ahne, was geschah! Mein Vetter Kurt —

Luz.

Er ritt mit uns den Flücht'gen nach und ließ
Von ihnen in ein Seitenthal sich locken,
Wo ihn sein böses Loos getroffen hat!
Hier nämlich kam ein frischer Haufen an,
Der mit Herrn Rupert sich vereinigte —
Sein Schwager bracht' ihn, Ritter Erlenhof!

Mechthilde.

Und Baldwin fort! — Ihr zogt euch nicht zurück?

Luz.

'S ist hart, gesiegt zu haben und zu fliehn!
Ob wir auch einer waren gegen zwei,

Herrn Kurt erſchien's doch wackrer, Stand zu halten.
Wir thaten, was wir konnten —

Mechthilde.

Aber er
War nicht dabei: geſchlagen wurdet ihr!

Luz.

Recht gründlich, beſte Frau! Und leider, Kurt,
Der wüthend auf die Schaar noch eingeſtürmt,
Er kam nicht mehr heraus und konnte nicht
Mit uns vom Platze reiten!

Mechthilde.

Iſt er todt?

Luz.

Ich hoffe, nur gefangen! Als er eben
Dem Streithengſt in den Schwarm die Sporen gab,
Da rief er mir, im Fall es übel ginge,
Dann möcht' ich raſch zu ſeiner Baſe reiten!
'S ging übel, Herrin, und ſo ritt ich her!

Mechthilde.

Und nichts von Baldwin, nichts vom Waffenmeiſter
Haſt Du geſehn?

Luz.

Was unſern alten Herrn
Auf ſeinem Weg da drüben aufgehalten,

Ich weiß es nicht! 'S ist wahr, er führt die Leute
Zu Fuß mit sich, die Hellebarden tragen,
Und wird die Schaar zusammenhalten wollen; —
Doch daß er noch nicht auf dem Platze war,
Nachdem wir zweimal schon beim Tanz gewesen,
Das ist doch wundersam! Das Alter, Herrin,
Hat eben seine Fehler wie die Jugend!
Nun steht zu hoffen, daß die Flüchtigen
Von unserm Haufen ihn gefunden haben.

Mechthilde.

Sie ritten hinter'n Tannenberg?

Luz.

Ich rieth's.

Mechthilde.

Dann kann sich Alles noch zum Guten wenden!
Baldwin und Konrad mit der frischen Mannschaft,
Sie holen sich den Sieg zurück!

(Luz schüttelt den Kopf.)

Was soll
Das heißen? Was bedeutet dieser Zweifel?

(Luz, verlegen, schweigt.)

Du weißt noch mehr! — Sag an!

Luz.

Herr Baldwin ist
Nicht bei dem Waffenmeister!

Mechthilde.

Nicht? Wo denn? —
Wo kann er ſonſt ſein? — Sprich!
(Sie tritt gebietend gegen ihn vor.)

Luz.

O Frau Mechthilde,
Wenn ich's nicht wüßte, dankt' ich meinem Gott; —
Denn wenn ich's ſage, wird's Euch ſehr betrüben!

Mechthilde.

Baldwin, mein Anverlobter — rede, rede!

Luz.

Ich muß es wohl, denn Ihr, Ihr müßt's erfahren!
So rüſtet Euch, das Uebelſte zu hören:
Er übt Verrath! Verrath an Euch!

Mechthilde (erſchreckt, heftig).

Du lügſt!

Luz.

Ich wollt' ich lög' — und wär' verdammt dafür!
(Nach kurzem Innehalten.)
Ich ritt den nächſten Weg zur Burg zurück,
Der endlich einbiegt in den Buchenwald.
Nicht hatt' ich tauſend Schritte mehr zur Lichtung,
Die quer hinüberführt in's Grundelthal,
Da ſah Herrn Baldwin ich vorüberreiten

Auf seinem Braunen! O, mein Aug' ist scharf —
Ich kannt' ihn nur zu gut! (Mit gedämpfter Stimme)
Und hinter ihm,
Den Arm um ihn geschlungen, saß Herlinde!

Mechthilde (ist einen Moment sprachlos. Dann auffahrend).

Du sahst ein Blendwerk! Nein, es kann nicht sein!
Er! Er und sie! Das ist ein Spuk der Hölle!
Denn neben solcher Schandthat würde selbst
Die Hölle hold und lieblich noch erscheinen!

Luz.

'S ist schlecht und schmählich, aber leider wahr!
Sein Knappe folgt' ihm auf dem welschen Roß —
Ich sah die Hast und sagte mir: sie fliehn!

Mechthilde (mit der Hand ihre Stirn haltend).

Mein Gott, mein Gott! — Die Sinne schwinden mir! —
Berchtold hat recht gesehn! Herlinde nicht
Im Garten mehr! — Sie haben mich verrathen!
Mein Bräutigam, den ich mit allen Gütern,
Mit allen Ehren überschüttete!
Herlinde, die mir eine Tochter war,
An der ich hing in Mutterzärtlichkeit! —
Die Kraft verläßt mich! Die verwirrte Seele,
Sie starrt empor zu einem Riesenbild
Ehrlosen Undanks, wie kein Teufel ihn
Herzkränkender und giftiger beginge!
Baldwin und sie! Die Beiden! O das ist

Zu mörderiſch — zu hölliſch ausgeſonnen!
(Sie langt an ihre Bruſt.)
Mein Herz! Mein Herz! — Ich hätte nie geglaubt,
Daß ſolch ein fürchterlicher Marterſtoß
Durch eines Weibes Buſen gehen könnte! —
O Gott! Mein Gott!

(Sie bedeckt ihr Geſicht mit den Händen. Die Umſtehenden ſehen theilnehmend, trauernd auf ſie. Sie zuckt wie eine Weinende. Dann plötzlich auffahrend)

Und ſie, die beiden Teufel,
Sie ſollten triumphiren und mich höhnen?
Führt mir mein Roß vor! Waffnet Euch! Hinab,
Hinab in's Dorf! Wer eine Mähre hat,
Der ſchwinge ſich darauf und reite nach!
(Einige der Diener gehen ab.)

Mechthilde (zu Luz).

Du hätteſt über ihn Dich ſtürzen ſollen,
Dich in die Zügel ſeines Roſſes hängen —

Luz.

Das meine war todtmüde, ſeines friſch!
Und was vermocht' ich gegen ihn? Was durft' ich? —

Mechthilde (für ſich).

Undank! Verrath! — Sie ſollten glücklich ſein?
Das Weltgebäude ſänk' in Schutt!
(Zu Luz.)
Warum
Haſt Du nicht gleich von dieſem Gräul geſprochen?

Was kümmert mich die Fehde! Possenspiel!
Wenn er mit ihr entkommt — und Rupert fiele
Mit seiner ganzen Macht mir in die Hand
Und alle seine Burgen würden mein —
Ein fressend Feuer würde mich verzehren,
In ungestillter Rache würd' ich toll —
Die Seele haucht' ich in Verzweiflung aus! —
Mein Roß! Mein Roß! (Zu Luz)
Du reit' voran und führ' uns
Ich werde das Verrätherpaar ergreifen
Mit diesen Händen. Weh den Schändlichen!
Des Weltgerichts Posaune wird nicht mehr
Entsetzen schauern in das Herz der Sünder,
Als in die schwarzen Seelen meine Stimme —
Der Schall der gränzenlos Beleidigten! —
Kommt, kommt!

(Alle gegen das Thor links im Hintergrund. Lärm von außen. Freudenrufe.)

Mechthilde.

Was ist da draußen? Sollte schon —
Gleichgiltig wär's! Jetzt ging's in einem hin,
Wenn der Verschmähte stürmt' in meine Burg
Und schleppte mich hinweg in seine Kerker!

Fünfter Auftritt.

Konrad zieht durch das Thor mit Reisigen und Gefangenen.

Mechthilde.

Konrad! — Das ist kein Einzug eines Flücht'gen!
(Ihm entgegen)
Wo kommst Du her? Was bringst Du?

Konrad.

Sieg, Mechthilde!
Sieg über Deinen rachetollen Feind!
Vollkommenen Triumph!

Mechthilde.

Sieg über Rupert?
Du hast ihn überfallen und geschlagen?

Konrad.

Er machte mir's bequemer, theures Kind:
Er kam zu mir, die Schläge sich zu holen!
Ja, ja, nicht immer ist der Schnelle klug,
Nicht immer der Bedächt'ge träg zu nennen!
Den Keiler treffen wir am sichersten,
Wenn er von selber in den Speer uns läuft!

Mechthilde.

Erzähl', erzähl'! Das Meiste weiß ich schon!
Die flücht'gen Reiter haben Dich gefunden?

Konrad.

Sie zeigten dem erhitzten Feind den Weg
Zum Untergang, der seiner wartete!
Kaum hatt' ich sie gestellt, da stürmte Rupert,
Da stürmten seine Reisigen heran —
In unsre Hellebarden! 'S war ein Reigen,
Wie ich bisher noch keinen aufgespielt!
Ringsum ein Stoßen, Treffen und Durchbohren!
Recht wie der Hungrige das Mahl vertilgt,
Mit wilder Gier vertilgten wir den Feind! —
Die wenigsten entkamen uns; was nicht
Erschlagen liegt, das bring' ich Dir gefangen!

Mechthilde.

Gerechter Himmel — welche Wandelung!

Konrad.

'S war eine Jagd heut', eine Wechselhatz —
Gottlob, die Beute bringen wir nach Haus!
Herrn Rupert hat sein Schwager noch gerettet;
Allein er muß bei Dir um Gnade flehn,
Denn seine ganze Mannschaft ist dahin,
Und preisgegeben sind uns seine Burgen!

Mechthilde.

O Konrad, Konrad! Alles das ist mir
Kein Trost; — und dieser herrliche Triumph,
Er bringt mir keinen Frieden! Ach, Du weißt nicht —

Du weißt nicht, Konrad, was man mir gethan!
(Auffahrend.)
Und wir verlieren redend wieder Zeit,
Und sie gewinnen einen neuen Vorsprung!

Konrad.

Was ist geschehn? Wen meinst Du? — Sag mir an!

Mechthilde.

Herlind' und Baldwin haben mich betrogen —
Sie sind entflohn! Im Siege bin ich elend,
Kann ich die Schändlichen nicht wieder sahn!
Auf, auf! Kein Wort, bis wir sie haben!
(Sie will Konrad mit sich fortziehen.)

Konrad.

Halt! —
Wenn einmal göttliche Gerechtigkeit
In Gang gekommen ist, geschieht nichts halb —
Der Hammer schlägt auf jeden Schuldigen! —
Die Dir das größte Leid bereiten wollten,
Sie sind von diesem Arm ergriffen worden,
In Fesseln Deines Urtheils harren sie!

Mechthilde.

Baldwin? Herlinde?

Konrad.

Sind in Deiner Macht —
Gefangen hab' ich sie zurückgeführt!

Mechthilde (geht auf ihn zu und fällt ihm in tiefster Bewegung um den Hals. Mit weinender Stimme)

Mein Vater! Konrad! — O, Du bist mein Vater!

Konrad (feierlich).

Ich bin es, ja — des Sel'gen Stellvertreter!
Den Sieg der Schandthat gegen Mannharts Kind,
Gott sei gedankt, ich hab' ihn hindern können!

Mechthilde (erschüttert).

Unfaßlich und unglaublich ist's! Ein Wunder!

Konrad.

Kein Wunder eben — aber ein Gericht!
Er wäre mit dem Raub davon gesprengt,
Wo nicht sein Roß in allzugroßer Eile
Mit seiner Doppellast gefallen wär'
In eine Wolfsgrub', ungesehn von ihm!
Das gab die Zögerung, die sie verdarb!
Das Roß war lahm, Herlinde war betäubt, —
Sie schien dem Räuber todt im Arm zu liegen,
Und langsam nur erholte sich ihr Geist.
So, bei der Heimkehr, traf ich auf das Paar;
Und da mich schon ein Argwohn angefallen,
Erkannt' ich gleich die schnöde Flucht! Ich klagte
Sie deren an, sie haben nicht geleugnet —
Und die Verbrecher überlief'r ich Dir! —
Sieh hin!

Sechster Auftritt.

Baldwin und **Herlinde** gefeſſelt, von Kriegsleuten hereingeführt.

Mechthilde (hinſtarrend).

Die Beiden! Er! Und Sie! Sie ſinds!
Das Auge lügt nicht — glauben muß ich es!

(Sie geht mit heftigen Schritten auf ſie zu, ſchaut ſie an und bleibt vor Baldwin ſtehen!

Wolf! Höllenwolf! Gefangen in der Grube,
Die für ein Unthier man gegraben hat,
Das beſſer iſt als Du! Du biſt ein Bube,
Den welſches Land zum Teufel auferzog! —
Den heil'gen Schwur geleiſtet und gebrochen
In Einem Tag — was ſag' ich? — Einer Stunde!
Den ehrlos niederträchtigſten Verrath
Nicht gierſchnell nur gedacht, nein, ausgeführt,
Um, fliehend, einer glaubensvollen Braut
Den gift'gen Pfeil zurück ins Herz zu jagen!

(Mit einem Schritt zu Herlinde.)

Und Du, Du Hündin, die wir aufgefüttert
Und großgehätſchelt, haſt Dich ihm geſellt
In einem Augenblick! Er rief Dich nur,
Und ſchamverlaſſen lieſt Du hin zu ihm,
Um ehrvergeſſen mit ihm fortzulaufen!
Wer von Euch beiden iſt das undankbarſte,
Das falſcheſte, verworfenſte Geſchöpf? —
Und immer ſitzen Menſchenlöpfe noch
Auf dieſen Leibern! Schmacherfüllter Sinn

Des Thiers und Teufels hat sie nicht verwandelt,
Nach außen wendend seine Mißgestalt!

(Zu Herlinde.)

Dreh doch den Kopf nicht weg, Buhldirne! Willst Du,
Nachdem die Frechheit Dir nicht durchgegangen,
Jetzt die Beschämte spielen? Schäme Dich!
Schau frech und trotzig her, wie dieser da!
Beschimpfe nicht durch niederträcht'ge Reue
Die Großthat, die der Hölle Dich empfohlen!
Vom Meister lerne, wie man Schurke sein
Und eines Edeln Anstand lügen kann!

Baldwin.

Schmäh nicht! Wer die Gewalt hat, darf nicht schmähn,
Weil er's nicht braucht! Wir stehen wehrlos hier —
Und handelnd kannst dem Grimm Du sättigen.
Vertilg uns — das geziemt der Siegerin!

Mechthilde.

Stolz ist er! Stolz und fest! Er treibt das Handwerk
Schon Jahre lang, er ist darin gehärtet!
Gar keine Scham? Nicht einen Hauch davon?
Gar kein Gewissen? Nicht einmal so viel,
Wie sich's im Thiere selbst zu regen pflegt,
Wenn es in Gierde seiner Zucht gefehlt?
Ganz Meister in dem Fache? Ganz ein Teufel?

Baldwin.

Genug, genug! Wir haben Dich beleidigt —
Folg Deiner Seele Wüthen — mord' uns hin!

Konrad (der herbeigekommen iſt).

Nicht Rache gilt es hier, nicht handelt ſich's,
Den Zorn zu ſtillen, wie gerecht er ſei!
Du, mit der tück'ſchen Selbſtſucht eines Buben,
Deß Heuchelkunſt auch mir den Sinn berückt
(Zu meiner Schande hier bekenn' ich es!) —
Du haſt die Mannſchaft, die man Dir vertraut,
Treulos verlaſſen, Du biſt fahnenflüchtig,
Und in's Verderben reißen konnteſt Du
Die Herrin und das Haus von Königsfeld!
Du wirſt gerichtet werden und nach Recht —
Nach eines Urtheils klarem Spruch geſtraft!
Die Dirne floh mit Dir · ſie theilt Dein Loos,
Wenn ihre Mitſchuld ſich erwieſen hat!

Mechthilde (nach einer Pauſe, mit Größe).

So ſei es! Des empörten Herzens Grimm,
Er ſchweige vor dem Gottesruf der Pflicht! —
Führt ſie hinweg, in ſeinen Kerker jedes!
Die Wächter haften mit dem Leben mir
Für die getrennte, für die ſichre Haft!
Wir aber, wir beſtellen das Gericht,
Und über Beide ſprechen wir das Urtheil!
Wir ſchauen ungeblendet ihre Thaten,
Wir wägen klaren Geiſtes ihre Schuld —
Und das Erzeugniß der Gerechtigkeit,
Die heil'ge Strafe ſoll herniederfahren
Auf die Verbrecherhäupter gnadelos!

Vierter Aufzug.

Gemach zu Königsfeld.

Erster Auftritt.

Mechthilde sitzt in dunklem Gewand vorn an einem Tisch, das Haupt auf einen Arm gestützt. Sie steht erschöpft und bleich aus.

Mechthilde.

Fürwahr, um's Leben ist's ein seltsam Ding!
Von Freude können wir in ihm nicht viel
Wahrnehmen, und der größre Theil von ihr
Ist Täuschung und entlarvt sich uns als Leid.
Arm ist's in diesem Stück — entsetzlich arm!
Doch reich ist's an Erfindungen des Bösen,
An wüsten Wechsels Ueberraschungen, —
Und manchmal bringt es plötzlich ein Ereigniß,
Vor welchem wir in Stein gewandelt stehn.
Hier geht, was eintrifft, über unsre Meinung
Und wider sie so riesenhoch hinaus,

Daß wir von Schrecken wie begeistert sind
Und ein erhaben Graun die Seele dehnt.
Wir fühlen und wir müssen anerkennen:
Die grimme Pein hat ihre schöne Seite;
Und sind wir stark, die Marter zu bestehn,
Dann gehn wir mit Geschenken aus der Hölle! —
Ein Wunder! Traun, ein Wunder! — Ich bewundr' es!

(Sie erhebt sich und macht ein paar Schritte. Dann steht sie für sich hinstarrend.)

Verschmäht! Verschmäht um einer Puppe willen!
Mit allen Gütern, die der Mann erstrebt,
Verachtet und gestohn! Ich, die Gesuchte,
Der dienend huldigten die Mächtigsten,
Von der ein holder Blick das Leben gab!
Gestohn im Anschau'n drohender Gefahren,
Als wäre das Verderben vorzuziehn
Dem ekeln Loos, an mich geknüpft zu sein! —
Um ihretwillen Alles hingegeben
Im Augenblicke! Mächtigen Besitz
Und Ehre, Glanz und makellosen Namen!
Der Noth getrotzt, der Schmach, dem Untergang,
Nur um die Bettlerin sein Weib zu nennen! —
Ja, ja, mein Herz, das ist ein bittrer Trank:
Ich kann Dir's nicht verargen, wenn Du schauderst
Und in der giftigen Pein Dich windend stöhnst!

(Nach kurzer Pause.)

Ward je so fürchterlich ein Weib gekränkt?
Von solch unendlicher Beleidigung
Find ich kein Beispiel in den Sagen allen!

Wie haben's nur die Sehnen ausgehalten?
Wie konnte sich das Herz mir wieder heben,
Daß es den Tritt mir wieder fest gemacht? —
Es ist die Pflicht, die Gott mir auferlegt!
Gerechtigkeit ist Gottes erstes Ziel;
Und sie mit heil'ger Strenge zu verwalten,
Hat er dem Mächtigen die Macht verliehn.
Durch das Verbrechen ist die Welt bestohlen,
Die Strafe muß den Raub ihr wiedergeben.
Die Häßlichkeit der Sünde würde tödten,
Wenn Strafe nicht sie tilgend wandelte,
Daß aus dem Unthier neu der Mensch ersteht! —
Und denen nur, die so die Schuld bezahlt,
Kann auch der Himmel wieder gnädig sein! —
'S hat einen tiefen Sinn, wenn unser Herz
In Gluten lechzt, die Schuldigen zu strafen,
So daß wir stürben, wenn das siegende
Verbrechen unsrer Ohnmacht spottete!
(Nach kurzer Pause.)
Der ew'gen Ordnung Gottes werd' ich dienen!
Ist das geschehn, dann kann auch ich vergehn!
Das Meine hab' ich mir zurückerobert —
Nicht ohne Frieden scheid' ich aus der Welt!
(Sie versinkt in Gedanken.)

Zweiter Auftritt.

Konrad erſcheint.

Konrad (nachdem er einen Moment gewartet).

Mechthilde!

Mechthilde (auffahrend).

Konrad!

Konrad.

Alles iſt bereit.
Die Ritter und die Herr'n, die wir berufen,
Sind angekommen und von mir belehrt —
Und werden Dich im Saal erwarten.

Mechthilde.

Gut!

Konrad.

Sie fühlen, wie ich habe merken können,
Den gegen Dich verübten Frevel tief
Und ſind entſchloſſen, ſtrenges Recht zu ſprechen.

Mechthilde.

Das iſt ihr Amt!

Konrad.

Sie werden es erfüllen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Mechthilde (nickt. Nach kurzer Pause).

Haſt Du mir ſonſt noch was zu melden?

Konrad.

Gutes! —
Mein Wort iſt eingetroffen! Rupert hat
Den Schwager hergeſandt, um zu vernehmen,
Wie Du mit ihm Dich wieder einen magſt.
Ich denke, wir verlangen —

Mechthilde (gleichgültig).

Was Du willſt!

Konrad.

Die Burg, die zwiſchen unſern Häuſern liegt
Im Rauhenthal, mit Feldern und mit Wäldern.

Mechthilde (ſieht ihn mitleidig an).

Du guter Mann! Du willſt die Herrſchaft mir
Noch größer machen?

Konrad.

Das iſt meine Pflicht.

Mechthilde.

Wozu?

Konrad.

Wenn Euer Herz geneſen iſt —

Mechthilde (heftig).

Still! Still!

Konrad (ſchweigt. Nach einer Weile).

Nun hab' ich auch erfahren, was
Die Priorin von uns entfernt gehalten.
Aebtiſſin Hildegarde lag im Sterben,
Und heute früh hat ſie der Tod erlöſt!

Mechthilde.

Wohl ihr! — Sie mochte Beſſ'res nicht erfahren!
Abſcheiden iſt für Jedes ein Gewinn!

(Nach einem Moment.)

Die Folgen aber kommen uns zu Gute!
Der Obern gibt ihr neues Amt zu thun:
Sie wird uns hier in Königsfeld nicht ſtören,
Wenn wir des unſern warten! — Geh zurück
Und meld' im Saal, daß ich erſcheinen werde!

(Konrad geht ab. Berchtold kommt von der andern Seite.)

Berchtold.

Iſt's Euch genehm, daß Euch die Frauen ſchmücken?

Mechthilde.

Ich komme!

(Berchtold ab.)

Da wir ſtehn an Gottes Statt,
So wollen wir die hohe Stellung ehren

Durch alle Zeichen einer Herrſcherin,
Die wir in Demuth als ein Werkzeug tragen!
(Ab.)

Saal. In der Mitte eine lange Tafel mit **Bänken**. Vor der einen Schmalſeite der Tafel ein erhöhter Sitz, ihm zur Linken ein Stuhl. Hinter der andern Schmalſeite im Vordergrunde die Armenſünderbank.

Dritter Auftritt.

Die **Richter** (fünfzehn an der Zahl, Ritter, Dienſtleute und Freie) treten ein und bilden verſchiedene Gruppen, die ſich unterhalten. **Kriegsleute** ſtellen ſich an den Thüren auf. Dann erſcheint **Konrad** und geht auf die Richter zu, die ihn im Halbkreis umgeben. Begrüßungen.

Erſter Richter (zu Konrad).

Wir fallen immer wieder in Erſtaunen!
Welch ein Geſchick, das unſre Herrin traf!
Manchmal geſchehn in dieſem Leben Dinge,
Die wunderbarer ſind als Kindermären!
Die fürſtlich reiche Frau! Die Tochter Mannharts!

Zweiter Richter.

Sie hat ſich eben auch verblenden laſſen —
Und irrte weit vom Ziel des Vaters ab.
Den Baldwin kenn' ich aus der Bubenzeit,
Ein frecher Leichtſinn war von je ſein Hang —
Was ihm gefiel, das that er, und die Welt
Schien ihm nur da zu ſein zu ſeinem Spaß!

Dritter Richter.

Da liegt's, ihr Herren! Aus dem Uebermüth'gen,
Der keck und froh ſich nichts macht aus der Welt,
Aus ihm gerade macht das Weib ſich Alles!
Und Baldwin iſt ein ſtolzer Kriegsmann, rüſtig,
Gewandt, geſcheidt —

Zweiter Richter.

Und ſetzt hinzu: verrückt!
Das iſt die deutlichſte von ſeinen Gaben!

Dritter Richter.

Wie mancher Kluge hat ſich ſchon verſehn!

Zweiter Richter.

Und wenn die beiden Jungfraun Schweſtern wären,
Von gleicher Mitgift, und ich dürfte wählen,
Die ſtattliche Mechthilde zög' ich vor!

Konrad.

Die Burgfrau wird ſogleich im Saal erſcheinen!
Empfangen wir die Herrin feierlich!

(Die Richter ſtellen ſich um die Tafel, Konrad tritt zu dem Stuhl.)

Vierter Auftritt.

Dienſtleute treten ein. Dann **Mechthilde**, in prächtigem ſchwarzem Gewand, ein Diadem auf dem Haupt. Sie nimmt ihren Sitz ein; auf ihren Wink ſetzen ſich Alle.

Mechthilde.

Edle, Getreue! Gruß und Dank zuvor,
Daß mein Geſuch willfährig euch gefunden!
Ihr ſeid von mir gerufen auf die Burg,
Gericht zu halten über ein Verbrechen,
Das Zweie mit verrätheriſchem Sinn
Gemeinſam ausgeführt. Ich ſchweige hier
Von Allem, was ſie mir zur Schmach verübt.
Die Kränkung, meinem Herzen angethan,
Gehört nicht vor ein irdiſches Gericht;
Und Gott hat die Verräther ſchon geſtraft,
Indem er auf der Flucht ſie niederſchlug
Und ſie dem Richterſchwerte bloßgegeben,
Das Kaiſer Heinrich meinem Haus verliehn!
Ihr ſollt getreu hier urteln über das,
Was Untergebne gegen ihre Herrin
Verbrochen haben, da ſie ſchamlos thaten,
Was ohne Gottes Hülfe mich verdarb
Und meinem Feind mich überlieferte!

(Zu den Kriegsleuten.)

Bringt die Gefangnen her! (Rechts und links gehen je zwei Kriegsleute ab.)

Mechthilde (zu den Richtern).

Mein Waffenmeiſter,
Herr Konrad, wird genau, gewiſſenhaft,
Den Hergang melden und die Klage ſtellen
Im Beiſein der Verbrecher! Hört ihn an —
Hört ihre Gegenrede — darnach ſprecht!

Fünfter Auftritt.

Baldwin und **Herlinde** werden zu verſchiedenen Thüren hereingeführt und vor die Armenſünderbank geſtellt.

Mechthilde.

Baldwin von Hagenbach, Herlinde Krönach,
Ihr ſteht vor euren Richtern! – Hört den Kläger,
Um gegen ihn das eigne Recht zu wahren! —
Konrad von Ehringen, beginnt!

Konrad.

Ich klage
Zum erſten an Baldwin von Hagenbach.
Strafwürdig hat er dadurch ſchon gehandelt,
Daß er ſich eigenmächtig, unbedacht
Dem Plan entzog, den er mit mir beredet!
Das Glück hat ſeine Keckheit gut gemacht!
Der Feindeshaufen lief in eine Falle —
Die größre Zahl erlag des Kleinern Liſt.

Wer hätte dieſer unverdienten Gunſt
Des Zufalls nicht mit Ehre nun gedient
Und dankbar das gelungne Werk vollendet?
Allein in ſeiner Seele zeugte ſie
Den Muth nur zum Verrath! Die tapfre Schaar
Belügend, ritt er weg und überließ
Die Führung einem jungen, unerfahrnen,
Wenn auch beherzten Krieger. Helfenberg
Liegt ſchwerverwundet auf dem Siechenbett,
Zwei Drittel unſrer Mannſchaft ſind erſchlagen:
An dieſem Unheil ſchuldig iſt der Mann,
Der tückiſch ſeiner Fahne flüchtig ward,
Um gegen ſeine Herrin, ſeine Braut,
Den ehrvergeſſnen Treubruch auszuführen!
Er hat den Tod verdient durch Henkershand! –
Und dieſen Spruch erwarten wir von euch!

(Nach einer Pauſe, gelaſſener.)

Zum andern dieſe Jungfrau klag' ich an,
Die nie mein Aug' zu ſehn erwartet hat
Da, wo ſie ſteht! — Sie hat in ſchnöder Haſt
Ihr Ohr gelieh'n dem buhlenden Verführer
Und recht mit Fleiß an ihn ihr Loos geknüpft.
Mit ihm verbunden, griff ſie nach der Frucht
Des ſchmählichen Betrugs, und um ſich ganz
Des frevelnden Genoſſen werth zu machen, —
Abſichtlich, ſcheint es — ließ die Pforten ſie,
Durch die ſie zum Verrath ging, offen ſtehn!
Kam vor die Burg als Sieger her der Feind,
Die Herrin war in ihrem Haus verloren! —

Herlinde Krönach hat den Tod verdient,
Und euer Spruch, der ihn verhängen wird,
Kann von der Herrin Mildrung nur erfahren!

Mechthilde.

Baldwin von Hagenbach, Du haſt's gehört
Was kannſt der Klage Du entgegenſtellen,
Die Konrad gegen Dich erhoben?

Baldwin.

Nichts!

Mechthilde (mit einem Ton des Hohns).

Nichts? — Das iſt wenig! —
(Ernſt)
Hat der Kläger Dir
An keiner Stelle mehr gethan als recht?
Hat er die Wahrheit, und nur ſie geſagt?
Hat er Dich nirgend einer That geziehn,
Die Du nicht eben ſo begangen?

Baldwin.

Nein!

Mechthilde.

So biſt Du Deiner Schuld geſtändig?

Baldwin.

Ja! —
Der Zufall, der den Sieg mir wieder nahm,

Hat meine Flucht verkehrt in Missethat —
Verfallen bin ich eurem Blutgericht!
Ich weiche meinem unglückselgen Stern
Und büße meine Thaten mit dem Tod!

(Nach kurzem Innehalten)

Dann, vor dem Richter, der in's Inn're sieht
Und Gründe werthet, hoff' ich bessern Spruch!

Mechthilde (heftig).

Verblendung! Vor dem Richter unsrer Seelen
Der Deinen ganze Schwärze deckt sich auf —
Das Urtheil der Verdammniß wirst Du hören!

Baldwin (nach kurzem Schweigen).

Dein Vortheil ist das Recht! Es ist nicht gut,
Daß Du mich zwingst, mein Innres Dir zu weisen,
Um hier zu retten meiner Thaten Kern! —
An Dich gebunden durch gegebnes Wort —
An diese Jungfrau hier durch eine Liebe,
Die mir allmächtig in die Seele drang, —
Vor zwei Geboten stand ich! Welchem sollte
Der Mann gehorchen? Was ich auch ergriff,
Ein Band zerriss' ich, Eine Seele kränkt' ich!
Dem tiefsten Zuge meines Herzens folgend
Entschied ich mich, den äußern Bund zu opfern
Dem innern, der mir heiliger erschien.
Mich dünkt' es edler, stolzer, männlicher,
Der Nichtgeliebten Liebe nicht zu lügen,
Nein, Wahrheit zu geloben meinem Gott

Und der geliebten Braut, wenn ich der Frage,
Die Prieſtermund an unſre Seele ſtellt,
Antwortete mit feierlichem Ja!
Zur That erhob ich, was mir beſſer ſchien;
Das Unglück hat's zum Schlechtern mir gemacht —
Und dieſe Bank iſt meines Laufes Ziel!

(Mechthilde iſt während dieſer Rede zuſammengefahren und hat in ſchmerzlicher Bewegung geſeſſen.)

Baldwin (nach kurzem Innehalten fortfahrend).

Das Unglück hat dem Körper meiner Thaten
Ein Angeſicht der Niedertracht geliehn,
Das die Gerechten gegen mich empört,
Und den Gerechten hat's mich preisgegeben!
So ſprecht den Tod mir zu, den ſchmählichen,
Und gebt ihn mir! Mich tödtet ihr mit Recht!
Doch wenn den Tod ihr dieſer Jungfrau gebt,
Dann mordet ihr! Ihr ganz Vergehen iſt
Ein leicht Vergeſſen im Tumult der Seele!
Ob ſie zu mir die tiefſte Liebe zog,
Lang hat ſie meinem Drängen widerſtanden,
Und nur der Allmacht meiner Leidenſchaft
Gelang's den Geiſt ihr zu bewältigen
Und ſie mit fortzureißen in die Flucht.
Von mir begangen iſt auch ihre That,
Und mich nur kann das Recht ſie büßen laſſen!

Mechthilde (die mit ihren Schmerzen gerungen und ſich mit Anſtrengung gefaßt hat).

Der Buhler will die liebe Buhle retten —

Das iſt natürlich, ja man muß es loben;
Verdächtig aber macht es uns ſein Wort!
Laßt uns doch hören, was ſie ſelber ſpricht!
Jungfrau Herlinde Krönach, ſagt mir an:
Spricht das Gewiſſen Euch ſo frei von Schuld,
Wie dieſes Mannes Zeugniß? Fühlt Ihr Euch
So rein im Herzen, daß Ihr ſtolz und muthig
Die Blicke gegen uns erheben könnt?

Herlinde.

Hat der Geliebte hier den Tod verdient,
So bin auch ich des Todes ſchuldig! Mich
Hat mitten in dem Aufruhr des Gefühls
Die Stimme des Gewiſſens abgemahnt
Mit heil'gen Gründen — und ich folgt' ihr nicht.
Mit ſünd'ger Glut hab' ich nach meiner Luſt,
Nach Eurem Leid getrachtet und Verderben!
Verrathen hab' ich Euch — ich will es büßen!

Mechthilde.

Ein Funke glimmt in ihr noch — ſeht, ein Funke
Von Scham und Ehre, die ſich ſelbſt verurtheilt!
Nichts hilft die zärtlich aufgetragne Schminke —
Das Schuldbewußtſein hat ſie weggetilgt!

(Sich ernſt aufrichtend, zu der Verſammlung.)

Ich mein', ihr Herrn, ihr habt genug vernommen
Und euer Urtheil iſt euch leicht gemacht!
Eint mit der Klage der Verklagten Reden —
Berathet euch — und kündet euren Spruch,

Den wir, mit voller Herrſchermacht bekleidet,
Nach unſres Amtes Pflicht vollführen werden!

(Die Richter erheben ſich und treten im Hintergrund zuſammen. Große Pauſe.)

Erſter Richter (vortretend).

Mit allen Stimmen urtheilt das Gericht:
Baldwin hat den Verräthertod verdient —
Dem Beil des Henkers iſt ſein Haupt verfallen!

(Baldwin ſteht ruhig. Herlinde faßt ſeine Hände und ſieht ihn mit ſchmerzlicher Zärtlichkeit an.)

Erſter Richter.

Die größre Zahl der Stimmen fällt den Spruch:
Herlinde Krönach iſt des Todes ſchuldig; —
Und ihr ihn ſchenken mag die Großmuth nur,
Wofern die Sünderin im ſtrengſten Orden
Durch ſtete Büßung ihr Verbrechen ſühnt.

(Mechthilde dankt den Richtern mit einer Handbewegung. Dieſe treten in den Hintergrund zurück. Konrad geſellt ſich zu ihnen.)

Mechthilde (in ihrem Stuhl ſich aufrichtend).

So halt' ich denn in meiner Hand das Richtſchwert:
Auf die Verräther kann ich's fallen laſſen
Nach göttlichem und menſchlichem Geſetz!

(Sie tritt von ihrem Sitz herunter und geht vor gegen Baldwin und Herlinde. Konrad und die Richter verlaſſen den Saal.)

Mechthilde (mit Hoheit).

Baldwin, Herlinde — die Gerechtigkeit
Des Ewigen hat gegen euch entſchieden —

In ſeiner Allmacht ſteh' ich hier vor euch! —
Habt ihr mir nichts zu ſagen? — Zeugt die Schuld,
Vom Richterſpruch beleuchtet, nicht die Reue,
Der Selbſtverdammung brennendes Gefühl,
So daß ihr demuthsvoll her ſchaut zu mir,
Der ihr zu Füßen hingeworfen ſeid?
Wollt ihr euch jetzt mit falſchem Trotz bethören?
Gibt das Gewiſſen, das erſchreckte Herz —
Gibt das Erbangen der Gerichteten
Auf eure Lippen euch kein Wort der Bitte?

Baldwin.

Du haſt die Macht, Du kannſt zum Tod uns führen —
Damit laß Dir genügen! Fordre nicht,
Daß wir uns ſterbend noch erniedrigen —
Daß wir zum Leid die Schmach der Schwäche fügen,
Und Du, Dich rächend, noch uns höhnen kannſt!
Das kannſt Du wünſchen, doch Du wirſt es nie
Von uns, den Liebentſchloſſenen, erreichen!

Mechthilde.

Hochmüthig — ſelbſt im Angeſicht des Todes!
Du ſprichſt, als ob Du gut und edel wärſt!
Hat Dich ſo ganz die Selbſtſucht eingenommen,
Daß das Gewiſſen und die Scham in Dir
Auch nicht das kleinſte Plätzchen finden können?
Beſchwert Dir nichts das Herz? Und willſt Du hingehn
Im Selbſtbetruge des verſtockten Sinns, —
Dir vor das Angeſicht die Larve haltend
Der Unſchuld und der reinen Ehre?

Baldwin.

Nein! —
Ein Fehler drückt mich — Eines peinigt mich,
Und als Verbrechen werd' ich's ewig fühlen!
Die Sünde, die dem Tod mich weiht, beging ich,
Als ich mich blenden ließ von Macht und Gunst —
Als Erdenglanz die Seele mir verführt
Und meine Hand ſich ohne Herzensneigung
Gelegt hat in die huldreich dargebotne
Der liebenden und ſchwergetäuſchten Frau.
Das iſt an mir der Flecken, der mich brennt,
Weil er mein ganzes Leben Lügen ſtraft!
Der böſe Feind iſt vor mich hingetreten
Mit ſeinen Schätzen, und ich hab' ihm nicht
Entſchloſſen zugerufen: Heb' dich weg!
Mein ganzes Unheil quillt aus dieſer Schwäche! —
Hatt' ich die Mannheit, ihm zu widerſtehn,
Zum höchſten Glück der Erde war ich frei —
Rein konnt' ich der Geliebten angehören!
(Mechthilde, bebend, greift an ihre Bruſt.)
Du ſiehſt, daß ich mich ſelber richten kann,
Indem ich mein Vergehen weiter nur
Hinauf an ſeine wahre Stelle rücke.
Geſündigt hab' ich — Unglückſelige —
Geſündigt gegen Dich mit ſchnödem Trug,
Nach allen Rechten gibſt Du mir den Tod!
Noch einmal aber höre meinen Ruf:
Nicht ſchände durch den Mord der Jungfrau hier
Mit einem ew'gen Brandmal Deine Seele!

Vom Wirbelſturm entfachter Leidenſchaft
Emporgeriſſen und herabgeſtürzt,
Ein Opfer iſt ſie meines heißen Werbens.
Nur Mitleid hat das arme Herz verdient —
Dein Edelſinn wird ihr die Freiheit geben!

Herlinde.

Um Gott, erbitte nicht von ihr mein Elend!
Ich will nicht frei ſein! Will nicht eine Gnade,
Die mir die grauſam herbſte Strafe wäre!
Du willſt von hinnen gehn — und ich ſoll bleiben?
Wie ſoll ich, wenn Dein Haupt gefallen iſt,
In dieſer Welt noch leben? Wo? Wozu?
Dem Kloſter kann ich keine Neigung bringen,
Der öden Buße widerſtrebt mein Herz!
Ich kann nur Eines, Baldwin: mit Dir ſterben!
Das iſt mein Ziel — das iſt die einz'ge Freude,
Die mir das Leben hier noch bieten kann!

Baldwin (erſchüttert, ihre Hand ergreifend).

Bin ich ſo ſehr geliebt? — Bin ich geliebt
Vom Schickſal auch — und an der grauſen Schwelle
Des Todes hör' ich ſolchen Wonnelaut?
O was ſind alle Güter dieſer Welt —
Was Macht und Ehren gegen den Beſitz
Des Einen Weſens, das uns ganz gehört!
Der Augenblick, wo hell in unſer Ohr
Solch ein Geſtändniß dringt, iſt köſtlicher,
Als tauſend Jahre mit der Ungeliebten

Im Ueberfluß verlebt! Die Ewigkeit
Genügte nicht, um Gott dafür zu danken!
(Er schüttelt Herlinde's Hände, ganz in ihren Anblick verloren.)

Mechthilde (vortretend in höchster Erregung).

O schaudervoll! — Ist's möglich, Gott, ist's möglich —
Kann ein Geschöpf so viel erdulden müssen? —
Ich hab' gemeint, die glühendste der Qualen,
Sie wär' ertragen und der Becher leer
Des Gallentrankes! Siehe da, die ärgste
Der Höllenmartern war mir noch gespart!
(Kurzes Innehalten.)
Mit unerhörter Selbstsucht sehn und hören
Sie nur sich selbst! Ich bin ein Nichts geworden!
Von ihrem frechen Glücke voll und trunken,
Erquicken sie sich selbst mit Schmeichelreden,
Erheben sich mit Preis und Lobgesang —
Und stoßen mir den gift'gen Dolch in's Herz!
O diese Wogen, die hier innen kochen,
Durchbrechen sollen sie — der heiße Schwall
Verheerend gehen soll er über beide!
Habt ihr noch Eine Freude hier im Leben?
Ich hab' sie auch — und kosten will ich sie!
Noch einen Tag gibt euch das Blutgesetz!
Noch Einen Tag — und dann, dann seid ihr mein!
Die Teufel, die mich foltern, zu vertilgen,
Ist dann mein heilig Recht — ich üb' es aus!
O einziger Gedanke meiner Seele:
Den Rachedurst, der brennend mich verzehrt,

Mit Labefluten ihres Blutes ſtillen, —
Dieß Eine ſchaurig-holde Rieſenglück,
Das mächt'ger lockt als ew'ge Seligkeit,
Im Blitz empfinden eines Augenblicks —
Und dann, von überſüßer Luſt verzehrt,
Hinſtürzen ſelber in die Nacht des Todes! —

(Sich aufrichtend.)

Mein iſt die Macht! Ich will's! Die Häupter fallen!
Und dieſes Hirn, dieß Herz und dieſe Sehnen,
Sie halten mir, bis es vollzogen iſt!

Fünfter Aufzug.

Der Saal. Auf der einen Seite ein Tiſch, auf der andern die Armenſünderbank. An den beiden Thüren im Hintergrund ſtehen Kriegsleute.

Erſter Auftritt.

Konrad erſcheint mit **Berchtold.**

Konrad (zu Berchtold).

Im Hof und hier iſt Alles in Bereitſchaft.
Das Blutgerüſt iſt fertig, und der Henker
Mit ſeinem Beile wartet auf den Spruch.

Berchtold.

Ich werd' ihr's melden!

Konrad.

Ach, ich wollt', es wäre
Vorüber! Oder daß ich's ehrlich ſag',
Ich wollt', es würde nimmermehr geſchehn!

Berchtold.

Ihr seid mit diesem Ausgang nicht zufrieden?

Konrad.

Mir widerstrebt's! — Ein widerlich Geschäft! —
Er hat den Tod verdient, der kecke Fant,
Der uns so tückisch überlisten wollte;
Und doch, ein Schauder faßt die Seele mir,
Daß er den Tod der Schande leiden soll!
Der Tod ist nichts — wir Alle müssen dran;
Doch wie, wofür man stirbt, das ist die Sache!
Wird Einer im Gefechte hingestreckt,
So mitten in der Wuth, in der er eben
Noch selber dreingeschlagen, 's ist ein Glück!
Sogar die harten Schläg' und schweren Wunden,
Die man vom Schlachtfeld mit nach Hause bringt,
Sie tragen sich, und leichter als man denkt,
Weil die Zufriedenheit in unsrer Seele
Dem Leid ein Heilkraut ist! Wenn ich nun denke,
Daß er, der alles dieses haben konnte,
Dem Thiere gleich, das man zur Schlachtbank führt,
Das Haupt geduldig auf den Block muß legen!

Berchtold.

Ihr habt ihn lieb gehabt!

Konrad.

Da ist's ja grad!
Er ehrte mich; und wäre nicht der Satan

Aus einem Weiberaug' in ihn gefahren,
Er hätte Wort gehalten und wir hätten
Geführt ein Leben wie die Seligen. —
Allein auch ſo, 's iſt Schade! Ja, 's iſt Schade! —
Ich hab' ihn freilich ſelber angeklagt —
Und mußt' es thun! Doch alles in der Welt
Hat ſeine Weiſe! Nach dem Einen kann
Das Andre kommen! — — Gut! — ich ſehe jetzt,
Es iſt beſchloſſen — und ich muß mich beugen! —
Sie hat auch niemand anders vorgelaſſen?

Berchtold.

Nur ihre Frauen, die nicht reden dürfen!

Konrad.

Wenn etwas Trauriges geſchehen ſoll,
Dann hilft das Mißgeſchick von allen Seiten!
Daß jetzt gerade die Aebtiſſin ſtarb,
Und ſie, auf deren Wort ſie ſtets gehört,
Nicht ihrem Amte ſich entreißen kann!

Berchtold.

Auch die, Herr Konrad, würde nichts mehr ändern!
Ich hab' Mechthilde geſtern nach dem Spruch
In einer Wuth geſehn, die mich entſetzte.
Sie ſtand in ihrer Stube kreideweiß;
Doch auf dem bleichen Antlitz war ein Glanz,
Ein ſchauerlicher Ernſt und eine Ruhe,
Wie man den Engel ſich der Rache malt! —
Der Baldwin iſt verloren!

Konrad.

Weiber! Weiber!
Hat einmal von der Güte sich gewandt
Ihr weiches Herz, dann wird es hart wie Demant,
Und fort auf ihrem Wege gehen sie,
Wohin er führen mag! — Er ist verloren! —
Allein der armen Dirne wird sie schonen! —
Sie kann nicht anders!

Berchtold.

Wißt Ihr das gewiß? —
Die haßt sie tiefer, tödtlicher, als ihn!
Und ist's nicht ganz begreiflich? Sie, der Schützling,
Hat ihr den lieben Bräutigam entführt —
Sie hat erlangt, wonach sie selbst vergebens
Geschmachtet hat!

Konrad.

Ich kann's und mag's nicht glauben! —
Es wäre gar zu schrecklich! — Gott, wozu
Mußt' ich das Werkzeug sein! — — Und wenn sie's thut,
Was soll aus ihr, — was soll aus uns dann werden,
Die wir ihr dienen?

Berchtold.

Daran denkt sie nicht!
Jetzt denkt sie nur, wie sie sich rächen kann!

Zweiter Auftritt.

Der **Henker** erscheint von der Seite.

Henker.

Herr Waffenmeiſter!

Konrad.

Du! Was willſt Du hier?

Henker.

Der Zeiger weiſt auf Zehn! Ihr ſagtet mir —

Konrad.

Du kannſt es nicht erwarten!

Henker.

Herr, ich bin
In meinem Dienſt genau; und Frau Mechthilde,
Sie liebt's vielleicht! — Erinnern wollt' ich Euch!

Konrad (mit einem Seufzer).

Es muß geſchehn!

(Er tritt nach einander zu den Kriegsleuten an den beiden Thüren im Hintergrund, und je zwei Mann gehen ab.)

Konrad (zurückkommend, zu Berchtold).

Sag' ihr, wir ſeien fertig!
Sie könne jeden Augenblick erſcheinen,
Den Spruch des Rechts zu künden oder — Gnade!

(Berchtold geht ab.)

Konrad (zum Henker).

Du ſtehſt noch immer da. Und blickſt zufrieden,
Als ob ein Heil Dir widerfahren ſollte!

Henker.

Herr Konrad, jedem iſt's am Ende lieb,
Wenn er beſchäftigt wird in ſeinem Handwerk!
Hier oben hatt' ich lange nichts zu thun!
Herr Mannhart war nicht faul, er brauchte mich —
Und ſich zum Glück! Vom Halſe ſchafft' ich ihm
Gar manchen unerträglichen Geſellen!
Seit aber Frau Mechthilde hier geherrſcht,
Da lag ich brach!

Konrad.

Sie hatte keinen Grund
Sich Deiner edlen Arme zu bedienen!
Nun fand ſie einer für das Weiberherz,
Und härter iſt es, als der Kopf des Vaters.
Sie ſchlägt den erſten Schlag: wer weiß, wer weiß,
Ob nicht für Dich jetzt gute Zeiten kommen!

Henker.

Wie's Gott gefällt! — Ich bin ihr ſtets zu Dienſten!

Konrad (horchend).

Sie kommen! Laß uns gehn! Geſchwind, geſchwind!

(Beide ab zur Seite.)

Dritter Auftritt.

Baldwin und **Herlinde**, durch verſchiedene Thüren hereingeführt, kommen an der Armenſünderbank zuſammen.

Herlinde (aufgeregt und bleich).

Baldwin! O Gott! Wen hat mein Aug erblickt!
Er eilte durch den Gang, doch ich erkannt' ihn! —
Entſetzlich! Schrecklich!

Baldwin (ihre Hand faſſend).

Herz, was iſt Dir? Wen
Erblickteſt Du? Wer ſchreckte Dich?

Herlinde (ſchaudernd).

Der Henker!

Baldwin (nach einer Pauſe).

Biſt Du nicht vorbereitet auf den Tod?

Herlinde.

Ich bin's! Ich bin's auf meinen! Nicht auf Deinen!

Baldwin.

Geliebte!

Herlinde.

Sieh, da drunten in dem Kerker,
In ſtiller Nacht, da ſann ich hin und her;
Ich dacht' an Dich, an's Leben, an die Welt —
Und hoffte wieder!

Baldwin.

Armes Kind!

Herlinde.

Ich hoffte
Für Dich, mein Baldwin! Denn ich dachte mir —

Baldwin.

Was Liebe wünscht und Güte — schönen Trug!

Herlinde.

Den Tod verhängen — ich vermöcht' es nicht!

Baldwin.

Du! Du, das glaub' ich! — — Denken wir an Bessres!
Ich hab' mich so vertieft in mein Geschick,
Daß ich schon jetzt nicht mehr im Leben wandle!
Dich noch an ihm in Hoffnung halten sehn,
Das ist ein Schmerz, — der einz'ge, den ich fühle!
Weh mir, das mir das Loos gefallen ist,
Die Lebenswerthe mit in's Grab zu reißen!

Herlinde.

Thu' mir nicht unrecht, Freund, und kränk' mich nicht!
Wenn ich auf Erden länger weilen möchte,
Wär's nur um Deinetwillen und für Dich!

Baldwin (sie betrachtend).

So rosigjung dieß schöne Leben lassen!

Herlinde (zärtlich, ihm die Hand reichend).

Ich opfr' es Dir! Und jetzt, jetzt hab' ich's noch
Und fühle seine ganze Seligkeit.
Laß mich noch einmal Deine Züge trinken —
Noch einmal an Dir hangen! — Theurer Mann,
So lang ich denke, hab' ich Dich geliebt —
So lang ich denke, war ich fröhlich, selig
In Lieb', in Sehnsucht und im Traum der Liebe!
Kurz ist das Glück gewesen, Dein zu sein,
Mit Bangigkeit und Furcht und Graun gemischt;
Allein auch so war's außer Maßen süß,
Und wird ein ew'ger Schatz der Seele sein.
Wir haben viel — in grauser Noth geliebt;
Und was in Liebe wir begangen haben,
Das wird uns Gott vergeben!

Baldwin.

Baue drauf!
Die Menschen nur sind grausam, Gott ist gut,
Und nichts, was wir nicht können, fordert er!

Herlinde (horchend).

Geräusch! — Mechthilde naht!

Baldwin.

Sei stark, Herlinde!

Vierter Auftritt.

Mechthilde erscheint mit **Berchtold** und andern Dienstleuten. Sie trägt ein einfaches dunkles Gewand. Das bleiche Gesicht drückt eine tiefe, ruhige Entschlossenheit aus. Mit festen Tritten geht sie zu dem Tisch, auf welchen Berchtold einen schwarzen Stab legt.

Mechthilde.

Erschienen bin ich, meines Amts zu warten!
Gerichtet durch ein ordentlich Gericht —
Nach klar erwiesner, selbst bekannter Schuld
Zum Tod verurtheilt sind die beiden dort,
Baldwin von Hagenbach, Herlinde Krönach!
Was über sie der Mund der Herrin spricht,
Im Augenblicke wandelt sich's zur That!
(Pause. Todtenstille.)

Mechthilde (fortfahrend).

So hab' ich, was ich künde, feierlich,
Mit tiefem Ernst in stiller Nacht erwogen!
Und was ich in mir selber festgesetzt
Und was unwiderruflich nun geschieht,
Mit meiner Seele tret' ich ein dafür!
(Den Stab vom Tisch nehmend.)
Den Stab ergreif' ich, den ich brechen kann,
Zum Schreckenszeichen, daß die Gnade schweigt
Und wir dem Recht allein zu Willen sind.
Die Macht gebrauch' ich, die mir Gott verliehn — — —
Und ungebrochen leg' ich ihn zurück!

(Unbeschreiblicher Eindruck. Baldwin und Herlinde fahren auf und stehen erstarrt. Konrad erhebt dankend die Hände. Berchtold und die Dienstleute drücken ihre Zufriedenheit durch ihre Mienen aus.)

Mechthilde.

Baldwin, Herlind' — ich kann den Tod euch geben! —
Das Leben geb' ich euch — frei seid ihr beide!

(Auf einen Wink von ihr entfernen sich in feierlicher Pause die Krieger und, nachdem er von ihr einen Auftrag erhalten, Berchtold mit den Dienstleuten.)

Baldwin (vortretend, erschüttert).

Mechthilde! — Heil'ge! Du vernichtest mich!

Herlinde (für sich).

Wie sich die Schuld entsetzend vor mich stellt
Und mir die Seele schreckt! — Ich nahm ihr Alles —
Und sie, sie gibt mir Alles! — Ew'ger Gott!
(Vortretend in höchster Bewegung.)
Mechthilde, tödte mich! Ich bin nicht werth,
Daß ich auf Erden wandle! (Den Blick senkend, mit gedämpfter Stimme)
Und ich kann
Den Blick aus Deinem Auge nicht ertragen!

Baldwin (vor Mechthilde).

Du wirfst mir Feuerflammen in das Herz!
Zum erstenmal seh' ich in einem Spiegel
Mein wahres Angesicht — und tief erschauernd,
Mein eigner Richter, sprech' ich über mich
Das Urtheil der Verdammung aus!

Herlinde.

Wir haben
An uns und unsre Freude nur gedacht

Und haben fühllos und erbarmungslos
Die Fülle nur der Leiden Dir gelaſſen!

Baldwin.

Die Seele hatt' ich auf den Tod bereitet,
Nicht auf das Leben! Meine Sinne ſchwanken!
Die Schwere Deiner Größe drückt mich nieder —
Ich kann nichts thun, als Dir zu Füßen ſinken!

(Er kniet.)

Herlinde (ihm folgend).

Das iſt der Platz, der uns vor Dir gebührt!

Mechthilde (die bisher mit Hoheit von einem zum andern geſehen, nachdrücklich).

Steht auf und hört mich an! Ich kann euch ſagen,
Was uns geſammt im wahren Lichte zeigen —
Und euch die Fähigkeit verleihen wird,
Euch ſelber zu vergeben! — Auf! Erhebt euch! —
Mir ziemt es nicht, zu Knieenden zu reden,
Und aufrecht nur könnt ihr mein Wort verſtehn!

(Sie hat ihnen die Hände gereicht, Baldwin und Herlinde ſtehen auf.)

Mechthilde.

Mit feierlich gehobnem Geiſt vernehmt,
Was ich in meinem Innerſten erfahren —
Was Gott der ew'ge Herr an mir gethan —
Und eure kranken Seelen werden heilen!

(Pauſe, in welcher Baldwin, Herlinde und Konrad ihr näher treten.)

Mir hat der Schöpfer allzuviel geſchenkt,
Als daß ich gehen mocht' auf gradem Wege
Zum Glück des Lebens! Eine kühne Seele,
Die frühe ſchon erweckt aufſah zum Himmel,
Um froh dann wieder an der Welt zu hangen!
Ich hatt' in mir, was mich befähigte,
Dem Himmel und der Erde mich zu weihn,
Mit gleicher Sehnſucht, gleichem Liebesdrang —
Und beider Schönheit glänzte mir ins Herz! —
Das ſind die Gaben nicht, die Freude bringen!
Mit ihnen kommt der Zwieſpalt und der Streit —
Wer ſie beſitzt, der iſt zum Leid beſtimmt!

(Kurze Pauſe.)

Im erſten Gange war der Himmel Sieger.
Er ſtand vor mir in heilig holdem Licht,
In reichſten Lebens wundervoller Stille —
Der eitle Prunk, der Schellenklang der Erde,
Sie widerten mich an. Im Schwung der Seele
Dem Ew'gen mich zu weih'n, gelobt' ich mir.
Da ſendete die Welt, des Siegs begierig,
Zum neuen Ringen ihre ſtärkſte Macht!
Ich ſah den Mann, der unter allen mir
Zum erſtenmal ein Ziel der heißen Sehnſucht —
Der des berauſchten Herzens Abgott ward!
Vor meine Seele traten alle Freuden,
Die ſeine Liebe mir verhieß! Ich ſtand
Inmitten eines weiten Blüthenfeldes,
Das mich mit Strömen Wohlgeruchs umgoß,
Und der Gewinn des einzig holden Glücks

Erſchien der Liebenden, die mächt'ge Gründe
Hinwieſen auf die Welt, als Pflichterfüllung! —
Da fiel der heil'ge Vorſatz aus dem Herzen,
Und alle Flammen der entzückten Frau,
Sie loderten dem neuen Bilde zu!

Herlinde (für ſich).

O Gott, mein Gott, was hab' ich ihr genommen!

Mechthilde.

Ich war nicht lieblich, muß ich jetzt mir ſagen,
Als ich mit Ungeſtüm um Liebe warb,
Drum hab' ich Lieb' auch nicht erwecken können. —
Ein holdes Kind erſchien, in ſüßer Freude
Der Maienroſe gleich — ich war verlaſſen!

Herlinde (für ſich).

Unſelig Loos, das mir das Ihre gab,
Das nach dem Meinen ſie verlangen ließ!

Mechthilde (bewegt).

O was iſt möglich, Herr, in Deiner Welt!
Was kann von ſchrecklich unerhörten Dingen
Im Herzen eines Menſchen ſich begeben!
Was liegt in uns, das, nicht im Keim geahnt,
Mit einemmal zum Rieſenbild gewachſen
Graun und Entſetzen in die Seele ſtößt!
Die Leidenſchaft, die mir das Glück verſcheucht,
Weil ſie die Art des Weibes mir geraubt,

Sie riß das grimmſte Drangſal her zu mir.
Je heißer ich nach Liebe trachtete,
Je wilder quälte die Verachtung mich —
In jeder Faſer tobte mir das Gift.
Die Wuth der Rache machte mich zur Wölfin; —
Mehr, mehr — ſie machte mich zur Teufelin!
Im Uebermaß der Qualen gab ich mir
Die Wolluſt grauſam tilgender Gedanken,
Und gierig ſchlürft' ich dieſen Höllentrank.
Ich ſah die Feinde ſchmählich hingemordet,
Die Häupter ſchandbar von dem Rumpf getrennt —
Und meine Seele labte ſich daran!
Wenn mir die Tigerwuth ermattete,
Dann reizte mich der Böſe wieder auf,
Damit ich mich im Wahnwitz überbot —
Und endlich kam er mit dem Raub an's Ziel.
(Sie hält inne und betrachtet die Hörer.)
Ihr ſchaudert — und ihr blickt mich zweifelnd an!
Die Wahrheit ſag' ich euch; ja meine Worte,
Sie malen ſchwach den fürchterlichen Sturz,
Der ſich in meinem Innerſten vollzog.
Die Mäßigung im Laufe des Gerichts
Hatt' ich mir aufgelegt — ſie war Betrug —
Und nur mit größrer Gierde ſtürzt' ich mich
Zurück in's Meer vernichtender Gedanken.
Was iſt mein Lohn (ſo rief ich!), daß ich Gott
Mit reiner Führung meines Amts gedient?
Daß ich in mildem Sinn des Rechts gewaltet
Und meiner Untergebnen Wohlſein ſchuf?

Das höchste Glück, wonach ich lechzend rang,
Ist mir geraubt, bleibt mir geraubt auf ewig!
Empört, verzweifelnd, rechtet' ich mit Gott;
Ich klagt' ihn grimmig an, ich bot ihm Trotz,
Das hohe Wort von seiner Vaterhuld
Als hohles Märchen, eitlen Trug verhöhnend!
Dem Bösen gab ich dankend mich zu eigen,
Denn er erquickte mich im tiefsten Herzen
Und er verhieß mir gränzenlose Lust
In jenem heißersehnten Augenblick,
Wo ich die beiden Häupter fallen sah!
(Pause. Die Umstehenden drücken den Schauder ihrer Seelen aus.
Ich war verloren, wenn's dem Feind gelang,
Nur kurze Stunden noch mich festzuhalten!
Allmächtiger, in Thränen dank' ich dir,
Daß deine Güte vorher mich gesucht
Und daß du furchtbar mir den Sinn geöffnet!
(Baldwin und Herlinde treten in höchster Theilnahme näher.)
Der Kraft der Seele hat sich Gott bedient,
Die höchsten Bilder auferstehn zu lassen,
Die sie nur je gedacht. Von Ihm bewegt
Der alten heiligen Gedanken Sonne
Hob sich empor in mir — die Strahlen fielen
In's tiefste Herz mir und sie machten Tag.
Ich sah mich, wie ich war — und schrack zusammen; —
Ich schauderte, ich wand und krümmte mich!
Im schwersten Bangen, in den höchsten Qualen,
Die jene Martern der verschmähten Liebe
Weit übertrafen: in den Todesschrecken

Erkannter innerſter Verworfenheit
Und ew'ger Schmach — da kam das Heil zu mir!

(Konrad, Baldwin und Herlinde ſprechen durch Bewegungen und Blicke ihren Dank gegen Gott aus.)

Erhaben bräuend rief mein beſſres Ich:
„Du, der ſich in den Stunden der Erleuchtung
Zu heh'rem Schaun der Himmel aufgethan,
Die Gott der Herr zu ſich hinangehoben,
Die ſich zum heil'gen Dienſt berufen hielt —
Wo ſind' ich dich? Wo biſt du hingelangt?
Hinabgeſtürzt in einen Gräuelſchlund
Hat ſich in ihm dein Innerſtes verwandelt!
Dein Licht iſt weggezehrt von Höllenſchwärze
Und die geträumte Schönheit deiner Seele
Hat ſich verkehrt in grauſe Häßlichkeit!" —
Ich ſtreckte mich empor und ſah mich um;
In athemloſer Angſt, verzweifelnd, ſpäht' ich:
Gott Lob, Gott Lob, der Aufgang war noch möglich!
Die meine Seele ſchon gemordet ſah,
Sie lebten noch! Die Seele war befleckt,
Doch meine Hände — Heil mir! — meine Hände,
Sie waren noch von ihrem Blute rein!

(Bewegung der Hörer.)

Ich warf mich dankend auf die Kniee nieder
Und pries den Retter; — meine Thränen quollen
Und ſtrömten unverſieglich — ſtille ward's
In meinem Innern; leiſe kam die Hoffnung —
Der Glaube kam — die Gnade fühlt' ich wieder!

(Freudige Theilnahme der Hörer.)

Inbrünſtig rief ich zum Allgütigen:
„Was kann ich thun? Wie kann ich deine Huld
In etwas mir verdienen? Wohin ſollen
Die Ströme ſich ergießen meines Danks?“
In ſeinem Auge las ich meine Pflicht:
„Mein Leben kann ich deinem Dienſte weihn
Und dich, der meinem Geiſte ſich enthüllt
In Pein und Segnungen wie Wenigen,
Dich kann ich lehren, wie du mir erſchienſt! —
Und Eines, Eines kann ich noch, womit ich
Mir in der tiefſten Seele gütlich thue:
Sie, die mein Haß verfolgte, kann ich retten —
Kann ihnen ſtatt des Todes Liebe geben
Und ihrem Erdenlauf ein Schutzgeiſt ſein!“

(Die Beiden zeigen den Ausdruck ergriffenen Dankes.)

Und nun — ich fühlt' es! — wuchſen mir die Schwingen
Und ich erhob mich und ich flog empor
In Himmelshöhen. Tief, tief unter mir
Lag dieſe Welt mit ihrem Glanz und Klein
Erſchienen ihre Leiden mir und Freuden.

(Sie geht auf Herlinde und Baldwin zu.)

Kommt her zu mir und gebt mir eure Hände! —
Wohl habt ihr nur die Leidenſchaft gehört,
Und brechend aus der ſtrengen Haft der Pflicht,
Nur eurer Freude ſeid ihr nachgegangen!
Das Glück für euch ergreifend, habt ihr mich
Des meinigen beraubt und mich verlaſſen
Und in ein Meer von Herzeleid geſtürzt!
Doch was ihr trunken Böſes mir gethan,

Die Gnade hat's in Gutes mir verkehrt!

(Nach kurzem Innehalten mit Hoheit und Güte.)

Ihr seid mir Führer worden in den Himmel —
Nun ziemt es mir, daß ich den Gang auf Erden
Euch leichter mache! — Meinem Rufe folgend
In Gottes Burg, verlaß' ich Königsfeld!
Ihr bleibt zurück, denn euch vererb' ich es!

Herlinde.

Mechthilde, nein! Um Gotteswillen, nein!

Baldwin.

Du darfst es nicht! Wir können es nicht tragen!

Mechthilde.

Gönnt mir die Lust, euch wohlzuthun! Ich muß
Viel Gutes euch erweisen, denn ich hatt' euch
Viel Böses zugedacht!

Baldwin.

Unendlich hoch
Erhebst Du, Heilige, Dich über uns,
Und Deine Seele strahlt in einer Schönheit,
Daß ich mit einem Wonnegraun der Ehrfurcht
Aufblicke zu der Göttlich-Großen!

Mechthilde (ergriffen, mit Liebe).

Baldwin! —
Du wirst an mich nicht ohne Freundschaft denken?
Wirst keinen Groll behalten gegen mich?

Baldwin.

Mechthilde! Himmlisch-Gute! — Reue nur,
Daß ich mit solcher Blindheit Dich verkannt,
Werd' ich als ew'ge Last durch's Leben tragen!

Mechthilde.

Das will ich nicht! — Ich will Dich glücklich sehn
Im Bund mit ihr, die Deine Liebe hat —
Und meiner sollt ihr nur als einer Schwester,
Als einer treuen Freundin euch erinnern,
Der euer Glück die reinste Freude schafft!

Herlinde.

Wir werden Dein als eines Engels denken,
Der alles Wohlsein über uns ergoß.
Und nur indem wir uns in tiefer Demuth
Vor Dir, der hohen Frau, erniedrigen,
Wird dem Erbangen über unsre Schuld
Allmählich eine Lindrung werden können!

Mechthilde.

Das Leben wird die Seelen euch erlösen,
Daß ihr euch rein der Güter freuen mögt,
Die sich euch bieten. Schön ist jeder Weg,
Den eines lieben Zieles Licht erhellt,
Und jeder lohnt mit reichen Segensfreuden
Die muth'ge Seele, die mit Gott ihn geht.

Fünfter Auftritt.

Die **Priorin**, jetzt Aebtiſſin, erſcheint mit Kloſterfrauen, die ihr paarweiſe folgen.

Aebtiſſin (auf Mechthilde zugehend und ſie umarmend).

Mein Schweſterkind! Geliebte! Siegerin
Im ſchwerſten Streit! Ich komme, Dich zu holen! —
Du haſt's vollendet?

Mechthilde.

Alles iſt geſchehn,
Was ich durch meine Botin Dir verheißen!
Die Sünderin iſt eine Büßerin,
Die ſich der Gnade zubereitet hat,
Wie wenig ſie noch ihrer werth!

Aebtiſſin.

Ich drücke
Dich ſegnend als mein Theuerſtes an's Herz!
Du biſt für mich ein köſtlich Kleinod! Wie
Der königliche Vater auf den Sohn,
Der ihm ein großes Werk vollenden ſoll,
Mit Hoffnung blickt und froh des Künftigen,
So blick' ich jetzt auf Dich, die mein Bemühn
Mit reichern Geiſtesgaben krönen wird!

Mechthilde (zu Baldwin und Herlinde).

Lebt wohl! (Zu Konrad, ſeine Rechte faſſend.) Sei ihnen,
was Du mir geweſen,
Ein Vater, Konrad!
(Konrad küßt ihr in tiefer Bewegung die Hand.)

Mechthilde (zu Baldwin und Herlinde).

Ehret ihn und hört
In allen ernsten Stunden seinen Rath! —
Euch glühn im Liebesbunde rothe Rosen;
Der Schwester werden auf dem stillern Pfade
Die heilig weißen Lilien erblühn
Und sie mit ihrem edlen Duft erquicken.
Erhaben steht mein Tagewerk vor mir!
Und meine Seele, von dem Lichte Gottes
Glorreich erleuchtet, sieht den Himmel offen,
Sie sieht den Herrn, umringt von seinen Schaaren,
Mit feierlicher Güte niederschaun, —
Und all die holden Mienen, sie verheißen
Auf Erden Trost, im Himmel Seligkeit.

Baldwin.

Heil Dir, Mechthilde!

Herlinde.

Heil der Gottgeliebten!

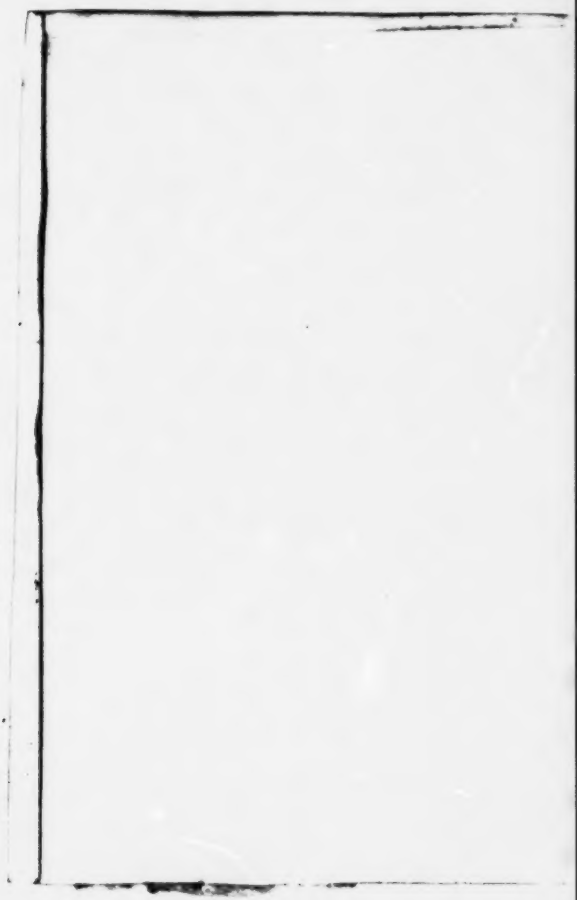
Mechthilde (sich liebevoll zu ihnen wendend).

Lebt wohl! Ich segn' euch! Alle, Alle, Alle!

(Während ihrer letzten Worte hat Glockengeläute begonnen. Sie tritt zur Aebtissin. Der Zug der Frauen setzt sich in Bewegung. Baldwin, Herlinde und Konrad knien. Der Vorhang fällt.)

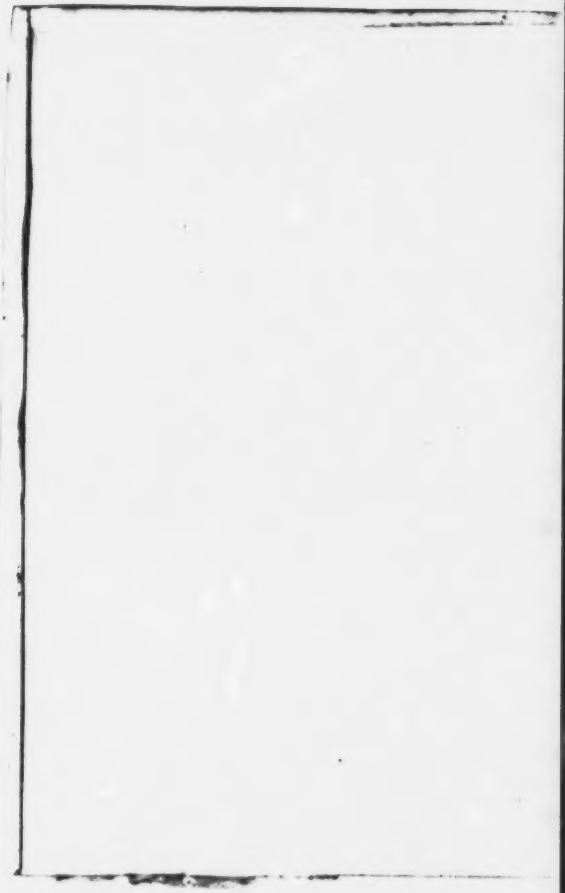
Wer ſoll Miniſter ſein?

Schauſpiel.



Perſonen.

Der Herzog.
Eugen, Graf Schwarzenfels.
Freiherr **von Stolzeneck**, Rath im Miniſterium.
Seine **Frau**.
Amalie, ihre Tochter.
Edler **von Stillnau**, Rath im Miniſterium.
Seine **Frau**.
Anna, ihre Tochter.
Advokat **Erhard**.
Hauptmann **von Sander**.
Oberſt **Herzfeld**, Adjutant des Herzogs.
Baron **Fuchs**.
Hofrath **von Süßmilch**.
Kammerjunker **von Grönbach**.
Diener des Herzogs.
Diener Stolzeneck's.
Diener Stillnau's.
Hofleute, Beamte



Erſter Aufzug.

Zimmer im herzoglichen Schloß. Man hört in der Ferne Hochrufe.

Erſter Auftritt.

Der **Herzog** und **Eugen** treten ein.

Herzog. Gott ſei Dank! — Das Letzte iſt vorüber! (Sich umſehend und horchend.) Immer noch? Sie ſind unerſättlich! — Aber ſie haben gut jubeln! (Wirft ſich in einen Armſtuhl.)

Eugen. Kann man auch ſeiner Herrlichkeit müde werden? Hören auch die enthuſiaſtiſchen Hochrufe auf, dem Ohre Muſik zu ſein?

Herzog. Es ſcheint, ja. (Nach einer Pauſe, ſich wieder erhebend.) Und doch, es iſt ſchön, lieber Eugen! Schön, ſich von einer begeiſterten Menge umwogt, umdrängt zu ſehen! Hinzuſchauen auf die Tauſende, die Eines Sinnes geworden ſind um Eines Mannes willen! — Und ich hab' ein Ohr, Eugen, und ein Auge, das klar ſieht! Dießmal war es Freude, wirkliche Freude, die aus den Kehlen tönte und aus den Augen glänzte! Es war

ein Jubel, der wie ein Strom aus Herzen kam, die sich freuten, huldigen zu können! — Und das thut denn doch wohl, mein Freund! (Er drückt Eugen die Hand.)

Eugen. Hoheit!

Herzog. Hoheit? — Doch ja, Du hast mir Deine Gründe genannt! — Es sei! — Aber ich werde mir das Du nicht so leicht abgewöhnen können!

Eugen. Sie würden mich kränken, wenn Sie mir's entzögen!

Herzog. Unter Umständen werd' ich's doch müssen. — Nun wohl, Formen sind nothwendig, also gut, wo sie hingehören. Für uns beide werden sie kein Hinderniß der Freundschaft sein.

Eugen. Heinrich!

Herzog. Siehst Du? (Ihm die Hand schüttelnd) Das kam von Herzen. — So hab' ich doch jetzt Einen in meinem Land, den ich ganz den Meinen nennen kann!

Eugen. Ich bin nur Einer von Vielen! Liebe, Vertrauen kommt Ihnen überall entgegen —

Herzog. Wie lang? — Kannst Du mir das sagen? (Eugen schweigt.) Ich stand dem Thron nahe, ohne Hoffnung darauf zu haben. Ich füllte meine Zeit mit Studien aus, hing nicht an Land und gebrauchte meiner Vernunft; — ich war der liberale, der volksfreundliche Prinz — und schon vor Jahren kamen Stimmen an mich, welche bedauerten, daß nicht ich das Glück des Landes zu gründen berufen sei! Nun bin ich in Folge unerwarteter Todesfälle doch zur Herrschaft gelangt; ist's nicht offenbar Gottes Wille und Fügung, daß ich dem Herzogthum

das goldne Zeitalter bringe? Welche Hoffnungen und Wünsche, die sich jetzt in den Seelen regen werden! Man erwartet von mir das Unerfüllbare, wird sich getäuscht sehen — und murren, wo nicht schmähen!

Eugen. Hoheit thun, was Sie können —

Herzog. Das ist ja eben zu wenig, mein Guter! Das Mögliche? Bah! Man will das Unmögliche; und wenn's nicht gethan wird, zeigt man die Kehrseite des Bildes!

Eugen. Dem Unrecht stellt man sein gutes Bewußtsein entgegen!

Herzog. Das gedenk' ich auch zu thun! Alle Achtung vor der Liebe des Volks! Aber wer nur sie haben will, unmittelbar und um jeden Preis, der wird bald sehen, daß er kein Fürst mehr ist, sondern eine Figur, die am Drahte gezogen wird. — Der Fürst ist nicht unfehlbar; aber da draußen ist man's auch nicht; — es kommt darauf an, wer Recht hat, und das zeigt die Probe!

Eugen. Allerdings!

Herzog. Wie ich hier stehe, kann ich etwas von mir rühmen, dessen Wenige sich rühmen können. Ich will das Recht — und ich suche das Recht.

Eugen. Sie werden's auch finden.

Herzog (sieht und sieht ihn an). Wäre mir eben jetzt sehr vonnöthen! — Mich erwartet gleich zum Einstand eine sehr fatale Frage! — Du kennst den Streit wegen der Domänen?

Eugen. Er ist entschieden zu Gunsten des Herzogs.

Herzog. Das heißt, der alte Herzog hat gewußt, ihn zu seinen Gunsten zu entscheiden. Aber die liberale Partei will sich

dabei mit nichten beruhigen. Ihre Führer sind entschlossen, die Angelegenheit in der Kammer zur Sprache zu bringen, und man erwartet, daß der freisinnige Prinz, der so unverhofft zur Regierung gelangt ist, den Vertretern seines guten Volks den ersten Wunsch bereitwilligst erfüllen werde.

Eugen. Es handelt sich um eine große Summe?

Herzog. Ich hab' Ueberfluß, wenn ich sie behalte. Wenn ich sie verliere: mein Auskommen.

Eugen (lächelnd). Für einen Fürsten ist das nicht hinreichend.

Herzog (heiter). Für keinen Mann von Geist, lieber Eugen. — Ich werde kämpfen! — Vor allem aber will ich selbst sehen —

Zweiter Auftritt.

Ein **Diener** erscheint mit einem Schreiben.

Diener (es überreichend). An Eure Hoheit!

(Der Herzog nimmt das Schreiben. Diener geht ab.)

Herzog (die Aufschrift betrachtend). Zu Höchst eigenen Handen! (Erbricht und liest es. Ueberrascht.) Schnell, sehr schnell! (Pause.)

Eugen. Darf ich fragen —

Herzog (für sich hinsehend). Schon jetzt soll ich die Wahl treffen, die für mich die wichtigste ist! — Ich glaubte Zeit zu haben, mich umsehen zu können! (Zu Eugen) Der Minister verlangt seine Entlassung.

Eugen. Ernsthaft? — Um das Portefeuille herzugeben?

Herzog. Es ist nicht der Ton eines Mannes, der eine abschlägige Antwort zu erlangen hofft. Die Sprache, bei aller Ehrerbietung, würdevoll. „Nach so vieljährigen Diensten — Alter — wankende Gesundheit — Bitte, die Last der Geschäfte jüngern Schultern aufzuladen", u. s. w. — Die Schultern wären wohl noch tragfähig genug; aber das Gesuch ist doch ehrlich. Im Grunde heißt es: Ich habe dem Herzog August gedient, der ein wahrer Herr gewesen ist — ich kann es nicht über mich gewinnen, dem Freigeist, dem Revolutionär auf dem Throne zu dienen.

Eugen (lächelnd). Der Mann verkennt Sie!

Herzog. Wirst Du anzüglich? (Nach einer Pause) Graf Schwarzenfels, dieß ist für mich eine sehr ernsthafte Angelegenheit. Ich bin mir des Willens bewußt, meinem Volk ein guter Fürst zu sein. Ich kann sagen, ich habe keinen andern Gedanken, keine andere Leidenschaft, als ein Regiment zu führen, wie es Zeit und Nation von mir erwarten können. Aber ich kenne die Menschen und ich kenne mich selbst. Streiften wir Fürsten so nah an die Allwissenheit, wie die Ergebenen es uns glauben machen wollen, dann wäre die Arbeit leicht; aber damit hat's gute Wege! Ich bin ein Mensch und brauche Gehilfen, die sich an gutem Willen mit mir messen können. Vor allem, an die Spitze der Verwaltung, brauch' ich einen ehrlichen Mann.

Eugen (nach kurzem Schweigen). Andere würden zunächst an einen intelligenten, staatsklugen —

Herzog. Die Ehrlichkeit, wie ich sie verstehe, ist das Höchste. Ich will des Organs sicher sein, das zwischen mir und dem Volk, zwischen mir und seinen Untergebenen steht. Ich

brauche Wahrheit, und nur ein ehrlicher Mann wird sie an mich kommen lassen. Die unter ihm stehen, brauchen ein gutes Beispiel, und nur das redliche Haupt wird es ihnen geben.

Eugen. Aber die Politik, Hoheit, das verdeckte schlaue Spiel, das man sonst an einem Minister —

Herzog. Mißversteh' mich nicht. Ich verlange nicht die Ehrlichkeit des dummen und schwachen, sondern des verständigen Mannes.

Eugen. Ah!

Herzog. Wahrhaft verständig und klug ist aber nur die Ehrlichkeit. Der Klügling wird im günstigsten Falle die Menschen zu Betrogenen machen, der Ehrliche gewinnt sie sich zu Freunden. Und mir scheint, wir gehen einer Zeit entgegen, wo man weiter kommt mit Freunden, als an der Spitze von Schwachköpfen, die man am Gängelband oder am Narrenseil führt.

Eugen (mit Laune). Bis jetzt hat man das Letztere für sicherer gehalten. Indessen — die Welt ändert sich!

Herzog (nachdem er lächelnd genickt). Zudem, ich hab' Ehrgeiz. Ein Fürst wie ich es bin, kann den Blick nicht nach außen richten. Mithelfen, einen Stein in die Wagschale legen, das ist Alles. Aber etwas können wir doch noch: die Sorge nach innen wenden! Nach guten Gesetzen gut, um nicht zu sagen musterhaft verwalten! Die Gerechtigkeit zur Wahrheit machen, sei's auch in einem kleinen Lande, und die Wahrheit zu Ehren bringen! — Darum brauch' ich zum Minister einen hellen Kopf, einen festen Charakter, und vor allem ein ehrliches Herz.

Eugen. Viel auf einmal! Heißt das nicht das Finden sich erschweren?

Herzog. Was verlang' ich denn? Guten Willen. Gebt mir den Mann, der an das Gute glaubt und nicht Zeit und Kraft mit Pfiffen vergeudet, um dem vorausgesetzten bösen Willen der Menschen entgegenzuwirken. Gebt mir den Mann, der an die Macht der Wahrheit glaubt, dann hab' ich gefunden, was ich suche.

Eugen. Und das nennen Sie wenig?

Herzog. Du hast Recht. In dieser verkehrten Welt ist das Einfachste und Natürlichste das Seltenste — und man muß es suchen. (Nach kurzem Schweigen aufstehend.) Indessen — wie komm' ich mir vor? Ich schau' in die Ferne und übersehe das Nächste. Wenn der Rechte nun schon gefunden wäre?

Eugen. Gefunden?

Herzog. In Dir selbst!

Eugen. Himmel, was fällt Ihnen ein! — Sie sind guter Laune, wie ich sehe!

Herzog. Die Sache ist gar nicht so scherzhaft. Du hast Jura studiert, die Welt kennen gelernt, bist ein trefflicher Kopf und — ich halte Dich für einen ehrlichen Mann. Wenn Du von den Räthen, die im Büreau grau geworden sind, etwas Praxis zu lernen suchtest —

Eugen. Hoheit, Sie kennen mich — und scherzen doch! — Vor Allem: ich bin kein ehrlicher Mann!

Herzog. Nun, das ist ehrlich.

Eugen. Ich bin viel zu gutmüthig und hab' einen viel zu großen Hang zur Höflichkeit, um dieser Ihrer Hauptforderung

zu entsprechen. Einem die Wahrheit sagen heißt in der Regel, einem wehethun, und das kann ich nur im höchsten Nothfall!

Herzog. Das würde sich geben. Wer oben steht, macht sich deutlich.

Eugen. Sodann — und das ist entscheidend — ich liebe den Müßiggang — den geschäftigen Müßiggang, wenn Sie wollen — und scheue die Arbeit. Ich liebe den Scherz, die Thorheit und scheue die Gravität, die von einem Haupt im Staate gefordert wird. — Geben Sie mir die Hofcharge, die Sie mir in Aussicht gestellt haben. So bloß zum Spaß ernsthaft sein, bei Gelegenheit eine Rolle spielen, das kann ich. Für den Ministerposten aber suchen Sie sich einen ernsten, erprobten Geschäftsmann! — Sie haben ja zwei Räthe, die, wie ich gestern hörte, vortreffliche Arbeiter, ehrenhafte, ja, soweit wir's wünschen müssen, liberale Männer sind.

Herzog. Du meinst die Herren von Stolzeneck und Stillnau?

Eugen. Wenn es wahr ist, was man mir gesagt hat, dann ist jeder von ihnen Ihr Mann.

Herzog. Das wären Zwei! Welchen soll ich wählen?

Eugen. Wenn jeder von ihnen der Rechte ist? Nach Belieben.

Herzog. Wenn aber nicht? Wenn die Gesinnung, an die der Eine oder der Andere glauben machte, nur Schein ist? — Hab' ich die beiden Herrn geprüft? Hab' ich eine Gewähr, daß ich nicht fehlgreife und durch den Schein betrogen werde?

Eugen. Da müßte man eben —

Herzog. Und dann, mein lieber Eugen, ich fordre auch

etwas für mich. Wer mich vertreten soll, muß vor allem an mich glauben. Er muß auf mich und meine Rechte sehen.

Eugen. Ah! Ich begreife!

Herzog. Ich bin mir bewußt, daß ich das Beste will! Nun will ich nicht nur etwas wollen, sondern auch etwas thun können, und den Spielraum und die Mittel dazu will ich mir nicht entzogen sehen.

Dritter Auftritt.

Der **Diener** kommt. Dann **Erhard**.

Diener. Herr Doktor Erhard!

Herzog. Gut! — Er komme!

(**Diener** ab.)

Herzog (zu **Eugen**). Mein Freund, laß mich einen Augenblick allein! Sieh Dir das Schloß an, in welchem Du nach Deiner bescheiden stolzen Wahl eine so unterhaltende Rolle spielen sollst. Es ist schön und der Garten auf der Ostseite hat etwas Heimliches, Poetisches! — Adieu!

(**Eugen** ab zur Seite. **Erhard** tritt ein.)

Erhard. Hoheit haben mich entboten —

Herzog. Herr Doktor, ich möchte Ihnen eine Frage vorlegen.

Erhard. Zu Befehl.

Herzog. Man hat Sie mir als einen unabhängigen Mann geschildert. Sie sind Advokat — der erste in der Stadt, und — in sehr guten Verhältnissen.

Erhard. Darum nach der Meinung derer, die mich Eurer Hoheit genannt haben, eben unabhängig?

Herzog (lächelnd). Mag sein.

Erhard. Die Rente, Hoheit, die man hat, schützt nicht vor Abhängigkeit. Für Alle gibt es Lockspeisen. Soweit ich unabhängig bin, wird der Grund in meiner Gesinnung liegen.

Herzog. Um so besser. (Nach kurzer Pause) Ich hab' ein Interesse, klar zu sehen in der Frage wegen der Domänen. — (Erhard nickt.) Man hat mir gesagt, Sie hätten sich damit beschäftigt.

Erhard. So ist es. Genau und gründlich.

Herzog. Und das Ergebniß?

Erhard. Wollen Hoheit die Wahrheit hören?

Herzog. Seltsame Frage! Hätt' ich mich sonst an einen Unabhängigen gewendet?

Erhard. Es gibt Beispiele —

Herzog. Ohne Umschweife — die Wahrheit!

Erhard. Das Recht, Hoheit, ist auf Seiten des Volks und seiner Vertreter.

Herzog (nach kurzem Schweigen). Einfach und ohne Weiteres?

Erhard. Was die Mehrheit der später aufgelösten Kammer gefordert hat, das war mit Recht zu fordern.

Herzog. Sehr bestimmt gesprochen! — Allein was die herzogliche Familie behauptet hat, genießen die Fürsten anderer Länder ohne Widerrede!

Erhard. In andern Ländern, Hoheit, sind andre Verhältnisse. Bei uns war der Fürst so sehr Herr des Landes, daß

für Andre nicht ſonderlich viel mehr übrig blieb. Dafür genügte er aber auch den Bedürfniſſen der Regierung: er bezahlte ſeine Beamten. Jetzt hat für dieſe das Volk einzuſtehen, das herzogliche Haus hat zu ſeinem Chatullgut auch das Kammergut an ſich gezogen, das früher dem Lande zu Gute kam —

Herzog. Sie vergeſſen das Abkommen, das getroffen worden iſt!

Erhard. Zu großen Ungunſten des Landes! Eben nach dieſem ſogenannten Abkommen, in einer Zeit getroffen, wo die Stände ſo gut wie nichts zu ſagen hatten, iſt die herzogliche Familie überreich, das Land verkürzt.

Herzog. Wenn eure Forderung durchgeht, wird's umgekehrt ſein!

Erhard. Hoheit, die Forderung dünkt mich nicht nur gerecht, ſondern billig. (Der Herzog zuckt die Achſeln.) Wollen Eure Hoheit ſich darüber unterrichten, ſo erbiete ich mich, ein Gutachten vorzulegen, worin ich die Gründe genau entwickelt habe. Sie ſind nach meinem Urtheil ſo ſchlagend, daß ich hoffe, Eure Hoheit ſelber werden dadurch überzeugt werden.

Herzog. Sehr ſicher! — Und wenn ich dann den Ruf eines gerechten Fürſten haben will, muß ich natürlich den zu erwartenden Antrag der Kammer genehmigen und ein Dritttheil meiner Einkünfte — oder noch mehr?

Erhard (lächelnd). Kaum ein Dritttheil, Hoheit!

Herzog. Alſo ein Dritttheil meiner Einkünfte hingeben!

Erhard. Es wird nicht wohl anders gehen! — An dem Jubel, mit welchem Hoheit empfangen worden ſind, hat die

Hoffnung, die man auf den edlen, erleuchteten Geist des jetzigen Herrn setzt, nicht eben den geringsten Antheil!

Herzog. Er hat mir also wirklich nichts Gutes bedeutet, dieser Jubel! (Nach einer Pause) Herr Doktor, ich behalte mir vor, die Entscheidung selber zu treffen. Ich werde prüfen, die Akten studiren und nach der Einsicht, die ich gewinne, meinen Entschluß fassen. Auch der klügste Mann denkt sich eine Sache manchmal anders, als sie in der That ist! Ein Anwalt, der für eine Partei Gründe sucht —

Erhard. Hoheit verzeihen. Hätte ich gefunden, daß für den Antrag der liberalen Partei nicht siegreiche Gründe sprechen, so hätte ich ihr den Rath gegeben, von ihrem Unternehmen abzustehen. Es wäre nicht das erstemal, daß ich so gehandelt hätte! (Der Herzog sieht ihn prüfend an.) Die Ueberzeugung, die ich gewonnen habe, theilt übrigens mit mir nicht bloß eine Partei, sondern, ich kann sagen, das ganze Land, die Beamten eingeschlossen. Die meisten von diesen haben sich freilich gehütet, eine Meinung auszusprechen, die man an ihnen und ihren Familien rächen könnte. Aber manche haben auch dieser Gefahr Trotz geboten. Zwei unsrer besten Köpfe, die Räthe Stolzeneck und Stillnau, haben sich gegen Jeden, der's hören wollte, für den Antrag der aufgelösten Kammer erklärt.

Herzog. Diese beiden? — Unmöglich!

Erhard. Lassen Hoheit sie rufen, um ihre Meinung zu hören. Sie werden auch jetzt noch von Jedem die Antwort erhalten, welche ich die Ehre hatte, Ihnen zu geben.

Herzog. Sie wären also bei ihrer Meinung geblieben?

Erhard. Beide.

Herzog. Das ſagen Sie ſo beſtimmt?

Erhard. Ich weiß es.

Herzog (nach kurzem Schweigen, mit Würde). Herr Doktor, ich dank' Ihnen. Senden Sie mir Ihre Schrift! Sie haben Ihren Geſichtspunkt und urtheilen von ihm über die Frage: es iſt mir von großem Intereſſe, Ihre Beweisführung kennen zu lernen. Daß Sie mich überzeugen werden, getrau' ich mir freilich nicht vorherzuſagen. Als Fürſt und Vertreter meines Hauſes hab' ich einen andern Standpunkt und andere Pflichten. Mir kommt es zu, nicht nur das hergebrachte Recht im Auge zu haben, ſondern die allgemeine Lage der Dinge, die möglichen Entwicklungen der Zukunft. Das herzogliche Haus iſt im Beſitz — nur die zwingendſten Gründe, die von allen Seiten auf mich eindringen würden, — Gründe, an deren Daſein ich aber zweifle — könnten mich zu einer Conceſſion bewegen. Offenheit gegen Offenheit! — Leben Sie wohl!

(Erhard verbeugt ſich und geht ab.)

Herzog (nach einer Pauſe). Ich hab's geahnt; und nun iſt mir's doch — wie ſoll ich ſagen? — wie einem Reiſenden, der überfallen und geplündert werden ſoll!

Der Mann iſt überzeugt. Aus ſeinem Auge hat mich Wahrheit angeſehen; — der Stolz, faſt möcht' ich ſagen, der Trotz der Wahrheit! An ſeiner Ehrlichkeit iſt nicht zu zweifeln.

Ich müßte alſo meinen ſchönen Träumen entſagen? Dem Gedanken, in meinem Lande einen Garten der Kunſt und Wiſſenſchaft anzulegen, der größere Länder beſchämte? In der Noth, die den Menſchen in ſeiner Sicherheit überfällt und erdrücken will, die Hülfe eines Gottes zu bringen? — Dazu brauch' ich den Ueberfluß, der in meiner Hand ein Quell geworden

wäre, von dem jeder Tropfen hätte befruchtend wirken ſollen. Und nun rechnen zu müſſen, knickern zu müſſen, unfürſtlich weigern und nochmal weigern zu müſſen! — Fatal! — Unleidlich!

(Er geht auf und ab.)

Ich muß mich dawiderſetzen! Hätt' ich den Beſitz meiner Familie ſchon ſo verkürzt erhalten, wie er jetzt werden ſoll, dann würde ich mich einzurichten wiſſen. Jetzt kann ich fordern, daß das Volk ſich einrichte — in Zukunft, wie bisher. Unter allen Umſtänden wird die Maſſe den Ausfall leichter ertragen können, als ich, der Einzelne, — und leichter zu decken vermögen. (Pauſe.)

Man wird murren; die Temperatur wird gewaltig umſchlagen! Man wird zornig werden und Uebles reden, wo man geliebt und Lob verkündet hat — und die Wahrnehmung wird mir nicht wohl thun. Aber man muß nicht nur Honig ſchlürfen, ſondern, wenn's noth thut, auch Galle verſchlucken können.

Zunächſt bleibe die Frage — Frage! Ich will ſie ſtudiren, will hören, rechts, links — (plötzlich auffahrend) halt, das iſt ein Gedanke! — Laßt doch ſehen, wie dieſe Herrn die Sache betrachten, wenn ſie ſelbſt eine andere Stellung dazu erhalten! (Sicher) Das iſt der Weg! Er wirft neues Licht auf den Streit, offenbart mir die Geiſter — und ich behalte die Freiheit, zu thun, was ich für das Beſte halte.

Vierter Auftritt.

Eugen kommt von der Seite.

Eugen. Hoheit, ich mache Ihnen mein Kompliment! — Ein herrliches Schloß! Prächtig, kunſtvoll, heiter —

Herzog. Kahl, kahl, lieber Eugen!

Eugen. Wie ſo?

Herzog. Das Haus eines armen Mannes! — Ich habe über die Domänenfrage einen Sachverſtändigen gehört; — will ich mein Volk befriedigen, im Ruhm der Gerechtigkeit glänzen, ſo koſtet's mich nicht mehr, als ein volles Dritttheil meiner Revenüen!

Eugen. Alſo doch! — Und Sie wollten das Opfer bringen?

Herzog. Das iſt mehr als ich weiß! — In keinem Falle, wenn's irgend zu vermeiden iſt. — Ich will mich wehren, und dabei ſollſt Du mir helfen.

Eugen. Ich!

Herzog. Höre! — Ich habe mich überzeugt, daß die Herren von Stolzeneck und Stillnau wirklich die Erſten ſind, an die ich bei der erledigten Miniſterſtelle denken muß. Jeder von ihnen iſt im Grunde der Mann, den ich brauche. Welchen ſoll ich aber vorziehen? Die Auskunft iſt gefunden. Wer von ihnen die Ueberzeugung erlangen kann, daß das Recht in dem Domänenſtreit auf Seiten meines Hauſes iſt, wer dieſes Recht gegen die Kammer vertreten will, der ſoll Miniſter ſein.

Eugen (nach kurzem Schweigen). Das iſt eine Idee! Obwohl

mit gewissen frühern Aeußerungen Eurer Hoheit nicht gänzlich übereinstimmend!

Herzog. Absolute Consequenz, mein lieber Eugen, ist im wirklichen Leben nicht möglich, nicht einmal räthlich.

Eugen (bei Seite). Ich fange an, es zu merken! (Laut) Aber — was hab' ich bei der Sache zu thun?

Herzog. Das wird Dir sofort klar werden. Die beiden Herrn sollen der Ansicht sein oder gewesen sein, daß die Kammer mit ihrem Anspruch auf die Domänen im Recht wäre.

Eugen. Ah, sieh da!

Herzog. Es gilt also, die Bedenken, die sie etwa haben möchten, ihnen auszureden und ihnen die Größe des Wirkungskreises, den ich ihnen anbiete, so lockend als möglich vorzuhalten. — Und dazu hab' ich Dich ersehn!

Eugen (nach einem Schweigen). Ein Auftrag, wie ich ihn noch nie erhalten habe! — — Ich soll also, klar zu reden, den Versucher spielen?

Herzog. Den Sucher, mein Bester; — den Sucher des Rechten!

Eugen (nachdem er ihn angesehen). Oder vielleicht auch des Unrechten? (Nach einer Pause) Mich will bedünken, Hoheit, als ob mit mir gespielt werden sollte!

Herzog (lächelnd). Mißtrauen! — Ich hätte gedacht, der Auftrag wäre vollkommen in Deinem Sinn und Du würdest ihn mit größter Lebhaftigkeit ergreifen. Du liebst zu spielen, wie Du mir selbst gesagt hast — und ich gebe Dir eine Rolle. Du dienst dem Freund, dienst dem Staat und kannst zu gleicher Zeit Dein Talent beschäftigen. Und Du zögerst? Heraus mit

den Ideen, den Gründen! Dort iſt das Ziel! Hinderniſſe zwiſchen Dir und ihm? Durchſchaue ſie, meſſe Dich mit ihnen, überfliege ſie!

Eugen. Hoheit, ich bilde mir ein, Sie zu verſtehen.

Herzog. Um ſo beſſer.

Eugen. Auf dieſes Verſtändniß hin will ich's wagen.

Herzog. Bravo!

Eugen. Da ich nun doch ſelber nicht der Mann bin für den Poſten —

Herzog. So willſt Du mir einen dafür ausfindig machen —

Eugen. Und er ſoll Miniſter ſein —

Herzog. Damit Du mir um ſo gewiſſer Deine Freundſchaft bewahrſt. (Ihn umarmend) Dieſe Domäne ſoll mir keine Partei und kein Advokat ſtreitig machen!

Zweiter Aufzug.

Wintergarten im herzoglichen Schloß.

Erſter Auftritt.

Baron **Fuchs** und Hofrath **von Süßmilch** kommen im Geſpräch.

Süßmilch. Angenommen, ſagen Sie? — Die Entlaſſung angenommen?

Fuchs. Geſtern, lieber Hofrath.

Süßmilch. Es ließ ſich erwarten, — aber es erſchreckt mich doch! — Ein neuer Herr — und ein neuer Miniſter dazu! — Man muß wieder ganz von vorn anfangen!

Fuchs (lächelnd). Ihr Sohn ſtand gut mit der Exzellenz?

Süßmilch. Er — ich — mein Schwager — wir Alle! Das Herz des Miniſters konnte unſerm Eifer, unſrer Hingebung nicht widerſtehn! Er war ſo gütig! Mein Sohn hatte Ausſichten! — Jetzt iſt Alles vorbei! (Nach einer Pauſe) Hat man

denn aber gar keine Muthmaßung, auf wen die Hoheit jetzt fallen könnte? Gar keinen Anhaltspunkt? — — Sollte Graf Schwarzenfels —?

Fuchs. Der sieht mir nicht aus, als ob er darnach lüstern wäre. Er macht uns an Schönheiten den Hof — mit einer Gewandtheit, einem Erfolg! — Das ist ein Lebemann!

Süßmilch. Und reich! Sehr reich! — Und unseres gnädigsten Herrn Jugendfreund! — Er wird doch eine große Rolle spielen bei uns!

Fuchs. Wir dürfen ihn auch gar nicht vernachlässigen, mein lieber Hofrath!

Süßmilch. Gewiß nicht! Durchaus nicht! — Aber Minister! Wer wird Minister sein? Das ist die Frage! — — Wenn ich an meinen Guido denke! (Er faßt Fuchs bei den Händen.) Bester Baron! Ich bitte Sie inständig, helfen Sie mir aufmerken! Vereinigen Sie Ihren Scharfblick mit dem meinigen — vielleicht erkennen wir's rechtzeitig! — — Es ist so gemein, dem Minister zu huldigen, wenn er's ist. Der Eigennutz greift sich ja mit Händen! — Aber vorher! Wenn es nur Verehrung der Person zu sein scheint — Hochachtung, Bewunderung des Geistes und Charakters! — O, wenn wir sehen könnten, Baron, was Andre noch nicht sehen! Auf diesem Ball vielleicht schon! Und dann sofort unsre Ergebenheit zeigen, unsre Anhänglichkeit —

Fuchs. Uneigennützig!

Süßmilch. Uneigennützig — natürlich! — Alles, Alles wäre wieder erobert; und wir könnten sicher, gemessen —

(Eugen erscheint im Hintergrund.)

Fuchs. Pst!

Süßmilch (für sich). Der Graf! (Zu Eugen mit einem tiefen Bückling) Herr Graf von Schwarzenfels, Sie verlassen den Saal! Was werden die Damen sagen?

Eugen. Ich suche die Einsamkeit, Herr Hofrath.

Süßmilch. Ah! — Ich habe die Ehre! (Ab mit Fuchs.)

Zweiter Auftritt.

Eugen geht links vor, wo sich eine Laube befindet. Musik aus der Ferne, Herren und Damen ziehen paarweis im Nebensaal vorüber.

Eugen. Die Française beginnt, Alles eilt in den Saal — und ich, mannhaft entsag' ich der Freude, einer ernsten Pflicht mich zu widmen! (Mit einer Wendung gegen die Seite, wo die Musik herdringt.) Es kostet mich Ueberwindung, — ich will es nicht läugnen! (Er macht nachdenklich einige Schritte. Dann für sich hinsetzend) Es ist doch ein schlimmer Vorzug, wenn man Sinn hat für alles Schöne — mit eigenthümlich süßem Gefühl betroffen wird von jeder Art des Schönen, jetzt hier, jetzt dort angezogen! — Auf Lust folgt Leid, Unruhe, Verwirrung! — Der Alte hat es gewußt!

„Alle das Neigen von Herzen zu Herzen,
Ach wie so eigen schaffet das Schmerzen!"

Freilich, freilich! Besser wär's ohne Zweifel, all sein Glück in Einer zu finden, die von ihrer Seite —

Dritter Auftritt.

Der **Herzog** erſcheint.

Herzog. Wahrhaftig, auf dem Poſten!

Eugen. Eurer Hoheit zu Dienſten!

Herzog. Ich bewundre Dich! Den Tanz zu laſſen, von den reizenden Weſen ſich loszureißen — — nun, was ſagſt Du zu unſern Schönheiten? Haben wir hier Blumen?

Eugen. Alle Hochachtung!

Herzog. Dieſes Fräulein von Stolzeneck! Was ſagt der Kenner?

Eugen. Ein herrliches Weib.

Herzog. Und ihre kleine Freundin, Anna von Stillnau?

Eugen. Ein liebes Geſchöpf! — Holdſelig!

Herzog (erheitert). Man iſt alſo noch ganz frei, nach dieſer vollkommen unparteiiſchen Kritik zu ſchließen!

Eugen. Jeder das Ihre! — Das iſt gerecht, — und Gerechtigkeit iſt eine Tugend —

Herzog. Nützlich zu Allem, lieber Freund: nur nicht zum Erobern! Wer etwas erreichen will, muß Partei nehmen!

Eugen. Nun, vielleicht kommt das auch noch! — Vorläufig —

Herzog. Iſt mir um ſo lieber! — Ich hab' einen Plan!

Eugen (ihn anſehend). Darf man fragen —

Herzog. Ich liebe ein feſtgefugtes Gebäude, gegründet auf die natürlichen Bande der Menſchen. Um es kurz zu ſagen: möchte ſich's nur ſchicken, ſo wäre es mir ſehr lieb, wenn mein Freund der Schwiegerſohn meines Miniſters würde.

Eugen. Ah! Das muß ich ſagen! — Hoheit wollen über mich verfügen?

Herzog. Nur wenn ſich's fügen will! — Wär' es ein Unglück, Amalie von Stolzeneck zur Frau zu haben?

Eugen (nach kurzem Beſinnen). Das nicht! — Ganz und gar nicht!

Herzog. Oder Anna von Stillnau?

Eugen (nachdem er einen Moment für ſich hingeſehen). Nichts weniger! — Im Gegentheil!

Herzog. Alſo?

Eugen. Aber gezwungen ſein! Nehmen was das Loos bringt! Und noch dazu nicht zu wiſſen —

Herzog. Eben werden im Himmel geſchloſſen!

Eugen. Dieſe da ſcheint mir ſehr auf der Erde abgemacht zu werden! — Vor allem wäre doch nöthig, daß wir einigermaßen wiedergeliebt würden!

Herzog. Nun, um die Sonne Amalia dreht ſich zwar ein Planet in der Geſtalt eines meiner Offiziere, und zu dem Stern Anna ſchmachtet, wie ich bemerkt habe, ein Kammerjunker empor; indeſſen ich dächte doch, Hofmarſchall Graf Schwarzenfels, mein Freund —

Eugen. Nun ja —

Herzog (heiter). Das Nächſte ſei gethan! Ich ſchicke Dir meinen Rath, Freiherrn von Stolzeneck!

(Er geht ab.)

Eugen. Das verſtrickt ſich immer mehr! — Wüßt' ich, was er wollte, und wüßt' ich, was ich ſelber wollte, dann hätt'

ich jetzt mein Loos einigermaßen in der Hand; — ich könnte meine Beredſamkeit entweder ſteigern oder dämpfen, je nachdem! (Nach kurzem Innehalten, mit Ernſt). Nein, ich könnt' es nicht! (Er geht auf und ab).

Nicht einmal der Gedanken des Mannes ſicher ſein, mit dem ich ſo lange gelebt habe! Wählt er den, der Nein ſagt? Will er den Mann von Charakter, der fähig wäre, um des Rechtes willen ihm ſelbſt zu widerſprechen? Nach ſeiner frühern Geſinnung hätt' ich ſagen mögen: ja! Derweil iſt er aber Fürſt geworden! Noch dazu einer, der das Beſte will, alſo natürlich bequeme, gefügige Werkzeuge haben muß! Und es iſt richtig: wer bei dieſer Gelegenheit Nein ſagt, der droht öfter Nein zu ſagen — und einen ſolchen zu ſeinem Miniſter machen? — Ehrlichkeit, allerdings! Aber ehrlich und ehrlich iſt zweierlei. Erſt meinen Willen erfüllen und dann ehrlich ſein, das iſt das Rechte! Aber mit der Ehrlichkeit anfangen und gleich mir ſelber damit entgegentreten, das iſt weniger ehrlich, als impertinent! — Vielleicht thu' ich ihm aber doch unrecht! — Einerlei! Möge er ſeine Wahl treffen nach ſeinem Willen, ich treffe die meinige nach meinem!

Vierter Auftritt.

Stolzeneck erſcheint.

Stolzeneck (vortretend). Herr Graf!

Eugen. Ah, Baron Stolzeneck!

Stolzeneck. Hoheit haben mir geſagt —

Eugen. Daß ich Sie hier erwarte. — Der Herzog, mein lieber Herr Baron, will ſobald als möglich in's Reine kommen. Es iſt Ihnen angedeutet, er ſucht einen Miniſter — und ich habe Ihnen zu erklären, daß er vor Andern an Sie gedacht hat.

Stolzeneck. Eine große Auszeichnung! — Von einem ſolchen Herrn doppelt ehrenvoll!

Eugen. Darüber brauchen wir nicht mehr zu reden; der Miniſter iſt in unſerm Land der Erſte nach dem Herzog, und hat im Grunde mehr Macht als dieſer ſelbſt. — Ich leſe aber in Ihren Augen eine Frage. Warum dieſe Vorbeſprechung? Nun, der Herzog hat ſeine Anſichten, ſeine Pläne, und er wünſcht die Ueberzeugung zu erlangen, daß zwiſchen ihm und ſeinem Miniſter in weſentlichen Dingen keine Verſchiedenheit der Meinungen beſtehe.

Stolzeneck. Nicht mehr als billig.

Eugen. Vor Allem wichtig erſcheint ihm die Frage wegen der Domänen. (Stolzeneck ſtutzt). Sie wiſſen, die liberale Partei der Kammer, die jetzt alle Ausſicht hat, die Mehrheit zu bilden, will dem herzoglichen Hauſe ein Drittheil ſeiner Einkünfte weg votiren!

Stolzeneck. Ganz recht! — Und Herzog Heinrich wäre nicht geneigt, einem ſolchen Beſchluſſe ſich zu fügen? — Oder doch?

Eugen. Wo denken Sie hin, Baron Stolzeneck! Dem Herzog würde der Verluſt äußerſt ſchmerzlich fallen, und er ſucht eben einen Miniſter, der ſein Recht gegen die Kammer ſiegreich zu behaupten vermag!

Stolzeneck (ſich ernſt aufrichtend). Und da hat er vor Allen an mich gedacht?

Eugen. Weil er in Ihnen alle Eigenſchaften vereinigt ſieht, die zu dem gewünſchten Ziele die Bahn brechen würden.

Stolzeneck. Aber man weiß ja, und auch dem Herzog kann es nicht unbekannt ſein, daß ich in dieſer wie auch in andern Fragen auf Seiten der liberalen Partei ſtehe! Ich habe nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß ich die Kammer gegen den verſtorbenen Herzog im Recht geglaubt!

Eugen. Anſichten, lieber Herr Baron, können ſich ändern, können ſich ſchon geändert haben! Und auf keinem Felde iſt ein Wechſel der Meinungen natürlicher, gewöhnlicher und deßwegen begreiflicher, als auf dem politiſchen, wo nothwendig dem Wechſel der äußern Verhältniſſe Rechnung getragen werden muß. Oeffentlich wirken und ſtarr auf ſeiner Anſicht beharren wollen, geht nicht zuſammen. Darum verzeiht man auch die Modificationen, die ſich in veränderter Lage von ſelbſt ergeben; — und wenn es einen ſo großen Zweck zu erreichen gilt, eine mächtige Sphäre ſich öffnet —

Stolzeneck (ſtolz). Das, Herr Graf, ſind für einen Mann von Charakter keine Gründe! — Und offen zu reden: die Art, wie ſie mir hier vorgetragen werden, iſt für mich nicht eben ehrenvoll!

Eugen. Ich bin betroffen — überraſcht!

Stolzeneck. Daß Sie in mir einen Mann von Charakter finden?

Eugen. Das nicht; aber —

Stolzeneck. Kurz zur Sache, Herr Graf. Wenn der Herzog bei einem ſolchen Antrag vor Andern an mich gedacht hat, ſo hat er ſich in mir getäuſcht; — und ich, wie ich ſehe,

hab' mich auch in ihm getäuscht. Melden Sie ihm mein tiefstes Bedauern — ich bin nicht der Mann, den er sucht!

Eugen (mit unwillkürlicher Verwunderung). Und dieses rasche Wort war' auch Ihr letztes? Der höchste Posten im Land; der ausgedehnteste Wirkungskreis; das Vertrauen des Herzogs, das Sie immer mehr gewinnen —

Stolzeneck. Und das Vertrauen des Volks, das ich verlieren würde! Und der wohlerworbene Ruhm eines freisinnigen Mannes, den ich hinopfern würde! Herr Graf, die Zeiten haben sich geändert. Neben der Macht der Fürsten ist die Macht der öffentlichen Meinung emporgekommen; und welcher von beiden die Zukunft gehört, darüber besteht bei mir kein Zweifel. (Nach kurzem Innehalten) Mit Staunen seh' ich die Täuschungen, in die man immer wieder zurückfällt! Will man denn nie begreifen, daß es in der Menschheit vorwärts geht? Das Licht dringt in alle Schichten des Volks und das Volk wird seiner Macht gewahr. Wer kann davor die Augen verschließen? Ich sehe auf das Land, ich sehe auf die Nation, ich sehe auf die kommenden Geschlechter, — und ich bleibe treu der Fahne, der ich bisher gefolgt bin.

(Nach kurzer Pause, sich mehr und mehr aufregend.)

Die Hoffnungen, die wir auf ein andres Regiment gesetzt haben, sind gescheitert, mit tiefem Schmerz erkenn' ich das. Die Krone, die sich auf das Haupt gesenkt hat, sie hat die Gedanken des Hauptes verwandelt; und solche verwandelte Gedanken sind die schlimmsten. Und nun seh' ich voraus, was kommen wird. Ich sehe voraus, welche Folgen mir persönlich aus meiner Weigerung erstehen können. Aber hören Sie es, Herr Graf, hören Sie die Sprache eines Mannes! Hier stehe ich und sage

Ihnen: Nichts wird mich schrecken! Mag man mich kränken, zurücksetzen, aus meinem Amte heraustreiben! Ich bin unbemittelt. Aber lieber will ich mit meiner Familie in's Elend wandern und mein Brod vor den Thüren betteln —

Eugen. Hilf Himmel, Herr von Stolzeneck, wohin reißt Sie der Geist? — Sind wir Nero's und Caligula's, weil wir uns nicht gleich den Rock ausziehen lassen? — Nun sind Sie es, der beleidigt!

Stolzeneck (sich fassend). Verzeihung, Herr Graf, — ich habe mich hinreißen lassen, — die Enttäuschung, die mir geworden ist, war zu schmerzlich für mich! Allein was ich gesprochen habe, das hab' ich gesprochen; und auch die Aufregung, mit der es geschehen ist, soll mich nicht reuen. Der Herzog mag aus Ihrem Bericht erfahren, wessen er sich von mir zu versehen hat. — O Sie werden schon einen Minister finden, — davor ist mir nicht bange! Vielleicht kommt aber eine Zeit, wo der Herzog wünschen wird, bei seinem Antrag, mir gegenüber, von dieser Bedingung abgesehen zu haben. Das Volk, wenn es sich in der Erwartung, die es eben auf diesen Herrn gesetzt hat, betrogen sieht, wird in große Aufregung gerathen; und ich fürchte, ich fürchte — Doch ich bin thöricht, hier eine Furcht auszusprechen, welche man nach den Ansichten, die man nun einmal gewonnen hat, lächerlich finden muß. — Herr Graf, Sie haben unstreitig etwas Besseres zu thun, als mit mir weiter Gedanken auszutauschen; — ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!

(Er geht ab.)

Eugen. Nun, das heiß' ich eine Niederlage! — Schade, daß kein Spiegel in der Nähe ist — ich möchte wirklich die Schamröthe auf meinen Wangen sehen! — Teufel! In diesen

Räumen ſolche Reden! Aber der Eifer, wenn er einmal hinreißt, macht die Menſchen erhaben! — Recht mag er im Grund haben, der freiſinnige Baron. Was aber den Ton betrifft, ſo war er mir etwas zu pathetiſch. Es dünkte mich, der Mann verſprach zu viel! — Nun, abgelehnt hat er — ſo zu ſagen die Brücke hinter ſich abgebrochen — — wir müſſen uns nach einem Andern umſehen. — Doch was ſag' ich? Wir könnten ja unſern Mann ſchon gefunden haben!

(Der Herzog erſcheint im Hintergrund.)

Da kommt einer, der's weiß!

Fünfter Auftritt.

Der Herzog tritt vor. Im Hintergrund, vom Herzog und Eugen nicht geſehen, ſchleicht Süßmilch herbei, um zu horchen.

Herzog. Nun? Herr von Stolzeneck ging an mir vorüber und machte eine ſo feierlich ernſte Verbeugung! Wie ſteht's? Hab' ich meinen Miniſter?

Eugen. Hoheit haben einen Korb; und zwar einen ellatanten!

(Süßmilch fährt zurück.)

Herzog. Wie! Verſchmäht?

Eugen. Auf's allervollſtändigſte.

(Auf Süßmilchs Geſicht Zeichen des höchſten Erſtaunens.)

Herzog. Mein Antrag —?

Eugen. Hat ihn in eine Stimmung gebracht — von einer Gehobenheit, die man beinah' Empörung nennen könnte!

(Süßmilch ſchüttelt den Kopf, wie einer, dem alle Begriffe ausgehen.)

Herzog. Er wagt es! — Er iſt nicht begütert!

Eugen. Das hat er mir ſelber geſagt. Aber nichts kann ſeine Ueberzeugung erſchüttern, und wenn er mit ſeiner Familie darben, in's Elend gehen müßte!

Herzog. Sieh, ſieh, ſieh! (Er macht ein paar Schritte gegen den Hintergrund, Süßmilch ergreift die Flucht.)

Eugen (zu dem Herzog, der zurückkommt). Und nun — iſt meine Aufgabe gelöſt? — Oder wäre eine neue Prüfung nöthig?

Herzog. Welche Frage! — Soll ich ohne Miniſter bleiben?

Eugen. Ja ſo!

Herzog (nach einem Schweigen, ernſt für ſich). Ich bin neugierig! In Wahrheit neugierig! — (Zu Eugen) Mein Freund, Du mußt nochmal dran! Sogleich! Ich bin gereizt — und will ein Reſultat! — Nimm Dich zuſammen! Ich zweifle nicht, daß Du Deine Rednergabe ſchon dießmal bewährt haſt; aber jetzt thu Dein Beſtes! Sollte dieſer ſchöne Tag nur durch eine Niederlage bezeichnet ſein? Das wäre denn doch ein Schimpf — ein Schimpf nicht nur für mich, ſondern auch für Dich! — und ein äußerſt ſchlechter Anfang meiner Regierung! Ich ſchicke Dir den Andern. Friſch an's Werk; — und ſag mir: wir haben ihn!

(**Herr** und **Frau von Stolzeneck** mit **Amalie** werden am Eingang ſichtbar).

Sieh da!

Sechster Auftritt.

Stolzeneck, seine **Frau** und **Amalie** treten ein. Der **Herzog** und **Eugen** gehen ihnen entgegen. Begrüßung.

Herzog (zu Amalie). Fräulein, Sie sehen nicht heiter aus; — unterhalten Sie sich nicht gut?

Amalie. O, vortrefflich, Hoheit! Aber ebendeßwegen — mein Vater will nach Hause!

Stolzeneck. Ein schwerer Kopf, Müdigkeit —

Herzog (der ihn mit überlegenem Lächeln betrachtet hat). Ist kein Grund, uns Ihre Gegenwart und dem Ballsaal die schönste Zierde zu rauben. Was kann den Vater mehr erfrischen, als den Triumphen der Tochter beizuwohnen? Bleiben Sie — mir zu Liebe!

Stolzeneck (mit einiger Verwirrung). Hoheit sind allzugnädig!

Frau von Stolzeneck (zu Eugen). Herr Graf, warum sieht man Sie nicht mehr? Sie scheinen die Einsamkeit zu lieben!

Amalie. Und den Tanz zu verachten!

Eugen. Ich werde das Gegentheil beweisen. Ich hab' eine kleine Anwandlung gehabt — Schwäche, Schwindel — und mich noch nicht ganz erholt. Aber ich bin auf so gutem Wege —

(Hauptmann **von Sander** erscheint und verbeugt sich.)

Hauptmann von Sander (zu Amalie). Kann ich das Vergnügen haben, liebe Cousine? Du hast mir versprochen —

Amalie (nach einigem Bedenken). Papa?

Stolzeneck. Hoheit haben entschieden.

(Amalie dankt dem Herzog mit einer Verbeugung, wirft einen Blick auf Eugen und geht mit dem Hauptmann ab.)

Herzog. Graf — Sie bleiben noch?

Eugen. Unter dieſen Umſtänden — bitte ich, mich noch ein wenig erholen zu dürfen.

(Muſik aus der Ferne. Herzog mit Herrn und Frau von Stolzeneck ab.)

Stolzeneck (im Abgehen für ſich). Hat er ihm noch nichts geſagt?

Eugen (der Amalie nachgeſehen). Es iſt ein wunderbares Mädchen! Die erſte ſtolzeſte Schönheit am Hof — das iſt keine Frage! — Und welch ein Blick! Freundlich bis zum Liebevollen! — Man hätte beinah etwas Ermuthigendes darin finden können! —

(Er wendet ſich um und geht einige Schritte vorwärts.)

Melancholiſches Loos! Der Glückliche wiegt ſie im Arm, dort, wo Alles Farbenglanz und Schönheit iſt; wo die Muſik den irdiſchen Weſen Flügel leiht und ſie zu einer Schaar von ſchwebenden Seligen macht! Und ich, allein, ſehnſüchtig, in Unruhe verwirrt, ſoll meinen Geiſt anſtrengen, um einen Sieg zu erkämpfen, der vielleicht mein ſchönſtes Glück — — Peinliche Ungewißheit! — Ich duld' es nicht länger! Ich will nicht mehr blindes Werkzeug ſein — er muß mir Rede ſtehen! —

Zunächſt freue Dich, Edler von Stillnau! Einen Triumph muß ich haben, was daraus auch entſtehe! Meine Macht will ich beweiſen und Ruhm will ich erlangen! Dieſer ſtolze, ſchnellgereizte Herr hat mich ja gar nicht zu Worte kommen laſſen! Schlägt auf mich los, daß ich kaum pariren kann und meine beſten Hiebe in der Fauſt bleiben! Aber jetzt ſind meine Lebensgeiſter erregt, Zorn beſchwingt mich, Ideen keimen in meinem Haupt — ich fühle mich ein Genie der Verführung! — Der Menſch ſoll erliegen, — und der Herr ſein Opfer haben!

Das Innere muß offenbar werden. Biſt Du gut, biſt Du böſe? Biſt Du edel, biſt Du niedrig geſinnt? Nur die Prüfung bringt es an's Licht!

Siebenter Auftritt.

Stillnau erſcheint.

Eugen (der ſich umgewandt). Herr von Stillnau!

Stillnau. Ich ſuche Sie, Herr Graf.

Eugen. Und ich erwarte Sie.

Stillnau. Seine Hoheit —

Eugen. Hat mich beauftragt, mit Ihnen über eine gewiſſe Angelegenheit zu verhandeln; und wenn Sie erlauben, geh' ich ohne Weiteres zur Sache. Der Herzog —

Stillnau. Sucht, wie mir zu verſtehen gegeben worden, einen Miniſter.

Eugen (nickt). Er ſucht zum Miniſter einen Mann, der ihm in aller Herzlichkeit ergeben iſt — der ſein Gehülfe bei der edelſten Thätigkeit, ſein Freund werden kann. — Und dieſen Miniſter, Herr von Stillnau, hofft er in Ihnen zu finden.

Stillnau. Das iſt mehr als ſchmeichelhaft.

Eugen. Und doch ſehr natürlich, Herr von Stillnau. Der Herzog bedarf eines Freundes. Sie kennen ihn — ſeinen Geiſt, ſeine Fähigkeiten, ſeine Denkart. Er iſt in ſein Land gekommen mit dem beſten Willen, ſein Volk zu beglücken und zu bilden — aus ſeiner Hauptſtadt einen Mittelpunkt zu ſchaffen

alles Nützlichen und Schönen für ſein Volk. Das Land iſt nicht groß, aber die Einkünfte des Herzogs bedeutend; und mit dieſen Hülfsquellen ſeine fürſtlichen Plane verwirklichen zu können, war ſein ſchönſter Gedanke.

Stillnau (nicht errathend).

Eugen. Herr von Stillnau, Sie kennen den Plan der Partei, die jetzt in der Kammer die Mehrheit zu erlangen hofft.

Stillnau Ich kenne ihn.

Eugen. Die Mittel, Gutes zu thun, will man dem Herzog rauben, die Kraft, ſeinem fürſtlichen Herzen zu genügen, will man ihm lähmen! Werden Sie ſich wundern, daß er von dieſem Vorhaben auf das Schmerzlichſte berührt iſt? Daß er ſich bereit macht, dem feindlichen Angriff mit aller Energie entgegenzutreten? Daß er ſich nach einem Mann umſieht, deſſen Anſehen, Geiſt und Talent ihm den größten Zuwachs an Macht verheißen?

Stillnau (für ſich hinſehend). Es iſt begreiflich.

Eugen. Seinen Beſitz hingeben ſollen, widerſtrebt Jedem; am meiſten aber dem, der entſchloſſen geweſen iſt, davon den edelſten Gebrauch zu machen.

Stillnau. Allerdings.

Eugen. Für dieſen iſt es das einzige Opfer, das er nicht bringen kann, weil er mit ihm auf die Thaten des Edelmuths, auf die Freuden des Wohlthuns verzichten muß. Von dieſen Thaten und Freuden *lebt* aber der Menſch; — und doppelt und dreifach der Fürſt. Die Mittel zur Förderung des Guten und Schönen, den Zauberſtab hinzugeben, der aus dem Boden des Lebens die herrlichſten Blüthen hervorzulocken vermag, wäre für ihn Selbſtvernichtung. Und kann man dieſe von dem Ab-

kömmling eines Herrſchergeſchlechts verlangen? Natürlich iſt vielmehr, daß er eine ſolche Zumuthung mit Indignation zurückweiſt!

Stillnau. Sehr natürlich!

Eugen. Sie können alſo mit dem Herzog fühlen?

Stillnau. Wohl, Herr Graf.

Eugen. Sie können ſich in ſeine Stimmung, ſeine Entſchließung hineindenken?

Stillnau. Nach Ihren freundlichen Erklärungen — ſehr gut.

Eugen (ſeine Hand faſſend). Nun, dann hoff' ich, werden Sie auch der Unſre ſein! — Sie ſchweigen? — Ich glaube zu errathen, woran Sie denken! — Sie ſelbſt ſind einmal der Anſicht geweſen, daß das Land auf einen Theil der herzoglichen Domänen Anſpruch machen könne. Sie haben dieſe Anſicht nicht bei ſich behalten — Sie gelten für einen Gegner der herzoglichen Familie!

Stolzenau. So iſt es.

Eugen. Für einen Mann, der mit dem Herzog ſympathiſiren gelernt hat, der den Entſchluß deſſelben, ſeinen Beſitz für ſich und ſein Haus zu vertheidigen, begreift, kann dieß kein Hinderniß ſein. — Man gewinnt eine neue, beſſere Ueberzeugung, Herr von Stillnau — man tritt dafür ein mit Geiſt — mit Ernſt, Nachdruck, Ausdauer — und man überzeugt auch die Andern.

Stillnau (nickt und ſchweigt).

Eugen. Die Mehrheit der Kammer gegen uns wird eine geringe ſein. Wenn Sie, mit Ihrer Autorität, ſich erheben und

das Recht des Herzogs vertreten mit Energie, mit Feuer — Sie werden durch Ihr Beispiel, Ihre Gründe Viele zu sich hinüberziehen —

Stillnau. Das ist nun etwas weniger gewiß, Herr Graf! Vielmehr dürfte sich gegen mich eben ein Sturm des Unwillens erheben —

Eugen. Den Sie bestehen werden! Den Sie zum Schweigen bringen werden im Verein mit dem Herzog und durch die Mittel, die der Fürst Ihnen an die Hand geben kann.

(Pause. Im Hintergrund erscheinen **Fuchs** und **Süßmilch**, um zu horchen.)

Der Sieg kann uns nicht entgehen. Und nach erfochtenem Sieg — machen Sie sich ein Bild Ihres Daseins! Der Herzog schuldet Ihnen das Höchste — Sie können auf die Gunstbezeigungen eines Dankbaren rechnen! Und — Sie sind Gebieter! Die Ideen, die Sie haben, sind nicht verurtheilt, Träume zu bleiben, auf welche der Urheber mit Seufzen blicken muß, — Herzen und Hände drängen sich herbei, sie zu beleben — und in Glanz und Schönheit treten sie dem Aug' entgegen. Mit einem Herrn wie Heinrich ist Ihnen Alles möglich!

(Süßmilch und Fuchs nicken sich zu, jener mit einem Ausdruck von Bewunderung.)

Stillnau (nach kurzem Schweigen). Lockend, sehr lockend! Aber das Bild hat seine Kehrseite, die ich Ihnen nicht schildern, bloß in's Gedächtniß zurückrufen will!

Eugen. Die Nachtheile gehen vorüber, die Vortheile bleiben!

(Süßmilch erhebt bedeutungsvoll zustimmend seine Rechte.)

Stillnau. Vorläufig — allerdings.

(Pause.)

Eugen. Hören Sie alles, Herr von Stillnau. Der Herzog iſt entſchloſſen, den Beſitz des Hauſes, wie er ihn überkommen hat, um jeden Preis zu behaupten. Er iſt freiſinnig und er wird das Land überzeugen, daß er ſich in ſeinen politiſchen Anſchauungen weſentlich nicht verändert hat. Aber darf man darum, weil er ſeine aufgeklärte und liberale Geſinnung öffentlich bekannt hat, ihn ausziehen wollen? — Daß man auf ſeine volksfreundliche Gemüthsart losſündigen will, ſich's mit ihm, dem Guten und Freiſinnigen, glaubt bequem machen zu können, das iſt eine Kränkung, die er tief empfindet und die ihn indignirt. Er iſt denn doch immer ein Fürſt; er iſt nicht nur des Dankes und der Liebe, er iſt auch der Strenge fähig, und feſt beſteht ſein Entſchluß, durch energiſchen Gebrauch ſeiner Macht ſich Reſpekt zu verſchaffen.

(Während dieſer Rede hat das Geſicht Süßmilchs einen tragiſchen und drohenden Charakter angenommen.)

Stillnau (nicht mit Ernſt).

Eugen. Ich war Ihnen auch dieſe Erklärung noch ſchuldig. Sie ſollen wiſſen, daß der Herzog ſuchen wird, bis er findet, und damit die ganze Lage der Dinge erkennen.

Stillnau. Ich erkenne ſie.

Eugen. Und — was iſt Ihre Meinung? Was kann ich dem Herzog als Ergebniß melden?

Stillnau. Laſſen Sie mich den Antrag erwägen. In einer ſo wichtigen Sache mich ſogleich zu entſcheiden, iſt gegen meine Gewohnheit.

(Fuchs und Süßmilch nicken als Kenner.)

Eugen. Die Situation iſt indeß von der Art —

Stillnau. Morgen, Herr Graf, haben Sie meine Antwort.

(Süßmilch, mit dem Ausdruck völliger Befriedigung, nimmt Fuchs bei der Hand und zieht ihn mit ſich fort.)

Eugen (Stillnau's Hand faſſend). Dank Ihnen! Ich hoffe und glaube, daß ſie eine glückliche ſein wird für uns Alle!

Achter Auftritt.

Anna kommt.

Anna. Vater! (Sie erblickt Eugen, mit froher Miene) Graf Schwarzenfels! — Aber — Ich ſtöre vielleicht?

Eugen. Sie ſind willkommen! Das wichtigſte Geſpräch verliert ſeine Bedeutung, wenn die Schönheit naht und die Freude bringt.

Anna (von einem zum andern ſehend, heiter). Beſonders wenn es, wie es den Anſchein hat, zu Ende iſt. (Zu Stillnau) Die Mutter wünſcht Dich zu ſprechen.

Stillnau. Ich komme.

Anna (zu Eugen). Herr Graf, man wird mit großer Beruhigung erfahren, daß Sie noch hier ſind. Man fürchtete, Sie hätten das Schloß verlaſſen!

Eugen. Ich bin ſehr glücklich, daß meine Abweſenheit bemerkt worden iſt. Bald werde ich das Vergnügen des Feſtes wieder haben, — um der Huld zu danken durch Huldigung!

(**Grönbach** erſcheint im Hintergrund.)

Anna (mit einem Blick auf ihn). Mein Tänzer!

Grönbach (vortretend). Gnädiges Fräulein, die Tour beginnt und ich habe die Ehre —

Anna. Sie haben das Recht, Herr Kammerjunker.

Eugen (für ſich). Guter Jüngling!

Anna. Adieu, Herr Graf.

Eugen. Auf Wiederſehn, Fräulein.

(Anna, Stillnau und Grönbach ab.)

Eugen. Ein reizendes Geſchöpf! Sie hat nicht den Blick der Andern; aber ihr Erröthen und ihre unwillkürliche Freude, wie ſie mich ſah, iſt im Grunde noch ſchmeichelhafter und hat einen ganz eigenen Zauber. Eine Neigung, die ſich unbewußt durch den Strahl des Auges offenbart, wie ſchön! Und ſie möcht' es durch ſchnippiſche Bemerkungen verdecken, die gute Kleine! — Scharmant!

(Pauſe.)

Sieh da, Eugenius! Gleichſt Du Deinem berühmten Namensvetter? Biſt Du ein edler Ritter? Ich bin noch ſehr milde, wenn ich Dich unverantwortlich empfindſam nenne!

Wahrhaft froh bin ich aber, daß ich meinem hohen Freund einen Erfolg melden kann. Denn dafür ſeh' ich's an. Man wird eine Berathung halten mit der Frau Gemahlin — das macht mir keine Sorge! Ich kenne die Gemahlinnen! — Morgen hat der Fürſt ſeinen Miniſter. — Das heißt — — nun ja, ſo oder ſo! — Für beide Fälle hab' ich geſorgt, und eine erfolgreichere Thätigkeit, als die meine am heutigen Tag, iſt nicht denkbar.

Neunter Auftritt.

Der Herzog kommt.

Herzog. Wie ſteht's? Iſt der Sturm diesmal beſſer gelungen?

Eugen. Weſentlich, Hoheit.

Herzog (überraſcht). Wirklich? — — Das iſt ja über alles Erwarten!

Eugen. Man hat ſich zwar einen Tag zur Ueberlegung ausgebeten; aber man hat mich ſo ruhig angehört, mit einem ſo eigenen Blick und Ton meine Gründe begriffen, daß ich die Antwort glaube vorherſagen zu können. Indeß ohne mich zu rühmen, Hoheit, ich hab' ein Ueberredungs- oder beſſer Verführungstalent bewieſen, das mich ſelber in Erſtaunen ſetzt. Wie hab' ich Ihre innerſten Gedanken ausgeſprochen, die ich noch gar nicht einmal kenne — ſo feurig, daß ich während des Redens beinahe ſelbſt davon überzeugt war! — Zum Böſen haben wir doch Alle ein wenig mehr Genie als zum Guten!

Herzog. Ich halte mich an das Reſultat und ſchenke Dir meinen Beifall.

Eugen. Hoheit müſſen mir noch etwas ſchenken.

Herzog. Nun?

Eugen. Ihr Vertrauen.

Herzog. Beſitzt es Jemand mehr als Du?

Eugen. Mir fehlt aber noch die Hauptſache! — Sind Sie mehr Herzog oder mehr Philoſoph? Sind Sie mehr Fürſt der Vergangenheit oder Fürſt der Zukunft?

Herzog (ernſt). Mein lieber Eugen, es iſt nicht gutgethan, auf abgemachte Dinge zurückzukommen!

Eugen. Aber, durchlauchtigſter Herr —

Herzog. Und Freund —

Eugen. Ich bin in einer ſonderbaren Lage! — Bedenken Sie doch, daß dieſes Herz nicht von Stein iſt! Zauber hier, Zauber dort! Unwillkürliche Flammen! Zu welchen, wenn ſie aufglühn, ſoll mein Verſtand — meine Loyalität ſich ſchlagen? Welche ſoll ich faſſen und hegen und ſanctioniren? Entweder, oder!

Herzog. Nichts da — gerade das hat noch Zeit! (Musik aus der Ferne). Hörſt Du die Töne? Sie rufen zur Freude, die den Hochverdienten doppelt beglücken wird. Hinein in den Garten! Die Blumen warten, und jede leuchtet in einzigem Glanz! Entweder, oder? Falſch, mein Freund! Sowohl, als auch, — das iſt die Parole!

Eugen (froh erregt). Sowohl als auch! Wahrlich, ſo iſt's! Schwärmen wir hierhin, dorthin! Oeffnen wir unſer Herz der Schönheit und fühlen wir die ſelige Wirkung, woher ſie komme! Ehren wir den erfinderiſchen Reichthum der Natur!

Herzog. Ergreife den Moment, ſchlürfe die Neige des Feſtes (im Abgehen der Seite) und diene meinen Zwecken zu Ende!

Dritter Aufzug.

Zimmer bei Stolzeneck.

Erſter Auftritt.

Amalie kommt aufgeregt von der Seite.

Amalie. Es iſt unmöglich! Die ſchönſte Hoffnung, die mich noch ſo eben entzückt hatte, auf einmal verſchwunden? Was ich ſchon in meinen Armen zu haben glaubte, verloren? Der Vater muß mich hören! Der Graf liebt mich — ich muß es glauben! Das iſt nicht die Sprache, nicht bloß der Ton der Galanterie geweſen! Mit Anna hat er geſcherzt und getändelt, mich hat er ausgezeichnet und ſeine Augen glänzten zu ſeinen Betheurungen!

Zweiter Auftritt.

Frau von Stolzeneck erſcheint nachdenkend.

Amalie (auf ſie zueilend). Mutter, Mutter, ſteh' mir bei!

Frau von Stolzeneck. Ruhig, ruhig, mein Kind.

Amalie. Ich bin in Verzweiflung! — Was kann uns

noch kommen, wenn uns das genommen wird? Das Beſte hätte keinen Werth mehr für mich; ich müßte immer nach dem Verlorenen ſchauen und die Eiferſucht würde mich verzehren!

Frau von Stolzeneck. Ja, ja, das böte ſich nicht zum zweiten Mal.

Amalie. Ein ſolcher Mann! Andre ſind geiſtreich, oder hübſch, oder gewandt — er iſt Alles zuſammen. Und dann hat er ſo eine Art, ſich nichts daraus zu machen, alles nur ſo zu thun, daß es Andern gefällt —

Frau von Stolzeneck. Es iſt ein liebenswürdiger Menſch.

Amalie. Des Herzogs einziger Freund! Welterfahren, kenntnißvoll — was gibt's, das er nicht wäre?

Frau von Stolzeneck. Du biſt außer Dir! — — Der arme Hauptmann! Er iſt ganz vergeſſen!

Amalie. Er dauert mich! Ich ahne, welche Schmerzen er leiden wird, aber ich kann nicht anders, und er hat wenigſtens den Troſt, daß er nur dem Ausgezeichnetſten weichen mußte. (Nach kurzem Schweigen, plötzlich) Vielleicht, wenn der Vater auch auf ſeinem Kopfe bleibt! — Eugen iſt unabhängig durch ſein Vermögen! Er liebt mich! Zum wenigſten —

Frau von Stolzeneck (mitleidig). Gutes Kind!

Amalie. Ich leſe in Deiner Seele! Du glaubſt nicht an meine Hoffnung?

Frau von Stolzeneck. Du mußt die Männer nehmen, wie ſie ſind, und nicht zu viel von ihnen verlangen. — Ich ſetze voraus, der Graf liebt Dich — Du gefällſt ihm beſſer als Deine kleine Freundin und Rivalin. Aber Stillnau wird Miniſter,

wird mit Schwarzenfels der Vertraute des Herzogs, und dieſer wünſcht die Verbindung der Familien. Dann wird der Graf erwägen. Er wird finden, daß Amalie von Stolzeneck zwar ein reizendes Weſen, aber die Aufopferung ſeiner Stellung am Hofe ihm unmöglich iſt. Er wird ſich Anna genauer betrachten, wird ſehen, daß ſie auch ihre Annehmlichkeiten beſitzt, und zu der Ueberzeugung gelangen, daß ſie ihn ebenfalls glücklich machen könnte. Dann biſt Du verloren, mein Kind. Je welterfahrner die Männer ſind, deſto weniger haben ſie den Eigenſinn, eben dieſe die Ihrige nennen zu wollen. Das kommt überhaupt weniger vor in der Welt, als man ſich's einbildet. Großartig in Romanen, erſcheints im wirklichen Leben gar oft einfältig und thöricht und iſt faſt nur von überſpannten Menſchen zu erwarten. Ein ſolcher iſt aber unſer Graf nicht; im Gegentheil — das iſt ein Mann von Geiſt!

Amalie. Aber er iſt auch Kavalier! Er beſitzt ritterlichen Stolz und Schwung!

Frau von Stolzeneck. Täuſche Dich nicht ſelbſt, mein Kind! Eitle Einbildung iſt ſüß, aber verderblich. Wir müſſen klar ſehen, wenn wir unſre Zwecke erreichen wollen.

Amalie. Du biſt grauſam.

Frau von Stolzeneck. Ich bin offen. Unter uns können wir's ſchon ſagen: Die Männer haben auch nicht ſo ganz unrecht! Der Unterſchied zwiſchen uns iſt nicht ſo groß — und die Zeit gleicht faſt Alles aus! — Die Freiheit der Männer iſt unſre Gefahr — die Freiheit der Wahl! Wir müſſen ſuchen, ſie ihnen zu rauben.

Amalie. Alſo hängt Alles vom Vater ab?

Frau von Stolzeneck. Alles, mein Kind.

Amalie. Wenn er das aber weiß — wenn er klar ſieht, um was es ſich handelt, kann er auf ſeiner Weigerung beharren? Kann er das Lebensglück ſeiner einzigen Tochter, kann er die Größe und den Glanz ſeiner Familie opfern?

Frau von Stolzeneck. Freilich, freilich, mein Kind: ſeinen Grundſätzen!

Amalie. Wie kalt klingt das Wort einem glühenden Herzen!

Dritter Auftritt.

Stolzeneck kommt von der entgegengeſetzten Seite.

Stolzeneck. Guten Morgen, Amalie.

Amalie (reſignirt). Guten Morgen.

Stolzeneck. Was iſt das für ein Ton? (Er wendet ſich zu Frau von Stolzeneck) Und Du, wie ſiehſt Du aus?

Frau von Stolzeneck. Wie meine Stimmung iſt, ohne Zweifel: ernſt. Ich will's nicht verbergen.

Stolzeneck. Das iſt mehr als ernſt, das iſt traurig! (Unwillig) Geh! (Er tritt zu Amalie) Wie, Thränen in den Augen? — Biſt Du meine Tochter?

Frau von Stolzeneck. Nach den Erklärungen auf dem geſtrigen Heimweg iſt das auch von Deiner Tochter nicht ganz unnatürlich. — Ich für meine Perſon kann's ertragen — aber ſie? Sie iſt jung und ſoll Alles verlieren!

Stolzeneck. Wenn die Neigung des Grafen ächt iſt —

Frau von Stolzeneck. Lieber Freund, keine solchen Redensarten! Die Neigung des Grafen mag sein wie sie will, die Welt geht ihren Gang. Wenn Anna die Tochter des Ministers und Amalie das Kind des Untergebenen, vielleicht des Abgesetzten ist, dann kann man errathen, wer den Vorzug haben wird.

Stolzeneck (mit einem Blick auf Amalie). Meine Tochter wird es ertragen. Sie wird nicht so klein denken, ihr Glück zu wollen auf Kosten meiner Ehre. — (Zu Amalie) Du schweigst?

Frau von Stolzeneck. Du mußt Nachsicht haben. Wir Frauen besitzen nun einmal nicht die Stärke der Männer. Wir haben nicht den Geist, nicht die Flügel, uns mit euch in die Wolken zu erheben; — wir bleiben auf der Erde. Dafür sehen wir aber auch manchmal klarer, was vor uns liegt.

Stolzeneck. Man kennt das.

Frau von Stolzeneck. Nun, wir bilden uns darum nicht ein, eure Entschließungen zu ändern. Ihr seid die Herren — ihr entscheidet.

Stolzeneck. In solchen Dingen gewiß.

Frau von Stolzeneck. Und wir unterwerfen uns. Wir beide werden Dir folgen, blind, wohin Du willst. Aber freilich, lieber wär's mir schon, meine Anschauung der Dinge von der Deinigen besiegt und mich von Dir überzeugt zu sehen.

Stolzeneck. Das führt zu nichts.

Frau von Stolzeneck (vor ihn hintretend, überlegen). Fürchtest Du Dich vor meinen Gründen?

Stolzeneck. Als ob man sie nicht kennte!

Frau von Stolzeneck. Eine einzige Frage! — Du

ſtehſt feſt in Deiner Antwort, ein Andrer erhält den Poſten, Du bleibſt Rath und wirſt gelegentlich entfernt. Wie denkſt Du Dir Deine Zukunft?

Stolzeneck. Wir leben zurückgezogen; und ſtatt des Glanzes, den wir entbehren, wird uns die Achtung des Volk's umgeben.

Frau von Stolzeneck (nach einem Moment). Weißt Du das ſo gewiß? (Stolzeneck ſchweigt) Die erſte Zeit, ich geb' es zu. Ein und der Andre wird freilich ſagen: Dieſer Stolzeneck iſt ein Thor, ein Phantaſt, ein hoffärtiger Pedant —

Stolzeneck. Gemeine Seelen!

Frau von Stolzeneck. Aber die Guten und Edlen werden Dich loben, und Du wirſt geprieſen werden in Journalen und in Geſellſchaften — wochenlang! Dann wird's ein Ende nehmen, wie Alles in der Welt — und es wird ſtille werden um Dich her, ſehr ſtille! — Das Volk iſt nicht undankbar, beileibe nicht. Aber man wird Alles ſatt in der Welt, auch des Verehrens; und wer in die Dunkelheit zurücktritt, der wird nicht mehr geläſtert, o nein! — er wird gar nicht mehr beachtet!

Stolzeneck. Aber aus der Dunkelheit wird er hervorgeholt werden! Die Zeit geht vorwärts und bedarf Männer; und die kommenden Tage bringen den Triumph unſerer Sache.

Frau von Stolzeneck. Für jetzt ſieht es nicht darnach aus. Ich fürchte, dieſe Zukunft wird lange, ſehr lange Zukunft bleiben.

Stolzeneck. Bis dahin bleibt uns das Bewußtſein, das edle, ſtolze Bewußtſein —

Frau von Stolzeneck. Und die Ohnmacht und die

Verlaſſenheit und das Zuſehen und die Langweile und die Eiferſucht, der Gram und das Herzeleid!

Stolzeneck (ſpöttiſch). Das iſt viel auf einmal! — Wir können trübe Stunden haben, das muß ertragen werden. Aber in den trübſten werd' ich mich doch immer noch wohler fühlen, als der Miniſter, der es geworden wäre durch Verläugnung ſeiner offenkundigen Ueberzeugungen.

Frau von Stolzeneck. Ich fürchte, darin verrechneſt Du Dich gerade am meiſten.

Stolzeneck. Das iſt mir eben das Sicherſte.

Frau von Stolzeneck. Daß wir Frauen doch immer euch Männer belehren müſſen! — Nehmen wir an, Stillnau, der bis jetzt ganz Deine Ueberzeugung getheilt hat, wird Miniſter. Die Andeutungen, daß man ihm das Portefeuille zudenkt, waren doch klar genug!

Stolzeneck. Wohl!

Frau von Stolzeneck. Dann wird man ihn ganz ſicher läſtern, wo man Dich lobt. Die Kammer wird ihn angreifen, die Zeitungen werden ihn geißeln — o er wird ſchlimm zugerichtet werden! Wenn aber Herzog und Miniſter auf ihrem Kopf bleiben und Alles thun, was ſie thun können, dann werden ſie das Feld behalten.

Stolzeneck. Und dann?

Frau von Stolzeneck. Dann wird der Miniſter Miniſter bleiben, er wird die Macht haben, gefürchtet, geachtet und endlich geprieſen werden!

Stolzeneck. Geprieſen! — Von ſervilen Seelen!

Frau von Stolzeneck. Bewahre! — von den Frei-

ſinnigen, den Männern des Fortſchritts — von den beſten Männern des Landes!

Stolzeneck. Das iſt Verläumdung!

Frau von Stolzeneck. Das iſt eine Prophezeihung, die eintreffen wird.

Stolzeneck. Nie wird er die liberale Partei für ſich haben!

Frau von Stolzeneck. Ei, er wird ja liberal regieren! Der Herzog will nur behalten, was er hat, — und das, nebenbei geſagt, erſcheint mir hier von allem das Natürlichſte! Iſt das durchgeſetzt, dann macht man Zugeſtändniſſe, man erweiſt Freundlichkeiten, man erfüllt Wünſche! Und was wird die Folge ſein? Was wird geſchehen, wenn der Inhaber der Gewalt ſich gefällig zeigt?

(Pauſe. Stolzeneck geht erregt auf und ab.)

Frau von Stolzeneck. Die Zeit gleicht Alles aus. Eine abgemachte Sache intereſſirt nicht mehr; es iſt ein Loos, das der Wagende gewann, ein Beſitz, den er behauptet und verdient und der ihm gehört von Rechtswegen. Und wenn er nun klug iſt, die Menſchen verſteht und ſie behandelt, wie ſie behandelt werden müſſen? — O wenn ich Alles ſo gewiß wüßte, als daß der Herzog und ſein Miniſter noch die Liebe, die Bewunderung deſſelben Volkes erlangen werden, das ſie eine Zeitlang geſchmäht hat nach Herzensluſt!

Stolzeneck. Weib, Weib!

Frau von Stolzeneck. Ich hab' meine Augen offen und ſehe und ſage die Dinge wie ſie ſind! Das iſt meine Pflicht in einem Augenblick, wo Du auf eine unverantwortliche Weiſe über Alles hinwegſiehſt! Der Moment iſt ernſter als Du denkſt.

Wir ſtehen hart vor der Entſcheidung. Wenn Du Deinen Sinn nicht änderſt, ſo geht morgen das Portefeuille an Stillnau.

Stolzeneck. Morgen?

Frau von Stolzeneck. Vielleicht heute noch. Ich habe geſtern eine Vermuthung gehabt, ſeit einer halben Stunde iſt ſie mir Gewißheit. Wenn ich einmal ſehe, um was es ſich handelt, dann pfleg' ich nicht zu ſäumen. Schon geſtern, unmittelbar nach Dir, iſt Deinem Freunde die Stelle wirklich angetragen worden unter derſelben Bedingung.

Stolzeneck. Und er hat ſie nicht zurückgewieſen?

Frau von Stolzeneck. Er hat ſich Bedenkzeit ausgebeten.

Stolzeneck. Es iſt nicht möglich! — Er kann's nicht annehmen!

Frau von Stolzeneck. Stillnau iſt nicht ſo ſchnell wie Du, mein lieber Freund! Er denkt, überlegt! Wer aber in dieſer Sache einmal überlegt, deſſen Entſcheidung iſt nicht mehr zweifelhaft. Er wird Ja ſagen, er wird allmächtig werden im Lande, der Graf wird ſeine Tochter heirathen — wir werden Alles verlieren — und unſrer Amalie wird das Herz brechen.

Stolzeneck. Wie! (Zu Amalie) Steht die Sache ſo? Haſt Du eine ernſtliche Leidenſchaft im Herzen? Rede!

Amalie. Hab' ich denn hier auch etwas zu ſagen? Iſt mein Schickſal wirklich etwas, das bei Dir einigermaßen in Anſchlag kommt?

Stolzeneck. Thörichtes Mädchen! Laß dieſen Ton und ſprich!

Amalie (auf ihn zugehend und ſeine Hände faſſend, mit tiefer Bewegung). Vater — folge der Mutter! Thu es um unſertwillen —

um meinetwillen! Alles, was ſie von mir geſagt hat, iſt wahr! — Und Alles wird eintreffen!

Frau von Stolzenck. Das iſt die Sprache der Leidenſchaft! (Zu Stolzenck) Erfahrung, Verſtand und Herz treffen zuſammen! Du haſt ſie alle gehört — widerlege ſie

Stolzenck (in großer Aufregung). Weicht von mir — Weiber, Verführerinnen! (Nach einer Pauſe, gefaßter) Amalie, ich bin nicht gefühllos; ich bedaure Dich, aber Du wirſt Dich tröſten! Man fügt ſich in Alles. Die Zeit bringt Heilung für Alles. — Eure Gründe waren ſtark genug, das Herz des Mannes zu verwunden, nicht es zu überwinden. Die gute Sache wird das Feld behalten, ihre Fahne wird hoch fliegen, wir werden mit ihr triumphiren — ich bleib' ihr treu! — Geht, geht! Laßt mich! (Raſch ab zur Linken).

Frau von Stolzenck (auf Amalie zugehend). Meine Tochter, wir haben geſiegt! Schon hat er keine Gründe mehr — er hilft ſich mit pathetiſchen Reden und ergreift die Flucht — ein einziger Angriff noch und er iſt unſer! Seine Heftigkeit wird ihn reuen und er wird nur um ſo gefügiger werden! — Er hat ja gar nichts ſehnlicher gewünſcht, als berufen zu werden von dem liberalen Fürſten! Nun iſt dieſer etwas mehr Fürſt, er muß etwas in den Kauf nehmen — ſeine Begier nach der Herrſchaft iſt aber dadurch nicht ausgelöſcht — und er wird ihr folgen! Stillnau iſt ein Zauberer — wir laſſen ihm das Nachſehen. Komm, meine Tochter. Ich hab' einen Gedanken! Komm, komm! (Beide ab zur Rechten).

Vierter Auftritt.

Stolzeneck erſcheint langſam wieder.

Stolzeneck. Sie ſind fort! — — Ich war heftig! Hart! — Das Mädchen liebt den Grafen mit unverkennbarer Leidenſchaft! Und was iſt im Grunde natürlicher?

(Nach einem Moment des Beſinnens.)

Das Opfer, das ich bringe, iſt ungeheuer! — Wird man mir's danken? Steht mir ein Erſatz in Ausſicht? Den gewiſſeſten Beſitz, die Gegenwart und nächſte Zukunft geb' ich hin, um Entſchädigung zu erwarten von einer Zukunft — in der ich vielleicht nicht mehr ſein werde!

Das Volk! — Wer verbürgt mir ſeine Beſtändigkeit? Iſt's nicht ſchon oft vergeßlich und undankbar geweſen? — Der Zweifel iſt in mir erſtanden; er wächſt —

(Es klopft an die Mittelthüre.)

Herein!

Fünfter Auftritt.

Erhard tritt ein.

Erhard. Sehr lieb, daß ich Dich noch treffe! Hier meine Hand! Ich wünſche Dir Glück und ich freue mich, Dein Freund zu ſein!

Stolzeneck. Woher dieſe Aufregung?

Erhard. So eben hab' ich's vom Tribunalrath erfahren. Man hat eine Verſuchung an Dich kommen laſſen, aber Du haſt ſie abgeſchlagen, ohne Dich zu beſinnen. Bravo!

(Stolzeneck zuckt die Achſeln.)

Es wird doch wahr ſein?

Stolzeneck. Ich hab's gethan. Ob ich recht damit gethan, iſt noch die Frage.

Erhard. Was fällt Dir ein?

Stolzeneck. Vor allem wird es nichts helfen. Statt meiner wird man einen bekommen, der in meinem Fall iſt. Nach dem Beſcheid, den ich ihnen ertheilte, hat man's mit Stillnau verſucht.

Erhard. Der thut's nicht.

Stolzeneck. Er beſinnt ſich.

Erhard. Er thut's nicht. Den Stillnau kenn' ich wie mich ſelbſt und ſage gut für ihn, wie für mich ſelbſt. Er gehört nicht zu den raſchen Menſchen; — eine gewiſſe zarte Scheu und kluge Vorſicht geben ihm ein Ausſehen, als ob er zu gewinnen wäre. Aber (auf ſeine Bruſt ſchlagend) da drinnen ſteht's feſt, felſenfeſt.

Stolzeneck. Dann vielleicht nur um ſo ſchlimmer.

Erhard. Wie ſo? Wie ſo denn?

Stolzeneck. Wenn wir dem Herzog den Miniſter nicht ſtellen, den er ſucht, dann ſtellen ihn die Andern.

Erhard. Gut, ſehr gut. Dann werfen wir den Miniſter der Andern über den Haufen — und der Herzog wird uns gehören.

Stolzeneck. Du erkämpfſt Deine Siege leicht — in Gedanken!

Erhard. In der That — erſt recht in der That! — Was hat der Herzog an den Andern? Eine kleine Partei —

Stolzeneck. Die aber mächtig ſein wird mit ihm!

Erhard. Auch mit ihm nicht! — Den alten Herrn haben wir ſo gehen laſſen eben in Hoffnung auf den neuen. Aber dieſer, wenn er uns täuſcht, wird Alle gegen ſich haben.

Stolzeneck. Wie lange?

Erhard. Bis wir ihn für uns haben!

Stolzeneck (ironiſch). Triumphator! — (Ernſt) Volk und Partei ſind nicht ein und daſſelbe. Der Herzog hat Mittel, das Volk zu gewinnen. Im Grund iſt er freiſinnig —

Erhard. Schöner Beweis, den er uns geliefert hat! Und wenn er ſich erſt mit denen da drüben einläßt, dann wünſch' ich ihm Glück zu ſeinem Liberalismus!

Stolzeneck. Alſo gibſt Du ihn auf?

Erhard. Gar nicht! Durchaus nicht! Er hat zwar mein Gutachten geleſen und iſt nicht überzeugt worden — es iſt ein ſchlimmes Symptom! Aber er hat vielleicht wiederholte Angriffe nöthig. Immer iſt zweierlei möglich. Entweder nimmt er, weil's nicht anders geht, einen Miniſter von den Unſern ohne ſeine Bedingung, dann haben wir ihn ſogleich. Oder er nimmt einen von Jenen mit ſeiner Bedingung, dann wird er drei Viertheile in der Kammer und ſieben Achtel des Volks gegen ſich haben. Er wird ſehen, daß es ein ungleicher Kampf iſt, daß für ihn Alles auf dem Spiele ſteht — und er wird zu uns zurückkehren. — Ich weiß nicht, ob mir nicht grade dieß am liebſten wäre!

Stolzeneck. Träume des Stolzes! Ich kann ſie nicht mehr mitträumen! Alles, was Du hoffſt, wenn es nicht geradezu unmöglich iſt, hat doch nicht nur keine Nothwendigkeit, ſondern auch keine Wahrſcheinlichkeit. (Nach einer Pauſe) Am

ſicherſten würden wir gehen, wenn wir dem Herzog ein Zugeſtändniß machten.

Erhard. Nämlich?

Stolzeneck. Wenn einer von uns ſeine Bedingung annähme!

Erhard. Sieh, ſieh!

Stolzeneck. Wenn wir ihm ließen, was er hat — gegen die Gewißheit einer übrigens entſchieden liberalen Regierung.

Erhard (ihn anſehend). Die — Freiherr von Stolzeneck zu beſorgen bereit wäre?

Stolzeneck. Ich dürfte dafür ſo paſſend ſein als irgend einer von der Partei. — Freund Erhard, es iſt ſehr des Ueberlegens werth! — Das Geld, welche Bedeutung es haben mag, iſt nicht die Hauptſache.

Erhard. Aber das Recht!

Stolzeneck. Auch das Recht nicht!

Erhard. Sondern? Die Herrſchaft.

Stolzeneck. Die Herrſchaft der Partei — ja wohl! Die Ausführung der Pläne in Geſetzgebung und Verwaltung, mit denen wir uns getragen haben!

Erhard. Täuſchung! — Und wenn ich deſſen ſicher wäre, ich gäbe das Recht nicht dafür hin. — Aber ich bin's nicht ſicher! Ich bin des Gegentheils gewiß! — Auf den Anfang kommt's an. Beim Erſten biſt Du frei, beim Andern biſt Du Knecht. Wer mit einer außerordentlichen Gefälligkeit anfängt, wie könnte der noch ungefällig ſein? Von ihm erwartet man nur immer größere Gefälligkeiten. Mit den beſten Vorſätzen

mußt Du dem Hang, den Wünſchen, den Launen eines Verwöhnten ſchmeicheln — und Alles wird verpfuſcht.

Stolzeneck. Du biſt ein Fanatiker der Conſequenz. Ein Doktrinär mit aller Starrheit — allem Eigenſinn und aller Herrſchſucht der Gattung.

Erhard. Das iſt nicht wahr — ich weiß nur, was ich will! — Aber Du ſchielſt nach dem Köder zurück, verſchmäht in einer Aufwallung, die Dich ſchon zu reuen anfängt!

Stolzeneck. Du verläumdeſt mich in's Angeſicht?

Erhard. Wollte Gott! — Widerlege mich durch die That! Beſchäme mich und ich werde mit Freuden Abbitte leiſten. (Nach kurzem Schweigen) Laſſen wir das! Du bleibſt bei Deinem Wort, bleibſt der Unſre! Unzerſplittert, einig, ſtark in Einheit kämpfen wir, und mit unſrer großen Alliirten, der Zeit, ſiegen wir! — Deine Hand darauf! Dein Wort darauf!

(Stolzeneck bleibt unbewegt ſtehen.)

Du verſchmähſt den Bund mit uns?

Stolzeneck. Ich verſchmähe die Bande, den Zwang Frei will ich ſein! Frei meinen Entſchluß faſſen!

Erhard (raſch). Er iſt alſo noch nicht gefaßt? — Ah, Du errötheſt! Und dieſe Röthe verräth Dich! Das Blut rührt ſich in Dir! Das Blut, das Blut!

Stolzeneck. Erhard!

Erhard. Es war alſo nicht der Charakter, nicht das Herz, das Dich zu uns geführt hat; — es war die Klugheit, die Mode, die Eitelkeit!

Stolzeneck. Läſterungen! Das iſt ſchlechter Ton!

Erhard. Es iſt der Ton der Wahrheit! Ich ſehe klar,

und nun soll's heraus. Fall ab, fall nur ab, denn Du willst es! Freiheit willst Du, um — dahinüber zu entweichen. Aber thu's nur und reiß noch Einige mit Dir fort — mit euch Allen werden wir fertig werden!

Stolzeneck. Du bist von Sinnen!

Erhard. Es wäre kein Wunder. Zweifeln! zweifeln am Volk, am Fortschritt — am Sieg des Rechts! Zweifeln! Dieser Sieg allein ist gewiß, alles Andre ist Schein, Trug und Blendwerk! Die Zeit der Erkenntniß wird kommen für Dich! Gedenk an diesen Augenblick! (Rasch ab.)

Stolzeneck (in großer Aufregung hin und hergehend). Befehlen! drohen! Was sind sie anders als Despoten, diese Herren? Für uns, unbedingt für uns — oder hier liegt der Handschuh! — — Ich hätte gute Lust, ihn aufzuheben!

(Er wirft einen Blick auf die Uhr und nickt.)

Ich muß fort! — Wir wollen's überlegen! (Links ab.)

(**Frau von Stolzeneck** öffnet die Thüre rechts und tritt heraus.)

Frau von Stolzeneck. Vortrefflich! Dieser Advokat ist unbezahlbar! Ein Bundesgenosse, wie ich keinen bessern hätte bestellen können! — — Ich habe Glück, der Zufall hilft mir — ein so guter Anfang muß zu gutem Ende führen!

(Mit einer Handbewegung gegen die Thüre links.)

Geh nur! Wenn Du überlegt hast, wirst Du mir's danken, daß ich unterdeß gehandelt habe! (Rechts ab.)

Sechſter Auftritt.

Zimmer bei Stillnau.

Frau von Stillnau und **Anna** erſcheinen von der Seite.

Anna. Ja, liebe Mutter, Du weißt es nun. Ich wollte vor Dir kein Geheimniß haben.

Frau von Stillnau. Aber wie war's möglich? In ſo kurzer Zeit?

Anna. Sie war lange genug für dieß kindiſche Herz, um ſich bethören zu laſſen.

Frau von Stillnau. Er iſt galant, leichtfertig! — Er hat Jeder den Hof gemacht!

Anna. Dieß hab' ich freilich auch bemerkt. Aber hübſch und liebenswürdig hat er's gethan! Es war ordentlich ein Vergnügen zuzuſehen. Ich hab' ihn dabei bewundert, und wenn ich andre Geſichter in Freude leuchten ſah, dieſe Geſichter ſchön gefunden!

Frau von Stillnau. Gutes Kind — das iſt ein ſchlimmes Zeichen! Mir ſchien's indeß, von allen am meiſten hat er Amalie gehuldigt.

Anna. Dieß hat die Niederlage meines Herzens vollendet! Auf ſie, das will ich geſtehen, war ich eiferſüchtig, und einmal hätt' ich weinen mögen, als ich ihn gar ſo freundlich und ſie triumphirend lächeln ſah. Aber wenn das meine Hoffnung minderte, meine Liebe hat es leider nur vermehrt.

Frau von Stillnau. Wie, biſt Du ſo ganz hingenommen? Es iſt das erſte mal!

Anna. Eben deßwegen.

Frau von Stillnau. Armes Kind!

Anna. Nun, zu bedauern bin ich gerade nicht! Ich bin glücklich! Sonderbar iſt mir zu Muthe! Man hat davon gehört und geleſen und hat geglaubt, es zu verſtehen — und nun iſt's in's Herz eingezogen! Welche Bangigkeit und welche Seligkeit! Der Schmerz, der alle Gefühle durchdringt, hat etwas unendlich Süßes! Weh und Wonne ſind Eins und nicht mehr zu unterſcheiden. (Sich an ihre Bruſt werfend) O Mutter, Mutter!

Frau von Stillnau. Liebſtes Kind! Wenn Deine Wünſche nicht in Erfüllung gehen, wird der Gram Dich verzehren.

Anna. Das glaub' ich nicht, Mutter. Ich liebe, ich hab' ihn vor Augen. Und das iſt wunderbar ſchön und hold und wird es ewig bleiben. Nein, das weiß ich ganz gewiß — mag geſchehen, was da wolle, unglücklich kann ich nicht mehr werden!

Frau von Stillnau. Du ſprichſt aus dem vollen, im tiefſten Grunde noch hoffenden Herzen! (Sie ſchaut mit inniger Theilnahme auf ſie.) Nun, vielleicht geht es beſſer, als es jetzt noch den Anſchein hat. Es iſt möglich — es kann ſich fügen. Wie ſchön wär' es für Dich — für uns Alle!

Anna. Was meinſt Du?

Frau von Stillnau. Der Miniſter hat ſeine Entlaſſung nachgeſucht und Dein Vater ſoll die Stelle erhalten. Der Graf ſelbſt hat ſie ihm angeboten.

Anna. Das war alſo der Gegenſtand ihres Geſpräches? — Mutter, Mutter!

Frau von Stillnau. Still, mein Kind.

Siebenter Auftritt.

Stillnau tritt ein.

Anna (auf ihn zueilend). Liebſter, beſter Vater!

Stillnau. Mein Aennchen! (er küßt ſie.)

Frau von Stillnau (ihn betrachtend). Warum ſo ernſthaft — ſo feierlich?

Stillnau. Es iſt eine Zeit darnach. (Nach kurzem Schweigen) Meine Lieben, ich muß mit euch reden. (Zu Frau von Stillnau) Ich hab' Dir geſagt, daß mir die Miniſterſtelle angetragen iſt —

Frau von Stillnau. Ja wohl; aber das wäre ja ein Grund zur Freude!

Stillnau. Ich kann ſie nicht annehmen.

Frau von Stillnau (beſtürzt). Vater! (Sie wendet ſich zu Anna, die den Blick ſtarr auf ihn gerichtet hat. Dann) Aber warum denn nicht?

Stillnau. Weil eine Bedingung daran geknüpft iſt, die meiner Ehre widerſpricht.

(**Anna** fährt zuſammen und ſenkt traurig den Kopf.)

Frau von Stillnau. Können denn aber Männer wie der Herzog und der Graf —

Stillnau. Der Herzog iſt anders, als wir uns ihn gutmüthig gedacht haben. Freiſinnig? Ja wohl, das war die Maske. Jetzt hat er ſie nicht mehr nöthig und zeigt das Geſicht.

Frau von Stillnau. Du erſchreckſt mich —

Stillnau. Der Miniſter ſoll für's Erſte ſein angebliches Recht auf ſämmtliche Domänen vertreten. Dann wird man natürlich mehr verlangen. Und wer mit dieſem Dienſt ſein Amt beginnt, von dem iſt ſchon auch etwas zu erwarten!

Frau von Stillnau. Wenn Du aber ausschlägst, was wird geschehen?

Stillnau. Man nimmt einen Gefügigern. Ich bleibe noch eine Zeitlang, was ich bin, dann werd' ich beseitigt. Einen Beamten, der so anmaßend ist, eine andre Meinung zu haben als der Fürst, kann man nicht dulden. Fort mit ihm! — Zum Ueberfluß hat man für diesen Fall schon drohen lassen!

Frau von Stillnau. Das ist ja traurig! — Aber — ist es gar nicht mehr abzuändern? Vater, denk nach, ich bitte Dich! Vielleicht ist's doch noch möglich!

Stillnau. Was?

Frau von Stillnau. Die Sorge, die Angst heißt mich reden. Du stellst Dir den Herzog vielleicht schlimmer vor als er ist. Ich weiß, daß Du hier anders denkst, als er; aber er könnte ja Recht haben! Er könnte ja den Dienst im besten Glauben verlangen!

Stillnau. Nach meiner Ueberzeugung hat er Unrecht! Und bei meinem Entschluß kommt's auf meine Ueberzeugung an.

Frau von Stillnau. Wie oft hat man sich aber schon in etwas gefügt! Das muß Jeder einmal, wenn er unter Menschen lebt. Und wenn es ein kleines Unrecht wäre, das Du begingst — wie kannst Du's wieder hereinbringen! Wie segensreich kannst Du wirken! O Du kannst es ja tausendfach gut machen!

Stillnau (nachdem er sie ruhig angesehen). Lasset uns Böses thun, damit Gutes daraus werde? 'S ist uns verboten, gute Lina! — Und ich glaub' nicht dran. Ich glaub' nicht mehr an

den Herzog, der im Stande war, ſo etwas zu verlangen; ich würde nicht mehr an mich glauben, wenn ich im Stande wäre, es zu thun. Wer ſich einmal durch die Finger ſieht, der thut's bei jedem neuen Anlaß wieder! — Das iſt eben der Fluch der Zeit, daß man glaubt, man müſſe den Schwächen der Menſchen ſich fügen, weil man ſonſt nichts erreichen könne, — daß man nicht einmal den Verſuch machen will, der Schwäche Stärke entgegenzuſetzen! Probirt's doch einmal damit, vielleicht geht's auch, und nur um ſo beſſer! Und wenn die Erſten, die's wagen, zu Grunde gehen, was liegt daran?

Frau von Stillnau. Lieber, guter Mann!

Stillnau. Geh, die Welt ekelt mich an! Sie begreift die Niedertracht, und die Tugend erſcheint ihr lächerlich! Doch ich will ihnen eine Antwort ſenden! Sie ſollen Alles, Alles hören, was das Recht dem Unrecht entgegnen kann!

Frau von Stillnau. Du regſt Dich auf und weißt nicht, was Du thuſt. Sieh unſre Anna! Sie liebt den Grafen! Liebt ihn mit der innigſten, tiefſten Leidenſchaft!

Stillnau (Anna betrachtend). Das hab' ich gefürchtet, nachdem ich geſtern einen Blick von ihr aufgefangen. Nun, meine Entgegnung wird ihren Wünſchen nicht eben förderlich ſein. — Armes Kind; Du mußt entſagen!

Frau von Stillnau. Noch einmal bitt' ich Dich: erwäge was Du vorhaſt! Willſt Du denn allein eine Ausnahme machen? Alles, Alles! das Glück, die Ehre, die Freude der Familie wirfſt Du hin, um Deinem Stolze genugzuthun!

Stillnau (auffahrend; dann ſeine Wallung niederkämpfend). Weib, Du biſt Mutter — ich verzeihe Dir! (Zu Anna.) Komm

her, mein Kind! Du ſiehſt, wie die Dinge ſtehen. Man muthet mir etwas zu, das mich mit meiner ganzen Denkart, wie ich ſie bis zu dieſer Stunde bewieſen habe, in Widerſpruch ſetzt. Meiner Ehre, die ich bisher, meine Pflicht erfüllend, rein erhalten habe, ſoll ich einen Flecken anhängen! Willſt Du, daß ich's thue Dir zu Liebe?

Anna. Nein, mein Vater.

Stillnau (nach einem Blick der Freude, ſeine Empfindung zurückhaltend). Sprichſt Du das mit vollem Bewußtſein?

Anna. Mit vollem.

Stillnau. Noch einmal: redet nicht die Aufwallung aus Dir — nicht eine Erregung des Herzens, die Dich hinreißt?

Anna. Nein, ſondern die klarſte Einſicht, daß Du kein Unrecht thun darfſt!

Stillnau (mit durchbrechendem Gefühl). Anna! (Er preßt ſie in ſeine Arme.) Ja, Du biſt meine Tochter! Du liebſt mich, wie ich Dich liebe! — O dieſe Liebe iſt beſſer wie die andere, und wer ihrer fähig iſt, der kann Alles ertragen!

Anna (nach einer Pauſe der Rührung ſich faſſend). Ich habe das Gefühl, das mich vor wenigen Minuten noch beherrſcht hat, nicht verloren! Aber mir iſt's auf einmal anders, weil ein anderes in mir aufgekommen iſt! Ein Glück, das ich auf Koſten der Ehre meines Vaters haben ſoll, iſt kein Glück für mich! Wie ſchön es ſein möge, das kann ich entbehren, — und in der Entbehrung liegt eine höhere, reinere, beſſere Freude!

Stillnau. Wahrheit, Wahrheit, mein Kind. Und das gibt mir die Gewähr, daß Du ausdauern wirſt. Das Leben iſt lang und der Stunden ſind viele; wenn wir entbehren ſollen,

müſſen wir armen Menſchen einen Erſatz in uns ſelber finden. Dir ſteht er zu Gebote — für Dich ſag' ich gut!

(Nach einem Blick auf ſeine Frau, die beſchämt, mit ſich ſelber kämpfend zur Seite ſteht.)

Was hätten wir, wenn wir uns verleiten ließen, für den äußern Glanz das reine Bewußtſein hinzugeben? Vor Jedem, der ſich ſelber treu geblieben, müßten wir uns klein fühlen; der Blick des Ehrenmannes würde uns in's Herz treffen! Von den braven verlaſſen, um nicht allein zu ſein, müßten wir die feilen und knechtiſchen Menſchen annehmen. Jeder Bückling eine Komödie, jede Huldigung eine Lüge, jede Betheuerung ein Meineid! Pfui, pfui, pfui! — Und unſer Gewiſſen würde doch nicht ſchweigen! Zur Schlechtigkeit muß man geboren ſein, wie zur Tugend. Ein guter Menſch, der ſich zur Niederträchtigkeit verleiten läßt, wird immer nur ein Pfuſcher darin ſein, mit den Genies und Meiſtern verglichen. In einſamen Stunden wird es in uns rufen: „Schmach Dir! Du haſt Dein Gold hingegeben für Rechenpfennige — Du biſt nicht nur ſchlecht, ſondern dumm!“ Und immer müßten wir um uns ſchauen und lauern und zagen. Jeden Morgen müßten wir denken: heute wird Dir wieder einer begegnen, der Dich verachtet!

Anna (nach einem Blick auf die Mutter). Vater!

Stillnau. Der Mann von Ehre iſt nur glücklich, wenn er von dem Pfad der Ehre keine Linie weicht. Im Elend iſt ihm wohl, — und im Untergang triumphirt er!

Anna. Wahr, wahr! (Seine Hände ergreifend) Thue, was Dir gefällt, gehe wohin Du willſt, nur laß mich mit Dir gehen!

Frau von Stillnau (die ſich gefaßt hat, erſchüttert). Und mich mit euch! — Du haſt mich tief beſchämt, Gotthart; aber Du

haſt meine Seele hell gemacht. Stelle mich auf jede Probe, ich werde ſie beſtehen!

Stillnau (gerührt ihre Hand ſchüttelnd). Ich kenne Dich ja! Du biſt mein edles, gutes Weib! (Beide in ſeinen Armen haltend, mit überſtrömendem Gefühl) Wo gäb' es ein Leid, das mit ſolchen Seelen nicht zur Freude würde!

Achter Auftritt.

Ein **Diener** erſcheint.

Diener. Der Herr Hofrath von Süßmilch!

Stillnau (nach einigem Beſinnen). Wir ſind zu Hauſe.

(Diener ab.)

Stillnau (mit einem Lächeln). Er wird ſich mir empfehlen wollen! Aber eine kleine Erheiterung kann uns nicht ſchaden, (zu Frau von Stillnau) und Du magſt die Leute kennen lernen, deren Freundſchaft wir verlieren werden!

Süßmilch tritt ein.

Süßmilch (mit tiefen Verbeugungen). Ganz gehorſamſter Diener, meine Verehrteſten. Ich konnte mir die Freude nicht verſagen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Herr Geheimerrath, meine Gnädigſte, das Feſt iſt Ihnen gut bekommen?

Stillnau. Vortrefflich, Herr Hofrath.

Süßmilch (neigt ſich mit dem Ausdruck des Mitwiſſens. Zu Anna). Bei der Königin des Abends verſteht ſich die Antwort von ſelbſt!

(Er betrachtet eins um's andere.)

Ich finde Sie in einer Stimmung — ernſt und gehoben; —

ich begreif' es! Es iſt ein wichtiger, ein großer Moment! — Ja, ja, die Freundſchaft, die Ergebenheit machen ſcharfſichtig! Ich kenne die Situation — und bitte Sie, mir geſtatten zu wollen, daß ich als der Erſte meine wärmſten, innigſten Glückwünſche —

Stillnau. Wozu, Herr Hofrath?

Süßmilch (ſieht ihn mit einem feinen Lächeln an). Herr von Stillnau, ich habe ſie bewundert, ſo lang ich die Ehre habe, Sie zu kennen. Dieſe Geſchäftskenntniß, dieſe geniale Behandlung der ſchwierigſten Angelegenheiten, dieſes hohe Streben, dieſe wahre Freiſinnigkeit! — Er iſt das Ideal eines Miniſters — das waren meine Gedanken! Unter dem Herzog Auguſt waren die Chancen gering — Seine Hoheit hingen allzuſehr an dem Grafen! Aber wie unſer jetziger Herr zur Regierung gekommen iſt, da ſagte ich zu meinem Sohn Guido: wenn Seine Hoheit mit *meinen* Augen ſähen! — Und ſiehe da, Sie haben damit geſehen! Mit dem Adlerauge des Fürſten haben Sie ſogleich den Mann erkannt, den die Vorſehung beſtimmt hat, die Geſchicke unſres Landes zu lenken. Und nun beginnt eine neue Aera für unſer Land —

Stillnau. Herr Hofrath, ich muß Sie unterbrechen. Ihre Annahme iſt ehrenvoll für mich, aber keineswegs begründet.

Süßmilch (nach einem ungläubigen Lächeln). Ich kann mir denken, daß Sie jetzt noch das Geheimniß bewahren wollen! — So lange das Dekret nicht in Ihren Händen iſt — man könnte intriguiren! O, es gibt hier ſchon Menſchen, die es gar nicht ſpät genug erfahren können! Aber ein ſo vieljähriger Verehrer, der treueſte Freund —

Stillnau. Soll zuerſt hören, daß ſeine Wünſche keine Ausſicht haben, in Erfüllung zu gehen!

Süßmilch. Erlauben Sie mir! Hat Ihnen Hoheit denn nicht geſtern das Portefeuille antragen laſſen!

Stillnau. Allerdings! — Aber ich werde es ablehnen!

Süßmilch (fährt zurück. Dann ſich faſſend, mit einem Lächeln). Und Sie hoffen, daß ich das glaube? Dieſe Probe iſt zu leicht für mich, Herr von Stillnau. — Scherzen wir nicht in einem ſo feierlichen Augenblick! Geſtatten Sie mir, daß ich meine gehorſamſten, tiefſten und innigſten —

Stillnau. Keine Vergeudung Ihrer Gefühle, Herr Hofrath! — An den Antrag iſt eine Bedingung geknüpft —

Süßmilch. Ich weiß, ich weiß! Aber das iſt ja gar nichts!

Stillnau. Ich kann ſie nicht erfüllen, — meine Anſichten verbieten es!

Süßmilch (ihn anſtarrend). Ach, das iſt — ich bitte Sie, Herr von Stillnau, erzählen Sie mir kein Märchen! — Anſichten, Anſichten! — Wer hat Anſichten, wenn es ſich um ſo etwas handelt? Abſichten hat man und Rückſichten nimmt man und damit eröffnet man ſich Ausſichten! Und wenn die Ausſichten erfüllt ſind, kann man auch wieder Anſichten haben, wenn man will — dann ſchaden ſie nicht mehr. — Sie wagen ja die allerhöchſte Ungnade!

Stillnau. Ich kann mir's nicht verhehlen.

Anna. Ergeben Sie ſich drein, Herr Hofrath — der Vater hat ſeinen Entſchluß gefaßt!

Süßmilch (mit Beſtürzung von einem zum andern ſehend). Ich muß es alſo glauben? — Auch Sie, Herr von Stillnau — der

besonnene Mann, der klare, feine Kopf? Die Welt hat sich umgedreht. Ich bin rathlos. Die letzten Begriffe sind mir ausgegangen. (Nach einer Pause, lebhaft) Wer soll denn aber jetzt Minister werden?

Stillnau (mit Laune). Ja, wer das wüßte!

Süßmilch. Ach, ich war so glücklich, es zu wissen! Ich eilte her mit einer Wonne, gratuliren und huldigen zu können! Es ist ein so süßes Gefühl! — Haben Sie denn aber gar keine Idee, an wen Hoheit sich jetzt wenden könnte? — Nicht eine Ahnung?

Stillnau. Eine allgemeine allerdings. Der Herzog wird einen Führer der Gegenpartei berufen!

Süßmilch (lebhaft). Das ist wahr!

Stillnau. Er wird sein freisinniges Auge zudrücken und wir, fürcht' ich, werden dann seine Gnade ganz verlieren!

Süßmilch (erschreckt). Sie haben Recht! (Nachdem er sich verlegen umgesehen, plötzlich) Gott im Himmel, was fällt mir ein! Ich hab' einen dringenden Gang zu machen, und nur der Eifer, Ihnen Gutenmorgen zu sagen — (Sieht auf seine Taschenuhr) Die Zeit ist schon vorbei und ich muß eilen —

Frau von Stillnau. Versäumen Sie ja nichts unterwegen! Wir wären untröstlich, Herr Hofrath!

Süßmilch (mit leichtem Kopfneigen). Ich habe die Ehre! Herr Rath! Meine Damen! Guten Abend! (Im Abgehen für sich) Ansichten, Ansichten! Mit solchen Ansichten hat man das Nachsehen! (Ab.)

Stillnau (zu Frau von Stillnau). Siehst Du? — Und das ist noch gar nicht der Schlimmste! Seiner Gemeinheit ist eine

Doſis Narrheit beigemiſcht, die ſie ergötzlich macht. Im Grund iſt's ein harmloſer Wicht, der nur nach den Brocken haſcht, die vom Tiſche der Macht fallen. Wenn die, welche die Macht haben, nicht gerecht ſind, wie ſollen es die Schwachen ſein, die von ihnen abhängen?

Neunter Auftritt.

Der **Diener** kommt.

Diener. Der Herr Graf von Schwarzenfels!

Stillnau (nach kurzem Beſinnen). Er mag hieher kommen! (Diener ab.) Er ſoll ſehen, daß wir in Uebereinſtimmung handeln!

Eugen erſcheint.

Eugen (begrüßend). Gnädige Frau! Herr von Stillnau!

Stillnau. Sie ſind willkommen.

Eugen (im Vortreten bei Seite). Welche Geſichter! Die Laune, mit der ich kam, iſt mir vergangen! (Laut) Herr von Stillnau, ich bin hier im Auftrag des Herzogs, Ihre Entſcheidung zu hören. — Die Damen, ſcheint es, ſind unterrichtet —

Stillnau. So iſt es, Herr Graf. Melden Sie Seiner Hoheit meinen gehorſamſten Dank und mein innigſtes Bedauern; es iſt mir unmöglich, die Aufgabe zu übernehmen.

Eugen (betroffen). Eine Ablehnung! Haben Sie bedacht —

Stillnau. O es iſt Alles reiflich bedacht!

Eugen. Sie ſchienen aber geſtern doch geneigt zu ſein!

Stillnau. Ich ſchien's, Herr Graf, aber ich war es nicht. Bei der Bedingung, mit welcher der Antrag an mich gelangte, konnte ich keinen Augenblick ſchwanken. Aber es iſt nicht meine Art, ſofort in Aufregung zu gerathen, und ich höre gern vollſtändig, was man wünſcht.

Eugen. Und Sie entſagen? (Zu den Damen) Und Sie?

Anna. Ja, Herr Graf. Die Ungnade Seiner Hoheit iſt ein Unglück. Aber wenn mein Vater für die Gnade ſeine Geſinnung preisgeben müßte, ſo wäre es für uns alle ein noch viel größeres!

Eugen (nachdem er von einem zum andern geſehen, zu Stillnau). Und dieſer Entſchluß iſt unerſchütterlich? Sie machen nicht einmal einen Gegenvorſchlag? Es gibt kein Mittel, uns mit Ihnen zu verſtändigen?

Stillnau. Wenn der Herzog nicht von ſeiner Bedingung abſteht, keines! Ich bin, wenn mein Herz nicht eben in Aufruhr geräth, ſchlicht von Worten — erwarten Sie von mir auch jetzt keine ſchwunghafte Erklärung! Es thut mir wahrhaft leid, dem Herzog nicht dienen zu können. Es thut mir am meiſten leid um den Herzog ſelber, daß er einen ſolchen Dienſt von mir verlangen konnte. Welch ein Loos iſt ihm gefallen, daß er zu der Geſinnung, die er früher bekannte, die Krone gewann! Er hatte die Gewißheit, daß ihm die Liebe des Volks das Opfer um des klar erwieſenen Rechtes willen tauſendfach erſetzen würde — und er ſetzt dem Recht und dem Wohl des Ganzen ein fürſtliches Ich entgegen! Wann wird endlich die Einſicht ſiegen, daß in der Billigkeit, in der edelſinnigen Hin-

gabe an das Ganze das höchste Heil aller Einzelnen, auch des Fürsten liegt!

Eugen (bedenklich, mit einem Blick der Theilnahme und der Achtung). Herr von Stillnau!

Stillnau (fortfahrend.) Ich hab' immer meine Pflicht gethan, Graf Schwarzenfels, und kann sagen, mehr als das. Ich würde sie auch als Haupt der Verwaltung thun, und mit Lust, mit Erfolg thun, wenn ich die Freiheit hätte, nach meiner Ueberzeugung, nach der Forderung meines Herzens handeln zu können. — Es soll nicht sein. Meine Gedanken sollen fromme Wünsche bleiben — ich nehm' es an. Wenn ich's aber mit schmerzlichen Empfindungen thue, — ich hab' einen Trost, Herr Graf — einen Trost in einer Frau, die meine Gefühle theilt, einen Trost in einer Tochter, die ihren Vater und seinen guten Namen mehr liebt, als ihr eigenes Glück.

Eugen (steht mit ernstem Schweigen. Dann plötzlich) Herr von Stillnau, Ihre Hand! Fort mit dem letzten Schein! Ich freue mich, diese Antwort von Ihnen erhalten — ich freue mich, Sie so kennen gelernt zu haben! (Zu Frau von Stillnau) Und Sie, verehrte Frau! (Zu Anna) Und Sie, Fräulein!

Anna (nach kurzer Pause ihm die Hand reichend). Leben Sie wohl, Herr Graf. Nichts Lieberes konnten wir erfahren, als daß Sie mit uns zu fühlen vermochten. Das versüßt uns den Abschied von Ihnen, — einen Abschied, der vielleicht der letzte ist.

Eugen. Nein, nein, mein Fräulein.

Anna (nickt mit Ergebung.)

Eugen (betrachtet ſie einen Moment. Dann mit raſchem Entſchluß). Leben Sie wohl! (Zu Stillnau und Frau von Stillnau) Gottbefohlen! (Er geht ab.)

Stillnau (nach einer Pauſe). Es iſt vorüber. (Mit Rührung zu Anna). Komm, meine Tochter! Du haſt entſagt — und doch nicht die Güte Deines Herzens und nicht die Liebe verloren! Du biſt mein Kind, mein edles, braves Kind! (Er umarmt und küßt ſie.)

Vierter Aufzug.

Zimmer im herzoglichen Schloſſe.

Erſter Auftritt.

Der Herzog tritt nachdenkend ein.

Herzog. Es iſt nicht anders. Um wahrhaft erſprießlich zu handeln, muß man auch gegen ſeine edlen Regungen auf der Hut ſein. — Iſt das Uneigennützige wirklich das Beſſere? Iſt der Wunſch des Andern in jedem Sinne berechtigt, und iſt es wirklich Großmuth ihm nachzugeben, oder vielmehr Schwäche?

Den Ruhm eines guten Mannes ſich verdienen, iſt nicht ſchwer: man darf nur unbedacht ſein. Ich möchte den Ruhm eines Fürſten haben, deſſen Handlungen durch die Folgen gelobt werden!

Zweiter Auftritt.

Eugen erſcheint.

Herzog. Du kommſt von Stillnau? Iſt's im Reinen

Eugen. Ich bedaure —

Herzog. Wie! Abgelehnt?

Eugen. So ist es.

Herzog. Das kommt ja unerwartet! — Und ganz ernstlich?

Eugen. Mit Gründen, Hoheit, die auch mir höchst ernsthaft erschienen sind.

Herzog (ihn betrachtend). Du bist verändert! Wie kommst Du mir vor?

Eugen. Vielleicht wie einer, dem edle Menschen ihr Herz aufgedeckt haben!

Herzog (nach einer Pause). Du hast einer Familienscene beigewohnt und bist gerührt! (Eugen zuckt die Achsel.) Sind wir gefangen? Schlagen wir uns auf die Seite der Gegner?

Eugen. Können brave Menschen Ihre Gegner sein?

Herzog. Auch das ist möglich. Der gute Wille allein genügt nicht, es muß der Geist dazu kommen, der auf's Ziel hinaussieht!

Eugen. Ich kann mit Eurer Hoheit nicht streiten.

Herzog (nachdem er auf und abgegangen, für sich). Seltsames Schicksal! (Zu Eugen) Soll ich mit meiner Bedingung wirklich keinen Minister bekommen? Haben Gewalt und Herrlichkeit nichts Verlockendes mehr? Dann ist eine neue Zeit erschienen! Die Mächte, die bis jetzt regiert haben, sind bezwungen — die Herrschaft der Tugend und Weisheit steht vor der Thür!

Eugen. Wenn Sie aus Gründen, die meine Begriffe übersteigen, wirklich einen Mann *suchen*, der sich verlocken läßt, so werden Sie gewiß noch einen finden. Mit diesen beiden ist's leider nicht gelungen!

Herzog. Du wirst ironisch!

Eugen (nach kurzem Schweigen). Und Sie suchen den Ruhm des Unerforschlichen.

Herzog. Du schmeichelst, mein Freund! (Er macht einige Schritte. Für sich) In der That war ich darauf nicht gefaßt! Alle beide! Was soll ich nun beginnen? — Eine recht deutsche Verlegenheit! Es ist so vieles möglich und so vieles scheint gut zu sein, daß man keinen Schritt weiter kommt. Etwas weniger Freiheit und etwas mehr Nöthigung wäre mir lieber!

Eugen. Es sieht ja beinahe aus, als ob Hoheit in der That nicht wüßten, was Sie zu thun gedächten!

Herzog. Du hast's errathen, mein Freund.

Dritter Auftritt.

Diener erscheint mit einem Schreiben.

Herzog. Gib her. (Er nimmt dem Diener das Schreiben ab und erbricht es rasch.) Eingabe von Stillnau. Schriftliche Begründung seiner Antwort! Von ziemlicher Länge! — Das ist was zum Studiren! (Er legt es auf den Tisch.)

Diener. Hoheit verzeihen, der Jäger des Herrn Grafen ist draußen. Es ist ein Brief eingegangen — sehr dringend!

(Eugen sieht den Herzog fragend an.)

Herzog. Bring ihn! (Diener ab.) Wie wär's, wenn uns daraus — — indessen (lächelnd) ich bin vielleicht indiscret!

(Diener kommt, überreicht Eugen den Brief und geht ab.)

Eugen (erbricht ihn und lieſt ſtill). Sonderbar! — Aber nicht ganz ungeahnt!

Herzog. Was gibt's?

Eugen. Die Verlegenheit hat ein Ende.

Herzog. Der Brief iſt —?

Eugen. Von der Baronin Stolzeneck. Ihr Gemahl iſt in ſich gegangen — er hat den Muth, Miniſter zu werden!

Herzog. Das iſt Hülfe in der Noth!

Eugen. Die Zeit iſt noch nicht ſo ganz anders geworden, Hoheit! Die Gegenwart hängt mit der Vergangenheit immer noch einigermaßen zuſammen!

Herzog. Deſto beſſer. — Und was ſchreibt die Gemahlin? Ich darf's ohne Zweifel hören!

Eugen. Für Sie iſt's geſchrieben. (lieſt) „Hochverehrteſter Herr Graf! Sie haben im Namen Seiner Hoheit meinem Mann den oberſten Verwaltungspoſten angetragen. In einer Aufwallung, die ſich aus ſeinen bisherigen Anſichten erklärt, hat er ſich zu einem Reſüs hinreißen laſſen. Nach reiflicher Erwägung iſt er indeß zu der Ueberzeugung gekommen, daß er den Poſten nicht nur annehmen könne, ſondern müſſe. Sein Zaudern, den erſten Schritt zu thun, werden Sie begreifen und die Nothwendigkeit, die mich zwingt, die Sache ſelber in die Hand zu nehmen, richtig würdigen. Haben Sie die Güte, theuerſter Graf, Seiner Hoheit den gefaßten Entſchluß melden zu wollen und hinzuzufügen, daß wir Seiner weitern Befehle gewärtig ſind."

Herzog. Dieß iſt eine gewaltige Wendung zum Beſſern! Meine — Deine — alle Wünſche ſind erfüllt!

Eugen. Meine!

Herzog. Das ist ja klar! Während ich meinen Minister erhalte, wird die herrlichste Gestalt am Hof, die zauberhaft reizende Amalie von Stolzeneck Gräfin Schwarzenfels.

Eugen. Hoheit, es thut mir wirklich leid! Ich bin heute vollkommen unfähig, einen Scherz zu würdigen!

Herzog. Scherz! Hast Du gestern die Schöne nicht wörtlich so charakterisirt? Mit Andeutung glühender Wünsche, die eben auf dieses Ziel gerichtet waren?

Eugen (nach einem Schweigen). Ich mache nun eben auch die Erfahrung, die schon so manchen beschämt hat: nicht Alles, was natürlich und angenehm ist, ist auch recht, — zum Wenigsten wird man dafür gestraft. Diese Empfänglichkeit für das Schöne, dieses rasche Auflodern des Herzens bringt mich nun in große Verlegenheit!

Herzog (zu ihm tretend). Wär' es wahr? Die Tugend hätte gesiegt und das Herz meines Eugen tiefer gerührt, als es bis jetzt nicht der Schönheit gelungen? Zwar in Gestalt auch einer Schönheit, die für manchen jene stolzere aufwiegen möchte! Nun? — Sei offen gegen mich!

Herzog. Die Wahrheit ist: Die Tugend ist mir in so echter Gestalt erschienen, daß sie mir den Sinn für eine Schönheit, deren innerer Adel erst noch zu beweisen wäre, in unerwartetem Grade benommen hat.

Herzog. Das scheint zu heißen: wenn ich Stolzeneck zu meinem Minister mache, dann werde ich nicht die Freude haben, meinen Freund ihm als Schwiegersohn verbunden zu sehen!

Eugen. So heißt es wirklich.

Herzog. Dann geht das Gebäude, das ich im Geiſte erbaut, in Trümmer!

Eugen (nach kurzem Schweigen). Hoheit haben noch eine andre Möglichkeit.

Herzog. Daß ich meine Wahl richte nach der Deinen? Daß ich, nachdem Du verſchmäht, der Schwiegerſohn meines Miniſters zu werden, Deinen Schwiegervater zu meinem Miniſter mache?

Eugen (ernſt). Wenn Herr von Stillnau mir die Hand ſeiner Tochter zugeſteht, dann wird er mein Schwiegervater unter allen Umſtänden. Seiner Erhöhung bedarf ich nicht.

Herzog. Ah — richtig! Ich vergaß, daß Du reicher biſt, als Du mich haben willſt.

Eugen (fortfahrend). Wünſche ich alſo, daß Herr von Stillnau Miniſter werde, ſo geſchieht's nicht um ſeinet- und nicht um meinetwillen, Hoheit, ſondern um Ihretwillen!

Herzog. Du haſt Partei ergriffen!

Eugen. Die Partei des Rechts.

Herzog. Das iſt Jedem die ſeine.

Eugen (nach kurzer Pauſe). Ich ſehe, Hoheit, der Moment iſt gekommen, wo ich mich offen — rückhaltlos gegen Sie ausſprechen muß. Ich habe mich Ihrem Wunſche geliehen, den Verſucher zu ſpielen, und glaube meine Rolle mit aller Frivolität ausgeſtattet und durchgeführt zu haben, die ſie zu erfordern ſchien. Von Anfang an leitete mich aber die Hoffnung, daß Sie den Mann von Ehre ſuchen! — Hab' ich mich darin nicht getäuſcht, ſo iſt Ihr Zweck erreicht — und meine Miſſion zu Ende.

Herzog. Dein Mann von Ehre ſagt zu ſeinem Fürſten:

wenn ich Dein Miniſter werden ſoll, ſo verzichte auf Deine Forderung und erfülle die meine!

Eugen. Er fordert die Ehre, das Glück, den Ruhm ſeines Fürſten!

Herzog. Nach ſeiner Auslegung!

Eugen. Im Einklang mit der Ihrigen — ich kann mir dieſe Zuverſicht nicht rauben laſſen! — Hoheit, es handelt ſich um den Glauben, der die Herzen Ihres Volks für Sie begeiſtert, an Sie gekettet hat! Es handelt ſich um die Reputation eines ganzen Lebens! Faſſen Sie einen heroiſchen Entſchluß! Nehmen Sie die Hand des bewährten Mannes und geben Sie dem Lande, was des Landes iſt!

Herzog. Du ſprichſt wie ein Volksredner.

Eugen. Ich bin ein Adeliger, der es bleiben und darum es zu bleiben verdienen will! — Der Adel verpflichtet! Es iſt edler zu geben als zu nehmen!

Herzog. Eben darum muß man etwas behalten — zum Geben!

Eugen (mit einer Andeutung von Unwillen). Der Moment ſcheint mir nicht angethan, mit Worten zu ſpielen! — Sie werden's thun, Hoheit! Alle Gründe nöthigen Sie dazu! Sie können nicht anders!

Herzog (nach einer Pauſe, ernſt). Wenn ich nicht anders kann, was iſt's dann, wenn ich's thue? Was hat's für Werth? Aber es iſt nicht wahr, ich kann anders! Ich bin der Mann dazu, denn ich habe die Kraft, meinen Entſchluß, welchen ich auch faſſe, durch Thaten zu legitimiren.

Eugen. Sie können anders — und Sie können doch

nicht. Es gibt zweierlei Können; und das eine iſt von der Art, daß es der Edle nicht kann.

Herzog. Der Edle, der die Welt nicht kennt! Der idealiſtiſche Träumer! Sieh hin in's Leben! Wer wagt, der gewinnt! Und wer gewinnt, dem liegt die Welt zu Füßen.

Eugen. Die Welt, Hoheit — nicht die Nachwelt! Und mich will bedünken, wir leben in einer Zeit, wo die Nachwelt auf die Welt ſehr ſchnell folgen kann!

Herzog. Wer ſiegt und den Sieg weiſe benützt, der hat auch die Nachwelt für ſich. — Du kennſt die Macht des Fürſten nicht! Du kennſt Deinen Freund nicht! Ich fühle mich Mann's genug, meine Stellung zu behaupten unverrückt — und frei gegen die Parteien die Beſten von ihnen zu mir heraufzuziehen.

Eugen. Nun glaub' ich, Hoheit, Sie ſind der Idealiſt! (Der Herzog ſieht ihn groß an.) In dieſer Welt und zumal in dieſer Zeit iſt es auch dem Fürſten nicht gegeben, eine Stellung zu erfinden für ſich allein! Die Parteien ſind da; ſie gehen entgegengeſetzte Wege, und wer die eine von ſich ſtoßt, fällt unvermeidlich in den Bann der andern. Wer ſtehen, gehen — wirken will, der kann es nur nach einem beſtimmten Ziel hin, — zu dem Ziel der einen oder der andern Partei! Die Wahl zwiſchen beiden iſt nicht zu umgehen, — wer das Beſſere will, dem bleibt nur der Anſchluß an die beſſere, zeitgemäße, zukunftsreiche Partei! Hier iſt die Stelle, wo er ſeine Kraft, ſeinen Geiſt, ſeinen Edelſinn — ja ſeine Gerechtigkeit und Billigkeit gegen die Andern geltend machen kann! (Pauſe.)

Doch ich darf meine Ueberzeugung Eurer Hoheit nicht aufdrängen wollen. Meine Pflicht war, ſie auszuſprechen. Meine

Pflicht ist, Ihnen zu erklären, daß ich mein Geschick an das der Familie Stillnau kette und mit ihr stehen und fallen werde.

Herzog (nach kurzer Pause). Willst Du, wenn ich mich euch nicht hingebe, Dich von mir zurückziehen?

Eugen. Ich werde müssen, Hoheit.

Herzog (düster). Das ist Drohung, Zwang! — Also Jeder soll seinen Willen haben, nur ich nicht, der Fürst? Jeder soll sagen: das thu' ich, das wag' ich — ich aber soll Nichts können, als die Wagenden zum Siege führen? (Er geht auf und ab.) So geh hin! — Kannst Du mich verlassen, so kann ich Dich entbehren!

Eugen (mit tiefer Bewegung). Hoheit, ich folge dem Befehl! — Was ich in diesem Augenblick empfinde, kann ich, darf ich nicht schildern. — Leben Sie wohl!

(Er geht gegen die Thüre.)

Herzog. Eugen! — Freund meiner Jugend! Treuer Genosse meiner Leiden und Freuden! Es ist nicht möglich, Du kannst so nicht von mir gehen!

(Eugen hat sich umgewendet und kehrt zurück.)

Besinne Dich! Du bist mein! Du bleibst bei mir!

Eugen (nach kurzem Bedenken). Ich erwarte die Entscheidung, die Sie treffen werden! — Was ich darnach zu thun habe, wird geschehen mit Freude oder mit Schmerz, aber unvermeidlich. (Er verbeugt sich und geht ab.)

Vierter Auftritt.

Herzog. Er geht! — So ſteh' ich nun hier, entweder des Freundes oder der Freiheit beraubt!

Leicht iſt die Wahl für ſie! Die Herzen ſind begeiſtert! Im Schwunge der Empfindung folgen ſie dem Rufe der Pflicht — zu opfern, zu dulden bereit!

Mir iſt's verboten, meine Wahl zu treffen nach meinen Gefühlen!

Das Opfer, das man von mir verlangt, ich bring' es nicht nur für mich, ſondern für meine Familie, für alle meine Nachfolger! Ich gebe hin, was mir übergeben worden zum Bewahren, einer Zukunft vorgreifend, von der Niemand weiß, was ſie bringen wird. — Ich bin nicht überzeugt — ich kann mich nicht entſchließen!

(Pauſe. Mit höherem Ernſt)

Wahr iſt's! Ablehnen von mir werden ſich eben diejenigen, die ich am liebſten zu behalten wünſchte! Ich werde einſam ſein; denn die, welche mir bleiben, ſind für mich keine Geſellſchaft. Aber Fürſt ſein, heißt einſam ſein!

(Nach einer Pauſe, das Haupt erhebend.)

Vertrauen! Dem Volk vertrauen, der Zeit vertrauen! Kann ich es? Darf ich es?

(Er erblickt auf dem Tiſche die Eingabe von Stillnau.)

Sieh, da iſt ja noch eine Stimme, die ſich vernehmen laſſen will! Die Erklärung des Beamten! Die Motive der Ablehnung!

(Nach kurzem Schweigen)

Wer den Muth hat, mir ein Portefeuille hinzuwerfen, der

wird den Muth haben, mich Wahrheit kosten zu lassen! — Wahrheit! — Sie thut nicht immer wohl, und man sagt den Fürsten nach, daß sie keine sonderliche Begierde haben, sie zu hören! (Mit einem Achselzucken, lächelnd) Ich habe gefunden, daß die Fürsten damit nicht allein stehen! —

(Nach einer Pause, mit Ernst) Vor der Wahrheit scheut sich nur der Feige — (die Eingabe ergreifend) ich will sie hören!

Fünfter Aufzug.

Zimmer des Herzogs.

Erſter Auftritt.

Der **Herzog** erſcheint, die Schrift Stillnau's in der Hand.

Herzog. Ich muß! Beim Himmel, ich muß! — Die Wagſchale ſinkt auf dieſe Seite!

Der Advokat fordert das Recht — mit ihm kann ich rechten! Der hier wendet ſich an meine Ehre, an die höchſte Pflicht des Fürſten; er richtet meinen Geiſt auf die Ziele der Nationen; er zieht jedes edle Gefühl in mir zu ſich hinüber und macht's zu ſeinem Verbündeten — zu ihm muß ich ſelbſt übertreten!

Viel geb' ich hin! Die Freiheit, ſelber das Gute zu thun und das Schöne glänzend erſtehen zu laſſen um mich her! Aber ich tauſche das Beſſere dafür ein — das iſt meine Zuverſicht — und darauf hin wag' ich's.

Kein Zaudern mehr! Was ich zu ſein mir vorgenommen habe, ganz will ich's ſein — und gern will ich's ſein! Die Guten,

denen der Zweifel an mir das Herz betrübt hat, ſollen ihre Ueberraſchung, ihre Freude haben.

Und die neue Zeit in meinem Lande will ich einweihen mit einer Neuerung! Feierlich will ich's verkünden! Alle, die es hören, Alle, die davon erfahren, ſollen den Moment bezeichnen können, wo der Bund geſchloſſen worden iſt zwiſchen Fürſt und Volk!

Zweiter Auftritt.

Herzfeld tritt ein.

Herzog. Iſt Alles geladen? Alles beſorgt?

Herzfeld. Alles, wie es Hoheit angeordnet haben.

Herzog. Sie ſagen das mit einem Ernſt! — — Als ob mein Vorhaben nicht Ihren Beifall hätte!

Herzfeld. Es ſteht mir nicht zu, die Entſchließungen Eurer Hoheit beurtheilen zu wollen.

Herzog. Wenn ich's aber wünſche?

Herzfeld. Dann ſprech' ich meine Ueberzeugung aus — nach Befehl!

Herzog. Sie ſind ein Freund Stolzenecks!

Herzfeld. Ich bin's — geweſen!

Herzog. Wie! — Auch Sie! — — Wo ſoll das enden? Will mir Alles untreu werden? Steht man gegen mich auf in meiner nächſten Nähe?

Herzfeld. Ich bin Eurer Hoheit zum Dienſt verpflichtet! Gebieten Sie, und ich gehorche — unbedingt!

Herzog. Aber nicht gern! Nicht mit Ueberzeugung!

Herzfeld. Ueber meine Handlungen kann ich verfügen — nicht über meine Gedanken! (Nach kurzer Pause, mit Ernſt) Von den meinigen in Ihrer Nähe, Hoheit, mögen Sie ſchließen auf andre — in der Ferne! — Die Stadt iſt aufgeregt — ich darf's nicht verſchweigen!

Herzog. A ! (Für ſich) So iſt's am Ende Zeit geweſen! — (Zu Herzfeld) Wir wollen den böſen Geiſt bannen! — Ich hoffe mit ihm fertig zu werden!

(Aus der Ferne Lärm verworrener Stimmen.)

Herzog (horchend). Was iſt das? (Er geht an's Fenſter). Gedränge! — Ein Auflauf! (Sich aufrichtend, für ſich) Will man mir nicht einmal die Ehre laſſen, das Opfer frei zu bringen? Soll ich gezwungen ſcheinen? Ah, das iſt unerträglich!

(Zu Herzfeld.)

Nun? — Da drunten ſind Verbündete!

Herzfeld. Feinde, Hoheit! Feinde in jedem Betracht! — Sie müſſen heimgetrieben werden — ſofort! Erweiſen Hoheit mir die Gunſt! — Befehlen Sie —

Herzog. Nichts befehl' ich — gegen Kinderſpiel! — Der Platz hat gutes Pflaſter — ſie mögen's treten! (Mit ſtolzem Lächeln) Wir müſſen doch erſt hören, was ſie eigentlich wünſchen? — Erwarten Sie meine Entſchließung!

(Herzfeld ab.)

Herzog. Da hätten wir alſo die Kehrſeite des Bildes — wenige Tage nach dem ſüßen Empfang! — Sollten Bewohner dieſer Stadt von ſelber ſich aufmachen, mich drängen zu wollen? Dieſer Körper hat eine Seele! Die Führer ſenden ihre Leute voraus — um mir Schrecken einzuflößen vor einem Unberechen-

baren! Sie irren ſich! Es beleidigt mich — — und es iſt mir lieb, daß ich immer noch kann wie ich will!

(Der Lärm draußen iſt ſchwächer geworden und hört ganz auf. Ein Diener erſcheint.)

Diener. Eine Deputation von Bürgern dieſer Stadt bittet um die Gnade, vor Eurer Hoheit erſcheinen zu dürfen. Der Sprecher iſt Doktor Erhard.

Herzog. Der Mann des Rechts! — Sie mögen kommen!

(Diener ab.)

Dritter Auftritt.

Erhard tritt ein an der Spitze der Deputation.

Erhard. Hoheit, wir ſind beauftragt, ein gehorſamſtes, inſtändiges Geſuch —

Herzog. Wer hat die Herrn gewählt?

Erhard. Eine große Verſammlung aus Angehörigen aller Stände der Reſidenz.

Herzog. Die Verſammlung einer Partei!

Erhard. Zu welcher drei Viertheile der Bewohner dieſer Stadt gehören!

Herzog (zuckt die Achſeln). Und die Vertreter dieſer drei Viertheile, was haben ſie mir zu ſagen!

Erhard. Die Nachricht, Hoheit, daß Sie die nach Recht angeſprochenen Güter um jeden Preis der herzoglichen Familie behalten und einen Mann zum Miniſter ernennen wollen, der, um es zu werden, ſeine bisherigen Ueberzeugungen opfert, hat

die Bevölkerung in die größte Bestürzung geworfen! Man fürchtet — Hoheit verzeihen, daß ich ausspreche, was wir gesehen und gehört haben! — man fürchtet von einer Regierung, die mit solchen Acten beginnt, eine Fortsetzung — eine Ueberbietung des frühern Regiments! Die ganze Stadt ist einer Aufregung, über die wir, die wir sie begreifen, selber erstaunt und erschrocken sind. Es ist unsre heilige Pflicht, vor Eurer Hoheit hier zu erklären: diesem Lande droht das größte Unheil! Beschwören Sie es mit Einem Wort! Sprechen Sie aus: was Recht ist, sei Recht! Entziehen Sie Ihr fürstliches Vertrauen dem Abtrünnigen, schenken Sie es dem pflichttreuen Manne und stillen Sie die Wogen, die in stürmischer Erregung über die Ufer brausen wollen!

Herzog (sein Gefühl unterdrückend). In schlichter Prosa: Sie drohen mir, wenn ich nicht thue, was die Partei von mir verlangt, mit einem Aufstand?

Erhard. Ich schildre, im Namen unsrer Wähler, die Lage der Dinge, wie sie thatsächlich ist! Ich drohe nicht, Hoheit, ich warne — in der treuesten Absicht! Ich trage eine Bitte vor —

Herzog. Sie ist gut in Scene gesetzt —

Erhard. Sie wendet sich an das großmüthige Herz, an den hohen Geist des Landesherrn! Die Bittenden hoffen Erfüllung von dem Sinn für Freiheit und Recht, den Eure Hoheit kundgegeben haben bis zu diesem Augenblick.

Herzog. Wenn man hoffte, würde man vertrauen!

Erhard. Wir thun es, und erwarten zuversichtlich —

Herzog. Daß ich mich einschüchtern lasse! Daß ich blindlings unterzeichne, was die Masse mir vorschreibt!

Erhard. Hoheit —

Herzog. Keine Bemäntelung einer Sache, die vor Jedermann's Augen liegt! — Hören Sie und melden Sie Ihren Vollmachtertheilern meine Antwort! Ein Fürst, der einem Zwange nachgibt, wie er sich gegen mich herandrängt, der ist kein Fürst mehr, sondern ein hohles Gebilde, das zu seinem Spott auf dem Throne sitzt! Was ein Volk aber von einem schwachen Regenten durch Zwang erhält, dessen ist es nicht einmal sicher! Denn eben der, der gibt, weil er muß, der nimmt wieder, wenn er kann! — Wenn ich etwas gebe, so geb' ich's frei und für immer! Darum erklär' ich, daß dieser Auflauf auf meine Willensrichtung nicht den allermindesten Einfluß üben wird!

Erhard. Und was wollen Hoheit —?

(Der Lärm von der Straße her hat wieder begonnen und wächst drohend an.)

Herzog. Das werde ich euch sagen — unter dem Accompagnement des Chores da draußen! — Ich will, daß ihr ohne Rückhalt abseht von dem beleidigenden Unterfangen, einen Mann durch Einschüchterungsversuche zu einem Entschluß zu treiben! Ich will, daß die aufgerührte Masse sich sofort beruhige und still in ihre gewohnten Gleise zurückkehre! — Ich will, daß man das, was Ich beschließen will, vertrauensvoll erharre! — Wird diesen Forderungen nicht gehorcht, dann vertreib' ich die Gewaltandrohung mit Gewalt — und ihr habt, was ihr zu haben verdient: einen Herrn, der euch niederhält!

Erhard (nach ernstem Schweigen). Hoheit sind durch eine Annahme gereizt, die nur den Schein zur Stütze hat! Einen Aufruhr der Gemüther, wie er die Bevölkerung dieser Stadt unter die Mauern der Herzogsburg geführt hat, kann Niemand machen — er erzeugt sich von selber, ohne Wissen und Willen

der Einzelnen! — Wir ſind hier nur Männer, die ein dringendes Geſuch vortragen im Namen des Landes!

Herzog. Wählt! — Dämpft dieſen Aufruhr — und erwartet, was kommen wird!

Erhard. Und wir ſollen dem Geheiß blind folgen? Ohne ein Wort der Hoffnung, ohne irgend eine Ausſicht?

Herzog. Ich werde meinen Entſchluß verkündigen! Heute noch ſoll ihn die Stadt erfahren!

Erhard (nachdem er ihn durchdringend angeſehen, mit Ernſt und würdiger Faſſung.) Im Namen unſrer Wähler behalten wir uns vor, das Recht zu wahren mit allen Mitteln, die das Grundgeſetz des Landes uns an die Hand gibt! — — Den Tumult, den wir nicht erregen konnten, wollen wir dennoch zu ſtillen verſuchen! Was an uns liegt, wird geſchehen! Wir verzweifeln noch nicht daran, Hoheit werden thun, was an Ihnen liegt!

(Ab mit ſeinen Begleitern. **Herzfeld** erſcheint.)

Herzog. Seht nach, was da drunten geſchieht, und meldet mir's.

(Herzfeld ab.)

Herzog. Zwang! Zwang! — Mein Herz empört ſich! Ich bin ein Andrer, als ich war, und muß mit mir ſelbſt ringen! — Mißtrauen! — Und ein kecker Griff nach der Herrſchaft! — Das Schlechteſte, mit Freiheit gethan, iſt beſſer, als das Beſte, gegen den Willen des Herzens aus Furcht vollzogen! Niemand ſoll mir nachſagen —

(Herzfeld erſcheint.)

Nun?

Herzfeld. Der Schloßplatz iſt verlaſſen, die Leute ſind in den Straßen verſchwunden.

(Auf einen Wink des Herzogs ab.)

Herzog (nach einem Schweigen, sich umwendend). Stille ringsumher! — Die Macht unangefochten in meiner Hand! — — Ich denke, was ich jetzt thue, das thue ich frei!
(Ab zur Seite.)

Vierter Auftritt.

Saal im Schlosse.

Baron **Fuchs** und **Süßmilch** treten im Gespräch ein.

Süßmilch. Also ruhig auseinandergegangen?

Fuchs. Ein Wort des Herzogs hat genügt, den Schwarm wegzublasen!

Süßmilch. Feig! — Unverschämt und feig! — Es ist nur gut, daß man jetzt weiß, wie man sie zu behandeln hat! — (Mit einem Lächeln) Und nun sollen wir hören, wer Minister ist? Gott sei Dank, wir haben's noch rechtzeitig herausgebracht! Wir kennen den Herrn und — die Dame! — Sie haben mich nicht mehr annehmen können — es war zu spät; aber ich hatte das Glück, ihnen auf der Straße zu begegnen, und ich grüßte sie mit einem Blick — mit einem Ausdruck von Ergebenheit, Antheil, Rührung: ich sag' Ihnen, lieber Freund, einem solchen Blick ist nicht zu widerstehen, und ich hege die allerbesten Hoffnungen! — Gottlob — endlich haben wir wieder festen Boden!

Fuchs. Ehre den Frauen!

Süßmilch. Ja, die Frauen! Von denen können wir noch Vieles lernen, liebster Baron! (Nach einer Pause, mit einem Aus-

druck von Verwunderung, die eine Mißbilligung verräth) Alſo hier im Schloſſe? Vor einer großen Verſammlung?

Fuchs. Der ganze Hof, die Präſidenten der höchſten Collegien und die Vertreter der Stadt ſind geladen! — Es iſt neu!

Süßmilch (kopfſchüttelnd). Baron Fuchs, hier liegt etwas, das mich bedenklich macht! — Unſer gnädigſter Herr iſt (er ſieht ſich vorſichtig um und zieht Fuchs auf die Seite) — einigermaßen (ſieht ſich nochmal um und ruft ihm dann in's Ohr) extravagant!

Fuchs. Hofrath!

Süßmilch. Pſt! (Er zieht ihn weiter nach vorn.) Es iſt keine Ordnung mehr hier am Hofe! Man kann ſich auf nichts mehr einrichten! — Unter dem Hochſeligen wußte man Alles genau vorher, was geſchehen ſollte. Man wußte, was Hoheit geruhen würden zu thun und zu ſagen, man kannte ſeine eignen Obliegenheiten — und ſo ging Alles wie ein wohleinexerziertes Schauſpiel — würdevoll, durchaus würdevoll!

Fuchs. Aber zuweilen etwas langweilig!

Süßmilch. Langweilig? Wenn man alles genau ſo geſchehen ſah, wie es durch die Regel beſtimmt war? Gibt es einen großeren Genuß?

Fuchs. In ſeiner Art iſt's allerdings etwas Vollkommenes!

Süßmilch. Und die Sicherheit, mit der man auftrat! Die edle Haltung, mit der man auf Fragen antwortete, die Seine Hoheit faſt buchſtäblich wieder an Sie zu ſtellen die Gnade hatten! — Jetzt iſt Alles unberechenbar! Der gnädigſte Herr (er ſieht ſich um) kommt und geht, ſpricht und ſchweigt, wie's ihm beliebt — und fragt, was ihm einfällt!

Fuchs. Es macht ihm Vergnügen, warum ſoll er's nicht?

Süßmilch. Aber das Ansehen, Herr Baron, das hohe fürstliche Ansehen? Das leidet dabei außerordentlich! In den Formen liegt etwas Erhabenes, fast möcht' ich sagen: Göttliches! Wer sich in ihnen bewegt, der kann nicht irren — er ist unfehlbar —, und das ist eben das Majestätische! — Wer nach seiner Laune lebt, der wird Mensch — Mensch wie Andre! Er stellt sich unserm Urtheil bloß, wir kritisiren ihn — und die Ehrfurcht, Herr Baron, die Ehrfurcht ist erschüttert!

Fuchs. Mein lieber Freund, der Souverain hat immer Mittel, dieses Gefühl wieder herzustellen. Er theilt Gnaden aus, er begünstigt, erhöht —

Süßmilch. Wahr, sehr wahr! Er ist immer der Herr — und das ist gewissermaßen die Hauptsache. Aber wenn man dann nur wüßte, was er eigentlich im Sinne hat! Wenn man nur herausbekommen könnte, was ihm Freude macht, sein hohes Wohlgefallen erregt! Man kann sich auch in den neuen Herrn fügen — das bleibt ja immer unser Ideal! — aber seine Ansichten, seinen Geschmack muß man doch kennen! Wissen, nur wissen, liebster Baron, — das Uebrige wollen wir dann schon machen! — Was denkt denn nun der jetzige Herr? Womit ist ihm eigentlich gedient?

Fuchs. Wird sich zeigen! Es fängt ein Bischen anders an, als es gewesen ist, — nach und nach wird's schon wieder in's Geleise kommen.

Süßmilch. Glauben Sie?

Fuchs. Daß der Herr sich seine Revenuen nicht beschneiden läßt, wie die Liberalen von ihm erwarteten —

Süßmilch. Anmaßender Pöbel! Was man dem Herzog nimmt, das wird uns genommen!

Fuchs. Daß er dem Baron Stolzeneck das Portefeuille gibt, weil er ſie ihm zu erhalten verſpricht —

Süßmilch. Ja, ja, darin liegt — wie ſoll ich ſagen? — Tradition!

Fuchs. Daß er den guten Stillnau, der ihm den Dienſt geweigert, auch geladen hat, um ihm ſeine Ungnade mit höchſt eigenem Munde zu erklären —

Süßmilch. Das iſt ungewöhnlich, originell — aber fürſtlich!

Fuchs. Sie ſehen, wir haben Hoffnung!

Süßmilch. Es iſt wahr! Die Zeichen ſind da — es wird ſich arrangiren!

(Herren und Damen treten nach einander ein. Man begrüßt ſich, es bilden ſich Gruppen. Fuchs und Süßmilch treten zu der nächſten. Stumme Unterhaltung. Flüſtern in's Ohr, Geberden der Verwunderung, Achſelzucken.)

Fünfter Auftritt.

Stillnau, ſeine **Frau** und **Anna** erſcheinen. Sie grüßen vorübergehend, man erwiedert förmlich, mit einer Zurückhaltung, die hier einen ernſten, dort einen ſpöttiſchen Charakter hat. Links vorgetreten, ſchauen Frau von Stillnau und Anna betroffen, gekränkt auf die Gruppen, die ſich entfernt halten.

Frau von Stillnau. Welches Benehmen? Es iſt alſo ſchon bekannt?

Stillnau. Nach dem Barometer zu ſchließen —!

Anna. Was kann der Herzog mit uns vorhaben?

Stillnau. Nichts, meine Tochter, dem wir nicht ruhig entgegenſehen könnten!

Frau von Stillnau (nach einem Blick auf die Gruppen). Wir bleiben allein!

Stillnau (mit einem Lächeln). In der beſten Geſellſchaft, die wir bis jetzt haben können.

Anna. Man ignorirt uns vollſtändig! Man ſieht uns gar nicht an!

Stillnau. Um ſo ungenirter können wir ſie anſchauen.

Anna. Menſchen, Menſchen!

Stillnau. Muth, meine Tochter! — Das iſt erſt der Anfang!

(Bewegung unter den Gruppen.)

Sechster Auftritt.

Stolzeneck, ſeine **Frau** und **Amalie** treten ein. Eifrige, reſpektvolle Begrüßungen, die von Frau von Stolzeneck und Amalie huldvoll erwiedert werden.

Frau von Stolzeneck (rechts vorübergehend). Herr Hofſtallmeiſter! — Guten Tag, liebe Hornthal! Baron Fuchs, ich habe die Ehre. Ah, mein beſter Hofrath, wie geht's Ihnen?

Süßmilch. Ausgezeichnet, meine Gnädige! Welch ein anderes Gefühl als Freude können wir haben, wenn Sie erſcheinen? Die Sonne geht auf — die Kreaturen jauchzen!

Stillnau (für ſich). Todtliche Floskel!

Süßmilch. Freiherr von Stolzeneck, meinen tiefgefühltesten Glückwunſch! — Gnädiges Fräulein, Huldigung — unbedingte Huldigung!

(Amalie nickt lächelnd.)

Süßmilch (von einem zum andern schauend, bis sein Blick auf Stolzeneck ruht). O es ist doch etwas Herrliches, wenn die Geister sich finden! Wenn dem erhabenen Fürsten, dessen Auge nach einem Organ seiner Intentionen sucht, ein Genius sich bietet! Wenn die Intelligenz die Zügel in die Hand nimmt, das Gespann zu lenken, das uns alle durch's Leben führen soll!

Stolzeneck (abwehrend). Herr Hofrath!

Süßmilch. Dulden Sie, daß ich Sie verehre! Lassen Sie die Wallung meines Herzens in Worte übergehen! Edler Mann! (Mit einem Blick auf die Versammlung) Retter der Gesellschaft!

Frau von Stolzeneck. Zuviel, zuviel, Herr von Süßmilch!

Süßmilch. Die Begeisterung treibt mich — ich muß reden — und ich rede für Alle! O welche beseligende Wahrnehmung! Die Treue, sie ist kein leerer Wahn! Die Ritterlichkeit, sie ist nicht geschwunden aus der Welt — sie hat sich nicht zurückgezogen in die Grüfte der Ahnen, — leuchtend lebt sie in den Enkeln fort! Sie lebt, sie wagt und handelt — und die Feinde liegen am Boden! Eine neue Aera des Glanzes und der Herrlichkeit ist angekündigt! Die Ordnung, die einen Moment bedroht schien, wird neu gegründet werden und wie ein ehrner Fels dastehen!

Stolzeneck. Gut, gut! (Die Familie Stolzeneck tritt zurück und wird von einem Theil der Versammlung umgeben.)

Stillnau (zu seiner Frau). Andre haben auch ihr Kreuz, wie Du siehst!

Fuchs (zu Süßmilch). Vortrefflich, Hofrath! Sie haben gewirkt!

Süßmilch. Es war nur ein bischen zu ſtark, wie ich fürchte. Gar zu viel Würze!

Fuchs. Sie haben's verſchluckt und werden's auch verdauen! — Die Familie iſt Ihnen verpflichtet und Ihr Guido ſteht im Geiſt als Rath vor mir.

Süßmilch (zärtlich). Mein Sohn! — Verſuchen wir noch einmal durchzudringen!

(Sie miſchen ſich in die Verſammlung, die einen huldigenden Kreis um die Familie Stolzeneck bildet.)

Anna (nach einem Blick auf ſie, mit bewegter Stimme zu Stillnau). Wir bleiben wirklich ganz allein! Niemand, auch nicht einer, der ſich um uns bekümmert! Iſt's möglich, daß die Menſchen ſo klein ſein können? So klein und ſo herzlos!

Stillnau. Das Letztere eigentlich nicht! Mancher würde uns grüßen, wenn er nicht geſehen würde!

Anna. Alſo feig!

Stillnau. Du biſt ſtreng, meine Tochter! Sie leben von dem Beifall des Gebieters. Planeten — empfangen ſie ihr Licht von der Sonne! Dort liegt die Entſcheidung! Wenn die Herren den Blick hinaus richten wollten über den Flitter der Erde — Die Diener würden folgen, folgen müſſen.

(Unterdeſſen iſt **Gröndach** eingetreten, hat Perſonen der Verſammlung, die ſich in Gruppen geſondert, becomplimentirt und neigt ſich aus der Ferne gegen die Stillnau's.)

Frau von Stillnau. Der Kammerjunker grüßt uns!

Anna. Mein Verehrer! — Seht, er traut ſich gar zu uns her!

Gröndach (der ſich langſam genähert hat, mit Verbeugungen). Herr Geheimerrath! Gnädige Frau! Mein Fräulein!

Anna. Es ist recht freundlich von Ihnen, Herr von Grönbach, daß Sie uns guten Tag sagen. Nur sollten Sie dabei etwas mehr Munterkeit an den Tag legen! Ich meine doch sonst in Ihrem Gesicht mehr davon gesehen zu haben!

Grönbach. Ich bitte um Vergebung! Ein heftiges Kopfweh, das mich befallen hat! — Meine Herrschaften, ich habe die Ehre!

Anna (mitleidig). Leben Sie wohl! (Grönbach zieht sich zurück.)

Frau von Stillnau. Du bist grausam, Kind!

Anna. Ich kann's nicht lassen! Verlegenheit und Stottern, o Jammer!

Stillnau. Von seinem Standpunkt hat er alles Mögliche gethan! Dein Herz ist wirklich hart geworden!

Siebenter Auftritt.

Herzfeld erscheint, überblickt den Saal und geht auf die Stillnau's zu.

Frau von Stillnau. Ah!

Herzfeld. Guten Abend, Stillnau! — Meine Damen, ich grüße Sie!

Stillnau (seine Hand schüttelnd). Oberst, ich dank' Ihnen. (Mit einem Blick auf die entfernten Gruppen) Sie sehen?

(Herzfeld zuckt die Achseln.)

Anna. Herr Oberst, wären Sie nicht Militär, ich würde Ihre Kühnheit bewundern!

Herzfeld. Wie so?

Anna. Sie wagen sich in eine todbringende Gesellschaft! Sehen Sie nicht, wie Alles uns flieht?

Herzfeld. Fräulein Anna, ich hoffe, Sie scherzen!

Anna. Ich staune im vollsten Ernst.

Herzfeld. Wollen Sie mich beleidigen?

Anna (zärtlich seine Hände fassend). Nein, dazu hab' ich Sie zu lieb! Dank Ihnen! Nun glaub' ich wieder an die Menschheit!

Herzfeld. O Jugend! Excentrisch — aber scharmant! — Stillnau, ich würde Sie zu kränken glauben, wenn ich Sie trösten wollte. Sie wissen, was Sie gethan haben, — und die Folgen können Sie nicht überraschen!

Frau von Stillnau. Ihre Freundlichkeit ist ein Trost, Herr Oberst. Wir sind nicht ganz verlassen, Einer steht zu uns.

Stillnau. Und zwar ein Mann! — Es ist genug.

Anna (sich umsehend, freudig erschreckt.) Da kommt noch einer!
(**Eugen** der im Hintergrund erschienen ist, geht auf sie zu.)

Eugen. Meine Freunde! Gott zum Gruß! (Er reicht ihnen die Hände.)

Anna. Sie kommen zu uns, Herr Graf!

Eugen. Haben Sie daran gezweifelt?

Anna. Nein.

Eugen. Ich komme, um, wenn Sie es gestatten, immer bei Ihnen zu bleiben! — Wenn wir nicht zusammen stehen sollen, müssen Sie mich verstoßen!

Frau von Stiln. } gleichzeitig. } Graf Schwarzenfels!
Anna } gleichzeitig. } O das thun wir nicht!

Eugen. Herr von Stillnau, die Zeit drängt, ich muß

kurz sein. Wenn Sie von hier weichen, verlaß' ich den Hof mit Ihnen — mit den Ihrigen! Werden Sie mich aufnehmen?

(Entzücken und Rührung auf den Gesichtern Anna's und der Mutter. Stolzenau ergreift Eugens Hand.)

Bewegung unter den Gruppen, zu denen unterdessen Beamte, der Bürgermeister und Rath der Stadt getreten sind. Gedämpfte Rufe: „der Herzog."

Achter Auftritt.

Herren vom Dienst treten ein, die Versammlung vertheilt sich an den Seiten. Die rechte Seite, wo sich die Familie Stolzeneck befindet, ist ganz eingenommen; die linke über die Hälfte. Die Familie Stillnau mit Eugen und Herzfeld steht abgetrennt. Der **Herzog** erscheint und tritt in der Mitte vor.

Herzog (der die Versammlung mit feierlichem Ernst überblickt hat). Ich habe Sie zu mir geladen, damit Sie einem Akte beiwohnen, der Sie erkennen lassen soll, wie ich mein fürstliches Amt zu führen gedenke. Die höchste, wichtigste Stelle in meinem Lande ist frei geworden. Meine Aufgabe war, den Mann zu suchen, der sie am würdigsten und segensvollsten ausfüllte — mit dem ich in Regierung und Verwaltung dem erhabenen Rufe nachzukommen vermöchte, welchen die Gegenwart an den deutschen Fürsten richtet. Meine Bemühungen sind von Erfolg gekrönt; — der Mann ist gefunden. (Bewegung unter den Versammelten.)

Meine Wahl ist nicht gewöhnlich; aber schwerwiegende Gründe haben mich dazu bestimmt — und ich hoffe, sie wird sich bewähren. (Spannung der Hörer.)

Ich stand an einem Scheideweg — ernste, gründliche Prüfung der Verhältnisse war mir Pflicht. Sollen wir das Unsre behaupten — sollen wir's hingeben? Das ist die Frage gewesen. Das Opfer entkleidet uns der Macht, mit der wir

nach unſerm Sinn Gutes thun konnten, — die Entſagung erſcheint der Welt als Thorheit und Schwäche und erntet nicht ſelten Spott auch von denen, zu deren Gunſten ſie geübt worden. Der Erwägende hat es vor Augen — und ſchwer, ſchwer erſcheint die Wahl! Und doch, ſoll's beſſer werden in der Welt, ſoll geſchehen, was Alle wünſchen und was auch das Wohlſein jedes Einzelnen vollkommener herbeiführen wird, als der glücklichſte Raub am Ganzen, dann muß man ſich entſchließen, der Welt ein Thor zu ſcheinen, den Vortheil zu laſſen und muthig auf die Seite der Pflicht zu treten.

Ich hab's gethan! — Und ich wähle den zu meinem Genoſſen und Gehülfen, der es vor mir gethan hat: Gotthart, Edlen von Stillnau!

(Die Verſammlung hat im Verlauf der Rede eine Ahnung erhalten von der Entſcheidung des Herzogs. Die Familie Stolzeneck iſt ihr mit den Ausdrücken von Bedenken und wachſender Sorge, die Familie Stillnau mit den Zeichen einer Hoffnung gefolgt, die ſich in den Grenzen ernſter Erwägung hielt. Die Wirkung der letzten Worte iſt außerordentlich. Die Familie Stillnau ſteht wie erſchreckt, nicht zu glauben wagend, mit einem Druck in den Mienen, der die Freude kaum andeutet, während Eugens Geſicht Beifall und Bewunderung ausdrückt. Die Stolzeneck's haben einen Moment faſt entſetzt auf den Herzog geſehen. Der Raub, nicht ohne Würde, ringt mit ſeinem Gefühl; ſeine Frau und Amalie faſſen ſich bald und ſehen mit dem hellen Ausdruck innerer Entrüſtung da. Die Mienen der Abgeordneten, die unmittelbar hinter dem Herzog ſtehen, zeigen ernſte oder feindſelige Zuſtimmung. Auf den Geſichtern der Hofleute die Nuancen des Staunens, der Beſchämung, der Beruhigung, ſich in den Herzog zu finden u. ſ. w. Lützwitz drängt ſich mit Haſt zunächſt der Familie Stillnau vor und gibt ihr zum Schluß ſeine Zuſtimmung kund.)

Herzog (nachdem er die Verſammlung in kurzer Pauſe betrachtet).

Ich gehe hin, was ich noch vertheidigen konnte, ich bring' ein Opfer — mit dem Bewußtſein eines höheren Gewinns. Nicht die Größe des Opfers iſt's, auf die es ankommt. Daß geopfert wird, — daß der Fürſt ſich fähig beweiſt, ein Opfer zu bringen,

und daß das Volk ihn als ſolchen erkennt, das iſt das Weſen und darin liegt der Segen. Die Vertreter des Volks werden den Beſitz, über den ſie künftig entſcheiden ſollen, verwenden, wie ich ihn verwendet haben würde — zur Ehre und Zierde des Landes. Und für die Hingabe wird mir danken, was ich ungetheilt zu erlangen hoffe: die Liebe meines Volks! Die Liebe, in welcher jeder Mißton, der ſich zwiſchen uns erhoben hat, verſchwinden ſoll bis auf die Erinnerung!

(Große Bewegung; Zuſtimmung.)

An dem Scheidewege, vor welchem wir uns zu entſchließen hatten, Völker und Staaten, die Menſchheit ſelber ſteht davor. Mit unedlem Gewinn anfangen und mit Verluſt endigen, oder mit edlem Verluſt anfangen und mit Gewinn endigen, das ſteht zu wählen im Großen wie im Kleinen. Wer Geiſt und Kraft in ſich fühlt, die rechte Entſcheidung zu treffen, der hat die heilige Pflicht voranzugehen und ein Beiſpiel zu geben denen, die folgen können. Ich habe nach gewiſſenhafter Erwägung mit ſehenden Augen frei gewählt, und mit dem Muthe des Mannes ſtehe ich ein für alle Folgen dieſes Aktes!

Eugen. Heil, Heil unſerm edeln Herrn! Heil dem Herzog Heinrich!

(Lebhafte Zeichen der Zuſtimmung, große Aufregung. Die Verſammlung hat ſich von der rechten Seite mehr in den Hintergrund und auf die linke gezogen. Bei der Familie Stolzeneck ſteht nur noch der Hauptmann von Sander. Die Mienen der Frau von Stolzeneck und Amalie zeigen durch ihren Ernſt, daß ſie von den Worten des Herzogs getroffen worden ſind. Stolzenecks Züge haben einen Ausdruck der Ergebung erlangt. Amalie ſieht beſchämt und gerührt auf den Hauptmann.)

Herzog (nachdem er den Zurufenden gedankt, macht einen Schritt zur Familie Stolzeneck). Baron Stolzeneck, Sie haben mir Ihre Dienſte angeboten zur Durchführung eines andern Beſchluſſes.

Wenn höhere Gründe mich zwangen davon abzustehen, so enthebt mich das nicht des Dankes, den ich Ihrer Bereitwilligkeit schulde, dem Wunsche eines Fürsten zu entsprechen, auf den Sie Ihr Vertrauen setzten. Sie sind von mir in meiner zweiten Stadt zu dem höchsten Posten ernannt. Wahren Sie mit dem Eifer, den Sie hier gezeigt haben, die Interessen des Landes, über die Sie von hier aus stets in Klarheit erhalten werden sollen.

Stolzeneck. Ich nehme mein Loos dankbar an, Hoheit, und werde meinen einzigen Ruhm in treuer Pflichterfüllung suchen.

Herzog. Sie sollen nicht ohne einen Freund von hinnen gehen! Hauptmann von Sander, Sie werden Ihre Verwandten begleiten. Man hat Sie für die dortige Garnison zum Major vorgeschlagen, und ich werde das Patent heute noch unterzeichnen.

Hauptmann. Dank, den innigsten Dank, Hoheit, für eine Gnade, welche den tiefsten Wünschen meines Herzens entgegenkommt!

Herzog (mit einem ernstfreundlichen Blick auf die Gruppe). Leben Sie wohl!

(Die Familie Stolzeneck und der Hauptmann gehen ab.)

Herzog. Und nun Ihre Hand, Stillnau! Dank Ihnen! Dank Ihrem Geist, Ihrem Muth! (Zu Frau von Stillnau, Eugen und Anna) Dank euch Allen, euch Glücklichen! — O, das ist ein schöner Augenblick! Die Herzen, die Geister sind mein! Ich bin mit den Besten — ich bin mit meinem Volk in Frieden! So will ich regieren!

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN